# Die Classiker

## aller Zeiten und Nationen.

### Geschichte ihres Lebens,

**erläuternde Charakteristik ihrer Schriften**

und

### auserlesene Stellen aus ihren Meisterwerken.

Nebst vollständiger Geschichte der einzelnen Literaturen.

Im Verein mit mehreren Gelehrten herausgegeben

von

**Adolf Wolff.**

**Erster Theil**

Die Italiänische National-Literatur vom 13ten bis 19ten Jahrhundert.

**Berlin, 1860.**

Verlag von Gustav Hempel.

# Die Italiänische National-Literatur

in ihrer

geschichtlichen Entwickelung

vom 13ten bis zum 19ten Jahrhundert;

nebst den Lebens- und Charakterbildern ihrer classischen Schriftsteller

und

ausgewählten Proben aus den Werken derselben

in deutscher Uebertragung.

Herausgegeben

von

Adolf Wolff.

Berlin, 1860.

Verlag von Gustav Hempel.

# Inhalt.

# An die Gebildeten der deutschen Nation.

Vielen Tausenden Gebildeter sind die reichen, herrlichen Schätze verschlossen und unbekannt, welche die Literatur fremder Völker und vergangener Zeiten besitzt. Homer, Pindar, Horaz, Virgil, Dante, Ariost, Tasso, Camoens, Milton — wer wüßte nicht von ihnen, daß sie Unsterbliches gesungen, wem wäre es unbekannt, daß sie für die Classiker unserer Nation die unerreichten und unerreichbaren Vorbilder gewesen? Aber wie Wenigen ist es beschieden, auch nur Einen oder den Andern dieser großen Heroen des Geistes mit Verständniß zu lesen und seine Schönheiten wahrhaft zu würdigen! Und wie viel mehr noch kennen kaum dem Namen nach jene wunderbaren und räthselhaften Schöpfungen der orientalischen Poesie, deren Ursprung bis an die Wiege des Menschengeschlechts hinaufreicht und welche den Gesängen Homers ebenbürtig zur Seite stehen!

Wie sollte es auch anders sein? Gehört doch oft zum Verständniß eines Einzigen das Studium eines ganzen Lebens, — ist es doch nicht blos tiefe Kenntniß der Sprachen, welche dazu nöthig, sondern ebenso die Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen, dem Culturzustand, der Geschichte in der weitesten Bedeutung — und welchem Sterblichen ist es gegeben, mit seinem Geiste dieß Alles zu umfassen?

Soll darum aber der Gebildete den Wunsch als unerfüllbar ganz unterdrücken, jene Schöpfungen des Genie's wenigstens in ihrer Allgemeinheit kennen zu lernen, deren ewige Schönheit Zeiten und Geschlechter überdauert, welche leuchtende Sterne waren für die fernsten Generationen, in denen gleichsam die Gottheit von Zeit zu Zeit zum Menschen geredet hat? Soll er darauf verzichten, die erhabenen Denkmale des menschlichen Geistes zu bewundern, in denen sich die Cultur ganzer Zeitalter spiegelt und von denen sie ihr Licht und ihre Richtung erhielt?

Dieser Wunsch, es muß der Wunsch vieler Tausende sein, und gewiß ist es der Wunsch eines Jeden, der sich zu den Gebildeten zählt.

Deshalb werden die Herausgeber des umstehend angezeigten Werkes auf den Dank der deutschen Nation rechnen können, wenn sie ihre gemeinschaftlichen Kräfte dazu vereinigten, ein Werk zu schaffen, das in einem großen Gesammtgemälde die Koryphäen der Literatur aller Zeiten und Nationen vereinigt, ein Werk, das ihre Lebens- und Zeitverhältnisse schildert, ihre Schriften charakterisirt und verstehen lehrt, das ihren Einfluß zeigt auf den Entwickelungsgang der Menschheit und in auserle-

senen Proben ihrer Werke den Geist derselben und die eigenthümlichen Schönheiten ihrer Form zur eignen Anschauung des denkenden Lesers bringt, mit einem Wort, ein Werk, das es jedem gebildeten Deutschen möglich macht, die Classiker aller fremden Nationalitäten ohne Verständniß ihrer Sprachen kennen zu lernen und sich an ihnen zu begeistern und zu erheben.

Was **Homer, Aeschylus, Pindar, Sophokles, Euripides, Herodot, Thukydides, Aristophanes, Theokrit, Plautus, Terenz, Cicero, Virgil, Horaz, Ovid, Tacitus, Dante, Petrarca, Boccaccio, Bojardo, Ariosto, Tasso, Machiavelli, Alfieri, Manzoni, Pellico, Leopardi, Montemajor, Ercilla, Cervantes, Lope de Vega, Calderon de la Barca, Quevedo Villegas, Moreto, Yriarte, Martinez de la Rosa, Ribeiro, Gil Vicente, Camoens, Valmiki, Kalidasas, Jayadevas, Bhartrihari, Somadeva, Confucius, Amrilkais, Motenebbi, Hariri, Firdusi, Nisami, Dschelaleddin Rumi, Saadi, Hafis, Rabelais, Scarron, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Boileau, Voltaire, Rousseau, Chateaubriand, Béranger, Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton, Fielding, Sterne, Goldsmith, Robert Burns, Walter Scott, Byron, Tegnèr, Oehlenschläger, Celakowsky, Mickiewicz, Puschkin** Unsterbliches geschrieben, Alles was zur „Weltliteratur" gehört, was Gemeingut aller Zeiten und aller Völker, das wird in diesem Werke eine Stelle finden.

Jeder, dessen Blick über die Grenzen seines Landes und seiner Zeit hinausreicht, Jeder, der einen Genuß darin finden kann, den langen Weg mit Einem Blicke zu überschauen, auf welchem die Menschheit dahin gelangt ist, wo wir sie heute sehen, wird diese großartige Arbeit deutschen Fleißes willkommen heißen und sich freuen, hier in einem großen Bild das Erhabenste vereinigt zu sehen, was die Jahrtausende der verflossenen Zeitalter geschaffen.

Noch keine Nation besitzt ein Werk wie dieses, und keine Nation kann und wird je ein solches Werk besitzen, denn keine Sprache der Welt vermag es, wie die deutsche, die Eigenthümlichkeiten fremder Mundarten in der getreuesten Vollendung wiederzugeben.

---

Dieses schöne Werk erscheint in glänzender äußerer Ausstattung und ist mit vielen herrlichen Abbildungen von Meisterhand geziert.

Ist es so ein „Prachtwerk" im eigentlichsten Sinne des Wortes, so wird es durch seinen billigen Preis zu einem Volksbuche, dessen Besitz einem Jeden möglich; denn bei einem Umfange von 7 Bogen großen Formats kostet die Lieferung nicht mehr als 10 Sgr. (= 36 Xr. Rhein.), ungeachtet der kostspieligen typographischen Anordnung des Satzes, durch welche der Inhalt von 3 bis 4 gewöhnlichen Druckbogen auf einen Bogen zusammengedrängt ist. Hierdurch allein wird es möglich, daß bei der außerordentlichen Fülle des Materials das ganze Werk in circa 20 Lieferungen beendet sein wird.

Berlin, Druck von W. Buxenstein

# I. Italiens Cultur- und Literatur-Zustände bis zum dreizehnten Jahrhundert.

Acht Jahrhunderte trennen den Zeitpunkt des Unterganges des altrömischen Reiches von der Epoche, in welcher eine neu gebildete Sprache das neu erwachte Geistesleben in Italien verkündigt. Die wechselvollen Schicksale, die während dieses Zeitraumes das schöne Land erfahren, dessen gesegnete Fluren noch immer die Sehnsucht und das Ziel geschmackvoller Freunde der Natur, der Kunst und Literatur bilden, berühren uns hier nur in so weit, als sie uns die Entwickelungsmomente der allgemeinen Cultur- und literarischen Verhältnisse erkennen lassen.

In der Literatur eines Volkes giebt sich der allgemeine Fortschritt der Menschheit überhaupt wieder. Demselben Gesetze der Entwickelung, nach welchem diese ihrem Ziele entgegengeht, folgt auch die Literatur. Aber dieser allgemeine Verlauf wird entweder gehemmt oder befördert durch die besonderen Verhältnisse eines Volkes; die Beschaffenheit des Bodens, die geselligen Einrichtungen, die Religion, die Handelsbeziehungen, Kämpfe, Siege, Eroberungen und viele andere Umstände modificiren diesen allgemeinen Charakter, die natürliche Grundlage jeder Literatur, und geben der besonderen die locale Färbung, das individuelle Gepräge, eigenthümliche Schönheiten und Mängel. Von diesem Gesichtspunkte aus fällt die Geschichte der Literatur mit der der Civilisation überhaupt zusammen, und von ihm aus ist die Entwickelung der National-Literaturen zu betrachten.

Mit der Zerstörung des römischen Weltreiches wurden keinesweges die Beziehungen zur alten Cultur, zu den Schöpfungen des griechisch-römischen Geistes abgebrochen. Die Sprache der Besiegten blieb die amtliche, diejenige, deren sich die Gesetzgeber und die Geistlichkeit, die christlichen Hymnendichter und die Schriftsteller Jahrhunderte lang noch ausschließlich bedienten. Wie feindselig auch immer christliche Fanatiker gegen die Schätze der alten Kunst und Wissenschaft auftraten: der wesentlichste Mittelpunkt aller geistigen Bewegung und literarischen Arbeit blieb, ohne daß die Macht des Glaubens und der allmählig erstarkenden Vaterlandsliebe beeinträchtigt ward, die alte Literatur.

Nach den Erschütterungen des fünften Jahrhunderts, welche dem weströmischen Reiche den Untergang gebracht, hatte Italien zuerst wieder unter der Herrschaft Theodorichs, des Ostgothenhelden, (494 – 526), eine ruhige Periode, in der die Wissenschaften dadurch besonders gewannen, daß zwei der bedeutendsten Männer damaliger Zeit, Boëthius (455–524) und Cassiodorus (480–575), ihre Förderer und Beschützer, zugleich die ersten Rathgeber des Königs waren. Beide, im Christenthum geboren, können gleichwohl ihrer Heimath, ihren Vorstellungen, der Sprache und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nach als der Welt des Alterthums angehörig betrachtet werden. Während Boëthius, der

Verfasser der berühmten, im Mittelalter viel gelesenen und weitverbreiteten Schrift: de consolatione philosophiae (von den Tröstungen der Philosophie), durch Uebersetzungen von Schriften des Plato, Aristoteles und anderer Griechen die Liebe zur griechischen Philosophie und Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande zu verbreiten suchte, wirkte Cassiodor noch in umfangreicherer Art für die Erhaltung der Werke des Alterthums. Er ließ Handschriften aus allen Provinzen zusammenbringen, gründete Bibliotheken, und bediente sich, als er, aus dem Staatsdienste getreten, sich in ein Kloster zurückgezogen, der Mönche zum Abschreiben von Handschriften classischer Werke.

Rom war unter ostgothischer Herrschaft noch wie früher der Ort, welcher der Jugend des ganzen Landes Gelegenheit gab, sich durch Studien der Literatur und Beredsamkeit zu bilden. Cassiodor erwähnt in seinen Schriften einiger Dekrete, die hierauf Bezug haben. In einem derselben von Athalrich an den römischen Senat, ist von Professoren der Grammatik, der Beredsamkeit und der Rechte die Rede, als von öffentlichen Lehrern in den Schulen der freien Künste, denen ihre Besoldungen nach wie vor zukommen sollten.

Aber seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts, besonders seit der Herrschaft der Longobarden (568) traten Zustände ein, die der Cultur der Wissenschaften ungünstig genug waren. Die literarische Thätigkeit beschränkte sich in Rom, ihrem Mittelpunkte, auf kirchliche Bedürfnisse, wleche Gregor der Große, der von 590—604 auf dem bischöflichen Stuhl saß, vorzugsweise berücksichtigte. Seine entschiedene Abneigung gegen die Werke der heidnischen Schriftsteller läßt sich aus seinen uns noch übrigen Schriften erkennen. Einem ihm untergebenen Geistlichen, von dem er erfuhr, daß er sich mit Unterricht der Grammatik, d. i. der classischen Literatur beschäftige, machte er in einem Schreiben strenge Vorwürfe: „es sei unanständig, aus einem Munde Christus und Jupiter zu preisen, und ein Geistlicher solle die Gedichte nicht lesen, die nicht einmal ein frommer Laienbruder lesen dürfe." Die Unwissenheit des Klerus wird bald (680) eingestanden. Die öffentlichen Schulen der Rhetorik und Grammatik, die vorher in den vornehmsten Städten der Lombardei waren, scheinen ganz eingegangen zu sein, oder blieben keine öffentlichen Schulen mehr. Die große Mühe, mit der die Literatoren kaum ein paar einzelne Namen von Männern aufzufinden wissen, die in Italien noch etwas Griechisch verstanden, beweist, mit welch schnellen Schritten die griechische Literatur hier ihrem Untergange entgegen eilte, so wie der gänzliche Verfall der alten Landessprache, die jetzt, da sie immer weniger geschrieben wurde, nach und nach alle grammatischen Bestimmungen verlor, einen Beleg dafür giebt, daß die alten römischen Schriftsteller in den Schulen, wenn deren noch vorhanden, wenig oder gar nicht gelesen wurden.

Unter diesen Zuständen erfolgte die Revolution, welche Karl der Große in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts in Italien bewirkte und die zugleich den größten Theil des übrigen westlichen Europa betraf. Ein neuer Geist ging von diesem schöpferischen Helden mehr noch auf die folgenden Jahrhunderte, als auf seine Mitwelt über. Sein Eifer für Unterricht und Bildung der von ihm unterworfenen Völker beschränkte sich nicht bloß auf das Christenthum, mit welchem Enthusiasmus er auch immer für die Verbreitung desselben sorgte; er strebte nach Erweiterung von Kenntnissen überhaupt, und die Lehranstalten, die er an vielen Orten errichtete, sollten alles Wissenswürdige umfassen. Er berief Männer von Kenntnissen und Einsichten; daß ihm dies sehr schwer geworden, zeugt von dem damaligen tiefen Verfall der Wissenschaften. In Frankreich war, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, vor ihm gar kein gelehrtes Studium mehr, in Deutschland entstand es erst durch ihn, in Italien war der Verfall so groß, daß Karl aus England und Irland, welche Länder damals fast die einzigen Zufluchtsörter der Wissenschaft waren, gelehrte Männer nach Italien kommen lassen mußte, um dort Schulen anzulegen. Auch Karls Nachfolger bemühten sich, dem Emporkommen der Wissenschaften förderlich zu sein. Ein in dieser Beziehung wichtiges Document ist die Verordnung des Lotharius, vom Jahre 820, über die Einrichtung des zu ertheilenden gelehrten Unterrichtes. Dieselbe beginnt mit der Bemerkung, daß das Licht der Wissenschaften in Italien gänzlich erloschen sei und zählt darauf die

Städte auf, in denen die Schulen zur Erlernung der „Grammatik" angelegt werden sollen. Unter den Städten wird Pavia zuerst genannt, wo noch immer ein, wenn auch nur schwacher, Schimmer von classischer Gelehrsamkeit übrig geblieben war. In Turin, Cremona, Florenz, Verona, sollten gleichfalls die verordneten Centralschulen eingerichtet werden. Welche Folgen jedoch die Verordnung gehabt, darüber fehlen die Nachrichten.

Hatten die friedlichen Zustände, deren Italien im karolingischen Zeitalter genoß, nicht vermocht, den Sinn für die Wissenschaften wieder zu erwecken, so waren die darauf folgenden Zeitumstände jenen noch weniger günstig. Bereits gegen Ende des neunten Jahrhunderts waren die Bürgerkriege zwischen den Herzogen von Friaul und Spoleto ausgebrochen, durch welche auswärtigen Eroberern der Eingang in Italien gebahnt wurde. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts vereinigte Otto I. Italien wieder mit dem deutschen Reiche; allein nur desto häufiger wurden dadurch die Empörungen, und die Künste des Friedens konnten bei den wiederholten Heereszügen der deutschen Kaiser um so weniger gewinnen. Dazu kamen die fortgesetzten Einfälle der Saracenen im Süden und der Ungarn im Norden. Noch geringeren Schutz aber durften die Wissenschaften von den Päpsten jener Zeit erwarten, deren Sittenlosigkeit und Verwilderung in den Jahrbüchern der Geschichte hinlänglich charakterisirt ist. Immer aber blieb Italien die Hauptniederlage der Werke der classischen Literatur (im westlichen Europa), und die Abschriften einzelner besonders bekannten Werke, des Virgil, Cicero, Quintilian u. a. wanderten nicht selten nach Frankreich, England, Deutschland, um dort wissenschaftlichen, oder doch mit ihnen zusammenhängenden Zwecken zu dienen. Das Abschreiben der Handschriften war in den Klöstern Sitte geworden; eins derselben, das Kloster Bobbio (um 600 gestiftet) zeichnete sich vor allen durch seinen Reichthum an abgeschriebenen Werken der Kirchenschriftsteller und der römischen Literatur aus. Die Klöster waren auch in den nächstfolgenden Jahrhunderten die vornehmsten, ja fast die einzigen Zufluchtsorte für die Schriften der Alten. Die zahlreichen Handschriften aus dem 12. Jahrhundert, sowohl in italiänischen, als in anderen Bibliotheken bezeugen den Fleiß im Abschreiben, das um so eifriger betrieben wurde, als neben dem bisher üblichen Pergament das weniger kostbare Baumwollpapier Schreibmaterial geworden war.

Die ersten Spuren eines Wiederauflebens der Wissenschaften in Italien werden gegen das Ende des elften Jahrhunderts wieder erkennbar. In Bologna entstand um diese Zeit eine Schule, in der von Irnerius das römische Recht unter großem Zulaufe gelehrt wurde, gleichzeitig wurde in Salerno die erste ärztliche Bildungsanstalt errichtet. Aus dem Stamme der alten Literatur sproßten beide Wissenschaften als Zweige hervor; die Kenntniß der alten Sprachen war für die Rechtsgelehrten wie für die Aerzte jener Zeit unentbehrlich, mochten die letzteren auch ihren Hippokrates und Galenus zuerst aus Uebersetzungen kennen lernen; denn noch war die Kenntniß der griechischen Sprache wenig verbreitet. Das Studium des römischen Rechtes in Bologna, das diese Stadt, als sie Privilegien darüber erhielt, zur ersten Universität von Italien machte, stand bald in voller Blüthe; es verschlang gleichsam alle gelehrte Thätigkeit. Je mehr sich in den italiänischen Städten ein Bürgerstand herausbildete, desto fühlbarer war das Bedürfniß eines bürgerlichen Rechtes geworden. Das Studium desselben erwarb dem Laienstande die Theilnahme an literarischer Thätigkeit und zog zur Kenntniß römischer Geschichte und zur Auffassung der Grundsätze der Auslegungskunst hin.

Mit der Gründung der Universitäten ging der methodische Anbau und die äußere Pflege der geistigen Kräfte des Menschen aus den eng begrenzten Kreisen der Kirche auf die Laienwelt über und trat mit dem öffentlichen Staats- und Bürgerleben in nähere Verbindung; sie erhoben sich zu gelehrten Körperschaften, welche das in seinem Umfange erweiterte Wissen allgemeiner machten und in den, bisher von der Leitung der Geistlichkeit ausschließlich abhängigen Angelegenheiten bald ein entscheidendes Stimmrecht ausübten. Die ersten Universitäten (wie die zu Bologna, Salerno und die bald darauf in Paris begründete) entstanden frei, ohne äußere Anordnung und Richtung, durch Wißbegierde derer, welche sich um berühmte Lehrer sammelten und eine zur Erreichung wissenschaftlicher Zwecke

geschlossene Gemeinde oder Zunft bildeten. Die Verfassung dieser nach Nationen eingetheilten literarischen Vereine war in Italien demokratisch, in Paris, wo sie fester bestimmt wurde, aristokratisch, in welcher letzteren Gestalt sie auf die meisten Universitäten überging. Sie genossen bedeutender Vorrechte, namentlich das der eigenen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit. Von den Unterrichtsgegenständen pflegte eine Wissenschaft in der Regel auf jeder Universität vorzuherrschen, in Bologna und den älteren italiänischen Universitäten Rechtskunde, in Paris Philosophie, neben beiden Grammatik; Padua scheint zuerst mehrere Wissenschaften umfaßt zu haben.

Das eigentliche Schulwesen blieb überall sehr vernachlässigt. Schulen der Grammatik erhielten sich zwar in Bologna und anderen Orten, besonders in Parma, in denen lateinische Sprache gelehrt ward; allein dieser Lehrgegenstand machte nur wie bisher einen Theil des „Trivium", d. h. des für den ersten Jugendunterricht bestimmten Lehrstoffes aus, der in „Grammatik," „Dialektik," und „Rhetorik" bestand, während die Gegenstände des höheren Unterrichts („Quadrivium") Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie waren. Diese „sieben freien Künste" bildeten den Inbegriff dessen, was in den unter der Leitung der Geistlichkeit stehenden Schulen des Mittelalters auch noch nach Dante's Zeit gelehrt wurde. Von diesen Disciplinen war die „Dialektik" diejenige, die zumeist geeignet war, die Vernunftkräfte zum Selbstdenken zu erwecken und zu üben. Der Unterricht in derselben ward nach den Schriften des Porphyrius, Boëthius, später des Thomas von Aquino u. A. betrieben, und fortgeführt in dem Studium der scholastischen Philosophie, die, im Schooße der Kirche erzeugt und gepflegt, seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts herrschend geworden war. In Paris hatte sie ihren Hauptsitz, von dem aus sie sich bald als aristotelische Philosophie auf die Universitäten Italiens und anderer Länder verbreitete. Die Scholastik bahnte den Weg zu kühneren Ansichten und tieferen Forschungen, und artete sie gleich nicht selten in Spitzfindigkeiten und Spielen mit Begriffen und Worten aus, so bleibt ihr doch das Verdienst, dem menschlichen Geiste einen bedeutenden Anstoß gegeben zu haben, der wenigstens dazu beitrug, ihn aus seinem Schlummer zu wecken.

Der Widerstand gegen päpstliche und hierarchische Willkür war eins der ersten Zeichen des erwachenden Geistes. Unter Gregor VII. hatte die päpstliche Hierarchie ihren höchsten Gipfel erstiegen. Gegen die von ihm zum unbegrenzten Despotismus entwickelte Gewalt des Papstes erhoben sich von Anfang an Freiheitsliebe oder Eigennutz einzelner Kirchenbeamten; ihr trotzte der Rottensinn der italiänischen Herren; sie wurde bekämpft durch die kühnen Hohenstaufen (seit 1152) und Heinrich VI. von England (1154). Aber noch erlagen diese Bestrebungen der kirchlichen Uebermacht. Ihr waren die Angriffe, durch welche das Haupt der Politiker, Arnold von Brescia (1139), ein von großartigen Bildern des Alterthums begeisterter und von biblischer Weisheit erfüllter Gegner, ihre Grundlagen erschütterte, wenig gefährlicher als die Rathschläge und Zurechtweisungen, durch welche Bernhard von Clairvaux der wankenden Hierarchie Unterstützung leistete und die Anfeindungen abwehrte. Immer noch thaten Bann und Interdict große Wirkung; ein Innocenz III. konnte sogar Mittel finden, die angefeindete Gewalt noch mehr zu befestigen, und die unter ihm entstandenen Orden der Bettelmönche, der Dominicaner (1206) und der Franciscaner (1210), erachteten es ihres Berufes, lebhaften Verkehr mit dem Volke zu unterhalten, und durch Predigt und Unterricht Einfluß auf die Erziehung desselben zu gewinnen. Aber die Zeit nahete, die dem geistlichen Despotismus harte Demüthigungen bereitete und der Schrankenlosigkeit der päbstlichen Gewalt ein Ziel setzte.

Folgenreich für die Entwicklung des geistigen Lebens waren die Kreuzzüge (1096—1250) geworden. Der Völkerverkehr wurde lebendiger, neue Erfahrungen und Kenntnisse wurden überall hin verbreitet. Durch die wiederholten Züge der Kreuzfahrer in die Länder des griechischen (byzantinischen) Reiches, durch ihre Eroberungen und ihre dort gegründeten Herrschaften vermehrten sie die Bekanntschaft mit griechischer Sprache, Sitte und Cultur. So wurden jene sonst unglücklichen, ihr beabsichtigtes Ziel verfehlenden Züge wenigstens Veranlassung, daß der griechischen Literatur ihre künftigen Wohnsitze in Italien vorbereitet werden

konnten. Es entwickelt sich hier im dreizehnten Jahrhundert eine Masse von Kraft, die große Wirkungen erwarten ließ. Die politischen Verhältnisse waren in dem größeren Theile des Landes der Cultur der Wissenschaften wenig günstig. Nur der südliche Theil genoß unter der Herrschaft der Hohenstaufen eine ruhigere Periode, die auch für die Wissenschaften nicht verloren blieb, aber nur, um durch desto größere Stürme bald darauf erschüttert zu werden. Die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die sich unter mancherlei Gestalten bekämpften, unterhielten die Unruhen in den größeren Städten, besonders des nördlichen Theiles. Die republikanischen Verfassungen, welche sich die lombardischen Städte errungen hatten, neigten sich bei dem Uebergewichte, das einzelne mächtige Familien erhielten, durchgehends entweder zu Oligarchieen, welche einen baldigen Uebergang zu Monarchieen erwarten ließen, oder es waren auch schon Tyrannen in ihnen aufgestanden, die ihre durch Gewalt errungene Herrschaft durch Gewalt zu behaupten suchten; unter dem höheren Theile der Nation war noch viel kriegerische Rohheit vorhanden, welche durch die über Norditalien damals allgemein verbreitete Poesie der Provencalen und die schwachen Spuren der beginnenden Nationalpoesie nur langsam und wenig gemildert erscheint. Von bedeutender Wirksamkeit wurde dagegen der durch die Kreuzzüge mächtig aufblühende Handel der Venetianer, Genuesen und Pisaner. Der dadurch allgemein verbreitete Wohlstand und der Reichthum einzelner Häuser war zur Förderung der Künste und Wissenschaften eine nothwendige Bedingung. Durch die Bekanntschaft mit fremden und entfernten Ländern, mit ihren Bewohnern und Producten, die eine Folge der lebhafter betriebenen Schifffahrt war, wurde der Gesichtskreis des Zeitalters erweitert, und diesem größere Empfänglichkeit für Cultur überhaupt gegeben.

Fassen wir aber die wissenschaftliche Cultur und besonders die für die folgenden Zeiten außerordentlich wichtig werdende Pflege der altclassischen Literatur in's Auge, so sehen wir bereits im nächsten Jahrhunderte directe Verbindungen zwischen dem Lande, in welchem bisher der Hauptsitz griechischer Gelehrsamkeit gewesen, zwischen dem römisch-byzantinischen Reiche und Italien angeknüpft. Die Gefahren, die dem ersteren Reiche drohten, waren die nächste Veranlassung. Seine Kaiser traten mit dem Abendland in Verkehr, um sich hier Hilfe gegen die Angriffe der mächtiger vorschreitenden Türken zu verschaffen. Wiederholt reisten die letzten Kaiser aus dem Hause der Paläologen nach Italien, schickten Gesandte dahin, um die erwünschte Vereinigung zu Stande zu bringen. Ihr Aufenthalt daselbst, die Unterhandlungen, die Concilien, die deshalb berufen wurden, trugen dazu bei, die durch die Kreuzzüge mit dem Osten gemachte Bekanntschaft zu unterhalten und zu erweitern. Und noch ehe die griechischen Gelehrten ihr Vaterland flohen, um sich in Italien einen ruhigen Aufenthalt zu suchen, waren hier schon einzelne Männer aufgetreten, die mit seltner Begeisterung das Studium der Alten empfahlen, und durch äußere Verhältnisse begünstigt eine so allgemeine Theilnahme vorzüglich unter den höheren Ständen erregten, daß die Wiederbelebung dieser Studien zu einem der wichtigsten Momente in der Entwicklungsgeschichte der geistigen Cultur wurde. Mit dem Zeitpunkte der Wiedergeburt des wissenschaftlichen Lebens in Italien fällt die Epoche zusammen, in welchem Dante, Petrarca und Boccaccio die eigenthümliche Richtung der National-Literatur in classischer Vollendung aussprachen.*)

Italien war lange vorher schon, aber vorzüglich in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in einer von jenen heftigen Gährungen, wo nebst dem Abschaum oft auch die beste Kraft der Menschheit zugleich wegbrauset. Besonders war die Lombardei und Toskana zahllosen Fehden zum Raube gegeben, die sich unaufhörlich erneuerten, indem fast jeder Friedensschluß den Samen künftiger Spaltungen streute. Richtiger könnte man sagen: es war dort nur eine ewige Wuth Aller gegen Alle. Das Ansehen der Kaiser galt nichts mehr, und doch gab es sonst kein Oberhaupt, welches Macht gehabt hätte, die trotzigen Städte zu einem Ganzen zusammen zu ordnen und sie ihre Freiheit ertragen zu lehren.

*) Der Gegenstand unserer obigen Darstellung ist in großer Ausführlichkeit von Heeren in seiner „Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter. Göttingen 1822.“ Bd. I. behandelt.

Herrenlos war das Land und fast jeder kleine Theil desselben von mannigfaltiger Unterdrückung gequält. Die damaligen Menschen waren muthig und stark: der romantische Geist ritterlicher Abenteuer lebte in ihren Unternehmungen. Allein zu diesem gesellte sich die blinde Wuth der Factionen und machte das Spiel der Leidenschaften verworrener und wilder. Guelfen kämpften gegen Ghibellinen; Grafen und Barone unter sich und gegen die Städte; diese gegen kleinere Städte, um sie zu unterjochen, oder gegen gleich mächtige aus Rivalität; im Innern der Städte wiederum die Edeln gegen das Volk und das Volk gegen die Edeln, oder auch Geschlechter gegen Geschlechter. Alles, was nur von Kräften des Hasses und der Feindseligkeit im Menschen liegt, wurde wunderbar entwickelt und gestärkt. Die Moral einfacher heroischer Zeitalter ist es, seine Freunde zu lieben und seine Feinde zu hassen, beides gleich kräftig. Hier hingegen galt die letzte Pflicht bei weitem als die wichtigste; wer seine Beleidiger nicht mit unaustilgbarer Erbitterung verfolgen konnte, taugte nicht zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten. Große Thaten zu großen Zwecken konnten nicht geschehen, denn jede umfassende Aussicht, welche die Herzen hätte erweitern, und durch mächtige Triebfedern über das enge Interesse des Augenblicks erheben können, hatte die Ungewißheit der Zeiten umnebelt. Wenige kannten Patriotismus; fast Niemand wußte, ob er ein Vaterland habe: der heute noch eines blühenden Glückes in seiner Stadt genoß, war morgen vielleicht seiner Güter beraubt und ein Flüchtling. Auch die beiden Parteien, wovon die eine das Ansehen des Papstes und der Kirche, die andere die Rechte der Kaiser zu verfechten schien, kämpften oft nur für sich; jeder knüpfte seine eigenen Freundschaften und Feindschaften an die Namen von Guelfen und Ghibellinen. Mächtige raubten, Tyrannen würgten, Priester trieben Verrath, und der heilige Vater zu Rom war meistens Erzengel der Zwietracht.

Wenn man sich von diesen Scenen zu dem hinwendet, was zu derselben Zeit die wenigen, welche sich mit Bücherlesen und Bücherschreiben, mit Lernen und Lehren befaßten, zwischen ihren vier Wänden trieben, so wird man in eine ganz fremde Welt, ohne Zusammenhang, sogar im seltsamsten Widerspruch mit jener, versetzt. Es ist, als hätte Jemand zu einer phantastischen Unterhaltung die contrastirendsten Theile aus zwei verschiedenen Weltgeschichten mit einander vermählt. Während die thätige größere Hälfte des Menschengeschlechts edle Fülle von Lebenskräften in heißen Kämpfen verschwendete, hielten die speculirenden Köpfe in einer aus vorigen Zeiten herabgeerbten Erstarrung zum Theil mit vielem Scharfsinn, zum Theil auch durch bloße platte Pedanterie sich selbst gefangen. Nichts wußte man von allem, was nützlich ist zu wissen, und bekümmerte sich auch nicht darum: aber sehr stark war man in der Astrologie, und mitunter auch in der Nekromantie. Die Mönchspedanterie hatte alles, was man mit dem Namen Wissenschaft ehrte, in unnatürliche Formen gezwängt, wie unter Klosterregeln: wer also lernen wollte, begab sich gleichsam unter Klosterdisciplin, und mußte ein großes Maß von gesundem Menschenverstande mitbringen, wenn dieser nicht in der eingeschränkten Luft und Lebensart verdumpfen sollte. Die geachtetste unter den Wissenschaften, die Theologie, war vor allem im traurigsten Zustande, weil sie am meisten cultivirt ward. Die heilige Schrift war längst nicht mehr der Codex der Wahrheit für sie, und konnte es nicht sein, denn man verstand die Kunst, Alles aus ihr heraus und in sie hinein zu deuten. Auf die Sätze des Philosophen — man kannte damals nur den Aristoteles aus verfälschenden Uebersetzungen — gründete man das christliche Lehrsystem, und man hatte diese heterogenen Theile durch eine spitzfindige Dialektik so tausendfältig in einander verwirrt und verwickelt, daß Aristoteles selbst, wenn er wieder auferstanden wäre, Schwierigkeit gefunden haben sollte, sie zu scheiden. Der höchste Punkt der Weisheit in der Philosophie war, gegen alle disputiren zu können und immer Recht zu behalten. Der, welchem dies gelang, hieß ein Doctor irrefragabilis. In den Köpfen dieser Leute wurde Aristoteles selber ein Doctor irrefragabilis, oder auch, ungeachtet er ein Heide gewesen war, so etwas von einem seraphischen Lehrer zukünftiger Gläubigen. Zu allem diesem kam das entsetzliche Latein, dessen man sich in der damaligen gelehrten Welt bediente, welches durchgehends aus Barbarismen, nicht blos in der grammatischen Form,

sondern im innern Wesen bestand, und allein schon hinreichend gewesen wäre, den graden Sinn für Wahrheit mit unauflöslichen Banden der Finsterniß zu umstricken. Hatte Jemand auch gute Gedanken, die nicht scholastisch oder mystisch waren: in dieser Sprache konnte er sie nicht sagen. Dennoch wußte man sich so viel damit, daß man die Wissenschaften beinah zu entadeln glaubte, wenn man darüber in der menschlicheren Sprache des Volkes redete.

Eine einzige schöne Blüthe des menschlichen Geistes war emporgesproßt, nicht in der Abgeschiedenheit der Klöster, sondern unter Menschen, die das Leben männlich und kraftvoll genossen, unter Spielen der Waffen und ernsten Gefechten, und der Schweiß rühmlicher Thaten hatte sie bethauet. Es war die Sängerkunst der Provencalen, die etwa anderthalbhundert Jahre vor Dante's Zeit im südlichen Frankreich zuerst sich bildete, und dann in Spanien, Italien, Deutschland und England die liebste Ergötzung der Ritter und Damen wurde. Der folgende Abschnitt schildert den Einfluß, den diese Poesie auf die Entwickelung der italiänischen ausgeübt hat.

## II. Anfänge der italiänischen Sprache und Literatur.

Als die lateinische Sprache nach dem Untergange des weströmischen Reiches aufgehört hatte, im Munde des Volkes zu leben, um nur noch als gelehrte und kirchliche Sprache fortzudauern, kamen in den frühern Ländern des eroberten Reichs die vulgären Dialekte zur allgemeinen Herrschaft. Mag auch eine latina rustica (sermo rusticus), wie sie schon unter den alten Römern bei dem Volke im Gebrauche war, jenen Ländern anfangs gemein gewesen sein, so entstanden doch durch die Vermischung derselben mit den Sprachen der Eroberer, besonders mit den germanischen und gallischen im Laufe der Jahrhunderte neue Idiome, die allmählig zu selbstständigen Schriftsprachen ausgebildet wurden. Die erste dieser Sprachen war die lingua romana, in der allerdings als Hauptelement die latina rustica geblieben war; sie wird auch romana rustica genannt. Diese romanische Sprache scheint bereits im 8. Jahrhundert in Italien, Südfrankreich und Spanien geläufig gewesen zu sein. Das älteste schriftliche Denkmal derselben ist uns in dem Eide aufbewahrt, den Ludwig der Deutsche seinem Bruder Karl dem Kahlen zu Straßburg im März 842 leistete, und mit dem die langen Streitigkeiten zwischen Beiden beendigt wurden.*) Aus der romanischen Sprache traten nach und nach selbstständig hervor die provencalische, die französische, die castilianische, die portugiesische und endlich die italiänische, in der hier aufgeführten Reihenfolge.

In der Provence, im südlichen Frankreich gelangte die romanische Sprache zuerst zu einem Grade geistiger Durchbildung, der das Entstehen einer eigentlichen Literatur möglich

*) Dieser Eid lautete: Pro Deo amur et pro christian poplo et nostro commun salvament, dist di en avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvara ieo cist meon fradre Karlo, et in adjudha et in cad huna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altre si fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit. (Ins heutige Französisch übertragen würde dieser Eid lauten: Pour l'amour de Dieu et pour le peuple chrétien et notre commun salut, de ce jour en avant, autant que Dieu m'en donne le savoir et le pouvoir, je défendrai mon frère Charles, ici présent, et je l'aiderai en toute chose, ainsi qu'un homme par droit et justice doit défendre son frère, en tout ce qu'il ferait de la même manière pour moi, et je ne ferai jamais avec Lothaire aucun accord, qui, par ma volonté, porterait dommage à mon frère Charles, que voici.)

machte. Die provencalische Poesie ist nicht nur der Zeit nach die älteste im modernen Europa, sondern sie hat auch einen dauernden und tief eingreifenden Einfluß auf die poetischen Productionen der übrigen Völker ausgeübt und denselben von ihrem Geiste und ihren Formen vieles mitgetheilt. Im südlichen Frankreich fing die neue Lage der Dinge, wie sie sich aus dem Conflict der germanischen und anderer Eroberer mit den Römern herausgebildet hatte, zuerst an, eine bestimmte Gestalt zu gewinnen, und die Ideen, welche das ganze Mittelalter beherrschten, die sich in dem Ritterwesen verwirklichten und in der provencalischen Poesie ihren ersten Ausdruck fanden, wirkten von dieser Gegend aus auf alle übrigen Nationen Europas. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts gab es kaum ein Land, wohin nicht der Ruhm der provencalischen Dichter gedrungen wäre, wo man ihre Werke nicht bewundert hätte — sie nachzuahmen galt für das Höchste in der Kunst. In Frankreich, Italien und einem Theile von Spanien war die provencalische Poesie einheimisch geworden, sie hatte sich auf verschiedenen Wegen über England und Deutschland ausgebreitet. Man kannte sie in Böhmen, Ungarn und Griechenland, ja selbst in Island genoß sie einer Art von Popularität.

Zu Ende des 11. Jahrhunderts war die provencalische Sprache hinreichend ausgebildet, um mit Leichtigkeit einer poetischen Auffassung zum Organ zu dienen. Es gab auch in dieser Sprache schon allerhand Gedichte, die meist den mehr oder weniger rohen, aber originellen Ausdruck von allem Wunderbaren, das sich in dem religiösen Glauben und den historischen Traditionen der damaligen Zeit vorfand, bildeten. Die besondere geistige Thätigkeit des Dichters wurde schon durch das Wort trobar (trouver, finden, erfinden) bezeichnet, und man hatte für die Poesie schon ein System der Versification erfunden, welches sich auf die Verbindung des Reimes mit dem Rhythmus gründet. Ob es damals schon eine bestimmte Klasse in der Gesellschaft gab, die der Troubadours, welche lediglich der Dichtkunst ihr Leben widmete, läßt sich nicht bestimmen; gewiß ist es, daß die Jongleurs (Spielleute) schon damals das Gewerbe von fahrenden Sängern ausübten.

Erst mit der Entwickelung des ritterlichen Geistes erhob sich diese Poesie zur eigentlichen Kunstdichtung. Sie wird der poetische Ausdruck für die Ideen, welche jenem zu Grunde liegen. Die Zeit jenes Ritterwesens ist das Jugendalter der germanisch-romanischen Völker; sie waren im 11. Jahrhundert aus der Zeit der Rohheit, der wilden Thatenlust ohne geistige Impulse und der bloß sinnlichen Triebe getreten; es erschloß sich ihnen ein tieferes Seelenleben, die Gemüther begeisterten sich für das Höhere, Ideale. Die Tapferkeit, die erste ritterliche Tugend, war nicht mehr ein zweckloses Aufsuchen von Gefahren, eine prahlerische Verachtung des Todes ohne weiteren Inhalt, sondern sie trat in die innigste Beziehung zum Schutze der Religion und der Frauen. Bei einer solchen geistigen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß in der Poesie die Liebe, die eigentliche Jünglings-Leidenschaft, den ersten Rang einnehmen mußte. Von jener Zeit an dreht sich die ganze Lyrik um sie, und sie ist die Haupttriebfeder im Roman und im Epos.

In der Provence vereinigte sich alles, was die Pflege der Dichtkunst begünstigen konnte: ein mildes Klima, eine gesegnete Natur, allgemeiner Wohlstand, Liebe zu Spiel und Gesang, Protection der Großen. Die zahlreichen Schlösser der Edelherren waren eben so viele Mittelpunkte für die Sänger; sie wurden hier überall gastlich aufgenommen und reich beschenkt entlassen; Freigebigkeit gegen sie gehörte mit zu den ritterlichen Tugenden. Einer der verdienstlichsten Forscher im Gebiete der provencalischen Literatur (Diez, Leben der Troubadours) sagt in dieser Beziehung: „Zu keiner Zeit hatte man unter den Großen Süd-Frankreichs, Spaniens und Italiens so viele Verehrer und Beförderer der gebildeten Dichtkunst gesehen, als zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Tapferkeit und Aufwand waren die beiden Richtungen, worin die Großen ihren Ruhm suchten; beide mußten sich in vollkommener Ritterlichkeit vereinigen. Die Freigebigkeit übte man, zum Theil um des Ruhmes willen, mit Leidenschaft: wie die Könige ganze Provinzen verschenkten, die Barone stets offene Tafel hielten und als einladendes Zeichen der Gastfreundschaft einen Helm über der Pforte ihres Schlosses anbrachten, so gab selbst der dienende Ritter seinen letzten Pfennig ohne Bedenken als Almosen hin."

Die Troubadours sind eigentliche Hofdichter; sie waren entweder im Dienste eines Großen, oder sie zogen von einem Schlosse zum andern, die vornehmeren von einem oder mehreren Jongleurs, die ihre Lieder vortrugen, begleitet. Ihre Ankunft gab immer das Signal zu Festlichkeiten und geselligen Spielen; Gunst und Beifall der Fürsten waren das Element, in dem sie lebten, ihr ganzes Dasein war ein Rausch, eine ununterbrochene Reihe der mannigfachsten Aufregungen und Genüsse. Früh erschöpft und durch Gewissensbisse beunruhigt zogen sie sich dann gewöhnlich, um ihre Rechnung mit dem Himmel zu schließen, in einen strengen Mönchsorden zurück und widmeten den Rest eines Lebens, an welchem die Liebe und weltliche Freuden keinen Antheil mehr haben konnten, frommen Uebungen. Die berühmtesten Troubadours, von deren Lobe so eben noch ganz Spanien, die Provence und Italien voll waren, verschwinden plötzlich; wann und wo sie starben, blieb unbekannt.

Die Denkmale, die uns von der Poesie der Troubadours noch übrig geblieben, bestehen theils und hauptsächlich in lyrischen, theils in epischen Gedichten. Die Lyrik der Troubadours sagt, im Ganzen angesehen, unserem Geschmacke nicht zu. Wie interessant auch ihre Poesie vom Standpunkte der Geschichte, der Literatur oder Civilisation aus betrachtet sein mag, so entbehrt sie doch des höheren ästhetischen Werthes: eine gewisse Monotonie ist allen Werken der Troubadours eigen, ihre Art zu empfinden ist eine mehr conventionelle; es giebt sehr wenig Gedichte von ihnen, die sich durch Naivetät und Frische der Empfindungen auszeichnen. Wie der oben erwähnte Diez richtig bemerkt, erscheinen uns alle ihre Lieder als von *einem* Verfasser gedichtet: überall begegnen wir denselben Vorstellungen und nur in den Aeußerlichkeiten der Behandlung findet sich einige Mannigfaltigkeit. Aus jenen Liedern spricht mehr der Verstand als das Gefühl, sie gewähren den Eindruck von etwas Gemachtem, Künstlichen; wir werden höchstens durch die Zierlichkeit der äußeren Ausführung, durch die Mannigfaltigkeit der Wendungen, in denen ein und derselbe Gedanke ausgedrückt wird, überrascht. Sie waren freilich darauf berechnet, mit Instrumentalbegleitung gesungen zu werden: Musik und Dichtkunst gingen in jener Zeit Hand in Hand. Die Dichter componirten selbst ihre Lieder, überließen aber den Vortrag derselben den Jongleurs.

Unter den Liedern der Troubadours treten hauptsächlich hervor: die Soulas, fröhliche Gesänge, die Lais, klagende Liebeslieder, die Tensons, Wettgesänge über galante Streitfragen, die Albas und Serenas, Morgen- und Abendständchen. Diese und noch andere Namen erfanden sich die Troubadours für die verschiedenen Ausdrucksweisen ihrer einförmigen Dichtungen. Anfangs nannten sie Alles eigentlich nur Verse (vêrs); später kam der Name Canzo, Lied, auf; Sonette hießen Lieder, von Instrumenten begleitet — doch bei den Provencalen noch ohne die bestimmte Form, die sie in der italiänischen Poesie erhalten haben —; Ballade (Balada) ein Lied, welches den Tanz begleitete. Die Contes oder Novelles finden sich bei den Troubadours seltener, als bei den französischen Trouvères; die der ersteren sind eine Mischung von orientalischen Ritterfabeln und metaphysischen Betrachtungen der Liebe, meist gefärbt mit naiver Zügellosigkeit und Ueppigkeit. Die Pastourelles malen galante Abenteuer der ritterlichen Dichter mit Schäferinnen, wobei gewöhnlich die Dame ihres Herzens noch zu rechter Zeit erscheint, um sie von dem Pfade der Sünde abzurufen. Die Sirventes, Servantese waren die einzige Dichtungsart, welche andere Gegenstände als die Galanterie behandelte; ihr Inhalt war entweder historischer oder satirischer Art, und in letzterem Falle bezogen sie sich gewöhnlich auf die Geistlichen, die in den schärfsten Ausdrücken gegeißelt wurden.

Die glänzendste Zeit für die Troubadours war die letzte Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als Kaiser Friedrich Barbarossa zur Feier des mit der Lombardei geschlossenen Friedens einen Hof in Mailand hielt, dessen glänzende Feste, Turniere und Gelage alle Sänger der Liebe und Waffen vereinigte, und dann in Turin, wo er 1162 den Grafen Raimund Berengar III. mit der Provence belehnte. Die Troubadours fanden, wie oben erwähnt, Eingang in Italien und erhielten bald Bewunderer und Nachahmer. Die Italiäner, denen im zwölften Jahrhundert eine poetische Sprache noch mangelte, reiheten sich unter die Troubadours, nahmen ihre Gedichte als Regel und Muster, und selbst ihre Sprache als Ausdrucksmittel an.

Die Poesie des neueren Italien trat also zuerst (um den Anfang des 13. Jahrhunderts) in dem fremden Idiom desjenigen romanischen Sprachzweiges auf, der nach der Partikel, welche in der provencalischen Sprache das Ja bedeutet: langue d'oc genannt wird, im Gegensatz zu der langue d'oil, oder d'oui, die damals im nördlichen Frankreich gesprochen, und zu der lingua di si wie zu Dante's Zeit die italiänische bezeichnet wurde. Der älteste der Italiäner, von dem man weiß, daß er in der provencalischen Sprache gesungen, ist Folco oder Folchetto von Genua, der, gewöhnlich in Marseille lebend, als Bischof von Toulouse 1213 gestorben ist. Ihm folgte eine unabsehbare Reihe italiänischer Troubadours (Trovatori) die bei festlichen Gelegenheiten ebenfalls in Begleitung ihrer Jongleurs (Giullari) erschienen. Die meisten derselben lebten in Norditalien und fanden an dem Hofe des Grafen Azzo VII. von Este zu Ferrara (1215 1264) Gelegenheit, ihre Kunst zu üben. Dieser Hof bildete den Mittelpunkt der Feste und Wettgesänge der italiänischen Troubadours, von deren Namen hier einige genannt werden: Bonifacio Calvi, Percivalle und Simona Doria, Lanfranco Cicala, Ugo di Grimaldo, Jacopo Grillo, sämmtlich Genuesen: Piero von Rovere, Niccoletto von Turin, Pietro von Caravana, Alberto Quaglio von Albenga, Guglielmo Briero von Nizza, Alberto Marchese von Malespini v. Lunigiana, Pietro dalla Mula in Montferrat u. v. A. In den übrigen Theilen Italiens kommen nur wenige vor, wie Migliore degli Abati in Florenz, Paolo de Lanfranchi in Pisa, Ruggerotto in Lucca, Lambertino Bovarello in Bologna, Mastro Ferrari in Ferrara, welcher letztere zur Zeit Azzo's VII. der Fürst der Troubadours genannt wurde. Als den berühmtesten von allen kennt man den von Dante in seiner Commedia mehrfach ehrenvoll erwähnten Sordello aus Mantua, geboren 1189.

Auch Kaiser Friedrich II., der 1197 den Thron von Sicilien bestiegen hatte, zog provencalische Sänger an seinen durch feine Sitten und Galanterie sich auszeichnenden Hof. Anfangs finden wir auch hier nur Nachahmung der provencalischen Poesie. Während aber die Ausübung derselben in dem übrigen Italien noch lebhaft war, hatte Sicilien bereits Dichter in seiner eigenthümlichen Sprache. Dante wirft (in der Schrift de vulgari eloquio) die Frage auf, warum man zu seiner Zeit sicilianisch statt italiänisch schreiben sage, und beantwortet sie dahin, daß die sicilianischen Könige Friedrich und Manfredi, beide freigebig und Freunde der Dichtkunst, die bedeutendsten Geister ihrer Zeit um sich versammelt, und daß sich alle italiänischen Geistesproducte, in Prosa und Versen, von ihrem Hofe, wo sie zuerst veröffentlicht worden, über Italien verbreitet hätten. Auch Petrarca bemerkt (in der Vorrede zu seinen freundschaftlichen Briefen), daß die italiänische Poesie von Sicilien ausgegangen sei. Hier wurde das gemeine Romanisch, die romana rustica, zuerst zum Italico illustre erhoben; doch war es nicht die Volkssprache, in welcher gedichtet wurde, sondern die Hofsprache, lingua cortigiana. Als ältester sicilianischer (also auch zugleich ältester italiänischer) Dichter wird Ciullo d'Alcamo (auch Vincenzo d'Alcamo oder Camo schlechtweg) genannt, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts dichtete. Seine Sprache, so weit sie aus einer uns aufbewahrten Canzone bekannt ist, bildet ein Gemisch von verschiedenartigen lateinischen und romanischen Idiotismen. Weniger fremdartig gemischt erscheinen die noch erhaltenen Dichtungen Friedrichs II. selbst, so wie die seiner Söhne Enzio und Manfredi, und seines Kanzlers Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis).

Von Sicilien aus verbreitete sich die Dichtkunst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts über ganz Italien. Der gebildete toskanische Dialekt, das volgare illustre oder das eigentliche Italiänisch, das, wie Dante bemerkt, aus allen italiänischen Mundarten zusammengesetzt sei, kam nun zur allgemeinen Geltung und wurde die Schriftsprache der Italiäner. Doch war noch die poetische Sprache der unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen Dante's beschränkt und dürftig. Bei Dante erst erscheint sie durchgebildet und bereichert. Was aber den Inhalt der Gedichte jener älteren und mit Dante gleichzeitigen Dichter betrifft, die gleich den Provencalen fast nur Liebeslieder in Sonetten, Balladen, Canzonen, Sestinen und anderen künstlichen Formen hervorbrachten, so bemerkt ein sachkundiger deutscher Beurtheiler darüber: Wenn man hin und wieder schöne Stellen bei ihnen

antrifft, so muß man bekennen, daß es Blumen sind, die unter vielem Unkraut hervorgesucht werden müssen. (Meinhard: Versuche über den Charakter und die Werke der italiänischen Dichter.)

Die namhaftesten unter den Dichtern vor und neben Dante sind: Brunetto Latini (gewöhnlich Ser Brunetto), der Lehrer Dante's, der zuerst in seinem „Tesoretto" der Terzine (terza rima) diejenige Form, in welcher sie später gehandhabt worden, gegeben haben soll; Fra Guittone d'Arezzo*) (gest. 1294), dem ein ähnliches Verdienst in Betreff der Form des Sonetts nachgerühmt wird; Guido Guinicelli, den Dante (Fegefeuer 26. V. 97) seinen Vater nennt und den Vater aller besseren Dichter, die je süße und liebliche Lieder gesungen; Dante da Majano, bizarr in seinen Versen, wie in seinem Liebesverhältniß zu der schönen sicilianischen Dichterin Nina, das zwischen beiden, die sich nie gesehen, nur durch poetische Zusendungen durchgeführt wurde; Guido Cavalcanti und Cino da Pistoja. Die beiden letzteren sind die hervorragendsten von allen vor und neben Dante genannten Dichtern. Dieser erwähnt ihrer in seinen Schriften auf das ehrenvollste: Cavalcanti nennt er den ersten seiner Freunde, und dem Cino giebt er das Zeugniß, daß er die Sprache veredelt und sie von vielen rauhen Worten, verwirrten Wendungen, fehlerhaften und gemeinen Ausdrücken befreit habe.

Cino da Pistoja (Messer Guido auch Guidoncino oder Cino dei Sinibaldi aus Pistoja) der jüngste von den Dreien — er war fünf Jahre jünger als Dante, geboren 1270 — war einer der gefeiertsten Juristen seiner Zeit. Im Besitz einer gründlichen classischen Bildung, erwarb er sich als Restaurator der seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gesunkenen Rechtswissenschaft große Verdienste um diese, während er als lyrischer Dichter die Anerkennung genoß, daß er zuerst der poetischen Sprache Italiens Anmuth gegeben habe. Man bezeichnet ihn gewöhnlich als den würdigen Vorgänger Petrarcas, und dieser widmete ihm nach seinem Tode (1336) ein Sonett, dessen klagende Verse erkennen lassen, wie hoch er „seinen amoroso messer Cino" geschätzt habe. Cino gehörte der Partei der „Weißen" in Pistoja an (s. den folgenden Abschnitt), und zwischen dieser und den „Weißen" in Florenz hatten sehr nahe Beziehungen stattgefunden. 1307 traf ihn das Loos, aus Pistoja mit seiner Partei verbannt zu werden. Vielleicht begab er sich gleichzeitig mit Dante an den Hof des Marchese Malaspina, wo dann das gemeinsame Schicksal der Ver-

*) Dieser Guittone darf nicht, wie es häufig geschehen, mit dem der Geschichte der Musik angehörenden Benedictenmönche Guido von Arezzo, der durch die Erfindung der Hexachorde ut re mi fa sol la eine neue Toneintheilung angegeben, verwechselt werden; er hatte bereits im elften Jahrhundert gelebt. Der oben genannte Guittone war Ritter und Geistlicher zugleich, und in beiden Eigenschaften Mitglied eines Ordens, der, unter Urban IV. entstanden, den Namen der cavalieri oder frati gaudenti („frohe Brüder") führte, woher die Benennung Fra Guittone. Inhalt und Vortrag seiner Poesieen unterscheiden sich nur wenig von der provencalischen Art und dem Tone seiner Zeit. In Dante's großem Gedicht wird er an zwei Stellen erwähnt; aus der Art der Erwähnung erhellt, daß Dante diesen Vorgänger bereits von anderen Zeitgenossen übertroffen hielt. In einer dieser Stellen (Fegefeuer 24, V. 56) wird Guittone, und neben ihm Buonagiunta von Lucca und ein sicilianischer Notar Jacopo von Lentini als solche genannt, die noch „vom holden neuen Stil" nichts wußten; in der anderen (Fegefeuer 26, V. 124) läßt ihn Dante durch Guido Guinicelli charakterisiren. Wir geben die betreffende Stelle in ihrem Zusammenhange wieder. Dante erblickt den büßenden Guinicelli und naht sich ihm traurig und liebevoll, worauf jener frägt:

„Sag' mir, was ist die Ursache, daß mit Reden
Und Blicken Du darthust, daß Du mich lieb hast?"

Und ich (Dante) zu ihm sprach: „Deine holden Sprüche,
Welche, so lang' die neue Weise dauert,
Noch werth erhalten werden ihre Lettern!"

„O Bruder," sprach er, „der, den mit dem Finger
Ich zeig', (er wies auf einen Schatten vor ihm)
Der war ein beff'rer Schmied der Muttersprache.

In Liebeslied und Prosa der Romanzen
Besiegt er alle; laß die Thoren reden,
Die den von Limosin noch höher halten.

Mehr als zur Wahrheit kehren die zum Rufe
Das Antlitz und beschwören, was er saget,
Eh' Kunst und Sinn von ihnen noch vernommen.

So machten's viele Alte mit Guittone,
Von Ruf zu Ruf nur ihm den Preis ertheilend,
Bis Wahrheit ihn besiegt mit mehren Leuten."

Der Schatten, auf den hier Guinicelli rühmend zeigt ist der des Provencalen Arnaut Daniel und der von Limosin, den er jenem nachsetzt, Gerault de Berneil. Das Provencalische wird hier die Muttersprache des Italiänischen genannt.

bannung, die gemeinsame politische Gesinnung und Liebe zur Poesie das Band zwischen beiden Dichtern fester knüpfte. Die Freundschaft zwischen ihnen war so groß, daß Dante, wo er in der Schrift de vulgari eloquio Cino und sich selbst neben einander anführt, sich meist der stehenden Formel bedient: Cino da Pistoja und sein Freund. Jener aber hat später ein schönes Klagelied auf Dante's Grab niedergelegt. Den Mittelpunkt fast aller seiner Gedichte bildet die Liebe zur Selvaggia, der Tochter eines Freundes, in dessen Hause, an der lombardischen Grenze, Cino nach seiner Verbannung eine Zuflucht gefunden hatte. Auch Selvaggia (eigentlich Ricciarda de Selvaggi) war eine zu ihrer Zeit berühmte Dichterin; schon früh wurde sie dem Geliebten durch den Tod entrissen. Cino lehrte zu Treviso, Perugia und später zu Florenz das bürgerliche Recht. Sein berühmter Commentar über die neun ersten Bücher des Justinianischen Codex erschien 1314. Einige Jahre vor seinem Tode wurde er nach seiner Vaterstadt zurückberufen; seine Mitbürger ernannten ihn zur ersten Magistratsperson, zum Gonfaloniere von Pistoja. Nur ein Jahr bekleidete er diese Würde, er starb am 19. December 1336.

Guido Cavalcanti gehörte einem der angesehensten Geschlechter von Florenz an. Er nahm an den Parteifehden seiner Vaterstadt lebhaften Antheil, ward im Jahre 1300 nach Sarzana verwiesen, erkrankte in der Verbannung, und starb kurz nachdem er in seine Heimath wieder zurückgerufen war. Mehr als ein anderer ist er als ein Vorläufer Dante's in Vollendung der poetischen Sprache und Formen, und in Bezug auf Bereicherung der Lyrik durch eine größere Fülle der Stoffe und Motive zu betrachten. Der alte Commentator Dante's, Benvenuto d'Imola nennt ihn das zweite Auge der italiänischen Literatur. Dante erwähnt seiner in den merkwürdigen Versen (Fegefeuer 11. Vers 97), wo er in stolzem Selbstgefühle von seiner eigenen Bedeutung den beiden Guido's (Guinicelli und Cavalcanti) gegenüber spricht:

So hat der Sprache Preis dem einen Guido
Der andere geraubt, und wohl geboren
Mag Einer sein, der beide jagt vom Neste.

Cavalcanti wird hier im Verdienst um die Sprache als Sieger über den obengenannten Guinicelli bezeichnet. In hohem Rufe stand zu jener Zeit und später noch Cavalcanti's metaphysische Canzone über die Natur der Liebe, welche nicht weniger als acht Commentatoren gefunden hat. Wenn er in derselben die Poesie zur Dienerin scholastischer Dialektik macht, so stimmt damit überein, was die Literatoren von ihm sagen, daß er mit größerer Neigung der Philosophie, als der Poesie zugethan gewesen sei.

Obschon Dante und seine Werke erst in den nächsten Abschnitten Gegenstand unserer Darstellung sein werden, gestatten wir uns doch hier schon, nachdem sein Name bereits mehrfach erwähnt worden, Anführungen aus einer seiner frühesten Schriften, hauptsächlich weil dieselben uns zur Mittheilung von Poesieen der zuletzt genannten Zeitgenossen Dante's Gelegenheit geben. In seiner Schrift: das neue Leben (Vita nuova), die er, nach Boccaccio, als sechs und zwanzigjähriger Jüngling geschrieben, schildert er, gleich im Eingange, eine Vision, die er im achtzehnten Jahre gehabt, neun Jahre später, als er die von ihm geliebte Beatrice zuerst gesehen. „Dessen gedenkend, was mir erschienen war" fährt er fort „beschloß ich, es viele, die zu jener Zeit berühmte Dichter waren, vernehmen zu lassen, und weil ich die Kunst in Reimen zu sprechen schon für mich selber versucht hatte, nahm ich mir vor, in einem Sonette die Getreuen Amors alle zu begrüßen, und indem ich sie bat, mir über das Gesicht, das ich gehabt, ihre Meinung zu sagen, schrieb ich ihnen, was ich im Traum gesehen:"

Den edlen Herzen all', die Liebe hegen,
Kommt Gegenwärt'ges ihnen zu Gesichte,
Daß seine Meinung jedes mir berichte,
In Amor, ihrem Herren, Gruß und Segen!

Schon sah die Welt der fünften Stund' entgegen
Der Zeit, wo alle Stern' im hellsten Lichte,
Als Amor mir erschien im Traumgesichte
So, daß beim Denken Schrecken mich bewegen.

Froh schien er mir; ich sah mein Herz ihn tragen
In seiner Hand und seine Arm' umschließen
Die Herrin, schlummernd, eingehüllt in Linnen.

Dann weckt' er sie und ließ sie, die voll Zagen,
Demüthiglich mein brennend Herz genießen,
Drauf sah ich, wie er weinend ging von hinnen.

Auf dieses Sonett ward von vielen in verschiedenem Sinne geantwortet. Wir theilen die noch erhaltenen Antwortsonette des Cino da Pistoja, des Guido Cavalcanti und des Dante da Majano mit dem Bemerken mit, daß es bei poetischen Erwiederungen der Art üblich war, die Antwort (risposta) in Form und Reimen genau der Zuschrift entsprechend zu machen.

### Messer Cino da Pistoja an Dante Alighieri.

Es muß, wer liebt, den Wunsch im Herzen hegen,
Daß er davon die Herrin unterrichte,
Und in dem gegenwärt'gen Traumgesichte
Wollt' Amor Solches Dir vor Augen legen.

Der Herrin bracht' er drum als Kost entgegen
Dein brennend Herz, daß er sie Dir verpflichte,
Die lang mit schmerzlos-ruh'gem Angesichte,
Von Schleiern eingehüllt im Schlaf gelegen.

Froh schien er, als er kam, und voll Behagen,
Und ließ der Herzen zwei in eins sich schließen,
Zu geben Dir, was Du begehrtest innen;

Und weil erkannt er das verliebte Zagen
In ihrem Herzen, sah'st Du ihn vergießen
Die Thränen, als er weinend ging von hinnen.

### Guido Cavalcanti an Dante Alighieri.

Du hast gesehn, bedünkt mich, jeden Segen
Und was da nur das Menschenleben lichte,
Als Du den Mächt'gen sah'st im Traumgesichte,
Der Herr ist Aller, die der Ehre pflegen.

Er lebt da, wo der Kummer stirbt; im regen
Gemüth der Frommen sitzt er zu Gerichte
Und raubt im Schlaf, daß Alles sanft sich schlichte,
Die Herzen, ohne Qualen zu erregen.

So hat er auch Dein Herz davon getragen,
Als er den Tod sie sah voll Sehnsucht grüßen,
Und gab das Herz ihr, Solchen zu entrinnen.

Dann sah'st Du gehn ihn, wie von Leid geschlagen.
Das Ende war dies, Deines Schlafs, des süßen,
Weil den sein Gegentheil vertrieb von hinnen.

### Dante da Majano an Dante Alighieri.

Auf Deine Frage, die Du zu erwägen
Mir gabst, antwort' ich kurz, mein Freund, und schlichte,
Und gebe Dir die Wahrheit vom Gedichte,
Dir, dem Unwissenden, zu überlegen.

Ich spreche so — mög' es Dir sein zum Segen —:
Bist Du gesund, und scheust Dich nicht vor'm Lichte,
So wasche reichlich Hals Dir und Gesichte,
Bis alle Dünste sich zerstreu'n und legen,

Die Dich und uns mit Ammenmärchen plagen.
Und wär'st Du schlimm erkrankt, so müßt' ich schließen,
Es habe Wahnsinn Dir bethört die Sinnen.

Dies wollt' ich Dir als meine Antwort sagen,
Und bis Dein Wasser ich dem Arzt gewiesen,
Steht diese meine Meinung fest mir innen.*)

In den älteren Sammlungen von Sonetten, Canzonen und ähnlichen Dichtungen der ersten Periode italiänischer Dichtkunst begegnen wir einer Menge von Gedichten, die von verschiedenen Herausgebern und Kritikern verschiedenen Dichtern zugeschrieben werden. Besonders unter dem Namen Dante's sind viele veröffentlicht worden, von denen es keinem Zweifel unterworfen, daß sie anderen Dichtern angehören. Kritische Sichtung, durch die sich ein Deutscher, Karl Witte, besonders verdient gemacht, hat ziemlich genau die verschiedenen Urheber feststellen lassen. In der auf diese Weise geordneten, von dem genannten Herausgeber besorgten Sammlung Dante'scher Sonette finden sich einige den oben mitgetheilten ähnliche Ansprache- und Antwort-Sonette, aus denen wir noch die beiden folgenden Paare wiedergeben. Sie sind während der Verbannung beider Dichter, des Dante und des Cino, jedoch vor dem Jahre 1314 entstanden.

### Dante Alighieri an Meister Cino.

Nicht Einen find' ich hier, Gespräch zu pflegen
Von jenem Herrn, an dem gleich Dir ich hange,
Und so genüg' ich schreibend jenem Drange,
Der mein Gefühl mich nöthigt darzulegen.

Entschuldigen bei Dir soll nichts mich wegen
Des Schweigens, das ich übt' unhöflich lange,
Als dieser Ort, unheimlich mir und bange,
Weil seine Bürger Gutem stets entgegen.

Nicht Frauen sind hier, die sich der Liebe weihten,
Nicht Männer, die erseufzten ihre Gnaden,
Und thät' es wer, würd' er sich Spott bereiten.

Verwandelt, Messer Cino, sind die Zeiten,
Zu unserm und zu unsrer Lieder Schaden
Das Gute wird verschmäht auf allen Seiten.

### Cino's Antwort.

Nicht hör' ich, Dante, irgendwo erklingen
Das Heil, das allwärts in Vergessenheit
Versank' und floh seit so geraumer Zeit,
Daß schon feindselige Tön' empor sich schwingen.

Und durch die große Wandlung in den Dingen
Empfäht nicht Lohn, wer sich dem Heile weiht,
Dem Heile, weißt Du, das Gott weit und breit
Ließ selbst zum Reiche der Dämonen dringen.

Sofern des Heiles Herrschaft nun vertrieben
Durchaus von dieser Welt, wohin Du ziehst,
Soll ich durch Dich Genüg' und Freud' empfangen,

*) „Das neue Leben von Dante Alighieri." Uebersetzt von Karl Förster. Leipz. 1841.

So laß, mein Bruder, den das Leid umfangen,
Bei jener Herrin fleh' ich, die Du siehst,
Nicht abzusprechen, wenn Du treu verblieben.

### Dante an Cino.

Ich hatte, glaubt' ich, ganz mich abgewandt
Von Reimen, Cino, wie sie Euch entfließen;
Zu anderm Pfade muß sich nun entschließen,
So ziemt es sich, mein Fahrzeug, fern vom Strand.

Doch, weil Ihr oftmals selber mir bekannt,
Jedwedes Häkchen könn' Euch an sich schließen,
So leiht ein wenig, laßt's Euch nicht verdrießen,
Hier dieser Feder Eure müde Hand.

Wer sich verliebet, sowie Ihr es thut,
Den jede Luft neu bindet und entbindet,
Läßt sich nur leicht von Amors Pfeil verwunden.

Wenn Euer Herz so vielfach sich entzündet,
Bitt ich bei Gott Euch, bessert seine Glut:
Dem holden Wort sei edle That verbunden.

### Cino's Antwort.

O Dante, seit mich aus dem Vaterland
Des Bannes grimme Drohungen verstießen,
Und fern von höchster Wonn' ich mußte büßen,
Die je gebildet der Urwonne Hand:

Zog ich mit Thränen aus von Strand zu Strand,
Mich Armen wollte selbst der Tod nicht grüßen;
Und fand ich etwas ähnlich jener Süßen,
So sagt' ich, was dabei mein Herz empfand.

Nicht jener ersten mitleidlosen Glut,
Der festen Hoffnung nicht, die mich entbindet.
Entfremd' ich mich, da Hilfe mir entschwunden,

Dieselbe Wonn' ist's, die mich löst und bindet,
Und dem verwandten Schönen drum zu gut,
Bin wechselnd ich mit vielen Frau'n verbunden.

Endlich theilen wir noch eine Canzone Cino's mit, die zu einer der späteren Canzonen Petrarca's in Beziehung steht. [Ueber die verschiedene Form der Canzonen sind die weiter unten ausgewählten Stücke aus Dante's und Petrarca's Dichtungen zu vergleichen.]

### Canzone von Cino da Pistoja.

Das holde Bild, der Augen milde Strahlen,
Der schönsten, die es jemals gab hienieden,
Die nun dahin, regen mir solche Qualen,
Daß nichts als Seufzer mir fortan beschieden;
Für freudige Gedanken, heitern Frieden,
Die ich einst fand im Minnen,
Trag ich nun Wünsche drinnen,
Die da aus Tod geboren
Durch das, wach' ich, zu großem Leid, verloren.

Warum, ach Amor! hast in erster Weile
Du, daß ich stürbe, mich nicht gleich geschlagen?
Warum nahmst Du nicht da von mir in Eile
Den bangen Geist? Soll ich ihn ewig tragen?
Amor, kein Trost ist mehr für meine Plagen;
Ja, wie ich mehr betrachte
Mein Seufzen, mehr ich schmachte,
Da mir so fern entrücket
Die schönen Augen, drin ich Dich erblicket.

Ich sah Dich, Amor, in der Augen Kerzen,
Daß mich Erinn'rung tödtet solcher Freuden,
Und mir so große Schaaren regt der Schmerzen
Drin, daß die Seel' aufschreit in ihrem Leiden,
Bloß darum, weil der Tod sie nicht will scheiden
Von mir, wie sie geschieden
Von Lachen, Freud' und Frieden,
Von Luft und heitern Sitten,
Das Gegentheil bei Schwarz und Weiß inmitten.

Wenn ich manchmal, zu Grußes art'gem Pflegen,
Nach schöner Herrin meine Augen hebe,
Ermattet gleich so jedes kräft'ge Regen,
Daß ich die Thrän' umsonst zu halten strebe,
Denk' meiner Herrin ich, von der ich lebe
Geschieden auch so ferne.
O arme Augensterne,
Sterbt ihr denn nicht vor Wehen? —
„Wohl gern ach! wollt' es Amor zugestehen!"

Amor, zu hart ist meines Schicksals Spende,
Und, was mein Auge sieht, regt Trauern innen,
Drum führ' es gnädig Deine Hand zu Ende,
Da sich der Liebesblick gewandt von hinnen.
Und wenn durch Tod sich Leben läßt gewinnen,
Hat Tod auch seine Freuden.
Du weißt, wohin beim Scheiden
Mein Geist zieht von der Erde,
Und weißt, wie großes Mitleid dann uns werde.

Amor, auf daß Du ein barmherz'ger Mörder
Mir seist in meinem Bangen,
Thue, wie mein Verlangen,
Und Todeslust gewähre,
So daß der Geist doch nach Pistoja kehre.

[Von den hier mitgetheilten Stücken sind das erste Sonett Dante's an Cino von Karl Witte, die Antwortssonette Cino's und das zweite Dante'sche Sonett von K. L. Kannegießer, die Canzone von Karl Förster übersetzt.]

(**Bibliographie.**) Die erste Sammlung altitaliänischer Lyriker, auf lange Zeit die einzige, wurde von Bernardo di Giunta 1528 in Florenz herausgegeben. Sie führt den Titel: Sonetti e canzoni di diversi antichi autori Toscani und enthält in zehn Büchern die kleineren Gedichte des Dante Alighieri, so wie die Poesieen von Cino, Cavalcanti, Dante von Majano, Guittone und anderen bekannten und unbekannten Dichtern. Im siebzehnten Jahrhundert ließ der gelehrte Chiote Leo Allatius aus den Handschriften des

Vaticans und römischer Privatbibliotheken die ungedruckten Poesieen von 360 alten italiänischen Dichtern abschreiben; doch zählten zu diesen auch die sicilianischen Dichter, deren Poesieen bereits gedruckt waren. Nur der vierte Theil dieser Sammlung (90 Dichter enthaltend) ist veröffentlicht worden, unter dem Titel: Poeti antichi raccotti . . da Monsignor Leone Allacci. (1661.) Valeriani's in Florenz 1816 erschienene Sammlung der Poeti del primo secolo della lingua ital. (2 Bde.) enthält Gedichte von mehr als 120 Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Eine große Anzahl dieser älteren Poesieen findet sich in den vielen Ausgaben der kleineren Gedichte (rime) Dante's, von denen bereits 1518 in Venedig eine Sammlung (durch Wilhelm von Montferrat) erschien. Die neueste kritische Ausgabe der kleineren Dante'schen Schriften ist die 1856 in Florenz erschienene der Opere minori di Dante Alighieri, annotate ed illustrate da Pietro Fraticelli. Nächst Dante's Gedichten sind von den oben erwähnten Dichtern die des Cino da Pistoja am häufigsten herausgegeben worden. Die bekannteste dieser Ausgaben ist von Seb. Ciampi (Vita e Memorie di Messer Cino da Pistoja 1826). Auch von Guido Cavalcanti's Gedichten sind besondere Ausgaben veranstaltet worden. (Rime di Guido Cavalcanti. Per opera di Antonio Cicciaporci. Florenz 1813). Deutsche Uebersetzer haben die letztgenannten Dichter nur insoweit gefunden, als die übertragenen Stücke in Beziehungen zu Dante'schen oder Petrarca'schen Poesieen gebracht sind.

Was die Literaturgeschichte Italiens überhaupt, und des bisher behandelten Zeitraums insbesondere betrifft, so sind als Hauptwerke zu nennen: die älteren italiänischen von Tiraboschi: Storia della letteratura italiana (14 Bde.); Crescimbeni: Storia della Volgar poesia (6 Bde); und Quadrio Storia della poesia; ferner Nannucci: Manuale della letteratura del primo secolo della lingua italiana (1837 ff.); Ginguéné: Histoire littéraire d'Italie, fortgesetzt von Salfi (9 Bde); Simonde de Sismondi: De la littérature du midi de l'Europe. Bd. 1 und 2; (ins Deutsche übersetzt von L. Hain 1819). Die neueste italiänische Bearbeitung der Literaturgeschichte ist von Guidici: Storia della letter. ital. 2 Bde. (1855.) Von den deutschen Arbeiten ist die Literaturgeschichte von Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 1. 2) noch immer brauchbar; besonders werthvoll aber für die Entwickelungsgeschichte der ersten Jahrhunderte bis zum sechszehnten: E. Ruth's Geschichte der ital. Poesie (2 Bde 1844—47). — Für die Geschichte der italiänisch-provencalischen Poesie sind anzuführen: Galvani: Osservazione sulla poesia dei trovatori (1829) und Karl Witte's Abhandlung: „Der Minnegesang in Italien" (in Reumont's „Italia" Bd I. 1838); für die Geschichte der sicilianischen Poesie: Alessio Narbone: Istoria della letteratura siciliana (1854) und F. Gregorovius Einleitung zu den „Liedern des Giovanni Meli aus Palermo." (1856).

Unter den in Deutschland erschienenen Chrestomathieen der italiänischen Sprache und Literatur können als empfehlenswerth das ältere Handbuch von L. Ideler und das neueste von A. Ebert („Handbuch der ital. Liter." Marburg 1853) genannt werden; während dem ersteren die fleißig ausgearbeiteten Biographieen einen besonderen Werth verleihen, zeichnet sich das Ebert'sche durch eine kurz und zweckmäßig abgefaßte übersichtliche Darstellung der literargeschichtlichen Entwickelung der italiänischen Prosa und Poesie aus. Ein Versuch, die Geschichte der italiänischen Literatur „durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke" zu erläutern, ist von F. W. Genthe in seinem „Handbuch der Gesch. der ital. Literatur" (2 Abtheilungen, 1832 und 1834) gemacht worden.

## III. Dante Alighieri.



[Dante's Bild. Nach einer in dem königl. Kupferstich-Cabinet zu Berlin befindlichen Zeichnung.]

Die Lebensgeschichte Dante's hängt so sehr mit den politischen Verhältnissen seiner Zeit und seines Landes zusammen, daß eine Darstellung seines Lebens ohne Berücksichtigung dieser Verhältnisse unverständlich sein würde.

Die Parteien der Ghibellinen und Guelfen, in welche der Unfriede zwischen Kaisern und Päpsten Italien gespalten hatte, begannen allmählig auch in Florenz, dem Geburtsorte Dante's, wo im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein bedeutender Wohlstand und bürgerliche Verfassung herrschte, Anhang zu finden. Die offene Trennung der Parteien wurde im Jahre 1215 durch einen Vorfall beendet, den ein Zeitgenosse Dante's, der florentische Chronikenschreiber Dino Compagni, in folgender Art erzählt: Ein Jüngling mit Namen Buondelmonte hatte der Tochter des Oderigo Giantrufetti aus der Familie der Amidei die Ehe versprochen. Als ihn eines Tages sein Weg vor dem Hause der Donati vorüberführte, stand die Hausfrau mit ihren beiden schönen Töchtern auf dem Balcon und rief ihm, auf eine ihrer Töchter zeigend, zu: Welch eine Gattin hast Du Dir gewählt? Ich habe Dir diese aufgehoben. Dem Jüngling gefiel die Jungfrau sehr, doch er antwortete: Ich kann jetzt nicht anders. Worauf Frau Aldruda sagte: Wohl kannst Du anders und ich werde die Strafe für Dich bezahlen. Da erwiederte Buondelmonte: ich will sie. Und er nahm sie zur Frau, indem er die verließ, die er gewählt und mit der er sich verlobt hatte. Aber Herr Oderigo, gekränkt durch diesen Treubruch, berathschlagte mit seinen Freunden und Verwandten, und sie beschlossen sich zu rächen und dem Beleidiger eine Schmach anzuthun, dadurch, daß sie ihn schlugen. Die Uberti jedoch, eine sehr mächtige und angesehene Familie, stimmten dafür, daß man ihn tödte. Da sagte einer von der Versammlung, Namens Mosca Lamberti, dem die Berathschlagung zu lange währte: That hat Rath (cosa fatta capo ha, d. h. eigentlich: Geschehen Ding hat Kopf). Und sie gingen hin und tödteten den Buondelmonte, als dieser sich am Ostermorgen auf der Straße blicken ließ, bei dem Standbilde des Mars, des alten Beschützers von Florenz. Die angesehenen Familien nah-

men nun Partei für den Mörder oder für den Gemordeten: an der Spitze der erstern standen die Amidei, an der Spitze der anderen die Donati; jene war die ghibellinische, diese die guelfische Partei. Es folgten fortwährende Reibungen zwischen den florentinischen Parteien. Im Jahre 1248 mußten die Guelfen zum ersten Mal Florenz verlassen. Die Ghibellinen herrschten nun, so lange der Kaiser Friedrich II., der eine mächtige Stütze seiner Partei war, lebte. Aber schon vor seinem Tode, am 13. December 1250, waren die Guelfen wieder zurückberufen worden, und alsbald wurden sie die herrschende Partei; die aristokratische Verfassung der Stadt ging in eine demokratische über. In diesem Zustande blieb Florenz zehn Jahre: es war die glückliche Zeit der Florentiner, die auch Dante später in seiner Göttlichen Komödie verherrlicht hat (Paradies, fünfzehnter Gesang). Im Jahre 1260 änderte sich der Zustand der Dinge. Manfred, Kaiser Friedrichs II. Sohn, hatte sich trotz der Anstrengungen des Pabstes zum König von Sicilien gemacht, und war eine neue Stütze für die Ghibellinen geworden. Die florentinischen, welche 1258 wegen eines fehlgeschlagenen Versuches, sich die vorige Macht wieder zu verschaffen, aus der Stadt verbannt waren, hatten ihn um Hilfe gebeten. Manfred gewährte sie. Farinata, das Haupt der Verbannten, wußte darauf die Florentiner durch List zu einer Schlacht hervorzulocken, welche am 4. September 1260 am Fluß Arbia bei Montaperti stattfand. Die Florentiner wurden geschlagen; die Ghibellinen zogen in Florenz ein und herrschten von nun an wieder in Toscana.

Fünf Jahre nach diesem Ereigniß wurde Dante geboren, im Mai 1265. Einige nennen den achten, andere den sieben und zwanzigsten Mai als den Geburtstag. Dante, eigentlich Durante, stammte aus dem alten und angesehenen Geschlechte der Alighieri zu Florenz. Seinen Vater, der Rechtsgelehrter war, verlor er in seinem zehnten Jahre: der Staatssecretair von Florenz, Brunetto Latini, ein ausgezeichneter Gelehrter, den wir als Mitbegründer der neuen Literatur bereits im vorigen Abschnitt genannt, übernahm die Erziehung und den Unterricht Dante's. Sein Biograph Boccaccio erzählt von ihm, daß er schon als Knabe kindischen Spielen abgeneigt gewesen sei, seine Seele suchte den Ernst, sein Auge das Eigenthümliche der Dinge. Er las die lateinischen Classiker, den Virgil, Statius, Horaz, Ovid und die neueren Lateiner Boethius und Cassiodor, er liebte die Lieder des Provencalen Bertrand de Born, machte sich in Bologna und Padua mit der scholastischen Gelehrsamkeit vertraut: er lernte alles Wissen seines Jahrhunderts kennen, bis hinab auf die Ritterbücher von König Artus und Ginevra. Auch die anderen Künste blieben ihm nicht fremd: der farbenreiche Giotto und Oderigi, der Miniaturen zu Bologna malte, waren seine Freunde; er selbst in der Zeichenkunst wohl erfahren. Casella, der Sänger, lehrte ihn Musik, Cavalcanti und Cino von Pistoja übten Einfluß auf seine poetische Entwickelung.

Ungewöhnlich früh hatte die Liebe Eingang in sein Herz gefunden. Er war neun Jahr alt, als er Beatrice, die Tochter des vornehmen florentinischen Bürgers Portinari, sah, und durch ihre Schönheit und Sittigkeit so gefesselt wurde, daß der Eindruck, den das Mädchen auf ihn gemacht, unverlöschlich blieb. Es entstand eine tiefe und leidenschaftliche Liebe, die mit dem Anblick der Geliebten, mit einem Gruße von ihr, ja mit dem Lobpreisen derselben sich begnügte und Seligkeit darin fand. Als Beatrice gestorben war — am 9. Juni 1290, in ihrem 24sten Jahre — suchte er anfangs Trost in der Philosophie, in dem Studium des Boethius und des Cicero. Aber die Philosophie genügte ihm nicht und er wandte sich zur göttlichen Wissenschaft, zur Theologie, die er in seinem großen Gedichte unter dem Bilde der Beatrice darstellte.

In ihrem Todesjahre und schon ein Jahr vorher hatte Dante ruhmvoll die Waffe geführt. Er kämpfte in der Schlacht bei Campaldino (11. Juni 1289), in welcher die Guelfen von Florenz die Aretiner und ihre eigenen vertriebenen Ghibellinen auseinander jagten, in vorderster Reihe sehr tapfer zu Pferde, und 1290 im August unter Anführung seines nachmaligen Beschützers, des Guido von Polenta, gegen Pisa. Nach der ersterwähnten Schlacht bei Campaldino war Florenz wieder vollständig guelfisch geworden. Bereits frü-

her hatte sich der florentinische Staat, nachdem 1278 eine wenn auch nicht dauernde Aussöhnung der beiden Parteien zu Stande gekommen war, eine Verfassung gegeben, welche im Wesentlichen bis zum Untergange der Republik gedauert hat. Aus den sechs Hauptgewerben oder Zünften ging mittelst des Looses die Wahl der sechs „Prioren" hervor, denen die ausübende Gewalt anvertraut war. Diese Prioren wurden durch das Loos bestimmt und anfangs alle zwei Monate gewählt. Der Adel war von diesen Aemtern ausgeschlossen: er saß weder im Rath, noch stimmte er in den Versammlungen des Volks. Dante war in die Rolle der „Aerzte und Apotheker" eingeschrieben. Geehrt wegen seiner Kenntnisse und Talente wurde er viel in Staatsgeschäften gebraucht und namentlich als Gesandter an andere italiänische Regierungen in Anspruch genommen. Seine Biographen geben die Zahl der ihm nach und nach übertragenen Gesandschaften auf vierzehn an. Darunter sind zwei an den König von Neapel, Carl II., mit dessen Sohne, Carl Martell, nachmaligem Könige von Ungarn, Dante Freundschaft schloß. Als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erreicht, wurde Dante zu einem der sechs Prioren gewählt, von Mitte Juni bis Mitte August 1300. Dies Priorat, die höchste Würde, die seine Vaterstadt ertheilen konnte, bezeichnet er selbst in einem Briefe als die Ursache und den Anfang seiner späteren Leiden.

Von der Nachbarstadt Pistoja war der Anlaß zu neuen Unruhen in Florenz gekommen. Dort hatten ebenfalls die Guelfen die Oberhand behalten. Aber bei einem Familienstreit der Cancellieri theilten sich diese in zwei Parteien, in die Neri, die Schwarzen und die Bianchi, die Weißen: beide von unversöhnlichem Hasse erfüllt. Die letzteren neigten sich den Ghibellinen zu. Um die Ruhe in Pistoja wieder herzustellen, übertrugen die Einwohner der Stadt die Verwaltung derselben den Florentinern, für die Dauer von drei Jahren. In Florenz hatte sich die guelfische Partei aber auch gespalten: die Cerchi, eine Familie von niederem Herkommen, aber geschickte Kaufleute und reich, standen der Familie der Donati, deren Haupt Corso Donati war, feindlich gegenüber. Als nun mehrere Familien von Pistoja nach Florenz gekommen waren, fanden die Bianchi Aufnahme bei den Cerchi, die Neri bei den Donati. Seitdem entstanden auch in Florenz die Parteinamen der Schwarzen und Weißen; zu den letzteren gehörten der Dichter Guido Cavalcanti, der Chronikenschreiber Dino Compagni und Dante. Nachdem eine Vermittelung durch den Papst Bonifaz VIII. vergebens versucht worden, beschlossen die Prioren, die Häupter der Cerchi und Donati auszuweisen, erstere in die Gegend von Perugia, und die anderen, unter denen Cavalcanti, nach Sarzana an die Grenzen von Genua. Doch bald erlaubte man den Weißen zurückzukehren (1301) unter dem Vorwande, daß die Luft Sarzana's schädlich wäre — eine pestartige Krankheit hatte Dantes Freund, Cavalcanti, während des Exils ergriffen und ihn bald dahingerafft. Der Papst, bestürmt durch die Schwarzen, sandte darauf Carl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen von Frankreich, nach Florenz, um dort die Guelfen in ihrer Reinheit wiederherzustellen. Da geriethen die Weißen in Angst und beschlossen eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Dante, zum Gesandten bestimmt, die von Boccaccio aufgezeichneten Worte gesprochen hat: „Wenn ich gehe, wer bleibt? Wenn ich bleibe, wer geht?" (Se io vo, chi resta? Se io resto, chi va?) Er ging nach Rom. Zurück blieben die Wohlmeinenden und Versöhnlichen. Aber Corso Donati erschien mit dem französischen Prinzen vor den Thoren der Stadt. Auf sein Versprechen, die Gesetze zu achten und die Verbannten nicht einzulassen, gestattete der Rath dem Prinzen den Einzug in die Stadt. Schon in der folgenden Nacht wurde mit seinem Vorwissen den Schwarzen ein Thor geöffnet. Triumphirend ritt Corso Donati durch die Straßen und pflanzte unter dem Jubel des Volkes sein Banner auf. Die Cerchi flüchteten oder verschlossen sich in ihre Häuser. Mehrere von ihnen wurden ins Gefängniß geworfen. Mord und Plünderung begann. Die Sache der Weißen war verloren. Der neue Podesta, Cante dei Gabrielli da Gubbio erließ Verbannungsdecrete. Zu den Verbannten gehörte auch Dante, der sich gerade in Rom befand, als seine Partei unterlag. Die Sentenz des Podesta gegen ihn, vom 27. Januar 1302, lautete: „Dante Alighieri wird zu 8000 Lires und zweijähriger Verbannung verur-

theilt, weil er gegen die Aufnahme Carls von Valois gesprochen und rechtswidrig Geld in seinem Priorate angenommen." Ja in einer Sentenz vom 10. März heißt es: „Wenn Dante das Gebiet der Republik betritt, soll er des Feuertodes sterben."

So ward er von einem Theile seiner eigenen Partei, der guelfischen, für welche er in Krieg und Frieden so viel gearbeitet hatte, schuldig gefunden, und auf einen bloßen Argwohn, ohne daß man ihn nur angehört hatte, zur härtesten Strafe verdammt. Freilich gab ihm seine Vaterstadt späterhin Hoffnung, ihm die Rückkehr zu gestatten, aber die Bedingungen waren so demüthigend, daß ein edles Gemüth wie das seinige mehr Verdruß als Freude darüber empfinden mußte. Er sah sich verdammt, ruhelos zu wandern von Ort zu Ort, zu erfahren, „wie salzig fremdes Brot schmeckt und wie hart es ist, auf fremden Treppen herauf- und herabzusteigen."

Nachdem er in Rom die Nachricht von seiner Verbannung erhalten, ging er zuerst über Siena nach Arezzo, wo die Trümmer der weißen Partei sich sammelten und wo zuerst Entwürfe zum Anschluß an die Ghibellinen, und zum Kampfe mit den Schwarzen gemacht wurden. Doch nicht lange verweilte er auf toscanischem Boden. Er begab sich, im September 1302, nach Verona, wo Bartolommeo della Scala (verewigt durch die Tragödie von Romeo und Julia) regierte. Nach dem Tode dieses seines Beschützers, 1304, eilte er nach Toscana zurück. Die Weißen hatten beschlossen, mit bewaffneter Hand in die Vaterstadt einzudringen. Ein Rath von zwölf Personen, zu dem auch Dante gehörte und an dessen Spitze Alessandro da Romena stand, leitete die Angelegenheit. Dante stimmte dagegen, als die Uebrigen den Angriff auf Florenz beschlossen. Er rieth vergebens ab. Nachdem die vom Papste Benedict XI. versuchte Aussöhnung der Parteien in Florenz, wohin er den Cardinal da Prato im Juni 1304 geschickt hatte, nicht zu Stande gekommen war, drangen die Weißen am 20. Juli bewaffnet in die Stadt, um jedoch unverrichteter Sache wieder abziehen zu müssen. Wieder ergriff Dante den Wanderstab. Wo überall in den nächsten Jahren sein Aufenthalt gewesen, ist genau nicht festzustellen: daß er vor dem Jahre 1306 theils in Casentino, theils in Padova, theils in der Lunigiana geweilt habe, scheint unzweifelhaft; wir finden ihn in Bologna, in Parma, bei dem Marchese Maorello Malaspina in Lunigiana, bei Guido da Castello von Reggio; Boccaccio zählt eine Menge Ortschaften auf, wo Dante verweilte, und zwar nicht blos innerhalb Italien, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus. Namentlich scheint in Frankreich und Paris längere Zeit sein Aufenthalt gewesen zu sein. Das theologische Studium hatte ihn nach diesem berühmten Hauptsitze der Theologie und scholastischen Weisheit gezogen. Es wird erzählt, daß er hier öffentlich aufgetreten sei, und zur Bewunderung aller Anwesenden siegreiche Kämpfe gegen vierzehn Opponenten ausgefochten habe, die er zu theologischen Wettkämpfen herausgefordert, so daß er Baccalaureus geworden sei und auch Doctor der Theologie geworden wäre, wenn nicht, wie der Bischof Giovanni da Seravalle berichtet, das dazu nöthige Geld gefehlt hätte.

Die theologische Wissenschaft hielt ihn jedoch nicht so gefangen, daß er nicht auch der Ausführung und weiteren Gestaltung der politischen Ideen, die ihn beherrschten, Zeit und Kräfte widmete. Er schrieb sein Buch über die Monarchie und war auch die darin enthaltene Hauptidee damals ziemlich verbreitet, so erschien sie doch nirgends so ausgebildet, als bei Dante. Aus seiner Schrift läßt sich am besten erkennen, was die Ghibellinen wollten. Allerdings hielten sie ein allgemeines Kaiserthum für nothwendig, aber sie wollten keinesweges dem Kaiser eine unbegrenzte und unumschränkte Gewalt einräumen, er sollte nur Haupt und Beschützer der vielen zusammen verbündeten Staaten sein. Denn — heißt es in jener Schrift — das Volk ist nicht des Königs wegen, sondern der König des Volkes wegen da. Dante verlangte, daß die verschiedenen Nationen, Reiche, Gemeinden (Republiken), jede einzeln für sich ein leitendes und ordnendes Gesetzbuch haben sollten. Darum sagt er in einem seiner italiänisch abgefaßten, an alle Völker Italiens gerichteten Briefe, worin er sie auffordert, in dem Kaiser den einzigen Ordner ihrer Angelegenheiten zu erkennen: „Ihr Bewohner Italiens, bewahret Eurem Kaiser nicht nur den Gehorsam,

sondern auch als freie Männer das Regiment." Als Kaiser Albrecht ermordet und Heinrich von Luxemburg zu dessen Nachfolger erwählt worden war, lebten die Hoffnungen der Ghibellinen wieder auf, und Dante vor allen anderen hoffte durch Vermittelung des neuen Kaisers in sein Vaterland, trotz des hartnäckigen Widerstandes seiner Feinde, zurückzukehren. Alten Berichten zufolge eilte Dante sogleich, nachdem der neue Kaiser Heinrich VII. seinen Römerzug angetreten, diesem nach Lausanne entgegen, ihm seine Verehrung persönlich zu bezeigen, und alles was in seinen Kräften stand anzuwenden, um ihm in Italien willigen Empfang zu bereiten (1310). Zuerst wandte er sich an die Fürsten und Völker Italiens in einem feurigen, leidenschaftlichen Briefe, dessen lateinische Urschrift erst in neuerer Zeit wieder bekannt geworden. Er trägt die Aufschrift: Den sämmtlichen und einzelnen Königen*) und Senatoren der hehren Stadt, den Geschlechtern und Völkern entbietet Frieden der demüthige und unverdient verbannte Italer Dante Alighieri aus Florenz. „Siehe da," so beginnt das Schreiben, „die willkommene Zeit, in welcher die Zeichen des Trostes und des Friedens sich erheben. Denn der neue Tag erglänzt, seinen Schimmer zeigend, der schon die Finsterniß des langwierigen Elends zerstreut. Schon verstärken sich die Morgenlüfte, der Himmel röthet sich an seinen Rändern und kräftigt mit milder Klarheit die Wahrzeichen der Völker. Und wir werden die ersehnte Freude erblicken, die wir lange in der Wüste übernachteten. Sintemal der friedfertige Titan wiedererstehen und die Gerechtigkeit, die ohne ihre Sonne gleich Pflanzen um die Zeit der Sonnenwende erstorben war, sobald er seine Locken geschüttelt hat, wieder grünen wird. Freue Dich, Italia, Du auch den Saracenen mitleidswürdige, die Du sofort neidenswerth erscheinen wirst dem Erdkreise; denn Dein Bräutigam, der Trost der Welt und der Stolz Deines Volkes, der gnadenreiche Heinrich eilt zur Hochzeit. Trockene die Thränen, und tilge die Spuren des Kummers, Du Schönste, denn nahe ist er, welcher Dich befreien wird aus dem Kerker der Gottlosen, der die Boshaften schlagend, sie mit der Schärfe des Schwertes verderben und seinen Weinberg anderen Arbeitern verdingen wird, die die Frucht der Gerechtigkeit darbringen zur Zeit der Erndte."

Während Heinrich VII. in der Lombardei weilte, ging Dante ihm 1311 voraus nach Toscana und saß im Thurm von Porciano einige Wochen lang in ehrenvoller leichter Haft, da die Grafen Guidi von Porciano im oberen Arnothal, nur wenige Meilen von Florenz, einen Feind der mächtigen Stadt nicht wohl durch ihr Gebiet durften ziehen lassen. Von hier vielleicht sind zwei Briefe Dante's ausgegangen, deren einer, erst neu aufgefunden**), an die Florentiner gerichtet und am 31. März 1311, also zu der Zeit geschrieben ist, als Heinrich gegen Cremona und Brescia aufgebrochen war. „Dante Alighieri, der Florentiner und unschuldig Verbannte, grüßt die ruchlosen einheimischen Florentiner." So lautet die Ueberschrift des Briefes, welcher in den stärksten Ausdrücken denen, an die er gerichtet ist, ihren frevelhaften Ungehorsam gegen den Kaiser vorwirft, dem der Geschichte und der Offenbarung gemäß die weltliche Macht über den Erdkreis anvertraut sei. Es heißt darin: „Wohl gewahrt Ihr mit Blindheit Geschlagenen nicht, wie die Leidenschaft Euch beherrscht, mit giftigem Flüstern Euch schmeichelt, und den Weg zur Umkehr mit hinhaltenden Drohungen Euch versperrt, wie sie Euch der Knechtschaft im Gesetze der Sünde unterwirft und euch hindert, den heiligen, der natürlichen Gerechtigkeit nachgebildeten Gesetzen zu gehorchen, deren Befolgung, wenn sie eine willige und freie ist, nicht nur keine Dienstbarkeit genannt werden kann, sondern vielmehr den tiefer Aufmerkenden auf das, was sie wirklich ist, als die höchste Freiheit sich offenbart; denn was ist diese letztere anders als des Willens ungehindertes Fortschreiten zur That? und eben dieses gewähren die Gesetze ihren Getreuen. Sind nun also nur Diejenigen wahrhaft frei, welche dem Gesetze des freien Willens gehorchen, welchen wollet Ihr Euch zuzählen, die Ihr, die Liebe zur Freiheit vor-

*) Robert von Neapel und Friedrich von Sicilien.

**) In Deutschland zuerst von Karl Witte in den „Blättern für liter. Unterhaltung" von 1838 veröffentlicht.

schützend, gegen jegliches Gesetz Euch wider den Fürsten der Gesetze verschwöret? O beklagenswerther Samen von Fäsulä, o wiederkehrende Zeit der Finsterniß! Erfüllt Euch das Gesagte noch nicht mit genügender Furcht? Nein, ich bin überzeugt, daß, wenn Ihr auch in Geberden und lügenhaften Worten Hoffnung heuchelt, Ihr wachend zittert und aus Euren Träumen häufig aufschreckt, sei es, daß Ihr Euch vor den Euch offenbarten Ahnungen entsetzt, oder sei es, daß Ihr der Rathschläge des Tages gedenkt." An einer anderen Stelle des Briefes sagt Dante: „Täuscht sich mein prophetischer Geist nicht, dem wahrhafte Zeichen und unwiderlegliche Gründe zur Seite stehen, so werden unter Euch nur wenige, der Verbannung Aufgesparte, nachdem Tod oder Gefangenschaft die Mehrzahl hinweggerafft haben wird, die anhaltender Trauer verfallene Vaterstadt endlich fremden Händen übergeben sehen. Und daß ich es mit wenig Worten sage, eben die Leiden, welche, in der Treue verharrend, Sagunt für die Freiheit zu ewigem Ruhme getragen, die, zur Schande in der Untreue für die Knechtschaft zu erdulden ist Euch bestimmt."

Der zweite der erwähnten Briefe, wie der eben angeführte „geschrieben in Toscana, an der Quelle des Arno im ersten Jahre des heilbringenden Zuges des gotterfüllten Heinrich nach Italien," vom 16. April 1311, war an den Kaiser selbst gerichtet, der, nach Dante's Ansicht, zu lange in der Lombardei verweilte, statt geradezu nach Toscana vorzurücken. „Ueberwinternd und zögernd," ruft er ihm zu, „verweilest Du in Mailand und wähnst die giftige Hydra durch Abschlagen der Häupter zu vertilgen. Aber wenn Du der herrlichen vom Alciden rühmlich vollbrachten Thaten gedächtest, würdest Du erkennen, daß Du so getäuscht wirst, wie er, dem das giftige Thier, immer mehr Häupter hervortreibend, zum Schaden anwuchs, bis der Großherzige die Stelle des Lebens traf. Fürwahr nicht frommt es, um die Bäume zu entwurzeln, daß man die Aeste abhaue, weil sie auf's neue durch die Kraft des Erdreichs nur um so häufiger Zweige treiben, so lange die Wurzeln noch unversehrt sind, durch welche sie Nahrung saugen. Was, o einziger Fürst der Welt, wirst Du behaupten können vollbracht zu haben, wenn Du den Nacken des störrischen Cremona gebogen haben wirst — wird nicht wider Vermuthen die Wuth in Brescia oder Pavia emporschwellen. Gewiß, und wenn die Geißel sie dort zur Ruhe gebracht hat, augenblicklich wird wieder eine andere in Vercelli oder Bergamo oder anderwärts hervorbrechen, und dies wird so lange fortwähren, bis diese Wuth selbst, bis die Wurzel dieser Abtrünnigkeit vertilgt ist und die stechenden Zweige sammt ihrem Stamme verdorren. O Herr, erkennst Du nicht von dem Standpunkte des höchsten Gipfels, wo das Füchslein dieser Kluft sicher vor den Jägern gelagert ist? Freilich nicht aus dem strömenden Po, nicht aus Deinem Tiberstrome trinkt es, wohl aber machen die Wasser des Arno seine List noch giftiger, und weißt Du es denn nicht? Florenz, Florenz heißt das gräuliche Ungethüm. Florenz ist die Viper, die sich gegen den Leib der Mutter gewendet. Sie ist jene lasterhafte und gottlose Myrrha, welche in dem Feuer der väterlichen Umarmungen entbrennt. Sie ist jene ungeduldige Amata*), welche die schicksalbestimmte Ehe verschmähend, sich nicht scheute, den Eidam zu nehmen, den die Schicksalssprüche versagten, sondern ihn rasend zum Kampfe herbeirief und zuletzt nach übelem Wagniß die Schuld abzubüßen sich am Strang aufknüpfte. . . Wahrlich, mit Viperwuth ist sie bemüht, die Mutter zu zerfleischen, bis sie die Hörner der Empörung wider Rom spitzet, welche Stadt sie zu ihrem Bilde und Gleichniß schuf . . Wahrlich, der Satzung Gottes widerstrebt sie, den Götzen ihres Eigenwillens anbetend, bis die Thörin, nachdem sie ihren gesetzlichen König**) verschmäht hat, nicht erröthet, mit einem König, der nicht der ihre ist, Gesetze, die nicht die ihren sind, zu dulden, nur um Uebles thun zu können. Aber des Strickes sei gewärtig das verwilderte Weib, um sich daran zu erhenken. . ." Der Schluß des Briefes lautete: „Komm' Du erhabener Sproß Isai, laß von Deiner Säumniß! Wirf den Goliath***) mit dem Schleuder Deiner Weisheit und mit dem Stein Deiner Kraft dar-

*) Myrrha und Amata Reminiscenzen aus den alten römischen Dichtern, die sich auch in der „Göttlichen Komödie" wiederfinden.

**) Der gesetzliche König ist der Kaiser, der ungesetzliche der den Florentinern beistehende König Robert. ***) Florenz.

nieder; denn bei seinem Falle wird der Schatten der Furcht das ganze Heer der Philister*) bedecken, die Philister werden fliehen und Israel**) wird frei sein. Dann wird unser Erbtheil, welches wir ohne Unterlaß als uns geraubt beweinen, uns wiedergegeben werden. Und wie wir jetzt der heiligen Stadt Jerusalem gedenken und gleichsam im babylonischen Exil weinen, so werden wir dann als in Frieden wieder aufathmende Einwohner derselben, das Elend der Verwirrungen in Jubel umwandeln." ***)

Aber Dante's Rathschläge wurden nicht befolgt, seine Wünsche nicht erfüllt. Heinrich VII., durch den Widerstand von Brescia zurückgehalten, ging erst im October nach Genua und im Frühjahr 1312 nach Pisa. Er zog darauf, während inzwischen der größte Theil von Toscana gegen ihn aufgestanden war, nach Rom, wo er sich, da der Pabst in Avignon war, von drei Cardinälen im Lateran krönen ließ. Erst von hier aus wandte er sich gegen Florenz. Als er am 19. September vor dieser Stadt erschien, ergriff wohl anfangs Bestürzung das Volk, dann aber schaarte es sich einig, entschlossen zusammen; von Lucca, Bologna, Siena, Volterra und aus der Romagna kam Hilfe herbei; es gelang dem Kaiser nicht, die Stadt einzunehmen; er zog sich nach Pisa zurück, und als er von hier aus sich gegen Neapel aufmachte, starb er, längst schon erkrankt, unterwegs zu Buonconvento, am 24. Aug. 1313, und mit ihm erstarben die Hoffnungen der Ghibellinen auf Wiederherstellung des Kaiserthums in Italien.

Florenz hatte bereits 1311 den meisten Verbannten die Rückkehr gestattet, der Inhalt des oben erwähnten Dante'schen Briefes an Heinrich war aber Veranlassung gewesen, Dante von der Amnestie auszuschließen. Vier Jahre später, im October 1315, wurden die früheren Verbannungsurtheile gegen ihn bestätigt, indem als Grund angeführt war, daß er die Geldbuße von 8000 Lire nicht gezahlt habe. Doch im folgenden Jahre beschloß man, ihm und den noch übrigen Verbannten die Rückkehr unter der Bedingung zu gestatten, daß sie eine Summe Geldes zahlen und sich feierlich begnadigen ließen am Altar der Kirche San Giovanni. Einige, wie die della Tosa, die Rinecci und Manelli ließen sich auf diese Weise vom Banne lösen; Dante aber verschmähte den Antrag als einen seiner unwürdigen. Unter seinen Briefen befindet sich einer (der erst seit 1790 wieder bekannt geworden) an einen florentinischen Freund, dem Dante in Bezug auf diese Angelegenheit Folgendes schreibt: „Ist das der Ruhm, mit welchem man Dante Alighieri in das Vaterland zurückruft, nachdem er fast drei Lustra die Verbannung ertragen hat? Auf solche Weise belohnt man seine Unschuld, die niemand mehr verkennt? Auf solche Weise den Schweiß und die Arbeit, die er auf Gelehrsamkeit verwandt hat? Fern sei von einem mit der Philosophie vertrauten Manne die unbesonnene Demüthigung eines irdisch gesinnten Herzens, daß er nach Art anderer Ehrloser, gleichsam in Banden, es ertrüge sich zu stellen! Fern sei es von einem Manne, der die Gerechtigkeit predigt, daß er, der Beleidigte, seinen Beleidigern, als wären es seine Wohlthäter, Geld zahle! Das ist nicht der Weg, ins Vaterland zurückzukehren. Aber wenn ein anderer Weg aufgefunden wird, der dem Rufe und der Ehre Dante's nicht nachtheilig ist, so werde ich nicht säumen, ihn zu betreten. Wenn man nicht ehrenvoll nach Florenz kommen kann, so werde ich nie wieder dorthin zurückkehren. Und warum nicht? Werde ich nicht die Spiegel der Sonne und der Gebirge überall erblicken? Werde ich nicht überall den edelsten Wahrheiten nachforschen können, ohne daß ich mich ehrlos, ja schmachbeladen wieder der Stadt und dem Volke von Florenz darbiete? Und auch Brod, hoffe ich, wird mir nicht fehlen."

Wahrscheinlich hielt sich Dante zu der Zeit, als er diesen Brief geschrieben, bei Can Grande della Scala, Fürsten zu Verona, auf. Wie er schon früher bei dessen Bruder, Alboin della Scala, Schutz gefunden, so nahm er auch die Einladung dieses tapfern und freigebigen Herrn an und verweilte bei ihm längere Zeit. Can grande, von Heinrich VII.

*) Die kleineren Städte Italiens.

**) Italien; die ganze Christenheit.

***) Die Ueberschrift des Briefes bezeichnet neben Dante noch „alle den Landfrieden liebenden Toscaner insgesammt" als Bittsteller.

zum kaiserlichen Stellvertreter und 1318 von der ghibellinischen Partei zum Oberanführer sämmtlicher Lombarden gegen die Guelfen und den Pabst Johann XXI. ernannt, hatte allen durch Geburt oder Unternehmungen oder Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Männern, welche durch ein ungünstiges Geschick aus ihrer Heimath getrieben waren, an seinem Hofe eine Freistätte eröffnet. Symbole und Devisen schmückten die Zimmer, die sie empfingen, die Musen das des Dichters, der Triumph das des Kriegers. In einem großen Saale hingen Gemälde, welche alte Historien oder den Wechsel des Glücks in allegorischen Darstellungen veranschaulichten. Oft lud der Fürst die Gäste zu seiner eigenen Tafel, am häufigsten den Guido da Castello aus Reggio, der wegen seiner Aufrichtigkeit der ehrliche Lombarde hieß, und den Dichter Dante. Ihm hat dieser das „Paradies" gewidmet, den tiefsinnigsten der drei Gesänge der Commedia, wie ihn der Dichter bezeichnete.

Viele Orte werden genannt, wo sich Dante während seiner Verbannung, die erst mit seinem Tode endete, aufgehalten, und wie um den Ruhm, Homer's Geburtsort zu sein, sieben Städte streiten, so können viele Ortschaften Italiens auf die Ehre Anspruch machen, die „Göttliche Komödie" in ihren Mauern entstehen gesehen zu haben. Einen Theil derselben hatte der Dichter in dem Camaldolenser Kloster di Fonte Avellana, das im Gebiete von Gubbio liegt, ausgearbeitet. Von dem Prior Moncone ward er daselbst 1318 gastfreundlich aufgenommen; jetzt ruft eine Marmorbüste dort sein Bild ins Gedächtniß zurück; einige Zimmer heißen auch jetzt noch die des Dante. Auch in einem Thurme des Grafen Falcucci zu Gubbio liest man die Inschrift: Hic mansit Dantes Alegherius poeta et carmina scripsit (Hier hielt sich der Dichter Dante Alighieri auf und schrieb seine Gedichte). Er lebte ferner in Udine, im Friaul'schen, bei Pagano della Torre, der von Johann XXII. zum Patriarchen von Aquileja eingesetzt worden. Von dort kam er oft in das Castell Tolmino, und noch heißt ein Fels in der dortigen Grotte der Fels des Dante. Am längsten scheint er sich in Ravenna aufgehalten zu haben, wo ihm Guido Novello da Polenta, der Gebieter dieser Stadt seit 1265, gastfreie Aufnahme bereitete. Von hier aus, wie von Verona, besuchte Dante bald nah, bald weiter entfernt wohnende Gastfreunde, woher denn die vielen Namen von Orten, die seine Biographen als wechselnden Aufenthalt bezeichnen.

Wie über die Zeitfolge, in welcher er sich an den verschiedenen Orten aufgehalten, genauere Bestimmungen fehlen, so mangeln auch die näheren Angaben darüber, wann die einzelnen Theile seines großen Gedichtes ausgearbeitet und bekannt gemacht wurden. Die „Hölle" scheint erst nach 1314 vollständig bekannt geworden zu sein. Doch sollen, wie Boccaccio mittheilt, die 7 ersten Gesänge schon in Florenz, also vor der Verbannung des Dichters, vollendet gewesen sein. Derselbe Gewährsmann erzählt folgende Anekdote aus Dante's Aufenthaltszeit in Verona: Als der Dichter eines Tages bei einer Hausthür vorbei ging, an welcher mehrere Frauen saßen, sprach die eine zu den andern leise, doch so, daß der Vorübergehende es vernahm: „Seht, das ist der, welcher in die Hölle wandelt und wieder heraus, wie es ihm beliebt, und hier oben erzählt, wie es denen da unten ergeht," worauf eine andere in ihrer Einfalt erwiderte: „Wahrlich, Du sprichst die Wahrheit; sieh, sieh, wie kraus sein Bart und wie braun seine Farbe geworden, alles von der Hitze und dem Rauch, die drunten sind." Der Dichter, merkend, daß die Frauen in gutem Glauben so sprachen, ging lächelnd weiter. — Das „Fegefeuer" erschien wahrscheinlich erst 1320, in demselben Jahre, in welchem, wie angenommen wird, das „Paradies" vollendet wurde. Die Veröffentlichung dieses letzten Theiles seiner Commedia erlebte jedoch der Dichter nicht mehr.

Im Auftrage seines oben genannten Beschützers, des Guido von Ravenna, war Dante 1321 nach Venedig gegangen, um wegen eines Friedensschlusses zwischen dieser Republik und dem von ihr bedrohten Herrn von Ravenna zu unterhandeln. Die Venetianer aber wollten ihn aus Haß gegen Guido nicht hören und versagten ihm mehrmals öffentlich im Senate zu reden. Die Flotte der Republik wehrte ihm, zur See nach Ravenna zurückzukehren. So mußte er, um dahin zu gelangen, den ungesunden Landweg durch die lombardischen Niederungen einschlagen. Durch die Erfolglosigkeit seines Unternehmens verstimmt, von der bösen Luft angegriffen, wurde Dante unterweges von einem Fieber befal-

len, das den Tod zur Folge hatte. Er starb zu Ravenna, am Tage der Kreuzerhöhung, 14. September 1321. Mit Lorbeer bekränzt ward seine Leiche von den angesehensten Bürgern Ravenna's zu Grabe getragen, und in einem steinernen Sarge in der Kirche der Minoriten beigesetzt, wo Guido selbst dem Verstorbenen eine glänzende Leichenrede hielt. Hundert Jahre später (1429) machten die Florentiner Versuche, den Leichnam von Ravenna zurückzuerhalten; doch vergebens; ebenso fruchtlos waren ihre Bemühungen ein Jahrhundert später, als die mediceische Akademie zu Florenz (1519) sich mit der Bitte, Dante's Leichnam in Florenz beizusetzen, an den Papst Leo X. wandten, obschon unter den Bittstellern der große Michel Angelo Buonarotti sich befand, der sich noch besonders erboten, „dem göttlichen Dichter ein geziemendes Grabmal zu machen, und an einem ehrenvollen Orte in dieser Stadt." Damals aber war dem Dichter bereits an der alten Grabstätte ein Denkmal errichtet, das im Auftrage des venetianischen Prätors von Ravenna, Bernardo Bembo (1483) von dem Architekten und Bildhauer Lombardi ausgeführt (seit 1780 jedoch in anderer Form erneuert), folgende Inschrift trägt:

Jura monarchiae, Superos, Phlegetonta lacusque
Lustrando cecini, volverunt fata quousque;
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.*)

Florenz entbehrte länger als 500 Jahre nach Dante's Tode eines öffentlichen bildnerischen Denkmals. Erst im Jahre 1830 ist ihm ein solches in der Kirche S^ta^ Croce errichtet worden.**)

Dante hatte aus seiner (1291 geschlossenen) Ehe mit Gemma, von dem edlen guelfischen Geschlechte der Donati, fünf Söhne und eine Tochter, welche er Beatrice nannte. Seit seiner Verbannung war er von seiner Gattin getrennt: einer der Söhne, Pietro, hatte ihn sein ganzes Exil hindurch begleitet; er war in Bologna Doctor der Rechte geworden, und wurde nach des Vaters Tode, Richter in Verona. Seine Tochter Beatrice und ein zweiter Sohn, Jacopo, waren erst in Ravenna wieder zu ihm gekommen. Er starb in Jacopo's Armen. Beatrice blieb nach seinem Tode in einem Kloster zu Ravenna. Jacopo lebte später in Florenz. Um 1550 erlosch die männliche Nachkommenschaft Dante's, während sein Familiennamen bis in die neueste Zeit hineinreicht, und erst mit dem Tode der jungen Gräfin Anna di Serego Alighieri im Jahre 1829 vollständig erloschen ist.

Eine Charakteristik Dante's findet sich bereits in der Chronik seines Zeitgenossen, des Florentiners Giovanni Villani. Am Schlusse eines Abschnittes, der über die Geschichte und die Werke des Dichters handelt, heißt es dort (Buch 9, Cap. 134): „Dieser Dante war seiner Kenntnisse halber etwas eingebildet, wählerisch und empfindlich und nach Art der Philosophen mürrisch; er konnte nicht gut mit Ungelehrten verkehren; aber wegen seiner anderen Tugenden, seiner Gelehrsamkeit und seines Werthes vor vielen Bürgern, scheint es uns, daß es sich zieme, ihm ein ewiges Gedächtniß in dieser Chronik zu geben, obwohl schon seine edlen schriftlich hinterlassenen Werke wahres Zeugniß von ihm enthalten und unserer Stadt zum ehrenvollen Ruhm gereichen." Ergänzt wird diese kurze — dahin gestellt bleibe, ob unparteiische — Charakteristik durch die Mittheilung des späteren Biographen, Boccaccio: „Dante," schreibt dieser, „war von mittlerer Leibesgröße und hatte in vorgerückterem Lebensalter einen etwas gebückten Gang. Ernsten und gelassenen Gehabens war er immer ehrsam gekleidet, wie es seinen Jahren geziemte. Er hatte ein längliches

*) „Ich sang die Rechte der Monarchie, die Himmlischen, den Phlegeton und die unterirdischen Gewässer, wandernd so weit das Schicksal erlaubte; doch weil ein Theil von mir ein Fremdling aus besseren Räumen ist, und seinen Schöpfer seliger in den Gestirnen aufsucht, liege ich, Dante, verbannt von den väterlichen Gestaden, hier verschlossen, welchen Florenz gebar, eine Mutter von geringer Liebe."

**) Eben jetzt, wo dieses Werk unter die Presse geht, theilen italiänische Blätter die Nachricht mit, daß man in Florenz auf einem öffentlichen Platze ein Dante-Monument errichten wolle.

Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher groß, als klein, starkes Kinn und eine etwas vorstehende Oberlippe; die Gesichtsfarbe war bräunlich, Kopf- und Barthaar dicht, schwarz und kraus, die Miene nachdenkend und düster. Sowohl im öffentlichen als im häuslichen Leben hatte er etwas ungemein Gesetztes und Bestimmtes; an Höflichkeit und Leutseligkeit kam ihm fast niemand gleich; in Speis' und Trank war er höchst mäßig. Niemand war wachsamer als er und Keiner hätte ihn in seinen Studien oder Geschäften an Eifer übertreffen können, so daß die Seinen sich oft darüber beklagten. Selten sprach er unbefragt, und dann mit Nachdenken und mit einem der Sache angemessenen Tone. Nichts desto weniger konnte er, wenn es darauf ankam, sehr beredt sein, und sein Vortrag war dann fließend und ausgezeichnet. Er fand großes Vergnügen an der Tonkunst und besonders am Gesange in seiner Jugend, und war ein Freund aller Tonkünstler und Sänger; in Ravenna verbreitete er die Liebe zur Dichtkunst, besonders in der Volkssprache. Er liebte die Einsamkeit, um in seinen Betrachtungen nicht unterbrochen zu werden, antwortete auch häufig bei Tische oder unterweges auf Fragen nicht eher, als bis er mit seiner Ueberlegung zu Ende war. Er hatte einen sehr scharfen Verstand, ein treffliches Gedächtniß und eine große Erfindungskraft. Nach Ehre und Auszeichnung war er sehr begierig." Boccaccio sagt weiterhin: „Dieser treffliche Mann war in allen seinen widrigen Schicksalen tapfer, nur in einer Sache war er ungeduldig und gehässig, das war in Parteiangelegenheiten. Als er von Florenz vertrieben worden, wechselte er Partei, so daß es fortan keinen guelfenfeindlicheren Ghibellinen gab, als er war." Der Vorwurf „ghibellinischer Härte" ist gegen Dante oft genug erhoben worden; auch F. Schlegel, in seinen literaturgeschichtlichen Vorträgen, tadelte die in Dante's großem Gedichte „überall verbreitete Härte." Ob dieser Vorwurf, besonders in Bezug auf das Gedicht, ein gerechter ist, wird sich weiterhin, wo von diesem die Rede sein wird, ergeben.



[Ueber dieses, so wie über das am Eingange des Abschnitts (Seite 16) abgedruckte Bild Dante's vgl. die Bemerkungen am Schluß des Abschnitts V.]

# IV. Dante's Schriften.

Wie die Lebensgeschichte Dante's ohne die Kenntniß der politischen Zeitverhältnisse, unter denen er lebte, unverständlich bleibt, so ist für das Verständniß seiner Werke die Kenntniß der Lebensumstände in Verbindung mit jenen Verhältnissen nothwendig. Aber auch seine Schriften hängen wiederum so genau mit einander zusammen, daß sie, namentlich sein bedeutendstes Werk, die Göttliche Komödie, ohne die Bekanntschaft mit den übrigen nur unvollständig gewürdigt werden können. Unter den Schriften sondern sich die in der gelehrten Sprache seiner Zeit geschriebenen von denen, die in dem Idiome abgefaßt sind, welches seit und durch Dante seine Stellung unter den Hauptsprachen Europa's einnimmt, in der neueren italiänischen Sprache.

Zu den Schriften in lateinischer Sprache gehören die Abhandlungen de vulgari eloquio (de vulgari eloquentia), de monarchia und die Mehrzahl der vorhandenen Briefe Dante's. Was die letzteren betrifft, die, wie aus dem vorigen Abschnitte erhellt, von außerordentlicher Bedeutung für die Charakteristik Dante's sind, so war noch vor sechzig Jahren nur ein geringer Theil von denen bekannt, die wir jetzt besitzen. Vor 1790 war überhaupt nur einer vorhanden, an den Fürsten Can Grande della Scala, dem Dante den dritten Gesang seines großen Gedichts zueignete. In dem genannten Jahre machte der Italiäner Dionisi einen anderen Brief Dante's an einen florentinischen Freund bekannt, aus dem wir in der Lebensbeschreibung eine Stelle mitgetheilt haben. Außerdem gab es nur noch Uebersetzungen von zwei Briefen an den Kaiser Heinrich VII. und an die italiänischen Fürsten bei dessen Ankunft in Italien, bis seit den letzten dreißig Jahren durch deutsche Forschungen, und besonders durch die Entdeckungen des Professors Carl Witte, die Anzahl der Briefe Dante's auf 14 vermehrt wurde. Ob damit die Reihe der Dante'schen Briefe geschlossen, werden die Resultate von Forschungen, die noch jetzt stattfinden, ergeben.

Die Schrift: de vulgari eloquio enthält Untersuchungen über die Sprache. Im ersten der beiden Theile, in die sie zerfällt, setzt Dante den Begriff der neueren italiänischen Schriftsprache auseinander: sie besteht in einer Auswahl des Besseren aus den verschiedenen italiänischen Dialekten; im zweiten Theile untersucht er zuerst, wer diese neue Sprache, das volgare illustre, anwenden dürfe und in welchem Stoffe sie anzuwenden. Der Dichter in der Poesie, ist die Antwort. Dante theilt die Dichtkunst in drei Gattungen: Lieder des Krieges, der Liebe und der Tugend. Indem er auf jede derselben näher eingeht, führt er als Beispiele je zwei Dichter vor, einen provencalischen und einen italiänischen. Die Ansprüche, die er an diejenigen macht, welche sich der heimischen Sprache bedienen, bezeichnet er in folgender Stelle: „Hüte sich ein Jeder und unterscheide wohl, was wir sagen: wenn er jene drei Dinge besingen will, den Krieg, die Liebe, die Tugend, so trinke er zwar aus der Quelle des Helikon, um ohne Fehl die gestimmten Saiten mit dem Plektrum*) zu berühren; aber dies zu thun, wie es gethan werden muß, das ist die Schwierigkeit, das ist

*) Plektron war bei den Griechen das dünne hölzerne oder elfenbeinerne Stäbchen, mit welchem die Saiten der Lyra geschlagen wurden.

die Arbeit, und ohne Schärfe des Geistes, ohne Beharrlichkeit in der Kunst, ohne Fertigkeit in der Behandlung wird es nicht gelingen. Es gelingt aber denen, welche der Dichter im sechsten Buche der Aeneide Lieblinge des Zeus nennt, himmelerhobene Tugendseelen, Söhne der Götter. Und deswegen verkenne man nicht den Unverstand derjenigen, welche, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, bloß auf ihr Genie vertrauend, hoch zu singen beginnen die höchsten Dinge." Die Ansprüche, die hier Dante an die Dichter erhebt, stellt er zugleich sich selbst, und daß er sie, wie kein anderer erfüllt hat, ist das Urtheil von fünf Jahrhunderten.

In der Schrift: de monarchia (über die Monarchie) stellt Dante das Verhältniß des Papstthums zu dem Kaiserthume dar. Er untersucht zunächst, ob die Monarchie, d. h. das Kaiserthum oder die weltliche europäische Kaiserherrschaft zum Glück der Welt nothwendig sei, beweist darauf, im zweiten Theile, daß man unter dieser Monarchie das römische Kaiserthum zu verstehen habe, weil sie von den Römern ausgegangen sei, und daß die Römer, und kein anderer, ein Recht dazu haben; im dritten Theile setzt er auseinander, daß diese weltliche Monarchie von Gott allein abhange und nicht von einem Stellvertreter Gottes, d. h. dem Papste. Doch tadelt Dante eigentlich nur die Anmaßungen der Päpste, indem er die Idee der geistlichen und weltlichen Herrschaft darlegt und das Ideal eines Staates aufzustellen sucht, in welchem wahrhafte Freiheit und Glückseligkeit des Menschen möglich wäre. Nach Boccaccio ist die Schrift über die Monarchie zur Zeit der Ankunft Heinrich's VII. in Italien abgefaßt worden. Sie hatte das Schicksal, mehrere Jahre nach dem Tode ihres Verfassers als ketzerisch verbrannt zu werden, und der dies veranlaßt, der Cardinallegat Bertrando di Poggeto, war von solchem Eifer beseelt, daß er selbst die Gebeine Dante's, als die eines Ketzers, dem Feuer überliefern wollte.

In lateinischer Sprache sind ferner von Dante vorhanden die disputatio de elementis aquae et terrae, habita Veronae, 20. Jan. 1320 und zwei Eklogen oder Episteln. Die erstere Schrift giebt den Vortrag wieder, den Dante am 20. Januar 1320 in der Kirche der heil. Helena in Verona vor dem ganzen versammelten Clerus dieser Stadt gehalten und in welchem er den Satz vertheidigte, daß das Wasser auf dem ganzen Umfang der Erde nirgend höher stehe, als das trockene Land. Die zwei Eklogen, in lateinischen Hexametern geschrieben, gehören zu einem kurzen poetischen Briefwechsel, den Giovanni da Virgilio, ein Verehrer Dante's und öffentlicher Lehrer in Bologna, mit dem Dichter angeknüpft, um ihn zu vermögen, angemessene Stoffe in dem heroischen Verse der alten Römer zu besingen, anstatt in der Volkssprache ein so mächtiges Werk, wie die Göttliche Komödie auszuführen. Dante kleidet seine Antworten in die Form des Hirtengedichts. Da die Eklogen des römischen Dichters erst im 15. Jahrhundert wieder aufgefunden wurden, so galt dafür, daß die bukolische Dichtung seit Virgil ungeübt geblieben, bis Dante zuerst wieder in dieser Gattung aufgetreten sei. Beide Gedichte rühren aus den letzten Lebensjahren Dante's her.

Wir gehen zu seinen italiänischen Schriften über, und knüpfen zunächst an die kleineren poetischen Werke an. Erst neuere Kritik — und auch hier wieder sind Carl Witte's Verdienste um dieselbe zu erwähnen — hat ziemlich genau festgestellt, was dem Dichter von den vielen ihm früher zugeschriebenen Dichtungen angehört. Die Zahl der jetzt von ihm bekannten Sonette beträgt 80; die der Ballaten 12, die der Canzonen, einschließlich einer Sestine, 25. Außerdem sind noch unter seinem Namen veröffentlicht drei vierzeilige Epigramme, die Uebersetzung und Paraphrase von sieben davidischen Bußpsalmen in's Italiänische und das sogenannte Credo, womit er der Sage nach einem Inquisitor antwortete, der ihn gern zum Ketzer gemacht hätte. Die Bußpsalmen sowohl, wie der „Glaube" sind wie sein großes Gedicht in terze rime gedichtet. Den Inhalt des Credo bilden das apostolische Symbol, die zehn Gebote, das Vaterunser und das Ave Maria.*) — Wir bemerken

*) Als Einleitung schickt Dante folgende Verse voraus:

Ich schrieb dereinst von Liebe manche Zeile,
So viel ich holde, schöne, süße wußt',
Und brauchte sie zu glätten oft die Feile.
Anitzt hab' ich nicht länger Muth und Lust,
Denn eitel seh' ich wohl, war all mein Streben,
Und statt Gewinnes hab' ich nur Verlust.
Drum jene falsche Liebe zu erheben,
Leg' ich nicht länger meine Hand mehr an,
Und will nun Gott als Christ die Ehre geben.

übrigens, daß Witte die Epigramme ebenso, wie die geistlichen Gedichte aus sprachlichen Gründen für „unächt" hält, während die neuesten italiänischen Biographen und Erklärer Dante's die Aechtheit vertheidigen.

Eine größere Anzahl der Sonette und Canzonen hatte Dante in zwei italiänisch geschriebene Werke aufgenommen, die zu besprechen uns, ehe wir auf sein Hauptwerk kommen, noch übrig bleibt. Diese beiden Schriften sind die vita nuova (das neue Leben) und il convito (convivio) oder convito amoroso (das Liebes-Gastmahl). Die ältere Schrift von beiden ist die vita nuova; ihre Entstehung fällt vor das Jahr 1300, während das convito in der Verbannung verfaßt wurde. Jene Jugendarbeit scheint Dante unternommen zu haben, um sich über den Verlust seiner geliebten Beatrice oder Bice zu trösten. Das Buch enthält die Geschichte seines Herzens in Form eines Commentars über einige durch seine Liebe veranlaßten Gedichte, mit welchen der Commentar durchwebt ist. Seiner Geliebten sind die meisten der Canzonen und Sonette gewidmet, welche entweder seine Zärtlichkeit oder seinen Schmerz über ihren Tod besingen. Durch die Liebe zu Beatrice hält sich der Dichter wiedergeboren zu einem neuen Leben, woher der Titel der Schrift. Eine Analyse derselben, von Witte, bringt die einfache Geschichte der Liebe, welche Dante in der vita nuova erzählt, in sieben Abschnitte. Der erste berichtet einleitend von dem ersten Erwachen der Liebe in der Brust des neunjährigen Knaben und wie sie von dem Herzen des Jünglings später bleibenden Besitz genommen. Unter den Gedichten entspricht diesem Abschnitt das erste Sonett (dasselbe, welches wir oben am Schlusse des zweiten Abschnittes nebst den Antworten mitgetheilt). So scheu aber ist des Dichters Liebe, daß keine Gefahr ihm meidenswerther erscheint, als die, das Geheimniß seines Herzens verrathen zu sehen, daher beziehen sich die folgenden (4) Sonette auf die Versuche, zwei andere Damen als den Gegenstand seiner Huldigungen erscheinen zu lassen. Indessen ist durch dieses Spiel, das Dritte täuschen sollte, Beatrice selbst an Dante's Gesinnung irre geworden. Darum entsagt er nun dem Scheine und berichtet (Ballate 1 und Sonett 6 bis 9) von seinem eigenen qualvollen Zustande. Bald aber kommt er zu der Einsicht, daß nicht die Gunst der Geliebten, sondern das Entzücken über die in ihr vereinten Vollkommenheiten und deren Verherrlichung der wahre Lohn der Liebe sei. (Diesen Gedanken verfolgen die drei ersten Canzonen und die Sonette 10 bis 16, in denen zugleich als Episode die durch den Tod von Beatrice's Vater geweckte Vorahnung von ihrem eigenen Tode ausgesprochen ist). Der Tod der Geliebten tritt ein (der Trauer über ihn sind Canz. 4 und 5 und Son. 17, 18 gewidmet). Des Dichters Trauer findet einen Trost in dem Anblick einer holden Frau; doch kämpft er mit dem Zweifel, ob darin nicht eine Untreue gegen die Verstorbene liege (Sonett 19 bis 22). Endlich siegt die Macht der ersten Liebe und die letzten drei Sonette feiern in erneuten Thränen ihr Gedächtniß.

In wie innigen Beziehungen das „neue Leben" zu dem „Gastmahl" steht, ist erst von neueren Forschern nachzuweisen versucht worden. Den Namen führt die letztere Schrift in demselben Sinne, in welchem eine Schrift des Plato (symposion) Gastmahl genannt ist. Was er in derselben zu bieten beabsichtigte, spricht Dante in folgender Weise aus: „Die Speisen dieses Gastmahls werden in vierzehn Arten zubereitet sein, d. h. sie werden in 14 Liedern bestehen, welche sowohl die Liebe, als verschiedene Tugenden zum Gegenstande haben. Ohne das gegenwärtige Brot würden dieselben aber an einigen Schatten der Unverständlichkeit leiden, so daß Vielen mehr ihre äußere Form, als ihre Güte wohlgefällig wäre. Dieses Brot aber, d. h. die gegenwärtige Erklärung, wird das Licht sein, welches jeder Schattirung ihres Sinnes den wahren Glanz verleiht." Anstatt des beabsichtigten Commentars zu 14 Liedern (Canzonen) vollendete Dante aber nur Commentare zu drei Canzonen; die übrigen elf finden sich jedoch unter den kleineren Gedichten. Der Commentar selbst bringt in sehr ausgedehnter Weise die verschiedenartigsten Gegenstände zur Sprache, doch regt sich hier, wie in den übrigen angeführten Schriften der kühne Geist des Dichters, der die Fesseln, die ihm die scholastische Form der Gelehrsamkeit seiner Zeit auflegt, zu durchbrechen bemüht ist und nicht selten glücklich durchbricht. Ueberall findet sich die Ge-

dankenfülle und die Stärke des Ausdrucks wieder, die sein großes Gedicht charakterisiren Jene Erklärer, welche den tiefen inneren Zusammenhang der vita nuova und des convito und beider mit der Göttlichen Komödie darzuthun bemüht sind, gehen zunächst auf die Darstellung in der ersten Schrift zurück, worin Dante des tröstlichen Begegnens einer holden Frau gedenkt. In dem convito preist Dante die Philosophie als diese Herrin. Nachdem er lange trostlos über Beatrice's Tod geweint, habe er in Schriften des Cicero und Boëthius Trost gesucht. Da er nun darin den Preis der Philosophie gefunden, habe er sich diese als eine erhabene Herrin gedacht und sei, um sie näher zu erkennen, zu den Schulen der Geistlichen und den Disputationen der Philosophen gegangen. So sei er ihrer Süßigkeit inne geworden, und habe begonnen ihr Lob zu singen. Dies habe, wie jene Erklärer hinzufügen, den Inhalt der vierzehn Canzonen bilden sollen. Die des convito schildern die gefeierte Herrin als grausam und mitleidlos. Oft klagt der Dichter, daß sie ihm eigensinnig ihre Gunst, das Leuchten ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes vorenthalten. Endlich gelangt er dazu, nicht mehr diese oder jene Gunst von der Herrin zu heischen, sondern den wahren Lohn in der Liebe zur Weisheit selbst zu finden, möge sie sie nun versagen oder gewähren. Diese Gesinnung wunschloser Ergebung herrscht in den Gedichten vor, welche den Schluß des convito zu machen bestimmt waren; sie bildet den Uebergang zu der dritten Stufe in Dante's geistiger Entwickelung, zu der Göttlichen Komödie.

Am Schlusse der vita nuova erzählt Dante, daß ihm einige Jahre nach Beatrice's Tode ein wunderbares Gesicht erschienen sei. „Darin", heißt es weiter, „sah ich Dinge, die mich zu dem Entschlusse brachten, nicht eher wieder von der Segensvollen zu reden, als bis ich es würdiger thun könnte; und dahin zu gelangen, streb' ich so viel ich kann. Wenn es daher der Wille dessen ist, durch den Alles lebt, daß mein Leben noch einige Jahre dauere, so hoffe ich von ihr zu sagen, was noch nie, von Keiner gesagt worden, und dann möge meine Seele hingehen, die Herrlichkeit ihrer Gebieterin, der seligen Beatrice, zu sehen, die glorreich Gottes Angesicht schaut."

So endigt das „neue Leben". Es ist nicht zweifelhaft, daß dieser Schluß auf die Göttliche Komödie hindeute, daß unter der wunderbaren Vision die Reise durch die Geisterwelt gemeint sei, deren Geschichte dort erzählt wird. Hatte Dante schon damals, bald nach Beatrice's Tode (1290) den Plan zu dem großen Werke gefaßt, und war dieses, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen, erst kurz vor dem Tode des Dichters vollendet worden, so gehörten dreißig Jahre zu der Ausführung eines Gedichtes, das als Denkmal für die Gebieterin wohl das prachtvollste und wunderbarste ist, das je ein Dichter seiner Geliebten errichtet. „Um sie in aller Glorie der Himmel auftreten zu lassen," sagt A. W. Schlegel, „gab er seinem Gedicht einerlei Gränzen mit dem Weltall und strebte hinaus in's Unendliche."

Dante nennt sein Gedicht selbst eine Vision. (Parad. XVII, 128). Daß er die Epoche der in der Göttlichen Komödie dargestellten Vision in das Jahr 1300 gesetzt, steht durchaus nicht mit der oben angegebenen Zeit der Entstehung des Plans in Widerspruch. Ein geheimnißvoller feierlicher Zeitpunkt gehörte mit zu der Mystik des Gedichts. Das Jahr 1300 sollte ein allgemeines Sühnungsjahr für die ganze Christenheit werden. Papst Bonifacius VIII. nahm diese von Moses eingeführte Feier zuerst wieder auf und lud zu dem ersten christlichen Jubeljahr 1300 die Christen aller Orten ein, nach Rom zu pilgern. Die päpstliche Einladung wirkte so mächtig, daß das ganze Jahr hindurch Pilger von allen Orten der Erde nach Rom strömten und deren immer zweimalhunderttausend in der heiligen Stadt anwesend waren. Nimmt man an, was aus vielen Gründen wahrscheinlich, daß Dante zu derselben Zeit in Rom gewesen, so erhält die Vision der Göttlichen Komödie eine ganz natürliche und imposante Entstehung. Er sah die ganze Welt pilgern und in dem irdischen Rom beichten, bereuen und beten, um einst in das himmlische zu gelangen; er sah die Sündhaftigkeit der Menschen, sah, welche ungeheuren Schätze die Kirche von den Pilgern an sich raffte und welcher Handel mit den heiligen Dingen getrieben wurde, sah die Macht des päpstlichen Wortes und wie hoch die Einwirkung der Religion und alter Traditionen über der der damali-

gen dürren philosophischen Speculationen stehe. Diese Gefühle und Gedanken waren, verbunden mit seinen Liebeserinnerungen, die Keime, aus denen seine dichterische Phantasie das große Werk seines Lebens entfaltete. Das Jahr 1300 war zugleich dasjenige, in welchem der Dichter, mit Rücksicht auf den biblischen Ausspruch: des Menschen Leben währet siebzig Jahre, „die Bahn des Lebens halb vollendet", das heißt im fünfunddreißigsten Lebensjahre stand. Er setzt also den Zeitpunkt der Vision, die in dem Gedichte noch genauer auf Tag und Stunde bestimmt wird, in das Jahr 1300. Von allen seitdem bis zu den Zeiten, wo er die einzelnen Theile des Gedichtes ausarbeitete, vorgefallenen Begebenheiten, redet er, als seien sie noch ungeschehen, wodurch er Gelegenheit zu manchen Weissagungen erhält.

Wie die Göttliche Komödie höchst sonderbar ist im Größten und Kleinsten, in den feinsten Nüancen des Ausdrucks, und selbst in den Reimen nicht weniger, als in dem Plan und in der ganzen Manier der Behandlung, so gab ihr der Dichter auch einen sehr seltsamen Titel. Er benannte das Gedicht nach der Gattung des poetischen Stils, dem es, nach seiner Ansicht, angehörte. In einem Briefe an Can grande della Scala, welchem er einen Theil seines Gedichtes zugeeignet, spricht er sich darüber in dieser Weise aus: „Die Komödie ist eine Art poetischer Erzählung, die sich von allen anderen unterscheidet. Von der Tragödie unterscheidet sie sich dadurch, daß jene im Anfang bewunderungswürdig und ruhig, am Ende aber erschrecklich ist. Die Komödie aber fängt mit etwas Rauhem an; aber der Stoff endigt glücklich." Der Beisatz: divina rührt von Dante's Bewunderern her. In den Handschriften und ältesten Ausgaben findet man es nicht. Statt dessen heißt es dort gewöhnlich: la Comedia del divino poeta Dante. Auch in dem gewählten Versmaße drückt sich die Eigenthümlichkeit des Werkes aus. Hat gleich (wie im 2. Abschnitt erwähnt) der Lehrer Dante's, Brunetto Latini, sich in einem seiner Gedichte desselben Versmaßes zuerst bedient, so gab Dante doch der terza rima (Terzine) erst den wahren Charakter, und wenn die äußere Form durch die innere bedingt wird, so läßt sich dies besonders von der Commedia sagen, indem die Verschlingung der drei Reime in diesem Versmaße etwas Unendliches ausdrückt und die beiden Gränzpunkte, Anfang und Ende, durch das Reimen von zwei Zeilen, der ersten und dritten von vorn, und der drittletzten und letzten am Schlusse, wodurch eben die künstliche Reimverschlingung erst möglich wird, sich wieder verbinden, so daß ein in diesem Versmaße geschriebenes Gedicht einem Kreise gleicht, in dessen Peripherie nur willkürlich ein Anfangs- und ein Endpunkt zu setzen ist. Der heilig geschätzten Dreizahl widmet Dante eine besondere Verehrung, die sich selbst darin ausdrückt, daß jeder der drei großen Gesänge seiner Commedia mit dem Worte: stelle (Sterne) schließt.

Die „Göttliche Komödie", la Divina Commedia besteht aus drei Theilen: l'Inferno, die Hölle, il Purgatorio, das Fegefeuer und il Paradiso, das Paradies. Jeder dieser Theile enthält, wenn man den ersten Gesang der Hölle als besondere Einleitung absondert, drei und dreißig Gesänge. In jedem Theile bilden die zehn ersten Gesänge die erste Abtheilung, indem in der „Hölle" bis dahin die Schilderung der geringeren Laster der incontinentia oder Unenthaltsamkeit reicht, auf welche dann die Höllenstadt folgt, im „Fegefeuer" der Vorhof der Reinigung, der außerhalb der Pforte liegt, beschrieben wird, im „Paradiese" aber die unteren Planeten, der Mond, der Mercur und die Venus, deren Bewohner eine nicht ganz reine Tugend besaßen, den Gegenstand der ersten zehn Gesänge bilden.

Ob der Gedanke einer poetischen Reise durch Hölle, Fegefeuer und Paradies ein dem Dante eigenthümlicher sei, ist vielfach bezweifelt worden. Man hat behauptet, daß er ihn anderen, die vor ihm bereits denselben oder doch einen ähnlichen Plan ausgeführt, entlehnt habe. Allerdings gab im Mittelalter ein buntes Gemisch von heidnischen, jüdischen, christlichen und muhammedanischen Vorstellungen des Jenseits beständigen Anlaß zu Sagen von zeitlichen Entrückungen in Hölle, Fegefeuer und Himmel, und es existirt eine ganze Reihe, in lateinischer und französischer Sprache bearbeiteter Sagen, die derartige Stoffe behandelten. (Ihre Literatur findet sich unter anderen in den Erläuterungen, mit welchen

A. Kopisch seine Uebersetzung des Dante'schen Gedichts begleitet.) Den Grundgedanken benutzte Dante; die Bekleidung desselben ist jedoch seine eigenthümliche Erfindung. Die meisten der vor ihm vorhandenen Visionen sind Erzählungen voller Bilder, aber ohne alle Kunstform. Alle Traditionen der heiligen Schrift, alle Fabeln der antiken Welt, sowie die Erfindungen des Mittelalters, weiß Dante zu nützen und verwebt sie mit Bewußtsein kunstvoll zu neuer Bedeutung in ein großes untrennbares, gleichsam längst vorhandenes und doch in dieser Verbindung neues und erhöhtes Ganze. Alle Dissonanzen werden in der fortschreitenden Harmonie stufenmäßig aufgelöst. Bei ihm steht nichts einzeln, nichts unverbunden da; in jedem Augenblicke deutet er auf das große Ganze.

In der Zeit seiner Verbannung arbeitete er an seinem Gedicht, das gleich einer wunderbaren Fackel erschien und in ganz Europa mitten im tiefsten Dunkel das Licht der Weisheit und des Geschmackes verbreitete, in einer Weise, daß Dante mit Recht der Vater der neueren Literatur genannt wird. Er begann das Gedicht zuerst in lateinischer Sprache, der Sprache der Gelehrten seiner Zeit; bald aber entschloß er sich, es in der Volkssprache um- und auszuarbeiten. Aber diese Sprache hatte bis dahin nur gelallt und gestammelt: von diesem Augenblicke an begann sie mit donnernder Stimme zu reden. Unwillig über eine Zeit, wo das Verbrechen entweder ungestraft blieb, oder gar im Siege jauchzte, die Tugend dagegen zurückgesetzt oder unterdrückt war, faßte Dante den kühnen Plan, der Tugend ihren Lohn, dem Laster seine Züchtigung zu geben. Wie aber, nach den Lehren der Religion, beides erst nach dem Tode vollständig geschehen soll, so beschloß er auch in seiner Einbildungskraft das Reich der Todten zu besuchen. Auf dieser Reise bedurfte er eines Führers. Virgil, der alte römische Dichter, der am meisten von allen im Mittelalter bekannt war, dessen Aeneide bereits einen Gang in die Unterwelt poetisch darstellt, war auch der von Dante am meisten geliebte Schriftsteller des Alterthums, Beatrice seine angebetete Geliebte; er forderte also den einen und die andere zu seiner Begleitung auf. Der eine lehrt ihn die Strafen kennen, die andere die Belohnungen; beiden legt er die erhabensten Lehren in den Mund. Alle Wissenschaften, alle Künste, alle Sprachen, die ihm bekannt waren, wurden dabei von ihm benutzt und absichtlich an den verschiedenen Stellen seiner Verse angebracht. Allegorie, die bildliche Darstellung war der herrschende Geschmack seines Jahrhunderts: so war schon ein allegorisches Gedicht des Königs Alfons von Castilien, Tesoro genannt, sehr berühmt, so auch ferner ein Gedicht von Dante's Lehrer, Brunetto Latini, der Tesoretto. Dante bediente sich der Allegorie, um einen Abriß alles Wissenswerthen, aller Meinungen, jedes Glaubens und der ganzen Geschichte seiner Zeit zu geben. Auf den Grund seines wissenschaftlichen Systems baute er sein politisch-moralisches Gebäude und nahm dabei Himmel und Erde, das Sichtbare und das Unsichtbare, Engel und Teufel, Gott und Satan zur Hilfe. Seine Seele umfaßte das Weltall, sein Plan gab ihm Gelegenheit, den ganzen Raum desselben nach und nach von der Mitte bis zum äußersten Umfange zu durchlaufen. Er stieg vom Laster zur Strafe herab und von der Tugend zur Belohnung hinauf. Er war entschlossen, ganz frei über seine Zeitgenossen und besonders über die Mächtigen seiner Zeit zu reden. Beispiele unbekannter Personen, bemerkt er in dieser Beziehung, seien weniger belehrend, als die, welche von den allerbekanntesten hergenommen werden. Er zeigte sich, so lauten seine eigenen Worte, als furchtloser Freund der Wahrheit, entfernte von sich jegliche Lüge, und ahmte dem Winde nach, der die höchsten Gipfel am heftigsten schüttelt. Seine Unparteilichkeit ging so weit, daß er selbst diejenigen Guelfen, die ihm die härtesten Kränkungen angethan, ihn seiner Güter beraubt, des Lebens und der Ehre verlustig erklärt hatten, nicht anders erwähnt, als überhaupt die Feinde des gemeinsamen Vaterlandes und des Friedens.

Und doch wird ihm, wie wir am Schlusse des vorigen Abschnittes gesehen, „ghibellinische Härte" vorgeworfen! Nicht um diesem Vorwurfe zu begegnen, sondern um uns das Bild des Dichters in treffenden Zügen zu vergegenwärtigen, führen wir die folgenden Worte A. W. Schlegel's (aus dem Jahre 1791) an: „Es ist das Siegel menschlicher Vortrefflichkeit, unabhängig zu sein vom Schicksal: Dante war's. Weder Druck, noch Lei-

den, noch Unruhe und Ungewißheit des äußern Zustandes machten seine Seele irre in ihrem Thun. Gewöhnlich leiden große Menschen viel, und selten läßt sich bestimmen, in wiefern das Schicksal sie zu der Würde erzog, oder nur die in ihnen ruhende Größe entwickelte und ihnen Stoff zum Wirken gab. Dies ist auch der Fall bei Dante. Wir wissen nicht, welch ein Gedicht er hervorgebracht haben würde, hätte er in Ruhe und Wohlstand seines Lebens genossen; das, welches er in der Verbannung geschrieben hat, ist göttlich. Ihm sank der Muth nicht zu einer so umfassenden Unternehmung, die das angestrengteste Nachdenken vieler Jahre forderte, und er führte sie zu Ende mit einer Ueberlegenheit, daß alle Werke seiner Zeitgenossen, nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa, wie Mißgeburten oder Zwerggestalten daneben stehen. Drang der Sorgen verjagt alle Ruhmbegierde aus den Herzen kühner, aber nicht ausdauernder Menschen; bei ihm zog sie sich mehr in's Innere zurück, und wurzelte tiefer in sein Dasein. Er wandte sich von den Lebenden weg an die Nachwelt. Nicht geachtet zu werden, war für ihn ein Sporn, seinen Werth darzuthun: ihm ahnte, und ihm durfte es ahnen, er werde einst von denen, die damals in ihrer kleinen Größe prunkten, aus dem Dunkel hervorleuchten. — Und wenn man nun liest, wie er von Mächtigen und Geringen, von Lebenden und Todten, so frei, so niederwerfend stark die Wahrheit sagt, und dann bedenkt, der, welcher so redet, war seiner bürgerlichen Existenz beraubt, ohne die im damaligen Italien eben so wenig, als im alten Griechenlande, Wohlstand des Lebens stattfand, war unstät, abhängig und beinah zum Betteln verdammt! wer muß sich nicht mit Ehrfurcht neigen vor seinem Bilde, nicht weil es eines Denkers oder Dichters, sondern weil es eines M a n n e s Bild ist?"

Die allgemeine Idee der Commedia ist sehr einfach. Es ist eine Reise, die der Dichter durch die drei Welten der Geister, die der Verderbtheit und des Elends, die der Büßung und die der Vollkommenheit und Glückseligkeit auf höheren Antrieb unternimmt. In allen den verschiedenen Bezirken unterredet er sich mit Seelen verstorbener Menschen, die er da antrifft, oder wird auch von seinen Begleitern über die sich darbietenden Gegenstände belehrt. Dies macht es ihm möglich, fast alles, was er will, ohne daß es eigentlich episodisch wäre, der Erzählung an verschiedenen Stellen einzuweben. Tiefe Betrachtung der schwersten und unsinnlichsten Gegenstände war der vorwaltende Hang seines Geistes, weshalb ihm auch das Paradies, worin am meisten von himmlischen und am wenigsten von irdischen Dingen vorkommt, bei weitem der liebste und wichtigste Theil seines Werkes ist. Hätte ihn nicht sein Schicksal unter die Menschen gestoßen, so daß er sie von den verschiedensten Seiten kennen lernte, so wäre auch sein Gedicht nicht so voll Menschendarstellung, nicht ein so treffendes Bild der wirklichen Welt geworden. Da er mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt hatte, so mußten ihm die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes nahe am Herzen liegen, und es war natürlich, daß er Schilderungen davon seinem Gedichte einflocht. Als eifriger Ghibelline erhob er die Hoheit und Würde des römischen Reiches und strafte die Verderbtheit des päpstlichen Hofes und die Unrechtmäßigkeit seines Verfahrens. Auch anderen historischen Denkwürdigkeiten, besonders solchen, von welchen er mehr als das Bekannte zu wissen glaubte, wußte er ihren Platz anzuweisen. Zu einem reichhaltigen Nekrolog merkwürdiger Menschen, vorzüglich aus der letztverflossenen Periode, machte er die Göttliche Komödie. So hat er viele Namen verewigt, sie gebrandmarkt oder verherrlicht oft mit einem Worte.

Vieles trifft zusammen, was dieses Gedicht so schwer verständlich macht. Ueberall findet man geheimnißvolle Allegorien. Literarische und wissenschaftliche Dinge, welche berührt werden, setzen einen großen Umfang von Kenntnissen jeder Art voraus; es sind außerdem so viele verborgene Andeutungen darin, so viel geheime Beziehungen, daß der Dichter dadurch oft dem Kundigsten unverständlich wird, dazu kommt die veraltete Sprache und viele ihm ganz eigenthümliche Formen. Es scheint, er habe lieber errathen, als verstanden sein wollen. Er giebt oft nur einen Wink, und will eine ganze Rede damit andeuten. Gleich von den ersten Gesängen an sind unmerkliche Anspielungen auf den Inhalt der späteren Gesänge und sogar auf das Ende, die Niemand verstehen kann, der das

Gedicht nicht vorher ganz durchgelesen. Nur durch Geduld und Anstrengung, bemerkt Schlegel, wird man mit diesem Dichter vertraut und erst beim zweiten oder dritten Lesen gelangt man zum vollen Genuß.

Indem wir nun zu dem speciellen Inhalte der Commedia selbst übergehen, werden wir uns zunächst die kosmologischen Vorstellungen des Mittelalters zu vergegenwärtigen haben, welche dem Dichter den Rahmen, in den er sein Werk faßte, gegeben.

Auch ihm ist die Erde die in der Mitte des Universums befindliche Kugel, ihr Land eine meerumflossene Insel, deren Mitte Jerusalem. Als Lucifer fiel, als Gott ihn aus dem Himmel schleuderte, da stürzte er bei den Antipoden Jerusalems in die Erde, die ihr Land mit den Fluthen des Meeres bedeckte, hinter ihm spritzte das Land auf: es entstand der Berg der Reinigung: vor ihm wich die Erdmasse: an der Stelle des künftigen Jerusalem erhob sich Zion, der Berg der Versöhnung, die trichterförmige Vertiefung unter ihm reicht bis zum Mittelpunkte der Erde. Um die Erde legen sich die neun hohlen Himmelskugeln, deren jede von einer leitenden Engelordnung regiert wird, ihre himmlische Bewegung läßt den Gesang der Sphären ertönen; um sie her und doch wieder durch sie alle hindurch geht das Empyreum, die Wohnung Gottes. Durch Hölle und Fegefeuer hindurch wandert die Seele des Dichters dem Himmel zu. Denn inmitten des Lebens findet er sich abgeirrt von dem rechten Wege, der Wald eines gottentfremdeten sündhaften Daseins hat ihn aufgenommen, er möchte den Berg der Versöhnung ersteigen; da er es nicht kann, bietet sich ihm Virgil zum Führer an, er will ihn auf einem anderen Wege zur Seligkeit, zum ewigen Leben aufsteigen lassen. Zuerst bangend und zagend, dann gestärkt durch die Hinweisung auf Aeneas und Paulus, die beide noch lebend die jenseitige Welt betraten, vertraut er sich dem Führer, den das ganze Mittelalter als einen Propheten des Christenthums verehrte und der in seinem Gedichte bestimmt ist, ihn die Seligkeit dieses Lebens zu lehren, dem Virgil an.



Dante, von Virgil geschützt, auf dem Geryon in den Abgrund der Hölle hinabschwebend. (Hölle, 17. Gesang.)
(Nach J. Flaxman's Zeichnung.)

[Der dreileibige Geryon des Alterthums, der, schändlichen Verrath übend, die Fremden seinen Stieren vorwarf, bis Herkules ihn dreimal getödtet, erscheint in Dante's Gedicht als Bild des Truges, mit ehrlichen Mannes Gesicht, mit nach Katzenart in Haar verborgenen Klauen und buntem geringelten Schlangenleibe, dessen Schwanz in eine spitze Gabel endigt.]

Die Hölle zerfällt in neun concentrische horizontalliegende Kreise, in denen die verschiedenen Arten der Verdammten sich aufhalten. Jeder Kreis ist von dem folgenden durch einen Felsabhang geschieden, je weiter nach unten, desto kleiner werden die Kreise. Die leichteren Sünden werden in den oberen, die schwereren, der menschlichen Natur widersprechenden in den unteren Kreisen gestraft. Diese sind weniger zahlreich vertreten als jene, weshalb ihnen die kleineren Kreise zugewiesen werden. Nach einem Gedanken des Aristoteles scheidet Dante die Sünden in solche, die aus Unenthaltsamkeit, Gewalt und Betrug geübt werden. Aus Unenthaltsamkeit sündigen die fleischlichen Verbrecher, die Schlemmer, die Geizigen und Verschwender, die Zornigen und Grämlichen; die Gewaltthätigen sündigen gegen Gott, gegen sich selbst, gegen den Nächsten: Gotteslästerer, Sodomiten und Wucherer, Selbstmörder und Spieler, Mörder, Verwunder und Verwüster. Betrüger sind: Kuppler und Verführer, Schmeichler und Buhlerinnen, Simonisten, Wahrsager, Bestecher, Diebe, böse Rathgeber, Friedensstörer, Verfälscher. Eine höhere Form des Betruges ist dem Dichter der Verrath, der gegen Blutsverwandte, gegen das Vaterland, gegen Gastfreunde und gegen Gottes ewige Weltordnung, d. h. gegen Gott und gegen das Kaiserthum geübt werden kann.

Während alle diese genannten Sünder in acht Kreise vertheilt sind, so beherbergt ein neunter, (von oben der erste) — eine Art Vorhölle — alle ungetauften Frommen, deren einzige Schuld die Unkenntniß des Christenthums ist. Jenseits der Gränzlinie der Hölle, zwischen ihrer Eingangspforte und dem Acheron ist den Lauen ihr Aufenthalt angewiesen: zu gut für die Hölle, zu schlecht für den Himmel werden sie von beiden zurückgewiesen; unter ihnen sind die neutralen Engel, die bei Lucifers Empörung weder für ihn noch für Gott Partei ergriffen. Und wie werden nun die Unseligen gepeinigt? Es wird an ihnen das biblische Wort erfüllt: Womit Du sündigst, damit sollst Du gestraft werden. Ihre Strafen sind eine Fortsetzung ihres inneren Zustandes auf Erden. Die Lauen leiden an dem Bewußtsein ihrer eigenen Nichtigkeit und ihrer Ausstoßung von Guten und Bösen, die Ungetauften fühlen ein hoffnungsloses Sehnen. Die Unkeuschen werden von dem ununterbrochenen Sturm der sinnlichen Begierden hin und her getrieben und gelangen nie zur Ruhe. Die Schlemmer stecken in einem Schlamm, den Regen, Schnee und Hagel ewig kalt und zäh erhält. Die Geizigen und Verschwender stoßen in zwei Chören aufeinander, werfen sich ihr Kargen und Verschwenden vor und trennen sich, um wieder aufeinanderzustoßen. Die Zornigen und Grämlichen stecken in dem heißen Sumpf des Styx, schlagen sich mit allen Gliedern und zerfleischen sich. Die Ketzer, zwischen die Unenthaltsamen und die Gewaltthätigen gestellt, weil sie von beiden etwas an sich tragen, liegen in glühenden Särgen, die sich mit dem jüngsten Gerichte auf ewig schließen. Die Gewaltthätigen gegen den Nächsten sind in einen heißen Blutstrom eingetaucht und gesotten, und zwar nach der Schwere ihrer Verbrechen mehr oder weniger tief. Die Selbstmörder und Spieler sind ihres Leibes auf ewig beraubt und beleben mit ihren Seelen einen Wald voll Dornen und Gestrüpp, nach der Auferstehung schleppen sie ihren Leib hierher und hängen ihn an den Zweigen auf. Die Gewaltthätigen gegen Gott werden durch einen ewigen Feuerregen verzehrt, den Betrügern sind auf sinnreiche Weise die mannigfaltigsten Qualen ersonnen. Die Verräther, die Frevler am Gebote der allgemeinen und persönlichen Liebe, stecken in einem Eissee, und gerade die sich im Leben am glühendsten gehaßt, sind räumlich eng an einander geschoben. Am tiefsten unten steht Lucifer, mit drei Gesichtern, in deren einem er den Verräther Christi, in deren beiden andern er die Verräther am Kaiserthum Brutus und Cassius zermalmt.

Die Vorstellungen der Griechen und Römer sind in die Hölle aufgenommen. Charon ist Fährmann, Minos Höllenrichter. Die einzelnen Kreise haben mythologische Gestalten zu Vorstehern: Cerberus steht dem Kreise der Schlemmer, Plutus dem der Geizigen und Verschwender, Phlegias dem der Zornigen vor. Die alten Höllenströme durchfließen das grausige Gebiet, denn auf der Insel Kreta, wo einst Saturnus herrschte, steht das Bild eines Greises: das Haupt ist von Gold, Brust und Arme von Silber, der Unterleib von Erz, alles Uebrige von Eisen bis auf den rechten Fuß, der aus gebranntem Thon besteht.

Den Rücken wendet er nach Aegypten, das Angesicht nach Rom. Alle Körpertheile, mit Ausnahme des Hauptes, haben Risse, aus denen Thränen fließen, die vereint in den Abgrund der Hölle rinnen, dort bilden sie die vier Höllenflüsse Acheron, Styx, Phlegeton, Kocytus. Der letztere bildet den Eissee, in den neben den Verräthern Lucifer gebannt ist. Der Greis bedeutet die Zeit, die vier Metalle die vier Zeitalter, der rechte thönerne Fuß die Verderbniß des laufenden Zeitalters, die Risse die wachsende Sündhaftigkeit der Zeiten, die Thränen das Wehe und die Schuld, welche die Menschheit aufgehäuft, die nun so sinnreich zu ihrer Bestrafung selbst dienen müssen. Nachdem der Dichter von Virgil geleitet in allen Höllen Persönlichkeiten angetroffen, mit denen er geredet, die ihm ihr Weh geklagt, wird er vom Mittelpunkt der Erde aufwärts geleitet und gelangt an den

Berg der Reinigung, des Fegefeuers. Cato hütet seinen Eingang. Wie er sein Leben der Freiheit geopfert hat, so gilt es hier mit Hintansetzung aller andern Dinge der Freiheit des Geistes nachzustreben, er ist der Repräsentant der wahren Freiheit, er treibt die zögernden Seelen zur Eile an, daß sie ihre Läuterung vollbringen. Diese Säumigen haben den ersten Kreis am Fuße des wieder in neun Schichten eingetheilten Berges inne, es folgen in sieben Kreisen die Vollbringer der sieben Todsünden: Stolze, Neidische, Zornige, Träge, Geizige, Völler, Unkeusche, den Gipfel des Berges bildet das irdische Paradies. Hier sind die Strafen nicht ewig wie in der Hölle, sondern vorübergehend; denn nicht Züchtigung sondern Läuterung ist die Aufgabe der Bußen, die nicht wie die Strafen materieller, sondern großentheils geistiger Natur sind. Die Strafe der Säumigen besteht in der Verzögerung des Anblicks Gottes. Die Stolzen sind zu Boden gekrümmt unter Felsblöcken wie Karyatiden, den Neidischen sind die Augen mit Eisendraht verschlossen, sie sitzen friedlich bei einander und stützen sich gegenseitig mit den Schultern; die Zornigen sitzen in finsterem häßlichen Rauche, der alles um sie verdunkelt und sind voller Eintracht unter einander; die Trägen laufen eifrig; die Geizigen liegen mit dem Gesicht am Boden; die Schlemmer sind mager und eingefallen und leiden an Hunger und Durst; die Unkeuschen brennen in unaussprechlich heißer und versengender Gluth. — Dem Dichter kann hier die Leitung Virgils des Heiden nicht mehr genügen; nachdem ihn Cato angetrieben, führt ihn die heilige Lucia, welche sinnbildlich die erleuchtende göttliche Gnade darstellt, an die Pforte des Berges selbst; dort sitzt ein Bußpriester, der ihm sieben P (peccatum Sünde) auf die Stirn zeichnet. Nun durchschreitet er die einzelnen Kreise der Büßenden. Zur Seite aufgestellte Bilder geben glänzende Beispiele der Tugend, welche der Gegensatz der gebüßten Sünde ist oder abschreckende Beispiele der Sünde selbst; Stimmen ertönen, die ermunternd und belehrend die Büßenden fördern. Wenn einer der Kreise durchschritten ist, so erscheint ein Engel, der eins der sieben P auslöscht, eine der sieben Seligkeiten wird beim Eintritt in einen neuen Kreis der Seele zugerufen, bei jeder Wiederkehr erscheint der Engel in herrlicherem Glanz. Hat eine Seele die Büßungen vollendet, so tritt sie auf die Höhe des Berges, der erbebend ein lautes „Ehre sei Gott in der Höhe" ertönen läßt, das irdische Paradies eröffnet sich ihr, sie trinkt von der Lethe, um alles Betrübende des Erdenlebens zu vergessen, sie schöpft aus der Quelle Eunoë, um sich alles Schönen und Guten zu erinnern, sie schaut in apokalyptischen Bildern Christus, seine Kirche, deren Sieg, das Reich Gottes. Zu diesen Anschauungen wird Dante durch Beatrice, die Personification der seligmachenden göttlichen Gnade geführt, Virgil bleibt zurück, die Geliebte der Jugend führt den Dichter in den

Himmel. Er besteht aus neun Kreisen und dem Empyreum. In ihm wohnen die Seligen, deren Gottesnähe oder Gottesferne je nach ihrer größeren oder geringeren Vollkommenheit auf Erden bestimmt wird. Die größeste Vollkommenheit ist die volle Hingabe an Gott, die Abstreifung alles Irdischen, das beschauliche Leben, die geringste ist die Wahl eines solchen Lebens, das der Wählende wenn auch unfreiwillig aufzugeben genöthigt war. Die Gestirne deuten den Charakter der in ihrem Kreise wohnenden Seligen an. Im Gebiete des Mondes, der ein Bild der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit ist, wohnen die, welche durch die Umstände gedrängt ein Gelübde verletzt haben; der Merkur, ein so oft

von der Sonne überstrahltes Gestirn beherbergt die, welche bei ihren herrlichen Thaten die Ruhmbegier mitwirken ließen; im Kreise der Venus leben die, die der sinnlichen Liebe zu große Macht eingeräumt. Die Sonne ist das Symbol des göttlichen Lichtes, sie gehört den strahlenden Lehrern der göttlichen Wahrheit an; der Mars ist die Stätte der Märtyrer und Kreuzhelden; der Jupiter, ein Bild der Gerechtigkeit, zeigt die gerechten Fürsten; Saturn, das Symbol des goldenen Zeitalters, trägt die Beschaulichen; im Fixsternhimmel wohnen Adam, Maria, Christus, die Apostel, des alten und neuen Bundes Begründer, im Krystallhimmel erscheinen die Engel, die bewegenden Kräfte des All, das umgeben und durchdrungen wird vom Empyreum, der raumlosen Stätte der Dreieinigkeit. An der Hand der Beatrice legt der Dichter die Wanderung zurück, jeder neue Himmel macht ihm das Wandern leichter, macht seinen Geist durchdringbarer von der ewigen Wahrheit, macht ihn begieriger nach deren Erkenntniß. Vom Saturn aus blickt er zurück auf die Erde — unbegreiflich wie dies Atom in dem unsterblichen Geiste so viel Freuden und Schmerzen zu erwecken wußte; Christus und Maria treten ihm entgegen, die Himmel lassen ein Hallelujah ertönen, seine Wiedergeburt ist vollendet, unendliche Wonne, Sicherheit des Besitzes des ewigen Lebens durchdringt ihn, er tritt in das Empyreum: der Lichtstrom der es erfüllt wird zur weißen Rose, Beatrice nimmt in ihr Platz, das Gedicht ist vollendet.

Die beiden ersten Gesänge der „Hölle" dienen dem ganzen Gedicht als Einleitung. Sie sind so allegorisch gehalten, daß fast jeder Satz darin eine Menge Auslegungen gestattet. Als die einfachste Art, den Sinn des ersten Gesanges wiederzugeben, erscheint die folgende: Die Unruhen, welche die verschiedenen Parteien, der Papst und Karl von Valois (die unter den Bildern der Wölfin und des Löwen dargestellt sind), in seinem Vaterlande anrichteten und auch Dante's unglückliches Exil hatten diesen in einen Zustand des Trübsinnes gebracht, in welchem der Geist zu nichts fähig ist. Nachdem er lange in demselben hingezogen und seinen Unmuth verzehrt, erwachte in ihm endlich der Entschluß, sein Leben, das ganz dem Staate gewidmet war, nun den Wissenschaften und der Poesie zu weihen, und indem er sich immer vertrauter mit Virgil gemacht, kehrte die Ruhe in sein Gemüth zurück. Damit tauchten alle herrlichen Bilder seiner Jugend und besonders die glühende Liebe zu Beatrice wieder in seiner Seele auf; die Erinnerung steigerte sein Gefühl bis zur Schwärmerei und entzündete den schaffenden Genius. Im zweiten Gesange wird nochmals bestätigt, daß die Liebe zu Beatrice und die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit ihn dazu begeistert habe, den erhabensten Gegenstand, das Weltgericht, zu besingen, und daß er die Kraft und den Muth dazu von der göttlichen Gnade erhalten. Einer göttlichen Eingebung schreibt er es auch zu, daß er in der Jugend eine solche Vorliebe für Virgil erhalten, und daß ihn besonders der Gang des Aeneas durch die Reiche der Unterwelt so betroffen, daß er dadurch auf die Idee seines Weltgerichts gebracht worden sei.

Doch diese einfache Deutung des Inhalts entspricht nicht der Art der Lösung, welche die meisten der Hunderte von Commentatoren des Gedichtes angewendet haben. Dante selbst spricht in dem erwähnten Briefe an Can Grande della Scala von einem mehrdeutige Sinne seines Werkes: von einem wörtlichen und einem allegorischen oder moralischen Sinne. Die in dem Gedichte vorkommenden Personen sind zugleich auch Figuren, welche eine höhere Idee zur Anschauung bringen sollen und spielen daher fortwährend bald die eine, bald die andere Rolle, bald beide zugleich. Beatrice ist nicht nur Dante's Geliebte, sondern sie stellt auch die göttliche Lehre, die Theologie vor. Virgil aber repräsentirt, außerdem, daß er der alte Dichter und Dante's Vorbild ist, die höchste menschliche Einsicht und Wissenschaft, die Philosophie. Dante selbst ist nicht nur der lebendig betrachtende Dichter, sondern er bildet auch oft den Typus der ganzen Menschheit mit ihren Schwächen und erhabenen Trieben zum Göttlichen und seine Wanderung ist die Pilgerschaft des Menschengeschlechts seit Adam durch die Fehler und Sünden der Zeitlichkeit zu Gott. Bei diesem Geschäfte vereinigen sich beide, Virgil und Beatrice, Philosophie und Theologie, zum Schutz und Heil des Menschen, und leiten ihn durch die Strafen der Hölle, die Angst des Gewissens und

Nichtigkeit falscher Lehre, und durch die Reue und Buße des Fegefeuers zur wahren Einsicht und Freiheit, zum Frieden und zur Seligkeit in der Vereinigung mit Gott. So erhalten auch die im Gedicht vorkommenden Thiere und alle Nebenpersonen eine zweite mystische Bedeutung, die sich im Verlaufe der Dichtung entwickelt.

Von den drei Theilen der Göttlichen Komödie ist der erste: die Hölle, der vollendetste in poetischer Beziehung, während das Paradies nach dieser Seite hin als der schwächste erscheint. Wie die Darstellung der Hölle durch den ungeheuren Abstand der einander entgegenkämpfenden Personen der großartigste Gegenstand der Dichtung ist, so bleibt jede Darstellung eines christlichen Paradieses als des Ortes der Vergeltung und Belohnung, eine für die Poesie unerreichbare Aufgabe. Selbst die plastischen Griechen wußten den Stoff nicht zu behandeln und ließen ihre seligen Schatten im Elysium des Erdenlebens fortsetzen. Dante war, um nur einige Anschauungen in seinem Paradiese zu erwecken, genöthigt, die Wissenschaft der Astronomie für seine Scenerie zur Hülfe zu nehmen, die aber in seinem Gedicht auch nur allegorisch wirkt. Dagegen kann er in der „Hölle" seine Phantasie ungehemmt walten lassen. Hier hören wir nicht die Zeit des Dichters, sondern den Dichter selbst, der über alle seine Verhältnisse erhaben, die ganze Macht seines Genius vor unseren erstaunten Blicken entfaltet. Hier ist alles Kraft und Leben, die darin vorkommenden Personen sind um ihretwillen da, nicht um eines systematischen Beispiels wegen; und um ihretwillen scheint das ganze Gedicht geschrieben zu sein. Hier befand sich der Dichter auf historischem Boden, der ihm den lebendigen Stoff in mannigfaltiger Fülle darbot. Hier giebt die gelehrte Theologie nur zuweilen den Faden an und bleibt wenigstens im Hintergrund, das frische Leben aber tritt hervor und zeigt uns die Hauptpersonen scharf gezeichnet und selbstständig voller Charakter und Handlung. Nicht die Mannigfaltigkeit der Strafen, die Dante's Verdammte leiden, offenbart seine schaffende Phantasie und seinen Kunstsinn, dem Leser ein immer neues Schauspiel vorzuführen, so sehr als die Kraft, mit der sie der Schuld angepaßt sind. So treibt derselbe Sturm der Leidenschaft, der auf Erden Francesca und Paolo Malatesta in Sünde und Tod stürzte, sie in der Hölle zu ihrer beständigen Qual umher; es büßen die Tyrannen im Blute, das sie vergossen; den Dieben, die fremdes Eigenthum stahlen, rauben hier die Schlangen ihr einziges Besitzthum, die menschliche Gestalt. Seine Helden sind in kurzen, pathetischen Worten geschildert. Wie Erzbilder, starr und groß, erscheinen sie. Da ist Brutus, wie er mit dem Haupte aus Lucifers Rachen ragt, im Schmerz sich drehend, aber lautlos; da Farinata, wie er bis zur Brust aus dem glühenden Sarge sich emporhebt, der Hölle und aller Dämonen spottend; Graf Ugolino, wie er in den Schädel des Bischofs von Pisa hineinbeißt. Wie trotz aller Verbrechen noch auf ihren Stirnen der Adel eines hohen Sinnes liegt, auf keinem so leuchtend, als auf denen der drei Florentiner, auf die der Regen fällt, der Sodom zerstörte, in deren Mitte der Dichter gern hinabgesprungen wäre! Und neben diesen Flammen, auf dem mitternächtig dunkeln Grunde ewiger Düsterkeit und Trauer, die Gestalten der Francesca und seines Lehrers Brunetto! (Man vergleiche unten die Auswahl der Stücke aus der Commedia.)

Begründet ist der Vorwurf, daß die Commedia, einmal aus den Pforten der Hölle hinaus, ihre dramatische Bewegung verliere, und nun Gespräch an Gespräch sich reihe, meist moralisch-philosophischen Inhalts über das Wesen der Liebe, der Seele. Wenige Stellen im „Paradies" ausgenommen, endet die eigentliche Dichtung mit Beatrice's Erscheinung, da ist ein poetischer, wie auch philosophischer Abschluß. Er hat erreicht, warum er in den Qualen der Hölle, in Reue und Schaam gerungen, er hat die Geliebte — den Glauben — und sie, die göttliche Liebe, hat das verirrte Lamm, den Freund, der schon verloren schien in Irrthum und Sünde, durch Betrachtung geläutert wiedergefunden. — Man hat von den Einzelheiten, die unserer ästhetischen Anschauung zuwider sind, von den Vorwürfen, die den Dichter wegen einzelner grotesken Ausführungen treffen, gesagt, daß ebenso wie seine Schönheiten ihm ganz angehören, seine Fehler und Ungereimtheiten größtentheils seinem Zeitalter beizumessen seien. Ein alter deutscher Kunstrichter (Meinhard, in

seinen Versuchen über den Charakter und die Werke italiän. Dichter) bemerkt über Dante: „In einer Zeit der Dunkelheit bahnt er sich selbst einen neuen noch nie betretenen Weg, bald über steile Gebirge, bald durch Moräste und dicke Wälder. Er stolpert, er fällt, er verirrt sich, aber er zieht allemal weit mehr die Aufmerksamkeit auf sich, als andere, die auf einem gebahnten Wege ohne Gefahr mit gesetzten Schritten wandern."

Indem wir der Vorwürfe erwähnen, die dem Dichter und seinem Werke gemacht worden, können wir uns nicht versagen, ein Urtheil, das ganz in neuester Zeit über Dante gefällt wurde, kurz zu berühren. Der französische Dichter Lamartine ist es, der dieses Urtheil (1856) ausgesprochen. Er stimmt Voltaire, dem bekannten Verächter Shakespeare's, darin bei, daß die „Göttliche Komödie" etwa 60 bis 80 erhabene und wahrhaft seltene Verse enthalte, während das ganze übrige Gedicht von Dunkelheit, Barbarei und Trivialität erfüllt sei.*) Er nannte die „Hölle" eine versificirte „florentinische Zeitung", von der nur der „Styl" das Verdienst der „Unvergänglichkeit" besitze. Dante habe nichts weiter, als ein leidenschaftliches Parteigedicht geschrieben, und sich einer des Dichters unwürdigen Idee hingegeben. Gegen diese und ähnliche Behauptungen trat darauf ein Landsmann Dante's auf.**) Ihm ist Dante der Dichter-Ahne des neuen Geistes, le poète devancier de l'esprit nouveau, und er versteht unter diesem neuen Geiste den Geist, der vor nichts zurückbebt und sich in aller Dinge Grund vertieft. Er sieht in der „Göttlichen Komödie" das Buch neben dem Evangelium, und er abstrahirt aus der erhabenen Dichtung einen großen Gedankenorganismus und Tendenzen, die sich auf die höchste Aufgabe oder auf das Ziel des Menschengeschlechts richten, auf das Problème de l'humanité, welches schon der Titel anführt, und das, nach des Verfassers Anschauung, im Mittelalter eben von Dante repräsentirt wird. So stehen sich in neuester Zeit Ansichten gegenüber, die seit fünfhundert Jahren in ähnlicher Art oft genug, besonders aber in der Zeit unmittelbar nach Dante, ausgesprochen wurden, so jedoch, daß die Stimmen der Tadler in der Art Lamartine's bedeutend in der Minderheit geblieben sind. Immerhin aber erkennt man aus solchen Arbeiten, daß in der Deutung, die von Geschlecht zu Geschlecht immer wiederkehrt, das wahre ewige Leben des Kunstwerkes liegt.

Welcher Gattung der Poesie gehört denn aber die „Göttliche Komödie" an? Um es kurz zu sagen — allen Gattungen. Sie ist ein lyrisch-episch-dramatisches Gedicht; sie entbehrt weder der rein elegischen, noch der didaktischen, noch der satirischen Elemente. Der Dichter selbst bezeichnete in der Ausführung einer schon oben angezogenen Stelle den Inhalt des Gedichts, in wörtlichem Sinne, als den Zustand der Seelen nach dem Tode darstellend; in allegorischem Sinne sei Gegenstand desselben: der Mensch, je nachdem er vermöge seines freien Willens durch Verdienst oder Unverdienst und Missethat der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen sei. Wenn er ferner von der Komödie im allgemeinen sagt, sie sei eine poetische Erzählung, die sich von allen anderen unterscheide, so stimmen wir ihm in Bezug auf seine Commedia vollständig bei. Sie ist ein einzig dastehendes, ein einsames Werk in ihrer und der Welt-Literatur. Die Göttliche Komödie ist die allegorische Darstellung der Seelengeschichte Dante's, seiner Versündigung und Versöhnung, jenes innerlichen Processes, in Folge dessen er aus der Welt zu Gott zurückgekehrt und zu einer vollen beseligenden Erkenntniß der göttlichen Absichten mit der Menschheit gelangt war. Indem der Dichter seine eigene Seelengeschichte poetisch darstellt, zeigt er der Menschheit im Spiegel der übersinnlichen Welten, wie weit sie sich von Gottes Absichten und ihrer Endbestimmung entfernt habe, und daß und wie sie zu Gott und ihrem Heile zurückkehren müsse.

Die Göttliche Komödie ist das erste große Originalgedicht der modernen Literatur, das fertig, wie es ist, das Gepräge eines Geistes und eines Gusses an sich trägt. Es

*) Voltaire's eigene Worte lauten: Otez du Dante 60 ou 80 vers sublimes et véritablement séculaires: il n'y a guère que nuage, barbarie, trivialité et tenèbres dans le reste."

**) Dante Alighieri ou le problème de l'humanité au moyen age. Lettres à Mr. de Lamartine par Benedetto Castiglia. Paris 1857.

ist die Individualität des Dichters, welche der Göttlichen Komödie einen so unvergleichbaren, eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Das Mittelalter hat wenige solche ausgebildete Individualitäten, wie die Dante's. Er ist der Lehrer seiner Nation geworden. Von diesem Gesichtspunkte aus muß der encyklopädische Charakter seines Gedichts betrachtet werden. Nicht blos die Gelehrten haben sich an demselben herangebildet, nicht blos die Künstler haben sich von ihm bis auf Michel Angelo herauf anregen lassen: das Volk selbst hat daraus sich mehr als irgend anderswo unterrichtet.

Freilich ist der massenhafte gelehrte Stoff nicht systematisch vertheilt, aber wir finden die Anregung zu fast allem gegeben, was jene Zeit wußte. Die Popularisirung der Schulgelehrsamkeit ist eine der bedeutendsten Seiten des Gedichts, wodurch es, mit allen gleichzeitigen Literaturen der anderen Völker verglichen, unerreicht dasteht. Die Göttliche Komödie ist aber nicht bloß ein Repertorium aller damals vorhandenen und erreichbaren Kenntnisse, sie schließt auch alle Sagen und Vorstellungen des Mittelalters nebst seinem politischen und religiösen Inhalte in sich, und dieser Umstand macht das Gedicht zum Epos einer untergehenden Ideenwelt, die hier zum letzten Mal im Zusammenhange und von orthodoxer Hand vorgeführt wird. Dante — sagt der neueste Darsteller seines Lebens und seiner Werke, Professor Wegele in Jena — Dante konnte das stürzende Mittelalter nicht halten, aber ein colossales Denkmal hat er ihm gesetzt, wie kein anderes an der Grenze einer verendenden Weltanschauung steht. Er hat in der Göttlichen Komödie den Schwanengesang des Mittelalters gesungen.

Haben wir hier Urtheile und Aussprüche von Italienern, Franzosen und Deutschen nebeneinandergestellt, so sei auch das eines Engländers hinzugefügt, der, wie wenige seiner Landsleute, eine richtige Einsicht in die Literaturen anderer Nationen besitzt, Thomas Carlyle's. Wir finden es ausgesprochen in seiner Schrift über Helden u. s. w. (Hero Worship).*) Er knüpft seine Portraitirung an das Bild, das man von Giotto hat. Dies Gesicht, so sagt Carlyle, ist von allen mir bekannten Gesichtern vielleicht das rührendste. So nackt dahingestellt, in die Leere hinein gemalt, mit dem einfachen Lorbeer umkränzt; endloser Schmerz und Kummer, Bewußtsein des Sieges, der auch endlos ist — bezeichnend für die ganze Geschichte Dante's. Es liegt darin, als Grundform desselben, Weichheit, Zartheit, sanfte Liebe wie eines Kindes; aber all dies wie zusammengeronnen zu schroffem Widerspruch, zu Entsagung, Vereinsamung, stolzem, hoffnungslosem Schmerz. Eine weiche ätherische Seele, so starr, unversöhnlich, ingrimmig hinausblickend wie aus einem Kerker von dickrippigem Eis! Dabei ist es ein schweigender Schmerz, trotzig schweigend: die Lippe gekräuselt wie in göttlicher Verachtung dessen, was ihm das Herz abzehrt, — wie wenn es eben etwas Gemeines, Geringfügiges wäre, wie wenn er, den es zu peinigen und zu würgen Macht hat, dennoch größer wäre. Das Gesicht eines in völligem Widerspruch und in hartnäckigem Kampf auf Leben und Tod mit der Welt sich Befindenden. Liebe völlig in Zorn verkehrt; ein unversöhnlicher Zorn: langsam, gleichmäßig, unversöhnlich, schweigend, wie eines Gottes! Das Auge gleichfalls, es blickt heraus wie in einer Art von Staunen, gleichsam fragend, warum die Welt so beschaffen sei? Das ist Dante: so sieht diese „Stimme zehen schweigender Jahrhunderte" aus, und singt uns ihren mystischen unergründlichen Gesang. — Dante ist der Wortführer des christlichen Mittelalters, das nach zehn schweigsamen Jahrhunderten in ihm Sprache gewann. Fünf Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und das Werk der Commentatoren ist noch nicht, wie es scheint, zu Ende. Im Streit der Guelfen und Ghibellinen, der Bianchi und Neri unterlag zu Florenz Dante's Partei; er wanderte mit ihr in die Verbannung. Seitdem gab es für Dante keine Heimath mehr; er wanderte von Ort zu Ort. Er kam aber nicht weit in die Welt hinaus; er vergrub sich tief in sie hinein; die ewige Welt ging ihm unter Zorn und Thränen auf. So ward er zum Wortführer der Ewigkeit in ihren Höllenstrafen und ihrer Paradieseswonne,

*) „Thomas Carlyle über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte," übersetzt von J. Neuberg. Berlin 1853.

ein Wortführer jener christlichen Lebensanschauung, die Himmel und Hölle jenseits sucht, da sie hier auf eine Bethätigung Gottes in der Menschenwelt verzichtet. Der bittere Ingrimm giebt ihm diese harte qualvolle, in Angst und Pein gesuchte Tiefe, Härte und sparsame Versöhnung in Thränen. Er hat dies Werk geschrieben, wie Einer eine gothische Kirche baut; die meisten sind darüber hingestorben, selten hat der ringende Eifer den Triumph der Vollendung des Werkes erlebt. Dante schuf die drei Theile fertig in der Angst und Qual höchster Noth, tiefer Seelenpein und äußerster Sorge. Es ist manches große Gedicht mit dem Herzblut geschrieben. Hier ist es geronnenes Blut geworden, das uns entgegen starrt. „Es hat mich mager gemacht um viele Jahre," sagte er selbst von seinem Gedicht. An poetischer Architektur sucht das Werk dieses Canto fermo seinesgleichen. Der Eifer seiner Commentatoren erlahmt fast mehr noch an seiner verbissenen knappen Kürze, denn an seiner Tiefe. Sein Kiel war in Feuer getränkt; er ätzt seine Gedanken den terze rime ein, während die stille blasse Wuth aus seinem Antlitz leuchtet. Seine sittliche Größe besteht in der Kraft, mit welcher er seinen Ingrimm zügelt. Wie ein sanfter Aeolshauch zittert scheu und schüchtern die Sehnsucht nach der Geliebten durch das gramzerstörte, aber selbst in Trümmern noch feste Haus seines Lebens. Die Divina Commedia ist die Verkörperung des mittelalterlichen Christenthums; dessen mönchische Seele ist hier gleichsam verkrustet, oder sollen wir sagen: rhythmisch in Stein gehauen.

## V. Auswahl aus Dante's Dichtungen.

Nachfolgende ausgewählte Stücke aus Dante's poetischen Werken bestehen theils in Sonetten, Ballaten und Canzonen, die ihrer größeren Zahl nach der Vita nuova angehören, theils in Gesängen oder Episoden aus der Divina Commedia. Was die ersteren, lyrischen Stücke betrifft, so haben wir solche Uebersetzungen derselben ausgewählt, welche auch in der äußeren Form dem Originale entsprechen. Dieselbe Rücksicht hat in Betreff der Stücke aus der Commedia nicht vorgewaltet. Zwar existiren auch deutsche Uebersetzungen, welche die Dante'sche Terzine so genau in den Reimen nachbilden, als es die Beschaffenheit der deutschen Sprache zuläßt (indem nämlich nicht wie bei den Italiänern nur weibliche Reime, sondern diese abwechselnd mit männlichen angewandt werden), doch die größere Rücksicht, den Sinn des Originals so getreu als möglich wiedergegeben zu sehen, hat uns veranlaßt, neben den angeführten Uebersetzungen in Terzinen (von Kannegießer und Streckfuß) auch solche mitzutheilen, in denen die Fessel der ursprünglichen Form der Uebertragung in eine, immerhin edle und rhythmische Sprache keinen Eintrag thut. Das Eigenthümliche der Terzinen (terze rime), welche aus den gewöhnlichen eilfsilbigen Jamben besteht, ist die Eintheilung in Strophen von drei Zeilen, die sich durch Hülfe des Mittelreimes, der sich jedesmal auf die einfassenden Reime der nächstfolgenden bezieht, immerfort anschlingen, und eine Kette bilden, die sich am Ende des Gesanges dadurch schließt, daß der letzten Terzine ein dem Mittelreim entsprechender Vers angehängt wird. Der reimgewaltige A. W. Schlegel hielt es noch vor siebzig Jahren für unmöglich, diese dreifachen Reime beizubehalten und zugleich treu zu übersetzen. In seinen musterhaften Uebersetzungen einzelner Stücke der Göttlichen Komödie ließ er es, in Betreff der äußeren Darstellung, die Hauptsache sein, den Gang und das Maß der Perioden, die Pausen, die Eintheilungen der Gedanken zu verdeutschen; er wandte jedoch den Reim auch insoweit an, als er von je drei Dante'schen

Reimzeilen zwei in Reimen wiedergab. Die Schlegelschen Uebersetzungen sind auch jetzt noch kaum übertroffen; wir geben mehrere Auszüge aus denselben. In den rhythmischen Uebersetzungen von Kopisch und Philalethes ist der Reim gar nicht angewandt. Es sei nicht genug, bemerkt der erstere, am Schluß der Terzine den Inhalt in der Einfassung des Reimes abgeliefert zu haben; man müsse vielmehr der Entstehung des Gedankens oder Bildes in der Seele des Dichters Schritt für Schritt folgen können. Wenn der Rhythmus wirklich innerlich, wie äußerlich nachgebildet sei, trete das Wesentliche der Terzine bei gutem Lesen immer noch hervor. In diesem Sinne haben Kopisch und Philalethes, von denen wir auch Einzelnes aufgenommen, ihre Uebersetzungen ausgeführt.

---

## I. Aus dem „Neuen Leben."

(Vergl. S. 28.)

### Zweites Sonett.

Die Ihr auf Amor's Pilgerpfaden seid,
O schaut mit Achtsamkeit,
Ob's etwas Härtres gibt, als ich muß leiden?
Ich bitte nur, daß ihr Gehör mir leiht;
Und dann gebt mir Bescheid,
Ob ich nicht Haus und Schlüssel aller Leiden.

Mir gab trotz eigener Werthlosigkeit
Aus reiner Mildigkeit
Amor ein Leben voll von süßen Freuden.
Oft hört' ich hinter mir zu jener Zeit:
„Gott, welche Würdigkeit
Macht' ihm das Herz mit solcher Anmuth kleiden?"

O wie der frohe Muth mir nun entwich,
Sonst aus dem Schatz der Liebe mich beseelend!
Drum bin ich arm und elend,
Und selbst zu sprechen scheut die Lippe sich.

Drum zeig' ich, jene mir zum Muster wählend,
Die ihre Noth aus Scham verbergen, mich
Zwar heiter äußerlich,
Jedoch im Herzen weinend und mich quälend.

[Uebers. von K. L. Kannegießer.]

[In derselben, dem Sonette ungewöhnlichen Form findet sich bei Dante noch ein ähnliches zweite. Beide nennt er, da es bei den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts nicht ungebräuchlich war, verdoppelte Reime entweder in das Innere der Zeilen aufzunehmen, oder, wie hier, als selbstständige siebensilbige Zeilen zwischen die regelmäßigen 14 Zeilen des Sonettes einzuschieben. Die Italiener nennen diese Sonette doppj oder rinterzati.]

### Erste Ballate.

Ballate, geh zuerst zu Amor hin,
Mit ihm dann magst Du zu Madonna eilen,
Daß die Entschuldigung in Deinen Zeilen
Mein Herr vortrage der Gebieterin.

Du gehst so fein und sittig, o Ballate,
Und dürftest nicht verlieren
Den Muth, beträtest Du den Weg allein;
Doch willst Du folgen meinem guten Rathe,
Laß Dich von Amor führen,
Schlimm möchtest Du ohn' ihn berathen sein.
Wenn Jene, welche Dir das Ohr soll leihn,
So wie ich fürchte, gegen mich entglommen,
Dich nicht von ihm begleitet sähe kommen,
So brächt' es Schande leicht Dir zum Gewinn.

Mit süßem Tone, wenn Du Sie erblicket,
Laß so Dein Wort erschallen,
Nachdem um Mitleid Du gefleht bei Ihr:
„Es wünscht, Madonna, der mich zu Euch schicket,
Daß, sollt' es Euch gefallen,
Entschuld'gung, hat er sie, Ihr hört von mir.
Zur Stell' ist Amor, der durch Eure Zier
Ihm nach Gefallen wandelt Aug' und Brauen.
Errathet dann, warum nach andrer schauen
Ihn Amor hieß, wenn treu doch blieb sein Sinn."

„Madonna" — sage dann — „sein Herz war immer
So fest Euch zugeneiget,
Daß jeglicher Gedank' Euch dienstbar war;
Flugs war er Euer und war treulos nimmer."
Wenn Sie dann Mißtrau'n zeiget,
So laß Sie Amorn fragen, ob es wahr,
Dann aber stell' als Flehender dich dar:
Wenn's Ihr beschwerlich sei, mir zu vergeben,
So heiße Sie mir nur, nicht mehr zu leben,
Und Sie wird sehn, ob ich gehorsam bin.

Sag' ihm, dem Schlüssel zu des Mitleids Pforte,
Eh' Sie Dich von sich weise
(Denn sagen wird er, daß ich redlich sei):
„Verweile mit der Holden hier am Orte
In meiner süßen Weise,
Und sprich von Deinem Knechte frank und frei;
Und wenn Du Gnad' erflehst von Ihr aufs neu,
So laß Sie hold ihm Ihre Gunst ansagen."
Mein feines Lied, nun, wann Dir's wird behagen,
Geh', daß Du Ruhm gewinnst, zu Jener hin.

[Uebers. von Kannegießer.]

### Zweite Canzone.

Ein liebreich Mädchen und von jungen Jahren,
Geziert mit aller Anmuth, war mir nahe,
Wo ich den Tod vielfältig rief zu kommen.
Da sie den Jammer nun sich offenbaren
Im Aug' und in den eitlen Worten sahe,
Fing sie zu weinen an, heftig beklommen.
Die andern Frauen, welche wahrgenommen
An ihr, die mit ihr weinte, was geschehen,
Hießen zurück sie stehen,

Damit ihr Zuspruch sich um mich vereine.
„Erwache!" sprach die eine;
Und eine sprach: „Was hat Dich überkommen?"
Da ließ ich bald die Phantasie verwehen,
Und wollte rufend zur Geliebten flehen.

Die Stimme war vom Weinen so zerrüttet,
So kläglich, daß sie unvernommen bliebe,
Und mir im Herzen bloß der Nam' erklungen,
Und wie wohl von Beschämung überschüttet
Mein Angesicht mir war, ward ich von Liebe
Mich ihnen zuzuwenden, doch gedrungen.
Solch eine Bläße hielt es ganz umschlungen,
Daß jene mußte mich wie todt betrachten.
Laßt ihn nicht trostlos schmachten!
So baten sie einander oft demüthig,
Und fragten mich wehmüthig:
„Was sahest Du, das Deinen Muth bezwungen?"
Und als die Kräft' ein wenig mir erwachten,
Sagt' ich: Wollt auf mein Wort, Ihr Frauen, achten.

Derweil ich dachte an die flücht'ge Dauer
Des Lebens, und wie bald es kann erkranken,
Wehklagte Lieb' in ihren Herzens-Weiden.
Darob ward meine Seele so voll Trauer,
Daß sie mit Seufzen sprach in den Gedanken:
Wohl sicherlich muß meine Herrin scheiden.
Da übermannte mich ein solches Leiden,
Daß mir das Licht der Augen wollt' ersterben,
Und Alles sich entfärben;
Und wie so meine Lebensgeister, irrend,
In Träumen sich verwirrend,
Nicht ferner Wahrheit konnten unterscheiden,
Erschienen Frau'n, die sagten mir mit herben
Geberden: „Du bist todt, auch Du wirst sterben."

Dann schreckte mit viel zweifelhaften Dingen
Das eitle Wähnen, welches mich befangen.
Ich sah' mich wie von fremder Stätt' umschlossen,
Wo Frauen wild verstört vorübergingen:
Die klagten Weh, und schlugen Brust und Wangen,
So daß sie Flammen der Betrübniß schossen.
Dann war mir, als ob Dunkel, ausgegossen,
Die Sonn' umhüll', und das Gestirn erscheine,
Und dies wie jene weine;
Als fiel' Gefieder, das in Lüften schwebte,
Und der Erdkreis erbebte;
Und bleich und heiser redete der Genossen
Mich einer an: „Wie? weißt Du noch nicht? Deine
Geliebte starb, sie die so schön wie keine."

Wie ich mein thränengebadet Aug' erhoben,
Sah ich, sie schienen Flocken gleich von Manna,
Die Engel, die empor zum Himmel stiegen.
Ein Wölklein ward vor ihnen geschoben;
Demselben riefen alle nach: „Hosanna!"
Und Andres hört' ich nicht im Aufwärtsfliegen.
Da sprach die Lieb': „Es sei Dir nicht verschwiegen;
Komm mit, wo unsre Herrin abgeschieden
Vom Wahn des Traums, die Todte anzuschauen.
Sie war umringt von Frauen,
Die wollten einen Schleier um sie schmiegen;
Und wahre Demuth wohnt' ihr bei hienieden,
Daß sie zu sagen schien: „Ich ruh' in Frieden."

Gar demuthsvoll ward ich in meinen Schmerzen,
Da ich in ihr die Demuth sah so milde,
Und sagte: „Tod! Du bist süß ohne Gleichen,
Du bist fortan ein lieblich Ding dem Herzen,
Dieweil Du warst in diesem holden Bilde,
Und Mitleid ist, nicht Zorn, in Deinen Streichen.
Komm! sieh mich vor Verlangen schon erbleichen,
Bald Dein zu werden, weil das Herz sich mühte
Zu tragen Deine Blüthe."
Dann ging ich fort, die Trauer ganz verschwunde,
Und als ich einsam stunde,
Sagt' ich, gewendet zu der hohen Reichen:
„Glückselig, wer Dich sieht, Du schön Gemüthe!"
Da eben rieft Ihr mich, Dank Eurer Güte.

[Uebers. von A. W. Schlegel.]

[In dieser Canzone giebt Dante alle Umstände seines Traumgesichts in der Krankheit gerade so an, wie sie das „Neue Leben" schildert. Das zu Anfange erwähnte junge Mädchen war eine nahe Verwandte des Dichters.

## Vierte Canzone.

Die Augen, die getrauert mit dem Herzen,
Empfanden so des Weinens herbe Mühe,
Daß sie sich endlich geben überwunden.
Jetzt, wenn ich will besänftigen die Schmerzen,
Die mich allmälig leis' zum Tode ziehn,
Kann ich sie nur durch Klagelaut bekunden;
Und eingedenk, daß in jenen Stunden,
Wo meine Herrin anmuthreich geblüht,
Euch gern von Ihr erzählet, edle Frauen,
Will Keinem ich vertrauen
Mein Herz, als edlem weiblichen Gemüth,
Und sagen, und die Augen neubethaun,
Daß plötzlich Sie ward himmelauf getragen,
Und Amor nur mir blieb in Schmerz und Klagen.

Ja, Beatrice ging zu Himmels Zinnen
In's Land der Engel, in des Friedens Reich,
Und weilet dort, Ihr Frauen, Euch entrücket.
Nicht starrer Frost entraffte Sie von hinnen,
Auch Sonnenglut nicht, andern Frauen gleich.
Die Milde that's, die uns an Ihr entzücket,
Und die mit ihrer Demuth sich geschmücket,
So daß Ihr Glanz durchdrang das Sterngefild,
Vom ew'gen Gott mit Staunen wahrgenommen.
Als Gott darauf entglommen
Zu sich zu rufen solch ein Tugendbild,
Ließ er empor Sie von hienieden kommen,
Erwägend, daß dem schnöden Erdenleben
Mit Unrecht solch ein Kleinod hingegeben.

Es ließ den schönen Leib, der Sie umflossen,
Die holde Seel' in lichter Anmuth Schein,
Die hoch nun thront auf würdigem Gebiete.
Wer, Ihrer denkend, Thränen nicht vergossen,
Ist arggesinnt und hat ein Herz von Stein,
Das nie bewohnen kann ein Geist der Güte;
Wie auch kein niedres Herz so hoch erglühte,
Ihr Bildniß sich zu denken, auch nur schwach,
So daß auch Solchem keine Thrän' entquillet.
Doch Gram und Schwermuth füllet
Und Thränenängstigung und Seufzerach
Die Seel', und trostlos bleibt sie schmerzumhüllet,
Die in Gedanken manches Mal erwogen,
Wie Sie gewesen, wie uns nun entzogen.

Die Seufzer machen mir die Brust so enge,
Wann der Gedank' in meinem trüben Muth
Mir Jene zeigt, die mir das Herz zertheilet;
Und oft, wenn Grabgedanken ich nachhänge,
Durchflammt mich solcher Sehnsucht süße Glut,
Daß meinen Wangen alle Farb' enteilet.
Wenn dann die Phantasie mich fesselnd weilet,
Fällt mich solch Weh von allen Seiten an,

Daß ich in meinem innern Schmerz verzage,
Und daß in solcher Lage
Ich mich verberg' aus Scham vor Jedermann.
Dann sprech' ich, wenn ich einsam wein' und klage:
„O Beatrice, hat Dich Tod umfangen?".
Und auf den Ruf gleich lindert Sie mein Bangen.

Des Weinens Schmerz, der Seufzer angstvoll Beben
Sprengt, wenn ich einsam bin, mir fast die Brust,
Daß Jeden, der es sähe, Mitleid quälte.
Und wie seitdem beschaffen war mein Leben,
Daß sich Madonna schwang zu höhrer Lust,
Nicht eine Zunge gibt's, die das erzählte.
Drum, Frau'n, wenn's auch an Willen mir nicht fehlte,
Könnt' ich doch nicht bezeichnen, wie ich bin;
So hat des Lebens Drangsal mich gebeuget,
Und mich zur Gruft geneiget,
Daß Jeder, dünkt mich, sagt! „Du bist dahin!"
Weil schon im Antlitz sich der Tod mir zeiget.
Doch wenn Madonna sieht, wie mir geschahe,
So ist Sie, hoff' ich, noch mit Trost mir nahe.

Mein Klagelied, geh weinend um und suche
Die Frau'n und Mädchen wieder, die da schienen
Sonst mit vergnügten Mienen
Zu hören Deiner Schwestern Fröhlichkeit;
Und, die Du Tochter bist der Traurigkeit,
Trostlose, geh, und bleibe dort bei ihnen.

[Uebers. von Kannegießer.]

### Neunzehntes Sonett.

Es sah mein Auge, welch mitfühlend Leid
In Eurem ganzen Wesen sich ausdrückte,
Als Euer Aug' auf meine Mienen blickte,
Wozu der Schmerz mich zwingt seit langer Zeit.

Dann ahnt' ich, daß Ihr der Beschaffenheit
Des Lebens denket, das so schwer mich drückte,
Also daß bange Furcht mein Herz durchzückte,
Mein Blick verrathe meine Mattigkeit.

Und ich entzog mich Euch, bewußt im Geist,
Daß aus dem Herzen schon aufstieg der Thau,
Das Euch erblickend, ruhig nicht geblieben.

Ich sprach darauf von Traurigkeit getrieben:
„Traun, jener Amor ist bei jener Frau,
Der mich mit solchen Thränen gehen läßt."

[Uebers. von Kannegießer.]

### Zwanzigstes Sonett.

Der Liebe Farbe wie des Mitleids Wehe
Hat nie ein Frauenangesicht umhüllt
So wunderbar, daß man so oft ein mild
Antlitz und schmerzenvolle Mienen sähe,

Sowie das Eure, wenn ich vor Euch stehe,
Und Ihr gewahret mein betrübtes Bild,
So daß durch Euch mich der Gedank' erfüllt
Mit großer Furcht, daß nicht mein Herz vergehe.

Ich kann nicht weg die müden Augen kehren,
Daß sie Euch nicht anschauten vielemal,
Weil sie zu weinen sich zu innig sehnen,

Und Ihr vermehrt so dieser Sehnsucht Qual,
Daß im Verlangen sie sich ganz verzehren,
Doch Euer Anblick hemmet ihre Thränen.

[Uebers. von Kannegießer.]

### Vierundzwanzigstes Sonett.

(Nach dem Tode der Beatrice.)

Ihr Pilger, die Ihr in Gedanken gehet,
Vielleicht an etwas, das Euch nicht vorhanden:
Kommt Ihr denn wirklich aus so fernen Landen,
Als denen nach der Tracht Ihr ähnlich sehet?

Daß Ihr nicht weint, da Ihr inmitten stehet
Der wehevollen Stadt in Trauerbanden,
Als wär't Ihr Leute, die noch nichts verstanden
Von der Beschwer, so über sie ergehet?

Wollt Ihr verweilen, solches zu erfragen,
So sagt das Herz der Seufzer mir, und glaubet,
Daß Ihr mit Thränen werdet weiter wandern.

Denn ihre Beatric' ist ihr geraubet,
Und Worten, die von ihr jemand kann sagen,
Wohnt Kraft bei, welche weinen macht die andern.

[Uebers. von Franz Passow.]

## II. Aus den lyrischen Gedichten.

### Viertes Sonett.

Melancholie kam eines Tags mir nahe:
„Besuchen will ich Dich," sprach sie beim Gruße.
Mich dünkte, Schmerz und Zorn folgt' ihrem Fuße,
Die zur Gesellschaft sie sich auserſahe.

„Geh'!" sagt' ich, „hier ist nicht, wer Dich empfahe."
Doch blieb sie taub den Worten, mir zur Buße,
Und redete mir vor in voller Muße,
Als ich den Gott der Liebe kommen sahe.

Er hatt' ein schwarzes Tuch um sich geschlagen,
Das Haupt bedeckt mit einem Trauerhute,
Und weinte, wie wer inn'gen Gram erleidet.

„Was hast Du, armer Kleiner," mußt' ich fragen.
Er aber sagte: „Mir ist weh im Muthe,
„Denn uns're Herrin, süßer Bruder, scheidet."

[Uebers. von Schlegel.]

### Sechsundzwanzigstes Sonett.

Wann Nacht das Land mit dunkler Schwing' umschlinget,
Der Tag gewandt ist und sein Licht verschossen,
Dann ruht in Luft, Meer, Wald und Laubes-sprossen
Und unterm Dach, was Lebensgeist durchdringet.

Weil Schlummer dann den Geist in Ruhe singet,
Der durch die Glieder sich ringsher ergossen,
Bis Eos, hell vom Goldgelock umflossen,
Des Tages Kämpf' und Müh'n zurücke bringet.

Ich Armer seh' mich dieser Schaar entnommen:
Denn Seufzerqual, die Seelenruh entrücket,
Hält offen mir die Augen, wach die Seele,

Und gleich dem Vögelein, im Netz verstricket,
Jemehr ich such' ein Mittel zu entkommen,
Seh' ich mich mehr umgarnt von Irr' und Fehle.

[Uebers. von Schlegel.]

## Achtundzwanzigstes Sonett.

Holdsel'ge Jungfrau, da Du wohl gesehen,
Wie ich Dein eigen, Dir mir unterziehe,
Für Dich nur brennend schmachte und verglühe,
So laß mich unbelohnet nicht vergehen.

Wohl wirst Du, edler Herr, Dir's nicht versehen,
Wie hart Sie ist, wie bitter meine Mühe;
D'rum wird, daß Hülfe meiner Treu' erblühe,
Dein edles Herz erbarmend nicht verschmähen.

Dann bin ich frei der Noth, die jetzt mich quälet,
Krönst mit ersehntem glücklichen Gelingen
Du meine Hoffnung, meiner Liebe Flehen.

Nun, Herrin, ehe denn der Tod mich wählet,
Beim Himmel hilf, mich, willst Du Hülfe bringen,
Fußfällig bald vor Deinen Knien zu sehen.

[Uebers. von Eduard Gerhard.]

[Die ersten vier und die letzten sechs Verse sind an die Geliebte gerichtet, die mittleren an Amor.]

## Achtundvierzigstes Sonett.

Vom Antlitz, dem das Sonnenlicht erbleicht,
Der Segensspenderin für Segenswerthe,
Die unser'm Leben Reiz und Glück gewährte
Mehr, als sonst je, die niedre Welt erreicht,

Von ihrem Blick, der Sonn' und Sternen gleicht,
Vor dessen Glanz kein Aug' sich noch erwehrte,
Der meine Seufzer keimen ließ und nährte,
Von ihrem Wort, das Huld und Demuth zeigt,

Von dieser Formen himmlischer Gestaltung
Und Lieblichkeit, wie nie zuvor erschien,
Die selbst der Lust der Liebe Feuer lehrt,

Von all' der Gunst des Himmels und der Waltung
Der Sterne, die nie gleiche Gaben lieh'n, —
Entsprang die Gluth, die mich verzehrend nährt.

[Uebers. von K. Witte.]

## Zweite Ballate.

Weil nach der Herrin schönem Angesichte
Zu schau'n ich nie ersätt'gen kann die Augen,
Will ich den Anblick saugen,
Auf daß ich selig werde, sie betrachtend.

So wie ein Engel, welcher hoch erlesen
Vom Anbeginn gewesen,
Durch Gottes Anschau'n wohnt in sel'gem Frieden:
So ich, noch nicht der Sterblichkeit genesen,
Schauend Gestalt und Wesen
Der Herrin, welcher sich mein Herz beschieden,
Könnt' ich wohl selig werden schon hienieden,
Solch' ist die Tugend, die sie offenbaret,
Obwohl sie nur gewahret,
Wer sie verehret, in Verlangen schmachtend.

[Uebers. von Schlegel.]

## Dritte Ballate.

„Ich bin ein kleines Mädchen, neu und reizend,
Und komme her und stelle mich Euch dar
Vom anmuthreichen Ort, der mich gebar.

Ich bin vom Himmel und will wieder hin,
Um Andern Lust mit meinem Glanz zu wecken;
Und wer mich sieht und nicht fühlt brünst'gen Sinn,
Wird nimmer Amors Lieblichkeit entdecken,
Der rein mich wollt' und frei von allen Flecken,
Als die Natur, ihr Frau'n, mich dem gebar,
Der mich gesellt will sehen Eurer Schaar.

Es läßt ins Auge jedes Sternes Licht
Mir ihren Werth und ihren Schimmer thauen.
Die Welt noch kannte meine Schönheit nicht,
Weil sie ertheilt mir von des Himmels Auen.
Drum ist es Niemand möglich Sie zu schauen;
In wen sich Amor senkt aus aller Schaar,
Aus Lust an wem, nur der erschaut sie klar.

Und diese Schrift ist im Gesicht zu sehn
Des Engleins, das sich uns hat schauen lassen.
Ich, festhinstarrend drauf, ihm zu entgehn,
Bis in Gefahr nun Todes zu erblassen,
Weil der mir solche Wunde hinterlassen,
Den ich in ihren Augen ward gewahr,
Daß ich nun wein', aufhörend nimmerdar.

[Uebers. von Kannegießer.]

## Zehnte Ballate.

In einer weißen Botin Pilgerpracht
Mach eilig dich, Ballate, auf; berichte
Der schönen Herrin, an die ich Dich richte,
Wie schwach der Gram mein Leben schon gemacht.

Von meiner Augen Loos sollst Du beginnen,
Die, schauend einst die englische Gestalt,
In Sehnsuchtskronen pflegten zu erglänzen.
Jetzt, wo Ihr Anschaun sie nicht mehr gewinnen,
Bedräuet sie so sehr des Tod's Gewalt,
Daß sie zwei Marterkronen rings umkränzen.
Weh mir! nach welchem Ziel, zu welchen Grenzen
Send' ich zu ihrer Lust sie aus? — dem Tode nah,
Triffst Du mich an, bringst Du nicht Trost von da,
Wo sie verweilt. — Ballate habe Acht!

[Uebers. von Witte.]

## Achte Canzone.

Du siehst es, Amor, nun, daß diese Herrin
Verhöhnet Deine Macht zu jeder Zeit,
Sie, die sich zeiget als der Andern Herrin.
Seit Sie sich ficht auch meines Herzens Herrin
Kraft Deines Strahls, der mir im Antlitz glänzt,
Erwies Sie sich als jeder Härte Herrin,
Daß Sie das Herz nicht zeigt der milden Herrin,
Nein, jenes Thier, das ganz an Liebe kalt.
Ob warm die Jahreszeit und ob sie kalt,
Erscheint Sie mir gleich einer schönen Herrin,
Die nicht lebendig, nein, geformt aus Steine,
Durch den, der Meister ist, zu hau'n in Steine.

Doch bin ich standhaft Dir, gleich härtstem Steine,
Ergeben ob der Schönheit meiner Herrin;
Versteckt trag' ich die Wunde von dem Steine,
Mit dem Du mich verletzt, gleich einem Steine

Der Dir zuwider war seit langer Zeit,
So daß mein Herz er traf, wo ich von Steine.
Noch niemals hörte man von einem Steine,
Der durch der Sonne Kraft, womit sie glänzt,
So hohe Kraft entlehnt, so licht erglänzt,
Daß er mir helfen mag von diesem Steine,
Der seinen Frost mittheilend, selber kalt,
Mich hinführt, wo ich ende todeskalt.

O Herr, Du weißt es, wenn es schneidend kalt,
So friert das Wasser zum krystallnen Steine,
Dort unterm Pole, der so starr und kalt,
Und wo die Luft im Element stets kalt,
Sich so verkehrt, daß Feuchtigkeit die Herrin
In jener Gegend ist, wo es so kalt.
So friet mein Blut vor jenem Blick so kalt,
Vor jenem Antlitz schon seit langer Zeit,
Und der Gedanke, der die meiste Zeit
Mir füllt, wird selbst zum Körper fest und kalt,
Und kömmt hervor, dort wo das Auge glänzt,
Wo mir Ihr grausam Licht zuerst erglänzt.

In Ihr versammelt sich, was schön erglänzt,
Und jede Grausamkeit, die hart und kalt,
Strömt in Ihr Herz, wo nie dein Bild erglänzt;
Weshalb so hold sie meinem Aug' erglänzt,
Wenn ich Sie sehe, die ich seh' im Steine,
Und überall, wo nur mein Blick erglänzt.
Ihr Auge ist's, das also mir erglänzt,
Daß ich der Andern spotte, bei der Herrin.
O wär' Sie mir doch minder harte Herrin,
Der ich bei Nacht und wenn der Tag erglänzt,
Zu Ihrem Dienst errufe Ort und Zeit,
Und hierzu nur bestimmt des Lebens Zeit!

Darum, o Kraft, die älter als die Zeit,
Und als Bewegung und das Licht, das glänzt, —
Erbarm Dich mein in dieser trüben Zeit,
Dring in Ihr Herz, es drängt die höchste Zeit,
Verbann' von dort, was grausam ist und kalt,
Was mich betrügt um meines Lebens Zeit.
Denn wenn dein Sturm mich faßt in dieser Zeit,
In dieser Lage, sieht das Bild von Steine,
Gar bald mich liegen unter kaltem Steine,
Um nie mehr zu erstehn als nach der Zeit.
Dann werd' ich sehn, ob jemals eine Herrin
Gelebt so schön wie diese harte Herrin.

Mein Lied, ich trag' im Geiste eine Herrin,
Die, ob sie gleich für mich von hartem Steine,
Mir Kühnheit gab, und Jeder scheint mir kalt,
Daß ich's gewagt, für Sie, die mir so kalt,
Ein Lied, das neu durch seine Form erglänzt,
Zu bilden, wie's erdacht zu keiner Zeit.

[Uebers. von W. v. Lüdemann.]

---

[Was die Form dieser Canzone betrifft, so ist sie eine überaus kunstvolle. Die Italiäner nennen ein Gedicht dieser Art Sestina doppia. Eigentliche Reime kommen hier so wenig, als in der eigentlichen Sestine vor, sondern nur Wiederholungen der Endworte, jedoch in der Art, daß diese Worte nicht nur, wie bei der Sestine, in jeder Strophe in veränderter Ordnung wiederkehren, sondern daß ein Theil von ihnen sich noch außerdem in derselben Strophe wiederholt. Es sind fünf Endworte, deren jedes in einer der Strophen herrscht, d. h. sechs Mal den Zeilenschluß bildet. Die herrschenden Worte der auf die erste folgenden Strophen beobachten die umgekehrte Ordnung von der, in welcher sie sich in der ersten Strophe finden. Dann folgt wie bei der Sestine die Schlußstrophe (licenza), in welcher die Zahl der Verse derjenigen der verschiedenen Schlußworte entspricht.

Von einer andern besonders künstlichen Canzone Dantes, der dreizehnten in der Witte'schen Sammlung, geben wir in Folgendem die erste Strophe, übersetzt von Witte. Zeile 2 und 8 (d. h. die beiden zweiten Zeilen der zwei piedi, in welche die fronte zerfällt) sind fünfsilbig; Zeile 4 und 5 jedes piede (also Vers 4, 5, 10, 11) und Zeile 1, 3, 6 der sirima (Vers 13, 15, 18) sind siebensilbig, die übrigen zehn Zeilen elfsilbig. Zeile 1 und 2 jedes der beiden piedi (Vers 1, 2, 7, 8) reimen nicht nur mit einander, sondern derselbe Reim kehrt auch als zweite und dritte Silbe der dritten Zeile jedes piede (Vers 3 und 9), im Ganzen also sechs Mal wieder.]

---

## Aus der dreizehnten Canzone.

Weil Amor denn mich ganz beschloß zu meiden
(Nicht mir zu Freuden:
Mein Leiden — dünkte süß ja meinem Muth;
Weil so zum Mitleid lud
Die Qual von meinem Herzen,
Daß seine Klagen er nicht länger trug),
So will ich minneledig euch bescheiden
Wie sehr sich scheiden
Die beiden, — die so Mancher nennt gleich gut,
Hofzucht und Uebermuth,
Der Ekel schafft und Schmerzen.
Die Hof- und Ritterzucht ist schön genug,
Und würdig, daß sie schlug
Um den den Königsmantel, den sie lenkt;
Ein Zeichen, ausgehängt
Zu zeigen ist sie, wo die Tugend wohnt.
Drum weiß ich auch, wenn ich dies wohl verfechte,
Wie ich's verkünden möchte,
Daß Amor mir dafür noch selber lohnt.

[Uebers. von Witte.]

---

## Zwanzigste Canzone.

Zum kurzen Tag und Uebermaß der Schatten
Bin ich gelangt, und Schnee liegt auf den Hügeln,
Wo längst verblich die Farbe frischer Kräuter;
Doch mein Verlangen hört nicht auf zu grünen,
So ist's verwurzelt in dem harten Steine,
Der redet und empfindet, wie ein Mädchen.

Nicht minder starr erscheint dies junge Mädchen,
Als Schnee verhärtet, wenn er liegt im Schatten,
Denn sie erweicht nicht mehr, als harte Steine,
Die süße Zeit, die Wärme weckt in Hügeln,
Daß sie, statt weißer Decke, neu ergrünen,
Und Blümlein sprießen rings und würz'ge Kräuter.

Umkränzen Ihre Stirne Blum' und Kräuter,
So raubt Sie die Erinn'rung andrer Mädchen,
So schön gesellt sich krauses Gold dem Grünen,
Daß Amor kommt, zu ruhn in solchem Schatten.
Gefangen bin ich zwischen kleinen Hügeln
Daß Kalk nicht fester bindet Mauersteine.

Mehr Kraft besitzt Ihr Reiz als edle Steine.
Die Wunde die Sie schlägt, heilt nicht durch Kräuter.
Ich irrt umher in Feldern und auf Hügeln,
Um zu entfliehn dem mitleidlosen Mädchen.
Vor Ihrem Licht gewährt kein Berg mir Schatten,
Kein Mauerwerk und keines Baumes Grünen.

Einst sah ich Sie, so schön geschmückt mit grünen
Gewändern, daß Sie Lieb' erweckt im Steine,
Wie ich sie hege, selbst für Ihren Schatten.
Ich warb um sie auf einer Flur voll Kräuter,
So lieblich, wie nur je ein schönes Mädchen,
Und rings umschlossen von erhabnen Hügeln.

Eh' aber kehrten Flüsse zu den Hügeln,
Als dieser Baum, dem frisch die Zweige grünen,
Entbrennte, wie wohl sonst ein schönes Mädchen,
Für mich, der gern schlief' auf hartem Steine,
Und weidete mein lebelang die Kräuter,
Dürft' ich nur sein, wo Ihre Kleider schatten,

Liegt an den Hügeln — auch ein tiefer Schatten,
Es birgt im Grünen — sie dies junge Mädchen;
So bergen Steine — wohl sich unter Kräuter.

[Uebers. von Witte.]

---

[Dieses Gedicht hat die Form der Sestine. Vergleiche darüber die vorangegangene achte Canzone.]

---

## III. Aus der Göttlichen Komödie.

### 1. Einleitung.

(Hölle, Gesang I. Vgl. Seite 36.)

Auf halbem Wege unsers Erdenlebens
Gewahrt' ich mich in einem finstern Walde,
Indem verfehlet war die grade Straße.

4 Ach, welch' ein Grau'n ist's, wie er war, zu sagen,
Der Wald, so fremd und störrig und entsetzlich,
Daß im Gedanken er die Angst erneuet:

7 So bitter ist er, daß Tod wenig bittrer';
Doch um vom Heil, was ich da fand, zu sprechen,
Meld' andre Ding' ich, die ich dort erblicket.

10 Recht sagen kann ich nicht, wie ich hinein kam,
So war ich voll des Schlafs um jene Stunde,
Als ich verlassen die wahrhafte Straße.

13 Doch dann, zu eines Hügels Fuß gelanget,
Da, wo ihr End' erreichte jene Thalkluft,
Die mit Erbangen mir das Herz zerpeinigt;

16 Blickt' ich empor, und sah des Hügels Schultern
Bekleidet schon mit des Planeten Strahlen,
Der richtig führt die Menschen allerwegen.

19 Zur Stunde war die Furcht ein wenig stille,
Die mir im Born des Herzens war verblieben,
Die Nacht, die ich verbracht mit so viel Pein'gung.

22 Und so wie der, der mit erschöpftem Odem
Entronnen aus dem hohen Meer an's Ufer,
Sich wendet zur fahrvollen Fluth und stieret:

25 So wandte sich mein Geist, noch immer fliehend
Zurücke, zu betrachten jene Straße,
Die Keinen je lebendig bleiben lassen.

28 Drauf, als den müden Leib ich ausgeruhet,
Nahm wieder ich den Weg am öden Strande,
So daß der feste Fuß stets war der tief're.

31 Doch siehe, fast schon beim Beginn der Steile,
Ein Pantherthier, gar leicht und vielbehende,
Das mit gefleckten Felle war bedecket.

34 Und nicht hinweg wich es vor meinem Antlitz;
Nein, es vertrat mir also meine Straße,
Daß mehrmals ich gewendet war zur Umkehr.

37 Es war die Zeit des Morgenanbeginnes,
Auch stieg die Sonn' empor mit jenen Sternen,
Die bei ihr waren, als göttliche Liebe

40 Zuerst beweget jene schönen Dinge;
So daß mir Anlaß war zu gutem Hoffen,
Bei diesem Thier mit lustigbuntem Felle,

43 Des Tages Stunde und die süße Jahrzeit: —
Doch also nicht, daß mir nicht Furcht gegeben
Die Schau, die mir da ward von einem Löwen.

46 Derselbe schien, als käm' er mir entgegen,
Das Haupt erhoben und mit grimm'gem Hunger;
So daß es war, als wenn die Luft ihm zittre.

49 Und eine Wölfin, die mit allen Gieren
Belastet schien, bei aller ihrer Dürre,
Und vielem Volk das Leben schon verkümmert:

52 Dieselbe machte mir so schwer die Glieder
Mit Bängniß, die von ihrem Anblick ausging,
Daß ich verlor die Hoffnung auf die Höhe.

55 Und so wie Einer, welcher gern gewinnet,
Und kommt die Zeit, die ihm Verlust bereitet,
In allem Sinnen weinet und sich härmet:

58 Ward durch das Unthier ich, das friedelose
Das mir entgegenkommend, mehr und mehr mich
Zurücke trieb bis wo die Sonne schweiget.

61 Indem ich da verfiel zu niedrer Stätte,
Ward vor die Augen Einer mir gestellet,
Der heiser schien durch langes Stilleschweigen.

64 Als den ich sah in dieser großen Wüste:
„Erbarm' dich mein, schrie ich zu ihm hinüber,
Wer Du auch sei'st, ob Geist, ob Mensch in Wahrheit!" —

67 Antwortet' er: „„Nicht Mensch, ein Mensch war einst ich;
Lombarden aber waren meine Eltern,
Und Beid' aus Mantua: geboren ward ich

70 Sub Julio, wie träg es auch herankam,
Und lebt' in Rom unter August dem Guten,
Zur Zeit der trüg'rischen und Lügengötter.

73 Ich war Poet und sang von dem gerechten
Sohn des Anchises, der von Troja herkam,
Nachdem das stolze Ilion verbrannt war.

76 Doch Du, warum kehrst Du zu solcher Plage?
Warum ersteigst Du den glücksel'gen Berg nicht,
Der Anfang ist und Urgrund jeder Wonne?""

79 — „O, bist Du der Virgil, Du jene Quelle,
Die ausgießt also reichen Strom der Rede?!
Erwiedert' ich ihm mit beschämter Stirne:

82 O Du, der andern Dichtern Ruhm und Leuchte,
Vergilt mir langen Eifer, große Liebe,
Die Deinem Buch mich nachzuspüren trieben.

85 Du bist mein Meister, ja, Du bist mein Vorbild!
Du bist der Einzige, dem ich entnommen
Den schönen Stil, der Ehre mir gebracht hat!

88 Schau dieses Thier, vor welchem ich mich wandte:
Hilf mir von diesem, o ruhmvoller Weiser;
Denn zittern macht's die Adern mir und Pulse."

91 —„„Dir ziemt es einen andern Weg zu halten,
Entgegnet' er, als er mich weinen sahe,
Willst Du Dich retten aus dem wüsten Orte:

94 Denn dieses Thier dahier, weshalb Du schreiest,
Läßt nicht die Menschen ziehen ihre Straße,
Nein, es verhindert sie, bis es sie tödtet:

97 Und hat die Art, so bösgesinnt und grimmig,
Daß nimmer es den gier'gen Willen stillet,
Und nach dem Fraß mehr Hunger hat denn früher.

100 Viel sind der Thiere, denen es sich gattet,
Und mehr noch werden sein, bis einst der Hund kommt,
Der schnelle, der es sterben macht vor Wehe.

103 Der wird nicht Erde speisen, auch Metall nicht,
Doch Weisheit, Liebe auch und heil'ge Stärke,
Und wird geboren unter schlichtem Filze.

106 Er wird das Heil des niederen Italiens,
Für das Camilla blutend fiel, die Jungfrau,
Euryalus und Turnus auch und Nisus:

109 Der wird verjagen es aus allem Garten,
Bis er's zurückgeworfen in die Hölle,
Von wo der erste Neid es losgetrennet.

112 D'rum für Dein Bestes halt ich's und eracht ich's,
Daß Du mir folgst: ich werde sein Dein Führer
Und Dich von hier durch ew'gen Raum erretten,

115 Wo Du vernehmen wirst verzweifelt' Schreien,
Seh'n wirst der Vorzeit wehevolle Geister,
Von denen jeder ruft dem zweiten Tode:

118 Und wirst dann schauen, die da sind zufrieden
Im Feuer weil sie hoffen einzugehen,
Wann es auch sei, zu den glücksel'gen Schaaren.

121 Begehrst zu diesen Du dann aufzusteigen,
Wird eine höh're Seel' als ich erscheinen;
Mit dieser laß ich Dich bei meinem Scheiden.

124 Denn der Gebieter, der da oben herrschet,
Weil ich mich sträubte seiner Satzung, will nicht,
Daß man in seine Stadt durch mich gelange.

127 An jedem Ort gebeut und droben thront er:
Allda ist seine Stadt, sein hoher Thronsitz:
O selig der, den er dorthin erwählet!"" —

130 Und ich zu ihm: „O Dichter, zu Dir fleh' ich,
Bei jenem Gotte, den Du nicht erkanntest:
Daß diesem Weh und schlimm'rem ich entrinne:

133 Daß Du mich führest, wo Du eben sagtest,
Damit ich schau' das Thor des heil'gen Petrus,
Und jene, welche Du so traurig schilderst."

136 Drauf regt' er sich, und ich hielt seine Straße.

[Uebers. von A. Kopisch.]

---

[Wir fügen dieser Uebersetzung die „Deutung" bei, welche der Uebersetzer, nach dem Vorgange älterer Erklärer, dem Inhalte des ersten Gesanges giebt:]

*Dante* — ist der weltbetrachtende Dichter.

*Die glückselige Höhe* — die Erhebung des Menschen zu Gott. Ihr Grund und Eckstein ist — Christus.

*Der wahre Weg* — ebenfalls Christus.

*Der Schlaf* — die menschliche Schwachheit, welche Christi vergessen macht.

*Das Jammerthal* — die Zeitlichkeit mit all' ihrer Trübsal.

*Der Wald* — der in der Zeitlichkeit befangene Haufe der Unwissenden, Unthätigen und Gottlosen.

*Das Hervorstreben des Dichters* — der philosophische Trieb, einen freieren Standpunkt der Weltbetrachtung zu gewinnen.

*Der ihm dabei leuchtende Mond* — die sublunarische menschliche Philosophie.

*Das Ende des Thales, wohin er mit Hülfe des Mondes gelangt* — die Grenze menschlicher Dinge.

*Der Fuß des Hügels* — der Beginn göttlicher Dinge.

*Das Morgenlicht* — die Ahnung göttlicher Erkenntniß.

*Die Steile* — Christus als verschlossener Weg und Fels der Aergerniß.

*Das Aufklimmen am steilen Felsen* — die Bemühung, mit menschlichen Verstandesschlüssen zur göttlichen Weltanschauung zu gelangen.

*Die Sonne* — die himmlische Erkenntniß, die unmittelbare göttliche Inspiration und Gottesklarheit.

*Der Panther, welcher nicht vor den Augen weicht* — die befangende Sinnlichkeit.

*Die schreckende Schau des Löwen* — die Betrachtung der Gewaltthätigkeit auf Erden, welche dem in Sinnlichkeit Befangenen Furcht einjagt.

*Der hoffnungraubende Blick der Wölfin* — der entmuthigende Gedanke an die Gier nach irdischen Dingen, welche dem Sinnlichbefangenen alles Glück der Erde gänzlich zu zerstören droht.

Der Sturz vom Felsen herab — das Gefühl, daß menschlicher Verstand zu schwach sei, Gottes Absichten mit dieser Zeitlichkeit zu ergründen.

Die sichtbare Erscheinung Virgil's — ist die Gestaltung dieses Gefühls zur klaren Einsicht.

Die Prophezeihung von dem Hunde — die innere Ueberzeugung; der Eifer nach den göttlichen Dingen werde dereinst über die Gier nach irdischen siegen.

Dante's Entschluß dem Virgil durch Hölle und Fegefeuer zu folgen — der Entschluß, sich von Betrachtung der Zeitlichkeit zur Betrachtung der Ewigkeit zu wenden.]

---

## 2. Eingang in die Hölle.

(III. 1—57.)

„Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen,
Ich führe Dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe Dich zum Volke der Verlornen!

4 Mich schuf mein Meister aus Gerechtigkeit
Die erste Liebe wirkte, mich zu gründen,
Die höchste Weisheit und Allmächtigkeit:

7 Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ewiges, und ewig daur' auch ich.
Laßt, die Ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden."

10 Die Inschrift zeigt in dunkler Farbe sich
Vor meinen Blicken über einer Pforte,
Drum sprach ich: Herr, ihr Sinn beängstet mich.

13 Er aber drauf zu mir mit klugem Worte:
Hier sei jedweder Argwohn weggebannt,
Und jede Feigheit sterb' an diesem Orte.

16 Wir sind zur Stelle, die ich Dir genannt,
Hier wirst Du jene Jammervollen schauen,
Die nicht den wahren Weg des Heils erkannt.

19 Er faßte meine Hand, daher Vertrauen
Durch sein Gesicht voll Muth auch ich gewann,
Drauf führt er mich in das geheime Grauen.

22 Gleich hob Geächz', Geschrei und Klagen an,
Laut durch die sternenlose Luft ertönend,
So daß ich selber weinte, da's begann.

25 Verschiedne Laute, gräßlich dröhnend,
Handschläge, Klänge heiseren Geschrei's,
Die Wuth, aufkreischend, und der Schmerz erstöhnend —

28 Dies alles wogte tosend stets, als sei's
Im Wirbel Sand, durch Lüfte, die zu schwärzen
Es keiner Nacht bedarf, im ew'gen Kreis.

31 Und ich noch blöden Sinn's und bang im Herzen,
Sprach: Meister, welch' Geschrei das sich erhebt?
Wer ist doch hier so ganz besiegt von Schmerzen?

34 Und Er: der Klang, der durch die Lüfte bebt,
Kommt von den Jammer-Seelen jener Wesen,
Die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt.

37 Vermischt sind die Nicht-Guten und Nicht-Bösen
Mit jenen Engeln, die sich nicht empört,
Und Gott nicht treu und nur für sich gewesen.

40 Der Himmel stößt die Seelen sonder Werth
Als Mißzier aus, und die Verdammten jagen
Sie gleichfalls fort, durch solches Volk entehrt.

43 Und ich: Mein Meister, sprich, warum sie klagen?
Was ist das Leiden, das so hart sie drückt?
Er sprach darauf, das will ich kurz Dir sagen.

46 Des Todes Hoffnung ist dem Volk entrückt.
Im blinden Leben trüb und immer trüber
Scheint ihrem Neid jed' andres Loos beglückt.

49 Sie kommen lautlos aus der Welt herüber,
Von Mitleid und Gerechtigkeit verschmäht.
Doch still von ihnen! Schau und geh vorüber.

52 Ich schaute hin und sah, im Kreis geweht,
Ein Fähnlein ziehn, so eilig umgeschwungen,
Als dürft es nimmer ruhn, nicht früh noch spät.

55 In langer Reihe folgten ihm, gezwungen,
So viele Leute, daß ich kaum geglaubt,
Daß je der Tod so vieles Volk verschlungen.

[Uebers. von K. Streckfuß.]

---

[Die ersten neun Zeilen dieses Gesanges sind einstimmig und mit Recht unter das Erhabenste gezählt worden, was Dante und vielleicht was je ein Dichter gesagt hat. — Wir geben zur Vergleichung mit vorstehender Uebersetzung noch die von Schlegel und Kannegießer. Der erstere übersetzt:]

„Ich bin der Weg in's wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verstoß'nen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Qual.

Mich schuf mein Meister aus gerechtem Triebe:
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchsten Weisheit und der höchsten Liebe.

Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ew'ges nur; und ewig währ' auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden!"

Kannegießer's Uebersetzung lautet:

„Durch mich geht's in die Stadt voll Pein und Harm,
Durch mich geht's ein zum Schmerz, der nimmer schwindet,
Durch mich geht's unter der Verlor'nen Schwarm.

Gerechtigkeit trieb den, der mich gegründet,
Und in das Dasein mich zu rufen, waren
Allweisheit, Urlieb' und Allmacht verbündet.

Vor mir war nichts Geschaff'nes zu gewahren,
Als Ewiges, und ewig bin auch ich;
Laßt, die Ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!"



Francesca's und Paolo's Schatten.
(Nach J. Flaxman's Zeichnung.)

### 3. Francesca da Rimini.

(Hölle V. 25—142.)

Nun bin ich hingelangt, wo sich der Chor
Der Klagestimmen läßt von mir vernehmen,
Und viel Gewinsel schlägt nun an mein Ohr.

28 Hier schweigt das Licht; der dunkle Raum erbrüllt,
So wie die See im Sturme, wenn vom Hadern
Feindsel'ger Winde seine Fläche schwillt.

31 Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruht
Durchschüttelt, wirbelt die gequälten Geister,
Und reißt sie fort mit seiner starken Wuth.

34 Und wo sie so, dem Abgrund nahe, schweben,
Da ist Geheul, Geschrei und Weh und Ach,
Da hört man Flüche gegen Gott erheben.

37 Wie ich erfuhr, sind der Begierden Sclaven
Von denen die Vernunft in Fleischeslust
Ertödtet wird, verdammt zu solchen Strafen.

40 Wie einen Staarentrupp beim kalten Hauch
Der Herbstluft rasch die Flügel weiter tragen,
So wurden hier vom Sturm die Seelen auch

43 Hinum, hinan, hinauf, hinab verschlagen;
Sie hoffen, alles Trostes ledig, nie
Auf Ruhe, nicht einmal auf mindre Plagen.

46 Und wie die Kraniche, die Luft entlang
In langen Reihen ziehn, und Lieder krächzen,
So nahten in des Ungewitters Drang

49 Die Schatten sich mit Winseln und mit Aechzen.
„Wer sind doch jene, Meister!“ sprach ich drob,
„Die rastlos in der schwarzen Wolke lechzen?“ —

52 „Die erste von der Schaar, wovon Dein Sinn
Bericht begehrt, erwiderte mein Führer,
War mannigfacher Sprachen Herrscherin.

55 Sie lebt' in schnöder Wollust ohne Gleichen,
Und macht' aus ihren Lüsten ein Gesetz,
Um so erworbner Schande zu entweichen.

58 Das ist Semiramis, die, wie wir lesen,
Dem Ninus nachgefolgt, und deren Sitz
Die Stadt, wo jetzt der Sultan herrscht, gewesen.

61 Zunächst ist die, die sich aus Lieb' erstach,
Und treulos ward an des Sichäus Asche;
Kleopatra, die üpp'ge, folgt ihr nach.“ —

64 Nun sah ich Helena, die arge Zeiten
Der Welt gebracht; ich sah den Held Achill,
Der noch zuletzt mit Liebe mußte streiten.

67 Ich sahe Paris, Tristan, und er wies
Mit Fingern mir wohl mehr wie tausend Schatten,
Die einst die Lieb' aus diesem Leben stieß.

70 Und als Virgil die Namen mich gelehret
Der edlen Frau'n und Ritter, griff an's Herz
Der Jammer mir und war ich ganz verstöret.

73 Ich sprach: „O Dichter, siehst Du in der Fern'
Die beiden, die, vom Winde leicht gehoben,
Beisammen gehn? Mit ihnen spräch' ich gern.“

76 Und er zu mir: „Schau, wenn sie näher kommen!
Alsdann beschwöre bei der Liebe sie,
Die beide führt, und jene werden kommen.“

79 Sobald der Wind sie her zu uns gekehrt,
Erhub ich meinen Ruf: „Gequälte Seelen!
Kommt! sprecht mit uns, wenn es Euch niemand wehrt!“

82 Wie Turteltauben mit gelindem Schweben
Der offnen Flügel, wann zum süßen Nest
Sie Sehnen hinruft, in die Luft sich heben:

85 So kamen beide durch die wüste Nacht
Aus jenem Heer, wo Dido war, herüber;
So groß war meines Liebesrufes Macht.

88 „O gütevolles Wesen,*) das mit Hulden
Uns zu besuchen kommt aus jener Welt,
Die wir mit Blut befleckt durch unsre Schulden!

91 Wär' der Monarch des Weltalls unser Freund,
Wir wollten ihn für Deinen Frieden bitten,
Weil unser Elend Dich zu jammern scheint.

94 Was Dir beliebt zu hören und zu fragen,
Das wollen wir, so lang der Wind, wie jetzt,
Sein Schweigen hält, vernehmen und Dir sagen.

97 Die Stadt, die mich gebar,**) liegt an der Bucht,
Allwo der Po, ins Meer hinuntersteigend,
Mit seinem Flußgefolge Frieden sucht.

100 „Die Liebe, die ein edles Herz so leise
Beschleicht, fing Diesen durch den holden Leib,
Des ich beraubt ward auf verhaßte Weise.

103 Die Liebe, die zum Lohn stets Liebe fodert,
Ergriff für ihn mit solcher Inbrunst mich,
Daß, wie Du siehst, sie stets noch in mir lodert.

106 Die Liebe stürzt' uns in ein einzig Grab;
Dem der uns schlug, ist Caïna***) bereitet." —
Dies war die Rede, die das Paar uns gab.

109 Als ich vernommen was der Schatten klagte,
Verneigt, ich mein Gesicht, und hielt's gebückt,
Bis mein Begleiter mich: „was denkst du?" fragte.

112 Da hub ich an und sprach: „O wehe mir!
Wie süßes Wähnen, liebliches Begehren
Trieb in die letzte Noth die Beiden hier!" —

115 Dann wandt' ich mich zu reden mit den Armen,
Und sprach: „Francesca, Deine Qual erregt
Mir bittres Weinen, inniges Erbarmen.

118 „Doch sag' mir: in der Zeit der süßen Schmerzen,
Wodurch und wie verrieth Euch Liebe da
Den noch geheimen Wunsch der beiden Herzen?" —

121 Dagegen sie zu mir: „Im Jammerstand
Der sel'gen Zeit gedenken, kränkt am tiefsten,
Und dies hat auch Dein Lehrer oft erkannt.

124 Doch fühlst Du ein so sehnliches Bestreben,
Zu wissen, wie die Lieb' in uns entsproß,
So will ich Dir mit Thränen Kunde geben.

127 Mein Trauter las einmal zur Lust mit mir
Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb' umstrickte
Ohn' alles Arg und einsam waren wir.

130 Oft irrten unsre Blick', und unsre Wangen
Verfärbten sich bei'm Lesen dieses Buchs:
Doch Eine Stelle nur hat uns befangen.

*) Francesca's Schatten redet. Sie war mit Lanciotto, Sohn Malatesta's, des Herrn von Rimini vermählt. Allein er war lahm und ungestalt. Sein Bruder Paolo, schön, edel und von milden Sitten, sah seine Schwägerin oft; es entspann sich ein Verständniß zwischen ihnen, welches damit endete, daß Lanciotto, als er sie einst überraschte, Beide ermordete.

**) Ravenna.

***) Caïna, der Wohnsitz verrätherischer Mörder ihrer Blutsverwandten im untersten Kreise der Hölle.

133 Wir lasen, wie ein Kuß das Bündniß schloß,
Den er auf das ersehnte Lächeln drückte:
Da bot mein unzertrennlicher Genoß

136 Den ersten Kuß erbebend meinem Munde.
Galeotto*) war das Buch, und der es schrieb:
Wir lasen fürder nicht zur selben Stunde."

139 Der andre Geist, der weil der eine dies
Erzählte, weinte so, daß meine Glieder
Vor Mitleid alle Lebenskraft verließ;

142 Und, wie ein Todter hinfällt, fiel ich nieder.

[Uebers. von Schlegel.]

---

[Ueber diese Darstellung macht Ugo Foscolo, einer der bedeutendsten neueren Dichter Italiens und Commentator Dante's folgende Bemerkungen: „Die ganze Geschichte weiblicher Liebe ist in diesen wenigen Zeilen so vollkommen und in so edlem Stile dargestellt wie die der Julia in der Shakespeare'schen Tragödie. Leid und Naivetät mischen sich auf eine anmuthige Weise in dem Gefühle, mit welchem sie ihrer Schönheit gedenkt. Sie schreibt die Leidenschaft, die Paolo für sie empfand, seiner Empfänglichkeit für das Schöne und Edle (gentilezza) zu, und ihrer eignen Schönheit. Sie bemüht sich, den Geliebten von dem Verdachte frei zu erhalten, als habe er sie verführt; wie sie in ihrer Erzählung den Vater ganz aus dem Spiele läßt, dessen sie nur anklagend hätte gedenken können. Wie jene Worte auf den Dichter wirken, sehen wir sogleich, er steht in Empfindung und Gedanken verloren und schaut in sein eigenes, von dem Fehler der Unglücklichen nicht freies Herz; die Worte, die er spricht, sind, wenn hier entschuldigt werden dürfte, das Menschlichste, das Kräftigste, was vorzubringen war. Und nicht beschuldige man den Dichter, daß er sich so geradezu nach den Geheimnissen der Liebe erkundigt. Hier oben hätte er die Frage nicht gewagt; sie wird an einem Ort vorgelegt, wo die Rücksichten, die man auf Erden nimmt, zurücktreten vor der ernsten und strengen Wahrheit, die dort unten die waltende Göttin ist, wo alle Schuld und alle Schwäche entfaltet und offenbar zu Tage liegt."]

---

Wir lassen hier noch die Verse 109—138 nach der Uebersetzung von Streckfuß folgen:

Vernehmend der bedrängten Seelen Klagen,
Neigt' ich mein Angesicht und stand gebückt.
„Was denkst Du?" hört ich drauf den Dichter fragen.

Weh, sprach ich, welche Gluth, die sie durchzückt,
Welch süßes Sinnen, liebliches Begehren
Hat sie in dieses Qualenland entrückt?

*) So hieß der Vermittler zwischen Lancelot und Ginevra, dessen Namen damals zum Sprichwort geworden war.

Drauf säumt' ich nicht, zu jener mich zu kehren,
„Francesca, so begann ich jetzt, dein Leid
Drängt mir ins Auge fromme Mitleidszähren.

Doch sage mir: In süßer Seufzer Zeit,
Wodurch und wie verrieth die Lieb' Euch beiden
Den zweifelhaften Wunsch der Zärtlichkeit?"

Und sie zu mir: „Wer fühlt wohl größres Leiden
Als der, dem schöner Zeiten Bild erscheint
Im Mißgeschick? Dein Lehrer mags entscheiden.

Doch da Dein Wunsch so warm und eifrig scheint,
Zu wissen, was hervor die Liebe brachte,
So will ich thun, wie wer da spricht und weint.

Wir lasen einst, weils beiden Kurzweil machte,
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte.

Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb' unsre Blick', entfärbte uns're Wangen,
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang.

Wir lasen, wie das Lächeln voll Verlangen
Hinweggeküßt der Liebende, und er,
Der nie von meiner Seite mehr gegangen,

Küßt mir den Mund ganz zitternd drauf wie der.
Verderblich war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tagen lasen wir nicht mehr!

---

## 4. Farinata.

(Hölle X. 22—93.)

[Als Dante und Virgil in der Höllenstadt zwischen Mauern und Gräber hinwandeln, erkundigt sich Dante, warum die Gräber alle geöffnet sind, und erfährt von Virgil, daß sie am Tage des großen Gerichts geschlossen werden. Indeß erhebt einer von den Gepeinigten aus einem Grabe heraus seine Stimme und bittet ihn, zu verweilen; sein Antlitz und seine Mienen sind trotzig; es ist Farinata. Dieser war Anführer der ghibellinisch-florentinischen Partei, hatte die Guelfen aus der Stadt gelockt und geschlagen (bei Montaperti), so daß die Ghibellinen wieder in Florenz herrschten, und um die Guelfen in Italien möglichst zu unterdrücken, den Entschluß faßten, den Hauptort der Guelfen, Florenz, ganz zu zerstören. Farinata allein wagte sich diesem Plane, aus Vaterlandsliebe, zu widersetzen und durch sein Ansehen die Ausführung desselben zu verhindern. — Er ruft den Dichter an:]

22 „Toskaner! der Du, durch die Stadt der Gluthen
Noch lebend gehst und so gefüge redest:
Laß, etwas hier zu weilen, Dir gemuthen!

25 Denn Deine Sprache macht Dich offenbar
Als bürtig aus dem edlen Vaterlande,
Dem ich vielleicht einst allzulästig war."

28 Urplötzlich scholl aus einem von den Särgen
Solch eine Stimm'; ich suchte mich deshalb
Voll Furcht in meines Führers Näh' zu bergen.

31 Er sprach: „Was säumest Du, Dich umzudrehn?
Schau! dort hat Farinata sich erhoben
Vom Gürtel aufwärts wirst Du ganz ihn
sehn." —

34 Ich heftete den Blick auf seine Stirne:
Er reckte Brust und Angesicht empor,
Als ob er trotzig aller Hölle zürne.

37 Und muthig stieß, mit raschem Ungestüm,
Mein Führer mich hinan durch all die Grüfte,
Und sagte: „Rede sonder Hehl zu ihm!" —

40 Als ich nun stand an seines Grabes Fuß,
Und er mich stolz ein Weilchen angeschauet:
„Was hattest Du für Ahnen?" war sein
Gruß.

43 Gern dem Gebot des Meisters unterthänig,
Verschwieg ich's nicht und that ihm alles kund.
Darob erhob er seine Brau'n ein wenig,

46 Und sagte dann: „Sie waren bitter g'nug,
Mir, meinen Ahnen, meinem Bund' gehaß;
So daß ich zweimal in die Flucht sie schlug."—

49 „Und waren sie verbannt, sie kehrten immer,"
Erwidert' ich, „von allen Seiten heim;
Die Euern*) lernten diese Kunst noch nimmer."

52 Derweil enthob sich, sichtbar bis an's Kinn,
Dem Sarge neben ihm ein andrer Schatte:**)
Ich glaub', er lag auf seinen Knien darin.

55 Er blickte rings mich an, als wär's ihm wichtig
Zu wissen ob noch jemand bei mir sei;
Doch bald befand er seinen Argwohn nichtig,

58 Und jammerte: „Wenn durch dies Nachtrevier
Dir hoher Geist und Witz die Wege bahnet:
Wo ist mein Sohn? Weswegen nicht mit
Dir?"

61 „Ich komme nicht aus eigner Kraft und That,"
Sagt' ich zu ihm; „dort wartet mein Begleiter,
Den Euer Guido wohl verachtet hat."

64 Schon hatt' ich seinen Namen mir gedeutet
Aus seiner Red' und aus der Art der Qual;
Drum war ich so zur Antwort vorbereitet.

67 „Wie?" rief er, plötzlich starr emporgericht't;
„Er hat, sagst Du? So lebt er dann nicht
mehr?
Sein Aug' entbehret schon das süße Licht?"

70 Und als er sahe, daß ich sinnend stand,
Und zauderte, den Zweifel ihm zu lösen,
Da fiel er rücklings nieder und verschwand.

73 Doch jener Hochbeherzte, dem zu dienen
Ich da geblieben war, stand unbewegt,
Bog nicht den Hals, verzog auch nicht die
Mienen.

76 „Und wußten sie so wenig diese Kunst,"
So fuhr er fort im vorigen Gespräche,
„Das quält mich mehr als dieses Lagers
Brunst.

79 Allein es wird nicht fünfzigmal entbrennen
Das Angesicht der Frauen, die hier herrscht,***)
So wirst schon dieser Kunst Beschwerde
kennen.

---

*) Die Ghibellinen.

**) Cavalcante Cavalcanti, Vater des Dichters und Freundes von Dante, Guido Cavalcanti.

***) Proserpina oder Hekate, in der Oberwelt Luna.

82 Doch sage mir, so Du die schöne Welt
Noch mögest wiedersehn, warum den Meinen
Dies Volk so hart in jeder Satzung fällt?"

85 Drauf ich zu ihm: „Seit jenes große Morden
Die Arbia geröthet, ist bei uns
Im Tempel solche Predigt Sitte worden." —

88 Er aber, seufzend, schüttelte sein Haupt:
„Dort war ich nicht allein; und traun, ich hätte
Mir diese That nicht ohne Grund erlaubt.

91 Doch da, wo alle willig leiden mochten,
Daß man Florenz vernichte, war's nur ich,
Nur ich allein, der kühnlich sie verfochten." —

[Uebers. von Schlegel.]

---

## 5. Papst Nicolaus III.

(Hölle XIX. 31—121.)

[Dante ist hier in dem Bezirk der Hölle, wo die Sünder bestraft werden, die sich der Simonie oder unrechtmäßigen Veräußerung geistlicher Güter und Aemter schuldig gemacht haben. Sie stecken mit dem Kopfe nach unten in den Löchern, welche sich an den Seitenwänden und am Boden befinden; nur die Füße ragen hervor, und diese bewegen sie heftig, weil ihre Fußsohlen brennen. Dante erblickt die zappelnden Füße des Papstes Nicolaus III. und fragt den Virgil, wem sie angehören:]

31 Wer ist das, Meister, der aus seiner Ritze
Mehr als die andern zuckt in größern Plagen,
Um den, begann ich, flammen röthre Blitze?

34 Und er zu mir: „Soll ich hinab Dich tragen
Zu jenem Ufer, das sich tiefer neigt,
So wird er sich und seine Schuld Dir sagen."

37 Wie lieb ist mir, wozu Du Lust bezeigt,
Sprach ich; Du bist der Herr, weißt, wie ich hänge
An Deinem Willen, weißt, was man verschweigt.

40 Nun ging's zum vierten der gedammten Gänge;
Uns wendend stiegen wir zur Linken nieder
Zum Grund hin, der durchlöchert war und enge.

43 Der gute Lehrer ließ mich eh' nicht wieder
Von seiner Seite, bis ich war zur Höhle
Deß, der so ängstlich zog der Füße Glieder.

46 Wer Du auch seist, bejammernswerthe Seele,
Das Obre wie ein Pfahl hinabgekehrt,
Begann ich, ist dir's möglich, so erzähle.

49 Ich stand dem Mönch gleich, der die Beichte höret
Des Mörders, der, wenn er im Loch schon lieget,
Dem Tod zu wehren ihn zurück beschwöret.*)

52 Er rief: „Hast Du Dich schon hieher verfüget,
Dich, Bonifaz, verfügt zu unserm Orden,**)
So hat die Schrift in etwas doch getrüget.

55 Bist Du so schnell der Güter satt geworden,
Um derentwillen du in's Netz gerissen
Die holde Frau*) und sie gewagt zu morden?"

58 Nun stand ich da, wie Solche dastehn müssen,
Die, was erwiedert, nicht zu deuten wagen
Und wie beschämt nichts zu entgegnen wissen.

61 Drauf sprach Virgil: „Geschwind mußt Du ihm sagen:
Der bin ich nicht, der nicht, der ich Dir scheine." —
Und ich versetzt' ihm, wie mir aufgetragen.

64 Der Geist verdrehte drauf all' sein Gebeine,
Dann seufzend mit dem Tone, der da wimmert,
Sprach er: „Welch ein Begehr denn ist das Deine? —

67 Wenn so, zu wissen wer ich sei, Dich kümmert,
Daß Du drum stiegest in dies Felsrevier,
Wiß', daß der große Mantel mich umschimmert.**)

70 Der Bärin Sohn war ich, betheu'r ich Dir,***)
Und voll Begier, die Bärlein zu erhöhen,
Drum steckt ich Gold dort ein, mich selber hier.

73 Die vor mir dieses Simonievergehen
Verübten, sind durch einen Spalt gefallen
Des Felsens unter mir, hier nicht zu sehen.

76 Und nieder fall' ich auch in jene Hallen,
Wenn der erscheint, den fälschlich ich erkannt
In dir, als ich die Frage ließ erschallen.

79 Doch länger ist's, daß mir die Füß' entbrannt,
Und daß sie mir verkehrt nach oben stecken,
Als er wird glühend stehn dort angebannt.

82 Denn nach ihm kommt ein noch weit ärgres Schrecken,
Ein Hirt vom West, den kein Gesetz beschränkt,
Er, dem's geziemet, mich und ihn zu decken.†)

85 Ein neuer Jason ist's, und sein gedenkt
Das Maccabäerbuch, wie dem nicht grollte
Sein Fürst, so diesem der, der Frankreich lenkt."

88 Ich weiß nicht, ob ich sprach, wie ich nicht sollte,
Da ich ihm so antwortete mit Schmach:
„Sprich, wie viel unser Herr an Schätzen wollte

91 Von Petrus, als zuerst er mit ihm sprach,
Und er zum Schlüsselträger ihn erkieste:
Gewiß nichts weiter, als: Komm, folg' mir nach!

94 In Petrus auch und in den andern sprießte
Nie solch Gelüst, als man Matthias wählte
Statt deß, der ob Verrath sein Amt einbüßte.††)

---

*) Die Strafe der Meuchelmörder war zu Dante's Zeit das propaginare, d. h. wie eine Senkrebe vergraben. Der Verbrecher ward mit dem Kopf zu unterst lebend in eine Grube versenkt und verschüttet.

**) Als der hier geplagte Nicolaus III. Dante's Frage hört, ohne ihn sehen zu können, meint er, sein päpstlicher Nachfolger Bonifacius VIII. sei schon angekommen.

*) Die Kirche.

**) Die päpstliche Würde wird hier durch den Mantel bezeichnet.

***) Nicolaus war aus dem Geschlechte der Orsini (zu Deutsch: Bären), und bereicherte ganz unmäßig seine Neffen.

†) Clemens V., Erzbischof von Bordeaux, wurde durch Philipps des Schönen Einfluß zum Papst erwählt. Der Jason, von welchem im folgenden Verse die Rede, erkaufte das Amt seines Bruders von Antiochus, König von Syrien, und opferte dann im Tempel nach heidnischer Weise. (Maccabäer II. 4.)

††) Judas der Verräther (Apostelgeschichte 1. 21—26).

97 Verbleibe drum, bis man genug Dich quälte,
Und schau' wohl an das schlimm geraubte Geld,
Das gegen Carl den Uebermuth Dir stählte.*)

100 Und wär' es bei der Ehrfurcht, die mich hält,
Vor jenen hocherhabnen Schlüsseln, schicklich,
Die Du gehalten in der frohen Welt,

103 So sagt ich Worte Dir, noch mehr nachdrücklich:
Denn Ihr betrübt die Welt mit Euren Lüsten,
Schützt Bös', und Gute machet Ihr unglücklich.

106 Euch trifft die Meldung des Evangelisten,**)
Als er sie sahe auf des Wassers Matte
Mit Königen verbuhlt und frech sich brüsten,

109 Sie, die von Anfang sieben Köpfe hatte
Und durch zehn Hörner war mit Kraft begabt,
So lang als Tugend übete der Gatte.***)

112 An goldnen Göttern habt Ihr Euch erlabet,
Ganz gleichend dem, der sich vor Göttern beugt,
Nur daß er einen, und Ihr hundert habet.

115 Ach Constantin, welch Unheil hast gezeugt†)
Du nicht durch Uebertritt, nein, durch Schenkungen,
Die Du dem ersten reichen Papst erzeigt!“

118 Indeß ich diese Weisen so gesungen,
Geschah's, ob Zorn, ob ihn Gewissen nagte,
Daß seine Schenkel heftiglich sich schwungen.

121 Ich glaube, daß es meinem Hort behagte,
Mit so vergnügter Lipp' hat er vernommen
Der Worte Klang, die ich voll Wahrheit sagte.

[Uebers. von Kannegießer.]

## 6. Teufelshetze.

(Hölle XXII, 16—151.)

[Dante befindet sich noch in demselben (achten) Höllenkreise, in welchem die im vorigen Stück geschilderte Scene vorgegangen, doch auf einer andern Brücke, von deren Höhe er in die fünfte der zehn zirkelförmigen Tiefen (Bulgen) hinabschaute. Eine kochende Pechfluth, die bald in Blasen aufschwillt, bald sich wieder senkt, füllt die Tiefe aus. Grade als Dante die Brücke betreten hat, kommt ein schwarzer geflügelter Teufel angelaufen mit einem eben verstorbenen Sünder auf der Schulter, den er in den Abgrund hinabschleudert. Da dieser sich über die Oberfläche des Pfuhles erhebt, stürzt eine Schaar von Teufeln, die Malebranche (böse Klauen) heißen, unter der Brücke hervor, um ihn mit ihren Hakenstangen wieder unterzutauchen. Virgil geht voraus, auf sie zu. Da sie ihn anzufallen drohen, verlangt er eine Unterredung mit einem von ihnen, dem er die hohe Vollmacht zu seiner Reise erklärt. Hierauf wird er und sein Freund friedlich herzugelassen; doch naht sich Dante mit großer Angst über die Tücke der Teufel, die sich immer noch in ihren Geberden verräth. Malacoda (Uebelschwanz), ihr Oberhaupt, thut ihnen Einhalt. „Ihr könnt,“ sagte er zu den beiden Fremden, „hier Euren Weg nicht fortsetzen. Der sechste Schwibbogen wurde gestern vor 1266 Jahren zertrümmert.*) Wendet Euch also links bis zur nächsten Brückenreihe, die unverletzt geblieben ist; folgt meinen Untergebenen, die ich grade jetzt dorthin schicke, um den Verdammten, die sich aus dem Pfuhle herauswagen, zu wehren. Ich werde ihnen verbieten, Euch irgend ein Leides zu thun.“ Hierauf ernennt er dazu Barbariccia als Befehlshaber, Alichino, Calcabrina, Cagnazzo, Libicocco, Draghignazzo, Ciriatto, Graffiacane, Farfarello und Rubicante: phantastische, aber für die thierische Ungezähmtheit dieser Ungeheuer durch Klang und Bedeutung sehr charakteristische Namen.**) Zum spottenden Zeichen, daß Malacoda die Fremden betrogen hat, schnalzen sie mit den Zungen gegen ihren Anführer, dieser erwidert den Hohn auf eine sehr unanständige Art, und sie brechen auf. „Wir gingen also,“ sagt Dante, „mit den zehn Dämonen. O gräßliche Gesellschaft! Doch im Tempel mit Heiligen, und mit Schlemmern in der Schenke.“ Er fährt fort:]

16 Mein ganzer Sinn war nach dem Pfuhl gewandt;
Ich hätte gerne, was das Pech verhehlte,
Und wer darin gesotten ward, erkannt.

---

*) Johann von Procida soll die Erlaubniß zur sicilianischen Vesper von Nicolaus mit dem Golde erkauft haben, das ihm Kaiser Paläologus gegeben, um Carl I. von Sicilien zu schaden.

**) Offenbarung Johannis, Cap. 17, V. 1 u. 7.

***) Der Papst.

†) Zu Dante's Zeiten wurde die Sage als begründet angenommen, daß Constantin der Große durch eine Schenkung an Sylvester die weltliche Macht der Päpste begründet habe.

---

*) Hiermit ist das Erdbeben bei dem Verscheiden Christi gemeint. In dem hingeworfenen Winke liegt zugleich eine chronologische Bestimmung, nach der Dante's Reise vom Charfreitage bis Ostern des Jahres 1300 geschah. Auf die Lebenszeit Christi werden nämlich 34 Jahre gerechnet.

**) In Kannegießers Uebersetzung lautet die betreffende Stelle (XXI., 118 ff.):

Fort Flügeling und Stampfereif, wohlan,
Und Hundekratz fort, hub er an zu schnarren,
Und Backenschnauzbart führ' Euch zehen an!

Schnapphahn und Drachenschwanz, fort, sonder Harren,
Schweinsleder mit den Hauern, Kritzekratz,
Sammt Faselhans und Blutigroth, dem Narren.

Bei Kopisch heißen diese Teufel, in derselben Reihefolge: Andreducker, Gnadentreter, Klaffhund, Wirrebart, Gierbrand, Giftdrache, Schindsau, Kratzenhund, Firlefanz und Rotherboßt.

19 Wie ein Delphin mit hoch gekrümmtem Rücken
Die Flut durchspielt, und so den Schiffer warnt,
Sein Fahrzeug schnell den Stürmen zu entrücken:

22 So ließ auch hier, zur Linderung der Qual,
Ein Sünder dann und wann den Nacken sehen,
Fuhr dann hinab gleich einem Wetterstrahl.

25 Und wie der Frösche Volk am Rand der Sümpfe
Zuweilen sitzt; man sieht die Schnauze nur,
Verborgen sind im Schlamm die Bein' und Rümpfe:

28 So saß hier überall die Sünderbrut.
Allein, so wie sich Barbariccia nahte,
Entwich sie in die siedend heiße Flut.

31 Ich sah, darob noch jetzt mein Herz erschauert,
Daß ihrer einer blieb, wie's wohl geschieht,
Daß nach der andern Flucht Ein Frosch noch lauert.

34 Und Graffiacan, der ihm am nächsten stand,
Schlug ihm den Haken in's bepichte Haar,
Und zog, als wär's 'ne Otter, ihn an's Land.

37 (Ich wußte schon den Namen eines jeden.
Bei ihrer Wahl hatt' ich darauf gemerkt:
Auch nannten sie einander oft im Reden.)

40 „O Rubicante!" die Verruchten schrien
Mit einer Stimme so: „Die Krallen setze
Ihm in's Genick! Zerfleische weidlich ihn!" —

43 Und ich: „Mein Meister! wenn Du kannst, erkunde:
Wer mag wohl jener Unglücksel'ge sein,
Der sich herausgewagt zur bösen Stunde?" —

46 Mein Führer trat an seine Seite hin,
„Wer bist Du?" fragt' er ihn; und Jener: „Wisse,
Daß ich gebürtig aus Navarra bin.*)

49 Die Mutter ließ mich dienen, nothgedrungen,
Denn sie gebar von einem Prasser mich,
Der sich verderbet und sein Gut verschlungen.

52 Darauf erwarb ich meines Königs Gunst,
Des wackern Theobald; trieb Gaunereien,
Und büße drum in dieser Höllenbrunst." —

55 Und Ciriatto, dem an beiden Ecken
Des Mauls hervor ein großer Hauer stand,
Ließ ihn indeß des einen Hiebe schmecken.

58 Die Maus war in den Klauen arger Katzen;
Doch Barbariccia warf die Arm' um ihn:
„Ich halt' ihn," rief er; „fort mit Euren Tatzen!"

61 Er kehrte dann zu meinem Meister sich,
Und sagte: „Willst Du mehr von ihm noch wissen,
Eh' ihn mein Volk zerrissen hat, so sprich!" —

64 Mein Führer sprach: „Sag' uns von Deinen Brüdern!
Sind auch Lateiner**), die Du kennst, mit Dir
Im heißen Pech?" — Er eilte zu erwidern:

*) Dieser Sünder soll Giampolo sein, der im Dienste des Königs Thibaut (Theobald) II. von Navarra viel Durchstechereien gemacht hat.

**) D. h. Italiäner.

67 „Nicht weit von hier saß einer; nur so eben
Verlaß ich ihn. Ha! wär' ich, wo er ist,
So dürft' ich nicht vor Klau'n und Haken beben!"

70 „Schon allzulang," rief Libicocco aus,
„Sehn wir es an!" traf zu mit der Harpune,
Und riß vom Arm ein ganzes Stück heraus.

73 Auch Draghignazzo wollt' am Bein ihn zwicken
Von unten her; ihr Hauptmann wandte drob
Sich rund herum mit grimmig finstern Blicken.

76 Ein wenig still ward nun der rohe Schwarm,
Mein Führer säumte nicht und fragte jenen,
Der noch herabsah auf den wunden Arm:

79 „Wer war der Mitgenoß, von dem Du dort
Dich, wie Du sagst, zu Deinem Unglück trenntest?" —
„Der Mönch Gomita,"*) war des Sünders Wort,

82 „Der in Gallura sich durch Ränk' erhoben;
Der seines Herren Feind' in Händen hielt,
Und that an ihnen, was sie höchlich loben.

85 Er nahm ihr Geld, und ließ sie friedlich ziehen,
Wie er erzählt: auch sonst in Staatsgeschäften
Nennt man den Ausbund aller Gauner ihn.

88 Und Zanche,**) welcher Logodor besessen,
Geht mit ihm um; sie schwatzen ohne Maß,
Und können nie Sardiniens vergessen. —

91 O seht! wie der die Zähne grinsend wetzt!
Weh mir! ich spräche mehr, allein ich fürchte
Daß mir der Unhold einen Streich versetzt." —

94 Schon rollte Farfarello scheele Blicke,
Als lüstet's ihn zu schlagen; doch ihn schalt
Ihr Oberhaupt: „Verfluchte Brut, zurücke!" —

97 „Wollt Ihr," begann der bange Wicht nunmehr,
„Toskaner und Lombarden seh'n und hören?
Was gilt's? ich locke sie an's Ufer her.

100 Laßt drüben noch die Malebranche stehn,
Weil jene sonst vor ihrer Wuth sich scheuen.
Für Einen, den Ihr habt, verschaff' ich zehn.

103 Ich brauche nur zu pfeifen, wie wir pflegen,
Wenn einer unter uns hervor sich wagt,
Und wittert, daß wir frei uns fühlen mögen." —

*) Fra Gomita war Günstling des Nino bei Visconti, pisanischen Statthalters in Gallura, einem der vier Distrikte von Sardinien. Als Nino erfuhr, daß Gomita die Kinder, die er in seiner Gewalt hatte, für Geld habe entfliehen lassen, ließ er ihn aufhängen.

**) Michael Zanche, Haushofmeister des Königs Enzio, nahm nach dessen Tode dessen Wittwe zur Gattin und sein Land Logodoro, in Sardinien, in Besitz.

106 Cagnazzo schüttelt seinen Kopf hiebei,
Und rümpft das Maul: „Um sich hinab zu werfen
Ersann er das; seht mir die Büberei!“ —

109 Der andre, reich an fein gelegten Schlingen,
Erwidert: „Ja! ein rechtes Bubenstück,
Die Meinigen in größre Qual zu bringen!“—

112 Voll Ungeduld fiel Alichino ein:
„Nun gut! Allein versuchst Du zu entrinnen,
So komm' ich nicht mit Rennen hinterdrein,

115 So schwing' ich übers Pech die leichten Flügel,
Sollt' er behender als wir alle sein?
Nein! stellt mit mir euch hinter diesen Hügel!“

118 O Leser, solch' ein Spiel vernahmst Du nie,
Als jetzt geschah: weg wandten sie sich alle,
Am ersten, der zuvor dawider schrie.

121 Giampolo hatte kaum es wahrgenommen,
So setzt' er an zum Sprung, entriß im Nu
Sich Barbariccia's Arm, und war entkommen.

124 Hierum erbos'ten all die Teufel sich;
Am meisten der, so es verschuldet hatte.
Er schoß hinzu und rief: „Ich habe Dich!“—

127 Umsonst! sein Fittig war nicht schnell genug
Für des Verfolgten Angst; der fuhr zu Boden,
Und er hinauf mit rasch gewandtem Flug.

130 So taucht' die Ent' in einem Augenblicke
Tief in die Fluth sich vor des Falken Stoß!
Der aber kehrt erzürnt und matt zurücke.

133 Ergrimmend über solche Narrethei
Flog Calcabrina nach, um mit dem andern
Sich gleich zu balgen, käm' der Sünder frei.

136 Er sah ihn nicht so bald hinabgefallen,
So pack't er schon den Mitgesellen an,
Und zaust' ihn über'm Pech mit scharfen Krallen.

139 Des andern Klauen waren auch nicht stumpf,
Er wußte sie zu brauchen, wie ein Geier,
Und beide stürzten in den glüh'nden Sumpf.

142 Die Hitze stillt' alsbald der Kämpfer Wüthen,
Doch klebte Pech an ihren Flügeln so,
Daß sie umsonst sich zu erstehn bemühten.

145 Ihr Obermann, gar tief bekümmert, ließ
Von seiner Rotte vier hinüber fliegen,
Die er in Eil', an ihre Posten wies.

148 So stiegen sie mit allen Hakenstangen
Zum Rand des Pechs hinunter, hier und dort,
Um das gesottne Paar herauszulangen.

151 Wir aber zogen unsres Weges fort.

[Uebers. von Schlegel.]

---

[Schlegel macht zu dieser Darstellung folgende Bemerkungen: „Wer vom epischen Dichter nicht blos in seinem eigenen Vortrage, auch in den Reden und Handlungen aller angeführten Personen Anstand und Würde verlangt, wird unfehlbar diese ganze, mit furchtbarer Lebendigkeit, ohne alle Schonung für schwache Nerven dramatisirte Teufeshetze sehr tadelhaft finden. Dante aber argwöhnte nicht, daß er eine Epopöe schriebe: alles irgend Darstellbare hielt er sich befugt darzustellen, und es war seiner Phantasie eigen, sich keinem wirklichen oder möglichen Gegenstande, wie hoch oder tief er auch liegen möchte, zu entziehen. Tief liegen nun allerdings die gemeinen Volksbegriffe von bösen Geistern, denen der Ton jener Schilderungen entspricht, doch enthalten sie das Wahre, daß sittliche Ausartung sich immer in Häßlichkeit und Unadel offenbart. Selbst die menschliche Gestalt, unter der wir uns natürlicher Weise alle Wirksamkeit der Geister versinnlichen, ist dem Erzfeinde der Menschen nicht ohne entstellende Zusätze gegönnt worden. . . . Da wir den Teufel nicht über die Menschheit erheben können, so erfordert es das Interesse unserer Ehre, ihn unter sie hinab zu stoßen. Das geschieht, wenn die Vorstellungen von Vernunft und Freiheit und, aus ihrem Mißbrauche entsprungener, Verderbniß entfernt, und an ihre Stelle wilde Thierheit, ursprüngliche Bösartigkeit gesetzt wird, wie Dante bei Barbariccia's Rotte gethan. Man kann dabei unmöglich an gefallene Engel denken: diese Geister sind zu unsauber, als daß sie nicht in jedem noch so weit von ihrem jetzigen verschiedenen Zustande, den Himmel sollten verunziert haben: es sind geborene Teufel.“]

---

## 7. Ugolino.

(Hölle. XXXII. 124—139 und XXXIII. 1—88.)

[Indem der Dichter die Antenora*) durchwandert, stößt er unversehens mit dem Fuße an den Kopf eines Verdammten, der sich weigert, ihm zu entdecken, wer er sei; worüber Dante in heftigen Zank mit ihm geräth. Es ist Bocca degli Abati, ein Florentiner, durch dessen Verrath die Niederlage bei Montaperti (vergleiche Stück 4) erfolgte. Zufällig ruft ihn einer von seinen Mitgenossen beim Namen, und nennt er aus Rache diesen sowohl als die übrigen Verbrecher um ihn her. Hierauf fährt Dante fort:]

124 Wir waren schon entfernt von dieser Brut,
Da sah ich Zwei zusammen eingefroren:
Der Kopf des einen war des andern Hut.

127 Und, wo der Schädel gränzet an den Nacken,
Sah ich, wie man im Hunger Brod verschlingt,
Des obern Kopfes Zahn den untern packen.

130 Nicht anders hat vor Wuth die Schläf' und Stirn
Des Menalippus Tydeus einst zerklaubet**)
Wie der des andern Schädel, Haut und Hirn.

---

*) Vier Abtheilungen hat der starre Cocytussee: die äußere, Caïna, nimmt die Verräther an Verwandten auf, die zweite, Antenora, die Vaterlandsverräther, die dritte Ptolemäa, die an Gastfreunden, die letzte, Giudecca, die an Wohlthätern und Gott.

**) Tydeus, einer der sieben Fürsten vor Theben, hatte den Menalippus umgebracht, war aber dabei selbst tödlich verwundet worden.

133 „O Du," rief ich, „deß viehischen Geberden
Haß gegen den beweisen, den Du nagst.
Sag' mir den Grund davon, ich will auf Erden

136 Dein Schicksal kund thun, wenn Du Wahrheit sagst;
Will rächen Deinem Ruf an jenem Ort,
Wofern Du ihn mit Fug und Recht verklagst.

139 Wenn die, womit ich spreche, nicht verdorrt."

## XXXIII.

Da hob vom angefress'nen Hinterkopfe
Der grause Sünder seinen Mund empor,
Und wischt ihn ab in seines Feindes Schopfe.

4 Dann fing er an: „Soll ich den grimmen Schmerz
Erneuern? Eh ich noch davon erzähle,
Zermalmt das Angedenken schon mein Herz.

7 Doch sollen meine Worte diesem schnöden
Verräther eine Saat der Schande sein,
So wirst zugleich mich weinen sehn und reden.

10 Ich weiß nicht, wer Du bist, noch wie Du hier
Hinabgestiegen; doch ein Florentiner,
Wenn ich Dich reden höre, scheinst Du mir.

13 Ich war Graf Ugolino, mußt Du wissen,
Und Erzbischof Ruggieri dieser da.*)
Nun hör', warum ich so sein Hirn zerbissen.

16 Wie er, derweil er seine Treu mir bot,
Mit arger Feindestücke mich gefangen
Dann umgebracht, ist nicht zu sagen Noth.

19 Doch das, was Niemand droben Dir erzählt,
Wie grimm mein Tod gewesen, höre nun:
Dann wirst Du wissen, wie er mich gequält.

22 Ich hatt' aus einer engen Luk' im Erker
Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
Und der für Viele dienen wird zum Kerker,

25 Verschiedner Monden Wechsel schon erkannt,
Als einst im Schlaf der Zukunft Schleier rissen,
Und mein Geschick vor meinen Augen stand.

28 Der hier, so schien mir, jagt als Herr und Haupt
Den Wolf und seine Wölflein zu dem Berge,
Der den Pisanern Luccas Anblick raubt:

31 Mit magern, auf den Fang verpichten Hunden
Hetzt er sie fort; es liefen vor ihm her
Gualande mit Lanfranken und Sismunden.

34 Nach kurzem Laufe sah ich kraftlos keichen
Den Vater sammt den Söhnen, sah ich bald
Von scharfen Hauern bluten ihre Weichen.

37 Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
Da hört ich um mich her die Söhne weinen,
Und flehn um Brod in ihrem bangen Traum.

40 Denk', was mein ahnend Herz begann zu wähnen!
Wohl grausam bist Du, wenn Dich das nicht rührt;
Und weinst Du hier nicht, was entlockt Dir Thränen?

43 Schon tagt' es, unser Schlummer war dahin,
Die Stunde nahte, Speise zu empfangen,
Und Jedem lag sein Traum noch schwer im Sinn.

46 Und riegeln hört ich unter uns die Pforte
Des grausamvollen Thurms; drob schaut' ich starr
In's Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.

49 Ich weinte nicht, also versteint' ich mich,
Sie aber weinten; mein Anselmo sagte:
„„Du starrst so, Vater lieb! was hast Du? sprich?""

*) Ugolino, aus der Familie der Grafen von Gerardesca, ein edler Pisaner und Guelfe, machte sich mit Beihilfe des Erzbischofs, Ruggieri degli Ubaldini, zum Herrn von Pisa. Der Prälat schlug sich nachher aus Neid auf die Seite des unzufriedenen Volkes, und machte unterstützt von den reichen Familien der Gualanti, Sismondi und Lanfranchi, den neuen Oberherrn zum Gefangenen. Ugolino sowohl wie seine Kinder, wurden in einen Thurm auf der Piazza degli Anziani zu Pisa gesperrt, und weil man sie dort Hungers sterben lassen wollte, so warf man den Schlüssel des Thurms in den Arno, der durch die Stadt fließt.



Graf Ugolino und seine Söhne im Hungerthurm von Pisa.
(Nach J. Flaxman's Zeichnung.)

52 Doch weint' ich nicht, und sagt' auch nichts zu ihnen,
Den ganzen Tag, noch auch die Nacht darauf,
Bis wiederum der Welt die Sonn' erschienen.

55 Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht
Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederholt
Sah ich mein Leid auf jedem Angesicht.

58 Da biß ich beide Hände mir vor Wehe
Sie glaubten, daß mich Gier nach Speise trieb,
Und fuhren schnell vom Lager in die Höhe,

61 Und sagten: „„Minder wird es weh uns thun,
Wenn Du von uns Dich nährst; Du gabst uns, Vater,
Dies arme Fleisch und Bein: nimm's wieder nun!""

64 Um sie zu schonen, wurd' ich still hierauf,
Wir blieben stumm den Tag und dann noch einen.
O Erde! warum that'st du dich nicht auf?

67 Gekommen war des vierten Tages Licht,
Als Gaddo mir sich vor die Füße streckte,
Und rief: „„Mein Vater! warum hilfst Du nicht?""

70 Daselbst verschied er; von den andern allen
Sah ich je Einen, wie Du hier mich siehst,
Am fünften und am sechsten Tage fallen.

73 Ich rief die Todten noch drei Tage lang,
Und tappte, blind schon, über jeder Leiche,
Dann that der Hunger, was dem Schmerz mißlang." —

76 Mit scheelen Augen, als er so gesprochen,
Biß er den Unglücksschädel wieder an,
Zermürsend, wie ein Hund, die harten Knochen.

79 O Pisa! Pisa! Schande der Bewohner
Des schönen Landes, wo das Si ertönt!*)
Sind Deine Nachbarn nicht des Greuels Lohner,

82 So kommen, bis vor deines Arno Kehlen
Capraja und Gorgona**) hergerückt,
Daß du ertrinken mögst mit allen Seelen.

85 Denn, ward Graf Ugolino auch verklagt,
Er hab' um deine Burgen dich verrathen:
Warum hast du die Söhne todt geplagt?

88 Sag', neues Thebe***), welche Bosheit kannte
Des Ugo†) und Brigata zartes Herz,
Und Jener††), die mein Lied schon oben nannte?

[Uebers. von Schlegel.]

*) Eine damals gebräuchliche Bezeichnungsart der Länder und Sprachen nach dem Wörtchen der Bejahung. (Siehe oben, Abschn. II.)

**) Zwei Inseln in dem tyrrhenischen Meere, nicht weit von der Mündung des Arno entfernt.

***) Thebe ist wegen der im Hause des Oedipus verübten Unthaten in der alten Fabel berüchtigt.

†) Im Original Uguccione; ebenso wie oben Anselmo statt Anselmuccio.

††) Anselmo und Gaddo.

## 8. Eingang in's Fegefeuer.

(Fegef. II., 1—51.)

Schon war die Sonn' an jenem Horizonte,
Deß Mittagskreis mit seinem höchsten Gipfel
Jerusalem bedecket, angekommen,

4 Indeß die Nacht, ihr gegenüber kreisend,
Emporstieg aus dem Ganges mit der Waage,
Die aus der Hand ihr fällt, sobald sie obsiegt,

7 So daß die weißen, wie die rothen Wangen
Der lieblichen Aurora, wo wir waren,
Goldgelb schon wurden durch zu hohes Alter.

10 Wir standen immer noch längshin am Meere,
Gleich denen, die, den Weg sich überdenkend,
Im Geist schon geh'n, indeß der Leib verweilet.

13 Und sieh, wie öfters kurz vor Morgensanbruch
Mars ob der dichten Dünste röthlich schimmert,
Gen Untergang tief über'm Meeresspiegel:

16 Dem ähnlich schien — mög ich's einst wiedersehen! —
Ein Licht so schnell sich über's Meer zu nahen,
Daß seinem Lauf kein Fliegen ist vergleichbar;

19 Denn weil von ihm ich abgewandt mich hatte
Ein wenig, um den Führer zu befragen,
Sah wieder ich's, schon leuchtender und größer.

22 Darauf erschien an ihm zu jeder Seite
Wie etwas Weißes mir, indeß ein and'res
Dergleichen unter ihm allmählig vortrat.

25 Mein Meister hatte noch kein Wort gesprochen,
Als Schwingen schon die erstern Weißen schienen,
Und da den Schiffer jetzt er recht erkannte,

28 Rief er mir zu: „Beug', beuge Deine Knie,
's ist Gottes Engel, falte Deine Hände,
Von nun an sieh'st Du mehr dergleichen Diener,

31 Sieh', er verschmäh't jedwedes Menschenwerkzeug,
Und braucht kein Ruder, nur die eig'nen Schwingen
Als Segel zwischen den entfernten Küsten.

34 Sieh', wie gen Himmel er sie hat gerichtet,
Die Luft bewegend mit den ew'gen Federn,
Die nicht wie sterbliches Gefieder wechseln."

37 Drauf schien, als mehr und mehr er uns sich nahte,
Der Vogel uns, der göttliche, jetzt heller,
D'rob, weil ihn nicht ertrug so nah' mein Auge,

40 Ich's niedersenkt', und Jener kam zum Strande
Mit einem schnellen und so leichten Schifflein,
Daß in die Wasserfläch' es gar nicht einschnitt.

43 Am Rücktheil stand der himmlische Pilote,
Der Seligkeit trug auf der Stirn geschrieben,
Und drinnen saßen mehr denn hundert Geister.

46 „In exitu Israel de Aegypto,"*)
Hört ich zugleich einstimmig alle singen,
Und was sonst noch von diesem Psalm zu lesen.

*) Die lateinische Uebersetzung der Anfangsworte des 113. Psalms, der zum Andenken an die Befreiung der Kinder Israels von dem ägyptischen Pharao gedichtet war. („Als Israel auszog aus Aegypten.")

49 Dann segnet' er sie mit dem heil'gen Kreuze,
Worauf sie allzumal zum Strand sich stürzten;
Und jener schwand so schnell, als er gekommen.

[Uebers. von Philalethes.]

---

[Zur Erläuterung der sechs ersten Verse: Den Fegefeuerberg stellt Dante auf der andern Seite der Erdkugel der Höhe von Jerusalem diametral gegenüber, so daß beide Gegenfüßler sind, und gleichen Horizont haben. Steigt nun für Jerusalem vom Ganges die Nacht herauf, so erhebt sich für die Fegefeuerinsel die Sonne von Cadix her. — Im Herbst, wenn die Nacht zunimmt, geht das Gestirn der Wage vor Nacht unter — es entschlüpft ihr gleichsam aus der Hand.]

---

## 9. Italien!

(Fegefeuer VI. 61—151.)

[Beim Aufsteigen des Fegefeuerberges gewahrten die beiden Dichter einen Schatten einsam in der Höhle.]

61 Wir traten zu ihm: o wie standest Du,
Lombarder-Geist, mit stolzem, ernstem Wesen,
Wie rolltest Du den Blick voll Würd' und Ruh!

64 Er ließ uns, ohn' ein Wort zu uns zu sagen,
Vorüber gehn und schaute nur uns nach:
So pflegt ein Löw' in Ruh das Haupt zu tragen.

67 Doch da Virgil nun näher zu ihm trat,
Von ihm den besten Aufgang zu erkunden,
Erwidert er nicht das, was jener bat;

70 Nur fragt er nach dem Land, das uns geboren.
Mein holder Freund begann kaum: „Mantua"
Als schnell der Schatten, ganz in sich verloren,

73 Von seinem Stand sich ihm entgegen schwang.
Und rief: „Ich bin Sordello, Mantuaner!
Aus Deiner Stadt!" und in die Arm' ihn schlang.*)

76 Weh Dir, Italia, Du Haus der Jammer!
Schiff ohne Steuermann im wilden Sturm!
Nicht Länderherrin, nein, der Unzucht Kammer!

79 Sieh, wie so eifrig dieser edle Geist,
Nur um den süßen Klang des Vaterlandes,
Dem Stadtgenossen Ehr' und Lieb' erweist;

82 Derweil in Dir die Menschen sich befehden,
Und die Ein Wall, Ein Graben in sich faßt,
Einander stets zu plagen sich entblöden.

85 O schau Dich um an Deiner Meere Strand,
Unselige! dann blick' in Deinen Busen!
Von welchem Fleck ist Friede nicht verbannt?

88 Was hilft es, daß Justinian die Zügel
Dir angeschirrt, als zu vermehrter Schmach?
Denn leer ist, ach! Dein Sattel, Deine Bügel.

---

*) Sordello, von dem hier die Rede, gehörte zu den berühmtesten Italiänern des 13. Jahrhunderts, die in provencalischer Sprache dichteten. Vergl. Abschn. II.

91 Du Volk, das Du, dem Kaiser hold und treu,
Im Sattel gern ihn sitzen lassen solltest,
Du trägst vor Gottes Satzung wenig Scheu!—

94 Sieh,*) wie das Thier unbändig löckt und schlägt,
Weil es der Sporen Züchtigung nicht fühlte,
Seit Du die Hand ihm an's Gebiß gelegt.

97 O deutscher Albrecht,**) der sich ihm entzogen
So daß es wild und widerspenstig ward,
Statt Dich zu schwingen in die Sattelbogen!

100 Dein Blut verzehr' ein richtendes Verderben,
Und mach' an Dir den Zorn der Sterne kund,
Zur grausen Warnung Deines Thrones Erben!

103 Weil Euch Gewinneslust nach drüben trieb,
Hast Du und hat Dein Vater es gelitten,
Daß öd' und wüst des Reiches Garten blieb.

106 Die Filippeschi und Monaldi zagen;
Sorgloser! komm und sieh, schon unterdrückt
Die Capelletti und Montecchi klagen!***)

109 Grausamer! sieh, wie's Deinen Treuen geht!
Gedenk' an ihre Drangsal, ihre Schäden!
Und sieh, wie sicher Santafiore†) steht!

112 O komm und siehe Deine Roma weinen!
Verwittwet, einsam, ruft sie Tag und Nacht:
„Mein Cäsar, willst Du nie Dich mir vereinen?" —

115 Komm dann und siehe, wie so inniglich
Dies Volk sich liebt; und rührt Dich Mitleid nimmer,
So komm, und schäme Deines Rufes Dich! —

118 Und Du, für uns zum Kreuzestod gesendet,
Darf ich mich unterwinden, höchstes Heil?
Hat sich Dein gnädig Aug' uns abgewendet?

121 Wie? oder wird dadurch ein künftig Gut
Bereitet, unserm Denken ganz verschlossen,
Weil's noch im Abgrund Deines Rathes ruht:

124 Daß jede Stadt Italiens voll Dränger,
Und jeder Bube zum Marcellus wird,
Beweist er nur sich als Parteigänger? —

127 Du, mein Florenz, magst wohl zufrieden sein
Mit dieser Abschweifung, die Dich nicht kümmert,
Dank Deines Volkes schlauen Grübeleien!

130 Viel' sind mit Wortespfeilen karge Schützen,
Obschon Gerechtigkeit im Herzen wohnt:
Dein Volk nur trägt sie auf der Zunge Spitzen.

133 Viel' weigern sich gemeiner Stadtgeschäfte:
Dein Volk nur beut sich unberufen an,
Und schreit: „Ich lade sie auf meine Kräfte!"

136 So juble denn! Du hast ja guten Grund.
Bist Du nicht friedensvoll, bist reich, bist weise?
Die That macht meiner Rede Wahrheit kund.

---

*) Hier wendet sich Dante an den Kaiser.

**) Kaiser Albrecht, der 1308 von Johann von Oesterreich ermordet wurde.

***) Die Montecchi und Capelletti waren angesehene Familien zu Verona, so wie die Monaldi und Filippeschi zu Orvieto. Sie gehörten zu den Familien, welche die Parteiwuth der damaligen Zeit entzweite.

†) Eine Grafschaft im Districte von Siena.

139 Athen und Sparta, die die bürgerlichen
Geſetze klug im Alterthum verfaßt,
Sind ſchwache Lehrlinge, mit Dir verglichen;

142 Weil Du ſo feine Vorkehrungen ſpinnſt,
Daß kaum bis zu Novembers Mitte dauert
Was im October Du mit Fleiß erſinnſt.*)

145 Wie oft haſt Du Geſetze, Münzen, Sitten
Seit dieſer Menſchen Denken umgetauſcht?
Wie oft Verwandlung der Gewalt erlitten?

148 Erprüfſt Du Dich, und biſt nicht gar verblendet,
So wirſt Du jener Kranken Dich vergleichen
Die hin und her auf weichem Flaum ſich wendet,

151 Um ruheloſen Schmerzen zu entweichen.

[Ueberſ. von Schlegel.]

---

## 10. Das irdiſche Paradies.

(Fegefeuer XXVIII., 7—148.)

[Dante hat nunmehr den unermeßlich hohen Berg erſtiegen, der ſich, ſeiner Dichtung zufolge, im ſüdlichen Ocean erhebt, und deſſen Abhänge den büßenden Seelen zum Aufenthalte dienen. Auf dem Gipfel liegt der ehemalige Wohnſitz der erſten Menſchen im Stande der Unſchuld, das irdiſche Paradies, welches Dante betritt, nachdem ihn Virgil ſeiner eigenen Führung überlaſſen. Hier geht ein göttliches Traumgeſicht von der thätigen und beſchauenden Tugend, das er kurz zuvor gehabt, zum Theil in Erfüllung. Jene begegnet ihm nämlich unter der Geſtalt eines ſchönen Weibes, erklärt ihm die vorliegenden Gegenſtände und bereitet ihn auf die glorreiche Erſcheinung ſeiner Beatrice vor.]

7 Und meine Stirn berührt ein Wehen linde
Und unverändert und ſo leichten Schlages,
Als ſpielten um die Schläfe ſüße Winde.

10 Das webte in den zitternd grünen Zweigen,
Die gerne ſich nach jener Seite bogen,
Wo Schatten ſich vom heil'gen Berge neigen.

13 Doch ward die grade Richtung nicht zerſtreut,
So daß die Vöglein oben in den Wipfeln
Nicht ihrer ganzen Kunſt ſich noch erfreut;

16 Die grüßen freudevoll mit ihrem Singen
Die erſten Stunden aus den ſchlanken Zweigen
Die leiſe flüſternd in die Weiſe klingen.

— — — — — — — — — — —

25 Und ſieh! ein Bach gebot mir Stilleſtand.**)
Der links mit ſeinen kleinen Wellen leitet
Die Waſſer, ſo geſtrömt in ſeinen Rand.

28 Die Waſſer dieſſeits, ob ſie noch ſo helle,
Sie müßten gegen dieſes trüb' erſcheinen;
So gar nichts birgt es in der klaren Welle,

31 Die bräunlich zwar in ihrem Bette gleitet,
Vom Monde nicht erhellt, noch Sonnenſtrahl,
Da ſie ein dichter Schatten ſtets umkleidet.

34 Es ſtockt mein Fuß, doch meine Augen ſchweifen
Jenſeits des Baches weit umher, um dort
Der blüh'nden Bäume Wechſel zu ergreifen.

37 Und mir erſchien, wie ohne unſer Hoffen
Ein Etwas uns erſcheinet, daß der Sinn
Von Staunen und Verwundrung wird betroffen,

40 Ein Mädchen ganz allein, das mit Geſange
Sich Blum' um Blume pflückte, wie ſie da
Ihr ſproßten auf dem ganz beblümten Gange.

43 „O ſchöne Maid, die in der Liebe Strahlen
Sich wärmet, darf ich lieben Augen traun,
Die uns des Herzens wahren Zuſtand malen,

46 Gefiel es Dir, noch näher her zu gehen,“
So ſprach ich, „nach des klaren Baches Rand,
Damit ich könnte, was Du ſingſt, verſtehen!

49 An Dir erſeh' ich, wo und wie verweilet
Proſerpina in jener grauſen Zeit,*)
Als ihr die Mutter, ſie dem Lenz enteilet.“

52 Wie leicht ein Weib im Tanze ſich beweget,
Als ob die Sohle nicht den Boden mied,
So daß ſich Fuß um Fuß unmerklich reget:

55 So ſah ich ſie auch bald zu mir gelenket
Auf Blümchen roth und weiß, der Jungfrau gleich
Die ihre zücht'gen Augen erdwärts ſenket.

58 Und was ich bat, ward freundlich aufgenommen;
Denn näher trat ſie, daß der ſüße Klang
Mit ſeinem Sinne ward von mir vernommen.

61 Und als ſie ſtand dort, wo die Blumen ſaugen
Des ſchönen Fluſſes ungetrübtes Naß,
Beſeligte ſie mich und hob die Augen.

64 Gewiß entſtrahlte nimmer ſolches Licht,
Als von Kupidos ungewohntem Pfeile
Sie ward getroffen, Kypris Angeſicht.

67 Sie lächelte mir zu von jener Seite,
Mit bunten Blumen ſpielte leicht die Hand,
Wie ſie der Boden dort freiwillig ſtreute.

70 Nur auf drei Schritte trennte uns der Fluß;
Doch Helleſpont, den Xerxes überſchifft,**)
Dem Menſchenübermuth noch weichen muß,

73 Hat von Leander minder Haß empfunden,
Weil er ihn von der liebſten Hero ſchied,
Als der von mir, weil er noch nicht entſchwunden.

76 „Neulinge ſeid Ihr; weil ich denn gelacht,“
Begann ſie, „hier auf der geweihten Stätte,
Die zu der Menſchen Wohnung iſt gemacht,

79 So wunderts Euch, und flößt Euch Zweifel ein.
Doch jener Pſalm kann Euch zum Lichte werden***)
Und Eures Geiſtes Nebel leicht zerſtreun.

82 Und Du, der vor mir ſteht und bittend kommt,
Sag' was Du hören willſt! ich bin beſchieden
Zu löſen alles Dir, ſoweit es frommt.“

---

*) Hier fällt der Dichter aus dem ironiſchen Tone, in welchem er bisher geſprochen.

**) Dieſer Bach iſt der Lethe, welcher linkshin zur Hölle fließt.

*) Als Proſerpina Frühlings-Blumen pflückte, ward ſie von Pluto in die Unterwelt entführt.

**) Als er ſich über die Meerenge in einem Fiſcherkahn nach Aſien flüchtete, über die er vorher eine Schiffbrücke für ſein ungeheures Heer hatte ſchlagen laſſen.

***) Der 101. Pſalm: Me delectasti.

85 „Das Wasser,“ sprach ich, „und des Waldes Ton
Bekämpfen in mir einen neuen Glauben
An das, was sonsten ich vernommen schon.“

88 Und sie: „so will ich Dir die Ordnung sagen,
Nach welcher geht, darob Du so erstaunt,
Und will des Geistes Nebel all verjagen.

91 Das höchste Gut, das sich allein gefällt,
Schuf gut zum Heil den Menschen, und ein Pfand
Des ew'gen Friedens ward ihm diese Welt.

94 Durch seinen Abfall weilt' er hier nicht lange,
Und ehrbar Lächeln und ein süßes Spiel
Vertauscht' er nur zu bald mit Thränen bange.

97 Doch daß die Trübung, welche nun erregen
Die Dünste aus dem Wasser und der Erde,
Die soviel möglich ziehn der Wärm' entgegen,

100 Den Menschen nimmer störten in der Ruh,
So thürmte sich so hoch hinauf der Berg
So frei, bis er sich oben schließet zu.

103 Und weil im Ringel nur auf alle Weise
Die Lüfte all ursprünglich sich bewegen,
Wofern nicht irgend was zerstört die Kreise:

106 So bringet dieser Schwung zu diesen Höhen,
Die aufgelöset ganz in reiner Luft;
Es tönt der Wald, weil dicht die Bäume stehen.

108 Und dies vermögen die erregten Bäume,
Daß sie die Luft mit ihrer Kraft beschwängern,
Und jene sie vertheilt in alle Räume.

112 Die zweite Erd' empfängt, wie sie's vermag,
Dem Wesen und dem Klima nach, und bringet
Manch Holz aus manchen Kräften an den Tag.

115 Drum darf es nie befremden die da unten,
Wenn sich, aus unsichtbarem Samen auch,
Dort eine Pflanze irgendwo entbunden.

118 Denn wiß', es zeuget dieses heil'ge Feld
Der Bäum' und Früchte noch gar mancherlei,
Die Du vergebens suchst in jener Welt.

121 Dies Wasser hier entspringt aus keiner Quelle
Von Dampf erfrischet, noch vom Frost versehrt,
Wie dort versiegt und strömt die ird'sche Welle.

124 Aus einem sichern, steten Quell es fließet,
Der soviel nach dem Willen Gottes hält,
Als es in Doppelarmen hier ergießet.

127 Der eine strömet hin mit solcher Kraft,
Daß er der Sünden Angedenken tilget,
Der andre guter That Erinnrung schafft.

130 Zwei Namen hat er auch darob bekommen,
Hier Lethe, dort Eunoë, unwirksam,
Wenn Du von beiden Seiten nicht genommen.*)

133 So kann kein andres Naß den Gaumen laben.—
Wiewohl Du nun den heißen Durst gestillt,
So daß Du, scheint es, mehr nicht wolltest haben:

*) „Erinnerung guter Thaten und Vergessen der bösen schafft erst zusammen reine Glückseligkeit.“

136 Soll doch noch Eins dir meine Gunst verleihn,
Und wenn ich mein Versprechen überschreite,
Wird, hoff' ich, Dir das Wort nicht unlieb sein.

139 Die Dichter, welche schon in alten Zeiten
Von goldnen Alters Seligkeit gesungen,
Sie mochten so sich den Parnassus deuten.

142 Hier war unschuldig noch das Urgeschlecht,
In ew'gem Frühling reiften alle Früchte,
Hier ist der Nektar, der gerühmte, ächt.“ —

145 Nun hatt' ich das Gesicht zurückgekehrt
Auf meine Dichter,*) die, wie ich gewahrt,
Mit Lächeln solche Worte angehört.

148 Dann wandt' ich wiederum mich nach der Maid.

[Uebers. von Adolf Wagner.]

## 11. Beatrice.

(Fegefeuer XXX., 22—145.)

22 Schon sah ich, bei Aurora's erstem Glühn,
In rothem Glanz des Morgenhimmels Wangen
Und Heiterkeit ihn überall umziehn,

25 Von Schatten war der Sonn' Antlitz umfangen,
Also daß durch der Dünste Schleierbinde
Die Strahlen nicht zu scharf ins Auge drangen.

28 Ich aber sah im dichten Blumgewinde, —
Der Hand entschwebt' es englischer Gestalten,
Und sank zurück in sie im Hauch der Winde, —

31 Olivumkränzt, in weißen Schleiers Falten
Jetzt eine Frau im grünen Oberkleid,
Worunter feuerfarben Kleider wallten.

34 Jedoch mein Geist, dem seit so langer Zeit
Der süße Schauer nicht den Sinn entraffte,
Wann ihre Gegenwart ihn sonst erfreut,

37 Hatt', eh' das Auge Kenntniß ihm verschaffte,
Anitzo wunderbar geheim empfunden,
Daß noch die alte Liebe nicht erschlaffte.

40 Nun fühlten auch die Augen jene Wunden,
Die ich durch zaubrische Gewalt empfangen,
Noch ehe mir die Knabenzeit geschwunden.

43 Da wandt' ich mich zur Linken, so befangen
Wie Kinder, wenn sie laufen zu den Müttern,
Weil Furcht sie quälet oder sonst ein Bangen;

46 Und sagte zu Virgil: Ich fühl ein Zittern
Durch jede Sehn' und Ader mich erfassen,
Die alten Flammen sind's, die mich erschüttern.

49 Schon aber hatte mich Virgil verlassen,**)
Virgil, mein Freund und Vater und Genoß,
Virgil, den ich zum Heil mich überlassen.

52 Was Eva einst vor ihrem Fall genoß,
Vermochte doch nicht solche Kraft zu üben,
Daß nicht ein Thränenstrom mir niederfloß.

*) Außer dem Virgil war hier noch Statius' (des römischen Dichters) Schatten Dante's Begleiter. Er hatte sich kurz zuvor, nachdem er seine Büßung vollendet, dem Virgil und Dante angeschlossen.

**) Beatrice hat selbst die Leitung statt Virgils übernommen.

55 „O Dante, wenn Du nun allein geblieben,
Fern von Virgil, noch weine, weine nicht;
Es kommt die Zeit, die mehr Dich wird betrüben."

58 Dem Admiral gleich, welcher mit Gewicht
Die andern Schiff' auch, gut sich zu betragen,
Ermuntert und bald hier und dorten spricht:

61 So sah ich auf der linken Seit' am Wagen,
Als jetzo meinen Namen Jemand nannte,
Den eben mich die Noth zwang einzutragen,

64 Die Frau, die ich bisher noch nicht erkannte,
Die von der Blumenwolke ganz umlaubte,
Wie sie auf mich die schönen Augen wandte;

67 Wiewohl der Schleier, der ihr floß vom Haupte,—
Minervenzweig*) auch hatten dies verhüllt, —
Den Anblick des Gesichts zum Theil mir raubte.

70 Doch war ihr Antlitz herrisch und nicht mild,
Gleich dem, der Anfangs redet noch mit Schonung,
Jedoch am Ende recht nachdrücklich schilt.

73 „Ich bin Beatrix," sprach sie mit Betonung;
„Fühlst Du Dich werth, zu nahen dieser Stelle,
Und weißt Du nicht, daß hier glücksel'ge Wohnung?"

76 Da sanken mir die Augen in die Quelle,
Scham grub in meine Stirne dieser Hohn;
Mich schauend blickt' empor ich aus der Welle.

79 Also erscheint die Mutter stolz dem Sohn,
Wie sie mir schien, denn Bitterkeit einfließen
Fühlt' ich in ihren mitleidsvollen Ton.

82 Sie schwieg: „Auf Dich, Herr, hofft ich!" solch ein Grüßen
Hört ich von Engeln jetzt nach Palmenweise,
Doch mit: „Du stellest meine Füße," schließen.**)

85 Wie auf dem Rücken Welschlands sich mit Eise
Schnee in lebendigen Gehölzen häuft,
Durchsaust von Stürmen mitternächt'ger Kreise,

88 Bis er in sich erweicht hinunterträuft,
Wenn wehn aus schattenlosem Land die Föhnen,
Wie, allzunah' der Flamm', ein Licht zerläuft:

91 So war ich ohne Zähren, ohne Stöhnen,
Bevor die Engel sangen, deren Lied
Stets nachhallt nur den ew'gen Sphärentönen.

94 Doch mehr des Trostes drang in mein Gemüth
Bei diesem Wohllaut, als wenn ich vernommen:
Was bist Du, Frau, so gegen ihn erglüht?

97 Das Eis, das mir die Brust bisher beklommen,
Schmolz nun, in wehen Seufzern fortgetragen,
Und kam als Thränenstrom herabgeschwommen.

100 Sie stand noch auf derselben Seit am Wagen.
„Die Ihr den ew'gen Tag also durchwacht,"—
So hört ich sie zum heil'gen Chore sagen —

103 „Daß nicht durch Schlaf noch Dunkelheit noch Nacht
Euch einer nur der Schritte kann entweichen,
Die unablässig Zeit und Stunde macht!

106 Sorgfält'ger drum will ich ihm Antwort reichen,
Den jenseits ihr zergehen seht in Zähren,
Daß Schuld und Schmerz bei ihm sich möge gleichen.

109 Nicht bloß durch Wirkung jener großen Sphären,
Die jede Saat zu ihrem Zwecke neigen,
Sowie die Stern' ihr das Geleit gewähren,

112 Nein, auch durch Gottes gnädiges Bezeigen,
Dem regnend so erhabne Dünst' entbeben,
Daß solche Höh' nicht unsre Blick' ersteigen,

115 War Jener dort in seinem neuen Leben*)
So ausgezeichnet, daß, wenn er verständig,
Er wundersame Proben konnte geben.

118 Doch wie nur wilder wird und minder bändig
Das Land, in das man schlechten Samen streut,
Je mehr es kräftig ist, je mehr lebendig:

121 Führt' ich an meinem Blick ihn ein'ge Zeit;
Er folgte meiner jungen Augen Helle,
Und hatte so ein sicheres Geleit.

124 Doch als ich an des zweiten Alters Schwelle
Dem Tod, das Leben wechselnd, mußt erliegen,
Da überließ er andern sich zur Stelle.

127 Ich war vom Fleisch zum Geist emporgestiegen,
Mir hatten Reiz und Jugend sich vermehrt;
Doch fand er minder nun an mir Vergnügen.

130 Er war auf trügerischer Bahn verkehrt,
Er jagte nach des Heiles falschen Bildern,
Die, was sie auch verhießen, nie gewährt.

133 Begeisterungen sollten ihn entwildern;
Hiermit sowohl im Wachen als im Traum
Rief ich zurück ihn, doch nichts konnt ich mildern.

136 So tief versank er, und ich hoffte kaum,
Daß den Verstockten irgend etwas rühre,
Zeigt ich ihm nicht der Hölle grausen Raum.

139 Selbst klopft' ich an des Todtenreiches Thüre,
Mit Thränen jenen Dichter zu bewegen,
Daß er hinauf den hohen Berg ihn führe.

142 Es wäre göttlichem Gesetz entgegen,
Ließ' ich ihn hier hinüber, reicht' ihm Speise
Des Lebens, eh' bevor sein Thränenregen

145 Von wahrer tiefer Reue gibt Beweise."

[Uebers. von Kannegießer.]

### 12. Die Harmonie des Weltalls.

(Paradies I. 46—142.)

46 Als ich Beatrix nach der linken Seite
Gewendet sah und in die Sonne blicken,
Kein Adler hat sie je so angeschaut!

49 Und wie dem ersten Strahl pflegt zu entspringen
Ein zweiter, wiederum dann aufwärts steigend,
Dem Pilgrim ähnlich, welcher heim will kehren,

*) Oelzweige.
**) Psalm 31 Vers 1 und 9.

*) Anspielung auf die Schrift Dante's: das neue Leben.

52 So kam aus ihrem Act, durchs Aug' einströmend
In meine Phantasie, der mein', und fest hin
Zur Sonne blickt' ich, unsrem Brauch entgegen.

55 Viel, was hier statthaft nicht ist unsren Kräften,
Gestattet dort*) aus Gunst des Orts, der eigens
Der Menschheit ward zum Aufenthalt geschaffen.

58 Nicht lange trug ich sie, noch auch so kurz nicht,
Daß ich sie rings nicht Funken sprüh'n sah, ähnlich
Dem Eisen, wenn es glüh'nd kommt aus dem Feuer.

61 Und plötzlich schien mir Tag zu Tag' gefüget,
Als hätte Jener, der da kam, den Himmel
Mit einer andern Sonne noch geschmücket.

64 Beatrix stand, ganz auf die ew'gen Kreise
Geheftet ihren Blick, und ich, die Augen
Auf sie geheftet, abgewandt von droben,

67 Ward innerlich in ihrem Anschau'n also
Wie Glaucus, kostend von dem Kraut, durch das er
Genosse ward im Meer der andren Götter.**)

70 Verzückung! sie vermöchte man durch Worte
Zu schildern nicht; drum g'nüge jenes Beispiel,
Wenn Gnad' es zu erfahren aufbewahrt.

73 Ob ich von mir der Theil nur, den zuletzt Du
Erschufst, o Liebe, die den Himmel lenket,
Du weißt's, die Du mich hobst mit Deinem Lichte.

76 Als mich das Rad, das ewiglich Du umschwingst,
Ersehnter, mit der Harmonie nach sich zog,
Die Du vertheilest und zusammenstimmest,

79 Da schien mir durch der Sonne Flamm' erglühend
So viel vom Himmel, daß kein Fluß noch Regen
Je einen See schuf, der so weit sich dehnte.

82 Der neue Ton, das große Licht erweckte
Nach ihrem Grund in mir solch ein Verlangen,
Wie ich's noch nie gefühlt von gleicher Schärfe.

85 Und Jene, die mich sah wie ich mich selber,
Um mir zu stillen die bewegte Seele,
Erschloß den Mund, eh' ich's noch that zum Fragen,

88 Und fing so an: „Du selbst machst Dich durch falsche
Vorstellung irre, so daß Du nicht siehest,
Was seh'n Du würdest, wenn Du sie verscheuchtest.

91 Du bist nicht, wie Du glaubest, auf der Erde:
Doch lief ein Blitz, der eig'nen Stätt' entfliehend,
So schnell als Du nicht, der zu ihr zurückkehrt."

94 Wenn ich vom ersten Zweifel ward gelöset
Durch's kurze Wort, das sie mir zugelächelt,
So hielt ein neuer mehr mich drauf umstricket,

97 Und also sprach ich: „Schon befriedigt ruht' ich
Vom großen Staunen aus, allein jetzt staun' ich
Wie diese leichten Körper ich durchfliege."

100 Sie drauf, nach frommem Seufzer auf mich wendend
Die Augen, mit dem Blicke, den die Mutter
Wirft auf das Kindlein, das im Fieberwahn liegt,

103 Begann: „Die Dinge sammt und sonders stehen
In Ordnung unter sich, und eben sie ist
Die Form, durch die das Weltall Gott wird ähnlich.

106 Hier sehen die erhabenen Geschöpfe
Die Spur der ew'gen Kraft, die da das Ziel ist,
Zu dem bestimmt ist die berührte Regel.

109 Der Ordnung zugeneigt, die ich erwähnet,
Sind die Naturen alle, durch verschiednes
Geschick dem Urquell näher bald, bald ferner;

112 Darum bewegen nach verschied'nen Häfen
Durch's große Meer des Seins sie sich, und jede
Von einem ihr gegeb'nen Trieb geführet.

115 Der trägt das Feuer aufwärts nach dem Monde;
Der ist in ird'schen Herzen der Beweger;
Der eint und zieht die Erd' in sich zusammen:

118 Und die Geschöpfe nicht allein, die sonder
Intelligenz sind, schnellet dieser Bogen,
Nein, jene auch, die Verstand und Liebe haben.

121 Die Vorsehung, die all' dies Große ordnet,
Hält durch ihr Licht in ew'ger Ruh den Himmel,
In dem sich Der dreht, der am meisten eilet.

124 Und jetzt dorthin, als zum bestimmten Sitze,
Trägt uns die Kraft von dannen jener Sehne,
Die heit'rem Ziel zuführt, was sie entschnellet.

127 Wahr ist's, daß, wie gar öfters das Gebilde
Nicht übereinstimmt mit des Künstlers Absicht,
Weil taub der Stoff ist, Antwort drauf zu geben,

130 Also von solcher Richtung sich zuweilen
Entfernet das Geschöpf, das, so getrieben,
Doch Macht hat, anderwärts sich hinzuwenden,

133 Wenn (wie man Feuer aus der Wolke fallen
Kann sehen) der erste Anstoß, abgelenket
Von falscher Lust, es erdwärts niederschleudert;

---

*) Dort im irdischen Paradiese, wo sich Dante noch befand.

*) Glaucus, ein Fischer auf Euböa, war, nachdem er von dem Grase, worauf Fische gelegen hatten, gegessen, angetrieben worden in's Meer zu springen, wo er in einen Meergott verwandelt wurde.

136 Nicht staunen darfst Du, wenn ich recht geurtheilt,
Ob Deines Steigens mehr, als da von hohem
Gebirg' zu Thal' ein Fluß herunterströmt.

139 Nein, zu verwundern wär's an Dir, wenn ledig
Von jedem Hemmniß Du Dich niedersetztest,
Wie wenn am Grund still blieb lebend'ges Feuer."

142 Drauf wandte wieder sie den Blick zum Himmel.

[Uebers. von Philalethes.]

## 13. Florenz.

(Parad. XV. V. 88—148.)

[Der Geist Cacciaguida's, eines Urahnen von Dante spricht zu diesem:]

88 „O Du, mein Zweig, o Du, mich schon vergnügend
In Hoffnung; Deine Wurzel, sieh', bin ich" —
So hub er an, mit Antwort mir genügend.

91 Dann sprach er weiter: „Der, von welchem sich
Dein Stamm nennt, muß schon hundert Jahr durchziehen
Des Kreises ersten Abhang jämmerlich,

94 Er, mir zum Sohn, zum Ahnherrn Dir verliehen.
Wohl ziemt es Dir, durch tugendhaftes Schalten
Ihm abzukürzen seine langen Mühen.*)

97 Florenz in seinem Mauerring, dem alten,
Woraus man Terzen noch vernimmt und Nonen,
War friedlich, keusch, und mäßig im Verhalten.

100 Nicht gab es damals Ketten oder Kronen,
Noch buntbesohlte Fraun, noch Gürtelschimmer,
Auf den man mehr sah als auf die Personen.

103 Ein neugebornes Mägdlein machte nimmer
Dem Vater Furcht; in Mitgift und in Jahren
Bewahrte damals man das Maß noch immer.

106 Nicht Häuser gab's, die leer an Kindern waren,
Noch war erschienen nicht Sardanapal,
In Kammern üpp'ger Unzucht wohl erfahren.

109 Noch war nicht übertroffen Montemal,
Von dem Uccellatojo überwunden**)
An Pracht itzt, an Ruin dereinst einmal.

112 Bellincion Berti ging in jenen Stunden
In Leder und in Knochen; vor dem Glas
Ward seine Gattin ungeschminkt gefunden.

115 Der von Nerli und Vecchio hielt Maß,*)
Noch war von Pelzbesetzung nicht die Rede,
Als jede Frau am Spinnerocken saß.

118 Glücksel'ge Fraun, noch sicher war jedwede
Der Grabesstätt', und brauchte nicht zu liegen
Ob Frankreich in dem Bett' einsam und öde.

121 Noch sah man dies' ihr Kindlein wiegen,
Und es einschläfern, lallend auf die Weise
Der Kinder, die den Eltern macht Vergnügen;

124 Die andre schwätzt' in ihrer Kinder Kreise,
Ausziehend Fäden bei dem Spinnerad,
Zu Roms, zu Fiesole's und Troja's Preise.

127 Cianghella's, Lapo Saltarellens That
War dazumal desselben Staunens Quelle,
Als itzt Cornelia wär' und Cincinnat.**)

130 So ruhig war, so freundlich und so helle
Der Bürger Leben, und von solcher Treue
Die Bürgerschaft, so lieb und hold die Stelle,

133 Der mich Maria schenkt', als sie mit Schrein
Die Mutter rief; Johannis Dom verlieh
Den Namen mir sowie die Christusweihe.

136 Moronto war's und Eliseo, die
Ich Bruder nenn'; ein Weib ward vom Gestade
Des Po's mir, zubenannt bist Du durch sie.***)

139 Ich folgte dann des Kaisers Conrad Pfade
Und ward mit seinem Ritterthum beehrt;
So stieg durch Thaten ich bei ihm in Gnade.†)

142 Ich ging mit ihm, als er sich drauf bewehrt
Zum Krieg entgegen dem Gesetz der Türken,
Deß Volk durch Schuld des Hirten Euch verheert.

145 Und jenem Volke war's, mich zu entstricken
Von allem Trug der falschen Welt, beschieden,
Die viele Seelen hält in argen Stricken.

148 So von der Marter stieg ich auf zum Frieden."

[Uebers. von Kannegießer.]

*) Der Sohn des Cacciaguida ist Alighieri, von welchem Dante's Familie früher den Namen angenommen hatte.

**) Montemalo hieß zu Dante's Zeit ein Berg, nicht weit von Rom, jetzt Montemario, von welchem man Rom mit seinen Palästen, Uccellatojo ein Berg zwischen Bologna und Florenz, von welchem man diese Stadt übersehen konnte.

*) Bellincion Berti de' Ravignani, ein sehr reicher florentinischer Edler; die Nerli und Vecchio ebenfalls reiche und edle Florentiner.

**) Cianghella della Tosa führte nach dem Tode ihres Gatten ein sehr unsittliches Leben; Lapo Saltarello ein ränkelustiger Advocat und Feind des Dante. — Der römische Dictator Cincinnatus und Scipios Tochter Cornelia, die Mutter der Gracchen, bekanntlich durch Tugend und Vaterlandsliebe, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit ausgezeichnet.

***) Seine Frau war aus Ferrara, von der Familie der Alighieri, welcher Name auf Cacciaguida's Nachkommen überging.

†) Kaiser Conrad III., der im Jahre 1147 einen Kreuzzug unternahm.

## 14. Die Verbannung.

(Parad. XVII. 19—99.)

[Cacciaguida prophezeit dem Dichter die Leiden der Verbannung.]

19 Als noch Virgil zum Führer mir erlesen
Den Berg hinauf zur Seelenreinigung,
Und beim Hinuntergang zum Reich der Bösen,

22 Da wurde Hartes mir gesagt genung
Von meiner Zukunft; werd' ich widerstehen
Trotz dem als Eckstein jeder Peinigung,

25 So wüßt' ich dennoch gern, ich will's gestehen,
Was mir bereiten mag die ferne Stunde!
Es säumt der Pfeil, den man vorausgesehen.

28 So sprach ich zu dem Licht, das eben Kunde
Mir gab, und nach Beatrix Gutbefinden
Entließ ich dies Geständniß meinem Munde.

31 Nicht in des dummen Volkes Irrgewinden,
Die es umstrickten, eh' das Blut geflossen
Des Gotteslammes, das auf sich nahm die Sünden,

34 In klare Worte hört' ich itzt ergossen
Die Vaterlieb' (in deutlichem Latein)
Die sich im Lächeln zeigt, obwohl verschlossen:

37 „Der Zufall, der nicht weiter reicht, allein
Sich durch den ganzen Erdenstoff verbreitet,
Ist ganz verzeichnet in der Gottheit Sein;

40 Wiewohl dies auf Nothwendigkeit nicht deutet,
So wenig wie das Aug', in dem ein Kahn
Sich spiegelt, ihn den Strom hinunterleitet.

43 Gleichwie das Ohr die Harmonien umfahn
Der Orgel, so ist meinem Aug' verliehen,
Die Zeiten zu erkennen, die Dir nahn.

46 Wie Hippolyt Athen sich mußt' entziehen,
Weil ihn nicht bog der tollen Phädra Reiz:
So mußt auch Du Florenz, die Heimath, fliehen.

49 Das wünschet man, das suchet man bereits;
Bald wird, wer darauf sinnt, es dort vollführen
Wo Christus täglich wird verkauft aus Geiz.

52 Der Ruf mißt meistens denen, die verlieren,
Das Unrecht bei, jedoch von Gott erwogen
Zeugt Rache von der Wahrheit nach Gebühren.

55 Wohin Dein Herz sich zärtlich fühlt gezogen,
Das mußt Du lassen, und das ist die Noth,
Womit zuerst Dich trifft des Bannes Bogen.

58 Du wirst erfahren, wie das fremde Brot
Gar theuer ist, und fremde Treppen klimmen,
Wie das mit manchen Kümmernissen droht.

61 Jedoch das Schlimmste ist von allem Schlimmen
Die Schaar der Uneinigen, Bosheitsvollen,
Mit der Du mußt so tief Dich niederkrümmen.

64 Denn gegen Dich mit tollwahnsinn'gen Grollen
Empört sie schnöde sich und undankbar;
Doch bald wirst Du nicht, sie die Köpfe zollen.

67 Und durch ihr Thun wird dann ihr Unsinn klar,
Dir aber wird geziemen es und nützen,
Daß Du Dich hieltest fern von dieser Schaar.

70 Zuerst herbergen wird und unterstützen
Dich des Lombarders Größ' und milde That,
Der auf der Leiter hat den Adler sitzen.

73 So gütig blickt sein Aug' auf Deinen Pfad,
Daß zwischen Euch bei Bitten und Vollbringen
Das früher da ist, was sonst spätre Saat.*)

76 Dort siehst Du ihn, auf welchen übergingen
So stark bei der Geburt des Mars Gewalten,
Daß seine Thaten zu den Sternen dringen.

79 Noch freilich kann sich dieses nicht entfalten
Bei seiner Jugend, da die Sonn' um ihn
Erst neun von ihren Schwingungen gehalten.

82 Eh' des Gascogners Listen**) noch umziehn
Den hohen Heinrich, wird er Funken zeigen,
Weil er nicht Reichthum achtet oder Mühn.

85 So hoch empor bald wird die Größe steigen
Von seinen Herrlichkeiten, daß die Zungen
Der Feinde selbst von ihm nicht können schweigen.

88 Zu ihm dann hin und seine Huld errungen!
Zu ihm, durch den in Lust sich kehrt die Trauer,
Und Bettler sich zu Reichen aufgeschwungen.

91 Sei dieses Wort für Dich von ew'ger Dauer!
Jedoch verschweig' es!" — Und er sprach darauf
Noch Dinge, glaub' ich kaum sogar dem Schauer.

94 Zuletzt dann so: „Mein Sohn, ich schloß Dir auf
Die frühern Andeutungen. Sieh die Listen
Verborgen hinter kurzer Jahre Lauf.

97 Und wenn die Bürger Deiner Stadt sich brüsten,
Sei neidisch nicht: wenn sie gebüßt das Leben,
Wird sich noch lange Zeit Dein Leben fristen."

[Uebers. von Kannegießer.]

## 15. Der Gottheit Glanz.

(Parad. XXX. 58—123.)

[Dante ist mit Beatrice im Empyreum, dem Wohnsitze Gottes.]

58 Ich fühlte meine Sehkraft sich entzünden,
Daß, wär' ein Glanz auch noch so ätherhell,
Ihm würde doch mein Auge nicht erblinden.

61 Nun sah ich Licht mit wunderhehrem Glänzen,
Wie einen Strom, von Ufern eingefaßt,
Die Ufer voll vom Schmuck der holden Lenzen.

64 Ich sah den Bach lebend'ge Funken sprühn,
Die dann aus tausend Blumenkelchen blitzten,
So wie, von Gold umgeben, ein Rubin.

67 Bald tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in den Schooß der Wunderfluth,
Und neue kamen, eh sie noch versunken.

---

*) Bezieht sich auf Dante's Aufenthalt bei Can della Scala von Verona.

**) Der Gascogner ist Clemens V., der erst den Kaiser Heinrich VII. begünstigte, ihm aber später entgegenarbeitete.

70 Das hohe Sehnen, das Dich drängt und füllt
Nach Kunde dessen, was Du siehst, entzücket
Mich um so mehr, je mehr es in Dir schwillt.

73 Doch mußt Du erst von diesem Thaue saugen
Eh solcher Durst in Dir befriedigt wird."
So sagte mir die Sonne meiner Augen.

76 Und ferner noch: „der Fluß, der Funken Schein,
Die um ihn schwärmen, und der Blumen Lächeln
Umschatten deutungsvoll ihr wahres Sein.

79 Zwar sind sie an sich selbst nicht unergründlich,
Doch es gebricht an Deinem Theil; denn noch
Ist Dein Gesicht zu schüchtern und empfindlich."

82 Kein Säugling, wenn er nun dem Schlaf entwacht,
Wirft sich so schmachtend an der Mutter Busen,
Der lang' ihm keine Labung dargebracht,

85 Als ich herab mich neigte zu den Wellen,
Worin den Wesen Heil herniederströmt,
Um meiner Augen Spiegel zu erhellen.

88 Kaum aber trank der Augenlider Saum
Die ersten Tropfen, als des Flusses Länge
Verwandelt schien in einen Zirkelraum.

91 Hierauf, so wie verlarvte Tänzerschaaren,
Die das entlehnte Selbst nun abgelegt,
Viel anders wie zuvor sich offenbaren:

94 So wandelten die Funken sich und Blüthen
In höh'ren Jubel mir; der Himmel schien
Sein doppelt Reich mir offen darzubieten.

97 O Du, der Gottheit Glanz! durch den ich da
Der sel'gen Welt Triumphespracht erblickte;
Verleih mir Kraft zu sagen, wie ich's sah!

100 Es ist dort oben eine reine Klarheit,
Darin erscheint der Schöpfer dem Geschöpf,
Das Frieden sucht im Schauen ew'ger Wahrheit.

103 Und sie erstreckt so weit sich, rundgestaltet,
Daß ihrer Umfangslinie mächt'ge Bahn,
Zu breit zum Sonnengürtel, sich entfaltet.

106 Ein Strahl nur scheint sie ganz; und dieser wallt
Rückstrahlend auf des höchsten Himmels Bogen,
Giebt Leben ihm und schaffende Gewalt.

109 Und wie zum Bach an seinem Fuß ein Hügel
Sein Bildniß neigt, als säh' er, hold geschminkt
Mit Grün und Blumenschmelz, sich gern im Spiegel:

112 So schien sich alles, was von uns nach droben
Zurückgekehrt, zu spiegeln in dem Licht,
Auf tausend Stufen rings herum erhoben.

115 Und faßt in sich die unterste der Reih'n
So großes Licht, wie weit entfaltet müssen
Die äußern Blätter dieser Rose sein?

118 Mein Auge maß mit ungehemmtem Schweifen
Die Höh' und Weite durch, es wurd' ihm leicht,
Den Umfang all der Wonne zu begreifen.

151 Hier giebt und nimmt die Näh' und Ferne nicht:
Denn das Naturgesetz hat da, wo Gott
Unmittelbar regieret, kein Gewicht.

[Uebers. von Schlegel.]

## Dante's Biographen, Commentatoren und die Uebersetzer seiner Werke.

Bis zur Ausübung der 150 Jahre nach Dante's Tode in Italien eingeführten Buchdruckerkunst wurden die Werke des Dichters, namentlich die Commedia, in unzähligen Abschriften verbreitet. Ein großer Theil dieser Handschriften hat sich bis auf unsere Zeiten, im Besitz von öffentlichen und Familien-Bibliotheken, erhalten und noch immer sind neuere Herausgeber der Dante'schen Schriften genöthigt, auf jene zurückzugehen, um bei den vielen ungleichartigen Lesarten in denselben kritisch den Text in seiner Ursprünglichkeit möglichst herzustellen.*) Frühzeitig hatte der Commentatoren Arbeit begonnen. Unter den ersten

*) Nicht selten geben die einzelnen Resultate haarspaltender Wortkritik den Stoff zu den leidenschaftlichsten, Jahre laug währenden, literarischen Discussionen. So ist in neuerer Zeit eine Stelle in der (auch oben mitgetheilten) Episode aus dem V. Gesange der Hölle Gegenstand eines sehr lebhaften Streites geworden. Unter den Unkeuschen zeigt dort Virgil (Vers 52) zuerst die Semiramis, von der er berichtet, sie habe über Völker von vielerlei Zungen regiert, und sei der Sinnenlust so ergeben gewesen, daß sie, um die Schmach hinwegzuräumen, der sie durch ihren Wandel verfallen war, gesetzlich verordnet habe, was einem Jeden beliebe, solle ihm erlaubt sein. Dann fügt er hinzu, sie sei Semiramis, dieselbe, von der man lese, daß sie dem Ninus in der Regierung gefolgt sei, dessen Gemahlin sie war (che succedette a Nino ..). Im Jahre 1835 empfahl der Abate Fortunato Federici statt „succedette" die Lesart „sugger dette" („.. den Ninus gesäugt hatte und dann trotzdem sein Weib ward .."). als die richtigere und ursprüngliche; er motivirte seinen Vorschlag gründlich genug, um eine große Zahl der Dante-Gelehrten in und außerhalb Italien für die Aenderung zu gewinnen, während andere Kritiker immer noch die bisherige Lesart vertheidigen. Das Für und Wider wird kaum weniger leidenschaftlich besprochen und bestritten, als vor 30 Jahren die Frage, ob der Graf Ugolino (nach „Hölle" XXXIII, 75) von den Leichen seiner Kinder gegessen habe, um derentwillen es damals sogar in Italien zu Duellen kam.

Erklärern der Göttlichen Komödie werden Dante's Söhne Pietro und Jacopo genannt. Welche Wichtigkeit den gelehrten Deutungen des Werkes beigelegt wurde, geht aus dem Umstande hervor, daß Florenz bereits im Jahre 1373 (am 7. April) den öffentlichen Beschluß faßte — auf Bitten vieler Bürger, die tugendbeflissen Dante verstehen zu lernen wünschten — einen öffentlichen Lehrer an der Universität zur Erklärung der Commedia für die Besoldung von hundert Gulden anzustellen. Boccaccio nahm diesen Lehrstuhl zuerst ein, und begann seine Vorlesungen am 20. October jenes Jahres in der Stephanskirche, unter einem großen Zulaufe von Zuhörern. Mehrere Universitäten thaten es Florenz nach, und so finden wir bald in Bologna, Pisa, Venedig, Piacenza öffentliche Lehrstühle für die Erklärung des Dante'schen Gedichtes. Die zuerst erschienenen Commentare sind die des Boccaccio und des Benvenuto de' Rambaldi da Imola, öffentlichen Lehrers an der Universität zu Bologna. Die bedeutendsten Commentatoren der nächstfolgenden Zeiten waren Christoforo Landino, Alessandro Vellutello und Bernardino Daniello. Sie haben das Verdienst, den historischen Theil der Göttlichen Komödie für spätere Zeiten verständlicher gemacht zu haben, obschon ihre Hauptbemühungen darauf gerichtet waren, die Allegorie des Gedichtes zu erläutern und der Mystik desselben überall nachzuforschen. Der mittelbare Nutzen, den diese älteren Commentare gestiftet haben, möchte hauptsächlich in der Verbreitung der Nationalsprache als einer Büchersprache in der von Dante veredelten Form zu suchen sein.

Die erste gedruckte Ausgabe der Göttlichen Komödie erschien, ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl, 1472, zu Foligno, unter dem Titel: Commedia di Dante Alighieri delle pene e punizioni de' vizj e de' meriti e premj della virtu. Ihr folgten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch 14 andere Ausgaben. Der Titel Divina Commedia findet sich zuerst in einer venetianischen Ausgabe vom Jahre 1555. Was die Kritik des Textes betrifft, so beginnt diese in eigentlicher Bedeutung erst mit der in Florenz 1595 erschienenen, von der Akademie della Crusca besorgten Ausgabe. Sie bildete zwei Jahrhunderte hindurch die Grundlage der meisten bis dahin in reicher Zahl veranstalteten Ausgaben. Die Arbeiten der Commentatoren nahmen seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einen neuen Aufschwung. Die ersten namhaften Erklärer, Gianantonio Volpi und der Jesuit Pompeo Venturi, trugen das Brauchbarste aus den älteren Commentatoren zusammen, um es mit eigenen treffenden Bemerkungen zu bereichern, und lange Zeit galt Venturi's Commentar (1732 in Lucca zuerst erschienen) für den besten. Eine prachtvolle, Venedig 1757 bei Zatta, in vier Quartbänden, erschienene illustrirte Ausgabe der Dante'schen Werke enthält diese und andere Commentare, unter denen besonders die Memorie della vita di Dante di Giuseppe Pelli sich durch Gründlichkeit auszeichnen. Von den späteren italiänischen Erklärern sind hauptsächlich zu nennen: Lombardi, da Romanis (1815), Biagioli (1819), Costa (1826), Bruno Bianchi (1844). Die Costa'schen Anmerkungen sind unzählige Male nachgedruckt worden. Seitdem jedoch Bianchi, der ursprünglich seine Noten als Nachträge und Berichtigungen den Costa'schen beigefügt hatte, die Erklärungen als ein selbstständiges, von ihm bearbeitetes Ganzes gegeben (1849), ist seine Ausgabe die empfehlenswertheste aller neueren geworden. Sie erschien in 5ter Auflage, Florenz 1857 (bei Le Monnier).

Lassen die eben angeführten Notizen bereits einen Schluß auf den außerordentlichen Umfang der Dante-Literatur machen, so geben doch erst genauere Zahlennachweise einen hinlänglichen Begriff von den literarischen Arbeiten, in denen fünf Jahrhunderte für Dante thätig gewesen sind. In einer, zu Padua 1822 erschienenen, fünfbändigen Ausgabe der Göttlichen Komödie wird die Zahl der verschiedenen Commentare und selbstständigen Ausgaben derselben auf 135 angegeben, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß erst seit den letzten 60 Jahren dem Dante-Studium ein neubelebtes, anhaltendes Interesse wieder gewidmet wurde. Dieses Interesse ist, abgesehen von den politischen Sympathieen des heutigen Italiens, zunächst dadurch erweckt worden, daß mehrere der ausgezeichnetsten Männer dieses Landes, und die vorzüglichsten neueren Dichter, wie Gasparo Gozzi, Alfieri, Vincenz Monti, Ugo Foscolo, Perticari die Werke des „göttlichen Dichters" zum beson-

deren Gegenstande ihrer poetischen und philologischen Studien gemacht, und theils in einzelnen Bemerkungen, theils in größeren Abhandlungen Inhalt und Sprache derselben erläutert haben. Wie ungleich bedeutender diese Literatur, den früheren Jahrhunderten gegenüber, im Laufe des unsrigen sich entwickelt, lassen die Angaben der Professors der schönen Wissenschaften, Picci in Brescia erkennen, der in einer 1843 herausgegebenen Schrift außer 40 verschiedenen Ausgaben und Erläuterungen der Commedia, die in den ersten vierzig Jahren unseres Jahrhunderts erschienen, 150 Specialschriften über dasselbe Werk, gegen 30 Ausgaben und Erläuterungen der kleineren Schriften, und 20 verschiedene biographische Werke über Dante, sämmtlich in italiänischer Sprache während des genannten Zeitraums erschienen, anführt. Daß dieses Interesse ein noch fortwährend sich steigerndes ist, geht aus einem der letzten Berichte des mit dieser Literatur besonders vertrauten Karl Witte hervor,*) demzufolge jedes Jahr, neben eigenen selbstständigen Ausgaben, eine große Zahl neuer Abdrücke zu bringen pflegt.

Nicht minder eifrig, als im Vaterlande des Dichters, wenn auch nicht in denselben großartigen Verhältnissen, wurde das Studium der Commedia bei den anderen Nationen Europa's, vorzüglich in Frankreich, England und Deutschland betrieben. Nicht bloß eine Menge von Uebersetzungen, sondern auch auf selbstständige Forschungen begründete Commentare geben Zeugniß davon. Eine Uebersetzung in spanischer Sprache (von Villejas) erschien bereits im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts; bald darauf die erste in französischer Sprache, in welcher bis jetzt etwa 20 verschiedene Uebersetzungen bekannt geworden sind, ohne daß jedoch irgend einer der Uebersetzer die Versform des Originals wiederzugeben vermochte.**) In Deutschland begann die nähere Bekanntschaft mit Dante vor etwa 100 Jahren, seitdem J. N. Meinhard in Braunschweig seine „Versuche über den Charakter und die Werke der italiänischen Dichter" 1763 herausgegeben hatte. In dem ersten Bande dieses (später von C. J. Jagemann fortgesetzten) Werkes befindet sich eine wohlgelungene Uebersetzung der hervorragendsten Stellen der Göttlichen Komödie in ungebundener Rede, nebst trefflichen Bemerkungen über das Gedicht und biographischen Nachrichten von Dante. Die erste vollständige Uebersetzung des Gedichts gab L. Bachenschwanz ebenfalls in Prosa, heraus. Die drei Theile derselben (Leipzig, 1767 – 1769) führen die Titel: Von der Hölle, von dem Fegefeuer, von dem Paradiese. Darauf brachte Jagemann in den 8 Bänden seines „Magazins der italiänischen Literatur und Künste" (Weimar, 1780 ff.) eine Uebersetzung der „Hölle" in fünffüßigen, ungereimten Jamben. Die ersten Proben einer dem Versmaß des Originals entsprechenden Uebersetzung in Reimen sind von A. W. Schlegel (1791—1797) veröffentlicht worden.***) Er wählte einzelne Gesänge oder Hauptstellen aus derselben und suchte den Charakter des Gedichts nach dem Eindruck, den er davon empfangen hatte, wiederzugeben. Die einzelnen Bruchstücke seiner Uebersetzungen aus der „Hölle" verband er durch eine Skizze des übrigen Inhalts mit einander; die übersetzten Stücke selbst versah er mit ästhetischen Commentaren. Noch immer nehmen diese, wie die anderen Schlegel'schen Uebersetzungen eine hervorragende Stelle in unserer Uebersetzungs-Literatur ein. — Eine vollständige Uebersetzung des Gedichtes in gereimten Terzinen unternahm zuerst K. L. Kannegießer; die einzelnen Theile erschienen 1809, 1814, 1821, ihm folgte in derselben Uebersetzungsart Karl Streckfuß (1824). Beide waren durch den Zwang, den ihnen die künstliche Verschlingung des Reimes auferlegte, nicht immer in der Lage, den

*) Blätter für literarische Unterhaltung. 1854. (Nr. 48.)

**) Dagegen ist vor drei Jahren eine russische Uebersetzung der „Hölle" in Terzinen veröffentlicht worden. Sie ist das Werk jahrelangen Fleißes. Der Uebersetzer, Dmitri Min, hat seiner Arbeit in 6 Beilagen ausführlichere Erläuterungen beigegeben. Bereits 1843 war in Petersburg eine Uebersetzung der Hölle in russischer Prosa, von van Dim, erschienen.

***) Zuerst erschien eine Abhandlung über die Göttliche Komödie, begleitet von einigen übersetzten Stellen der ersten Gesänge in dem von G. A. Bürger herausgegebenen Journal: Akademie der schönen Redekünste (Jahrgang 1791); später brachten die Schiller'schen „Horen" (1795) weitere Proben und Excurse. Auch Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen und desselben „Erholungen" veröffentlichten (1794—1797) einzelne Uebersetzungen Schlegels, besonders aus der „Büßungswelt" und dem „Himmelreiche."

Sinn des Originals so getreu wiederzugeben, als eine weniger gewissenhafte Befolgung der äußeren Form es gestattet hätte (mag auch Kannegießer, dessen neueste Ausgabe den früheren gegenüber fast gänzlich umgearbeitet erscheint, mit anerkennenswerthem Fleiß fortwährend gebessert und gefeilt haben). Später erschienen noch zwei metrische Uebersetzungen der Göttlichen Komödie, die sich beide darin gleichen, daß sie die Silbenzahl der Verse des Originals treu wiedergeben, ohne jedoch den Reim anzuwenden. Die ältere von beiden unter dem Uebersetzer-Namen Philalethes, pseudonym für Prinz Johann, Herzog von Sachsen (jetzt König von Sachsen), erschien zuerst 1828—33 (Dresden, Gärtner'sche Buchdruckerei) in nur wenigen Exemplaren gedruckt. Die 2te für den Buchhandel bestimmte Auflage kam 1839—49 heraus. („Dante's Göttl. Komödie, metrisch übertragen und mit Anmerkungen von Philalethes, 3 Quartbände. Mit Kupfern und Karten.") Die andere von A. Kopisch, Berlin 1842, in einem Bande herausgegeben, enthält neben der Uebertragung den Originaltext. Die vier letztgenannten Uebersetzungen sind sämmtlich mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen, die sich in denen von Philalethes und Kopisch zu weitläuftigen Abhandlungen ausdehnen.

Von den kleineren Schriften Dante's (die im Original am vollständigsten und mit kritischen Bemerkungen versehen in den Opere minori di D. Alighieri von P. Fraticelli, Florenz 1856 abgedruckt sind), ist „das neue Leben" zuerst von Oeynhausen (Leipzig 1824), dann von Karl Förster (1841), die Sammlung „lyrischer Gedichte" von Kannegießer und Witte (1842) endlich die „prosaischen Schriften" (mit Ausschluß des „neuen Lebens") von Kannegießer (1845) übersetzt. — Deutsche Erläuterungsschriften zu Dante's Werken giebt es in nicht geringer Zahl. Die bemerkenswerthesten sind: Karl Witte: Ueber Dante (1821), Abeken: Beiträge für das Studium der Göttlichen Komödie (1826), Blanc: Die beiden ersten Gesänge der Göttlichen Komödie mit Rücksicht auf frühere Erklärer (1832), (J. Mendelssohn's) Bericht über Rosetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante und der Dichter seiner Zeit (1840), Dante: Studien von F. Ch. Schlosser (1855), E. Ruth: Studien über Dante (1853). Einen lexikalisch geordneten Erklärungs-Apparat giebt das von dem Professor Blanc in Halle französisch abgefaßte: Vocabolario Dantesco ou dictionnaire critique et raisonné de la Divine Comédie (1852).

Dante's Lebensgeschichte ist von A. Kopisch in seinem Uebersetzungswerke ausführlich behandelt worden. Von den neueren Biographieen in deutscher Sprache ist als besonders eingehend die von F. X. Wegele zu nennen. („Dante's Leben und Werke. Culturgeschichtlich dargestellt." Jena, 1852.) Karl Witte ist mit der Herausgabe einer umfassenden Biographie Dante's beschäftigt. Vom katholisch-orthodoxen Standpunkt aus beleuchtet der Franzose Ozanam das Leben Dante's in der auch ins Deutsche übersetzten Schrift: Dante und die katholische Philosophie im dreizehnten Jahrhundert. (Münster, 1844.) Unter den neueren italiänischen Biographieen ist am meisten empfehlenswerth des Cesare Balbo Vita di Dante (Turin, 1839. 2 Bde. Auch in der Le Monnier'schen Sammlung).

Außer den bildlichen Illustrationen zu Dante's Göttlicher Komödie, deren viele als künstlerische Beigaben zu den Prachtausgaben, besonders italiänischen, vorhanden sind, giebt es noch eine Anzahl umrißartiger Darstellungen zu einzelnen Scenen des Gedichts,*) von denen vorzugsweise zu nennen sind: Flaxman's Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie, in 110 Blättern, die seit 1793 vielfach in englischen, französischen, deutschen und italiänischen Abzügen erschienen, sowie die Umrisse zu Dante's Paradies von Peter Cornelius in 9 Blättern, hinter denen beiden, was Erfindung und Ausführung betrifft, die kostspieligen Pinelli'schen Invenzioni sul poema di Dante, in 141 Tafeln (Rom, 1826), zurückstehen. Die unserer obigen Auswahl beigegebenen Umrisse zu: Hölle, Gesang V. und XXXII., sind den Flaxman'schen nachgebildet.

*) Michelangelo, der Dante unter den Malern, besaß einen Abdruck der Göttlichen Komödie mit breitem Rande, den er dazu gebrauchte, die für die Zeichnung günstigen Stellen des Gedichts mit Skizzen zu begleiten. Dieser Schatz für die Kunst ist nicht mehr vorhanden, er soll bei einer Versendung auf dem Meere untergegangen sein.

Noch Einiges über die Bildnisse unseres Dichters. Zur Zeit Dante's pflegte man die Grabsteine mit den Bildnissen der Verstorbenen zu zieren. Zu diesem Zweck ließ wahrscheinlich der edle Guido da Polenta dem Antlitz der Leiche eine Form entnehmen, von der später unzählige Abgüsse überallhin verbreitet wurden. Der Ausdruck dieser Maske ist mehr leidend, als streng, und nicht leicht wird man ein feineres und weiseres Haupt erblicken, als dieses. Die Nasenspitze ist erst durch den Tod, vielleicht noch mehr durch Auflegen des Gipses bei dem Abformen so niedergesenkt worden, und man hat sich dieselbe im Leben anders zu denken. Nach dieser Maske sind die meisten späteren Bildnisse geschaffen worden, auch das Original des zweiten der oben unserer Darstellung (Abschnitt III.) beigegebenen Bildes scheint diesen Ursprung zu haben. Raphael's Darstellungen des Dichters hat sie ebenfalls als Vorbild gedient, sowohl auf der Disputa, als auf dem Parnaß. Vor noch nicht zwanzig Jahren wurde durch Abputzen der Wand einer Kirche zu Florenz (in der Kapelle del Podesta) ein von Giotto, dem Zeitgenossen Dante's, nach dem Leben gemaltes Bild Dante's zuerst wieder sichtbar. Es ist später durch einen florentiner Kupferstich allgemeiner bekannt geworden. Eine auf dem königlichen Kupferstich-Cabinet in Berlin befindliche Zeichnung giebt in schöner Ausführung das Bild des jugendlichen Dante, nach dem Original wieder. Die getreue Copie derselben, die für den Zweck unseres Werkes gütigst gestattet wurde, ist das Bild, welches oben am Eingange des 3ten Abschnittes abgedruckt ist.

## VI. Francesco Petrarca.



Petrarca's Portrait.

Als Dante starb, befand sich der Zweite in dem Triumvirate, welches das erste Jahrhundert der neu erwachten italiänischen Literatur beherrscht, in seinem 17ten Lebensjahre. Auch er war florentinischer Abkunft, und wie Dante in der Verbannung starb, so wurde Franzesco Petrarca in dem Exil geboren, das sein Vater, früher Advocat in Florenz, aus denselben Gründen wie Dante, hatte wählen müssen. Arezzo ist der Geburtsort Petrarca's, 1304 sein Geburtsjahr. Nachdem seinem Vater, welcher der Partei der Weißen anhing, (s. Abschnitt III.) mit dem Tode Heinrichs VII. die letzte Hoffnung einer Rückkehr in die

Heimath geschwunden war, zog er mit seiner Familie nach Avignon, wo damals der päbstliche Hof, in einer seltsamen Abhängigkeit von der französischen Krone, seine Residenz aufzuschlagen genöthigt war. So wurde Petrarca in früher Jugend schon in das Vaterland der Troubadours geführt, das seine zweite Heimath wurde. Er erwuchs unter denselben Einflüssen der Natur und der Cultur, wie die provencalischen Sänger, denen er den Preis zu entreißen bestimmt war.

In einem „an die Nachwelt" gerichteten Briefe (epistola ad posteritatem) hat Petrarca den größten Theil seines Lebens beschrieben, und da dieser Brief nicht ohne Interesse für die Beurtheilung seines Charakters ist, so entnehmen wir ihm einige Stellen:

„Du wirst vielleicht" spricht er zur Nachwelt, „etwas von mir hören, wenn je mein dunkler geringer Name durch so manche Zeiten und Länder dringt, und dann bist Du vielleicht begierig zu wissen, was für ein Mann ich gewesen, und welchen Ausgang meine Handlungen, zumal diejenigen genommen, deren Geschichte bis zu Dir gelangt sind, oder von denen Du wenigstens leise Laute gehört. — Einer von Euch, Ihr Nachkommen, war ich — ein sterblicher Mensch. Zwar von keinem hohen, aber doch alten und nicht geringen Geschlechte. Die Natur gab mir ein gutes, züchtiges Gemüth, und nur die Pest des Umganges verderbte es. Die Kindheit betrog, die Jugend tadelte, das Alter besserte mich ... Eine heftige Liebe, aber eine einzige und unschuldige, plagte mich in meiner Jugend, und ich hätte wohl länger daran gelitten, wenn nicht ein trauriger, aber mir nützlicher Tod das schon heißer werdende Feuer bei Zeiten erstickt hätte. Möchte ich doch sagen können, daß ich von Wollust immer ganz frei geblieben, aber ich würde lügen, wenn ich's sagte. Doch das darf ich bezeugen, daß ich, obgleich dazu durch Temperament und Jugendhitze hingerissen, dennoch solche Vergnügungen immer von ganzer Seele verwünscht, und gegen mein vierzigstes Jahr, da ich noch voll Kraft und Feuer, nicht nur eine gewisse unreine That, sondern ihr Andenken selbst dergestalt aus meiner Seele verbannt, als hätte ich nie ein Weib erblickt. Ich zähle dies unter die größten Glückseligkeiten meines Lebens und danke Gott, daß er mich noch in der Blüthe meiner Jahre von diesem schimpflichen und mir immer sehr verhaßten Joch befreit hat. — Stolz habe ich an Anderen wohl bemerkt, niemals an mir. Mein Zorn hat oftmals mir, nicht Anderen geschadet. Nach edler Freundschaft sehnte ich mich; ich habe sie aufs treuste bewahrt. Ohne Scheu rühme ich mich, daß ich zwar schnell und oft in Zorn gerathen, aber ebenso schnell auch die Beleidigung vergessen und empfangener Wohlthat stets gedacht habe. In beneidenswerthem Maaße genoß ich der Freundschaft von Königen, Fürsten und Edlen. Die größten Könige, auch solche von meinem Alter liebten und ehrten mich aus Ursachen, die ihnen besser bekannt sein mußten, als mir. Ich lebte so mit ihnen, daß sie mehr bei mir zu leben schienen, und von ihrem höherem Range zog ich mir keinen Ueberdruß, aber mancherlei Vorurtheile zu. Doch Viele, die ich sonst liebte, floh ich. So groß war die mir angeborne Freiheitsliebe, daß ich mit Fleiß Jeden mied, dessen bloßer Name schon der Freiheit zuwider schien. — Mein Verstand war mehr gerade, als scharfsinnig und zu jeder edlen und nützlichen Wissenschaft geschickt, hauptsächlich aber zur Poesie und Moralphilosophie. Die erstere habe ich für die Folge hintangesetzt, da ich mein Vergnügen in den heiligen Schriften fand, an deren verborgener, ehemals von mir verachteter Anmuth sich meine Seele so ergötzte, daß ich die Dichtkunst nur zur Zierde beibehielt. Unter vielen Dingen betrieb ich vor allen eifrig das Studium des Alterthums, weil die Zeit, in der ich lebte, mir so sehr mißfiel, daß ich, wenn nicht die Liebe meiner Freunde mich zu ihnen hingezogen hätte, lieber in jeder anderen Zeit hätte geboren sein mögen: ich versenkte mich in das Alterthum und suchte die Gegenwart zu vergessen. Darum las ich gern die Geschichtsschreiber, so sehr mir auch ihre Widersprüche mißfielen. Meine Beredsamkeit erschien Einigen bedeutend und mächtig, mir schien sie schwach und unbedeutend. Im Umgang mit Freunden sprach ich ungekünstelt, und ich wundere mich, wie Kaiser Augustus sich darin so viel Mühe geben mochte. Erforderten es aber Ort, Zuhörer und Umstände anders, so gab ich mir allerdings einige Mühe: mit welchem Glück? das müssen die wissen, die zugegen waren."

Der Brief geht hierauf zur Lebensgeschichte des Dichters über. Daß er am 1. August 1304, an einem Montage, beim Anbruche der Morgenröthe, geboren worden, hatte er bereits im Eingange erwähnt. Wir lassen ihn weiter erzählen: „Das erste Lebensjahr brachte ich ganz in Arezzo zu. Die sechs folgenden, nachdem meine Mutter aus der Verbannung zurückberufen worden, auf meines Vaters Landgut zu Ancisa, 14000 Schritt von Florenz, das achte zu Pisa, das neunte und die folgenden zu Avignon, einer französischen Stadt am linken Ufer der Rhone. Hier also, am Ufer eines ungestümen Stromes, habe ich meine Kindheit unter den Eltern, hierauf unter mancherlei Eitelkeiten meine ganze Jugendzeit verlebt: doch mit vielen Unterbrechungen. Vier ganze Jahre nämlich wohnte ich in Carpentras, einer kleinen Stadt zunächst bei Avignon an der Morgenseite. Zwei derselben habe ich auf Erlernung einiger Anfangsgründe der Grammatik, Dialektik und Rhetorik verwendet, soweit es diese Jahre erlaubten, und so gut sie in den Schulen gelesen wurden. In den vier folgenden Jahren studirte ich zu Montpellier die Rechte, hierauf zu Bologna drei Jahre lang das ganze Corpus Juris civilis, und schien in Vieler Augen ein Jüngling von großer Hoffnung, wenn ich diese Studien fortgesetzt hätte. Aber ich verließ sie ganz, sobald ich der Aufsicht meiner Eltern entwachsen war: nicht daß ich für die Majestät der Gesetze, welche allerdings groß und so voll von römischen Alterthümern ist, kein Gefühl gehabt hätte, sondern darum, weil die Bosheit der Menschen ihren Gebrauch verderbt hat. Daher verdroß mich, etwas zu lernen, dessen ich mich auf eine unedle Weise nicht bedienen wollte, und auf eine edle nicht konnte. Im zwei und zwanzigsten Jahre kehrte ich also nach Hause zurück: denn so nenne ich mein Avignon'sches Exilium, weil ich mich seit dem Schlusse meiner Kindheit daselbst aufgehalten. Die Gewohnheit hat, nächst der Natur, die meiste Kraft.

„Hier fing ich an, bekannt zu werden, und meine Freundschaft ward auch von den größten Männern gesucht. Warum? das wüßte ich jetzt nicht zu sagen, und wundere mich dessen! damals aber nicht: denn, nach der Weise dieses Alters, schien mir keine Ehre für mich zu hoch. Vor Allen war ich bei der edlen Familie der Colonna in Gunst, die damals den römischen Hof durch ihre Gegenwart glänzend machte. Von diesen berufen, und mit unverdienten Ehren überhäuft, wurde ich von Jacob von Colonna, damaligem Bischof zu Lombez, einem Manne, desgleichen ich nie gesehen, noch künftig vielleicht sehen werde, nach Gascogne an den Fuß der Pyrenäischen Berge mitgenommen, wo ich einen, ich möchte fast sagen, himmlischen Sommer bei freundlichen Herren und Gefährten zugebracht, so daß ich nie ohne Seufzer an diese seligen Tage zurückdenke. Nach meiner Rückkehr lebte ich mehrere Jahre bei seinem Bruder, dem Cardinal Johannes von Colonna, nicht wie bei einem Herrn, sondern wie bei einem Vater, ja vielmehr bei einem Freunde, und wie in meinem eignen Hause. Meine jugendliche Hitze trieb mich damals, Frankreich und Deutschland zu durchreisen, wofür ich zwar, um die Billigung meiner Vorgesetzten zu erhalten, andere Gründe angab, aber die wahre Ursache war ein brennender Eifer viel zu sehen.

„Auf dieser Reise sah ich zum erstenmal Paris, und freute mich, selbst untersuchen zu können, was Wahres und Falsches von dieser Stadt erzählt wurde. Hierauf auch Rom, welches zu sehen mich von Jugend an verlangte. Daselbst verehrte ich den Stammvater dieser Familie, Stephan Colonna, einen Mann von großer Seele, würdig, jedem Alten an die Seite gesetzt zu werden, von welchem ich so geliebt wurde, daß zwischen mir und jedem seiner Söhne kaum ein Unterschied zu bemerken war. Die Liebe und Zuneigung dieses vortrefflichen Mannes für mich blieb bis an sein Ende in gleicher Stärke, und lebt auch in mir gegen ihn so, daß sie nur mit meinem Leben aufhören wird. Ich kehrte zurück, aber da ich meinen natürlichen Widerwillen gegen alle Städte, vorzüglich aber gegen jene, mir unter allen verhaßteste, den Aufenthaltsort des heiligen Vaters, nicht länger ertragen mochte, suchte ich mir, wie der Schiffer einen Hafen, ein Winkelchen, und fand endlich das zwar kleine, aber anmuthige Thal, welches Vaucluse genannt wird, 15,000 Schritte von Avignon, wo die Sorgue entspringt. Entzückt über die Lieblichkeit dieses Ortes brachte ich alle meine Bücher und mich selbst dahin.

„Es würde mich zu weit führen, zu erzählen, was ich in so vielen Jahren daselbst verrichtet. Genug! fast Alles, was je aus meiner Feder geflossen, wurde daselbst, wo nicht ganz vollendet, doch wenigstens angefangen, und so zu sagen, empfangen. Dessen ist so viel, daß es mich bis auf diesen Tag in Uebung erhält und ermüdet: denn, wie ich oben gesagt, mein Körper und Geist waren mehr gesund und gerade, als eben stark, daher habe ich Vieles, was mir beim ersten Gedanken leicht schien, in der Ausführung zu schwer befunden, und unterlassen. Die Lage des Ortes gab mir Stoff zu einem Hirtengedicht, und zu zwei Büchern von der Einsamkeit, die ich dem Philippus, einem großen Mann, damals Bischof zu Sabina, zueignete.

„Einst, da ich in diesen Bergen herumirrte, an einem Sonnabend der großen Woche, ergriff mich mächtig der Gedanke, den ersten Scipio Africanus, dessen Name mir von frühster Jugend an, ich weiß nicht warum, vorzüglich lieb war, in einem heroischen Gedichte zu besingen. Eifrig fing ich's an, aber bald unterließ ich's wieder, da ich mein Gemüth von tausend Sorgen zerrissen fühlte. Dem Buche gab ich, nach seinem Gegenstand, den Namen Africa, und es wurde von Vielen, noch ehe sie es kannten, geschätzt, ob durch sein oder mein Glück? das weiß ich nicht. Sonderbar war es, daß einst, da ich mich hier aufhielt, an einem Tag zwei Briefe, einer vom römischen Senat, und einer von den Kanzlern der Universität zu Paris an mich einliefen, die beide die Einladung enthielten, zu Rom oder zu Paris den Dichterlorbeer zu empfangen. Jugendlich jauchzte ich darüber, und hielt mich ganz seiner würdig: ich erwog nicht mein Verdienst, sondern das Zeugniß Anderer davon, und nur, welchem Ruf ich folgen sollte, war mir zweifelhaft. Ich bat daher schriftlich obgedachtem Cardinal, Johannes de Colonna, um Rath, denn er wohnte mir so nah, daß, wenn ich ihm des Abends spät schrieb, ich noch vor drei Uhr des folgenden Tages seine Antwort haben konnte. Nach seinem Rath zog ich das Ansehen der Stadt Rom allem anderen vor, und ich habe diesen seinen Rath in zwei Briefen gebilligt. Ich ging also hin, und, obgleich nach Jünglingsart der gütigste Richter meiner eigenen Sache, erröthete ich doch, mir selbst also ein Zeugniß zu geben, oder wenigstens das anzunehmen, was mir andere gaben, obschon diese es ohne Zweifel nicht gegeben hätten, wenn sie mich nicht dieser Ehre würdig gehalten. Von Rom ging ich, das erstemal in meinem Leben, nach Neapel, zu dem großen Könige und Philosophen Robert*), den weniger sein Reich als seine Wissenschaft berühmt machte: damit dieser unvergleichbare Fürst, der einzige König seiner Zeit, der eben so sehr ein Freund der Tugend als der Gelehrsamkeit war, selbst, was von mir zu halten sei, beurtheilen könnte. Wie er mich aufgenommen, und wie sehr er mich geliebt, darüber wundre ich mich nun selbst, und Du, Leser, wirst es auch thun, wenn Du es erfährst. Denn, nachdem er die Ursache meiner Ankunft vernommen, bezeigte er eine ungemeine Freude, vielleicht darum, daß ich ihn, in der Hoffnung, sein Lob werde dem jugendlichen Zutrauen auf mich selber und meiner Ehrsucht nicht entgegen sein, unter allen Sterblichen als den einzigen gültigen Richter meiner Verdienste erwählt. Kurz! nach häufigen Unterredungen über mancherlei Gegenstände zeigte ich ihm auch mein Afrika; worauf er sich's zum Geschenk ausbat, und daß es ihm zugeschrieben würde, welches ich ihm nicht verweigern konnte, gewiß auch nicht wollte. Für die Absicht, weshalb ich kam, bestimmte er mir einen besonderen Tag, an welchem ich mich von Mittag bis Abend bei ihm aufhielt. Da aber der Stoff immer wuchs, und die Zeit allzu kurz schien, nahmen wir noch die zwei folgenden Tage, und nachdem er endlich am dritten meine Unwissenheit ganz vertrieben, sprach er mir den Dichterkranz feierlich zu. Er überreichte selbst ihn mir zu Neapel, und drang mit vielen Bitten in mich, ihn anzunehmen. Aber die Liebe für Rom siegte über das mächtige Verlangen dieses ruhmwürdigen Königs. Da er meinen unbeweglichen Entschluß sah, gab er mir Briefe und Gesandte an den römischen Senat mit, welche sein Urtheil von mir und seine Gunst gegen mich bezeugten. Des Königs Urtheil stimmte mit der Meisten und meinem eigenen damaligen Urtheil überein, aber jetzt mißbillige ich alle. Seine Liebe

*) Robert folgte seinem Vater Karl II., und regierte bis 1343 über einen großen Theil von Italien.

zu mir und meiner Jugend war mächtiger in ihm als die Liebe der Wahrheit. Ich kam also, und empfing, obgleich unwürdig, doch muthig auf sein Urtheil, zu größter Freude aller Römer, die dieser Feierlichkeit beiwohnten, als ein noch roher Schüler, den Lorbeerkranz der Dichter. Poetisch und prosaisch rede ich mehr davon in meinen Briefen. Der Kranz brachte mir keine Wissenschaft, nur desto mehr Neid.

„Von Rom kam ich nach Parma, wo ich mich einige Zeit bei den Herren von Correggio aufhielt, die zwar äußerst freundschaftlich und gut gesinnt gegen mich, aber uneinig unter sich selbst waren, und diese Stadt auf eine Weise regierten, wie seit Menschengedenken daselbst nicht geschehen ist. In Erinnerung der empfangenen Ehre dachte ich bloß darauf, nie derselben unwürdig zu werden. So, als ich eines Tages die Hügel jenseits der Lenza an den Grenzen von Reggio bestieg und mich in den Wald der Selva piana vertiefte, begeisterte mich plötzlich der Anblick der Gegend dergestalt, daß ich mit neuem Muthe mein Afrika vornahm, das erloschene Feuer schlug mit Ungestüm wieder auf, und ich schrieb noch an selbigem Tage und jedem der folgenden etwas dazu. In Parma bezog ich hierauf ein einsames, ruhiges Haus, das ich nachher kaufte, wo ich mit großem Eifer das angefangene Werk in so kurzer Zeit zu Stande brachte, daß ich selbst darüber erstaunte. Dann ging ich wieder in meine transalpinische Einsiedelei an die Quelle der Sorgue, nachdem ich das vier und dreißigste Jahr meines Lebens zurückgelegt hatte. Lange Zeit hielt ich mich bald zu Parma, bald zu Verona auf, und es war mir mehr als wohl, da ich mich, Gott sei Dank! allenthalben geliebt fand.

„Nach vielen Jahren wurde auch Jacob von Carrara, der jüngere, mein Freund; ein vortrefflicher Mann, dem nach meiner Meinung unter allen großen Herren der damaligen Zeit wohl keiner gleich kam. Durch Gesandte und Briefe, die er auch über die Alpen, wenn ich dort war, oder in Italien herum, wo ich mich immer aufhielt, mir nachschickte, ließ er mich mehrere Jahre um meine Freundschaft bitten, so daß ich endlich, obwohl ich von Glücklichen nie viel hoffte, selbst zu ihm zu gehen beschloß, um zu sehen, was ein so großer und mir unbekannter Mann mit seinem Zudringen suche? Erst spät kam ich nach Padua, wo ich von diesem berühmten Manne nicht bloß mit menschlichen Ehren, sondern, wie die seligen Geister im Himmel aufgenommen werden, empfangen wurde, mit solcher Freude, mit so unbeschreiblicher Liebe, daß ich lieber davon schweigen will, da ichs doch mit Worten nicht ausdrücken kann. Unter anderm, da er wußte, daß ich von Jugend an Priester gewesen, so verschaffte er mir, um mich an ihn und das Vaterland fest zu binden, ein Canonicat zu Padua, und kurz, wenn er länger gelebt hätte, so hätte ich endlich durch ihn das Ende meines Herumirrens und meiner mühseligen Wanderschaft gefunden. Aber ach! unter den Sterblichen ist nichts beständig, und meistens findet auch das Angenehmste ein trauriges Ende. Nicht volle zwei Jahre verflossen, so nahm ihn Gott zu sich! Seiner — ich sage dies nicht aus blinder Liebe — seiner waren weder ich, noch das Vaterland, noch die Welt würdig. Zwar folgte ihm sein Sohn nach, ein weiser Mann, der auch mich, um seines Vaters willen, liebte; aber nachdem ich den verloren, der mir auch im Alter ähnlicher war, kehrte ich wieder, unfähig an einem Orte zu bleiben, nach Frankreich zurück, nicht sowohl aus Verlangen, tausendmal gesehene Dinge wiederzusehen, sondern wie ein Kranker, der durch Veränderung des Ortes seinem Kummer entfliehen will!"

Diese Schilderung führt uns bis in das 37. Lebensjahr des Dichters. Ehe wir jedoch auf die ferneren Lebensumstände übergehen, verweilen wir noch bei einigen Punkten seiner eigenen Darstellung, von welcher wir überdies bemerken, daß sie von Petrarca im 68. Jahre niedergeschrieben ist, zu einer Zeit, als Unlust und Muthlosigkeit, die ihn bei seinem veränderlichen Charakter oft beherrschten, ihn die Erscheinungen der früheren Zeit mit unfreundlichen Blicken ansehen ließen. Liebe und Ruhm waren die zwei Klippen, an denen Petrarca zu scheitern glaubte. Ehe er Laura kannte, war er wegen seines schönen Aeußeren bei den Damen in Avignon beliebt. „Man wies" sagt er selbst, „in der Blüthe meiner Jugend mit Fingern auf mich, so daß ich bisweilen recht verlegen darüber ward." Doch wandte er selbst alle Sorgfalt an, um seine Schönheit durch ausgesuchten Putz noch

mehr zu erhöhen. „Erinnere Dich," schrieb er einst an seinen Bruder, „wie uns oft der geringste Fleck oder eine Falte am unrechten Ort Verdruß gemacht, wie unsere Schuhe zu enge waren und uns so große Qualen verursachten, daß mir es unmöglich gewesen wäre zu gehen, wenn ich nicht bedacht hätte, daß es doch immer noch besser sei, die Augen Anderer als meine Nerven zu beleidigen. Wenn wir über die Straße gingen, welche Sorge, jedes Lüftchen zu vermeiden, das unser Haar in Unordnung bringen oder unsere weißen Kleider mit Staub beflecken könnte." Damals besuchte er sehr oft Damen-Gesellschaften. Sein lebhaft hitziges Temperament riß ihn wider Willen zu manchen Ausschweifungen hin. In Avignon, einer Stadt, wo der Hof des heiligen Vaters „in Sinnlichkeit ertrunken lag," wo dem schönen Jünglinge alle Weiber schmeichelten, schien dieser in Gefahr, „seine Jugend unwiederbringlich zu verlieren" Da erschien ihm Laura am 6. April 1327, Morgens um 6 Uhr, in der Kirche der heiligen Clara. Ihre Gestalt wurde ihm die verkörperte Göttlichkeit, die er zu sehen, ihre Stimme die Engelsstimme, die er zu hören sich sehnte. So sah und hörte er sie wachend und im Traume. Seine Phantasie hatte ein Idol, sein Herz einen Ruhepunkt seiner Wünsche gefunden. In einem Kreise von Träumen und Wünschen bewegte sich seine Liebe zwanzig Jahre umher. Keins seiner Hunderte von Liedern, die mit dem Dichter die Geliebte unsterblich gemacht haben, spricht die Erinnerung an irgend eine Art von Gunst aus, die nicht auch einem bescheidenen Liebhaber zu Theil geworden sein konnte. Laura, oder Laurette, vier Jahre jünger als Petrarca, war bereits verheirathet, als dieser sie zuerst sah. Dies verstärkte sowohl die Gluth der Leidenschaft, als das Gebot der Entsagung.

Einige seiner älteren Erklärer haben behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verstanden, sondern unter diesem Namen nur sein geistiges Urbild und eine bloß sinnbildliche Idee besungen habe. Wie Dante's Beatrice ist auch Petrarca's Laura für eine allegorische Person, namentlich wieder für die himmlische Weisheit, gehalten worden. Dagegen ist man denn mit authentischen Beweisen von ihrer wirklichen Existenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältnissen und von der durch die Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die sie hinterlassen; und auf eine andere schöne Weise überführt uns das liebliche Bild des Sienesers Simon Memmi (in einer florentiner Sammlung der Rime des Petrarca) von der wahrhaften Existenz und Wirklichkeit dieser Frau in ihrer hohen Anmuth. Was jene authentischen Beweise betrifft, so ist darüber zu bemerken, daß 1533 in der Kapelle der Familie de Sade, in der Franciskanerkirche zu Avignon ein bleiernes Kästchen mit einem Sonett auf Laura gefunden wurde; man zweifelte nicht, daß dies ihr Begräbniß sei. Der ritterliche König Franz I., der gerade durch Avignon reiste, ließ ihr ein Marmordenkmal errichten. Seit dieser Zeit wußte man, daß Laura zur Familie de Sade gehört habe. Im vorigen Jahrhundert hat der Abbé de Sade aus authentischen, in den Archiven seiner Familie vorgefundenen Papieren nachgewiesen, daß sie eine Tochter des Ritters Audibert de Noves, Syndicus von Avignon, gewesen, im Jahr 1308 geboren und 1325 an Hugo de Sade vermählt worden sei.

Unter den Mitteln, die Petrarca wählte, seine Leidenschaft zu bekämpfen, gehörte das Reisen zu den wirksamsten, und zu diesem nahm er um so häufiger seine Zuflucht, je weniger es in seinem Charakter lag, sich an irgend einem Orte dauernd zufrieden zu fühlen. Aus Petrarca's eigenen, oben angeführten Mittheilungen wissen wir, daß er, nach einem mehrjährigen Aufenthalte im Hause des Cardinals Giovanni Colonna in Avignon — wo es ihm an Gelegenheit nicht fehlte, Laura zu sehen, sie zu begrüßen, sich ihr zu nähern — von „jugendlicher Hitze" getrieben wurde, Frankreich und Deutschland zu sehen. Er führte auf dieser Reise, die im Jahre 1333 geschah, eins der jüngeren Mitglieder der Familie Colonna über Paris nach Brabant und besuchte Gent, Lüttich, Aachen, Köln.*) Ueber

*) In der Sammlung der Briefe Petrarca's (de rebus familiaribus) findet sich ein an den Cardinal Giovanni Colonna gerichteter Brief (es ist der vierte des I. Buches), worin Petrarca Reise-Ereignisse schildert, die wegen der deutschen Localität interessant genug sind, um an dieser Stelle mitgetheilt zu werden. Er schreibt:

„Von Aachen gelangte ich nach Köln, einer Stadt, welche auf dem linken Ufer des Rheins gelegen, und welche durch ihre Lage, durch die Nähe des Rheines und durch ihre Einwohner ausge-

Lyon kehrte er nach Avignon zurück, um von Neuem jene Liebesqualen zu empfinden, denen er sich vergebens zu entziehen versucht hatte; bald fühlte er das Bedürfniß neuer Zerstreuungen: ein anderes hohes Interesse mußte an die Stelle seiner Empfindungen treten. Rom, von dem Dichter um so sehnsüchtiger betrachtet, als die Erbauung eines prachtvollen päpstlichen Palastes zu Avignon, die Hoffnung der Rückkehr des Hofes nach Italien vernichtete, und die Einladungen Giacomo Colonna's, welchen Familienangelegenheiten in Italien zurückhielten, bestimmten den Dichter dorthin seinen Pilgerstab zu setzen (1335). Er kam nach Rom. War etwas im Stande Laura's Bild aus seiner Seele zu verdrängen, so mußte es diese Stadt sein, in welcher er noch die hohen Gestalten wandeln sah, welche die Lectüre seiner geliebten Alten ihn kennen gelehrt. Stefano Colonna (der jüngere) damals Senator in Rom, war sein Gastfreund. Derselbe wohnte auf dem Capitol. So bewohnte Petrarca denselben Hügel, den einst die Triumphatoren hinangezogen waren, und von wo aus über das Schicksal der alten Welt entschieden ward; wie schmerzlich ihn auch der jammervolle Zustand der alten Weltbeherrscherin und ihres Gebietes berühren mußte, so war ihr doch Größe genug geblieben, um den Dichter in die höchste Verwunderung zu versetzen und gegenwärtiges Interesse genug, um lehrreich zu werden. „Was sagst Du dazu?" schreibt er in einem Briefe, „der Hirt darf nur gewaffnet in den Wald treiben, nicht sowohl aus Besorgniß vor Wölfen, als aus Furcht vor Räubern; der Pflüger geht gepanzert einher und führt den Speer, dessen er zugleich als Peitsche sich bedient, wenn seine Stiere den Gehorsam versagen; der Vogelsteller deckt sich mit einem Schilde und der Fischer hängt seine Leine mit dem Köder an einem scharfen Dolche auf und, lächerlich ist es zu sagen, das Wasser aus dem Brunnen holt er in einem rostigen Helme herbei."

---

zeichnet ist. Man ist verwundert, in einem barbarischen Lande so viel Bildung, eine so schöne Stadt, so viel Gravität unter den Männern und so viel Reinlichkeit unter den Frauen zu finden. Es war gerade am Vorabend des Festes Johannis des Täufers, als ich dort anlangte, und zwar als die Sonne sich zum Untergang neigte. Ich wurde sofort von meinen Freunden — denn auch dort hatte mir mein Ruf früher als mein Verdienst Freunde erworben — zum Rheine geführt, um Zeuge eines merkwürdigen Schauspiels zu sein. Ich wurde nicht getäuscht, denn das ganze Ufer war mit prächtigen Schaaren von Frauen bedeckt. Ich erstaunte; denn, beim Himmel, welche Gestalten, welche Haltung! Man hätte sich verlieben können, wenn man dorthin ohne Vorurtheile hingekommen wäre. Ich stand auf einem etwas erhöhten Orte, von wo ich das Ganze überschauen konnte. Man sah ein unglaubliches Hin- und Herwogen und allgemeine Fröhlichkeit. Ein Theil war mit wohlriechenden Kräutern bekränzt, und nachdem sie die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeschlagen, wuschen sie die weißen Hände und Arme in dem Flusse. Die lieblichen Reden, die sie unter einander wechselten, konnte ich, weil es in einer mir fremden Sprache geschah, nicht verstehen. Niemals habe ich es so sehr begriffen, was Cicero sagte und was durch ein altes Sprüchwort ausgedrückt wird: alle sind unter denen, die eine fremde Sprache reden, wie Taube und Stumme zu betrachten. Ich bediente mich dabei, um zu hören und zu reden, meiner Begleiter. Da ich die Bedeutung des Ganzen nicht kannte und mit dem Verse Virgil's: Was bedeutet das Hinströmen zum Flusse, und was wollen diese Seelen? fragte, erhielt ich die Antwort: der Gebrauch sei uralt. Das Volk, und namentlich die Weiber glaubten, alle Leiden für das ganze Jahr würden durch diese Lustration abgewaschen, und erfreuliche Ereignisse träten an deren Stelle, und daher komme es, daß diese Feier jedes Jahr mit demselben regen Eifer wiederholt werde. Ich erwiederte darauf lächelnd: O Ihr glücklichen Anwohner des Rheinstromes, der Euch von allen Bekümmernissen rein wäscht! Weder der Po noch die Tiber hat uns je von den unsrigen befreien können; Ihr schicket Eure Leiden auf dem Rheine nach Britannien hinab; wir würden die unsrigen gern nach Afrika oder nach Illyrien senden, aber wie man sagt, sind unsere Flüsse träger. Man scherzte und ging später nach Hause. Am folgenden Tage durchwanderte ich mit denselben Führern von früh bis Abends die Stadt. Ich freute mich dessen, was ich sah, noch mehr aber der Erinnerungen an unsere römischen Vorfahren, die ferne vom Vaterlande so ruhmvolle Denkmale ihrer Hoheit zurückließen, besonders an Marcus Agrippa, den Gründer der Stadt. Ich sah die Tausende von Leichen der heiligen Jungfrauen; die Erde, die diesen edlen Resten geweiht ist, duldet, wie man sagt, keinen unheiligen Leichnam. Ich sah das Capitol, nach dem Muster des unsrigen gebaut, mit dem Unterschiede, daß während dort bei uns der Senat über Krieg und Frieden entscheidet, hier schöne Jünglinge und Jungfrauen Tag und Nacht dem Herrn in ewiger Eintracht Lobgesänge darbringen; bei uns Waffengeräusch und Seufzer der Gefangenen, hier Ruhe und Freude und heiterer Scherz; dort ein kriegerischer, hier ein friedlicher Triumph. Ich sah in der Mitte der Stadt den wunderschönen, obgleich unveränderten Tempel, er wird nicht mit Unrecht für den größten unter allen gehalten; dort sah ich auch mit Ehrfurcht die Leiber jener drei weisen Könige, welche an der Krippe des Herrn gestanden haben; eine dreifache Reise vom Orient bis zum Occident hat diese Reliquie nach Köln gebracht. Am 2. Juli reiste ich ab bei so viel Sonne und Staub, daß ich vom Virgil seinen „Schnee der Alpen und rheinischen Frost" verlangte."

Staunen und Bewundern macht ihn stumm, so beredt Feder und Zunge sonst waren. „Du wähntest," schreibt er, „ich würde in Rom angekommen etwas Großes schreiben, und allerdings wird mir unendlicher Stoff geboten, vielleicht künftig einmal etwas zu schreiben. Für jetzt möchte ich jedoch nicht wagen, etwas anzufangen, so sehr bestürzt mich der Druck des Staunens und des Bewunderns. Rom war größer und seine Ruinen sind größer, als ich wähnte. Nicht wundert's mich mehr, daß von dieser Stadt aus die Welt unterjocht ward, sondern vielmehr, daß es erst so spät geschah." Wirklich schien auch die classische Luft und Umgebung wohlthätig auf seine Stimmung zu wirken. „Es ist," schreibt er, „wieder Friede in mir geworden, ich weiß nichts mehr von den Stürmen, die sonst meine Seele zerrissen; Laura's Bild erscheint mir seltener, ich durchweine nicht mehr die Nächte, sondern schlafe ruhig; ich bin fröhlichen Sinnes, Alles gefällt mir, und die Thorheiten, welche Liebe mich begehren ließ, machen mich lächeln." Allein auch das mächtige Interesse für die ehrwürdige Roma konnte nur vorübergehend zwischen ihn und Laura treten; denn derselbe verwegene Mann, welcher Liebe weit hinter sich wähnte, schreibt einige Wochen später: „Ich wünsche mir den Tod; ich war daran, die gewaltsamsten Maßregeln zu ergreifen; ich fürchtete die Zusammenkunft mit Laura; ich sah endlich dieses goldne Haar, dieses Halsband von Perlen um einen Hals, weißer als Schnee, die schlanken Glieder, die Augen, deren Glanz selbst die Umschattung des Todes nicht hatte trüben können. Das alles sah ich und es fehlte nicht viel, daß mir's schlimm erging; der Schatten ihrer Gestalt machte mich zittern und der Laut ihrer Stimme verwirrte mir alle Sinne."

Von Rom reiste Petrarca auf einem langen Umwege heim. Er segelte durch das mittelländische Meer an den spanischen Küsten entlang, fährt in den atlantischen Ocean hinein und gelangt bis zu den Küsten Britanniens: einer seiner Briefe sagt ausdrücklich, daß er denselben vom Gestade des britannischen Meeres geschrieben habe. Nach seiner Rückkehr (1337) läßt er sich in dem reizenden Thale der Sorgue nieder. Ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, der bereits mehrgenannte J. N. Meinhard, macht bei Gelegenheit der Characteristik Petrarca's in Bezug auf jene Gegenden folgende Bemerkungen: „Die Sorgue, die aus der Quelle von Vaucluse entspringt und ungefähr zwei Meilen davon bei Avignon in die Rhone fällt, schlängelt sich in einem beständig klaren



Petrarca's Haus in Vaucluse.

und durchsichtigen Strome durch eine der fruchtbarsten Gegenden des Erdbodens, in der man alle Abwechselungen von Weingärten, Feldern, Oelbäumen und blühenden Wiesen findet. Zu beiden Seiten sind hohe Gebirge, welche, wenn man dem Ufer gegen den Strom des Flusses folgt, immer näher zusammentreten, bis man sich endlich nahe bei der Quelle ganz in dieselben eingeschlossen, und gleichsam von der ganzen Welt abgesondert findet, indem man nichts als das Gebirge um sich her, und den Himmel über sich sieht, und nichts hört, als das sanfte Gemurmel der Quelle, die aus einer Höhle des Felsens durch verschiedene Fälle, nach Art einer Cascade herabrinnt. Hier hatte Petrarca seine Wohnung, von der man noch die Reste sieht, an der abhängenden Stelle des Gebirges, an dem bequemsten Ort, den ein Dichter und Liebhaber zu seinen Phantasieen hätte finden können. Ich habe hier mit nicht geringem Vergnügen die Originale zu manchen von seinen Landschaftsgemälden erkannt, und die Gegenden untersucht, die noch Spuren des Dichters zeigen." Hier hoffte der Dichter durch gelehrte Beschäftigungen allmählig die Eindrücke zu vertilgen, die Laura auf ihn gemacht hatte. Hier legte er auch die erste Hand an sein heroisches Gedicht: Africa sive de rebus gestis Scipionis Africani. Ein lateinisches Gedicht war damals eine so seltene Erscheinung, daß schon der bloße Namen Bewunderung erregen konnte, und kaum sah man Proben seiner Poesie, die in der That weit über sein Zeitalter erhaben war, als er der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. Eine Folge davon war die Einladung, den poetischen Lorbeer zu empfangen. Der alte griechische Gebrauch, bei Gelegenheit öffentlicher Spiele die Dichter mit dem Lorbeer zu bekränzen, war unter Nero und Domitian nach Rom verpflanzt worden, wo er zugleich mit den capitolinischen Spielen unter Theodosius erloschen war. Jetzt, nach tausend Jahren, sollte er erneuert werden, und der römische Senat lud Petrarca feierlich zu dieser Ceremonie ein. Er empfing ihn am ersten Ostertage (8. April) 1341 aus den Händen des römischen Senators Orso Grafen von Anguillara auf dem Capitol unter dem Zuruf einer bedeutenden Volksmenge, die sich aus ganz Italien versammelt hatte.

Ein Bericht über diese Krönungs-Ceremonie enthält Folgendes: „Früh Morgens kündigte der Schall der Trompeten die Feierlichkeit an, auf welches sich das ganze Volk zu diesem noch nie erlebten Feste versammelte. Zwölf in Scharlach gekleidete Jünglinge begleiteten den Dichter auf das Capitol und lasen Verse vor ihm her, nachdem des Morgens früh der Vice-Legat, der Bischof von Terracina, an dem Altar Petri eine Messe mit Musik gelesen hatte. Hierauf folgte Petrarca selbst in einem höchst prächtigen violett gefärbten Kleide, das ihm der König von Neapel hatte machen lassen, mitten unter sechs der vornehmsten Bürger von Rom, welche grün gekleidet waren und Blumenkronen auf dem Haupte trugen. Sodann bestieg er einen erhabenen Wagen, an welchem die Attribute der Dichtkunst angebracht waren, und dessen Thron von einem Löwen, Elephanten, Greif und Panther getragen wurde. Personen, bekleidet als griechische Götter, umgaben ihn, und auf ihm standen neben Petrarca die Bilder der drei Grazien, des Bacchus und der Geduld. Vier Pferde zogen ihn, und vor ihm ging singend ein Mädchen her — hinter ihm der Neid, begleitet von tanzenden Satyren, Faunen und Nymphen. Auf dem Capitol bat er in lateinischer Anrede um den Lorbeer, wozu er einen Text aus Virgil genommen hatte; sodann kniete er unter dreimaligem Ausruf: „Es lebe das römische Volk! Es lebe der Senator! Gott schütze alle bei ihrer Freiheit!" vor dem Senator Orso, Graf von Anguillara, nieder, und empfing aus dessen Händen die Lorbeerkrone, wobei dieser ausrief: „Diese Krone ist die Belohnung der Verdienste!" Zugleich erklärte er den Petrarca „für einen großen Dichter und Geschichtsschreiber, und verlieh ihm, Kraft des Ansehens Roberts, Königs von Neapel, des Senats und römischen Volkes, sowohl für diese allerheiligste Stadt als für alle anderen Länder völlige Freiheit, öffentlich zu lehren, zu disputiren, alte Bücher auszulegen, neue zu machen und Gedichte zu verfertigen, die mit Gottes Hülfe bis ans Ende der Tage dauern werden," — darüber wurde ihm alsbald eine schriftliche Urkunde gegeben. Der Gekrönte recitirte hierauf ein Sonnet über die Helden Roms, und das ganze Volk schrie unter betäubendem Händeklatschen: „Es lebe das Capitol! Es lebe der Dichter!" Seine Freunde

vergossen Freudenthränen. Stephan Colonna machte ihm öffentliche Lobsprüche. Mit eben dieser feierlichen Begleitung führte man ihn in die Peterskirche; vierhundert Gulden, die ihm die Familie Colonna zu dieser Absicht geschenkt, streute er unter das Volk aus. (Der Graf Anguillara schenkte ihm einen Rubin von 500 Dukaten an Werth, das römische Volk 500 andere Dukaten, und alle Werkzeuge, die bei der Krönung gebraucht worden waren.) Vor St. Peter's Altar verrichtete er sein Gebet und opferte dem Heiligen seine drei Kronen, welche an dem Gewölbe des Tempels aufgehängt wurden. Endlich kehrte der Zug in den Palast der Colonna zurück, und das Fest wurde mit einer prächtigen Mahlzeit und einem Ball geschlossen '

Von dieser Zeit an wetteiferten die Fürsten, den Dichter mit Ehre zu überhäufen. Nachdem er sich längere Zeit bei seinen Freunden, den Gebrüdern Correggio, welche damals Parma beherrschten, aufgehalten hatte, kehrte er als Abgeordneter des römischen Senates nach Avignon zurück, um Clemens VI. zu seiner Erhebung zum Pabste Glück zu wünschen, bei welcher Gelegenheit er von diesem ein Priorat in der Diöcese von Pisa erhielt. Wie er mehrfach versicherte, war nun sein lebhaftester Wunsch, in Gesellschaft seiner Bücher an der Quelle von Vaucluse seine Tage zu verleben, und es kostete ihn wenig Ueberwindung, die Ehrenämter, die ihm der Pabst und andere Großen anboten, auszuschlagen; doch vermochte er nicht, sich den Einladungen und Aufträgen seiner Freunde zu entziehen. Nach dem Tode des Königs Robert (1343) sandte ihn der Pabst an die junge Königin Johanna nach Neapel, um seine lehnsherrlichen Rechte auf dieses Land geltend machen zu lassen. Petrarca hatte dort mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, mußte Zeuge der Ermordung des unglücklichen Andreas von Ungarn sein, und verfiel in eine so schwere Krankheit, daß sich das Gerücht von seinem Tode zu verbreiten begann, so daß er auf seiner Rückkehr über Parma seine dort ihn betrauernden Freunde selbst zu trösten hatte. Die inzwischen in dieser Stadt ausgebrochenen Fehden zwischen Azzo und einem Visconti vertreiben ihn von dort; er entkommt mit Lebensgefahr nach Scandiano und Bologna und begiebt sich über Verona zurück nach Avignon (1345). Bald nimmt Rom seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein Mann, den Petrarca bereits 1342 als Mitglied der römischen Gesandtschaft in Avignon kennen gelernt, Cola di Rienzi, eines Schankwirths Sohn, hatte endlich seinen lange gehegten Plan, die römische Verfassung umzustürzen und die alten republikanischen Formen wieder herzustellen, im Frühjahr 1347 glücklich ausgeführt. Petrarca erwartete von dem „Volkstribun" die Erfüllung seiner kühnsten politischen Wünsche. „Warum," ruft er in einem Briefe aus, „warum kann ich mich nicht mit diesem neuen Brutus zu einem so großen Werke vereinigen! Mein Priesterstand und mein Schicksal verbieten es mir: nur mit der Feder kann ich es thun, und so die Pflicht eines römischen Bürgers erfüllen. Wenn Du beharrest, wie ich nicht zweifele, so wirst Du mich bald in einem anderen Tone von Dir singen hören; ich will Deinen Ruhm durch die ganze Welt verbreiten." Petrarca nahm Rienzi's Partei selbst am Hofe des Papstes mit einem ungewöhnlichen Muth und Feuer, und war nicht mehr Herr seiner selbst, wenn von jenem geredet wurde; er schonte keiner Person, selbst seiner Beschützer und seiner besten Freunde nicht. Sanguinischer Erwartungen voll machte er sich selbst auf den Weg nach Rom, um an den Segnungen der neuen Freiheit theilzunehmen. Aber noch ehe er das Ziel seiner Reise erreicht, hatte der Volkstribun bereits den Schauplatz seiner Herrschaft verlassen und in der Flucht seine Rettung gesucht. Es konnte nicht fehlen, daß Petrarca wegen seiner für den Revolutionair geäußerten Sympathie Hasser und Feinde in Menge fand, die ihm vor allem Undankbarkeit gegen seine Beschützer, die Colonna's zum Vorwurf machten. Er suchte sich in einem Entschuldigungsschreiben an den Cardinal Colonna dadurch zu rechtfertigen, daß er erklärte: ihm gehe nichts über Rom und dessen Freiheit und in Rienzi habe er allein die anscheinende Absicht, jener Stadt die wahre Freiheit wieder zu geben, verehrt. „Keinem Hause in der Welt," sind seine Worte, „bin ich mehr ergeben, als dem Hause Colonna, aber mehr liebe ich den Staat, mehr Rom, mehr Italien." Als Rienzi später in die Hände der Päpstlichen gefallen war, ohne, wie er verlangt, nach den Rechten gerichtet zu werden,

ergriff Petrarca noch einmal für ihn die Feder und forderte in einem beredten Briefe die Römer auf, zu Gunsten ihres Mitbürgers zu wirken

Auf seiner Reise durch Italien, die zunächst durch die erwähnten Ereignisse in Rom veranlaßt war, erhielt er, während eines Aufenthaltes in Parma, die Nachricht von dem Tode seiner Laura. Sie war ein Opfer der Pest geworden, welche 1348 einen großen Theil von Europa verheerte. Welchen Eindruck die Nachricht auf ihn gemacht, lassen die Worte erkennen, die er in den ihm angehörigen Codex des Virgil schrieb, den er stets bei sich führte und der jetzt sich in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindet: „Laura, welche durch ihre eigenthümlichen Tugenden leuchtete, und in meinen Gedichten schon lange Zeit gefeiert ist, erschien meinem Blicke zum ersten Mal in meinem frühen Jünglingsalter am 6. April des Jahres 1327 um die Frühstunde in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon. In derselben Stadt, in demselben Monate, gleichfalls am 6ten, und um dieselbe Stunde, im Jahre 1348 schied sie aus dieser Welt, während ich mich gerade in Verona befand und mein Unglück nicht ahnte. In Parma erfuhr ich am Morgen des 19. Mai durch einen Brief die unglückliche Nachricht. Ihr in Keuschheit und Schönheit prangender Leib ward noch am Abende des Todestages bei den Minoriten beigesetzt. Ihre Seele ist, nach meiner Ueberzeugung, wie Seneca vom Africanus sagte, zum Himmel, welchem sie entstammte, zurückgekehrt. Um das traurige Andenken dieses großen Verlustes zu erhalten, habe ich dies in ein Buch eingeschrieben, welches oft vor meinen Augen erscheint. Ich habe Wonne mit Bitterkeit vermischt dabei empfunden. Meinem Geiste, dem dieser Verlust immer gegenwärtig ist, gefällt nichts mehr in diesem Leben; er denkt, daß es Zeit sei, Babylon zu verlassen, weil das stärkste Band zerrissen ist, das ihn daran fesselte. Sehr leicht wird mir dies mit der Hülfe Gottes sein, da mein Geist männlicher und stärker geworden, und die überflüssigen Sorgen, die trügerischen Hoffnungen und die unvorhergesehenen Folgen meiner Unternehmungen kannte."

Laura's Todesjahr hatte dem Trauernden noch andere schmerzliche Verluste bereitet. Der Vertraute seines tiefsten Geheimnisses, Sennuccio del Bene, sein jugendlicher Freund und Vetter Albizzi, mehrere Mitglieder der Familie Colonna, waren dahingerafft worden. Kaum drei Monate nach Laura's Tode war auch der Cardinal Colonna in Avignon gestorben, dessen Freundschaft und Schutz der Dichter so lange genossen; er betrauerte den doppelt schmerzlichen Verlust in einem Sonette, in welchem er die hohe Säule (colonna) und den grünen Lorbeer (lauro) zusammenstellt. Avignon und Vaucluse hatten jetzt nur noch geringen Reiz für den Dichter; noch einmal sehen wir ihn dahin zurückkehren, um, wie er selbst mittheilt, seine Bücher wieder anzusehen und die letzte Hand an einige Werke zu legen, die er dort angefangen. Dies geschah im Jahre 1351, nachdem er seit 1348 sich abwechselnd zu Parma, Carpi, Mailand, Verona, Padua, Venedig aufgehalten, und von den Beherrschern dieser Städte, besonders den Gonzaga von Mantua, Jacopo da Carrara von Padua und dem Dogen Andrea Dandolo die ausgezeichnetste Achtung erfahren hatte, nachdem er ferner auf der Reise zur Säcularfeier nach Rom (1350) mit Boccaccio in Florenz zusammengetroffen war und diese seine eigentliche Vaterstadt ihn durch ein Decret in den Besitz seines väterlichen confiscirten Vermögens wieder eingesetzt, jedoch vergebens durch Boccaccio feierlich hatte einladen lassen, seinen Wohnsitz in Florenz zu nehmen und an die Spitze der dort neu gegründeten Universität zu treten. Petrarca gehörte, wie einer seiner Biographen sagt, zu den Menschen, denen es nirgends gefällt, als da, wo sie nicht sind. War er in Avignon oder in Vaucluse, so seufzte er nach seinem geliebten Vaterlande, war er in Italien, so sehnte er sich nach seiner Einsamkeit zu Vaucluse. Tausend Entschlüsse faßte er, ohne zu wissen, welchen er wählen solle, indem er immer Gründe und Gegengründe fand, die ihn in Unbestimmtheit erhielten. Er gesteht selbst, daß kein Theil der Erde ihm gefiele. „Wohin ich auch," schrieb er an einen Freund, „meine ermüdeten Glieder trage, ich finde nichts als Steine und Dornen. Ach, der Ort, den ich suche, ist nirgends." Und ein ander Mal schreibt er: „Gar zu bekannt und gesucht in meinem Vaterlande, gelobt, geschmeichelt bis zum Ekel, suche ich einen Ort, wo ich allein, unbekannt und unberühmt,

leben kann. Die Idee meiner lieben Einöde zu Vaucluse hat sich mir mit allen ihren Reizen vorgestellt. Ich sehe jene Hügel, jene Quellen, jene Wälder, die meinem Studiren so günstig waren, und empfinde dabei eine unbeschreibliche Lust." Gleichwohl sehnte er sich, nachdem er einige Zeit sich dort aufgehalten, wieder hinweg, denn „hier reden die Gewässer, die Stauden, die Zweige, die Vöglein, die Fische, die Blumen, die Kräuter, kurz alles von Liebe . . ."

Er kehrt nun nach Italien zurück und kommt (1353) nach Mailand, wo ihn der Erzbischof und Regent Giovanni Visconti und dessen Neffe und Nachfolger Galeazzo Visconti mehrere Jahre hindurch an sich zu ziehen wußten. Sie ernannten ihn zum Mitgliede ihres Staatsrathes und übertrugen ihm wiederholt politische Missionen. Durchdrungen von dem schmerzlichen Gefühle, sein Vaterland in der Abwesenheit des Papstes und eines Kaisers von Factionen zerrissen zu sehen, hatte Petrarca schon früher einen patriotischen Brief an den Kaiser Karl IV. geschrieben, worin er ihn furchtlos, beredt und eindringlich auffordert, nach Italien zu kommen, und dieses Land von den Uebeln, unter denen es seufzte, zu befreien. Als vier Jahre später Karl IV. Italien besuchte (1354), ließ er den Dichter zu sich nach Mantua kommen, unterhielt sich lange mit ihm über den Zustand des Landes, und erregte die frohesten Erwartungen des Gastes. Er bat um Petrarca's Begleitung auf seinem Zuge, welche dieser jedoch ablehnte, da er nur bis Piacenza mitging. Hier war es, wo, als er sich beim Kaiser beurlaubte, ein florentinischer Ritter aus dem Gefolge des Kaisers, vor diesen hintrat und auf Petrarca deutend die Worte sprach: „Dies ist der Mann, von welchem ich Euch oft sagte: er wird Euren Namen verherrlichen, wenn Eure Handlungen Lob verdienen; wo nicht, so weiß er zu reden und zu schweigen." Als Petrarca die Hoffnungen, die er auf den Kaiser gesetzt, vereitelt sah, schrieb der erbitterte Dichter ihm einen Brief, aus dem wir die folgenden Stellen mittheilen: „Wie undankbar sind Sie und wie schlecht kennen Sie den Werth der Dinge! Was Ihr Aeltervater (Heinrich VII.) was viele Andere vor ihm mit so großer Mühe, mit so vielem Blutvergießen verfolgt hatten, das hatten Sie ohne Mühe, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, erworben und Sie verlassen es so schnell! Italien, welches Sie ohne Hinderniß durchzogen, Rom, dessen Thore Ihnen offen standen, ein Scepter, das Sie nichts kostete, ein Diadem von Blute unbefleckt, alle dem entsagten Sie, um in Ihr barbarisches Vaterland zurückzukehren! Herr des römischen Reichs, seufzen Sie nur nach Böhmen! Ihr Vater und Ihr Großvater dachten anders! Aber ich sehe wohl, die Tugend ist kein erbliches Gut u. s. w." Der Kaiser zürnte wegen dieses Briefes dem Dichter so wenig, daß er, als dieser, von Galeazzo Visconti abgesandt, (1355) an seinen Hof nach Prag kam, ihn durch den wohlwollendsten Empfang ehrte, 1357 zum Pfalzgrafen ernannte und bei der Geburt eines Thronerben (1361) ihm ein goldenes Trinkgeschirr von kostbarer Arbeit zum Geschenk machte. Aehnlicher Aufmerksamkeiten hatte sich Petrarca am französischen Hofe zu erfreuen, wohin er, ebenfalls von den Visconti (1360) abgeordnet worden war, um dem Könige Johann zu seiner Rückkehr und Befreiung aus der englischen Gefangenschaft Glück zu wünschen. Er widerstand den dringenden Aufforderungen, die darauf gerichtet waren, ihn an Paris zu fesseln, verließ, mit reichen Geschenken versehen, diese Hauptstadt und kehrte nach Mailand und jenem anmuthigen Landgute in dessen Nähe zurück, das er, seinem Scipio zu Ehren Linternum zu nennen pflegte. Doch bald veranlaßten ihn die Kriegsunruhen in der Lombardei, die dort wüthende Pest, besonders aber seine Freundschaft für Francesco da Carrara, Mailand mit Padua zu vertauschen (1361). Nicht lange verweilte er hier, wir finden ihn im nächsten Jahre in Mailand wieder, von wo er, nach kurzem Aufenthalt, in der Absicht, sich gänzlich in Venedig niederzulassen, nach diesem Orte geht (1362). Hier vermachte er alsbald der Republik seine Bibliothek, wodurch er den Grund zu der reichen Bibliothek von St. Marcus legte. Die Republik stellte jene in einem Palaste auf, der zugleich zur Wohnung für Petrarca eingerichtet wurde. Hier verlebte er im Sommer 1363 einige Monate im innigsten Verkehr mit Boccaccio, den die Pest aus Florenz vertrieben, und der ihm schon wiederholt ein angenehmer Gast gewesen.

Der neue Papst, Urban V., und Florenz bemühten sich wetteifernd durch Anerbietungen von Canonicaten Petrarca an sich zu ziehen. Auf Urban V. setzte er seine letzten Hoffnungen für die endliche Verbesserung des Zustandes von Italien. 1366 schrieb er einen ausführlichen Brief an denselben, worin er ihn mit großem Freimuth und beredten Ausdrücken auffordert, seine Residenz in Rom zu nehmen. Dies geschah. Urban ging im October des folgenden Jahres nach Rom, worüber ihm Petrarca schriftlich seine Freude äußerte. Er wollte sie ihm 1370 auch mündlich zu erkennen geben; aber eine schwere Krankheit, die ihn unterweges befiel, erlaubte ihm nicht weiter als bis Ferrara zu reisen, wo ihm die Markgrafen Este schmeichelhafte Beweise ihrer Achtung ablegten. Der Papst war inzwischen wieder nach Avignon zurückgekehrt und bald darauf gestorben. Nach diesem letzten vergeblichen Schritte für das Wohl des Vaterlandes wandte Petrarca die übrige Zeit seines Lebens den Wissenschaften und dem Studium der Alten zu. Er wählte fortan Arquà, ein zwischen den blühenden euganeischen Hügeln, in nicht großer Entfernung von Padua liegendes Dorf zu seinem Aufenthalte. Seine Hausgenossenschaft bildeten eine Tochter, die inzwischen an einen mailändischen Edelmann verheirathet war, dieser Schwiegersohn und ein Geistlicher. Jene Tochter, Francesca, war ihm, wie früher bereits ein Sohn, in einer außerehelichen Verbindung geboren worden, auf die er in den oben mitgetheilten eigenen Bekenntnissen, als auf eine „gewisse unreine That" hindeutet. Arquà, berühmt durch seine gesunde Luft, seine schönen Baumgärten und guten Weine, in einer anmuthigen Gegend, wo immerwährender Frühling herrscht, gewährte ihm zwar eine Zeit lang die äußere Ruhe, die er ersehnt, er arbeitete angestrengt und beschäftigte zuweilen fünf Schreiber, sein Körper blieb jedoch zerrüttet, und Erschöpfung und Fieberanfälle verließen ihn selten. Nur die Fremden, welche sein Ruhm nach Arquà zog, brachten Unterbrechung und Abwechselung in sein äußeres Stillleben. Der Krieg zwischen Venedig und Padua störte dasselbe auf einige Zeit. Einem Auftrage Francesco's da Carrara folgend, begleitete er (1373) dessen Sohn nach Venedig, um die Friedensunterhandlungen mit leiten zu helfen. Er führte vor dem Senate das Wort, gerieth aber bei der ersten Audienz in eine so seltsame Verwirrung, daß er seine Rede nicht über den Anfang hinausführen konnte; als er jedoch am zweiten Tage eine zweite Audienz erhalten, sah er durch seinen beredten Vortrag den Zweck erreicht, der beabsichtigt war. Nach Arquà zurückgekehrt, ward er von einem schleichenden Fieber stets mehr geschwächt: er entsagte jedoch nicht der gewohnten literarischen Beschäftigung. Der neunundsechzigjährige Dichter las jetzt zum ersten Mal Boccaccio's Decameron und ward von der letzten Novelle, der Geschichte von Griseldis, so innig gerührt, daß er sie seinem Gedächtniß vollständig einprägte und sie ins Lateinische übersetzte. Diese Uebersetzung sandte er mit einem Briefe, vielleicht dem letzten, den er geschrieben, an seinen Freund Boccaccio (Vgl. Abschnitt VIII.). Aus einem anderen Briefe, den er kurz zuvor an einen Freund in Lüttich geschrieben hatte, führen wir folgende Stelle an: „Ich bin, Gott sei Dank, endlich ruhig und frei von den Leidenschaften der Jugend. Lange genoß ich einer festen Gesundheit, aber seit zwei Jahren bin ich sehr schwächlich, und einige Mal hat man mich für todt gehalten. Ich hätte in der Welt höher steigen können, aber ich wollte es nicht, weil mir jede Erhebung verdächtig ist. An Jahren und Büchern bin ich reicher geworden, aber Gesundheit, und meine besten Freunde habe ich verloren. Ich lese, ich schreibe, ich denke: das ist mein Leben und mein Vergnügen im Alter, wie in der Jugend. Aber da ich so lange studirt, so staune ich darüber, daß ich so wenig gelernt habe. Ich hasse Niemand und beneide Niemand. Im Frühling meines Lebens, der voller Irrthum und Vermessenheit war, verachtete ich alle Welt außer mir: im männlichen Alter verachtete ich nur mich; jetzt aber verachte ich fast Jedermann und mich selbst am meisten. Ich fürchte mich vor Niemand, als vor denen, die ich liebe, und wünsche nichts so sehnlich, als ein glückliches Ende. Hier in diesen Bergen will ich meine Tage ruhig zu beschließen suchen, und immer meine todten und abwesenden Freunde vor Augen haben."

Am Morgen des 19. Juli 1374 fanden seine Hausgenossen ihn in seiner Bibliothek, bewegungslos über einem Buche gebeugt, vom Schlage getödtet. — Sein Leichnam wurde

in der Kirche zu Arquà mit großem Gepränge beigesetzt. Sechzehn Doctoren trugen seinen Sarg; Fürst, Adel, Geistlichkeit und eine große Menge Volks drängten sich, ihm die letzten Ehren zu erweisen. Sein Schwiegersohn Brossano ließ ihm ein marmornes Denkmal zu Arquà errichten. Das Haus, worin Petrarca gewohnt, sowie einige Hausgeräthe, deren er sich bedient, werden noch jetzt (oder wurden wenigstens noch vor nicht langer Zeit) dort gezeigt. Dem Grabe des Dichters widmete Lord Byron einige Strophen in seinem „Childe Harold", von denen wir die beiden ersten (in einer Uebersetzung von Kekule) wiedergeben:

Es steht ein Grab zu Arquà: hoch und frei
Auf Pfeilern ruht ein Sarkophag; hier fand
Die Ruhe Laura's Freund. Fern zieh'n herbei,
Mit seinem wohlbesung'nen Leid bekannt,
Die Pilgrime des Geistes. Er erstand,
Und mit ihm eine Sprache; kühn und rauh
Schalt er das fremde Joch im Vaterland;
Melodisch tränkte seiner Thränen Thau
Laura's geweihtes Laub, den eig'nen Ruhmesbau.

Den Staub bewahret Arquà, wo er starb,
Das Dörflein im Gebirg, das treu gehegt
Sein greises Haupt, und Ruhm dadurch erwarb,
Harmlosen Ruhm, — der fürder sei gepflegt,
So lang manch ferner Wandrer, still bewegt,
Das Haus betrachtet und das Grabmal dort,
Und beider fromme Einfachheit erregt
Gefühl, das besser stimmt zu diesem Ort,
Als wär' ein Obelisk des Grabes stolzer Hort!

Petrarca's Bedeutung für die neuere Literatur ist eine in doppelter Beziehung hervorragende. Er war es, der den Wissenschaften den ersten mächtigen Schwung und der aufstrebenden literarischen Thätigkeit seiner Nation die feste Richtung gab, die sie von seiner Zeit an, in den nächsten beiden Jahrhunderten, unverändert behielt. Petrarca hatte Schüler und Nachfolger, die ihn an Gelehrsamkeit übertrafen, aber keiner verschaffte sich einen so ausgezeichneten Wirkungskreis und einen so wichtigen Einfluß auf sein Zeitalter und seine Nation, wie er. Sein Beispiel als Dichter in seiner Muttersprache wirkte weit mehr, als er selbst ahnte und vielleicht wünschte. Er klagt sehr lebhaft über die Menge von Gedichten, mit denen er gleichsam überschüttet würde, und über welche man sein Urtheil wissen wollte. Aber der berühmteste Dichter seiner Zeit war auch zugleich der berühmteste Gelehrte jenes Zeitalters. Petrarca eröffnete zuerst lange verschlossene Bibliotheken und entfernte den Staub von den Denkmälern der größten Schriftsteller des Alterthums. Sein ganzes Leben war den classischen Bestrebungen gewidmet. Er durchforschte Italien, Frankreich und Belgien, durchwühlte die Bücherschätze der Klöster, um alte Handschriften zu erlangen. Was er nicht selbst thun konnte, suchte er durch fremde Hülfe zu erreichen, indem er weder Geld noch Aufmunterungen sparte. Er schrieb mit eigener Hand die Werke des Cicero und des Virgil und anderer ab, theils für sich, theils zu Geschenken für Freunde, um sie nach Möglichkeit zu verbreiten. Aus Konstantinopel ließ er sich die Gedichte Homer's schicken. Mit einem Wort, die Welt verdankt seinen Bemühungen die Erhaltung vieler herrlicher Geisteserzeugnisse, von denen vielleicht gar manche ohne ihn verloren gegangen wären, ein Schicksal, welches nichtsdestoweniger sogar eine Schrift, die er selber besaß, getroffen, das, ciceronianische Buch „über den Ruhm."

Als Beförderer des Studiums der classischen Literatur bewirkte Petrarca gerade das was er beabsichtigte: es war sein eigener Enthusiasmus, der den Anderer hervorrief; und ihm bleibt das große Verdienst, den richtigen Gesichtspunkt gefaßt und aufgestellt zu haben, aus dem man die Werke der Alten betrachten muß, wenn ihr Studium die richtige Wirkung hervorbringen soll. Er betrieb dasselbe nur zur Bildung seines Herzens und seines Geschmacks. Er verdankte ihm insbesondere jene Verfeinerung des Formensinns und die Zartheit des Geschmacks, die ihn den größten Dichtern beigesellen, zugleich aber auch die Unabhängigkeit der Gesinnung, die wenigstens seine Dichtungen auszeichnet.

Verweilen wir zunächst bei seinen in der gelehrten Sprache abgefaßten Schriften. Zu einer Zeit, wo man noch allgemein an die Astrologie glaubte, verspottet er in jenen die Anhänger dieses Aberglaubens bei jeder Gelegenheit; ebenso die Adepten und medicinischen Charlatane, welche letzteren er in seinen 4 Büchern Invectivarum contra medicum quendam auf eine grausame Art mißhandelt. Wir besitzen von Petrarca eine Reihe lateinisch geschriebener, theils philosophischer, theils historischer Werke, die sämmtlich von großer

Belesenheit zeugen, so die 2 Bücher: de remediis utriusque fortunae, die Abhandlungen de vita solitaria und de sui ipsius et multorum ignorantia, die 4 Bücher: rerum memorandarum, seine drei Gespräche de contemptu mundi. Besondere Erwähnung verdienen seine Briefe, die als epistolae de rebus familiaribus in 8, de rebus senilibus in 16 Büchern gesammelt sind, zu denen noch ein Buch epistolarum variarum und der schon erwähnte Brief an die Nachwelt hinzukommt. Daß Petrarca auch in lateinischer Sprache gedichtet, daß sein Epos: „Africa" der eigentliche Herold seines Ruhmes geworden, ist bereits oben mitgetheilt. Außer diesem Epos schrieb er auch Eklogen und poetische Episteln; er hoffte, durch seine lateinischen Verse sich unsterblich zu machen. Geringeren Werth legte er auf seine italiänischen Poesieen. Und doch gründet sich gerade auf diese sein Dichterruhm.

Von dem großen Beifalle, den sie finden würden, hatte er anfangs nichts geahnt. Er nennt sie in seinen früheren Schriften jugendliche Spiele, die er wieder vertilgt haben würde, wenn sie nicht schon in zu vielen Abschriften circulirt hätten. Wie beliebt sie schon zu seiner Zeit waren, ergiebt eine Stelle seiner Briefe, in der er von den damaligen trovatori sagt: „Zerlumpt und halb nackt kommen sie zu mir und holen sich meine neuesten Lieder, und in seidenen Kleidern und mit vollen Börsen kommen sie von den Königshöfen wieder, wo sie meine Verse abgesungen haben." Filippo Villani, sein ältester Biograph, versichert, daß zu seiner Zeit Jeder die Sonette und Canzonen Petrarca's auswendig wüßte, und die ernsthaftesten Alten sich nicht enthalten könnten, sie zu singen oder zu recitiren.

Petrarca's Gedichte gehören — bis auf seine „trionfi", über die wir zuletzt sprechen werden — sämmtlich der lyrischen Gattung an, welche Gattung der Italiäner insbesondere unter dem Gesammtnamen „Rime" (Reime) begreift. Es sind ihrer mehr als viertehalbhundert an Zahl, darunter 317 Sonette, 29 Canzonen, 11 Ballaten, 9 Sestinen.*) Die Sammlungen seiner Gedichte (canzionieri) bringen diese gewöhnlich in zwei Abtheilungen, deren eine in vita di Madonna Laura und in morte di Madonna Laura (auf die lebende und auf die verstorbene Laura) überschrieben. Diese Titel lassen vermuthen, es sei in allen seinen Liedern ausschließlich von Laura's Leben und Tode die Rede, während doch eine nicht geringe Anzahl patriotischen oder allgemein moralischen Inhalts sind. Der größte Theil der Lieder bewegt sich freilich um die Idee: Laura war in ihrem Leben das schönste Geschenk des Himmels und nach ihrem Tode der unersetzbarste Verlust der Welt. Daß sie nicht alle von gleichem Werthe sind, geben selbst die begeistertsten seiner Verehrer zu, und während die Einen nur etwa die Hälfte voll des Zaubers wahrer Poesie finden, geben die Anderen volle zwei Drittheile seiner Verse, seines Ruhmes unbeschadet, Preis. Petrarca's Vorbild waren die provencalischen Dichter. Aber diese waren sich wenig und selten der wahren Bedeutung der Formen bewußt, deren sich auch Petrarca bediente. In seinem Genius erwachte erst vollkommen dieses Bewußtsein und durch ihn sind das Sonett und die Canzone ihrer vollen Bedeutung nach zu classischer Vollendung entwickelt worden. „Weder an Fülle noch an Selbstständigkeit des Genius," bemerkt Bouterwek, „konnte Petrarca mit Dante sich messen. Desto selbstständiger und reiner aber war sein Geschmack; und dieser Geschmack war gediegen, nicht ergrübelt. Ebenso frei von Affectation und methodischem Prunk, wie Dante, strebte auch er nie, Original zu sein. Er dichtete nur nach seinem Herzen in längst bekannten Weisen. Aber er belebte die hinsterbende Provencalpoesie durch den Adel seines Geistes. Er hauchte ihr, während er nur innig und wahr reden wollte, die Grazie ein, die das Element seines Lebens war. Ob er gleich im Studium der Alten lebte und webte, fiel es ihm doch nicht ein, die antiken Formen als Dichter in seiner Muttersprache nachzukünsteln. In seinen lateinischen Versen trug er kein Bedenken, Nachahmer Virgils zu sein. Aber zur Ausschmückung seiner Sonette und Canzonen borgte er von den Alten auch fast gar nichts. Praktisch lernte er von ihnen das allgemeine Gesetz des Schönen. Ohne über

*) Als Petrarca zwei Jahre nach Laura's Tode seine Gedichte einer sorgfältigen Revision unterwarf, vernichtete er den größeren Theil derselben. In einem seiner Briefe heißt es in dieser Beziehung: „Wirst Du es glauben, ich habe so eben über tausend Gedichte und vertraute Briefe dem Vulcan — ach nicht ohne Seufzer — zur Correctur übergeben!"

Kunstregeln zu raffiniren, gehorchte er diesem Gesetz wie einem ästhetischen Gewissen. Nur soviel wußte er von sich und seinem Dichterstile, daß er die antike Correctheit mit der neueren Denk- und Sinnesweise vereinigen und eben dadurch eine Höhe des Schönen erreichen wollte, wie Niemand vor ihm."

Diese Correctheit aber hat er in einem hohen Grade erreicht. Seine Sprache ist geläuterter und glatter als die des Dante; in weicherem Rhythmus und harmonischem Wohllaut fließt sie dahin, oder auch, wo es die Sache fordert, härter und wie in gebrochenen Wellen. Sehr sorgsam war er in dieser Beziehung, wie die handschriftlich bekannt gewordenen früheren und späteren Abänderungen erkennen lassen, welche ihm selbst so wenig genügten, daß er irgendwo sagt, er würde noch weit mehr daran geändert haben, wenn er je vermuthet hätte, daß seine Gedichte so allgemein verbreitet würden. Merkwürdig genug ist es, daß sich in diesen fast keine Wendung, ja fast kein Wort findet, wovon ein Dichter nicht noch jetzt Gebrauch machen könnte, während bei gleichzeitigen und selbst späteren Dichtern vieles veraltet ist. Petrarca's Gedichte wurden immer als die vollkommensten Muster poetischer Diction betrachtet und durch häufige Nachahmung jeder seiner Ausdrücke gleichsam für alle Zeiten gestempelt.

Den Vorwurf, den man auch den deutschen Minneliedern gemacht hat, denen doch Zartheit der Empfindungen, Anmuth und musikalische Weichheit der Sprache nie abgesprochen worden, den Vorwurf der Einförmigkeit hat man auch gegen Petrarca's Lieder erhoben. Hören wir, wie darüber Fr. Schlegel (Vorlesungen über alte und neuere Literatur, 7. Vorlesung) sich ausspricht: „Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar: es ist, als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viele seien. Freilich sollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens schmücken, und nicht mit einem Male ausgeschüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarca noch bei ihrer Lebenszeit an sie gesungen, mit einem Male hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen oder durchlaufen, wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt sind. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man oft alle möglichen Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt, und nicht selten den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beisammen und um so mehr Abwechselung zum Hintereinanderlesen findet, je mehr das Lied und der Gesang zum Gelegenheitsgedicht herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat."

Um den „Minnegesang" Petrarca's richtig zu beurtheilen und seinen eigenthümlichen Charakter aufzufassen, muß man ihn mit dem deutschen oder spanischen Minnegesang vergleichen. Der Unterschied besteht aber darin, daß Petrarca kunstreicher, geistiger, platonischer ist als die anderen Minnedichter des Mittelalters. Wie bei allen Werken des Mittelalters allegorische Beziehungen fast überall vorauszusetzen sind und aufgesucht werden können, so spricht sich auch in Petrarca's Gedichten ein allegorischer Sinn und Geist aus, der oft ganz deutlich und ohne alle anderen Nebenbeziehungen hervortritt. Am meisten ausgesprochen ist der allegorische Charakter in der Reihe von Dichtungen, die Petrarca „Triumphe" (trionfi) nannte. Sie sind ein Erzeugniß des späteren Alters und eines alternden Geistes. Seiner eigenen Erzählung zufolge hatte er sie 1357 begonnen und dann mit wenigen Unterbrechungen daran fortgearbeitet. Bis an sein Ende beschäftigte ihn das Werk, doch schien er zuletzt den Muth verloren zu haben, es zu vollenden. Mit Verachtung sah Petrarca in seinen späteren Jahren auf seine Jugendarbeiten zurück; aber er wollte auch in der Volkssprache ein Werk schaffen, das der Göttlichen Komödie Dante's, dem er (in einem Briefe an Boccaccio) den Preis in der nationalen Beredsamkeit zugesteht, an die Seite gestellt zu werden verdiente. Alles in der Reihe von Dichtungen, welche die „Triumphe" bilden, sowohl das Versmaaß, die Art der Behandlung des Stoffes, Ausdruck und Stil selbst weisen auf jenes große Vorbild zurück, gegen welches die Petrarca'schen

Ausführungen freilich ebenso sehr in den Hintergrund treten, als sie sich von der Anmuth und Leichtigkeit seiner eigenen früheren Arbeiten entfernen. Es fehlt nicht an einzelnen Schönheiten auch in diesem letzten Werke; sie reichen jedoch nicht hin, um das frostige Ganze genießbar zu machen. Die Absicht Petrarca's bei den sechs allegorischen Gedichten, aus denen die „Triumphe" bestehen, war, die bedeutendsten Zustände des Menschenlebens zu beschreiben, die theils aus der Herrschaft der sinnlichen Begierde, theils aus der freien Thätigkeit des vernünftigen Willens entspringen. Jene — dies ist ungefähr der Gedankengang, der den Dichter leitete — beherrscht den Menschen in seinem jugendlichen Alter, dieser in den späteren Jahren, wenn die Gluth der Sinnlichkeit erloschen ist. Auf das Alter folgt der Tod; aber der Mensch lebt nach dem Tode noch fort im Gedächtniß der Hinterbliebenen durch den guten Namen, den er zurückläßt, durch den Ruhm, doch auch dieser nimmt allmählig ab und wird zuletzt von der Zeit besiegt, die wiederum in der Ewigkeit untergeht. Dann wird die Seele der Herrschaft der Zeit entzogen und emporgehoben zum ewigen Anschauen der Gottheit. Diesem zufolge feiert die sinnliche Begierde unter dem Namen der „Liebe" den ersten Triumph; darauf folgt der Triumph der Vernunft über die Begierde, oder der „Keuschheit" (in Laura's Person) über Amor. Diesem reiht sich der Triumph des „Todes" an, der die Wirkungen der Liebe und der Vernunft aufhebt und ihm schließen sich weiter die Triumphe des „Ruhmes", der „Zeit" und der der „Ewigkeit" an. Die fünf ersten dieser Siege gehen auf der Erde vor, der sechste im Himmel. Die Triumphe der Liebe, des Ruhmes und des Todes bestehen aus mehreren capitoli (Abtheilungen), während die Triumphe der Keuschheit, der Zeit und der Ewigkeit je einen Gesang bilden.

Der Inhalt des Ganzen ist eine Vision. Um die Jahreszeit, welche „die Seufzer des Dichters durch das Andenken des Tages erneuert, der der Anfang seiner Leiden war," schlummert er im Schatten auf Rasen ein. Amor erscheint ihm im Traume, wie ein römischer Triumphator, von vier weißen Pferden gezogen, auf einem feurigen Wagen; hinter diesem folgen als Ueberwundene Götter und Göttinnen und die berühmtesten Männer und Frauen der alten und neuen Zeit. Unter diesen ruft der Dichter, in seiner Wahl seltsam genug, den mauritanischen König Masinissa hervor, der ihm über die übrigen Personen von Amors dienstbarem Gefolge die nöthige Auskunft geben muß. Masinissa ist bereitwillig genug und erzählt vor allen Dingen seine eigene Geschichte. Petrarca läßt sich darauf auch mit anderen Großen ins Wort ein, zum Beispiel mit dem syrischen Könige Seleukus.



Laura's Bild. (Vergl. S. 74 und Sonett LVI. S. 91.)

Den Beschluß dieses Triumphzuges machen die Dichter, deren eine ziemlich lange Reihe ist. Der Zug geht vorüber ins Reich der Venus. Eine neue Erscheinung folgt. Die Keuschheit triumphirt über den Amor. Die allegorische Person, die hier die Keuschheit vorstellt, soll zugleich auch Laura sein. Der ganze Gesang ist ein wenig verworren und der trockenste unter allen. Das Bild der Keuschheit hat, wie es scheint, gar kein poetisches Colorit annehmen wollen. Ueber die Keuschheit triumphirt nun weiter der Tod. Auch hier ist die allegorische Darstellung etwas dürftig, aber doch lebendiger als in dem vorigen Gesange. Der Tod tritt weder als nordischer Knochenmann, noch als griechischer Genius mit gesenkter Fackel auf. Die allegorische Person, die ihn bedeutet, ist, wie das italiänische la morte erheischt, weiblichen Geschlechts, in schwarzem Gewande. So besiegt sie, aber ohne den Dichter zu einer ausführlichen Beschreibung des Kampfes zu verleiten, die keusche Schaar, die unter Laura's Fahne militärisch aufzog. Statt mit allegorischen Beschreibungen füllt Petrarca diese Capitel mit den elegischen Erinnerungen seines Herzens aus. Der Tod seiner Laura macht ihn alle phantastischen Fictionen vergessen. Er sieht sie noch einmal auf ihrem Sterbebette. Darauf erscheint ihm, in einer besonderen Vision, ihr Geist, versichert ihn, daß sie ihn immer liebe und daß er ihr bald in das schönere Leben folgen werde. Das Gespräch zwischen ihr und ihrem Dichter ist der letzte poetische Hauch einer Liebe, die in Petrarca's Seele wahrscheinlich bald darauf erlosch.

Je geringeren Einfluß die „Triumphe" auf den Ruhm ihres Dichters ausgeübt, desto mannigfaltigeren Stoff haben sie der bildenden Kunst geboten. Von Orcagna und Tizian sind eine Reihe von Gemälden vorhanden, denen das Gedicht Pertarca's zum Grunde liegt, und daß Raphael in den Stanzen, namentlich in der Disputa, der Schule von Athen und dem Parnaß, Petrarca vor Augen gehabt, ist kaum zu bezweifeln. Ebenso sind des Nürnbergers Penz Triumphe aus derselben Quelle geflossen. In einer Beschreibung von Kupferstichen (von Bartsch) werden sechs Kupfer von unbekannten Meistern angeführt, denen das Gedicht Petrarca's gleichfalls zur Grundlage diente.

Wir gehen zur Literatur über. Wollten wir mit den deutschen Uebersetzungen seiner Werke beginnen, so würden wir seiner „Triumphe" in erster Reihe zu erwähnen haben, da bereits im Jahre 1578 „Sechs Triumphe Francisci Petrarchae. Auß höchster Italianisch Tuscanischer Sprach mit sonderm Fleiß inn zirliche Teutsche Verß gebracht durch Danielen Federmann von Memmingen" in Basel erschienen. — Die erste gedruckte Ausgabe der Rime Petrarca's erschien in Venedig 1470 (also zwei Jahre früher, als der erste Druck der Göttlichen Komödie), bis zum Schlusse des Jahrhunderts folgten ihr noch 31 andere Ausgaben. Die meisten dieser und der folgenden Ausgaben sind mit Erläuterungen versehen, von denen die älteren des Vellutello und Gesualdo, dann die des Bembo, Castelvetro, Muratori und Tassoni besonders geschätzt sind. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sind die Gedichte Petrarca's im Original mehr als 200 Mal gedruckt worden. Eine der besten neueren Ausgaben ist die von Luigi Carrer besorgte; sie erschien Padua 1837 in 2 Bänden. — Petrarca's Leben ist von mehr als 30 italiänischen Schriftstellern beschrieben worden. Die vollständigste Lebensbeschreibung rührt von dem schon oben erwähnten französischen Abbé de Sade her, dessen Mémoires pour la vie de Francois Petrarque tirés de ses oeuvres et des auteurs contemporains avec des notes ou dissertations et les pièces justificatives, in Amsterdam 1764—67 in 3 Quartbänden erschienen sind. Eine abgekürzte deutsche Uebersetzung dieses Werkes erschien in Lemgo 1774—79. Baldelli ordnete das von de Sade gebrachte Material zu einem wohl abgerundeten Ganzen in seinem 1794 zu Florenz erschienenen Werke Del Petrarca e delle sue opere libri IV. Eine selbstständige deutsche Arbeit liegt in C. L. Fernow's Darstellung vor. („Petrarca. Dargestellt von Fernow. Herausgegeben von L. Hain." 1818). Von vollständigen Uebersetzungen der Petrarca'schen Gedichte sind zu nennen die von Karl Förster (2. Aufl. Leipzig 1833), von Kekule und L. v. Biegeleben (Stuttgart 1845) und von Wilhelm Krigar (Berlin 1855), an denen sämmtlich der Fleiß und die Sorgfalt zu rühmen, womit

die Uebersetzer die formellen Eigenthümlichkeiten der Gedichte in der Art wiederzugeben strebten, in der früher bereits, nachdem Martin Opitz und seine Nachfolger unzulängliche Versuche gemacht, A. W. Schlegel, J. D. Gries u. A. einzelne Stücke mit glücklichem Erfolge nachgebildet hatten.

## VII. Die Petrarca'schen Dichtungsarten und Auswahl aus den Uebersetzungen der Gedichte Petrarca's.

Wie in dem vorigen Abschnitte erwähnt, besteht die Sammlung der Gedichte Petrarca's mit Ausnahme der „Triumphe" aus Sonetten, Canzonen, Ballaten (Madrigalen) und Sestinen.

Die Canzone (la Canzone) ist ein ursprünglich zum Gesange bestimmtes Gedicht, weshalb es auch Dante Cantio nennt (De vulg. eloq. II, c. 3) und noch zu seiner Zeit wurde es zuweilen in Musik gesetzt und gesungen. Die provencalischen Cansôs (chansôs) waren zwar eine besondere, doch keinesweges durch eine feste, eigenthümliche Form ausgezeichnete Gattung, welche mit der italiänischen Canzone nur darin eine oberflächliche Aehnlichkeit hat, daß beide in Strophen aus längeren und kürzeren Versen gemischt bestehen. Ohne Zweifel ist die Canzone die älteste von den künstlerischen Dichtungsformen der Italiäner, doch nicht sogleich in der vollendeten Gestalt aufgetreten, welche sie später durch Dante und Petrarca erhielt. Die Canzone toscana, auch die Canzone Petrarchesca genannt, ist ein größeres in eine beliebigen Zahl von Strophen getheiltes Gedicht, in welchem die erste Strophe, in Verszahl, Versart und Reimstellung das Gesetz für alle übrigen angiebt, und welches gewöhnlich mit einer kürzeren Strophe schließt. Die Zahl der Strophen (stanze) ist bei Petrarca nicht geringer als 5, nicht größer als 10; die kürzere Schlußstrophe (die verschieden benannt wird: Chiusa, Schluß; Ripresa, Wiederaufnahme; Congedo, Abschied; Commiato, Geleit; Licenza, Entlassung; Tornata, Wiederkehr) bildet gleichsam die Adresse des Gedichts an Jemand. Die Zahl der Verse ist beliebig; Petrarca hat keine Strophe unter 9 und keine über 20 Verse. Auch die Wahl der Versarten (Versfüße) ist dem Dichter überlassen. Dante stellt die Regel auf: Je ernster der Inhalt des Gedichts, um so mehr müssen die elfsilbigen Verse (Endecasillabi) vorwalten; in heiteren Liedern dürfe der Settenario (siebensilbige Vers) angewandt werden; fünfsilbige (Pentasillabi) will er einen, höchstens zwei gestatten, Trisillabi (dreisilbige) nie als selbstständige Verse, sondern nur, wenn sie durch die Rimalmezzo als Theile eines größeren Verses entstehen. Diese Regel befolgen Dante und Petrarca. Was den Bau der Strophe betrifft, so ist sie aus zwei Theilen zusammengesetzt, deren jeder entweder aus einem geschlossenen System von Versen besteht, oder auch in mehrere kleinere Glieder zerfallen kann. Der Sinn findet nothwendig eine Ruhe am Schlusse der ersten Hälfte und diese wird fast immer mit der folgenden durch den wiederholten Schlußreim der ersten Hälfte verbunden. Besteht die erste Hälfte der Strophe aus einem untheilbaren System, so heißt sie Fronte; bildet die zweite Hälfte ein solches System, so heißt sie Sirima. Ist die erste Hälfte in kleinere, sich in Versart und Reimstellung entsprechende Glieder getheilt, so heißen sie Piedi; besteht die zweite Hälfte ebenso aus mehreren symmetrischen Gliedern, so heißen sie Volte. Jede Verbindung dieser beiden Hälften, also Fronte mit Volte, Piedi mit Sirima und Piedi mit Volte ist erlaubt, doch nicht die von Fronte mit Sirima. Die Schlußstrophe (Tornata u. s. w.) soll eigentlich nichts anderes sein, als eine Wiederholung der Sirima in Versart und Reimstellung. Doch hat sie später, durch Tasso, eine veränderte Gestalt erhalten.

Der Canzone am nächsten verwandt, ja von vielen, auch von Dante, nur als eine Art der Canzone betrachtet, ist die Sestine. (Dante nennt sie Canzone di stanza continua zum Unterschied von der C. di stanza divisa, die wir eben beschrieben.) Die Sestina ist die einzige unter den italiänischen Dichtungsarten, welche unverändert von den Provencalen entlehnt ist, bei denen Arnauld Daniel, um 1180, sie zuerst eingeführt haben soll. Die Italiäner sind nur insofern von ihrem Vorbilde abgewichen, als sie nie andere Verse als Endecasillabi in der Sestine gebrauchen, während die Provencalen sieben- und zehnsilbige mit einander verbinden. Seit dem sechszehnten Jahrhundert ist übrigens diese Form ganz aufgegeben worden. Die einfache Sestine besteht aus 6 Strophen von 6 Versen und einer Ripresa oder Epodo von 3 Versen. Die einzelnen Strophen sind reimlos, jeder Vers aber schließt mit einem bedeutsamen Wort und dieselben Endworte kehren in jeder folgenden Strophe in anderer Ordnung wieder, so daß nach der sechsten die siebente Strophe wieder die Ordnung der ersten haben müßte. Statt dessen schließt in der einfachen Sestine eine Strophe von 3 Versen das Gedicht, in welcher eben jene 6 Worte, in jedem Verse zwei, das eine wo möglich in der Mitte, das andere nothwendig am Ende wiederkehren. Fährt der Dichter ohne Ripresa mit einer neuen Reihe von Strophen in dem nämlichen Gesetz fort, so entsteht die Sestina duplicata von 12 Strophen und der Ripresa.

Die Ballata oder Canzone a ballo, gehört zu den ältesten Dichtungsformen der Italiäner, denen sie wesentlich angehört, da die Provencalen zwar ballata und dansa als Gedichte kannten, die zum Tanze gesungen zu werden bestimmt waren, aber keine besondere Form dafür hatten, nur daß gewöhnlich der Refrain (Ritornello), d. h. die Wiederholung des ersten Verses, oder der ersten Worte desselben in dieser Dichtungsart vorkam. Auch bei den Italiänern ist die Ballata (von ballare, tanzen) ursprünglich ein Tanzlied, von welchem die ersten Verse im Chor, die Strophe von einer Stimme gesungen wurde, worauf dann wieder der Chor einfiel. Diese Sitte hat sich bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten, und die Dichtungsart selbst ist mit jener Sitte ziemlich abgekommen, so daß man über das sechszehnte Jahrhundert hinaus nicht leicht Ballaten findet. Die Ballata besteht aus einer kürzeren Strophe: Ripresa (die eben im Chor wiederholt wurde), und einer oder mehreren sich daran schießenden längeren Strophen, welche stets mit dem Endreime, zuweilen mit den beiden Endreimen der Ripresa schließen. Einige nennen den ersten Theil Epodo, den zweiten Strofe, andere den ersten Stanza und den zweiten Ballata. Hat sie nur eine Strophe, so heißt sie Ballata semplice, bei mehreren B. vestita oder B. replicata. Petrarca hat nur eine von 2 Strophen, Dante nur eine von 4 Strophen, dagegen Boccaccio eine von 6. Die Ballata läßt jede Art von Versen zu, auch die Rimalmezzo (Reime innerhalb eines Verses). Die Zahl der Verse ist beliebig.

Das Sonett fordert 14 elfsilbige Verse; es theilt sich in zwei Quaternarj (auch Piedi, Quartetti oder Quartini) und in zwei Terzetti (auch Volte, Terzine oder Ternarj genannt). Die Reimstellung bei Petrarca ist dreifach: 1) Rima chiusa, wo die ersten und vierten Verse der beiden ersten Vierzeilen (Quarternarj) und die zweiten und dritten je mit einander gereimt sind (die Reime also in dieser Ordnung wiederkehren: abba abba); 2) Rime alternata (wobei die Ordnung: abab abab oder abab baba); 3) Rima mista (abab baab oder abba abab). Dante hat nur die beiden ersten Combinationen. Die Terzetti (die sechs letzten Verse) haben entweder 2 oder 3 Reime; im ersten Falle heißt der Reim: Rima incatenata, im anderen: Rima atterzata. Die bei Anderen vorkommende Reimstellung abc acb und abc cab hat Petrarca nicht.

Wir fügen diesen (der Grammatik von G. Blanc entnommenen) Notizen einige treffende Bemerkungen bei, welche A. Ebert (Handb. d. ital. Nationalliteratur) in Bezug auf die Petrarca'schen Sonette und Canzonen macht: Das Sonett ist das Epigramm der Lyrik, aus dem Witz der Empfindung entsprungen, welcher einem so schnell herangereiften Volke, das keinen Frühling einer naiven Jugend kannte, wie dem italiänischen recht eigenthümlich ist. Denn auf dem Wege der Reflexion sucht hier die idealische Empfindung sich des Schönen bewußt zu genießen. Dies ist die Natur dieser Dichtungsart, welche erst Petrarca

vollkommen zur Erscheinung brachte. Seine besseren Sonette sind kleine architektonische Kunstwerke, von einem entsprechenden Inhalt erfüllt, indem die Idee, oder das Bild, symmetrisch mit dem fliehenden oder zurückkehrenden Reime in Antithesen sich auflöst, diese aber nur zu einem volleren Accord schließlich verschmelzen. Freilich die italiänische Sprache allein, durch ein so geschmackvolles Genie als das Petrarca's geformt, vermag in so beschränktem Raume und auf vorgeschriebenen Wegen dennoch eine melodiöse Mannigfaltigkeit und Fülle des Ausdrucks zu erzeugen. Ihr ist der viermalige Reim keine Fessel. Ihr Vers, nicht durch einen bestimmten Wechsel kurzer und langer Silben beschränkt, bewegt sich in dem verschiedensten Tacte, wie solchen die Mannigfaltigkeit der den Rhythmus bedingenden Haupt- und Neben-Cäsuren gestattet, selbst über die bestimmte Anzahl der elf Silben — da diese bei zusammentreffenden Vocalen metrisch nicht gezählt, aber doch ausgesprochen werden — sich für das Gehör bald mehr, bald weniger ausbreitend. Die Canzone hat einen mächtigeren, reicheren Bau, der eine viel größere Freiheit der Bewegung gestattet, und ist weit mannigfaltigerer Natur. Ihrer inneren Natur nach, aber im modernen und italiänischen Geiste, entspricht die Canzone der antiken Ode, wie denn auch die Anfänge ihres Ursprunges auf diese, wenigstens entfernt, hindeuten. Für den höchsten Schwung der Phantasie, den vollsten Erguß der Gefühle ist diese Form ebensowohl geeignet, als für die sich ausbreitende Entwickelung reizender Betrachtungen und tiefer Anschauungen.

---

## I. Sonette.

### 1. Vorwort.

[Der Dichter schickte der von ihm selbst veranstalteten Sammlung seiner Rime dieses Sonett voraus, als ein Fürwort für die Verirrungen seiner Jugend, wofür er im päteren Alter seine Liebe zu Laura ansah.]

Ihr, die Ihr hört in manch' zerstreuter Zeile
Der Seufzer Ton, die mir das Herz genähret,
So lang' der erste Jugendwahn gewähret,
Da ich ein And'rer war wie jetzt zum Theile:

Von Jedem, der erprobt der Liebe Pfeile,
Hoff' ich, wenn ihm manch' wechselnd' Blatt erkläret,
Wie eitles Leid und Hoffen mich verzehret,
Wird nicht Verzeih'n bloß, Mitleid mir zu Theile.

Wohl seh' ich jetzt, wie ich zu lange Zeiten
Der Menschen Fabel war, und muß entbrennen
Vor Schaam, wenn ich mich mahn' an mein Versäumen.

Und Schaam ist nun die Frucht der Eitelkeiten,
Und büßendes Bereu'n und klar' Erkennen,
Daß, was der Welt gefällt, ein kurzes Träumen.

[Uebers. von A. W. Schlegel.]

### 2. (II.)

Es war der Tag, da um des Heilands Wunden
Die Sonne einen Trauerflor getragen,
Als ich in Amor's Fesseln ward geschlagen,
Von Deinen schönen Augen überwunden.

Erbaut in jenen andachtsvollen Stunden
Ahnt' ich nichts wen'ger als der Liebe Plagen;
D'rum hatten arglos meine Trauerklagen
Sich mit dem allgemeinen Schmerz verbunden.

Doch fand mich Amor um so mehr empfänglich,
Der durch die Augen drang zum Herzen willig,
Wohin den Pfad ihm bahnten Thränenwogen.

Nur hielt ich es von ihm doch nicht für billig,
Daß er auf mich nur zielte so verfänglich,
Und Dir nicht einmal zeigte seinen Bogen.

[Uebers. von W. Krigar.]

[Den 6. April 1327 sah der Dichter Laura zum ersten Mal. Dieses und ein anderes Sonett haben die Meinung veranlaßt, der genannte 6. April sei ein Charfreitag gewesen; allein es ist erwiesen, daß es der Montag der Woche vor Ostern war.]

### 3. (VI.)

[Dieses Sonett ist nach Einigen an Boccaccio, nach Anderen an eine Dichterin gerichtet; wahrscheinlich redet der Dichter einen Freund an, der ein großes Unternehmen vorbereitete.]

Schlaf, träge Pfühl' und schwelgerisch Gewöhnen
Haben die Tugend von der Welt genommen;
Drum ist von ihrem Lauf wie abgekommen
Uns're Natur, besiegt durch lang' Verwöhnen.

Des Himmels holde Lichter, die verschönen
Und bilden unser Leben, sind verglommen,
Daß wie ein Wunder es wird aufgenommen,
Will Sangesstrom vom Helikon ertönen.

„Nach Myrten und nach Lorbeer welches Ringen;
Arm mußt und nackt, Philosophie, Du schreiten!"
Ruft's Volk, erseh'n auf niedere Gewinne.

Nicht Viele werden dorthin Dich begleiten;
So mehr muß, edler Geist, ich in Dich dringen,
Nicht abzusteh'n vom muthigen Beginnen.

[Uebers. von K. Förster.]

4. (XVIII.)

Viel tausendmal, o süße Kriegerinne,
Bot ich mein Herz Euch dar, damit mir Frieden
Von Euren schönen Augen wär' beschieden;
Doch Ihr seht d'rüber hin mit stolzem Sinne.

Und hofft ein and'res Weib, daß sie's gewinne,
So ist sie von der Wahrheit ganz geschieden.
Nein, weil ich muß verschmäh'n, was Ihr gemieden,
Kann es nicht mehr so sein, wie vom Beginne.

Verjag' ich's nun, und in dem Bann erduldet
Es Eure Härte, kann allein nicht bleiben,
Noch hingeh'n auch, wo man ihm Zuflucht giebet:

Da möcht' es ganz aus seiner Laufbahn treiben;
Dann hätten wir es Beide schwer verschuldet,
Ihr aber um so mehr, je mehr's Euch liebet.
[Uebers. von Schlegel.]

5. (XXIV.)

Je mehr dem Tag ich nahe, der beschieden
Zum letzten Ziele ward der ird'schen Plagen,
Je rascher, flücht'ger scheint die Zeit zu jagen,
Je eitler, was von ihr ich hofft' hienieden.

Ich sage meinem Sinn: Bald ist's entschieden;
Nicht viel mehr werden wir von Liebe sagen.
Die Erdenlast, so hart und schwer zu tragen,
Zergeht wie frischer Schnee; dann giebt es Frieden.

Denn auch mit ihr wird jene Hoffnung weichen,
Die zu so langem Wahn verführt die Seele,
Und Lachen, Weinen, Furcht und Zorn des Lebens.

Dann seh'n wir klar, wie man so oft sich quäle,
Um unheilsame Dinge zu erreichen,
Und wie so oft man seufze ganz vergebens.
[Uebers. von J. D. Gries.]

6. (XXVII.)

Allein, nachdenklich, wie gelähmt vom Krampfe,
Durchmeß ich öde Felder, schleichend träge,
Und wend' umher den Blick, zu flieh'n die Stege,
Wo eine Menschenspur den Sand nur stampfe.

Nicht and're Schutzwehr find' ich mir im Kampfe
Vor dem Erspäh'n des Volks in alle Wege,
Weil man im Thun, wo keine Freude rege,
Von außen lieset, wie ich innen dampfe.

So daß ich glaube jetzt, Berg und Gefilde,
Und Fluß und Waldung weiß, aus welchen Stoffen
Mein Leben sei, das sich verhehl' jedweden.

Doch find' ich nicht so rauhe Weg' und wilde,
Daß nicht der Liebesgott mich stets getroffen,
Und führt mit mir und ich mit ihm dann Reden.
[Uebers. von Schlegel.]

7. (XXXII.)*)

Wird seinem Heimathland der Baum entrücket,
Deß Phoebus einst in Frau'ngestalt begehret,
Dann schwitzt Vulcan und schärfet und bewehret
Die Pfeile Jovis, der in Grimm sie zücket,

Der Donnerstürme, Schnee und Regen schicket
Und weder Cäsar mehr noch Janus ehret:
Es weint das Land; Sol stehet abgekehret,
Weil anderswo er die Geliebt' erblicket.

Mars und Saturn dann neuen Muth entbinden,
Grausame Stern', Orion bricht den bangen
Piloten feindlich Steuer so als Taue;

Aeol läßt Juno und Neptun empfinden
Und uns im Zorn, daß sich zu ferner Aue
Gewandt der Engel Lust, die schönen Wangen.

8. (XXXIII.)

Doch wenn in Demuth, mild und neu verkläret,
Ihr Lächeln wieder Herz und Sinn erquicket,
Wie dann der alte Schmied auch an sich schicket,
Wie er die Arme hebt, die Flamme nähret, —

Umsonst! denn seine Waffen, stark bewähret
In Aetna's Schooß, sieht Zeus sich all' entrücket,
Und seine Schwester strahlt, wie neu geschmücket,
Weil heitern Blick Apollo ihr bescheeret.

Das Abendland regt sich von lauen Winden,
Zum Ruder greift der Schiffer sonder Bangen,
Und Blum' und Gras erblüht auf jeder Aue.

Und allerorts die bösen Stern' entschwinden,
Damit das schöne Auge sie nicht schaue,
Für das schon viel der Thränen untergangen.

9. (XXXIV.)

Neun Tage schon vom hohen Söller blicket
Apoll nach ihr, die seine Ruhe störet,
Die einst umsonst zu seufzen ihn gelehret,
Und gleicher Art nun Andere berücket.

Er sucht und späht, und weil es ihm nicht glücket,
Zu seh'n, ob fern, ob nah sie eingekehret,
Gleicht Einem er, den Wahnsinn hat bethöret,
Weil schnell verschwand, was ihn nur jüngst entzücket.

So stand er trauernd hinter Wolkengründen,
Sah nicht das Antlitz kehren, dessen Prangen
Ich tausend Blättern — leb' ich — anvertraue.

Vor Gram ließ so verwandelt er sich finden,
Daß Thränen aus den schönen Augen drangen,
Weshalb die Luft ich noch verfinstert schaue.
[7—9 übers. von K. Förster.]

10. (LVI.)

[Auf Laura's Bild von Simon von Siena.]

Ob Polyklet, und wen die Kunst noch priese,
Wetteifernd schaute, würd' in tausend Jahren
Er nicht der Schönheit kleinsten Theil gewahren,
Womit mein Herz hat überwunden diese.

Gewiß, mein Simon war im Paradiese,
Woher die Hohe kam aus sel'gen Schaaren,
Entwarf ihr Bild, und wollt' uns offenbaren
Wie dort ihr schönes Antlitz sich erwiese.

Das Werk ist wie von Himmelslicht erhellet,
Der Geist es bildet, nicht auf ird'schen Fluren,
Wo sich des Leibes Hüll' entgegenstellet.

*) Die drei folgenden Sonette hängen durch gleiche Reime zusammen, ohne daß sie jedoch das bildeten, was die Italiäner Sonetti a corona nennen.

Huld schuf, und konnt' es nur, eh' zu Naturen
Die Frost und Hitze trifft, er sich gesellet,
Und seine Augen Sterbliches erfuhren.
[Uebers. von Schlegel.]

[Simon von Siena, auch Simon Memmi genannt (1285—1344), malte 1339 zu Avignon dem Dichter das Bild der Geliebten. Er brachte sie später auch in mehreren anderen seiner Gemälde an. Lanzi bemerkt in seiner Geschichte der Malerei in Italien: „Daß Memmi auch in der Bildhauerei Verdienste hatte, vermuthet man aus einem Bildnisse der Laura (Basrelief) mit der Unterschrift: Simon de Senis me fecit. Daraus ergiebt sich, warum Petrarca in seinem berühmten Sonett ihm eher dem Bildhauer Polyklet, als dem Apelles oder einem anderen Maler vergleicht."]

11. (CIV.)

[Dieses und das folgende Stück gehören zu den drei gegen den päpstlichen Hof in Avignon gerichteten Sonetten.)

Daß Gottes Flamm' auf Deinem Scheitel blitze,
Verruchte, die von Eicheln und von Flüssen
Durch And'rer Sturz Dir Größ' und Gut errissen,
Weil so Du Dich erhobst mit Satans Witze.

Nest des Verraths, jeglicher Sünde Pfütze,
So heut' zu Tag sich durch die Welt ergießen,
Fröhnend dem Trunk, dem Bett, des Bauchs Genüssen:
In Dir stieg Ueppigkeit zur höchsten Spitze.

Buhlend durch Deine Kammern kommt geschritten
Graubart und Dirn', und Bälg' und Feuerswogen,
Und Spiegel trägt Beelzebub in Mitten.

Nicht bist zur Lust Du reichlich auferzogen,
Hast nackt den Frost, schuhlos den Dorn gelitten.
Jetzt stinkt Dein Wandel auf zum Himmelsbogen.
[Uebers. von Franz Passow.]

12. (CVI.)

Der Trübsal Born! Herberge Du dem Grimme!
Schule des Wahns! Tempel der Ketzereien!
Sonst Rom, jetzt Babel, falsch, zu vermaledeien,
Um welche schallt so manche Jammerstimme.

O Truges Schmied'! o Kerker, wo das Schlimme,
Derweil das Gute stirbt, nur kann gedeihen!
Lebend'ger Höll', ich will's ein Wunder zeihen,
Ob Christus nicht zuletzt auf Dich ergrimme.

In keusch demüth'ger Armuth erst gegründet,
Hebst Du die Hörner nun, schamlose Metze,
Auf Deine Gründer? Worauf steht Dein Hoffen?

Auf Deine Buhlen? schlecht erworbnen Schätze?
Nicht Konstantin kommt wieder, doch verbündet
Nehm' es die trübe Welt, die dies betroffen.
[Uebers. von Schlegel.]

13. (CXIII.)

O Du mit glüh'nder Tugend reich erfreuet,
Verklärte Seele, die kein Lied erstrebet,
Wohnung, wo Himmelsreinheit lebt und webet,
Burg hohen Muths, die Wahn umsonst bedräuet;

O Flamm', o Rosen, hold in Schnee gestreuet,
Deß Spiegelglanz mich läutert und belebet;
O Wonne, wenn mein Flug zum Antlitz schwebet,
Dem schönsten, wo sich je der Tag erneuet!

Von Deinem Namen, wenn so weit verstanden
Die Reime würden, sollte Bagdad klingen,
Nil, Atlas, Thule, Don, Olymp und Calpe.

Doch kann ich nicht der ganzen Welt ihn bringen,
So mag er tönen in den schönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umgiebt und Alpe.
[Uebers. von Kekule.]

14. (CXX.)

Gestirn und Element und Himmel gaben
Sich jede Müh' im Wettkampf, um zu bauen
Ein lebend' Licht, in welchem sich beschauen
Sonn' und Natur, die sonst nichts Gleiches haben.

So neu, so reizend ist es, so erhaben,
Daß ird'sche Blicke sich zu ihm nicht trauen;
So scheinet Amor Mild' und Huld' zu thauen
Aus ihrem Aug' in unermess'nen Gaben.

Die Luft, berührt von diesem holden Schimmer,
Wird so entflammt von Ehrfurcht und durchdrungen,
Daß ich's nicht sagen kann und denken nimmer.

Da fühlt man nicht der Sinne Forderungen,
Nur die der Ehr' und Tugend; wann nun immer
Hat höchste Schönheit nied're Gier bezwungen?
[Uebers. von Gries.]

15. (CXXII.)

Ich sah der höchsten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne so verwirrt,
Daß Alles sonst wie Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Sittenhuld und Engelgüte.

Und sah, von stummer Wehmuth wie berauscht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen schwimmen,
Ach, Wald und Waldstrom hätte wohl gelauscht
Bei ihren Reden, ihren Klagestimmen.

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmonisch sich zu Weisen,
Die nimmer noch die Welt so süß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreisen;
Es säuselte kein Blatt an Busch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.
[Uebers. von Schlegel.]

16. (CXXV.)

In welchem Himmel, welchen Idealen,
Hat die Natur das Urbild ausgehoben
Des holden Angesichts, das uns, was droben
Sie leisten kann, hienieden sollte malen?

Hatt' eine Nymph' im Hain, in Quellenthalen,
Die Locken so aus feinem Gold gewoben?
Wies je ein Herz so aller Tugend Proben?
Schafft gleich das Ganze mir des Todes Qualen.

Der kennet nie der Schönheit höchste Preise,
Dem ihrer Augen Anblick muß gebrechen,
Wenn sie so lieblich sie bewegt im Kreise.

Nicht kennt, wie Amor heilen kann und stechen,
Wer nimmer kennt der Seufzer holde Weise,
Das holde Lächeln und das holde Sprechen.

[Uebers. von Gries.]

---

17. (CLXXIV.)

Wenn ich nach jeden Meer's Gestade spähe,
Von Spaniens Ebro zu des Indus Wogen,
Vom Purpursee zu Caspe's Wellenbogen,
Nur einen Phönix kennet Fern' und Nähe.

Ruft denn kein Rabe rechts, links keine Krähe
Mir Glück? Webt's nie die Parze mir gewogen?
Werd' ich allein um Mitleid ganz betrogen,
Durch das auch ich mich gerne glücklich sähe?

Nicht zürn' ich ihr. Er aber, der sie lenket,
Hat alle Wonne mir in's Herz gesenket;
Sie hat so viel und schenket viel so Vielen.

Nur meine Wonne wandelt sie zu Wehen;
Sie denkt und sieht nicht oder will nicht sehen,
Wie früh um's Haupt mir weiße Flocken spielen.

[Uebers. von Kekule.]

---

18. (CLXXXIII.)

Wo nahm der Liebesgott das Gold so fein,
Um dieses holde Flechten-Paar zu weben?
Wo brach er diese Rosen? Wo im Hain
Den Blüthen-Schnee, und gab ihm Puls und Leben?

Wo fand er dieses Mundes Perlen-Reih'n,
In denen Sittsamkeit die Worte zügelt?
Wie formt er diese Stirn, wo himmlisch rein
Sich ihres Geistes milde Hoheit spiegelt?

Aus welchen Sphären hat er sie geliehen,
Der zaubervollen Stimme Melodieen,
Bei welcher längst mir Kraft und Leben schmolzen?

Von welcher Sonne senkt er in die stolzen
Geliebten Augen diesen schönen Strahl,
Der Glut und Frost mir giebt, und Wonn' und Qual?

---

19. (CCXII.)

[In der Entfernung von Laura, nicht lange vor ihrem Tode gedichtet.]

O wehevolles grauses Nachtgesicht!
So ist es wahr, was Ahndungen mir drohten?
So ward auch ihr des Todes Kelch geboten,
Die meines Lebens Seele war und Licht!

Wie aber? Hallen Erd' und Himmel nicht?
Und eilen Engel nicht als Trauerboten?
Vielleicht! Vielleicht! — Ihr Lebenden und Todten
Erbarmt Euch! Gebt mir froheren Bericht!

Ach süße Hoffnung! laß mich noch Dich nähren!
Wie konnte Gott, der sie so herrlich schuf,
Sein schönstes Wunder vor der Zeit zerstören!

Doch, folgte sie dem himmlischen Beruf,
Und grüß' ich nie ihr holdes Antlitz wieder —
So fall' auch mir des Lebens Vorhang nieder!

[18 u. 19 übers. v. Schlegel.]

---

20. (CCXXXVII.)

Gelagert auf des Ufers weichem Moose,
Wo leise murmelnd Silberquellen schäumen,
Hör' ich den Vögeln zu und dem Gekose
Der Sommerlüfte in den grünen Bäumen:

Um einsam liebend noch von ihr zu träumen,
Die blühend hier aus Eden eine Rose
Der Tod gepflückt, und die aus fernen Räumen
Noch Mitleid mir verheißt mit meinem Loose.

Ich höre sie voll Zärtlichkeit mich fragen:
Warum soll Schmerz Dich tödten? Was ergießen
In Thränen kummervoll sich Deine Klagen?

Nicht mich beweine! Die sie sterblich hießen,
Unsterblich bin ich jetzt, und aufgeschlagen
Hab' ich mein Auge, da ich's schien zu schließen.

[Uebers. von W. Krigar.]

---

21. (CCLXI.)

Liebe, die Du oft an diese Quellen
Dem Geräusch der Welt mit mir entflohst,
Um durch Worte voll von süßem Trost
Meine Brust mit Wonn' und Muth zu schwellen!

Lichte Hügel! dunkle Ruhestellen!
Grotten! Haine! Felsen, grau bemoos't!
Sänger, die ihr in den Wipfeln kos't!
Blumen! Büsche! Winde! Murmelwellen!

Du verschloss'nes Thal! in dessen Schooß
Ich der heißen Sehnsucht oft entronnen,
Und Gesang zur Lind'rung mir ersonnen —

Wißt! mein Heil war überschwenglich groß!
Aber schnell verlöschen meine Sonnen!
Also fiel bei der Geburt mein Loos.

[Uebers. von Schlegel.]

---

22. (CCLXXXVI.)

Geht, Reime, traurig zu dem kalten Steine,
Der mein lieb Leben birgt im Erdengrunde,
Und ruft sie, die Euch giebt vom Himmel Kunde,
Ob ruh'n in dunkler Tiefe die Gebeine.

Sagt ihr, daß ich zu leben müd' erscheine,
Zu schiffen ob des grausen Meeres Schlunde,
Doch sammelnd das zerstreute Laub zum Bunde,
Dicht hinter ihr den Schritt zu lenken meine;

Daß ich nur sie im Tod und Leben preise,
Nein, nicht im Tod — in ew'gen Lebens Segen,
Damit die Welt sie kenne und sie liebe.

Ach, daß sie merk' auf meine letzte Reise!
Nun ist sie nah'! sie komme mir entgegen,
Und himmelwärts mich nachzuziehn beliebe!

[Uebers. von E. v. d. Malsburg.]

23. (CCXCII.)

Der Du einst Blüthe, Laub und Frucht der Zonen,
Des Orients, des duft- und farbenreichen,
An Farb' und Duft besiegtest, darzureichen
Dem Abendland jedweden Ruhmes Kronen:

Mein süßer Lorbeer! der Du ließest wohnen
Schönheit in Dir und Tugend ohne Gleichen,
Und fromm in Deinen schattigen Bereichen
Sah'st meinen Herrn und Deine Göttin thronen:

Du trugst auch meiner theuersten Gedanken
Erkornes Nest; und zitternd oder brennend,
In Eis, in Flammen fühlt ich mich im Glücke,

Dein Ruhm erfüllte dieser Erde Schranken;
Da nahm, damit er seinen Himmel schmücke,
Dich Gott zu sich, längst Dich als Gott erkennend.

24. (CCXCIII.)

Tod, sonnenleer, hast Du die Welt gelassen,
In Nacht und Frost; die Liebe blind gefangen,
Die Anmuth nackt, die Schönheit ohne Prangen,
Mich ohne Trost und werth, mich selbst zu hassen;

Die Huld im Bann, die Unschuld im Erblassen:
Ich klag' allein, doch sollten Alle bangen;
Der klare Keim der Tugend ist vergangen,
Wann wird ein zweiter soviel Segen fassen?

Luft, Erd' und Meer und Menschenherz muß beben,
Denn ohne sie wird Blüthenschmuck dem Garten
Und Edelstein dem Ring zu fehlen scheinen.

Nicht von der Welt war sie gekannt im Leben;
Sie war's von mir, deß Thränen auf sie warten,
Vom Himmel, den bereichert hat mein Weinen.

25. (CCCXII.)

Ich weine über die entschwund'nen Zeiten,
Die in der Erdenliebe mir vergingen;
Ich schwang mich nicht empor und hatte Schwingen,
Vielleicht kein nied'res Beispiel zu bereiten.

O unsichtbarer Herr der Ewigkeiten,
Der Du mich siehest in der Erde Schlingen,
Hilf der verirrten Seele sich bezwingen,
Für ihren Fehl laß Deine Gnade streiten!

Daß, wenn ich lebt' in Krieg und Sturm, ich sterbe
Im Frieden und im Hafen; wenn mein Weilen
Auch eitel war, mein Scheiden Lob erwerbe!

Im kurzen Lebensraum, der mir noch offen,
Laß, wie im Tode, Deine Hand mich heilen;
Bei Dir allein, Du weißt es, ist mein Hoffen.

[23–25 übers. von L. v. Biegeleben.]

## II. Canzonen.

1. (VI.)

[Die meisten Erklärer nehmen an, daß der Dichter dieses Lied an Cola di Rienzo gerichtet habe, der im Jahre 1347 die alte römische Republik wieder herzustellen trachtete. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß er darin den (jüngeren) Stephan Colonna besingt, dem der Papst 1335 die Stelle eines römischen Senators auf fünf Jahre verlieh, nachdem wegen Besetzung derselben die alten Zwistigkeiten zwischen den Familien der Colonna und der Orsini wieder ausgebrochen waren. Von dem jungen Colonna, dem Sohn und Bruder seiner Gönner, hoffte Petrarca für sein geliebtes Rom Errettung.]

Du edler Geist, der jenen Leib erfüllet,
Darin auf seiner Erden-Wallfahrt wohnet
Ein tapf'rer Meister, klug und wohlverständig:
Dieweil der Herrscherstab Dich nun belohnet,
Der Rom und ihre wüsten Rotten stillet,
Und sie zum alten Weg zurücke bändigt,
Ruf' ich Dich an; denn and'rer Orten brennt nicht
Von Tugend mehr ein Strahl; die Welt verschmachtet,
Und Keinen find' ich, dem vor Freveln banget.
Worauf nur harrt man noch? Wonach verlanget
Italien, die ihr Leiden, scheint's, nicht achtet?
Fahrlässig, alt, umnachtet,
So schläft sie ewig? Wird sie keiner wecken?
Die Hand im Haar, möcht' ich empor sie schrecken.

Wohl nimmermehr vom Todtenschlafe regen
Wird sie das Haupt, nach Menschen-Thun zu fragen;
Von solchen Lasten liegt sie überbauet.
Doch ward, nicht ohne Gott, in unsern Tagen
Den Armen, die sie schüttelnd retten mögen,
Rom, unsers Reiches Hauptstadt, anvertrauet.
Greif' in dies alte Haar, davor uns grauet,
Getrost in dieser Locken wild' Geflechte,
Daß aus dem Pfuhl die Taumelnde erstehe!
Ich, der ich Tag und Nacht ihr Elend sehe,
Ich hoff' auf Dich zumeist mit vollem Rechte.
Denn wenn des Mars Geschlechte
Zum alten Ruhm nochmals den Blick soll heben,
Kann sich's in Deinen Tagen nur begeben.

Die alten Mauern, so die Welt verehret,
Und fürchtend liebt, wenn sie vergang'ner Zeiten
Gedenkt, auf Einstiges den Blick gewendet;
Die Steine, die sich über Leiber breiten
Von Helden, deren Ruhm wohl ewig währet,
Wenn nicht zuvor das Universum endet,
Und Alles, was ein Wandel umgewendet,
Das hofft von Dir Befreiung aller Bürde.
Du treuer Brutus, große Scipionen,
Wie würd' in Eurer Welt ein Wort Euch lohnen,
Von dieses Amtes wohl vergeb'ner Würde!
Wie hoch frohlocken würde
Fabricius, ob der Mähr von solchen Dingen,
Und spräch: mein Rom wird wieder sich verjüngen.

Und wenn im Himmel Endliches bedacht wird,
So rufen auch die Bürgerseelen droben,
Die ihre Leiber einst im Staube ließen,
Dich an, zu hemmen dieses Hasses Toben,
Durch den das Volk um alles Heil gebracht wird,
Vor dem die Pforten sich der Heimath schließen.
Nun hat der Andacht Stätte Blutvergießen
Zu Räuberhöhlen fast schon umgewandelt,
Die Ausgang nur dem Redlichen verwehren;

Und bei beraubten Bildern und Altären
Wird jeder Frevel, jedes Grau'n verhandelt!
Ach Sitten, wie verwandelt!
Glocken, zu Gottes Preis erhöht auf Thürmen,
Sie geben jetzt die Losung nur zum Stürmen.

Weinende Frau'n, des Weltlauf's unerfahren;
Unschuldiger Kindlein Volk, entnervte Greise,
Die ihres Lebens Rest und sich verfluchen,
Und Klosterbrüder, schwarze, grau und weiße,
Und all' die schwachen mühevollen Schaaren
Bei Dir, o Herr und Meister! Hülfe suchen.
Und wem noch sonst die Zeiten Wunden schlugen,
Will sie, bei Tausenden, vor Dir enthüllen,
Daß Hannibal wohl Mitleid selbst empfände.
Sieh nur, wie durch des Gotteshauses Wände
Die Flamme wüthet, wenig Tropfen stillen
Den Brand in jenen Willen,
Die so ergrimmt einander sich befehden.
O, laß von diesem Werk die Himmel reden!

Bär, Adler, Löw' und Wolf und Drache rücken
An der Columne großem Marmorbaue;
Und müssen deß den Schaden selbst erlangen:
Darüber klagt nun eine werthe Fraue,
So Dich berief das Unkraut zu ersticken,
Das nimmermehr zur Blüthe mag gelangen.
Schon tausend Jahre sind, und mehr, vergangen,
Seit sie entbehrt den herrlichen Berather,
Die sie erhuben, wo sie einst gestanden.
Ach, wie so hoher Mutter Liebesbanden
Frech höhnen dieser Neulinge Geschwader!
Du, ihr Gemahl und Vater.
In Deinen Armen liegen alle Waffen;
Denn and'res hat der höchste Geist zu schaffen.

Kaum einmal läßt der Edelsten Bestreben
Mißgünstiges Geschick zum Ziele kommen;
Denn ihm ein Gräu'l ist rühmliches Beginnen.
Doch weil's den Platz, den Du nun eingenommen,
Erledigt, sei ihm Vieles heut' vergeben;
Beharrt's bei Dir doch nicht auf gleichen Sinnen.
Denn seit die Welt vermag sich zu entsinnen,
Ward keinem Sterblichen zu ew'gem Ruhme,
Wie Dir, der Weg eröffnet und gebahnet,
Der Du ins Leben, wenn mir Wahres ahnet,
Erwecken kannst der Monarchieen Blume.
Mit welchem Ritterthume
Wird, deren Jugendkraft And're gestützet,
Von Dir, im Alter, nicht vor'm Tod geschützet!

Hoch auf Tarpejus Fels, mein Lied, begrüßest
Du einen Heiland, den Italien funden,
Bekümmert mehr um fremd' als eig'ne Weben,
Sprich: Der mit Augen nimmer Dich gesehen,
Nur durch der Thaten Zunge Dir verbunden,
Sagt, daß zu allen Stunden
Mit Augen, die der Thränen Heer' entsiegeln,
Rom zu Dir fleht von allen sieben Hügeln.
[Uebers. von G. Regis.]

2. (VII.)

Weh mir, daß ich nicht weiß, wohin sich wenden
Die Hoffnung soll, die mich so oft bethöret!
Denn wenn im Mitleid Niemand mich erhöret,
Warum des Fleh'ns so viel gen Himmel senden?
Doch wär' mir's einmal noch vergönnt zu enden
Vor meinem letzten Tage
Die nutzlos schwache Klage,
So möge mir mein Herr Verzeihung spenden,
Sprech ich bei Gras und Blüthen mitten inne:
„Du hast mich überkommen, süße Minne!"

Wohl sollt' einmal der bange Jammer weichen
Dem frohen Liede nach so langem Stöhnen;
Denn nie kann jenes allzufrüh ertönen,
Um solches Weh durch Lächeln auszugleichen.
Könnt' ihrem Aug' ich nur, dem unschuldreichen,
Durch süßer Rede Minnen
Erheiterung gewinnen,
O! Keiner sollt' an Glück sich mir vergleichen,
Zumal könnt' ohne Lug ich also sagen:
„Die Herrin bittet, darum will ich's wagen!"

Die Ihr mich treibt, daß ich so hoher Dinge
Gedenk', o irre Liebeswünsche, schauet.
Wie so mit Stein der Liebsten Herz umbauet,
Daß ich mit eig'ner Kraft es nicht durchdringe!
Wohl achtet es die Stolze zu geringe,
Daß sie mein Fleh'n erfülle,
Weil es nicht Gottes Wille,
Mit dem ich länger nicht vergebens ringe,
D'rum, wie mein Herz sich härtet d'rin zu Steine,
„So will ich, daß mein Lied auch hart erscheine."

Was red' ich? wohin hab' ich mich verloren?
Wer täuscht mich, als ich selbst und mein Verlangen?
Des Himmels Kreise hab' ich all' durchgangen;
Zum Leiden hat mich kein Planet erkoren.
Wenn Erdenschleier meinen Blick umfloren,
Nicht thun's der Sterne Ringe,
Noch and're schöne Dinge.
Mir folget Tag und Nacht, was sich verschworen
Zu meinem Weh, seit mir die Ruhe stahlen
„Ihr holdes Bild, des Auges milde Strahlen."

Ein jeglich' Ding — was auch den Weltkreis schmücke —
Ist gut aus seines Meisters Hand geflossen;
Doch mich, dem sich das inn're Sein verschlossen,
Mich blendet, was ich Schönes rings erblicke;
Und kehr' ich je zum wahren Glanz zurücke,
Nicht kann das Aug' ihn dulden,
So haben's eig'ne Schulden
Der Kraft beraubt, nicht jenes Tages Glücke,
Da ich zu ihr die Blick' emporgeschlagen
„In meines ersten Alters süßen Tagen."*)

3. (VIII.)

Weil flüchtig uns're Tage,
Und weil den Geist erschreckt des Werkes Schwere,
Kann ich nicht jenem viel, noch diesem trauen,
Doch wird, wo ich's begehre,
Vernommen werden, hoff' ich, meine Klage,
Die schweigend ich durch Berge ruf' und Auen.
Euch, d'rin ein Nest sich Liebesgötter bauen,
Euch, holde Augen, will mein Griffel preisen;
Wie träg' er sonst: ihn spornen große Wonnen.
Und wer von Euch begonnen,

*) Die Schlußverse der Strophen sind (im Original) mit den Anfangsversen verschiedener fremder Canzonen gleichlautend. So der Schlußvers der 4. Strophe mit dem Anfange einer Canzone des Cino da Pistoja, die wir im II. Abschnitt in einer Uebersetzung mitgetheilt haben.

Den wollt' Ihr in der Kunst auch unterweisen,
Von Lieb' emporgetragen,
Zu scheiden von gemeiner Denkart Weisen.
Von ihr beflügelt, will nun Ding' ich sagen,
Die lang' im Herzen mir verborgen lagen.

Zwar hab' ich nicht vergessen,
Wie Ihr mein Lob für Schimpf und Unbill haltet;
Doch kann ich die Begier nicht unterdrücken,
Die mir im Herzen waltet,
Seit ich geseh'n, was kein Gedank' ermessen,
Geschweige, daß dem Wort' es sollte glücken.
Ihr, Anfang mir von Weh' und von Entzücken,
Wohl weiß ich, daß nur Ihr mich ganz ergründet,
Werd' ich zu Schnee in Eurer Strahlen Brande;
Vielleicht, daß meine Schande
In Euch dann einen edeln Zorn entbindet.
Wie stürb' ich ach! so gerne,
Wenn solche Furcht das Feuer, das mich zündet,
Nicht linderte! Denn lieber will, o Sterne,
Ich bei Euch sterben, als Euch leben ferne.

Und werd' ich nicht vernichtet,
So schwaches Wesen, von so mächt'gen Flammen,
So ist, was mich bewahrt, nicht eigne Schwäche;
Die Furcht nur hält zusammen,
Die mir das wilde Blut zu Eis verdichtet,
Mein Herz annoch, daß es so länger breche.
O Hügel, Thäler, Wälder, Fluren, Bäche,
Die Zeugen meines Jammers Ihr gewesen,
Wie hörtet oft Ihr um den Tod mich flehen!
O Loos voll bitt'rer Wehen!
Verweilen schmerzt, und Flucht kann nicht erlösen.
Doch zügelte nicht g'rade
Mich größ're Furcht, wollt' ich bald genesen
Von herber Pein auf einem schneller'n Pfade:
Sie trüg' die Schuld, die sonder Lieb' und Gnade.

Warum führt Ihr, o Schmerzen,
Vom Wege mich, was ich nicht will, zu sagen?
Laßt mich, wohin all' meine Wünsche streben!
Schon seh ich sonder Zagen
Euch, Augen mild, Euch, lichte Himmelskerzen,
Und ihn, der mich mit solchem Netz umgeben.
Ihr sehet wohl, wie mir der Liebe Leben
Vielfarbig steht gemalt auf meinen Wangen,
Und könnt' errathen, wie sie innen schaltet,
Wo Tag und Nacht sie waltet,
Mit jener Kraft, die sie von Euch empfangen,
Euch frohen, sel'gen Sternen,
Noch sel'ger, sähet Ihr das eigne Prangen.
Doch kehrt Ihr Euch zu mir aus Euren Fernen,
Könnt', was Ihr seid, an anderen ihr lernen.

Vermöchtet Ihr, der hehren
Göttlichen Schönheit Kund' Euch zu erwerben,
Wie einer, dem ihr Anblick ward geschenket,
Es müßt' in Lust ersterben
Das Herz; vielleicht muß solches d'rum entbehren
Die Kraft, die Eure Wimpern hebt und senket.
O selig, wer da Euer seufzend denket,
Ihr Himmelsstern', um die mit Dank ich minne
Mein Leben, das mich sonst um Nichts erfreuet!
Warum so karg verleihet
Ihr das, wovon ich nimmer g'nug gewinne?
Warum, wie Amors Tücke
Mich tödtet, werdet Ihr nicht öfter inne?
Und freu' ich mich einmal in selt'nem Glücke,
Warum doch raubt Ihr mir's im Augenblicke?

Wohl manchmal, daß ich's sage,
Läßt Eure Gnade mich im tiefsten Herzen
Ein neues, ungewohntes Glück empfinden,
Das von mir aller Schmerzen
Grauenvolle Bürde nimmt und alle Klage,
So daß nur eine bleibt, wenn tausend schwinden.
Dies nur, sonst nichts, kann mich an's Leben binden.
Und wenn solch' Glück von ein'ger Dauer wäre,
Kein Zustand könnte sich mit meinem messen!
Doch möchte mich vermessen
Und And're neidisch machen solche Ehre;
D'rum muß es, ach! geschehen,
Daß letztes Lächeln sich in Leid verkehre,
Und, weil des Herzens Flammen d'rin verwehen,
Ich mein gedenk' und in mich lerne gehen.

Ich seh' in Euch so offen,
Was in Euch wohnt, daß aus der Brust mir's ziehet,
Was d'rin von Lust sich eingenistet immer;
D'raus Wort und Werk erblühet,
So trefflich dann, daß mir vergönnt, zu hoffen:
Stirbt auch mein Fleisch dereinst, ich sterbe nimmer.
Es flieht die Sorg', erscheint mir Euer Schimmer,
Und geht Ihr, muß auf's Neu das Herz erkranken.
Doch weil der Liebe seliges Erinnern
Die Pforte schließt zum Innern,
Dringt sie nicht zu des Herzens heil'gen Schranken.
D'rum, reift an meinen Zweigen
Gesunde Frucht; der Saam' ist Euch zu danken.
Ich selbst muß mich wie eine Oed' erzeigen;
Ihr baut sie, und der Preis ist Euer eigen. —

Nicht sänftigst Du Canzone, Du entflammest,
Was mich mir selbst entwendet, zu verkünden;
D'rum glaub' es mir, Du wirst Genossen finden.

---

4. (IX.)

Ich seh', o Herrin flimmern
Ein Licht in Euren Augen, süß und milde,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret,
Und sichtlich, wie im Bilde,
Seh' Euer Herz allda hindurch ich schimmern,
Wo ich allein mit Amor eingekehret.
Der Anblick ist's, der Gutes thun mich lehret,
Daß ruhmvoll einst ich von der Erde scheide;
Er einzig trennt und fernt mich von der Menge.
Der Sprache nie gelänge,
Zu künden, was die Himmelslichter beide
Mich fühlen lassen innen,
So, wann die Flur erstarrt im Winterkleide,
Als wenn im Lenz die Quellen wieder rinnen,
Wie sich's gezeigt in meiner Noth Beginnen.

Oft sprach ich in Gedanken:
Wenn Er, der ob den Sternen ewig waltet
Und gnädig seine Macht erwies hienieden,
Gleich Schönes dort entfaltet,
So öffnet Euch, Ihr meines Kerkers Schranken,
Die mich vom Pfad zu solchem Glück geschieden! —
Dann aber, mit dem alten Krieg zufrieden,
Dank ich Natur und meines Werdens Lage,
Die mich zu solchem Segen aufgehoben,
Und Ihr, die mich erhoben
Zu solcher Hoffnung, der mir selbst zur Plage
Ich bis dahin gelegen.

Seit ich so hohen Muth im Herzen trage,
Zu dem den Schlüssel ihre Augen hegen,
Fühl' ich ein frohes, selbstgefällig Regen.

Wie viel der sel'gen Wonnen
Lieb' oder des Geschicks unstete Hände
Auf Einen ihrer Günstling' ausgegossen,
Gern tauscht ich solche Spende
Für einen Blick der Augen, d'rin begonnen
Mein Heil, wie Bäum' aus ihren Wurzeln sprossen.
Ihr, meines Lebens selige Genossen!
Ihr Himmelsfunken, d'ran sich Freud' entzündet,
In der gemach mein Leben sanft verglühet!
Wie jeglich Licht entfliehet
Und schnell versiegt, wo Eures sich entbindet;
So, wenn so viel des Süßen
Herniederströmet in mein Herz, entschwindet
Jeder Gedank', ein Andres zu genießen;
Nur Amor will mit Euch sich d'rin verschließen.

Was Süßes war jemalen
Im Herzen sel'ger Liebenden beisammen,
Ist wenig gegen das, was ich ersiege;
Laß einmal ihr die Flammen
Holdselig zwischen Weiß und Schwarz erstrahlen
D'raus Amor scherzend ruft zu Spiel' und Kriege.
Und seit den Windeln, glaub' ich, und der Wiege
Hat gegen Unvollkommenheit und Leiden
Der Himmel mir dies Labsal wollen schenken. —
Nur Hand und Schleier kränken,
Die oft von meinem höchsten Glück mich scheiden
Und meine Augen zwingen,
Daß sich die Sehnsucht Tag und Nacht aus beiden
Ergießt, dem Herzen Linderung zu bringen,
Das stets sein Wesen ändert mit den Dingen.

Weil ich mit Unbehagen
Seh', wie mein Wesen so gering zu achten
Unwürdig, also theuren Blick zu binden,
Geht dahin nur mein Trachten,
Der hohen Hoffnung werth mich zu betragen
Und edler Flammen, die mich ganz entzünden.
Wenn ich zum Guten schnell und träg' zu Sünden,
Verächter dessen, was die Welt begehret,
Durch emf'gen Fleiß zu werden mich bemühe,
Vielleicht, daß so noch frühe
Genug mein Lob zu mildem Spruch sie kehret.
Gewiß, schweigt je im Leben
Die Klage, die mein armes Herz beschweret,
Geschieht's zuletzt durch süßer Augen Beben,
Die letzte Hoffnung, Liebenden gegeben.

Canzon', es ist voraus Dir eine Schwester,
Und eine zweite fühl' ich sich bereiten
An gleichem Ort; d'rum füll' ich mehr der Seiten.

---

5. (X.)

Weil meine heißen Triebe
Durch mein Geschick zu reden mich gezwungen,
Da sie nur immer sonst mich seufzen hießen,
Sei Du, die mich durchdrungen,
Mir Führerin zum rechten Weg, o Liebe!
Laß sehnend sich mein Herz im Lied ergießen,
Doch so, daß es im Uebermaaß des Süßen
Nicht untergeh', wie mich zu fürchten zwinget;
Was d'rin ich, wo kein Aug' es sieht, empfinde,
Weil mehr ich mich entzünde
Im Reden, und, wie Geist und Will' auch ringet,
(D'rum zag' ich so und bange)
Doch nimmer sich des Herzens Gluth verringet.
Ich schmelze hin bei meiner Worte Klange,
Wie Eis in Sonnengluth am Felsenhange.

Wohl glaubt' ich im Beginne
Würd' ich von meiner heißen Sehnsucht sagen,
Ein Weilchen Rast und Frieden zu erlangen;
Die Hoffnung ließ mich's wagen,
Die Schmerzen zu verkünden süßer Minne.
Nun in der Noth ist sie mir ausgegangen,
Doch kühn verfolg' ich, was ich angefangen,
Und fahre fort, von Lieb und Weh zu singen;
So trägt die Sehnsucht mich auf mächt'gem Flügel! —
Vernunft, die sonst am Zügel
Sie hielt, ist todt und kann sie nicht bezwingen.
D'rum rüste Du mit Tönen
Mich, Amor, aus, daß, wenn sie jemals dringen
Zum Ohr der süßen, feindlich spröden Schönen,
Sie mir nicht, doch dem Mitleid sie versöhnen!

Ich sag', es gab einst Zeiten,
Wo noch die Menschen, wahrem Ruhm gewogen,
In Wissensdurst und Thatendrang erglühten,
Nach fernen Landen zogen,
Nicht zagten, Berg und Fluth zu überschreiten,
Das Beste sammelnd und die schönsten Blüthen.
Nun Gott, Natur und Liebe mir behüten
Für jede schönste Tugend eine Stelle
In Lichtern, d'rin ich Freude fand und Leben,
Brauch' ich nicht fern zu streben,
Hinweg von der und jener Uferschwelle.
Bei ihnen will ich weilen,
Als meines Heiles lang erprobter Quelle;
Und treibt mich Sehnsucht, in den Tod zu eilen,
Weiß ich, ihr Anblick wird mir Hülf' ertheilen.

Wie Schiffer müd' im Dunkel
Durchstürmter Nächte hoffend schau'n nach oben,
Den Lichtern zu, die nie vom Pole weichen,
So ist in Sturmes Toben,
Den Lieb' erregt, der Augen Lichtgefunkel
Mein einz'ger Trost, mein einzig' Rettungszeichen.
Doch mehr, ach! als des freien, gnadenreichen
Geschenks, wird dessen mir, was ich, gezwungen,
Wie Liebe lehrt, bald hier, bald da entwende;
Und schon die kleine Spende
Hat mir als stete Norm sie aufgedrungen.
Seit sie mich neu geboren,
Ist ohne sie nichts Gutes mir gelungen.
So hab' ich sie zu Herrschern mir erkoren;
Für sich allein ist meine Kraft verloren.

Ach! ich vermöchte nimmer
Die Wirkungen zu denken noch zu künden,
Die, holde Augen, Ihr mir schaff't im Herzen;
Des Lebens Wonnen schwinden
All' hinter Euch, und jeder Glanz und Schimmer
Erbleicht vor'm Scheine dieser lichten Kerzen.
Wohl einen sanften Frieden, sonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden gleich, gebieret
Ihr liebeselig Lächeln mir und spendet.
O könnt' ich unverwendet
Nur einen Tag, deß' Strahl sich nie verlieret,

Den Blick nach ihnen lenken,
Zu seh'n, wie Amor freundlich sie regieret!
Nicht And'rer würd' ich dann, noch meiner denken,
Und häufig nicht mein Auge niedersenken.

Weh', daß zu allen Stunden
Nach dem ich trachte, was ich nie erringe,
Und hoffnungslos mich nähre von Verlangen!
O wäre jene Schlinge,
D'rin Liebe meine Zunge hält gebunden,
Mein großer Glanz den schwachen Blick befangen,
Nur erst gelöst, ich würde Muth empfangen,
So Neues augenblicklich zu erzählen,
Daß Jenes es zu Thränen müßte rühren!
Die Wunden nur verführen
Das kranke Herz, sich And'res zu erwählen,
D'rum seh' ich mich entfärben;
Das Blut, es will, weiß nicht, wohin sich stehlen;
Das Alte lass' ich, Andr'es zu erwerben;
Ich weiß, an diesen Wunden werd' ich sterben.

Canzone, sieh', von langer süßer Rede
Fühl' ich der Feder schon die Kraft gebrochen;
Nicht so dem Geist, wie viel er auch gesprochen.
[2—5 übers. von K. Förster.]

---

[Diese drei letzten Canzonen, nach dem Schlusse der ersten „Schwester-Canzonen" (Canzoni sorelle) genannt, werden von den Italiänern die drei Grazien, die Göttlichen genannt, in denen Petrarca sich selbst übertroffen habe. Ihr gemeinschaftlicher Gegenstand sind Laura's Augen, das Lieblingsthema unseres Dichters.]

---

## 6. (XIV.)

[Die Scene dieser Canzone sind die Ufer der Sorgue bei Vaucluse.]

Klar' frische grüne Fluthen,
Dabei die schönen Glieder
Gelagert, die mir einzige der Frauen;
O Zweig, dem sie geruhten
(Erseufzend denk' ich's wieder)
Den holden Leib als Säule zu vertrauen:
Halm, Blume sel'ger Auen,
Wo sanft sich hingegossen
Gewand und Busen wonnig;
Luft, heilige, mildsonnig,
Wo Augen licht mein Herz der Lieb' erschlossen;
Nun gabt Gehör ihr alle
Der Trauerworte bald verklung'nem Schalle.

Ist mir solch' Loos beschieden,
Will das der Himmel haben,
Daß Liebe meine Tage weinend ende;
So sei bei Euch in Frieden
Die arme Hüll' begraben,
Und frei zur Heimath sich die Seele wende.
Viel minder herb' ich fände
Den Tod, so dieses Hoffen
Beim schweren Schritt mich leitet;
Denn friedlicher bereitet
Wär' nie ein Port dem müden Geiste offen,
Noch still're Gruft dem todten
Verhärmten Leib, und dem Gebein geboten.

Wohl kann die Zeit noch kommen,
Daß die gewohnten Pfade
Die Holde, Fromm' und Milde wieder gehe,
Wo sie mein wahrgenommen
Am Tag des Heil's, gerade,
Wohl sehnsuchtsvoll ihr Blick, und freudig, spähe,
Mich suchend: Aber wehe!
Schon unterm Stein gewahre
Der Erde, so daß Liebe
Sie zu erseufzen triebe
So süß, daß doch mir Gnade wiederfahre,
Die sie, an Schleiers Saume
Trocknend ihr Aug', erzwingt vom Himmelsraume.

Es wallt aus schönen Zweigen —
Ich denk's in süßer Wehmuth —
Auf ihren Schoß herab ein Blüthenregen;
Da sah ich sie sich neigen,
Glorreich, in solcher Demuth,
Schon überdeckt vom liebevollen Segen;
Zum Saume bald bewegen,
Bald zu den blonden Locken
— Die heut' aus Gold gegossen
Gleich Perlen sie umflossen —
Zu Erd' und Wasser sich die weißen Flocken;
Und schwebend hingetragen:
„Lieb' herrschet hier," schien manche irr zu sagen.

Wie vielmal dann, versunken
In Staunen mußt' ich sagen:
„Gewiß, sie ist im Paradies geboren."
So war die Seele trunken.
Im göttlichen Betragen,
Antlitz und Red' und Lächeln süß verloren,
Und so der Trug verschworen
Zu fernen alle Wahrheit,
Daß ich gefragt, beklommen:
„Wie, wann bin ich gekommen?"
Mich wähnend fern der Erd' in Himmelsklarheit.
Seitdem am Ort ich hange,
Daß anderswo ich Frieden nicht erlange.

Wärst Du, mein Lied, geschmückt nach Deinem Wunsche,
Du gingst aus den Gebüschen
Kühnlich hervor, Dich zu dem Volk zu mischen.
[Uebers. von E. v. d. Malsburg.]

---

## 7. (XVI.)

Sind, mein Italien, gleich umsonst die Worte
Bei all' der Wunden Fieber,
Die ich an Deinem schönen Leibe sehe:
Doch biet' ich gern die Seufzer dar, wie Tiber
Und Arno sich zum Horte
Sie hofft und Po, wo ich jetzt gramvoll stehe.
O Herr der Welt, ich flehe:
Die Liebe, die Dich einst zu Erden führte,
Nicht Deinem auserkor'nen Land' entziehe.
Du, Herr der Gnaden, siehe,
Welch' leichter Grund die grause Flamme schürte
Wenn Mars, der ungerührte,
Die Harten stählt zum Streiten,
So sänft'ge Du sie, Vater, und versöhne,
Und gieb, daß von den Saiten,
Wer ich auch bin, nur Deine Wahrheit töne.

Und Ihr, in deren Hand das Glück die Zügel
Gelegt der schönen Gauen,
Von denen Euer Herz sich abgewendet,
Wozu die fremden Schwerter unsern Auen?
Daß Fluren rings, und Hügel
Werden von der Barbaren Blut geschändet? —

Von eitlem Wahn geblendet
Seh't wenig Ihr, und meinet viel zu sehen,
In feilem Herzen suchend Lieb' und Ehre.
Wer mehr der Söldnerspeere
Besitzt, hat mehr der Feinde zu bestehen.
O Fluth, die fremde Höhen
Und Wüstenei'n uns senden,
Um uns're holden Fluren zu verheeren!
Wenn von den eig'nen Händen
Uns solches kommt, wer soll uns Heil gewähren?

Wohl sorgte die Natur und ließ einst freundlich
Sich zwischen uns erheben
Und deutscher Wuth der Alpen hohe Säulen;
Doch blinde Gier, mit unheilvollem Streben
Gegen sich selber feindlich,
Schuf dem gesunden Leibe Beul' an Beulen.
In einem Käfig weilen
Nun wild' und zahme Heerden als Genossen,
Daß immerdar die Besseren verzagen,
Und — was noch mehr zu klagen —
Von einem rohen Volke jen' entsprossen,
Dem so die Seit' erschlossen
Einst Marius, wie wir lesen,
Daß — noch ist's dem Gedächtniß nicht entsunken —
Des Durst's er zu genesen
Mehr Blut als Wasser aus dem Strom getrunken.

Von Cäsar schweig' ich, der auf jedem Pfade
Mit ihrem Blute tränkte
Das Gras, wo unserm Schwert er rief zu schalten.
Ein feindliches Gestirn, so scheint es, lenkte
Von uns des Himmels Gnade.
Dank Euch, die Ihr so hohen Ruf erhalten!
In Zwist und Streit gespalten,
Müßt Ihr der Erde schönstes Land verderben.
Ha, welche Schmach! o Sünde, kaum zu fassen:
Den armen Nachbar hassen!
Auf seiner kleinen Habe letzte Scherben
Jagd machen und dann werben
Um Fremder Gunst und Neigung,
Die Blut und Seel' um eitlen Sold verdingen!
Ich sprech' aus Ueberzeugung,
Nicht, weil Verachtung oder Haß mich zwingen.

Nach so viel Proben werdet Ihr nicht innen
Des Baiern arge Ränke,
Der, Eide schwörend, mit dem Tode spielet?
Herber ist Schmach, als Schaden, wie ich denke.
Doch mehr des Bluts wird rinnen,
Wenn eines Andern Zorn an Euch sich kühlet;
Nur einen Morgen fühlet
In Eure Brust und lernt, wie And're schätze,
Wer selber so gar wenig achtet seiner!
O Blut Du der Lateiner,
Wirf ab die schweren unheilvollen Netze!
Kein Name sei Dein Götze,
So inhaltleer erfunden!
Daß uns die Wuth nun seinen wilden Horden
An Einsicht überwunden,
Ist lediglich durch eig'ne Schuld uns worden!

Ist dies das Land nicht, das zuerst ich schaute?
Das Nest nicht, das mich hegte,
Um süße Kost dem Hungrigen zu reichen?
Ist's nicht die Mutter, die mich sorgsam pflegte?
Der liebend ich vertraute?
Die zärtlich deckt der Eltern theure Leichen?
Um Gott, laßt dies erweichen
Doch Euer Herz, und mit Erbarmen sehet
Des armen Volkes Thränen und Bedrückung,
Das nur von Euch Erquickung
Nächst Gott erwartet! O, nur einmal stehet
Nicht kalt und unerflehet!
Und gegen Muth wird Tugend
Sich rüsten, bald der Kampf zum Ziel gelangen;
Ist in Italiens Jugend
Ja noch der alte Muth nicht untergangen.

Bedenkt, Ihr Herren, wie die Tag' entfliegen,
Wie schnell die Jahr' entgleiten,
Und wie der Tod uns immerdar im Rücken!
Noch seid Ihr hier; denkt an die Reis' in Zeiten!
Einst an den dunklen Stiegen
Wird nackt und einsam sich die Seel' erblicken.
Hinweg mit Haß und Tücken!
Nicht dürfen Euch im Erdenthale schänden
Die Stürme, die des Lebens Heit're schwärzen. —
Die Zeit, zu And'rer Schmerzen
Vergeudet, mög't zu Beff'rem Ihr verwenden,
So mit Verstand als Händen,
Zu löblich schönen Dingen,
Zu einem guten, ehrenhaften Streben!
Das wird hier Freud' Euch bringen,
Und macht den Himmelspfad Euch leicht und eben. —

Ich rathe Dir, Canzone,
Sag' höflich Deine Meinung; denn zu Leuten,
Die stolz und übermüthig, geht die Reise,
Die sich nach alter Weise
Und bösem Brauche immerfort bereiten,
Die Wahrheit zu bestreiten.
Doch besser wirst Du fahren
Bei wen'gen Edeln, die des Bösen müde.
„Wer wird," sprich da, „mich wahren? —
Ich geh' und rufe: Friede, Friede, Friede!"

[Uebers. von Schlegel u. K. Förster.]

---

[Die blutigen Fehden, in denen die entzweiten Großen Italiens zu Petrarca's Zeit einander bekämpften und ihr schönes Vaterland zerfleischten, und die noch verderblicher wurden durch die Ausschweifungen deutscher Söldlinge — die, von Ludwig von Baiern und Johann von Böhmens Schaaren in Italien zurückgeblieben, von den Herren des Landes in Dienste genommen wurden — bilden die Veranlassung zu diesem Liede, das Petrarca 1344 dichtete. In der ersten Stanze richtet er seine Worte an ganz Italien, in der zweiten an die Herren des Landes. In Stanze 5 beziehen sich „des Baiern arge Ränke" entweder auf Ludwig von Baiern selbst und sein Benehmen gegen die italiänischen Großen, oder auf jene deutschen Söldlinge, die bald diesem, bald jenem Herrn dienten, bald ganz frei, ohne Soldherrn, umherschwärmten.]

---

8. (XVII.)

[Auf einer Reise nach Italien gedichtet, 1345, wo der Dichter, unzufrieden mit dem päpstlichen Hofe, nicht ohne Widerspruch des Cardinals Colonna, Avignon verließ, um sich für immer in Italien niederzulassen.]

Von Traum zu Traum, von Berg zu Berg geleitet
Die Liebe mich, denn den betret'nen Wegen
Fühl' ich verhaßt ein ruhbedürftig Leben;
Wo Bach und Quell in stillen Auen gleitet,
Und wo zwei Höh'n ein schattig Thal umhegen,
Darf sich zur Ruh' die dumpfe Seele geben,
Und, will's die Liebe eben,
Lacht sie und weint, und zittert und vertrauet;
Der Blick, der folgend, wo sie will, sie schauet,
Wird wild und wieder heiter,
Und schweift von diesem schnell zu jenem weiter,
Daß, wer es sähe, kennend solches Lieben,
Spräch: dieser brennt von Zweifeln umgetrieben.

Wo ich durch Berg' und wilde Wälder wanke,
Da find' ich Ruh; bewohnte Orte sehen,
Ist meinen Augen wie die Todesplage.
Neu keimt bei jedem Schritte ein Gedanke
Der Herrin mein, die oft zu Scherz die Wehen
Verdrehen will, die ich um sie nur trage,
Doch, kaum ich wieder wage
Nicht mehr dies schöne bitt're Sein zu führen,
So sag' ich mir: Mag sein, daß bessern Jahren
Dich Liebe will bewahren,
Und Dir gering, magst Du noch And're rühren.
Und so ich seufzend immer weiter gehe:
„Ob's möglich sei, wie es, und wann geschehe."

Wo einer Fichte hoher Wipfel schattet,
Da bleib' ich, und am ersten Felsensteine
Zeichn' ich im Geist ihr schönes Antlitz nieder,
D'rauf in mir selbst find' ich die Brust ermattet,
Von Zärtlichkeit, und rufe: „Armer! weine!
Wo schiedest her, und wohin kamst Du wieder?"
Doch während ich hinwieder
An jenes Bild den irren Sinn gekettet,
Daß ich im Schauen mein vergessen bliebe,
Fühl' ich so nah' die Liebe,
Daß meine Seel' im eig'nen Wahn sich rettet.
Und sah ich sie, so oft und schön, begehre
Ich weiter nichts, als daß der Irrthum währe.

Oft sah ich sie (wer wird mir's glauben?) lebend
In klarer Fluth, und auf den grünen Matten,
Und an des schlanken Buchenbaumes Rinde,
Dann wieder hell in weißer Wolke schwebend,
Daß Leda spräch': ihr Kind sei nur ein Schatten,
Wie ein Gestirn vor Sonnenlicht erblinde.
Je öder ich es finde
Am wüsten Ort und in verlass'ner Wildniß,
Malt sie mein Geist nur in so schön'rer Klarheit.
Doch scheucht mir dann die Wahrheit
Den süßen Wahn, setz' ich mich kalt, ein Bildniß
Aus todtem Stein, auf dem lebend'gen Steine,
Dem Manne gleich der denkt, und schreib' und weine.

Wohin nicht and'rer Berge Schatten reichen,
Und hoch zumeist die steilen Kuppen scheinen;
Da muß mich hin ein innig Sehnen lenken,
Da mess' ich meine Leiden sonder Gleichen
Mit meinen Augen, hauche aus in Weinen
Das Herz, um das sich Schmerzensnebel senken;
Dann muß ich sehen, denken,
Wie Luft mich trennt von ihrer Augen Sternen,
Die stets so nah, so fern mir immer bleibet.
Leis' leis' in mir: „Was treibet
Dich Aermsten?" ruft's: „vielleicht in jenen Fernen
Seufzt sie anjetzt, daß Du von ihr geschieden." —
Und dies nur träumend, haucht die Seele Frieden.

Lied', jenseits jener Alpen,
Wo heller geh'n und heiterer die Lüfte,
Auf klarem Bächlein wirst mich wiedersehen,
Wo uns ein frisches Wehen
Herüberathmet eines Laurus Düfte,
Dort weilt mein Herz, geraubt von meiner Frauen,
Nur dort allein magst Du mein Bild erschauen.

[Uebers. von E. v. d. Malsburg.]

---

## III. Neunte (Doppel-) Sestine.

Mein glückliches Geschick, all' meine Freude,
Die heiter'n Tage und die stillen Nächte,
Die leisen Seufzer und die süße Sprache,
Die sonst getönt durch meine Reim' und Lieder,
In Schmerzen plötzlich nun verkehrt und Thränen,
Machen verhaßt das Leben, lieb das Sterben.

Du unerbittlich grausam bitt'res Sterben,
Entfremdest mich auf ewig aller Freude;
Mein ganzes Leben soll vergeh'n in Thränen,
Die Tag' in Klagen und in Leid die Nächte.
Die schweren Seufzer gehen nicht in Lieder,
Den herben Jammer nennet keine Sprache.

Wohin gerieth, ach! meiner Liebe Sprache,
Vom Zorne nur zu sprechen und vom Sterben?
Wo sind die Reime hin, wohin die Lieder,
Des adeligen Herzens Lust und Freude?
Wohin der Liebe süß' Geschwätz durch Nächte?
Jetzt sprech' und sinn' ich And'res nicht, als Thränen.

In Sehnsucht waren mir so süß einst Thränen,
Daß sie mit Süße würzten herbste Sprache,
Und mich durchwachen ließen alle Nächte.
Jetzt ist mir Weinen bitterer als Sterben,
Seit sich ihr Auge schloß, voll Huld und Freude,
Der reiche Inhalt meiner armen Lieder.

In ihrem Blick empfingen meine Lieder
Ein leuchtend Ziel von Amor, jetzo Thränen,
Gedenk' in Schmerzen ich der Zeit der Freude.
Mit den Gedanken ändr' ich d'rum die Sprache,
Und bitt', o bleicher Tod, Dich, laß mich sterben,
Und nimm von mir die leidensvollen Nächte.

Der Schlummer fliehet meine bangen Nächte,
Und der gewohnte Klang die heisern Lieder,
Die nichts zu reden wissen als von Sterben;
So hat mein Sang verwandelt sich in Thränen!
Liebe nie sprach so wechselvolle Sprache,
Die jetzt so traurig, wie vordem voll Freude.

Nie liebte Jemand mehr, denn ich, in Freude;
Jetzt Keiner trauriger so Tag' als Nächte.
Es wächst in mir der Schmerz, mit ihm die Sprache,
Und löst vom Herzen thränenvolle Lieder.
Von Hoffnung lebt' ich; jetzo nur von Thränen,
Und gegen Sterben hoff' ich nichts, als Sterben.

Durch Sterben sterb' ich, und allein im Sterben
Seh' ich das Antlitz wieder, das in Freude
Verwandelte mein Seufzen, meine Thränen,
In Lust so sturm'- als regenhafte Nächte,
Wann sorgsam ich Gedanken webt' in Lieder
Und Amor Schwung verlieh der matten Sprache.

O wäre mir so jammervolle Sprache,
Daß meine Laura sie entriß dem Sterben,
Wie einst die Gattin Orpheus, sonder Lieder!
Wie wollt' ich leben dann in neuer Freude! —
Kann es nicht sein, mag eine dieser Nächte
Verschließen mir den Doppelquell der Thränen.

Viel Jahre hab' ich, Amor, Dir mit Thränen
Mein Leid geklagt in schmerzensreicher Sprache;
Von Dir auch hoff' ich nimmer lind're Nächte.
Den Tod d'rum fleh' ich um ein baldig Sterben,
Daß droben er bei ihr mir schenke Freude,
Um die ich wein' und singe meine Lieder.

Gelangt die schwache Stimme meiner Lieder
Zu ihr, die über Zorn erhöht und Thränen,
Durch ihren Reiz den Himmel füllt mit Freude,
Erkennen wird den Wandel sie der Sprache,
Die ihr vielleicht gefiel, bevor das Sterben
Ihr hellen Tag verlieh, mir schwarze Nächte.

O, die Ihr seufz't um glücklichere Nächte,
Von Liebe hört, von Liebe spendet Lieder,
Erfleht vom Tode mir ein baldig' Sterben,
Zu meiner Leiden Port, Ziel meiner Thränen,
Daß endlich er doch änd're seine Sprache,
Die Jedem Kummer bringt, mir aber Freude!

Mir brächten Freud' ein oder wenig Nächte —
In rauher Sprache flehen meine Lieder,
Daß meine Thränen endige das Sterben.

[Uebers. von K. Förster.]

## IV. Erste Ballate.

Ich sah, o Herrin, — so in Sonn' als Schatten —
Euch nie den Schleier heben,
Seit Ihr erkannt mein Sehnen und mein Streben,
Die keinem ander'n Wunsch d'rin Raum gestatten.

So lang' ich die Gedanken hielt versteckt,
Die mein Gemüth in Sehnsucht aufgezehret,
Hab' ich verklärt von Mitleid Euch gefunden,
Doch seit Euch Amor über mich belehret,
War sorglich stets das blonde Haar verdecket,
Der liebevolle Blick in sich gebunden.
Was mir das Liebst' an Euch, ist mir entschwunden. —
Das ist des Schleiers süßes Walten,
Der mir zum Trost, ob Frost, ob Hitze schalten,
Der Augen süßes Licht mir will umschatten!

[Uebers. von Förster.]

## V. Aus den Triumphen.

### Der Triumph der Zeit.

Aus gold'nem Bett, woraus Aurorens Prangen,
Stieg Sol so schnell, von Strahlen rings umwoben,
Daß Mancher spräche, er ist untergangen.

Ein wenig dann, wie Weise thun, erhoben,
Schaut er umher, und sprach zu sich gekehret:
„Was sinnest Du? mehr Vorsicht wär' zu loben!

Sieh'! wenn ein Mensch auf Erden war geehret,
Und durch den Tod sein Ruhm sich nicht verringet,
Wird da des Himmels Ordnung nicht gestöret?

Wenn sterbend größern Ruhm der Mensch erringet,
Der schwinden sollte, seh' zu End' ich geben
All' unsern Stolz, das ist's, was Leid mir bringet.

Was giebt's noch, was kann Schlimm'res mehr geschehen?
Was hab' ich mehr hier als der Mensch auf Erden,
Dem ich aus Gnaden gleich nur möchte stehen?

Vier Rosse zäum' ich — mit wie viel Beschwerden! —
Und sporn' und geißl' und tränke sie im Meere!
Des Menschen Ruhm's nur kann nicht Herr ich werden.

Ein Unrecht war's und Schmach fürwahr, nicht Ehre,
Geschäh' mir dies, wenn d'roben mir gegeben
Nicht erster Rang, nur zweiter, dritter wäre.

Nun aber lod're auf mein ganzes Streben
Und meinem Flug verdopple Zorn die Schwingen!
Die Menschen haff' ich all', nicht berg' ich's eben,

Wovon, ob tausend Jahre schon vergingen,
Ich Manchen lichter, als im Leben sehe,
Und ich kann's nur im Mühen weiter bringen.

Noch bin ich so, wie ich gewesen, ehe
Die Erde war, da Tag und Nacht bis heute
Kreisend der Erde runde Straß' ich gehe." —

Er spricht's und hat alsbald vor Zorn in's Weite
Um Vieles rascher seinen Lauf genommen,
Als hoch her stürzt ein Falk' auf seine Beute.

Ja, kein Gedanke wußt' ihm nachzukommen,
Viel minder, daß den Worten es gelinge;
D'rum sah ich's an, von großer Furcht beklommen.

Damals hielt ich das Leben sehr geringe,
Weil es so wunderbare Eil' empfangen,
Der sonst ich d'rauf gehalten große Dinge.

Zum Wunder'n eitel schien es mir zu hangen
An Dingen, die im Drang der Zeit entschwinden,
Die, ob Du stark sie fassest, schnell vergangen.

D'rum, wer da sorgt, das Glück unstät zu finden,
Der schaue zu, so lang' noch frei die Hände,
Sein Hoffen nur auf festen Ort zu gründen.

Denn wie die Zeit ich eilen sah behende
Dem Führer nach, dem nirgend Ruhe winket,
Ich sag' es nicht, weil ich nicht Worte fände.

Ich sah, wie Rof' und Eis beisammen blinket,
Gleichsam an einer Stelle Frost und Hitze,
Was schon dem Hörer wundersam bedünket.

Doch wer wohl aufmerkt mit geschärftem Witze,
Wird seh'n, so sei's; ich sah es jung, ach! nimmer,
D'rob ich mich selber gegen mich erhitze.

Der Hoffnung folgt' ich und des Wahnes Schimmer,
Der ich jetzt einen hellen Spiegel habe,
D'rin ich mich seh und meine Täuschung immer;

Und wie ich kann, bereit' ich mich zum Grabe,
Denkend, wie kurzes Dasein mir gegeben,
Der ich ein Greis, heut' Morgen noch ein Knabe.

Ist mehr denn, als ein Tag, das Menschenleben,
Umnebelt, kurz und kalt und voll vom Leide?
Scheint es auch schön, ist's werthlos doch daneben;

Da wohnt der Menschen Hoffnung, da die Freude,
Da stolz empor das Haupt die Armen richten,
Und wer weiß, wann er lebe, wann er scheide?

Ich seh' behende sich mein Leben flüchten,
Ja, alles Leben, und in Sol's Enteilen
Wird offenbar mir nur der Welt Vernichten.

Laßt von dem Wahn, o Jüngling', Euch doch heilen,
Die Ihr mit breitem Zeitmaß Euch betrüget!
Denn minder schmerzen vorgeseh'ne Beulen.

Vielleicht, daß meine Red' umsonst verflieget,
Doch thu' ich es Euch kund, daß Ihr gebunden
In tödtlicher und schwerer Starrsucht lieget.

Es fliehen Monde, Jahre, Tage, Stunden,
Bis wir nach wen'ger Augenblicke Zählen
Zusammen All' ein and'res Land gefunden.

Nicht wollt' das Herz gegen die Wahrheit stählen
Nach Brauch, o daß den Blick ein Jeder wende,
Da er zu bessern noch vermag sein Fehlen!

Nicht harrt, bis seinen Pfeil der Tod entsende,
Wie meist Ihr's thut, denn ach! der Thoren Schaaren
In Wahrheit sind unzählbar, sonder Ende.

Als ich geseh'n (ich kann sie noch gewahren)
Die Eil' und Flucht des mächtigen Planeten,
Woron ich Schmach und Täuschung viel erfahren,

Sah eine Schaar ganz froh daher ich treten,
Nicht vor der Zeit und ihrer Wuth erblassend,
Im Schutze der Geschicht' und der Poeten,

Die schien noch mehr er als die Andern hassend,
Weil sie des allgemeinen Käfigs Schwelle
Entflogen, sich auf eig'ne Kraft verlassend.

Und gegen diese war der einzig Helle
Mit stärkster Kraft zu rüsten sich entschlossen,
Bereitend sich zu flüchtigerer Schnelle.

Verdoppelt war das Futter seinen Rossen;
Die Kön'gin schon, von der Euch vordem Kunde,
Wollte von Ein'gen scheiden der Genossen.

Es hieß — weiß nicht zu wem, doch schrieb zur Stunde
Ich's auf, in Blättern, die wie Laub verwehen,
Blinder Vergessenheit nächtigem Grunde: —

„Sol wird nicht Jahre sich, wie Lustren drehen,
Jahrhunderte, ein Sieger allzumalen,
Dieser Erlauchten thöricht Treiben sehen.

Wie viel am Hebrus, am Peneus strahlen,
Die da gestorben oder werden sterben!
Wie Viel' am Xanthus und in Tebro's Thalen!

Unsteter Herbst, wie Himmels wechselnd' Färben
Ist Euer Ruhm, zwei Wölkchen ihn besiegen,
Zeitgröß' ist großem Ruhm ein groß' Verderben.

Es sinkt die Pracht von Euren Siegeszügen.
Herrschaften sinken, sinken Königssitze;
All' Ding' auf Erden muß der Zeit erliegen,

Guten nimmt sie, — nicht, daß sie Bessern nütze,
Und nicht das Aeuß're bloß kann nicht bestehen,
Auch Eure Wortkunst nicht und Eure Witze.

So wälzt sie mit sich fort die Welt im Gehen
Und ruhet nicht und kehret nicht und eilet,
Bis sie in wenig Staub Euch sieht verwehen!

Weil solche Hörner Eurem Ruhm ertheilet,
Ist Wunder nicht, wenn, um sie zu zerstören,
Sie manchmal ungewöhnlich sich verweilet.

Doch was der Pöbel denk' und spreche, wären
So kurz die Stunden nicht von Eurem Leben;
Bald seht zurück in Staub Ihr jene kehren."

Ich hört es und (weil Wahrem widerstreben
Nicht ziemt, noch ihm den Glauben zu versagen)
Sah ich, wie Schnee, all' unsern Ruhm zerbeben.

Und sah die Zeit so viele Namen tragen
Hinweg, daß ich gering sie mußte schätzen,
Obwohl danach die Menschen wenig fragen,

Die immer blind am Winde sich ergötzen,
Und Irrthum nur zur Nahrung sich erkoren,
Des Greisen Tod ob den in Windeln setzen.

Wie Viele sterben alt, in Weh verloren!
Wie Viele starben selig in der Wiege!
Es heißt: „Heil dem, der nimmer ward geboren!"

Doch um des Volks, das gierig nur nach Lüge, —
Gesetzt, ein Name leuchte hell nach Jahren,
Was wär's denn nun, daß solchen Preis es trüge?

Ihn zwingt die Zeit und läßt ihn nimmer fahren,
Heißt Ruhm und ist nur zweiter Tod zu heißen!
Vor ihm kann, wie vor'm ersten, Nichts bewahren.

So siegt die Zeit, ob Welt und Ruhmes Gleißen.

[Uebers. von Förster.]

# VIII. Giovanni Boccaccio.

In demselben Verhältnisse, welches Petrarca der italiänischen Poesie gegenüber einnimmt, steht sein Zeitgenosse Boccaccio zur italiänischen Prosa. Doch nicht bloß das Verdienst um die Bildung des prosaischen Stils, sondern auch sein poetisches Bilden in einer selbstgeschaffenen Sphäre, die er erfüllte und wodurch er zum Ausgangspunkte für eine große Reihe von Schriftstellern wurde, weis't ihm die Stelle neben Dante und Petrarca an, die ihm seine Nation zuerkannte, und die um so verdienter ist, als er in Bezug auf die Wiederbelebung der altclassischen Studien keinem Anderen nachsteht.

Wie Dante und Petrarca war auch Boccaccio florentinischer Abkunft. Das Stammschloß seiner Vorfahren, zu Certaldo im Elsathale, in der Nähe von Florenz, gab ihm den Beinamen, mit welchem er oft genannt wird. Sein Vater, ein florentinischer Kaufmann, der sich in Handelsgeschäften zuweilen in Paris aufhielt, hatte sich mit einer Pariserin verbunden. Dieser Verbindung entsproß Giovanni Boccaccio (di Certaldo). Er wurde 1313 geboren: ob zu Florenz oder Paris, ist ungewiß. Der Knabe erhielt in der erstgenannten Stadt eine ausgesuchte Erziehung, und wurde dann, seinen Neigungen entgegen, für den Handel ausgebildet. Während einer mehrjährigen Lehrzeit in Paris, auf wiederholten Geschäftsreisen in Frankreich, hatte er Gelegenheit, sich mit den französischen Fabliaux und Ritterromanen bekannt zu machen; in der ganzen Entwickelung seines Geistes zeigt sich der Einfluß dieser literarischen Bekanntschaft. Eine seiner Geschäftsreisen führte ihn nach Neapel. In der glänzenden Hauptstadt, die zu jener Zeit um den weichlichen französischen Hof des Königs Robert namhafte Fremde, vorzüglich Florentiner, in großer Zahl versammelte, mag der junge Kaufmann Jahre lang unbemerkt gelebt haben, aber nicht verschlossen den geistigen Anregungen, die sich ihm von innen und außen boten. Schon auf den Knaben hatte Dante einen bedeutenden Eindruck gemacht, die Göttliche Komödie war, wie Boccaccio selbst bemerkt, das erste Licht, das seine Seele traf. Doch noch früher hatte sich in ihm ein eigenthümliches Talent kundgegeben. Wir führen seine Worte an: „Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich kaum sieben Jahre alt, und ehe ich noch irgend welche Dichtungen zu Gesichte bekommen oder Lehrer gehabt, ja ehe ich noch recht lesen gelernt hatte, durch den bloßen Trieb der Natur einige, wenn auch nur unbedeutende Erzählungen verfaßte." Diese Eindrücke und Talente konnten durch den widrigen Beruf wohl eine Zeit lang, aber nicht für immer niedergehalten werden.

Am Grabe Virgil's, auf dem Posilippo bei Neapel, wurde er seines eigentlichen Berufes sich so entschieden bewußt, daß er den Entschluß faßte, die Last der Handelsgeschäfte von sich abzuschütteln und sich fortan dem Studium der Alten und der Poesie zu widmen. Sein Vater genehmigte diese Pläne insoweit, als er dem Sohne gestattete, den Handelsstand zu verlassen, dafür jedoch sich durch das Studium des kanonischen Rechtes auf einträgliche Stellen vorzubereiten. In der That verwandte Boccaccio sechs Jahre auf dieses Studium, doch, wie er selbst bemerkt, ohne allen Nutzen. Erst nach dem Tode des Vaters, der 1348 von der damals in Florenz herrschenden Pest dahingerafft worden, konnte er sich ausschließlich seinen literarischen Neigungen ganz hingeben. Mit außerordentlichem Eifer ging er an das Studium der altclassischen Literatur; und er betrieb es mit großer Ausdauer. Im Sammeln von Handschriften römischer und griechischer Werke war er eben so unermüdet und glücklich, wie Petrarca. Zwar hinderten ihn seine beschränkten Vermögensumstände so viel anzukaufen, als der Letztere vermochte: dafür verwandte er jedoch die

müßigen Stunden auf das eigenhändige Abschreiben von Handschriften, deren er überhaupt habhaft werden konnte. Um die Verbreitung der griechischen Literatur erwarb er sich größere Verdienste als Petrarca. Wie gering die Zahl derer in Italien war, die zu jener Zeit das Griechische verstanden, ergiebt eine Stelle aus einem Briefe des Petrarca (1360), worin er die Männer, die sich rühmen konnten, den Homer in der Ursprache zu verstehen, aufzählt: „Man würde ihrer nicht mehr als höchstens fünf in Florenz, einen in Bologna, zwei in Verona, einen in Mantua, einen in Perugia und gar keinen in Rom finden." Während aber dem Petrarca das Verständniß der Griechen in der Ursprache fast ganz verschlossen blieb, konnte Boccaccio mit Stolz bekennen, daß er der Erste in Italien gewesen sei, der das Studium der Iliade unter der Anleitung des Leontius Pilatus, eines der gelehrtesten Griechen seiner Zeit, getrieben habe. Sein Eifer ging weiter: er bewirkte, daß die Florentiner einen eigenen Lehrstuhl für die griechische Literatur an ihrer Universität errichteten, und daß jener Gelehrte auf denselben berufen wurde, um öffentliche Vorlesungen über den Homer zu halten. So konnte Boccaccio mit Recht gestehen, daß ihm die Ehre gebühre, wenn griechische Schriftsteller in Italien bekannt geworden seien.

Von seiner ausgebreiteten Belesenheit in den Werken der Alten legen die von ihm lateinisch abgefaßten und noch vorhandenen Schriften ein genügendes Zeugniß ab. Aber auch auf seine in italiänischer Sprache geschriebenen Dichtungen übten seine gelehrten Kenntnisse einen nicht geringen Einfluß. Ohne an dieser Stelle auf den Inhalt derselben näher einzugehen, heben wir hier nur den Umstand hervor, daß die meisten jener Dichtungen in Dedicationen, Vorreden und Einleitungen auf ein eigenthümliches Liebesverhältniß hindeuten, in welchem Boccaccio zu einer Dame in Neapel gestanden. Er nennt sie Fiammetta, und daß er sie geliebt, erhellt aus der 1341 von Neapel datirten Zueignung seiner „Teseïde." Daß sie eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel gewesen, läßt der Anfang seines „Filocopo" kaum bezweifeln. Was er jedoch von dieser Liebe theils dort, theils in der Vorrede zum „Decamerone," theils in der „Amorosa Fiammetta" und in dem Romane „il Filocopo" sagt, ist mehr poetische Fiction, als wahrheitsgemäße Erzählung, wie die vielen Widersprüche beweisen, in die er dabei verfällt. Wer sie aber auch gewesen sein mag: für die Geschichte der Poesie ist sie nicht das geworden, was Dante's Beatrice und Petrarca's Laura für dieselbe bedeuten. Nach der gewöhnlichen Annahme hatte Boccaccio in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Neapel, seitdem er dort in einer Kirche Donna Maria, des Königs Tochter, zuerst gesehen, eine glühende Leidenschaft zu ihr gefaßt, die bei späteren Begegnungen am Hofe des Königs Robert, der, wie Petrarca's, so auch Boccaccio's Gönner gewesen, stets neue Nahrung gefunden habe. Auch er sei, so heißt es in einer alten Mittheilung, von ihr nicht gehaßt worden; sie habe auch sehr viel zu seinem Glücke beigetragen, da er die größten Vortheile, die ihm an anderen Orten geboten waren, ausgeschlagen, und nie einem Herrn habe dienen wollen.

Das innige Verhältniß erlitt zuerst eine Störung, als der Vater, unzufrieden mit dem Treiben seines Sohnes, diesen, um das Jahr 1342, nach Florenz zurückrief. Aber nicht allein die Trennung von der Geliebten und von manchem bedeutenden Freunde, den er kurz vorher gewonnen, verleideten ihm die Heimkehr; das väterliche Haus und die Zustände der Vaterstadt machten ihm den Aufenthalt in Florenz unerträglich. Er mußte den Vater in seinen alten Tagen sich wieder verheirathen sehen, und deshalb selbst unter Maria's Eifersucht leiden. Er war gegenwärtig, als die Tyrannei Walter's von Brienne den Wohlstand von Florenz fast zerstörte und als das empörte Volk sich ungezügelten Wuthausbrüchen überließ. Verstimmt durch diese Widerwärtigkeiten kehrte Boccaccio unter der unsicheren Gunst seines schlauen und hochmüthigen Landsmannes, des Großseneschalles Niccolo Acciajuoli, nach Neapel zurück. Hier waren nach dem Tode Roberts (1342) einige an Lust und Verbrechen reiche Regierungsjahre der jungen, leichtsinnigen Johanna gefolgt. Da zog König Ludwig von Ungarn heran, um für den Mord ihres Gemahls, des gemeinschaftlichen Vetters Andreas, Rache zu nehmen. Die Königin und ihr Hof, und mit diesem Boccaccio, mußten landesflüchtig werden. Doch bald wußte die schöne Johanna sich die mächtige



Boccaccio's Portrait.

Unterstützung Clemens VI. zu verschaffen; sie erhielt den Thron wieder, und der Ungarnkönig mußte weichen. Kurz vor und nach diesen Katastrophen sehen wir Boccaccio in nächster Verbindung mit dem Hofe, dessen Fürstin ihm persönlich gewogen und dessen vorzügliche Zierde seine Maria war. Diesem Hofleben verdanken viele von den Novellen ihre Entstehung, welche später in dem „Decamerone" vereinigt, Muster der ganzen Gattung geworden sind. Sinnreiche Einfälle und anziehende Geschichten sich erzählen zu lassen, ist das ganze Mittelalter hindurch eine Lieblingsunterhaltung der Großen, die wohl aus dem Orient nach Europa gekommen war. Diese Unterhaltung zu gewähren war der vorzüglichste Beruf der Jongleurs oder uomini di corte. Den aufgeklärteren abendländischen Höfen genügten jedoch die kindlichen Märchen nicht. Am willkommensten war die Geschichte, wenn sie an bekannten Personen eine Lebensregel, ein Sprichwort versinnlichte. Von dieser Art sind unter anderen jene Novellen, die unter dem Namen der „hundert alten" (cento novelle antiche) gesammelt und später veröffentlicht wurden, und die wahrscheinlich schon am schwäbisch-sicilianischen Hofe entstanden sind. Der trockene Bericht eines aus dem Leben gegriffenen Ereignisses, wie ihn diese außerordentlich einfachen und kunstlosen Novellen lieferten, konnten freilich dem überverfeinerten Hofe Johanna's I. nicht behagen; erst Boccaccio's überfließende Redekunst wußte der Erzählung ihren Werth zu verleihen.

Als Boccaccio nach dem Tode des Vaters sich in Florenz niedergelassen, erfreute er sich bereits eines bedeutenden Rufes als Dichter und Gelehrter. Seiner Talente und Kenntnisse wegen wurde er mehrfach für wichtige Staatsgeschäfte und diplomatische Sendungen von der Republik in Anspruch genommen. Zu verschiedenen Malen finden wir ihn als Gesandten derselben bei den Polenta's in Ravenna, bei den Päpsten in Avignon (1353 und 1365), selbst in Deutschland (1351), als es sich darum handelte, der stets wachsenden Macht der Visconti in Mailand zu begegnen. Im Jahre 1368 war er, schon alternd, bei Papst Urban V., welcher in einem Breve an den obersten Magistrat der Prioren sagt: er habe ihren Abgeordneten gnädig empfangen, sowohl in Berücksichtigung derer, die ihn gesandt, als auch aus Achtung für die Talente und Tugenden des Gesandten. Nicht minder habe er die von diesem im Namen der Republik verständig vorgetragenen Dinge angehört, und ihm das geantwortet, was er der Umgestaltung Italiens förderlich glaube . .*)

Von allen Aufträgen, die dem Boccaccio auf diese Weise durch seine Mitbürger übertragen worden, mochte der angenehmste für ihn derjenige gewesen sein, welcher ihn mit

*) A. v. Reumont: Beiträge zur italiän. Geschichte. Bd. I. 1853.

Petrarca in nähere Berührung brachte. Die Florentiner hatten, zunächst von dem Wunsche getrieben, die Stadt, die durch die Pest sehr gelitten, durch den Zusammenfluß einer Menge von Fremden wieder aufzuhelfen, 1348 die Universität in Florenz gestiftet, und glaubten sie nicht besser heben zu können, als indem sie Petrarca an die Spitze derselben stellten. Boccaccio wurde an ihn abgesandt; er überbrachte (1351) dem berühmten Landsmanne, der sich damals in Parma aufhielt, das Einladungsschreiben, worin ihm zugleich die feierliche Erklärung von der Zurückgabe des seinen Eltern bei ihrer Verbannung genommenen Besitzthums gemacht wurde. Daß Petrarca dieser Einladung nicht folgte, wissen wir bereits aus der früheren Darstellung; für Boccaccio hatte jedoch die Sendung den Erfolg, daß die schon im Jahre zuvor zwischen Beiden angeknüpfte Freundschaft — Petrarca hatte auf seiner Durchreise den Strebensgenossen in Florenz besucht — neue Stärke gewann und ein inniges Verhältniß entstand, das in lebhaften persönlichem und brieflichen Verkehr bis zu dem Tode fortdauerte. Einer Zusammenkunft Beider in Mailand (1359) gedenkt Petrarca in einem Briefe an seinen Freund Simonides (Francesco Nelli); er schildert die schönen Tage, die er mit Boccaccio verlebt. Bald darauf besuchte dieser den Freund in Venedig, und brachte ein Vierteljahr bei ihm zu. Diese und andere Reisen waren fast ausschließlich gelehrten Zwecken, besonders aber jenem bedeutenden Interesse für die griechische Literatur gewidmet, welches wir bereits hervorgehoben haben.

So lebte Boccaccio, wissenschaftlich thätig und dichterisch productiv, im Verkehr mit Freunden und der gebildeten Welt, nach allen Seiten hin anregend, als ein sonderbarer Vorfall den etwa Fünfzigjährigen seinen Neigungen abtrünnig machte, und für sein weiteres Leben bestimmend wurde. Im Jahre 1361 starb in Siena der späterhin selig gesprochene Einsiedler Pietro Patroni. Von ihm abgesandt erschien sein Vertrauter Gioacchimo Piani bei Boccaccio, verkündigte diesem, daß er bald sterben würde und theilte ihm die Mahnung des Seligen mit: er möge von der weltlichen sittenlosen Poesie sich abwenden und die wenige Zeit, die ihm noch bliebe, der geistlichen Vorbereitung auf den Tod weihen. Boccaccio setzte seinen Freund Petrarca von diesem Vorfalle in Kenntniß; doch wie sehr dieser auch bemüht war, ihm die Mahnung als ein unbedeutendes Wort des sterbenden Asceten darzustellen, so ließ sie doch auf Boccaccio einen unauslöschlichen Eindruck zurück. Er machte sich über die unsittliche Tendenz einiger Novellen des „Decamerone" Vorwürfe, wie aus einem Briefe an Maghinardo de' Cavalcanti, Marschall von Sicilien, deutlich erhellt, worin er in Betreff jenes Werkes schreibt: „Daß Du die edlen Frauen Deines Kreises meine Possen lesen lässest, billige ich nicht; ich bitte Dich vielmehr, daß Du aus Liebe zu mir dies nicht gestattest." Dante und sein großes Gedicht, an das gewissermaßen der Beginn der dichterischen Laufbahn Boccaccio's geknüpft ist, wurden auch wieder die Beschäftigung seiner letzten Jahre. Aus der Darstellung über Dante wissen wir, daß die Florentiner 1374 einen besonderen Lehrstuhl für die Erklärung der Göttlichen Komödie gründeten. Boccaccio war der erste, der dieses Lehramt bekleidete; unter zahlreichem Zulaufe hielt er einen Cursus von Vorlesungen, aus denen sein Commentar über das Gedicht hervorgegangen ist. Um in Ruhe seinen Studien obzuliegen, zog er sich nach Certaldo zurück, wo er in dem angestammten Hause den Rest seiner Tage verlebte. Einige Zerstreuung in seinen Mußestunden gewährte ihm hier die Pflege eines kleinen Gartens auf einem benachbarten kegelförmigen Berge. Hier erhielt er auch die Nachricht von dem Tode seines Freundes Petrarca. In dem Testamente, das dieser vier Jahre zuvor verfaßt hatte, fand sich folgende Bestimmung: „Dem Johannes von Certaldo, Boccaccio genannt, vermache ich 50 florentinische Goldgulden, um sich ein Winterkleid zu seinen nächtlichen Studien zu kaufen. Ich schäme mich, einem Manne von seinen Verdiensten so wenig zu hinterlassen. . ." Der schmerzliche Eindruck, den die Botschaft von dem Tode des Freundes auf Boccaccio gemacht, war die Ursache einer zehrenden Krankheit, von der er nicht mehr genas. Er starb in Certaldo am 21. December 1375. Seinem Wunsche gemäß wurde er in der Kirche des Ortes beerdigt. Dem Kloster St. Spirito in Florenz hatte er seine Bibliothek vermacht; sie war dort in einem eigenen Zimmer aufgestellt, bis sie 1471 mit dem Kloster zugleich ein Raub der

Flammen wurde. Wahrscheinlich verbrannte bei dieser Gelegenheit auch Boccaccio's eigenhändiges Manuscript des „Decamerone." — Sechzehn Jahre später wurde von begeisterten Anhängern Savonarola's ein Haufen gedruckter Exemplare desselben Werkes den Flammen geopfert. Ein ähnliches Schicksal traf, in unserem Jahrhundert, den Grabstein des Dichters: er wurde während der revolutionären Bewegungen in jenem Lande zerschlagen, und die Gebeine, die er bedeckte, verstreut. Das Haus, in dem Boccaccio gewohnt, ist in alter Weise erhalten und bewahrt in einem Schranke des ehemaligen Besitzers sämmtliche Schriften. In seinem Arbeitszimmer befindet sich das im Auftrage der kunstsinnigen Besitzerin seines Hauses, Carlotta Lanzoni, von Benvenuti's geschickter Hand al fresco gemalte Bild des Dichters.

Boccaccio's Schriften sind theils gelehrten, theils poetischen und erzählenden Inhalts. Die ersteren, in lateinischer Sprache verfaßten, enthalten die Summe einer außerordentlichen Belesenheit in den Werken der alten griechischen und römischen Schriftsteller. Ihre Ausarbeitung fällt in die späteren Lebensjahre des Verfassers. Das Hauptwerk „über die Genealogie der Götter" (de genealogia Deorum), in 15 Büchern, bildet eine Art mythologisch-literarischer Encyklopädie; im 15. Buche finden sich zerstreute Notizen über einzelne Lebensmomente und die literarischen Bestrebungen des Verfassers. Diesem Werke schließt sich ergänzend ein in Wörterbuchform bearbeitetes geographisches Werk an, unter dem Titel: De montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus, stagnis, paludibus, de nominibus maris liber. Zwei andere Schriften „über berühmte Männer und Frauen" sind historisch-biographischen Inhalts (De casibus virorum et feminarum illustrium, in 9 Büchern, und de claris mulieribus). Außerdem giebt es noch 16 von Boccaccio in lateinischer Sprache gedichtete Eklogen. Alle diese, wie die meisten seiner italiänischen Schriften, sind jedoch fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen.

Von den italiänischen Schriften führen wir zunächst die in metrischen Formen bearbeiteten an. Der erste größere Versuch Boccaccio's in der Dichtung liegt in der Theseïde vor (Poema della Teseïde, auch unter dem Titel: Amazonide gedruckt). Zunächst der Versart wegen ist dieses Werk von Bedeutung für die italiänische Literatur. Boccaccio bediente sich hier zuerst der ottava rima (der achtzeiligen Stanze) für die poetische Erzählung. Es wird darüber gestritten, ob er diese Versart erfunden habe: wie dem auch sei, für die erzählende, epische Gattung ist die Ottave vor ihm nicht angewandt worden. Durch Boccaccio gewann die ottava rima für die epische (heroische) Poesie der Italiäner dieselbe Autorität, wie für die griechische und römische der Hexameter. Die Theseïde wird von den Literatoren für das älteste italiänische Epos erklärt. Den Namen führt sie nach Theseus, einem der Helden, dem der Dichter eine Rolle zugetheilt; „Amazonide" heißt dasselbe Gedicht, nach der Amazonenkönigin Hippolyta, mit der sich Theseus, nachdem er sie überwunden hatte, in Athen vermählte. Aber eben so wenig, wie Hippolyta die Heldin, ist Theseus der eigentliche Held des Gedichts. Die Hauptpersonen desselben sind vielmehr Archytas (Arcita) und Palämon (Palemone), zwei thebanische Jünglinge, die in der Schlacht bei Theben, wo der blutige, von den Zwistigkeiten zwischen den Söhnen des Oedipus veranlaßte Streit durch einen großen Sieg des Theseus über den Kreon entschieden wurde, in die Gefangenschaft des Theseus gerathen waren. Beide verlieben sich zu Athen in die schöne Emilia, eine vom Dichter erfundene Schwester der Hippolyta, die bereits Theseus' Gemahlin geworden. Während die schöne Emilia sich die Huldigungen der beiden jungen Thebaner jungfräulich gefallen läßt, erhält Archytas von Theseus die Freiheit geschenkt, doch unter Bedingung, sich bei Lebensstrafe in Athen nie wieder sehen zu lassen. Aber die Liebe des Jünglings ist stärker als die Furcht vor dem Tode. Verkleidet und unter fremdem Namen weiß er nach Athen zu kommen; er nimmt Dienste bei'm Könige Theseus, ohne von jemand erkannt zu werden, außer von der geliebten Emilia. Diese bewahrt das Geheimniß. Als er aber an einem heißen Tage in einem Wäldchen bei Athen, unter einer Fichte lagernd, den Winden sein Leid klagt, wird sein Aufenthalt dem Palämon, seinem Nebenbuhler, verrathen. Dieser, noch

immer in der Gefangenschaft, entflieht derselben, sucht den Archytas auf und findet ihn wieder unter der Fichte. Beide unterhalten sich einander in ritterlichem Gespräche, bis der Tag anbricht. Da greifen sie zu den Waffen. Aber an eben diesem Morgen geht Theseus mit der schönen Emilia auf die Jagd. Die beiden Nebenbuhler werden mitten im Zweikampf von ihm überrascht. Sie müssen die Waffen niederlegen und ihre Geschichte erzählen. Theseus findet sie beide des Todes schuldig, würdigt sie aber doch, weil sie nur aus Liebe fehlten, seiner Gnade unter der Bedingung, daß sie sich noch einmal, jeder an der Spitze von hundert Mann, auf dem Amphitheater zu Athen mit einander schlagen sollen. Dem, der in diesem Kampfe siegen werde, würde dann Emilia selbst zu Theil werden. Der andere solle Emiliens Gefangener bleiben. Nach den üblichen Opfern und den nöthigen Zurüstungen kommt es zu diesem großen Kampfe. Archytas ist Sieger. Aber nachdem er schon gesiegt, hat er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und von dem Thiere, das auf ihn fällt, so zerdrückt zu werden, daß er nach einigen Tagen stirbt. Vor seinem Ende wird er indessen noch mit Emilien feierlich vermählt. Emilia, die anfangs mit ihm sterben wollte, läßt sich jedoch schließlich bewegen, dem überlebenden Palämon ihre Hand zu geben; und das Hochzeitsfest, das nun folgt, ist das Ende der epischen Handlung. Dies ist der Inhalt der 12 Gesänge des Gedichtes, das zwischen antiken Erinnerungen und romantischen Einflüssen schwankend, alte und neue Sitten in buntem Gemische vereinigend, wie bereits oben erwähnt, der verehrten Fiammetta von dem Dichter zugeeignet wurde. In seiner ursprünglichen Gestalt scheint das Werk bereits im sechzehnten Jahrhundert den Italiänern ungenießbar geworden zu sein; es erschien 1579 in einer prosaischen Umarbeitung des Nicolao Granucci in Lucca. Der Stoff ist nach Boccaccio, namentlich von englischen Dichtern, mehrfach behandelt worden. Zuerst von Chaucer in der „Erzählung des Ritters" (Knight's Tale), dann von Fletcher in einem Drama: „Die zwei edlen Verwandten" (the two noble Kinsmen) und endlich von Dryden (Palemon and Arcita).

Weniger bunt in der Composition, anziehender durch die Wärme des Ausdrucks, einfacher in der Darstellung, als die Theseïde, ist ein zweites größeres Gedicht: Filostrato, das seinen Stoff aus der Geschichte des trojanischen Krieges entlehnt. Die Hauptpersonen sind der trojanische Prinz Troilus und die schöne Chryseïs, oder Griseida, wie sie in dem Gedicht genannt wird (die Cressida in der Shakespeare'schen Tragödie), die Tochter des Priesters Kalchas, der hier in der Ueberschrift des ersten Gesanges den Titel: Bischof von Troja führt. Der Name des Gedichtes ist etymologisch zu verstehen; aus dem Griechischen genommen bedeutet Philostratos einen von der Liebe besiegten und niedergeschlagenen Menschen. Auch der „Filostrato" ist der Fiammetta gewidmet. Der leichtfertige Geist des neapolitanischen Hofkreises, dem auch Boccaccio angehörte, und wo unter dem Vorsitze der geliebten Maria feierliche Liebeshöfe, wie in der Provence gehalten wurden, ist in dem Filostrato zu erkennen, in welchem der Dichter seiner Geliebten die Unbeständigkeit der Griseida und die verliebten Klagen ihres Troilus zum warnenden Beispiel erzählt. Die Ottaven sind leicht und gefällig, die Erzählung behaglich und breit, mitunter wohl nicht ohne Absicht travestirend.

Verwandten Geistes ist die gefällige Localgeschichte: Fiesolano (il Ninfale Fiesolano, das Fiesolanische Nymphengedicht), das dritte unter Boccaccio's größeren Gedichten. Es besingt (ebenfalls in Ottaven) die Liebe des Africo, eines jungen Schäfers, und der Nymphe Mensola. Diese wird von der Diana in einen Fluß gleichen Namens verwandelt, denselben Fluß, an welchem das Städtchen Fiesole liegt.

Noch ein viertes größere Gedicht wird dem Boccaccio — ob mit Recht, ist zweifelhaft — zugeschrieben: l'amorosa visione (die Liebeserscheinung). Man kann es als eine Beispielsammlung der Liebe bezeichnen. Wie Petrarca in seinen „Triumphen", so versucht hier der Dichter eine Vision zu schildern, in welcher er die Weisheit, den Ruhm, den Reichthum, die Liebe und das Glück, jedes dieser allegorischen Wesen nach seiner Art, triumphiren läßt. Alle irgendwie merkwürdigen Personen der alten und neuen Zeit, von den griechischen Heroen an bis zu den Rittern und Damen der Tafelrunde, werden in dieser

Allegorie vorgeführt. Wie in den „Triumphen," so ist auch hier die Terzinenform gebraucht und das Ganze in fünfzig kleine Gesänge eingetheilt. „Das Gedicht ist zum Einschläfern monoton," bemerkt Bouterwek. Gleichwohl hatte es auch seine Bewunderer: sollten den Kreis derselben auch nur diejenigen bilden, welche sich die Mühe nahmen, die Anfangsbuchstaben jedes Verses durch das ganze Gedicht hindurch zusammen zu buchstabiren, wobei denn nichts weniger herauskommt, als ein neues Werk — ein Zueignungsschreiben in Sonetten an eine edle Dame (donna gentile).

Zum Theil in Versen abgefaßt ist der Admet, oder die Comödie von den florentinischen Nymphen (Ameto ovvero Commedia delle Ninfe Fiorentine), ein allegorisirendes Schäferspiel, dessen Scene der Dichter in die Nähe des väterlichen Hauses verlegt. Es treten sieben junge Nymphen auf, welche einander in ungebundener Rede ihre Liebesgeschichten erzählen, deren jeder ein Hirtengedicht (Ekloge, egloga) angehängt ist. Diese Eklogen — in Terzinenform — waren die ersten in italiänischer Sprache, und der Ameto ist das älteste Schäfergedicht in der neueren Literatur, das in Form und Composition Vorbild einer Reihe ähnlicher Dichtungen, zunächst von Italiänern (Sannazaro, Bembo u. A.) geworden ist. Den Namen führt das Gedicht von dem jungen Jäger Ameto, welcher die Nymphe Lia heftig liebt, und den Vorsitz in jener Gesellschaft der Hirten und Nymphen hat, deren Abenteuer wirkliche Vorfälle zum Gegenstande haben sollen. Die Fabel ist voller Anspielungen auf florentinische Zustände, und die Commentatoren wollen in jedem Hirten und in jeder Nymphe eine bestimmte Person jener Zeit erkennen. Daß die darin auftretende Fiammetta und ihr Liebhaber Caleone als Maria und Boccaccio gedeutet werden, kann demnach nicht Wunder nehmen. An dem ganzen Werke ist die dem Geiste der bukolischen Dichtung entsprechende Einfachheit, ein kräftiger und gerundeter Ausdruck in der Prosa, so wie in dem metrischen Theile eine ausgebildetere und fließendere Versification, als sie in den vorhin genannten größeren Dichtungen vorhanden, zu rühmen. (Wir theilen unten eine Uebersetzung des ersten der eingemischten Gesänge mit.)

Von den prosaischen Schriften Boccaccio's sind in den früheren Darstellungen bereits die auf Dante bezüglichen genannt worden, „das Leben Dante's" (Vita di Dante) und der Commentar zur Göttlichen Comödie (Commentario alla Commedia di Dante). Beide Werke gehören, wie auch die in lateinischer Sprache verfaßten, den späteren Lebensjahren des Autors an. Der „Commentar" ist unvollendet geblieben; er behandelt nur die 16 ersten Gesänge der „Hölle", über deren Dunkelheiten manche Aufschlüsse gegeben sind. Das „Leben Dante's" ist eine Schrift voll Begeisterung und edlen Eifers, doch nicht in allen Punkten glaubwürdig. Wegen der romanartigen Behandlung seines Gegenstandes traf Boccaccio später der herbe Tadel gelehrter Landsleute. Einer derselben, Leonardo Bruni von Arezzo, dessen Biographie Dante's die erste kritisch bearbeitete ist, macht in dieser bei einer Gelegenheit, wo er dem Dante wegen seiner Tapferkeit (in dem Gefecht bei Campaldino) großes Lob ertheilt, über Boccaccio die naive Bemerkung: „Ich wünschte lieber, daß unser Boccaccio von dieser Mannhaftigkeit Meldung gethan, anstatt uns von der Liebe des neunjährigen Knaben und anderen Bagatellen (leggierezze), die er uns von dem großen Manne auftischt, zu erzählen. Allein was hilft's? Die Zunge legt sich da an, wo der Zahn schmerzt; wer Gefallen am Trinken findet, spricht stets vom Weine." So zweideutig aufgenommen wurden unseres Dichters freimüthige Bekenntnisse seiner Liebesneigungen, wie er deren an verschiedenen Stellen seiner Schriften abgelegt, unter anderen in der Vorrede zum „Filostrato", wo er gesteht, daß er von seiner Kindheit an stets in der Dienstbarkeit Amors (in servigio d'Amore) gestanden habe. Es sei gleich hier bemerkt, daß er später gleich freimüthig seine Verirrungen in dieser Beziehung bekannte, und zwar in einer Schrift, deren Derbheit ihr neben anderen nicht schmeichelhaften Prädicaten auch das einer „schmutzigen Schmähschrift" eingetragen hat. Er schrieb dieselbe, die unter dem Titel: il Corbaccio oder Labirinto d'Amore (der böse Rabe oder das Labyrinth der Liebe) erschienen ist, um sich von einer niedrigen Leidenschaft (amore carnale, wie er sie nennt) zu heilen, und sich zugleich an einer Schönen zu rächen, die ihm übel genug mitgespielt hatte. Doch nicht

jener allein gelten die Schmähungen der Schrift; diese ist vielmehr eine Invective gegen das weibliche Geschlecht überhaupt, eingekleidet in eine allegorische Vision. Im Traum erscheint dem Dichter ein Geist, der ihn in eine rauhe, finstere Gegend führt, das Labyrinth der Liebe genannt, und über die Verirrungen des Herzens belehrt. Diesem Lehrer sind — und das führen die Verehrer Boccaccio's zu seiner ästhetischen Vertheidigung an — auch die Schmähungen gegen die Weiber in den Mund gelegt, die übrigens großentheils nur den Inhalt der sechsten Satire des Juvenal wiedergeben.

Boccaccio's muthmaßlich erster Versuch in der romantischen Prosa liegt uns in seinem „Filocopo" vor, einem Roman in 7 Büchern. Der Name: il Filocopo oder auch Filopono ist aus dem Griechischen hergenommen, und bezieht sich auf die Liebesmühen des Helden. Wie die Theseide, ist auch der Filocopo zunächst zur Unterhaltung der Maria geschrieben worden; wie jenes Gedicht die altgriechische Heldengeschichte mit romantischen Episoden in weitschweifigster Art versificirt, so zwängt dieser Roman die schöne altfranzösische Sage von Flour und Blancheflour, aller mittelalterlicher Kindlichkeit entkleidet, in eine classicistirende, auf Stelzen gehende Prosa, ja zum Theil die Ideen in Formen antiker Mythologie. Im 5. Buche kommt Florio, der Held des Romans, auch nach Neapel, wo er von einer Fiammetta und ihrem Galeone bewirthet wird, für den man natürlich wiederum Boccaccio selbst erklärt. Hier, in Neapel, wohnt Florio der feierlichen Sitzung eines Liebesgerichtes (corte d'amore) bei, wo über dreizehn Fragen, die Liebe betreffend, disputirt wird. Diese dreizehn questioni, den provencalischen Liebeshöfen nachgebildet, werden als der wichtigste Theil des ganzen Romans betrachtet, wobei zu bemerken, daß, um zu beurtheilen, welche Fortschritte später der Dichter in der Behandlung der Sprache und in der erzählenden Darstellung gemacht, man die 4. und 5. Novelle der 10. Giornata im Decamerone mit den questioni im 5. Buche des Filocopo vergleichen muß, wo jene Novellen noch unreif genug erzählt werden. Den Inhalt der Fabel bildet die Liebe des Florio, Prinzen von Spanien, zu der am Hofe seines Vaters erzogenen Biancofiore. Um eine unebenbürtige Verbindung seines Sohnes zu vermeiden, verkauft der König die Biancofiore an asiatische Kaufleute. Florio sucht sie auf, findet sie nach mancherlei Abenteuern und Gefahren, die er bestanden, vermählt sich mit ihr, nicht ohne Einwirkung des Götterpaares Mars und Venus, wird Christ, und nachdem sie Viele zu Christen gemacht, sterben Beide vereint in ihrem hundertsten Jahre.

Ungleich höher in psychologischer, wie in ästhetischer Beziehung, steht die liebende Fiammetta (l'amorosa Fiammetta), ein Roman in 6 Büchern, der uns den natürlichen Uebergang zu dem Hauptwerke des Dichters, dem Decamerone, bahnt. Friedrich Schlegel bemerkt (in den „Charakteristiken und Kritiken"), daß das Tiefste, Beste, was Boccaccio mitzutheilen hatte, in der „Fiammetta" niedergelegt ist, ja er geht so weit, auszusprechen, daß das Vortrefflichste und Größte, was der Decamerone aufzuweisen habe, nur als Annäherung und Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Hoheit. In tönender, wenn auch etwas gekünstelter Prosa schildert die „Fiammetta" das Verlangen und den Schmerz des liebenden Weibes über die Trennung von dem Geliebten. Die Erfindung ist sehr einfach: Fiammetta, ein verheirathetes Weib, lebt mit ihrem Manne zufrieden, wird jedoch plötzlich von unwiderstehlicher Leidenschaft zu einem schönen Jünglinge, Panfilo, hingerissen. Dieser muß von ihr scheiden, und was sie gedacht, gelitten, gehofft, gewünscht, wie sie verzweifelt, das legt sie in diesen Bekenntnissen nieder, worin die reichgeschmückten Beiwerke nicht wenig ergötzen. Dahin gehören das Lob des Landlebens, die Beschreibung der Frühlingsspiele der florentinischen Jugend, und die durch des Ganze sich hinschlingenden Reminiscenzen an die Heroinnen der Liebe aus der Vorzeit. Der Roman der Fiammetta ist ein Handbuch der Liebe im Geiste des vierzehnten Jahrhunderts, ein psychologisches Gemälde, das sich durch Vollständigkeit, durch die treffende Wahrheit einzelner Züge, durch eine warme und innige Darstellung und durch eine lieblichere Diction, als man in den älteren Ritterromanen, sowie selbst in späteren italiänischen Versuchen ähnlicher Art findet, auszeichnet. (Wir theilen in der Auswahl von Uebersetzungen ein Fragment mit.)

Das Werk, welches dem Boccaccio unsterblichen Ruhm verschafft, ist das Decameron, il Decamerone (eine ebenfalls aus dem Griechischen herstammende Wortbildung, welche ein „Zehntägiges“ bedeutet). Es enthält eine Sammlung von hundert Novellen, die in eine Art von Roman verwebt sind. Daß ein großer Theil derselben altfranzösischen Fabliaux und anderen damals bereits verbreiteten Sagen und Erzählungen nachgebildet ist, thut dem Verdienste ihres Verfassers keinen Abbruch. Die Art, wie er jene Stoffe benutzt und reproducirt hat, verleiht unserem Dichter den ihm eigenthümlichen Charakter, welcher ihn zum eigentlichen Schöpfer und Vorbilde der kunstgerechten italiänischen Novelle macht.

Das Decameron, welches in den alten Handschriften auch den Beinamen: Galeotto (il Principe Galeotto) führt, — eine Benennung, die aus dem V. Gesange von Dante's Hölle (V. 137) herstammt, wo das verführerische Buch, welches Paolo und Francesca lasen, Galeotto genannt wird — soll um das Jahr 1348, nach der Zeit, als Florenz durch die Pest heimgesucht worden, begonnen und gegen 1358 beendet worden sein. Doch waren bereits vorher einzelne Theile der Sammlung in Abschriften erschienen. Im Eingange seines Werkes giebt Boccaccio eine Beschreibung jener Pest, und verknüpft mit derselben die anmuthige Darstellung einer Scene, welche die Grundlage des Decameron bildet. Sieben junge Damen — Pampinea, Fiammetta, Filomela, Emilia, Lauretta, Neifile, Elisa — treffen zur Zeit der Pest eines Morgens in der Kirche Santa Maria Novella in Florenz zusammen; „keine von ihnen hatte das achtundzwanzigste Jahr überschritten, keine zählte deren weniger als achtzehn; eine jede war verständig, schön von Gestalt, von reinen Sitten und von anständiger Munterkeit.“ Auf Antrieb der ältesten unter ihnen, Pampinea, beschließen sie die so schrecklich heimgesuchte Stadt zu verlassen und sich gemeinschaftlich auf die eine oder andere ihrer ländlichen Besitzungen zu begeben, „um dort Freude, Lust und Vergnügen sich zu verschaffen, ohne die Grenzen der Vernunft zu überschreiten.“ Während ihrer Berathung treten drei junge Männer — Panfilo, Filostrato, Dioneo — in die Kirche, „unter denen indeß keiner jünger als fünfundzwanzig Jahre war, und in deren Herzen weder die Widerwärtigkeiten jener Zeit, noch der Verlust der Freunde und Verwandten, noch die Furcht für ihr eigenes Leben, die Liebe zu vertilgen oder abzukühlen vermocht hatte.“ Diese suchten ihre Damen zu sehen, die zufällig alle drei unter den genannten sieben sich befanden, wie denn auch der eine und der andere von ihnen mit einigen der übrigen Mädchen durch Verwandtschaft verbunden war. Sie schließen sich den Damen an und alle zehn begeben sich alsbald nach einer zwei Meilen von Florenz gelegenen Villa. Die Beschreibung der herrlichen Umgebung des prächtigen Gebäudes und der Zeitvertreibe der Gäste bilden einen angenehmen Gegensatz zu den grauenvollen Bildern von Elend und Krankheit, die dem Leser vorher geboten worden; denn in der That versetzt uns die erste Scene auf einen wahrhaften Schauplatz des Todes und der Verheerung, und weder der griechische Historiker Thucydides, noch der römische Dichter Lucretius, haben die große Geißel des menschlichen Geschlechtes mit dunkleren und schreckenerregenderen Farben vergegenwärtigt, worauf jedoch die lieblichsten Schilderungen anmuthiger Fluren, klarer Quellen, kunstvoller Springbrunnen, waldbedeckter Hügel und prächtiger Schlösser in reizender Abwechselung folgen. Das Landhaus, nach welchem die festliche Schaar sich zuerst begiebt, ist in dem Poggio Gherardi wiederzuerkennen, der in der Einleitung zum dritten Tage beschriebene Palast ist die Villa Palmieri, und das am Schlusse des sechsten Tages geschilderte Thal dasjenige, auf das man auch jetzt noch von der Höhe von Fiesole mit Entzücken hinabschaut. Die Art, wie die Gesellschaft an diesen schönen Orten ihre Zeit zubrachte, ist folgende: Ehe die Sonne hoch am Himmel stand, wurde ein Mahl aufgetragen, welches hauptsächlich aus Backwerk und Wein bestand. Gegen Mittag versammelten sich Alle an einem erfrischenden Springbrunnen, wählten eine Königin oder einen König zur Leitung der Gesellschaft, deren jedes Mitglied eine Geschichte erzählte. Da zehn Personen die Gesellschaft bildeten und zehn Tage von den vierzehn, während der sie diese Lebensweise fortsetzten, zum Theil mit Erzählen ausgefüllt wurden, so beläuft sich die Zahl sämmtlicher Novellen auf hundert. Nachdem die Novellen jedes Tages zu Ende erzählt sind, genießt die Gesellschaft ein Abendbrod oder

spätes Mittagsmahl und beschließt den Tag mit Gesang, Musik und Tanz. Dem entsprechend wird auch in dem Werke, das nach zehn Tagen abgetheilt ist, jeder Tag (Giornata) mit einem Liede (Ballata) beschlossen, in welchem sich Schönheit und Liebe anlächeln und beklagen, und manche zarte Beziehung sich leise ausspricht.

Was die Erzählungen betrifft, die stets in dramatischer Art mit einander verknüpft werden, so haben verschiedene Kritiker sie nach ihren Gattungen verschieden classificirt: in Novellen, Parabeln, Geschichten, Fabeln; die einzige richtige Scheidung, denen man jedoch die Novellen des Decameron unterwerfen kann, ist die künstliche, welche der Dichter selbst getroffen hat. An acht Tagen nämlich von den zehn, in die das Werk getheilt ist, wird der Gesellschaft ein bestimmtes Hauptthema aufgegeben, wie z. B. Erzählungen von komischen oder traurigen Vorfällen des Lebens, glänzende Beispiele von Edelmuth und dergl. Nur einer aus der Gesellschaft, Dioneo (unter welchem die Commentatoren wiederum den Boccaccio selbst verstehen) ist von diesem Zwange befreit, und kann jeden beliebigen Stoff wählen. Seine Erzählung ist stets die letzte und gewöhnlich die schlüpfrigste jedes Tages. Diese Beschränkung beginnt jedoch noch nicht am ersten Tage, an welchem jedes Mitglied erzählt, was es will, so daß sinnreiche Reden und Schwänke aller Art mit einander wechseln. Am zweiten Tage bestimmt die Königin als Hauptthema: Geschichten von solchen, denen es nach mannigfachen Unfällen wider Erwartung glücklich ergeht; am dritten bilden den Gegenstand der Unterhaltung wiederum die Wechselfälle des Glückes, und zwar besonders bei denen, die durch eifriges Bestreben etwas heiß Ersehntes erreichen oder etwas Verlorenes wieder erlangen. Während jedoch die meisten Novellen dieses Tages Liebesgeschichten enthalten und von komischer Art sind, bringt der vierte Tag meist tragische Erzählungen von Liebesabenteuern, die ein unglückliches Ende nehmen. Das Thema entspricht dem Charakter des Filostrato, der an diesem Tage König ist und von dem (im Gegensatze zu dem heiteren Dioneo) gesagt wird, daß er zur Schwermuth geneigt sei und unglücklich in der Liebe gewesen. Liebesabenteuer bilden auch das ausschließliche Thema des fünften Tages, jedoch solche, die nach unglücklichen Wechselfällen ein glückliches Ende nehmen. Dagegen bestehen die Mittheilungen am sechsten aus Bonmots und witzigen oder beißenden Antworten, welche aus irgend einer Verlegenheit oder Gefahr befreien. Die siebente Giornata enthält Geschichten von listigen Streichen, welche Frauen bei ihren Liebeshändeln, oder zu ihrer Sicherheit ihren Ehemännern, entdeckt oder unentdeckt, gespielt haben; die achte Possen und Streiche, welche Frauen Männern, oder Männer Frauen, oder auch Männer einander selbst spielen. Aehnlichen Inhalts sind die Novellen des neunten Tages, an welchem, wie am ersten, den Mitgliedern der Gesellschaft frei steht, sich über beliebige Gegenstände zu unterhalten. Geschichten endlich von solchen, welche in Liebesangelegenheiten oder bei anderen Veranlassungen sich freigebig oder edelmüthig beweisen, füllen die zehnte und letzte Giornata aus.

Es giebt nur wenige Bücher, die einen so großen Einfluß auf die Literatur ausgeübt haben, wie das Decameron. Für die italiänische hat es zunächst die Bedeutung, daß es die Sprache zur Vollkommenheit gebracht und einem Zweige der Literatur dauernde Existenz verliehen, die sich vor ihm nur in unausgebildetem Zustande befand. Boccaccio sammelte die zu seiner Zeit in Umlauf befindlichen Geschichten, schmückte sie mit neuen Zügen aus und erzählte sie in einem Stile, der an Eleganz, Natürlichkeit und Anmuth nicht seines Gleichen hatte. Dies war der Grund seiner unbegrenzten Beliebtheit und daher auch die Zahl seiner Nachahmer größer als die irgend eines anderen Schriftstellers, dessen in den Annalen der Literatur Erwähnung geschieht. Zur Begründung des Ruhmes seiner Novellensammlung hat in Italien ihre „toscanische Correctheit" nicht wenig beigetragen. Das Uebergewicht, das der toscanische Dialekt bei der Bildung der italiänischen Gesammtsprache vor allen übrigen Dialekten gehabt, war schon durch Dante behauptet und durch Petrarca gesichert worden. Aber Dante's prosaische Schriften waren nicht für die große Leserwelt und Petrarca hat nichts in italiänischer Prosa hinterlassen. Boccaccio's Schriften waren für Jedermann; sie sind die ersten, durch welche die feinere italiänische Gesellschaft mit dem literarisch veredelten

Dialekt der Florentiner genau bekannt wurde. Bald erhielten sie eine grammatikalische Autorität, deren die prosaische Sprache noch bedurfte. Das Decameron wurde und wird von Vielen noch heute als höchstes Gesetzbuch der italiänischen Sprache behandelt. So hat wohl nie ein Werk in dem Grade eine Sprache fixirt, wie diese Novellensammlung die italiänische, weil vielleicht nie ein Werk in einem so hohen Grade Lieblingslectüre einer ganzen Nation geworden ist. In ihrem Stile war den Zeitgenossen alles neu, was Boccaccio ihnen erzählte, mochte er auch aus bekannten Fabliaux und ähnlichen fremden, doch bereits vielverbreiteten fremden Sagen, aus Stadtanekdoten oder aus der eigenen Phantasie die Stoffe zu seinen Erzählungen geschöpft haben. Alle diese sind in einer und derselben leichten und weichen Manier erzählt, in der die Worte wie ein spiegelglatter Strom, fast ohne Wellen, hingleiten, und melodisch, wie eine Musik aus der Ferne, das aufmerkende Ohr ergötzen, während das Interesse der wenig verwickelten Geschichten den Verstand und das Mitgefühl nur sanft und ruhig anzieht. Ernst und Scherz reichen einander gefällig die Hand. Die Thorheit wird verspottet; die schwache und die schlechte Seite des menschlichen Herzens werden, zwar nicht immer ohne Aergerniß, aber immer ohne Mißmuth und Menschenhaß, aufgedeckt. Lustige und betrügerische Streiche wechseln mit Begebenheiten ab, die eine sanfte Rührung erregen und besonders die schnellen Uebergänge vom Glück zum Unglück und umgekehrt anschaulich machen. Welt- und Menschenkenntniß zeigt sich überall, und das praktische Interesse erhöht das ästhetische der Sammlung. Boccaccio, sagt ein Italiäner, versammelt in einem Buche die Tugenden und Laster des Menschengeschlechtes, er zeigt uns Betrüger und Betrogene, Geizhälse und Wüstlinge, Juden, Heiden und Christen, Damen und Ritter, Pilger und Heilige, Helden und Räuber, Heuchler und Narren, Könige, Päpste, und vor allem Mönche: kein italiänischer Schriftsteller hat das Herz des Menschen so genau gekannt und seine Eigenschaften kräftiger geschildert, keiner besaß in so hohem Grade jene komische Gewalt, welche die Menschen zu zwingen vermag, über ihre eigene Schwäche zu lachen, und sie auf ihre eigenen Unkosten weiser und besser macht.

Wenn Friedrich Schlegel in dem oben bei Gelegenheit der „Fiammetta" angeführten Urtheil diesen Roman für vorzüglicher als das Decameron erklärt, so kann ihm vielleicht darin beigestimmt werden, daß in dem beschränkteren Raume jenes Romans eine höhere, edlere Individualität entwickelt ist, als aus dem ganzen Decameron hervortritt. Allein erst hierin traf der Dichter das Bedürfniß der Zeit, und während er in jenen unglücklich liebenden Seelen die Brunnen des Schmerzes eröffnet und die Tiefe des Trübsinns erschließt, mit unerschöpflicher Hand schwermüthige Spenden austheilt und keine der traurig tönenden Saiten unberührt läßt, so bringt er in diesem die heitere Fläche eines blühenden Lebens in pittoresker, naiver Objectivität zur Entfaltung, allen ein freundlicher, Munterkeit weckender Anblick; buntere Mannigfaltigkeit, in lachenden Muthwillen getaucht, hatte sich noch nirgend mit so allgemeinem Beifalle dargelegt.

Die wahren Verdienste des Decameron bestehen in der feinen Anlage des Ganges der Erzählung, indem Alles bequem zum Ziele arbeitet, in dem gebildeten, leicht ironischen Ton, der über das Ganze verbreitet ist, besonders aber in der treffenden Charakteristik. Während Boccaccio in dem Vortrage selber seinem Gefallen an künstlich verschränkten, weitausgesponnenen Perioden mitunter zu sehr nachhängt, sind die Reden der einzelnen, namentlich der komischen Figuren von unübertroffener Lebensfrische und Naivetät. Freilich mag das Werk seinen Ruhm in gleichem Maaße der Geißel, die darin über Mönche und Pfaffen geschwungen wird, und der Frivolität mancher darin enthaltenen Erzählungen und Grundsätze verdanken. Der Spott, der die Geistlichkeit in dem Werke trifft, hat diesem am meisten Verfolgungen zugezogen. Zweihundert Jahre nach seinem ersten handschriftlichen Erscheinen wurde es von dem Tridentiner Concilium (1557) auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, so lange bis es von den verfänglichen Stellen gesäubert sein würde. Um diese Säuberung zu Stande zu bringen, wurde, auf Veranlassung des Großherzogs Cosmo I., von einer Gesellschaft florentinischer Sprachforscher, an deren Spitze Vincenzo Borghini stand, mit einem unwissenden Spanier, dem in Rom die Censurangelegenheiten zugewiesen

waren, die ernsthaftesten diplomatischen Unterhandlungen geführt. Alle Stellen, in denen Geistliche lächerlich gemacht waren, mußten so geändert werden, daß statt jener von Kaufleuten, Richtern, Studenten und dergl. mehr die Rede war. Die in dieser Art oft bis zur Unkenntlichkeit in den einzelnen Erzählungen entstellte Ausgabe erschien 1574; in Betreff der stehen gebliebenen Stellen wurde jedoch diese Ausgabe lange Zeit für die correcteste gehalten. Noch willkürlicher, als selbst die römischen Mönche, verfuhr der Cavaliere Lionardo Salviati, der auf Befehl des Großherzogs Franz I. eine neue Revision des Decameron anstellte. In seiner Ausgabe (1582) findet man Namen und Titel vertauscht, beschnitten und umgearbeitet, weshalb das Werk seinem Urheber den Beinamen eines pubblico e notorio assassino erworben hat. Erst seit dem achtzehnten Jahrhundert ist man in Italien wieder zu dem ächten Decameron zurückgekehrt. Mehr als hundert verschiedene Ausgaben desselben werden von den Bibliographen des vorigen Jahrhunderts aufgeführt. Die beiden ersten erschienen bereits 1470 und 1471, gleich nach der Einführung der Buchdruckerkunst in Italien.*) Nach einer 1384 angefertigten, noch vorhandenen Abschrift wurde 1761 in Lucca eine Ausgabe veranstaltet, die allen neueren mehr oder weniger zu Grunde gelegt ist. Die vom Abbate Colombo in Parma 1813 herausgegebene gehört mit zu den correctesten.

Uebersetzungen und Nachahmungen treten bereits frühzeitig hervor. In Paris erschien eine Uebersetzung (von Premierfait) schon 1485; in Deutschland sind deren ebenfalls schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorhanden (darunter eine Augsburg 1490; nach K. Witte soll bereits 1470 eine deutsche Uebersetzung in Luzern erschienen sein); ihnen folgten 1561 eine in Straßburg, und 1583 eine in Frankfurt a. M. bei Feierabend gedruckte Uebersetzung. In England war die Wirkung des Decameron tief eingreifend; Chaucer entnahm demselben die Idee des Rahmens, in welchen er seine Erzählungen eingefaßt hat, sowie die Darstellungsweise derselben im Allgemeinen. Im Jahre 1566 gab William Paynter viele von Boccaccio's Geschichten in seinem Werke the Palace of Pleasure heraus: dies ist das Werk, von welchem Shakespeare so starken Gebrauch gemacht hat. Zu jener Zeit bestand eine Lieblingsunterhaltung gebildeter Engländer darin, die Novellen des Boccaccio mit lauter Stimme zu lesen, wovon alsbald die Wirkungen in der Literatur des Landes sichtbar wurden.**)

Von deutschen Uebersetzungen erschien zu Anfang unseres Jahrhunderts die von Soltau, die zwar von einem genauen Verständniß des Originals zeugt, jedoch mehr umbildend als übersetzend, das Streben erkennen läßt, lieber den Inhalt des Erzählten, als die eigenthümliche Form, in der es erzählt ist, wiederzugeben. Erst K. Witte machte den gelungenen Versuch, das Decameron dem Inhalte, wie der Form nach, getreu zu übertragen. Die Uebersetzung desselben erschien zuerst Leipzig, 1830, in drei Bänden, in zweiter Auflage 1843. Spätere Versuche lieferten E. Ortlepp und G. Diezel, welcher letztere auch die „Fiammetta" übersetzt hat. (Derselbe Roman erschien in einer Uebersetzung von Sophie Brentano. Berlin 1806.) Für die Kenntniß der Quellen, aus denen Boccaccio geschöpft, so wie der Nachbildungen, die seine Novellen erfahren, sind besonders empfehlenswerth: Vgl. Schmidt's Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, Berlin 1818, und John Dunlop's unten angeführte: History of fiction, übersetzt von F. Liebrecht.

Auf die Quellen und den Ursprung der italiänischen Novelle, sowie auf das Verhältniß Boccaccio's zu seinen Vorgängern und Nachfolgern kommen wir im nächsten Abschnitte zurück.

---

*) Eine dieser Ausgaben, Venedig 1471, wurde vor mehreren Jahren bei der Versteigerung der Roxburgher Bibliothek in England für mehr als 15,000 Thaler verkauft.

**) Vgl. John Dunlop: Geschichte der Prosadichtungen, aus dem Englischen von F. Liebrecht. 1851. (S. 254.)

## Auswahl aus Boccaccio's Schriften.

Die nachfolgende Auswahl bringt Uebersetzungen aus drei verschiedenen Schriften Boccaccio's: dem „Admet,“ der „Fiammetta“ und dem „Decameron.“ Voran gehen die poetischen Stücke, deren erstes, dem „Admet“ entnommen, in diesem allegorischen Schäferspiel zuerst die ungebundene Rede unterbricht, während die beiden folgenden zwei von den zehn im Decameron enthaltenen Ballaten wiedergiebt. Die Uebersetzungen dieser Stücke sind von A. W. Schlegel. Die Auswahl aus den prosaischen Schriften beginnt mit einem Bruchstück aus der „Fiammetta“ (nach der Uebersetzung von Genthe); ihm folgt die „Beschreibung der Pest,“ aus dem Eingange des Decameron (nach K. Witte's Uebersetzung), an die sich sechs aus dem Dekameron ausgewählte Nummern anschließen. In Bezug auf die erste der mitgetheilten Novellen dürfen wir wohl nicht erst auf die Uebereinstimmung ihres Inhalts mit der Parabel von den drei Ringen in Lessing's Schauspiel: Nathan der Weise hinweisen; auch die unter Nr. 3 hat ihren selbstständigen Weg in die deutsche Literatur gefunden: Guiscardo und Ghismonda finden wir in Bürger's Lenardo und Blandine wieder; auch steht sie bereits in Eyb's Ehebüchlein (aus „Boccatius“ übersetzt). Die letzte und berühmteste der Boccaccio'schen Novellen: Griseldis, ist schon früh deutsches Volksbuch geworden. (S. Görres: Deutsche Volksbücher S. 148.) Die Uebersetzungen sind von Witte (2); Jagemann (3); Genthe (4); von einem Ungenannten, aus der Zeitschrift: Pantheon, 1810, I. Bd. (5) und von K. Simrock (6).

---

### I. Aus dem „Admet“ (Ameto).

#### Anruf des Dichters.

Dieselbe Kraft, die einst den Orpheus regte,
Kühn bis in Pluton's Wohnungen zu dringen,
Da er die nun wohl frohe dort gehegte

Eurydice zurückgab mit Bedingen,
Besiegt von des beredten Holzes Klange,
Und von der Liederweise und mit Singen:

Zieht meinen schwachen Geist mit starkem Hange,
Dich, Cytherea, im Gesang zu loben,
Sammt Deines Reiches allgewalt'gem Zwange;

D'rum, bei dem Himmel, wo Du Göttin droben,
Bei jenem Strahl, der schöner Dir entglommen,
Als Allen, die sonst Phöbus Licht erworben,

Bei Deinem Mars, o holder Stern, beim frommen
Aeneas, und bei ihm, der in den Hainen
Aus seiner Schwester Schooß an's Licht gekommen,*)

Den Du mehr auf der Welt geliebt als keinen,
Bei Deines heil'gen Feuers Macht und Helle,
Das immer mich durchglühet als den Deinen!

So sei vergönnt Dir lang' und frohe Stelle
Hinter der Sonn' in jenes Thieres Zeichen,
Das einst Europa trug, behend' und schnelle:

Woll' in die Brust mir solche Stimme reichen,
Woran man fühle Deine hohe Stärke,
So daß mein Sagen mag dem Fühlen gleichen;

Und daß ich über Deiner Gottheit Werke
Ein wenig tiefer Lehre könn' ertheilen,
Worauf mit ganzem Sinn ich acht' und merke.

*) Adonis.

Und Dich, Cupido, bei den gold'nen Pfeilen
Fleh' ich Dich an, und bei des Sieges Ruhme,
Den am Apoll Du wußtest zu ereilen,

Und bei geliebten Nymphen, wenn die Blume
Der Schönheit je Dein Aug' so angezogen,
Daß Du in der Gedächtniß Heiligthume

Wie ein geliebtes Ding sie hast erwogen:
Du woll'st mir ein'ge Milderung verleihen
Der neuen Flammen, mir von Deinem Bogen

Gesandt in's Herz, das Deinen Namen schreien
Muß Tag und Nacht, um Gnade zu erlangen
Des, dem sein Trieb sich liebend mußte weihen,

So daß ich, nicht von Schmerz noch Furcht gefangen,
Frei könne sagen unter Deinem Schilde,
Was ich durch Augen und Gehör empfangen.

Und Du,*) vor allen Wesen schön und milde,
Anmuthig, sittsam, froh und voller Güte,
Du edles Weib, Du englisches Gebilde,

Der unterthan mein liebendes Gemüthe
Zufrieden harret in des Leidens Mitten,
Wie wohl kein and'res je in Freuden blühte!

Erhebe Deine Stimm', und mit den Bitten
Versuch' den Himmel, wo, wenn wahr uns lehret
Dein schönes Antlitz, sie so wohl gelitten.

Und bete, Deinem Diener sei's gewähret,
Von Deiner großen Schönheit recht zu reden,
Wie die verwund'te Brust in ihm begehret;

Wer wird der Gott sein, den zu überreden
Nicht g'nügte, daß es Deinem Wunsch geliebet?
Ich glaubte, Keiner, weil Du all' und jeden

*) Fiammetta.

Werth ihres Sitzes scheint, wo Du (ihn giebet
Dir einst die Gottheit ein in ihrem Schooße)
Auch mich aufnehmen wirst, der so Dich liebet.

Sieh, ich vermag nur wenig, und das Große
Kann ich viel minder ohne Dich vollenden;
D'rum nicht von Deiner Hilfe mich verstoße.

In gnäd'ger Fülle woll' herab sie senden
Auf mich, an dem sich Deine Macht verkündet:
Daß meine Reden sich zur Anmuth wenden.

Sieh mein Gemüth, wie es darnach entzündet,
Nach der von andern Göttern nichts will fragen,
Weil es allein sich auf die Deine gründet.

Um ganz, was sein Verlangen ist, zu sagen,
Du wirst ihr Deine, vor den andern werthe
Herrin, aus Huld und Güte nicht versagen.

Ich werde zeigen, wie Zeus karg gewährte
Die Schönheit jedem andern Angesichte,
Mit der verglichen, welche einst verklärte

Die Hand der Schicksalsschwestern in dem Lichte,
Das Dein Gesicht, und derer*) um sich breitet,
Von denen ich, im holden Chore dichte

Versammelt, Deine Hoheit sah begleitet,
Zur süßen Zeit, wo singendem Gefieder
Der grüne Lorbeer seinen Schatten spreitet;

Das schöne Reden, der behenden Glieder
Anmuth'ges Thun, das Heil,**) von Euch vollführet,
Am lieblichen Gefilde, wo ich wieder,

So gut ich kann, erwartend, ob mich rühret
Dein' auf mich ausgegoss'ne Kraft, beginne:
Damit ich schaffe, wie es Dir gebühret,

In diesem Stil, auf den ich jetzo sinne,
Was Lob erwerb', und Deinen Namen mehre,
Daß es bis zu den Sternen Raum gewinne,

Als einer würd'gen Frau mit ew'ger Ehre.

## II. Ballaten aus dem Decameron.

### 1. Emilia's Gesang.

[Dieser Gesang schließt die erste Giornata. Da nach Boccaccio's eigenen Andeutungen diese Schlußgesänge allegorisch zu verstehen sind, so hat man den Gesang der Emilia als „die geistliche Beschauung," den hernach mitgetheilten der Pampinea als „die irdische Lust" gedeutet.]

Ich bin von meiner Schönheit so gefangen,
Daß and're Liebe nimmer
Mich kümmern wird, noch regen mein Verlangen.

Ich seh' in ihr, so oft wie ich mich spieg'le,
Das Gut, woran genüget dem Verstande.
Kein neuer Vorfall oder alt' Geklügle
Raubt mir die Lust an diesem theuren Pfande,
Nach welchem wohlgefäll'gern Gegenstande
Säh' ich wohl nun und nimmer,
Der mir im Herzen weckte neu' Verlangen?

Dies Gut flieht nicht, wenn ich es zu betrachten
Mich sehne, mir zu Trost und Linderungen;
Es kommt vielmehr entgegen meinem Schmachten,
So süß zu fühlen, daß es keine Zungen
Aussprechen, keinem Sterblichen gelungen,
Es zu begreifen nimmer,
Der nicht gebrannt in solcherlei Verlangen.

Und ich, die ich mich stündlich mehr entzünde,
Je mehr die Augen sich darauf befleißen,
Ganz geb' ich ihm mich hin, ganz mich verbünde,
Schon jenes kostend, was es mir verheißen.
Je näher, wird mehr Wonne hin mich reißen,
So daß hienieden nimmer
Was Aehnliches gestillt hat ein Verlangen.

### 2. Pampinea's Gesang.

[Er schließt die zweite Giornata.]

Wann säng' ein Weib, wenn ich nicht wollte singen,
Da alle meine Wünsche mir gelingen?

Komm', Liebe denn, mir Grund von jedem Gute,
Von jeder Hoffnung, jedem frohen Lachen!
Und singen wir zusammen,
Von Seufzern nicht, noch von gequältem Muthe,
Die süßer jetzt mir Deine Freude machen;
Bloß von den hellen Flammen,
Die mich in Spiel und Festen stets entflammen,
Anbetung Dir, als meinem Gott, zu bringen.

Du stelltest vor die Augen mir, o Liebe,
Den ersten Tag, wo ich Dein Glüh'n empfunden,
Solch' eines Jünglings Wesen,
Daß, wer an Schönheit, Kühnheit, edlem Triebe
Ihn überträfe, niemals ward gefunden,
Selbst wer ihm gleich gewesen.
Für ihn entbrannt' ich so, daß, Dein erlesen,
Ich nun mit Dir Gesänge laß erklingen.

Und was am meisten Lust mir muß gewähren,
Er hat an mir, wie ich an ihm Gefallen,
Dank sei es Dir, o Liebe!
So hab' in dieser Welt ich mein Begehren,
Und hoff' im Frieden jener einst zu wallen,
Weil ich ihm eigen bliebe
Mit höchster Treu. Gott, welcher schaut die Triebe,
Wird in sein Reich uns gnädig lassen bringen.

## III. Aus der liebenden Fiammetta.

(Vergl. oben Seite 109.)

.... So bestrebte ich mich, die Tage hinzubringen, welche mir trotz ihrer Kürze drückend waren. Ich sehnte mich nach der Nacht, nicht weil ich mir mehr Nutzen davon versprach, sondern weil, wenn sie gekommen, weniger Zeit noch zu verbringen war. Denn, hatte der Tag, abgelöst von der Nacht, seine Stunden geendigt, dann naheten sich mir oft neue Sorgen. In meiner Jugend in nächtlicher Finsterniß furchtsam, war ich von der Liebe begleitet, nun sicher geworden. Wenn ich bemerkte, daß Alles im Hause schlief, ging ich

*) Die sechs übrigen Frauen, welche mit Fiammetta zusammen ihre Geschichte erzählen, und, nach den Auslegern, die natürlichen und religiösen Tugenden vorstellen.

**) Das Heil ist, den Auslegern zufolge, die Umwandlung, welche Ameto durch diese Erscheinung erfährt.

zuweilen ganz allein nach der Gegend zu, wo ich am Morgen die Sonne hatte heraufsteigen sehen; und wie Aruns zwischen den weißen Marmorgestein der Luccanischen Gebirge die himmlischen Körper und ihre Bewegungen beobachtete, so blickte ich, während sich mir durch die lange Nacht die Stunden hindehnten und meinem Schlafe die mannichfaltigsten Sorgen sich feindlich entgegensetzten, nach jener Gegend des Himmels und fand seine Bewegungen, welche an Schnelle doch nichts übertrifft, höchst langsam. Oft heftete ich mit Aufmerksamkeit den Blick auf die Hörner des Mondes und bemerkte nicht, wie er seiner Füllung entgegenging, sondern wähnte die Hörner immer spitzer werden zu sehen. Und um so brennender ward meine Sehnsucht, je rascher ich seinen viermaligen Wechsel gern beendigt gesehen hätte. O wie oft (und fielen auch seine Strahlen nur kalt auf mich) blickte ich entzückt, lange, lange ihn an und bildete mir ein, daß gerade jetzt auch die Augen meines geliebten Panfilo, wie die meinigen, dort hinauf gerichtet wären. Jetzt aber zweifle ich nicht, daß ich mich damals schon aus seinen Gedanken verloren hatte, und daß er weder den Mond beschauete noch eine Idee davon hatte, vielmehr auf seinem Lager gelegen und geruhet hat. Auch entsinne ich mich, daß ich voller Qual über die Langsamkeit seines Laufes, in den Irrthum der Alten verfallend, durch verschiedene Töne seine Bahn zum Vollwerden beschleunigen wollte. War diese erreicht, so schien Luna sich gleichsam ihres ungetheilten Lichtes zu freuen und sich um die Wiederkehr der Hörner nicht kümmern zu dürfen, sondern verweilte träge in ihrer Rundung. Zuweilen entschuldigte ich sie aber selbst halb und halb bei mir, da es mir vorkam, sie müsse mit größerm Vergnügen bei ihrer Mutter weilen, als in das dunkle Reich ihres Gemahles zurückkehren. Doch erinnere ich mich, daß ich die Gebete an sie oft in Drohungen verwandelte und sprach: Phoebe, undankbare Vergelterin der Dir geleisteten Dienste! Durch demüthiges Gebet bestrebe ich mich, Deine Mühsale zu erleichtern, allein durch träge Zögerungen unterläßt Du nicht, auch die meinigen zu verlängern. Wenn Du je meiner Hülfe bedürfen solltest, wirst Du mich nun eben so träge finden, als ich es an Dir jetzt wahrnehme. Weißt Du nicht, daß je rascher Du vier Male mit Deinen Hörnern und vier Male in Deiner vollen Rundung Dich gezeigt haben wirst, desto früher mein Panfilo mir wiederkehren wird? Wenn er erst wieder gegenwärtig ist, dann durchlauf so träg' und schnell, als es Dir gut dünkt, Deine Kreise. Dieselbe Verrückung, welche mir dergleichen Gebete eingab, beherrschte mich zuweilen so sehr, daß ich zu sehen wähnte, wie sie ob meinen Drohungen furchtsam, ihren Lauf mir zu gefallen beschleunigte; zuweilen aber schien es, als ob sie meiner nicht achtend, mehr als gewöhnlich zögere. Dieses häufige Anschauen machte mich mit dem Gange des Mondes so bekannt, daß er nie in seiner Fülle, oder in irgend einer Gegend des Himmels oder auch in Verbindung mit irgend einem Sterne erschien, ohne daß ich genau daraus die bereits verstrichene oder noch übrig bleibende Zeit der Nacht hätte beurtheilen können. Auf eine ähnliche Art gaben mir, wenn jener nicht schien, der große und kleine Bär nach langer Erfahrung hierüber Aufschluß. Ach wer sollte glauben, daß Liebe mich in der Astronomie, der Wissenschaft für die scharfsinnigsten Denker, zu unterrichten vermöge, welche für ein von ihrer Leidenschaft erfülltes Gemüth kein Gegenstand zu sein scheint? Wenn der Himmel mit finstern Wolken behangen und durchtobt von wechselnden Winden, seinen Anblick auf eine Weile mir entzog, und andere Verrichtungen mich nicht in Anspruch nahmen, dann versammelte ich meine Dienerinnen bei mir auf meinem Zimmer und erzählte ihnen Geschichten oder ließ mir dergleichen von ihnen erzählen. Je entfernter der Wahrheit diese lagen (wie denn dergleichen Leute vorzüglich solche erzählen), desto größere Kraft schien ihnen beizuwohnen, meinen Seufzern Einhalt zu thun und mich beim Anhören zu erfreuen, so daß ich nicht selten bei aller Schwermuth herzhaft darüber lachen mußte. Konnte ich diesen Zeitvertreib nicht haben, dann suchte ich in den Büchern das Elend Anderer auf, stellte mir mein eigenes vor und brachte die Zeit, da ich mich gleichsam in Gesellschaft fühlte, minder verdrießlich zu. Ich weiß nicht, ob es mir angenehmer gewesen ist, die Zeit dahin *eilen* zu sehen, oder wenn ich eine Weile lang beschäftigt gewesen war, sie *vergangen* zu finden. Nachdem mich diese und andre Thätigkeiten eine lange Zeit hindurch beschäftigt hatten, so begab ich mich gleichsam gezwungener Weise, da ich die Vergeblichkeit sogleich erkannte, zur *Ruhe*, oder eigentlich nur zum *Lager*. Während ich einsam auf meinem Bette lag, von keinem Geräusche gestört ward, fanden sich fast alle am Tage gehegten Gedanken bei mir wieder ein, und machten meines Widerstrebens ungeachtet mit vielen Gründen für und wider ihre Tour noch einmal durch. Oft bestrebte ich mich auf andere Ideen zu gerathen, aber nur selten konnte ich dazu gelangen; wenn ich sie zuweilen nun so gewaltsam wieder aufgegeben hatte, auf der Stelle lag, wo mein Panfilo gelegen, und mir war, als witterte ich seine Nähe, dann glaubte ich zufrieden zu sein, nannte mir seinen Namen, und bat, als ob er mich hören könnte, baldigst zu mir zurückzukehren. Dann bildete ich mir auch ein, er sei gekommen, sagte ihm und fragte ihn Vieles; ich selbst gab mir dann an Seiner Statt die Antwort und häufig geschahe es, daß ich unter solchen Gedanken einschlief, und dann war mir gewiß der Traum angenehmer als das Wachen, denn er gewährte mir denjenigen, welchen ich mir im Wachen nur trüglich vorstellte, nicht anders als in Wahrheit. Es schien mir zuweilen, er sei zurückgekehrt; ich schweifte mit ihm durch die herrlichsten Gärten, mit Laube, Früchten und verschiedenen Blüthen geschmückt, alle Besorgniß war entschwunden und wir ganz die Alten; ich hielt ihn an der Hand und er erzählte mir jegliches seiner Erlebnisse. Oft kam es mir vor, als unterbräche ich, bevor er seine Rede noch beendet, mit Küssen seine Worte, und in dem Wahne, Alles was ich sähe, wäre wahr, sagte ich, ach ist es wahr, daß Du wiedergekehrt bist; ja es ist gewiß, denn ich halte Dich umfangen, und alsdann küßte ich ihn von Neuem. Ein anderes Mal war es mir, als befände ich mich mit ihm am Gestade des Meeres bei fröhlichen Festen, und dann gab ich mir selbst die Versicherung: jetzt ist es kein Traum, daß ich ihn in meine Arme geschlossen halte. Ach wie unlieb war mir's, wenn nun der Traum von mir wich, dann nahm er, was er doch ohne *sein* Zuthun mir vorgestellt, stets mit hinweg. Obgleich ich darüber sehr betrübt war, so brachte ich doch voll schöner Hoffnung den folgenden Tag in höchster Zufriedenheit hin, wobei ich mich nur nach der schleunigsten Rückkehr der

Nacht sehnte, damit mir im Schlafe dasjenige zu Theil würde, was ich wachend entbehren mußte. So lieblich auch mitunter mein Träumen war, so war mir doch nicht vergönnet, diese Süßigkeit unvermischt mit Bitterkeit zu genießen. Denn häufig glaubte ich ihn in jämmerliche Lumpen gehüllt erscheinen zu sehen, mit, ich weiß nicht was für dunkelen Flecken überall bedeckt; bleich und von Furcht gepeitscht, als ob man ihn verfolge, rief er mich an: hilf mir! Dann wieder war's mir, als hörte ich mehrere Leute über seinen Tod sich unterhalten; auch kam's mir vor, als läge er todt da, und noch viele andere Bilder umgäben mich, von denen in der Wirklichkeit nie etwas sich gezeigt hatte, wobei der Traum noch betrübender auf mich wirkte, als jene. Plötzlich erwacht, und des Traumes mir bewußt, dankte ich zufrieden Gott, daß ich nur geträumt hatte, ohne jedoch aller Unruhe enthoben zu werden, da ich, wenn ich auch nicht alle Erscheinungen für wahr halten konnte, doch einige für Wirklichkeit oder deren Abbild nahm. Allein, wie oft ich mir auch sagte und von anderen sagen ließ, daß Träume Wahnbilder wären, so beruhigte ich mich doch nicht eher, als bis ich über ihn Kunde erhielt, deren sorgfältige und schlaue Ausforscherin ich geworden war. Auf die Weise, wie Ihr nun gehört habet, verbrachte ich harrend Tag' und Nächte.

---

## IV. Beschreibung der Pest in Florenz.

(Aus der Einleitung zum Decameron.)

Die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes waren schon bis zur Zahl ein tausend dreihundert und acht und vierzig angewachsen, als das tödtliche Pestübel in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen anderen in Italien schön ist, gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper, oder als eine, im gerechten Zorne über unsern sündlichen Wandel, von Gott den Menschen herabgesandte Strafe, begonnen, dort eine unzählbare Menge Lebendiger getödtet hatte, und, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, zu allgemeinem Jammer zu den abendländischen Gegenden vorgeschritten war. Gegen dies Uebel half keine menschliche Klugheit oder Vorkehrung, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von aller Unsauberkeit reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte, und über die Bewahrung der Gesundheit viel Rathschläge hielt. Eben so wenig nützten die demüthigen Gebete, die nicht ein, sondern viele Male in wohlgeordneten Processionen und auf andere Weise von den frommen Leuten Gott vorgetragen wurden. Ohngefähr zu Anfang des Frühjahrs im vorhingenannten Jahre begann die Krankheit schrecklich und auf wunderbare Weise ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Orient, das Nasenbluten ein offenbares Zeichen unvermeidlichen Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit, gleichmäßig bei Männern wie bei Frauen, an den Weichen oder in den Achselhöhlen gewisse Geschwülste zum Vorschein, die manchmal so groß, wie ein gewöhnlicher Apfel, manchmal wie ein Ei wurden, und bei den Einen sich in größerer, bei den Anderen in geringerer Anzahl zeigten, und schlechtweg Pestbeulen genannt wurden. Von den genannten Theilen des Körpers aus verbreiteten sich diese tödtlichen Pestbeulen in kurzer Zeit ohne Unterschied über alle übrigen. Später aber gewann die Krankheit eine andere Gestalt, und Viele bekamen auf den Armen, den Lenden und allen übrigen Theilen des Körpers schwarze und bräunliche Flecke, die bei Einigen groß und sparsam, bei Anderen aber klein und dicht waren. Und, so wie früher die Pestbeule ein sicheres Zeichen unvermeidlichen Todes gewesen, und bei Manchen noch war, so waren es nun diese Flecke für Alle, bei denen sie sich zeigten. Dabei schien es, als ob zur Heilung dieses Uebels kein ärztlicher Rath und die Kraft keiner Arznei wirksam oder förderlich wäre. Sei es, daß die Art dieser Seuche es nicht zuließ, oder daß die Unwissenheit der Aerzte (deren Anzahl in dieser Zeit, außer den wissenschaftlich gebildeten, an Männern und Weibern, die nie einigen ärztlichen Unterricht genossen hatten, übermäßig groß geworden war) der Krankheit rechten Grund zu erkennen, und daher auch ein gehöriges Heilmittel ihr entgegen zu stellen nicht vermochte; genug, die Wenigsten genasen, und fast alle starben innerhalb dreier Tage nach dem Erscheinen der beschriebenen Zeichen; der Eine ein wenig früher, der Andere etwas später, die Meisten aber ohne alles Fieber oder sonstige Zufälle. Diese Seuche gewann um so größere Kraft, da sie durch den Verkehr, von denen, die an ihr krankten, auf die Gesunden überging, wie das Feuer trockne oder brennbare Stoffe ergreift, wenn sie ihm nahe gebracht werden. Ja so weit erstreckte sich dies Uebel, daß nicht allein der Umgang die Gesunden ansteckte und den Keim des gemeinsamen Todes in sie legte, sondern schon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranker gebraucht oder angefaßt hatte, schien die Krankheit dem Berührenden mitzutheilen. Unglaublich scheint, was ich jetzt zu sagen habe, und wäre es nicht von den Augen Vieler, so wie von meinen eigenen, wahrgenommen, so würde ich mich nicht getrauen, es zu glauben, hätte ich es auch von glaubwürdigen Leuten gehört. Ich sage nämlich, daß die ansteckende Kraft dieser Seuche mit solcher Gewalt von Einem auf den Andern überging, daß sie nicht allein vom Menschen dem Menschen mitgetheilt ward, sondern daß auch, was viel mehr sagen will, jedes Thier, außer dem Menschengeschlechte, das Dinge berührte, die einem an der Pest Leidenden oder daran Gestorbenen gehört hatten, vom Krankheitsstoffe behaftet ward und in Kurzem an diesem Uebel starb. Von dieser Erscheinung habe ich außer anderen Malen insbesondere eines Tages mit eigenen Augen, wie ich schon oben erwähnte, das Beispiel gesehen, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Seuche gestorben war, und die man auf die öffentliche Straße geworfen hatte, dort fanden, und nach der Art dieser Thiere anfangs mit dem Rüssel lange durchwühlten und dann mit den Zähnen ergriffen und hin und wieder schüttelten, nach kurzer Zeit aber, ohne weiteres Zucken, als hätten sie Gift genommen, auf die übel zugerichteten Lumpen todt zu Boden fielen.

Aus diesen und vielen anderen ähnlichen und schlimmeren Ereignissen entstand ein allgemeiner Schrecken und vielerlei Vorkehrungen derer, die noch am Leben waren, welche fast Alle zu ein und demselben grausamen Ziele hinstrebten, die Kranken nämlich, und was zu ihnen gehörte, zu

vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, auf solche Weise sich selber zu retten. Einige waren nun der Meinung, durch ein mäßiges Leben und durch Enthaltsamkeit von allem Ueberflusse vermöge man besonders diesem Uebel zu widerstehen. Diese bildeten sich eine Gesellschaft, und lebten, getrennt von den Uebrigen, verschlossen in Häusern, in welchen kein Kranker sich befand, beisammen. Hier genossen sie die feinsten Speisen und ausgewähltesten Weine mit großer Mäßigkeit, und ergötzten sich, jede Ausschweifung vermeidend, mit Musik und anderen Vergnügungen, die ihnen zu Gebote standen, ohne sich dabei von Jemand sprechen zu lassen, und um Krankheit oder Tod außer ihrer Wohnung sich irgend zu bekümmern. Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung zugethan, und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, so weit es sich thun ließe, seine Lust zu befriedigen und über jedes Ereigniß zu lachen und zu spaßen, sei das sicherste Heilmittel für ein solches Uebel. Diese verwirklichten denn auch ihre Reden nach Kräften; sie gingen bei Nacht wie bei Tag bald in dieses, bald in jenes Weinhaus, tranken ohne Maß und Ziel, und thaten dies Alles in fremden Häusern noch weit ärger, ohne dabei nach etwas anderm zu fragen, als ob dort zu finden sei, was ihnen zu Lust und Vergnügen dienen konnte. Dies wurde ihnen auch leicht, denn als wäre sein Tod gewiß, so hatte ein Jeder sich und Alles, was ihm gehörte, aufgegeben. Dadurch waren die meisten Häuser herrenlos geworden, und der Fremde bediente sich ihrer, wenn er sie zufällig betrat, ganz wie es der Herr selbst gethan haben würde. Wie sehr aber auch die, welche also dachten, ihrem viehischen Vorhaben nachgingen, so vermieden sie doch aus allen Kräften, den Kranken zu begegnen. In solchem Jammer und solcher Betrübniß war auch das ehrwürdige Ansehen der menschlichen wie der göttlichen Gesetze fast ganz gesunken und zerstört; denn ihre Diener und Vollstrecker waren gleich den übrigen Einwohnern alle krank oder todt, oder hatten mindestens so wenig Leute behalten, daß sie keine ihrer Amtsverrichtungen mehr thun konnten; darum konnte sich denn ein Jeder erlauben, was er immer wollte. Viele Andere indeß schlugen einen Mittelweg zwischen den beiden obengenannten ein und beschränkten sich weder im Gebrauch der Nahrungsmittel so sehr, wie die ersten, noch hielten sie im Trinken und andern Ausschweifungen so wenig Maß, als die zweiten. Vielmehr bedienten sie sich der Speise und des Trankes zur Genüge, und schlossen sich auch nicht ein, sondern gingen umher, und hielten Blumen, oder duftende Kräuter, oder sonstige Wohlgerüche verschiedener Art in den Händen, und rochen häufig daran, überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der todten Körper', von den Krankheiten und Arzeneien stinkend und befangen. Einige aber waren grausamer gesinnt, obgleich sie vermuthlich sicherer gingen, und sagten, kein Mittel sei gegen die Seuchen so wirksam und zuverlässig, als die Flucht vor ihnen. In dieser Ueberzeugung verließen Viele, Männer, wie Weiber, ohne durch irgend eine Rücksicht sich halten zu lassen, allein auf die eigene Rettung bedacht, ihre Vaterstadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten und ihr Vermögen, und flüchteten sich auf ihren eigenen oder gar auf einen fremden Landsitz; als ob der Zorn Gottes, der durch diese Seuche die Ruchlosigkeit der Menschen bestrafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig erreichte, sondern nur diejenigen vernichtete, die sich innerhalb der Mauern dieser Stadt betreten ließen, oder als ob Niemand mehr in der Stadt verweilen sollte und ihre letzte Stunde gekommen wäre.

Obgleich nun diese verschieden Gesonnenen nicht alle starben, so kamen sie doch auch nicht alle davon, sondern viele von den Anhängern einer jeden Meinung erkrankten, wo sie sich auch befanden, und verschmachteten fast ganz verlassen, wie sie dazu denen, die gesund blieben, so lange sie selber gesund waren, das Beispiel gegeben hatten. Ich schweige davon, daß ein Mitbürger den anderen vermied, daß der Nachbar fast nie den Nachbarn pflegte, und daß die Verwandten selten oder nie einander besuchten; aber mit solchem Schrecken hatte dieses Elend die Brust der Männer wie der Weiber erfüllt, daß ein Bruder den andern im Stiche ließ, der Oheim seinen Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann, ja was das Erschrecklichste ist, und kaum zu glauben scheint, Väter und Mütter weigerten sich ihre Kinder zu besuchen und zu warten, als wären es nicht die ihrigen. In dieser allgemeinen Entfremdung blieb den Männern und Frauen, die erkrankten, und ihre Zahl war unermeßlich, keine andere Hülfe, als im Mitleiden der wenigen Freunde, die sie nicht verließen, oder im Geize der Diener, die sich vom großen und übermäßigen Lohn bestechen ließen, zu dienen. Aber auch der letzteren waren nicht viele zu finden, und die sich noch dazu hergaben, waren Männer oder Weiber von geringer Einsicht, die meistens auch zu solchen Dienstleistungen gar kein Geschick hatten, und kaum etwas anderes thaten, als den Kranken dies oder jenes, was sie gerade verlangten, darreichen, oder zusehen, wenn sie starben. Dennoch gereichte ihnen oft ihr Gewinn bei solchem Dienste zum Verderben. Daraus, daß die Kranken von ihren Nachbarn, Verwandten und Freunden verlassen wurden, und nicht leicht Diener finden konnten, entstand der Gebrauch, dessen gleichen man nie vorher gehört hatte, daß nämlich Damen, wie vornehm, gesittet und schön sie auch waren, wenn sie erkrankten, sich durchaus nicht scheueten, von Männern, mochten diese jung oder alt sein, sich bedienen zu lassen, und ihnen, ganz als ob es Frauenzimmer wären, sobald die Bedürfnisse der Krankheit es erforderten, ohne alle Schaam jeden Theil ihres Körpers zu entblößen. Vielleicht hat diese Gewohnheit bei Manchen, die wieder genesen, in späterer Zeit einigen Mangel an Keuschheit veranlaßt. Außerdem starben aber auch Viele, die vermuthlich, hätte man ihnen Hülfe gereicht, durchgekommen wären. So war denn, theils wegen Entbehrung der nöthigen Dienste, theils wegen Heftigkeit der Seuche, die Zahl der täglich und nächtlich in der Stadt Gestorbenen so groß, daß man sich entsetzte, wenn man sie erfuhr, geschweige denn, wenn man das Elend selbst mit ansah. Daraus entstand aber auch fast unvermeidlich unter denen, die am Leben blieben, manche Unregelmäßigkeit, die den früheren Gebräuchen der Bürger widersprach. So war es Sitte, und wir sehen sie noch heute befolgen, daß die Nachbarinnen und Verwandtinnen nach Jemandes Tode mit denen, die dem Verstorbenen am nächsten angehört hatten, im Hause des letztern zusammen kamen und klagten; auf der andern Seite versammelten sich die männ-

lichen Mitglieder seiner Familie und Nachbaren und andere Bürger in Menge vor seiner Thür; auch kam die Geistlichkeit, je nach den Umständen des Verstorbenen dazu, und dann wurde die Leiche auf den Schultern seines Gleichen bei angezündeten Wachskerzen mit Gesang und anderen Begräbniß-Feierlichkeiten zu der Kirche getragen, die jener vor seinem Tode sich ausgewählt hatte. Als indeß die Heftigkeit der Seuche zu steigen begann, hörten diese Gebräuche alle oder großentheils auf, und andere erzeugten sich an deren Stelle. Denn nicht allein starben die Meisten ohne daß viele Weiber zusammengekommen wären, sondern gar Manche verließen dies Leben ohne die Gegenwart eines einzigen Zeugen, und nur Wenigen wurden die mitleidigen Klagen und die bittere Thränen ihrer Angehörigen gewährt. Statt dieser hörte man meistens geselliges Lachen, Scherze und Gespött; eine Weise, welche die Frauen, die weibliches Mitleid großentheils verleugneten, um sich gegen die Krankheit zu verwahren, meisterlich gelernt hatten. Selten waren diejenigen, deren Körper von mehr als zehn oder zwölf Nachbaren zur Kirche begleitet wurden. Dabei trugen nicht achtbare und befreundete Bürger die Bahre, sondern eine Art Todtengräber, die sich aus dem geringen Volke zusammengefunden hatten, und Pestknechte genannt wurden, gingen eilfertig mit dem Sarge und vier oder sechs Geistlichen nicht in die vom Verstorbenen vor dem Tode bestimmte, sondern in die nächste beste Kirche, manchmal mit ein wenig Licht, manchmal auch ohne das. Hier thaten die Geistlichen mit Hilfe der Pestknechte den Todten, ohne sich zu langen Feierlichkeiten Zeit zu nehmen, in die erste Gruft, welche sie offen fanden. Die Lage des gemeinen Mannes, und wohl auch der meisten vom Mittelstande, gewährte einen noch viel elenderen Anblick. Sie wurden großentheils von Hoffnung oder Armuth in ihren Häusern zurückgehalten und verkehrten mit den Nachbaren, weshalb sie denn täglich zu Tausenden erkrankten und bei gänzlichem Mangel an Pflege und Hülfe rettungslos starben. Viele waren, die bei Tag oder Nacht auf öffentlicher Straße verschieden, Viele die ihr Leben in den Häusern aufgaben und ihren Nachbaren nicht eher, als durch den Gestank, der aus ihren faulenden Leichen aufstieg, Kunde von ihrem Tode gaben. So war von den Einen, wie von den Anderen Alles voll; denn überall starben Menschen. Dann befolgten die Nachbaren meistens die gleiche Weise, und wurden eben so sehr aus Furcht, daß die Fäulniß der Leichname ihnen schaden werde, als aus Mitleiden für die Verstorbenen, dazu bewogen. Sie schleppten nämlich entweder selbst, oder mit Hilfe einiger Träger, wenn sie deren bekommen konnten, die Körper der Verstorbenen aus ihren Wohnungen und legten sie vor den Thüren nieder. Hier würde, wer besonders am Morgen durch die Stadt gegangen wäre, der Leichen unzählige haben liegen sehen. Dann ließen sie Bahren kommen und Manche waren, die, in Ermangelung deren, ihre Todten auf ein bloßes Brett legten. Auch geschah es, daß auf einer Bahre zwei oder drei davon getragen wurden, und nicht ein, sondern viele Male hätte man zählen können, wo dieselbe Bahre die Leichen des Mannes und der Frau, oder zweier und dreier Brüder, oder des Vaters und seines Kindes trug. Oft ereignete sich es auch, daß, wenn ein paar Geistliche vor einem mit dem Kreuze hergingen, sich gleich drei oder vier Bahren mit anschlossen, und die Priester, die einen Todten begraben zu sollen glaubten, nun deren sechse, achte und zuweilen noch mehrere hatten. Dabei wurden dann die Gestorbenen mit keiner Thräne, Kerze oder Begleitung geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, wenn Menschen starben, als man es jetzt um den Tod einer Ziege thun würde. Dadurch sah man denn gar deutlich, daß ein geduldiges Ertragen der Ereignisse, welches der gewöhnliche Lauf der Welt durch kleines und seltenes Unglück auch den Weisen nicht zu lehren vermocht hatte, jetzt durch die Größe des Elends auch den Einfältigen mitgetheilt war. Da für die große Menge Leichen, die, wie gesagt, in jede Kirche täglich und fast stündlich zusammengetragen wurden, der geweihte Boden nicht zureichte, besonders wenn man nach alter Sitte jedem Todten eine besondere Grabstätte hätte einräumen wollen, so machte man, statt der kirchlichen Gottesäcker, weil diese bereits überfüllt waren, sehr tiefe Gruben und warf die neu Hinzukommenden in diese zu Hunderten. Hier wurden die Leichen aufgehäuft, wie die Waaren in einem Schiffe, und von Schicht zu Schicht mit ein wenig Erde bedeckt, bis die Grube zuletzt bis an den Rand hin voll war.

Um indeß all unser Elend, das in der Stadt uns betroffen hat, nicht weiter in seinen Einzelheiten zu verfolgen, sage ich, daß, während so feindliches Geschick in ihr hauste, die umliegende Landschaft deshalb nicht um das Mindeste mehr verschont blieb. Ich schweige von den kleinen Flecken, die in kleinerem Maaßstabe gleichen Anblick, wie die Stadt, gewährten; aber auf den einzelnen Dörfern und Bauergütern starben die armen, unglücklichen Landleute mit den Ihrigen ohne allen ärztlichen Beistand und ohne Pflege eines Dieners auf Straßen und Feldern, wie in ihren Häusern, ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht, nicht wie Menschen, sondern fast wie das Vieh. Darum wurden auch sie, gleich den Städtern, in ihren Sitten ausschweifend; sie bekümmerten sich um keine ihrer Sachen oder Angelegenheiten, sie dachten nicht daran, die Früchte ihres früheren Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehstandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, sondern bemühten mit allem Scharfsinn sich allein, die vorhandenen zu verzehren, als erwarteten sie den Tod an demselben Tage, bis zu dem sie gelangt waren. Daher geschah es denn, daß Ochsen, Esel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner, ja selbst Hunde, die dem Menschen doch am treuesten sind, von den Häusern, denen sie zugehörten, vertrieben, nach Gefallen auf den Feldern umherliefen, wo das Getreide verlassen stand, und weder eingeerndtet, noch auch geschnitten ward. Manche unter diesen kehrten, ohne irgend von einem Hirten angetrieben zu werden, als ob sie mit Vernunft begabt wären, nachdem sie den Tag über geweidet hatten, gesättigt am Abend zu ihren Häusern zurück.

Was kann ich Stärkeres sagen, wenn ich mich nun vom Lande wieder zur Stadt zurück wende, als daß die Härte des Himmels, und vielleicht auch die der Menschen so groß war, daß man mit Gewißheit glaubt, vom März bis zum nächsten Julius seien, theils von der Gewalt dieser bösartigen Krankheit und theils wegen des Mangels an Hilfe, den Manche der Kranken leiden mußten, weil die Gesunden aus Furcht vor Ansteckung sie in ihrer Noth verließen, über hunderttausend Menschen innerhalb der Mauern von Flo-

renz dem Leben entrissen; während man vor diesem verheerenden Ereigniß der Stadt vielleicht kaum so viel Einwohner zugeschrieben haben würde. Ach, wie viele große Paläste, wie viel schöne Häuser und vornehme Wohnungen, die einst von Familien, von edlen Herren und Damen bewohnt gewesen waren, standen jetzt bis auf den geringsten Diener leer! Wie viel denkwürdige Geschlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele umfassende Verlassenschaften und berühmte Reichthümer ohne Erben! Wie viel rüstige Männer, schöne Frauen und blühende Jünglinge, die, Andere zu geschweigen, selbst Galen, Hippokrates und Aeskulap für durchaus gesund gehalten haben würden, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Gespielen und Freunden, um dann den nächsten Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren zu essen.

---

## V. Novellen aus dem Decameron.

### 1. Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet.

(Erste Giornata, dritte Novelle.)

[Der Sultan Saladin — il Saladino — von dem hier und in andern Novellen des Boccaccio und Anderer die Rede ist, wurde zu jener Zeit wegen seines großen Charakters sehr bewundert. Auch in Dante's Gedicht ist er genannt. Er befindet sich dort (Hölle IV, 129) in der Vorhölle, dem Aufenthalte der ungetauften unschuldigen Kinder und tugendhaften Heiden.]

Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, sondern auch zahlreiche Siege über saracenische und christliche Fürsten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfnisse wieder eine große Geldsumme erheischten, nicht, wie er so schnell, als er ihrer bedurfte, auftreiben sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedech, der in Alexandrien auf Wucher lieh, und nach Saladins Dafürhalten wohl im Stande gewesen wäre, ihm zu dienen, aber so geizig war, daß er es aus freien Stücken nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend, und es stand bei ihm fest, auf eine oder die andere Art müsse der Jude ihm helfen. So sann er denn nur auf einen Vorwand, ihn zwingen zu können. Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das Freundlichste, ließ ihn neben sich sitzen und sprach alsdann: „Mein Freund, ich habe schon von Vielen gehört, Du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; nun erführe ich gerne von Dir, welches unter den drei Gesetzen Du für das wahre hältst, das Jüdische, das Saracenische oder das Christliche." Der Jude war in der That ein weiser Mann, und erkannte wohl, daß Saladin ihm solcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in seinen Worten zu fangen; auch sah er, daß, welches von diesen Gesetzen er vor den andern loben möchte, Saladin immer seinen Zweck erreichte. So bot er denn in der Geschwindigkeit seinen ganzen Scharfsinn auf, um eine unverfängliche Antwort, wie sie ihm Noth that, zu finden, und sagte denn, als ihm plötzlich eingefallen war, wie er sprechen sollte: „Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, ist schön und tiefsinnig; soll ich aber meine Meinung darauf sagen, so muß ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die Ihr sogleich vernehmen sollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen andern auserlesenen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Schönheit nach zu ehren, und ihn auf immer in dem Besitze seiner Nachkommen zu erhalten, ordnete er an, daß derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten, und von allen den andern als der vornehmste geehrt werden sollte. Der erste Empfänger des Ringes traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügungen und verfuhr dabei wie sein Vorfahre. Kurz, der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein Jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, baten alle drei den Vater, der schon alt ward, einzeln auf das inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie Alle gleichmäßig, und wußte selber keine Wahl unter ihnen zu treffen; so versprach er denn den Ring einem Jeden, und dachte auf ein Mittel, Alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Tode lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode nahm ein Jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da Einer dem Andern das Recht dazu ableugnete, zeigte der Eine, wie die Andern, um die Forderung zu begründen, den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun zeigte, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß Niemand, welcher der ächte sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden, und bleibt es heute noch. So sage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die Ihr mich befragtet: Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden. Als Saladin erkannte, wie geschickt der Jude den Schlingen entgangen sei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entschloß er sich, ihm geradezu sein Bedürfniß zu gestehen. Dabei verschwieg er ihm nicht, was er zu thun gesonnen gewesen sei, wenn jener ihm nicht mit so viel Geistesgegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit Allem, was dieser von ihm verlangte, und Saladin erstattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn noch mit Geschenken, gab ihm Ehre und Ansehen in seiner Nähe, und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.

[Die Parabel von den drei Ringen findet sich bereits mehrfach vor Boccaccio dargestellt, so in den Gesta Romanorum (c. 83) und in den „hundert alten Novellen“ (Nr. 72). Ueber beide Schriften vgl. den folgenden Abschnitt, wo auch die einfache Erzählung der „hundert Novellen“ wiedergegeben ist. Diese wird auf einen Vorfall zurückgeführt, der unter dem zu Ende des elften Jahrhunderts in Aragonien regierenden Könige Pedro dem Aelteren stattgefunden haben soll, und dann durch Tradition unter den jüdischen Rabbinen erhalten und weiter verbreitet wurde.]

---

## 2. Wie ein Heuchler, ein Geiziger, ein Geldgieriger und ein schwacher Fürst in verschiedenen Fällen beschämt werden.

[Die folgenden Erzählungen bilden die sechste, siebente, achte und neunte Novelle des ersten Tages. Wir geben sie in der Verbindung und mit den Zwischenreden wieder, wie sie das Decameron vorführt.]

Vor nicht langer Zeit war in unserer Stadt ein Minoritenmönch Inquisitor der ketzerischen Gräuel, der, wie sehr er auch für heilig und dem christlichen Glauben inbrünstig ergeben zu gelten sich bestrebte, dennoch die Fülle der Geldbeutel mit nicht minderer Sorgfalt, als den Mangel an Glauben, ausspürte. In diesem seinen Eifer traf er einmal von ungefähr auf einen Ehrenmann, der mehr Geld als Vorsicht hatte, und dem nicht etwa aus Gottlosigkeit, sondern, um es gerade heraus zu sagen, vielleicht im Rausche, oder in übertriebener Lustigkeit, einmal die Aeußerung unter Freunden entschlüpft war, er habe einen Wein von solcher Güte, daß Christus selber davon trinken würde. Kaum war dem Inquisitor dies hinterbracht, so hing er dem ehrlichen Manne, in Erwägung seiner ansehnlichen Besitzungen und seines fetten Geldbeutels, auch schon mit dem größten Ungestüm einen bedenklichen Proceß an den Hals, der nicht sowohl dem Uebelthäter seinen Unglauben benehmen, als des Richters Taschen mit Golde füllen sollte, und füllte. Er ließ ihn vor sich rufen, und fragte ihn, ob es wahr sei, was er über ihn gehört hätte. Der gute Mann antwortete, ja, und erzählte der Sache ganzen Hergang. Der fromme Inquisitor, der vor Allen den heiligen Ludwig mit dem goldenen Barte verehrte, entgegnete: „Also zu einem Säufer, zu einem Auskundschafter guter Weine machst Du den Herrn Christus, als wäre er ein Trunkenbold, oder einer von Euch besoffenen Schenkgesellen? Und nun möchtest Du mit demüthigen Redensarten die Sache gern als unbedeutend darstellen. Das geht aber nicht so, wie Du Dir einbildest. Wollen wir nach Pflicht und Gewissen mit Dir verfahren, so bist Du dem Scheiterhaufen verfallen.“ Mit solchen und vielen ähnlichen Worten und mit erzürntem Gesichte setzte er dem guten Manne zu, als wäre es Epikur, der die Unsterblichkeit der Seele läugnete, selber. Auch gelang es ihm in Kurzem, den Beschuldigten so in Angst zu bringen, daß dieser, um Barmherzigkeit von ihm zu erlangen, durch Vermittelung dienstfertiger Leute ihm die Hände ansehnlich mit dem Fette des heiligen Ludovicus golden und salben ließ, welches in pestilenzialischen Geizesübeln, besonders bei Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, Wunder thut. Obgleich Galenus in seiner ganzen Medicin nirgends von dieser Salbe redet, so ist sie doch von ungemeiner Wirkung, die sie auch hier in solchem Maaße bekundete, daß sie den angedrohten Scheiterhaufen mit einem Bußkreuze vertauschen half, das der fromme Inquisitor, als gälte es eine Kreuzfahrt über Meer, zu größerer Schönheit der Flagge, ihm gelb im schwarzen Felde gab. Ueberdies behielt er ihn, nach richtigem Empfange des Geldes, noch einige Tage bei sich, und legte ihm während der Zeit als Buße auf, alle Morgen die Kreuzes-Messe zu hören, und sich am Mittag ihm vorzustellen, worauf er denn den Rest des Tages frei sein sollte, zu thun, was ihm beliebte.

Unser Büßender that gewissenhaft, wie ihm geheißen war, und so geschah es denn, daß er eines Morgens unter andern in der Messe ein Evangelium hörte, in welchem folgende Worte gesungen wurden: „Ihr werdet es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben.“ Der ehrliche Mann merkte sich diese Worte auf das Genaueste, und als er, dem Befehle gemäß, am Mittag vor den Inquisitor kam, fand er diesen gerade bei Tische sitzen. Der Inquisitor fragte ihn, ob er am Morgen die Messe gehört habe. „Ja Herr,“ erwiederte jener sogleich. „Hast Du dort,“ fragte weiter der Inquisitor, „nichts gehört, das Dir Zweifel erregt, oder worüber Du Auskunft wünschtest?“ „Wahrlich,“ entgegnete der gute Mann, „ich bezweifle nichts von dem, was ich gehört habe, sondern glaube an Alles, als an vollkommene Wahrheit. Wohl aber habe ich etwas gehört, um dessentwillen ich Euch und andere Mönche von Herzen bedauert habe, und noch bedaure, wenn ich mir bedenke, in was für einen traurigen Zustand Ihr in jener Welt kommen werdet.“ Darauf sagte der Inquisitor: „und was für eine Stelle war es denn, die solches Mitleid mit uns in Dir erweckt hat?“ „Ach Herr,“ sagte jener, „die Worte des Evangeliums waren es, worin es heißt: ihr werdet es hundertfältig nehmen.“ „So steht allerdings geschrieben,“ erwiederte der Inquisitor, „was veranlaßt Dich aber, uns deshalb zu bedauern?“ „Das will ich Euch sagen,“ antwortete der Büßende. „Seit ich hier in's Kloster gekommen bin, habe ich gesehen, daß alle Tage einer Menge armer Leute manchmal ein, manchmal zwei große Kessel Suppe, die Ihr Euch entzieht, weil Ihr sie nicht brauchen könnt, herausgegeben werden. Sollt Ihr die nun alle dort jenseits hundertfältig wiederkriegen, so müßt Ihr ja nothwendig in all' der Suppe ersaufen.“ Die ganze Tischgesellschaft des Inquisitors lachte laut auf; er aber fühlte wohl den beißenden Tadel der mönchischen Suppenheuchelei, und wurde ganz betroffen. Hätte nicht schon der erste Proceß ihm Schande genug gebracht, so würde er dem ehrlichen Manne gerne noch einen zweiten angehangen haben, daß er ihn und seine Gesellen in der Faulheit so zum Besten gehabt. Nun befahl er ihm im Aerger, er möge thun, was er wolle, und sich nicht mehr vor ihm sehen lassen.

Die Königin und alle Andern mußten über Emiliens spaßhafte Geschichte lachen, und des Kreuzträgers komischen Einfall loben. Als aber

die Gesellschaft ausgelacht und ein Jeder sich beruhigt hatte, fing Philostratus, den die Reihe des Erzählens traf, also zu reden an: „Lobenswerth ist es, Ihr schönen Damen, wenn Jemand ein festes und unveränderliches Ziel zu erreichen weiß; fast einem Wunder gleich zu achten ist aber die Geschicklichkeit des Schützen, der einen unerwarteten und plötzlich erscheinenden Gegenstand sogleich zu treffen vermag. Obgleich also jener gute Mann Recht daran that, daß er dem Inquisitor die heuchlerische Wohlthätigkeit der Mönche vorhielt, die als Almosen vertheilen, was sie den Säuen geben, oder auf die Straße werfen sollten, so scheint mir doch ein Andrer, von dem ich Euch, auf Anlaß der vorigen Geschichte, erzählen will, noch viel größeres Lob zu verdienen. Dieser nämlich beschämte den Herrn Cane della Scala, der sonst ein freigebiger Herr war, wegen einer völlig ungewohnten und plötzlichen Anwandlung von Geiz dadurch, daß er ihm eine scherzhafte Geschichte erzählte, in welcher er von fremden Personen sprach, was er von sich und jenem Fürsten verstanden wissen wollte. Damit verhielt es sich nun so:

Herr Cane della Scala, in vielen Dingen ein Liebling des Glückes, war, wie der glänzendste Ruhm fast durch die ganze Welt von ihm berichtet, einer der angesehensten und freigebigsten Fürsten, welche seit Kaiser Friedrich II. in Italien gesehen worden waren. Dieser hatte beschlossen, in Verona ein Fest von wunderbarer Pracht zu geben, und schon waren dazu von verschiedenen Seiten Menschen in Menge, besonders aber solche herbeigekomm.n, die durch allerhand Geschicklichkeiten Höfe zu unterhalten im Stande sind, als er plötzlich, aus was immer für einem Grunde, seinen Willen änderte und die meisten der Gekommenen beschenkte und verabschiedete. Nur einer unter ihnen, Namens Bergamino, der im Reden so viel Gewandtheit und Anmuth besaß, als Niemand, der ihn noch nicht gehört hatte, sich einzubilden vermochte, blieb, in der Hoffnung, daß es ihm mit der Zeit noch zum Vortheil gereichen werde, ohne Geschenke oder Urlaub erhalten zu haben, in Verona zurück. Herrn Cane aber war es in den Sinn gekommen, daß jedes Geschenk an Bergamino schlechter angewandt wäre, als was man ins Feuer wirft, und so achtete er ihn denn keines Wortes und keiner Botschaft werth. Als Bergamino nach einigen Tagen noch immer nicht an den Hof gerufen und keine Probe seiner Kunst von ihm begehrt worden war, zugleich aber die Zeche für ihn selbst, für Diener und Pferde immer mehr beim Gastwirthe anwuchs, fing er an, betreten zu werden. Dennoch aber verweilte er, in der Meinung, daß jetzt zu reisen nicht gerathen sei.

Um bei dem Feste ehrenvoll erscheinen zu können, hatte er drei kostbare und schöne Anzüge, die von andern Fürsten ihm geschenkt worden waren, mitgebracht; von diesen hatte er dem Wirthe, der bezahlt sein wollte, anfänglich einen gegeben; dann, nach längerem Aufenthalt, um den Wirth zufrieden zu stellen, den zweiten hinzufügen müssen, und nun war er entschlossen, sich die Sache noch so lange mit anzusehen, als der dritte, über den er bereits zu zehren angefangen, vorhalten würde, und dann abzureisen. Nun geschah es, daß er, noch ehe das dritte Kleid aufgegessen war, eines Tages, während Herr Cane bei Tische saß, diesem mit betrübtem Gesichte gegenüberstand. Als Herr Cane es bemerkte, sagte er, mehr um Bergamino zu kränken, als um etwa einen guten Einfall von ihm zu hören: „Bergamino, was fehlt Dir, Du siehst so verdrießlich aus; erzähle uns doch was." Bergamino begann darauf, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, folgende Geschichte, die für seine Lage so berechnet war, als hätte er lange Zeit darüber nachgedacht.

„Mein Gebieter, Ihr müßt wissen, daß Primasseau des Lateinischen besonders kundig war, und mehr als irgend ein Andrer im Dichten Fertigkeit besaß. Diese Eigenschaften machten ihn so berühmt, daß, wenn er gleich nicht überall von Person gekannt war, doch schwerlich Jemanden dem Namen und dem Rufe nach unbekannt geblieben war, wer Primasseau sei. Als er sich nun einst zu Paris in dürftigen Umständen befand, wie es ihm meistens zu geschehen pflegte, weil die Vermögenden seine Vorzüge nicht zu würdigen wußten, geschah es, daß er von dem Abte von Clugny reden hörte, von dem man behaupten will, er habe, nächst dem Papste, von allen Prälaten in der Kirche Gottes das reichste Einkommen. Von diesem erzählte man ihm Wunder der Freigebigkeit, wie er immer Feste gäbe, und wie Niemandem, der dorthin käme, wo er eben verweilte, Essen und Trinken je verweigert worden sei, nur vorausgesetzt, daß er den Abt, während er speiste, darum angesprochen habe. Als Primasseau, der an der Bekanntschaft ausgezeichneter Männer und hoher Herren besonderes Wohlgefallen fand, diese Nachrichten vernahm, beschloß er, hinzugehen, um die Freigebigkeit des Abtes mit eigenen Augen zu schauen, und fragte daher, wie weit sein jetziger Aufenthalt von Paris entlegen sei. Man erwiederte ihm, er wohne jetzt auf einem seiner Güter, etwa 6 Miglien von der Stadt, und Primasseau dachte, wenn er des Morgens bei Zeiten aufbräche, bis zur Tafelszeit dort sein zu können. Da er keinen Begleiter finden konnte, ließ er sich den Weg beschreiben; doch fürchtete er, diesen unglücklicherweise verfehlen und vielleicht an einen Ort gerathen zu können, wo er sobald nichts zu essen fände. Um in solchem Falle nicht Hunger leiden zu müssen, beschloß er, drei Brote mit auf den Weg zu nehmen, denn Wasser, das er freilich nicht besonders gerne trank, dachte er wohl überall zu finden. So steckte er die Brote zu sich, machte sich auf den Weg, und traf diesen so gut, daß er noch vor Essenszeit ankam, wo der Abt wohnte. Wie er nun eintrat, sich überall umsah, und die große Menge gedeckter Tische gewahr ward, und die gewaltigen Zurüstungen in der Küche und was sonst Alles zu dem Mittagsmahle bereitet wurde, da sagte er bei sich selbst: wahrlich, dieser Abt ist vollkommen so freigebig, als man mir erzählt hat. Eine Weile hatte er sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, als des Abtes Seneschall, weil die Essensstunde gekommen war, das Wasser zum Händewaschen herumreichen ließ. Nachdem dieses geschehen war, setzten sich Alle zu Tisch, und dabei traf es sich von ungefähr, daß Primasseau den Platz genau der Thür gegenüber bekam, wo der Abt herauskommen mußte, um ins Speisezimmer einzutreten. An dem Hofe des Abtes war es Sitte, weder Brod noch Wein, noch sonst etwas Eßbares eher auf den Tisch zu stellen, als bis der Abt sich an der Tafel niedergelassen hatte. Darum ließ der Seneschall, wie die Tische gedeckt waren, dem Abte sagen, die Speisen wären bereit, sobald er befehlen würde. Der Abt ließ sich den Speisesaal öffnen, und, indem er gerade

vor sich sah, war von ungefähr der erste Mensch, der ihm in die Augen fiel, Primasseau, den er nicht von Angesicht kannte, und dessen Anzug schlecht genug aussah. Kaum hatte er ihn erblickt, so kam ihm plötzlich ein unwürdiger und ihm sonst völlig fremder Gedanke in den Sinn, daß er bei sich sagte: „solchem Volke soll ich zu essen geben?" Und damit kehrte er um, ließ den Saal hinter sich zuschließen, und fragte seine Leute, die ihn begleiteten, ob Keiner von ihnen den Unverschämten kenne, der der Thür seines Zimmers gegenüber säße. Sie antworteten aber Alle nein. Primasseau, der schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatte, und überhaupt nicht zu fasten gewohnt war, bekam solche Lust zu essen, daß er, als der Abt noch immer nicht wiederkommen wollte, eines der drei mitgebrachten Brode hervorholte und es zu verzehren anfing. Der Abt inzwischen befahl nach einer Weile einem seiner Leute, nachzusehen, ob unser Primasseau fortgegangen sei. „Nein Herr," antwortete der wiederkehrende Diener, „vielmehr verzehrt er ein Stück Brod, das er sich mitgebracht haben muß." „So mag er denn sein Brod essen, wenn er welches hat," sprach darauf der Abt, „denn das unsrige wird er heute nicht kosten." Der Abt hätte es gerne gesehen, wenn Primasseau von selbst gegangen wäre; denn ihn ausdrücklich gehen zu heißen, meinte er, zieme sich doch nicht. Als Primasseau indessen das erste Brod aufgezehrt hatte, und der Abt noch ausblieb, begann er über dem zweiten zu essen. So war dem Abte berichtet, der wieder hatte nachsehen lassen, ob er nicht fortgegangen sei. Endlich fing Primasseau, als der Abt noch immer nicht kam, das dritte Brod zu essen an, und als auch das dem Abte gemeldet ward, wurde dieser nachdenklich, und sprach bei sich selbst: „was ist mir denn heute Neues in den Sinn gekommen? woher dieser Geiz, woher der Aerger? Und wer hat ihn erregt? Schon seit Jahren speise ich von meinem Tische, wer immer gespeist sein will, ohne zwischen vornehm und gering, arm und reich, Kaufmann und Betrüger zu unterscheiden. Oftmals habe ich ausgemachte Taugenichtse mein Essen verschlucken sehen, und niemals ist mir ein Gedanke von dem beigefallen, was sich heute beim Anblick dieses Menschen in mir geregt hat. Wahrlich, um eines gewöhnlichen Menschen hätte sich der Geiz meiner nicht bemächtigen können. Und sieht er mir auch gleich einem Taugenichts ähnlich, so muß doch etwas Besonderes an ihm sein, daß er mich so gegen die Höflichkeit zu verhärten im Stande war." Nach diesem Selbstgespräch verlangte er zu wissen, wer es wäre, und schämte sich sehr, als er hörte, es sei der ihm schon seit lange rühmlichst bekannte Primasseau, der nun gekommen sei, um selber zu sehen, was er von des Abtes Freigebigkeit gehört hatte. Desto größere Ehre erwies er ihm nun, um das Versehen wieder gut zu machen. Nach dem Essen ließ er ihn mit edlen Stoffen reichlich bekleiden, wie es Primasseau's Verdiensten geziemte; dann schenkte er ihm noch Geld und einen Zelter, und überließ das Gehen und Verweilen seiner Willkür; endlich kehrte Primasseau, erfreut über solche Gunst, nachdem er dem Abte auf das herzlichste gedankt hatte, zu Pferde nach Paris zurück, von wo er zu Fuß ausgegangen war."

Cangrande, der ein kluger Herr war, verstand ohne weitere Auslegung genau, was Bergamino sagen wollte, und erwiederte ihm lächelnd: „Bergamino, gar treffend hast Du Deine üble Lage, Deine Geschicklichkeit, meinen Geiz und Deine Wünsche bezeichnet. Und wahrlich noch nie, als wie jetzt in Bezug auf Dich, hat der Geiz sich meiner bemeistert; aber ich will ihn mit dem Stocke vertreiben, den Du selber angegeben hast." Wirklich ließ er den Wirth des Bergamino bezahlen, bekleidete diesen mit einem seiner köstlichen Gewänder, schenkte ihm Geld und Roß, und stellte für diesmal Bleiben und Gehen in seine Willkür.

Als Bergamino's Schlauheit zur Genüge gelobt worden war, sah Lauretta, die dem Philostratus zunächst saß, daß es nun an ihr sei zu sprechen, und begann, ohne weitere Aufforderung zu erwarten, anmuthig so zu reden. „Die vorige Geschichte veranlaßt mich, Ihr lieben Mädchen, Euch zu erzählen, wie ein Anderer, der ebenfalls davon lebte, daß er den hohen Herrschaften die Zeit vertrieb, die Geldgier eines reichen Kaufmanns mit gutem Erfolge strafte. Kommen nun gleich beide Geschichten ziemlich auf Eins heraus, so denke ich, soll Euch die meinige um ihres günstigen Ausganges willen nicht minder willkommen sein.

In Genua nämlich lebte vor geraumer Zeit ein Edelmann, Namens Ermino dei Grimaldi, der nach allgemeinem Dafürhalten, an ausgedehnten Besitzungen und an baarem Vermögen den Reichthum der begütertsten Privatleute, die zu jener Zeit in Italien bekannt waren, um Vieles übertraf. Wie aber seine Reichthümer die jedes andern Italiäners weit hinter sich zurückließen, so that er es auch an Geiz und Filzigkeit dem ärgsten Filze und Geizhalse der ganzen Welt unmäßig zuvor; denn nicht allein verschloß er seinen Beutel, wenn es galt, Andern eine Ehre zu erweisen, sondern auch in dem, was der Anstand der eignen Person erfordert hätte, ließ er es gegen die Gewohnheit der Genueser, die sich adelig zu kleiden pflegen, um Geld zu ersparen, an dem Nöthigsten fehlen, und eben so auch im Essen und Trinken. Aus diesem Grunde war ihm der Familienname der Grimaldi im Munde des Volkes verdientermaßen ganz verloren gegangen, und Alle nannten ihn nur Herrn Ermino den Geizhals. Um die Zeit nun, als dieser das Seinige an sich hielt und vervielfältigte, geschah es, daß Guiglielmo Borsiere, ein lustiger Rath von feinen Sitten und geübter Zunge, der keineswegs den Leuten seines Standes glich, wie wir sie heutzutage sehen, nach Genua kam. Denn, zu großer Schande der verderbten und verdammungswürdigen Sitten derer, die sich gegenwärtig Herren und Edelleute nennen lassen, und für solche gelten wollen, könnten unsere lustigen Räthe eher für Esel, die im Schmutze des gemeinsten Gesindels, als für Leute, die an Höfen groß geworden sind, gelten; und während damals ihr Geschäft darin bestand, mit aller Anstrengung Frieden zu vermitteln, wo unter den Herren Haß oder Krieg entstanden war, Ehen, Verschwägerungen oder Freundschaften zu stiften, die Höfe zu ergötzen, und gleich Vätern die Fehler der Bösgearteten mit scharfem Tadel zu verfolgen, und dies Alles um geringen Lohn, sind sie heutzutage nur bedacht, ihre Zeit damit zu verbringen, daß sie von Einem zum Andern Gehässigkeiten herumtragen, Zwietrachten aussäen, Unanständiges und Schlechtes reden, und, was schlimmer ist, vor den Leuten thun, Uebles, Beschämendes und Abscheuliches, mag es wahr sein

oder nicht, hinter dem Rücken einander nachsagen, und mit falschen Schmeicheleien die Gutgesinnten zu Gemeinheiten und Schlechtigkeiten zu verführen suchen. Von unseren ausgearteten und sittenlosen Fürsten wird jeder unter ihnen am höchsten gehalten, und durch die größten Geschenke ermuntert, der die meisten Abscheulichkeiten sagt oder thut; wahrlich gereicht das unserer Zeit zu großer und beständiger Schande, und dient zu deutlichem Beweise, daß die Tugenden von der Erde gewichen sind und die beklagenswerthen Sterblichen auf dem Hefen der Sünden gelassen haben.

Um aber auf das zurückzukommen, wovon ich ausgegangen bin, und von wo gerechter Unwille mich weiter, als ich dachte, abgezogen hat, so sage ich, daß der genannte Guiglielmo von allen Edelleuten in Genua gern gesehen und mit Ehren überhäuft ward. Als er sich nun schon einige Zeit in der Stadt aufgehalten und mancherlei von dem Geize und den armseligen Gesinnungen des Herrn Ermino vernommen hatte, kam es ihm in den Sinn, diesen zu besuchen. Herrn Ermino waren die Talente des Guiglielmo Borsiere dem Rufe nach bekannt geworden, und da er trotz allem seinem Geize noch ein Fünkchen guter Sitte in sich trug, so empfing er ihn mit freundlichem Gesichte und höflichen Worten. Unter allerlei verschiedenen Gesprächen, die er mit ihm begann, führte er den Borsiere und einige Genueser, die eben bei ihm waren, in ein ihm zugehöriges neues Haus, das er ganz hübsch hatte einrichten lassen, und, nachdem er ihnen Alles gezeigt hatte, sagte er: „Ach, Herr Guiglielmo, Ihr habt so Manches gehört und gesehen; könntet Ihr mir nicht etwas rathen, was noch niemals da gewesen wäre, damit ich's in den Saal dieses Hauses malen lassen könnte?" Als Guiglielmo diese übelangebrachte Rede vernahm, erwiederte er: „Herr, etwas noch nie da Gewesenes traute ich mir wohl nicht zu ersinnen, es wäre denn etwa ein abgemaltes Niesen oder dergleichen; wollt Ihr aber, so will ich Euch etwas angeben, das, wie ich glaube, wenigstens bei Euch noch nicht gewesen ist." „Und was wäre das, ich bitte Euch," entgegnete Herr Ermino, der sich auf die Antwort nicht versah, die er hernach bekam. Guiglielmo aber erwiederte schnell: „laßt die adelige Sitte malen." Diese Worte beschämten Herrn Ermino, als er sie kaum vernommen, so, daß er um ihretwillen seine Sinnesart fast zum Entgegengesetzten von dem, was sie bisher gewesen war, veränderte, und so antwortete er: „Ja, Herr Guiglielmo, ich will sie malen lassen, und zwar so, daß weder Ihr, noch sonst Jemand Grund haben soll, zu sagen, ich habe sie nicht gesehen und nicht gekannt." Und von solcher Wirkung waren Guiglielmo's Worte, daß er von dem Tage an der freigebigste und gefälligste Edelmann ward, und der, welcher Fremden und Einheimischen am meisten Ehre erwies, von allen, die zu seiner Zeit in Genua lebten.

Die Königin hatte ihren Befehl nur noch an Elisen zu richten, und diese begann, ohne ihn abzuwarten, mit freundlicher Miene also zu reden. „Schon oftmals, Ihr jungen Mädchen, ist es geschehen, daß, wozu jemanden mancherlei Tadel und häufige Strafen nicht bewegen konnten, ihn dazu ein zufällig und absichtslos gesagtes Wort bewog. Davon gab uns die Geschichte der Lauretta ein schlagendes Beispiel, und ich will Euch das Gleiche in einer kurzen Erzählung darthun; denn gute Geschichten können uns immer förderlich sein, und so soll man ihnen aufmerksam zuhören, sei auch der Sprechende wer er wolle.

So sage ich denn, daß zu den Zeiten des ersten Königs von Cypern nach der Eroberung des gelobten Landes durch Gottfried von Bouillon eine Edeldame, die von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe heimkehrend, Cypern besuchte, von ein paar ruchlosen Leuten auf empörende Weise beleidigt ward. Sie konnte sich ob diesem Frevel nicht zu Gute geben, und war gesonnen, den König selber anzurufen; doch einer ihrer Bekannten sagte ihr, sie werde sich nur vergebene Mühe machen, denn der König führe ein so kleinmüthiges und unwürdiges Leben, daß er, geschweige den Andern angethanen Schimpf gerecht zu rächen, unzähligen ihm selber zugefügten mit schnöder Feigheit ertrüge, so daß, wer irgend einen Verdruß gehabt habe, seinen Unmuth in Beleidigungen und Hohn gegen den König ausließe. Als die Dame dies vernahm, gab sie es auf, Rache zu erlangen, und wollte nur, um ihren Zorn einigermaßen zu befriedigen, diesen König wegen seiner niedrigen Gesinnung noch verspotten. Weinend trat sie vor ihn, und sagte: „Herr, ich komme nicht zu Dir, um Rache für die Beleidigung, die mir widerfahren ist, zu erlangen, sondern, statt aller Vergeltung, bitte ich Dich, mir zu sagen, wie Du es anfängst, um die vielen Kränkungen, die man Dir anthut, zu ertragen. Dann werde ich, von Dir belehrt, die meinige geduldig hinnehmen, während ich sie jetzt, der Himmel weiß es, Dir, weil Du deren so gut zu tragen weißt, gerne abgäbe." Der König, der bis dahin unthätig und träge gewesen war, fing, als wäre er vom Schlafe erwacht, damit an, den Schimpf, der dieser Dame angethan war, auf das nachdrücklichste zu rächen, und ward von dem Tage ein strenger Verfolger eines Jeden, der gegen die Ehre seiner Krone das Mindeste sich zu Schulden kommen ließ.

---

### 3. Die Geschichte der unglücklichen Fürstin Ghismonda und des Guiscardo.

(Vierter Tag, erste Novelle.)

Tankred, Fürst von Salerno, würde den Ruhm eines milden und gütigen Herrn verdienen, wenn er nicht in seinem Alter die Hände mit dem Blute zweier Liebenden befleckt hätte. Er hatte nur ein einziges Kind, und zwar eine Tochter, des Namens Ghismonda; es würde aber viel besser für ihn gewesen sein, wenn er ganz kinderlos geblieben wäre. Weil er diese einzige Tochter über alles liebte, so fiel es ihm sehr schwer, sich von ihr zu trennen, und sie einem unter den vielen, die sie zur Ehe begehrten, zu bewilligen. Daher blieb sie über die gewöhnlichen Jahre zu Hause. Endlich ließ er zu, daß sie sich mit dem Sohn des Herzogs von Capua vermählte; aber nach kurzer Zeit schon kehrte sie als Wittwe an den Hof ihres Vaters zurück Sie war sehr wohlgebildet, ihr Angesicht überaus schön, ihr Witz und Verstand größer als es vielleicht einem Weibe zukommt.

Da sie nun an dem Hofe ihres Vaters, der sie zärtlich liebte, in großem Ansehn und im Ueberfluß aller Ergötzlichkeiten lebte, und wahrnahm, daß er aus übermäßiger Liebe gegen sie an nichts weniger dachte, als ihr einen andern Ehemann zu

geben, sie aber sich schämte, solches von ihm zu begehren, so entschloß sie sich, wenns möglich wäre, sich einen edelgesinnten heimlichen Geliebten auszusuchen. Ihr väterliches Haus war, nach Gewohnheit der Höfe großer Fürsten, mit Adligen und Unadligen angefüllt. Sie betrachtete eines jeden Lebenswandel und Bildung, und ihre Neigung fiel endlich auf Guiscardo, einen Jüngling, der zwar von niederer Abkunft, an Sitten aber der edelste unter allen war. Je öfter sie ihn sah, desto mehr gefiel er ihr, und sie fing an, eine brennende Liebe für den Jüngling zu fassen. Auch war er seiner Seits scharfsichtig genug, die Gesinnung der Fürstin zu bemerken, und wurde von Liebe gegen sie so entzündet, daß alle seine Gedanken und Sorgen Tag und Nacht auf sie allein gerichtet waren.

Ghismonda wünschte sich nichts mehr als eine Zusammenkunft, um sich einander ihre Gesinnung zu erklären. Hierzu eröffnete sie sich den Weg auf folgende Weise. Sie schrieb ihm einen Brief, welchen sie in einem ausgehöhlten Rohre verbarg. Darauf schenkte sie ihm dasselbe, und sagte mit scherzender Miene: er sollte dieses Rohr als ein bequemes Werkzeug, das Feuer anzublasen, seiner Magd geben. Aber Guiscardo, der wohl merkte, daß die verliebte Ghismonda ihm dieses Geschenk nicht ohne einen geheimen Grund gegeben haben würde, eilte damit nach Hause, öffnete es, und fand darin den Brief, der ihn belehrte, durch welchen Weg er zu ihr kommen könnte. Niemand war je freudiger als er, Niemand gehorchte je einem Befehl mit größerer Bereitwilligkeit. Neben der fürstlichen Wohnung befand sich unter einem Hügel eine Höhle, auf deren Spitze eine mit Büschen bewachsene Oeffnung war, wodurch das Licht hineinfiel. Aus dieser Höhle konnte man durch eine heimliche Thür in das Gemach der Fürstin kommen. Dieser heimliche Ausgang war von langer Zeit her so ganz außer Gebrauch gekommen, und so stark verriegelt, daß man ihn ganz und gar vergessen hatte. Aber die Liebe, deren Augen nichts verborgen ist, hatte der Fürstin den Gedanken eingegeben, sich dieses Ausganges zu bedienen. Weil sie aber aus kluger Behutsamkeit keinem Menschen das Geheimniß anvertrauen wollte, so hatte sie nach vielen Versuchen und Nachsinnen selbst das Mittel, die Thüre zu eröffnen, gefunden, und war heimlich und allein in die Höhle hinabgestiegen, um alles wohl zu betrachten, damit sie ihrem Geliebten das Maaß der Breite und die Höhe der Oeffnung, und die Hülfsmittel, deren er sich zum Herabsteigen bediente, beschreiben könnte.

Diese schaffte sich Guiscardo in aller Eile an: nämlich ein mit gewissen Knoten und Schleifen versehenes Seil, sich daran herabzulassen, und ein ledernes Wamms, sich vor den Dornsträuchen zu schützen. Mit solchen Werkzeugen begab er sich in folgender Nacht zur besagten Oeffnung, band das eine Ende des Seils an den nächsten Busch, und ließ sich glücklich in die Grotte hinab. Hier wartete er die ganze Nacht auf seine Geliebte. Sie konnte aber nicht eher erscheinen, bis sie am anbrechenden Tage, unter dem Vorwand des Schlafs und der Ruhe, ihre Gespielinnen und Zofen verabschiedet hatte. Alsdann öffnete sie die Thüre, und da sie ihren Geliebten in der Grotte fand, umarmte sie ihn auf das zärtlichste. Darauf führte sie ihn in ihr Zimmer, und nachdem sie unaussprechliche Freude genossen, und ihrem Liebeshandel, damit er verborgen bliebe, sichere Stunden und wohlausgesonnene Maßregeln vorgeschrieben hatten, kehrte Guiscardo in die Grotte und Ghismonda, nach verschlossener Thüre, zu ihren Hofdamen und Aufwärterinnen zurück. Der Geliebte blieb so lange in der Grotte, bis es Nacht wurde, wo er an dem Seile wieder hinausstieg und sich unvermerkt in seine Wohnung zurückschlich. Diese heimlichen Zusammenkünfte folgten nun sehr oft, und immer stärker wurde auf beiden Seiten die Liebe.

Aber das Geschick, das den Liebenden ein so großes Glück bereitete, verwandelte ihre Freude in die bittersten Leiden. Tankred hatte die Gewohnheit, wenn es ihm einfiel, seine Tochter ganz allein auf ihrem Zimmer zu besuchen und einige Zeit in Gesprächen mit ihr zuzubringen. Eines Tags fand er sie nicht, denn sie war mit ihren Zofen in den Garten gegangen. Es war Nachmittag. Die Fenster waren verschlossen und die Vorhänge des Bettes herabgelassen. Es fiel ihm daher ein, anstatt die Ergötzung seiner Tochter zu stören, sich neben dem Bette auf ein Kissen niederzusetzen, sein Haupt an die Bettstelle zu lehnen, und eben als wollte er sich verstecken, den Vorhang vor sich zu ziehen. In dieser einsamen und ruhigen Stellung schlief er endlich ein. Indeß hatte das unglückliche Schicksal gewollt, daß Ghismonda an diesem Tage ihren Geliebten bestellt, und nachdem sie sich ihren Zofen im Garten unvermerkt entzogen, denselben durch den gewöhnlichen Weg in ihr Gemach einließ, ohne ihres schlafenden Vaters gewahr zu werden. Während sie aber nach Herzenslust mit einander spielten und scherzten, erwachte der Vater. Voll Entrüstung über das, was er hörte und sah, konnte er sich kaum enthalten, in harte Verweise auszubrechen. Er hielt es aber für besser zu schweigen, damit er die Strafe, die er den Liebenden schon damals zudachte, mit größerer Behutsamkeit und ohne Entdeckung seiner eigenen Schande vollstrecken könnte. Endlich schien es den Liebenden Zeit, dem Spiele ein Ende zu machen; sie verließen das Zimmer und gingen, ohne das geringste Uebel zu vermuthen, ihres Weges, Guiscardo in die Grotte und Ghismonda, nachdem sie die Thüre verriegelt hatte, in den Garten. Darauf erhob sich Tankred und schlich aus dem Gemach seiner Tochter so still und einsam, wie er hineingekommen war. Aber der Schmerz, der ihn innerlich marterte, war über alle Maßen groß. Er gab sogleich einigen den Befehl, die Oeffnung der Grotte zu besetzen, den Jüngling, der des Nachts heraussteigen würde, zu ergreifen und geradeswegs zu ihm zu führen. Der Befehl wurde genau vollstreckt und Guiscardo in seiner ledernen Kleidung dem Fürsten vorgestellt. Dieser sprach zu ihm: „Guiscardo! meine Wohlthätigkeit gegen Dich hat nicht verdient, daß Du das, was mir zugehört, mit Schande und Schmach befleckest." Des Jünglings Antwort war sehr kurz. „Mein Fürst," sagte er, „die Liebe ist mächtiger als Du und ich." Darauf befahl Tankred, ihn in ein geheimes Gefängniß zu führen.

Den folgenden Tag, da Ghismonda von dem traurigen Vorfall noch nichts wußte und tausend verschiedene Anschläge dem Fürsten durch den Kopf gefahren waren, verfügte sich dieser, seiner Gewohnheit gemäß, nach dem Mittagsessen in ihr Zimmer. Es entfernten sich sogleich die Anwesenden, um sie ihren gewöhnlichen Gesprächen zu überlassen. Dann brach Tankred in häufige Thränen aus und sprach: „Ich habe mir bisher immer eingebildet, Deine Tugend zu kennen, [und ich

hätte eher alles geglaubt, als daß Du fähig wärest, Deine Ehre einem Manne preiszugeben, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Das Andenken Deines Verbrechens wird die kurze Lebenszeit, die meinem Alter noch übrig ist, mit immerwährender Betrübniß verbittern. Hättest Du wenigstens, wenn Du doch lasterhaft sein wolltest, einen Mann gewählt, der Deiner vornehmen Geburt würdig wäre. Aber unter so vielen, die an meinem Hofe sind, bist Du auf Guiscardo verfallen, auf einen Menschen von schlechter Abkunft, den ich aus Mitleid gegen die Armuth seiner Eltern von Kindheit an habe erziehen lassen. Ich weiß daher nicht, was ich anfangen soll. Zwar ist Guiscardo's Schicksal bei mir schon entschieden. Auf meinen Befehl ist er schon in der vergangenen Nacht festgesetzt worden. Was ich aber mit Dir anfangen werde, das weiß ich noch nicht. Denn auf der einen Seite verhindert mich die Liebe gegen Dich, die größer ist, als je eine andere, die ein Vater gegen sein Kind getragen hat, mich zu dem, was ich thun sollte, zu entschließen; und auf der andern Seite reizt mich der Zorn, den Du Dir durch Deine Schuld zugezogen hast, dazu an, streng mit Dir zu verfahren; jene ermahnt mich, Dir zu verzeihen. Aber ehe ich mich für etwas entscheide, will ich hören, was Du mir antwortest." Da er so gesprochen hatte, schlug er seine Augen nieder und weinte wie ein Kind, das die Ruthe fühlt.

Aber Ghismonda, die nun wußte, daß ihr Geliebter im Gefängniß und ihr Liebeshandel entdeckt war, wurde von unaussprechlicher Betrübniß durchdrungen, und konnte sich kaum enthalten, in ein weibliches Geheul auszubrechen; doch siegte die Stärke ihrer Seele über die Schwachheit ihres Geschlechts. Weil sie wußte, daß ihr Geliebter entweder schon wirklich aus der Welt geschieden, oder nahe daran war, so entschloß sie sich, ihm im Tode zu folgen, und den Vater weder um Vergebung zu bitten, noch seinen Zorn zu besänftigen; sie nahm ein standhaftes und erhabenes Wesen an, und sprach: „Tankred! was Du mir zur Schuld legst, das will ich weder leugnen, noch abbitten, denn das eine würde mir zu nichts helfen und das andere will ich nicht, daß es mir helfe. Dazu habe ich mir auch vorgenommen, auf keine Weise Deine Gewogenheit zu gewinnen, oder Dich zur Sanftmuth zu bewegen. Wohl aber bin ich gesinnt, die Sache frei zu gestehen, hernach aber meine Ehre mit wahren Gründen zu vertheidigen. Wenn dieses geschehen ist, werde ich meinen Worten gemäß mit gleicher Großmuth zu Werke gehen. Ich gestehe es, den Guiscardo geliebt zu haben, und ich werde ihn nicht nur Zeit meines Lebens, welches sehr kurz sein wird, sondern auch nach meinem Tode, wofern einiges Gefühl übrig bleibt, lieb haben. Zu dieser Liebe hat mich nicht so sehr die weibliche Begierde, als Deine Nachlässigkeit verleitet. Da Du von Fleisch bist, hättest Du denken sollen, eine Tochter aus Fleisch und Blut, nicht aus Stein und Eisen, gezeugt zu haben, und da Du siehest, daß Du auch in Deinem Alter noch heftige Aufwallungen und Anfälle empfindest, ob Du gleich einen großen Theil Deines Lebens unter den Waffen zugebracht hast, so hätte Dich dieses erinnern sollen, was Ruhe und Ergötzlichkeiten über junge und alte Leute vermögen. Guiscardo habe ich aber nicht zufälligerweise, sondern mit Vorbedacht und Ueberlegung auserwählt, zu mir eingeführt, und mit unveränderter Beständigkeit und mit größtem Vergnügen als den Bruder meiner Liebe aufgenommen. Was Du mir aber wegen seiner unadligen Abkunft vorwirfst, eben als würde ich weniger gefehlt haben, wenn ich mir einen Edelmann ausgesucht hätte, darin folgst Du einem Vorurtheile und siehest nicht, daß Du das Glück, welches oft die Unwürdigen erhöhet und die Würdigern zu Boden wirft, nicht den Guiscardo selbst beschuldigst. Wir wollen aber dieses übergehen und uns an den Grund der Sache halten. Es ist gewiß, daß wir alle von einem Menschen abstammen. Nur die Tugend unterscheidet die gleichgeborenen Menschen. Sie adelt diejenigen, welche sich durch ihre Handlungen vor andern auszeichnen. Und obgleich der unwissende Pöbel anders denkt, so kann doch hierdurch das menschliche Leben von seinem Ziele nicht abgeleitet werden. Also ist der nur für adlig zu achten, dessen Werke tugendhaft sind, und wer ihn nicht so nennt, der nimmt ihm nichts, sondern legt an den Tag, daß er ein unwissender Thor ist. Betrachte, Tankred! Deine Adligen, untersuche ihren Lebenswandel, und vergleiche sie mit Guiscardo, und wenn Du recht urtheilen willst, so wirst Du ihn gewiß für den Adligsten halten, und gestehen müssen, daß Deine sogenannten Edelleute weit von dem Adel entfernt sind. Was aber Guiscardo's Rechtschaffenheit betrifft, so habe ich hierin Deinen Lobsprüchen und Deinem Urtheil mehr, als dem Zeugniß anderer getraut. Denn wessen Handlungen hast Du je für so tugendhaft gepriesen, als jene des Guiscardo? Sie verdienten es auch, denn wenn ich mich nicht selbst täusche, so hast Du ihm kein Lob beigelegt, dessen er nicht weit über das, was Du sagtest, würdig war. Daher sagst Du die Wahrheit nicht, wenn Du mir vorwirfst, ich habe mir einen Unadligen ausgesucht. Darin aber gebe ich Dir Recht, daß er arm ist, und zwar zu Deiner größten Schande, indem Du nicht gewußt hast, einen vortrefflichen Mann, mit dem Du täglich umgingst, zu belohnen. Jedoch vernichtet die Armuth den Edelmuth nicht, sie benimmt nur die Mittel, edelmüthig zu handeln. Viele sind zu Fürstenthümern und Königreichen gelangt, die anfänglich niedrig und arm waren. Viele sind nun arm, bearbeiten mit eigenen Händen das Feld, oder hüten das Vieh, die vorher bis zum Ueberfluß reich waren. Was aber Deine Unentschlossenheit in Ansehung meines Schicksals betrifft, so lege sie nur ab. Kehre wider mich die Grausamkeit, die Du wider Guiscardo auszuüben vorhast; denn ich allein bin die Ursache des Verbrechens. Solltest Du aber etwas Hartes über ihn verhängt haben und meiner schonen, so wisse, daß diese meine Hände das nämliche an mir vollstrecken werden. Trockne Deine weibischen Thränen ab und wenn wir's beide verdienen, so richte uns beide mit einem einzigen Streich hin."

Tankred empfand die ganze Stärke ihrer Seele; jedoch glaubte er nicht, daß sie am Ende das thun würde, was ihre Worte andeuteten. Daher verließ er sie, fest entschlossen, ihrer zwar zu schonen, aber mit Guiscardo's Blut das Feuer ihrer Liebe zu löschen. Er gab den Wächtern des Gefangenen den Befehl, ihn bei stiller Nacht ohne einiges Geräusch aufzuhängen, demselben das Herz auszuschneiden, und es ihm zu überbringen. Dies schickte er seiner Tochter auf einer goldenen Schüssel und ließ ihr sagen: „Dein Vater schickt Dir dieses zum Geschenke, damit er

Dich wegen Deines so theuren Verlustes tröste, gleichwie Du ihn wegen des seinen eben so theuern getröstet hast." Ghismonda, die fest entschlossen war, zu sterben, wenn ihrem Geliebten das Uebel, welches sie befürchtete, widerführe, hatte schon zu diesem Ende den giftigen Trank aus Wurzeln und Kräutern zubereitet, womit sie sich das Leben nähme. Sie empfing unerschrocken das Geschenk, deckte die goldene Schüssel auf und fand ein Herz darin, welches sie den Worten des Ueberbringers gemäß sogleich für das Herz ihres Geliebten hielt. Daher sagte sie dem Bedienten, der es überbracht hatte: „Kein anderes als ein goldenes Grab gebührte einem solchen Herzen, und hierin hat mein Vater vortrefflich gehandelt." Da sie dieses sagte, küßte sie das Herz. Darauf setzte sie hinzu: „Bis zu meiner letzten Stunde habe ich die zärtliche Liebe meines Vaters in allen Dingen erkannt; jetzt aber beweiset sie sich viel größer als sonst. Darum sage ihm in meinem Namen den letzten Dank, den ich ihm für ein so großes Geschenk schuldig bin." Als sie dieses gesagt hatte, wandte sie sich zu der Schaale, die sie in ihren Händen fest umklammert hielt, heftete die Augen auf das Herz, und sprach: „O Du lieblichste Wohnung aller meiner Freuden! Verflucht sei die Grausamkeit dessen, der Dich herausreißen ließ. Denn es wäre genug gewesen, Dich in Gedanken anzuschauen. Du hast Deinen Lauf vollbracht, und das Ende erreicht, wozu Dich das Schicksal bestimmt hatte. Ein Deiner Vortrefflichkeit angemessenes Grab hat Dir Dein Feind selbst vergönnt, und nichts fehlte bei Deinem Begräbniß, als die Thränen Deiner so sehr geliebten Ghismonda. Damit ich Dir diese letzte Pflicht beweise, hat es Gott meinem Vater eingegeben, daß er Dich zu mir schickte. Darum will ich weinen, ob ich mir gleich vorgenommen hatte, mit trockenen Augen zu sterben; und wenn ich Dir dieses Opfer gebracht habe, so soll meine Seele die Deine begleiten. Mit welchem Gefährten könnte ich wohl sicherer und glücklicher in jene unbekannte Gegend reisen! denn ich glaube, daß Dein Geist, als Zuschauer seiner Lust, hier gegenwärtig sei, in dieser Gegend herumflattere, aus fortdauernder Liebe auf mich warte und ohne meine Begleitung nicht abscheiden wolle." Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als ein Strom von Thränen aus ihren Augen stürzte. Jedoch weinte sie nicht, nach Art der Weiber, überlaut. Still flossen die Thränen von ihrem über die goldne Schaale gebeugten Angesicht und tausend Küsse gab sie dem todten Herzen.

Die Aufwärterinnen, die zugegen waren, und weder wußten, wessen Herz es war, noch den Inhalt ihrer Worte verstanden, wurden dennoch von Mitleid durchdrungen, und begleiteten die Thränen der Fürstin mit den ihrigen, fragten um die Ursache eines so heftigen Schmerzes und bemühten sich, sie zu trösten. Da sie aber genug geweint zu haben glaubte, erhob sie ihr Angesicht, trocknete die Thränen ab und sprach: „Liebstes Herz! ich habe Dir meine letzte Pflicht bewiesen; nun ist nichts mehr übrig, als daß ich Dir folge." Darauf nahm sie den vergifteten Becher und trank ihn unerschrocken aus. Als dieses geschehen war, lagerte sie sich mit der goldenen Schaale und dem Herzen ihres Geliebten auf ihr Bett und wartete stillschweigend auf den Tod.

Obgleich die Zofen, die um sie waren, nicht wußten, was im ausgetrunkenen Becher war, so schien ihnen doch die Sache wegen der Umstände und wegen der kläglichen Ausdrücke verdächtig, und sie gaben dem Fürsten eilends Nachricht davon. Er erschrak wie vom Donner getroffen, und machte sich auf, seine Tochter zu trösten und zu retten; aber er kam zu spät, und da er sah, daß ihr nicht mehr zu helfen war, fing er über sich und seine Tochter bitterlich zu weinen an. Aber Ghismonda sagte ihm: „Spare Deine Thränen auf andere Unglücksfälle, die Dir weniger erwünscht kommen können. Ich verlange sie nicht. Und wer weint denn über Dinge, die man selbst gesucht hat? Ist aber Deine Liebe gegen mich nicht gänzlich erloschen, so bitte ich Dich um diese letzte Gefälligkeit, daß Du meinen und des Guiscardo Leichnam in ein Grab, oder wo er auch immer hingeworfen sein mag, neben ihn legen lassest, damit ich nach meinem Tode öffentlich bei ihm ruhe, nachdem Du mir dieses im Leben heimlich nicht hast gestatten wollen." Vor Schmerz und Beklemmung konnte Tankred nicht antworten. Ghismonda aber drückte das Herz ihres Geliebten immer enger an ihre Brust, je mehr sie fühlte, dem Tode nahe zu sein, und da ihre Augen brachen, richtete sie an die Umstehenden ihr letztes Wort: „Bleibt mit Gott, ich scheide," und starb. Dies traurige Ende nahm die Liebe Guiscardo's und Ghismonda's. Tankred, der sein grausames Verfahren zu spät beweinte, ließ sie beide, unter allgemeiner Betrübniß der Salernitaner, in einem gemeinschaftlichen Grabmal ehrenvoll bestatten.

---

[Keine Novelle des Boccaccio ist so oft übersetzt und nachgeahmt worden, als diese durch die beredte Sprache ausgezeichnete: sie wurde von Lionardo Bruni von Arezzo in lateinische Prosa, von Philippus Beroaldus in lateinische elegische Verse, von Guasco de Allessandris in italiänische Ottaven übertragen; sie bildet den Stoff von fünf italiänischen Trauerspielen, von mehreren englischen Dramen, unter denen das von Dryden „Sigismunda und Guiscardo" am bekanntesten ist, von vielen französischen, englischen und deutschen Gedichten. Auch die Künste haben dazu beigetragen, dieser Erzählung Glanz und Berühmtheit zu verleihen; so giebt es ein schönes Gemälde, welches von Correggio sein soll, und die Ghismonda darstellt, wie sie über dem Herzen ihres Geliebten weint. Ein ähnlicher Versuch Hogarth's wird als ein äußerst mißlungener bezeichnet.]

---

### 4. Guido Cavalcanti sagt einigen florentinischen Rittern, welche ihn überfallen hatten, eine höfliche Grobheit.

(Sechster Tag, neunte Novelle.)

[Der Held dieser Erzählung ist derselbe Guido Cavalcanti, der in unserer Darstellung bereits als Dichter und als Dante's Freund mehrfach erwähnt ist.]

Ich muß Euch sagen, daß vor Zeiten in unserer Stadt gar schöne und liebliche Gebräuche herrschten, von welchen vermöge der Habsucht, die

hier mit den Reichthümern zugleich gestiegen ist, und welche sie alle vertrieben hat, kein einziger mehr im Gange ist. Unter andern war es üblich, daß an verschiedenen Orten in Florenz die gebildeten Männer vom Lande zusammenkamen; ihre Gesellschaften bestanden aus einer bestimmten Anzahl Mitglieder und man nahm Bedacht, solche darunter zu haben, welche hübsch Unkosten bezahlen konnten. Heute hielt der Eine, morgen der Andere und so Alle der Reihe nach Tafel für die ganze Gesellschaft; dazu wurden oft anständige Fremde, wenn solche gerade in der Stadt anwesend waren, und auch Bürger geladen. Auf gleiche Weise staffirten sie sich jährlich wenigstens einmal festlich aus, hielten an merkwürdigen Tagen Umzug zu Pferde durch die Stadt und stellten zuweilen Waffenspiele an, besonders wenn ein Hauptfest gefeiert wurde oder irgend eine frohe Zeitung von einem Siege oder sonst eingelaufen war. In einer dieser Gesellschaften befand sich Messer Betto Brunnelleschi. Dieser und seine Mitgenossen bemüheten sich vielfach den Guido di Messer Cavalcante dei Cavalcanti auf ihre Seite zu bringen. Hierzu hatten sie vollen Grund, denn nicht allein war er einer der tüchtigsten Logiker in der Welt und in der Physik ungemein bewandert (aus welchen Dingen sich übrigens die Gesellschaft nicht viel machte), sondern er war auch ein sehr angenehmer, wohlgesitteter und vielfach unterhaltender Gesellschafter, und in Allem, zu dessen Ausführung es eines gebildeten Mannes bedurfte, wußte er die besten Rathschläge zu ertheilen; dabei war er sehr reich. Dem Messer Betto war es indeß nie gelungen, jenen zu gewinnen, und er nahm mit seinen Genossen dafür an, dies rühre daher, weil Guido vermöge seiner Speculationen sich von dem Umgange sehr zurückzöge; weil er etwas auf die Ansichten der Epikuräer hielt, hieß es auch allgemein, diese seine Speculationen hätten lediglich das Auffinden des Beweises, daß es keinen Gott gebe, zum Zwecke. Eines Tages begab sich's, daß Guido auf der Rückkehr vom Garten San Michael, nachdem er durch den corso degli Adimari bis nach San Giovanni gekommen (ein Weg, den er häufig zu machen pflegte, weil hier die großen Marmorbogen standen, welche heutzutage theils in Santa Riparata, theils in San Giovanni sich befinden), und zu den Porphyrsäulen und jenen Bogen gelangt war, die Pforte von San Giovanni verschlossen fand. Messer Betto kam mit seiner Gesellschaft zu Pferde auf den Platz von Santa Riparata; als sie den Guido unter den Grabmälern gewahr wurden, verabredeten sie ihn anzufallen; sie gaben ihren Pferden die Sporen, machten einen scherzhaften Angriff und hatten ihn, eh' er sich dessen versah, überrascht. Sie sagten hierauf: Du verschmähest es, Guido, zu unserer Gesellschaft zu gehören, was willst Du aber nun thun, wenn Du erst ausfindig gemacht hast, daß es keinen Gott giebt? Guido, welcher sich von ihnen eingeschlossen sah, erwiederte schnell: Meine Herren, in Euerm Hause steht Euch frei mir zu sagen was Euch beliebt; hierauf legte er die Hand auf den in der That hohen Bogen: da er aber sehr gelenkig war, schwang er sich hinüber, kam auf der andern Seite nieder, entging jenen auf diese Art und verfügte sich nach Hause. Die Gesellschaft war verblüfft und Einer sah den Andern an; sie sagten einander, er sei einfältig, und das, was er erwiedert, wolle nichts sagen, weil sie hier, wo sie sich befänden, nicht mehr zu thun hätten als alle übrige Bürger, und Guido nicht weniger als einer unter ihnen. Messer Betto aber wandte sich gegen sie und sprach: Ihr selber seid die Einfältigen, wenn Ihr's nicht verstanden habt; er hat uns auf eine anständige Art und in wenigen Worten die allergrößte Grobheit gesagt; wenn Ihr's recht betrachtet, so sind diese Bogen die Wohnungen der Verstorbenen, denn hier werden die Todten beigesetzt, und er nennt dieselben unser Haus, um uns begreiflich zu machen, daß wir und andere unwissende und ungelehrte Leute im Vergleich mit ihm und andern Gelehrten schlimmer als Todte, und uns, da wir hier sind, in unserm Hause befinden. Nun begriff ein Jeder, was Guido hatte sagen wollen, und schämte sich; sie machten fortan nicht wieder dergleichen Angriffe und hielten in der Folge den Messer Betto für einen klugen und einsichtsvollen Ritter.

---

### 5. Nathan der Milde.

(Zehnter Tag, dritte Novelle.)

Es ist eine ausgemachte Sache (wenn man anders den Worten einiger Genueser und anderer Leute, die jene Länder besucht haben, Glauben beimessen darf), daß in den Gegenden von Cattejo einst ein Mann von vornehmem Geschlechte lebte, der außerordentlich reich war und Nathan genannt ward. Dieser hatte eine Besitzung nahe an einer Straße, auf der fast jeder vorbei zog, der aus dem Abend- ins Morgenland, oder von Morgen nach Abend wollte; und weil er von großmüthigem und edlem Sinne war, und den Wunsch hegte, dieses in Werken zu zeigen, so ließ er von vielen dortigen Meistern in kurzer Zeit einen der schönsten, größten und reichsten Paläste erbauen, die man jemals gesehen hatte; ließ ihn mit allen Dingen, welche erforderlich waren, vornehme Leute aufzunehmen und ehrenvoll zu beherbergen, auf das beste versehen und ließ durch seine große und schöne Dienerschaft jeden, der kam und ging, mit Artigkeit und Höflichkeit aufnehmen und ihm Ehre erweisen. In dieser löblichen Sitte beharrte er so lange, daß nicht nur der Orient, sondern auch fast der ganze Occident ihn dem Rufe nach kannte. Und wie er nun schon hoch in Jahren und dennoch seiner freigebigen Höflichkeit nicht müde geworden war, trug es sich zu, daß sein Ruf zu den Ohren eines jungen Mannes kam, der Mitridanes hieß und in einem Lande, nicht fern von dem seinigen, wohnte. Dieser, der sich nicht weniger reich wußte als Nathan, beschloß, eifersüchtig geworden auf seinen Ruf und seine Tugend, mit noch größerer Freigebigkeit jene wo nicht zu vernichten, doch zu verdunkeln. Er ließ daher einen Palast bauen, der dem des Nathan ganz ähnlich war, und fing an, jeden, der dorthin ging, oder dort durch kam, mit dem ausschweifendsten Aufwande zu empfangen, den je einer gemacht hatte, und natürlich ward er in kurzer Zeit sehr berühmt.

Nun begab es sich eines Tages, daß, wie der Jüngling ganz allein im Hofe seines Palastes stand, eine Frau zu einem Thore des Palastes hereinkam, ihn um Almosen bat und es empfing, und zu einem andern Thore hereinkam und es abermals empfing. Und als sie nun nach einan-

der bis zum zwölften und dreizehnten Male wiederkehrte, sagte Mitridanes: „Gute Frau, Du bist sehr zudringlich mit Deinem Fordern!" Nichts desto weniger gab er ihr das Almosen. Da die Alte diese Worte gehört hatte, sagte sie: „O Freigebigkeit des Nathan, wie bist Du bewundernswerth! denn obgleich ich durch alle zweiunddreißig Thore, welche gleich diesem sein Palast hat, hinein gekommen bin und ihm Almosen abgefordert habe, bin ich doch niemals (denn dies zeigte er) von ihm erkannt worden, und erhielt es jedes Mal; hier aber bin ich erst durch dreizehn Thore gekommen und schon bin ich erkannt und angefahren worden." — Und mit diesen Worten entfernte sie sich, ohne wieder zurück zu kehren. Als Mitridanes die Worte der Alten gehört hatte, begann er, als hielte er das, was er zu Nathans Ruhm hörte, für eine Verminderung des seinen, von wüthendem Grimme entbrannt, also zu reden: „O ich Armer, wann werde ich den Edelmuth der großen Thaten Nathans erreichen, wie viel weniger ihn übertreffen, wenn ich in den kleinsten Dingen ihm nicht einmal nahe kommen kann? Wahrlich, ich quäle mich umsonst, wenn ich ihn nicht von der Erde vertilge, welches, da das Alter ihn nicht wegrafft, ich ohne Anstand durch meine Hände bewirken muß." — Und in dieser Wuth sprang er auf, stieg, ohne seinen Plan Jemandem mitzutheilen, mit weniger Begleitung zu Pferde, und kam am dritten Tage an, wo Nathan sich aufhielt. Seinen Begleitern befahl er, sie sollten sich stellen, als gehörten sie nicht zu ihm und kennten ihn nicht, und sollten sich Herberge verschaffen, bis sie von ihm weiter vernähmen.

Es war gegen Abend, daß er hier angelangt war, und nachdem die Andern ihn verlassen hatten, begegnete er unweit des schönen Palastes dem Nathan ganz allein, der dort in ganz einfacher Kleidung zu seiner Erholung spazierte. Er kannte ihn nicht und fragte ihn daher: ob er ihm nicht angeben könne, wo Nathan sich aufhielte? Nathan antwortete heiter: „Mein Sohn, hier ist Niemand, der Dir dieses besser nachweisen könnte als ich, und ich will Dich deshalb hinführen, wenn Dir's gefällt." Der Jüngling erwiederte, daß dies ihm sehr angenehm sein würde, daß er aber, wofern es sein könnte, von Nathan nicht gesehen noch erkannt zu werden wünsche. Worauf Nathan sagte: „Und auch dies werde ich so einrichten." Mitridanes stieg also ab und ging mit Nathan, der ihn bald in die angenehmsten Gespräche verwickelte, bis zu seinem schönen Palast. Hier ließ Nathan durch einen seiner Diener dem Jünglinge das Pferd abnehmen und flüsterte, zu ihm hintretend, demselben in's Ohr: er solle schleunig bei Allen im Hause es einrichten, daß Niemand dem Jünglinge sagte, daß er Nathan sei. Und so geschah es.

Nachdem sie aber in dem Palaste waren, brachte er den Mitridanes in ein sehr schönes Gemach, wo Niemand ihn sah als diejenigen, welche er zu seinem Dienste bestimmt hatte, und leistete, ihn auf das ehrenvollste bewirthend, ihm selber Gesellschaft. Während sie nun so bei einander waren, fragte ihn Mitridanes, obwohl er ihm Ehrfurcht bezeigte wie einem Vater, dennoch, wer er wäre? worauf Nathan antwortete: „Ich bin ein geringer Diener Nathans, bin von der Kindheit an mit ihm heraufgewachsen, und doch hat er mich nie zu etwas anderm gemacht, als Du mich jetzt siehst. Ich kann daher auch, so sehr alle Anderen ihn preisen, in diesen Preis wenig einstimmen." Diese Worte gaben dem Mitridanes einige Hoffnung, daß er mit mehr Ueberlegung und mehr Sicherheit seinen frevelhaften Anschlag werde zur Ausführung bringen können. Als daher Nathan ihn sehr höflich fragte: wer er sei, und welches Geschäft ihn dorthin führe? ihm auch, worin er nur könnte, seinen Rath und seine Hülfe anbot, zögerte Mitridanes zwar Anfangs etwas mit der Antwort, zuletzt aber entschloß er sich, sich ihm anzuvertrauen, forderte mit einem großen Umschweif von Worten seine Treue, dann seinen Rath und seine Hülfe, und entdeckte ihm ausführlich, wer er sei, warum er gekommen und was ihn dazu veranlaßt habe.

Als Nathan diese Reden und den wilden Anschlag des Mitridanes hörte, verwandelte er sich selbst ganz; er antwortete ihm indeß doch ohne viel zu zaudern mit festem Muthe und festem Antlitze: „Mitridanes, Dein Vater war ein edler Mann, und Du kannst nicht abarten von ihm bei dem hohen Unternehmen, welches Du begonnen, nämlich gegen Alle freigebig zu sein. Und den Neid, den Du auf Nathans Tugend hegst, muß ich sehr loben; denn gäbe es viel solcher Leute, so würde die Welt, die jetzt sehr elend ist, bald gut werden. Dein Vorsatz, den Du mir entdeckt hast, soll sicher verborgen bleiben, aber ich kann Dir dabei mehr nützlichen Rath als sonderliche Hülfe geben, und der ist folgender: Du kannst von hier aus, etwa eine halbe Meile von hier, einen Busch sehen, zu welchem Nathan fast alle Morgen ganz allein geht und eine geraume Zeit darin lustwandelt. Dort wird es Dir ein Leichtes sein, ihn zu finden und nach Deinem Belieben mit ihm zu thun. Tödtest Du ihn nun, so gehe, damit Du ohne Hinderniß nach Hause zurückkehren könnest, nicht wieder den Weg, auf welchem Du hierher gekommen bist, sondern den, welchen Du links aus dem Busche hinausgehen siehst; denn ist er gleich etwas rauher, so führt er doch näher zu Deinem Hause und ist sicherer für Dich."

Nachdem Mitridanes diese Anweisung erhalten und Nathan sich von ihm entfernt hatte, so bezeichnete er behutsam seinen Gefährten, die auch dort drinnen waren, wo sie ihn am folgenden Tage erwarten sollten. Als aber der folgende Morgen gekommen war, ging Nathan, der im Herzen es durchaus aufrichtig gemeint hatte mit dem Rathe, den er dem Mitridanes gab, und der in seiner Gesinnung auch nicht im mindesten sich verändert hatte, ganz allein in den Busch, wo er sterben sollte. Mitridanes, der auch aufgestanden war und seinen Bogen und sein Schwerdt genommen (denn andere Waffen hatte er nicht) und sein Pferd bestiegen hatte, begab sich in den Busch und sahe von weitem Nathan ganz allein in demselben lustwandeln. Und weil ihm beikam, daß, ehe er ihn anfiele, er ihn wohl sehen und reden hören möchte, so lief er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die er auf dem Kopfe trug und sagte: „Alter, Du bist des Todes!" Worauf Nathan nichts erwiederte, als: „Habe ich ihn denn verdient?" Als Mitridanes diese Stimme hörte und ihm ins Gesicht sahe, erkannte er sogleich, daß er derjenige sei, der ihn so gütig aufgenommen, ihm so vertraulich Gesellschaft geleistet und so treulich gerathen hatte. Es schwand daher plötzlich seine Wuth, und sein Grimm verwandelte sich in Beschämung. Er stieg also vom Pferde herunter, warf sein Schwerdt weg, das er schon herausgezogen hatte, um ihn zu tödten, lief wei-

nend zu Nathans Füßen und sagte: „Deutlich erkenne ich nun, theuerster Vater, Euren Edelmuth, wenn ich beachte, mit welcher Vorsicht Ihr gekommen seid, mir Euer Leben zu übergeben, an welches ich doch gar kein Recht hatte. Aber Gott, der mehr auf meine Schuldigkeit bedacht ist, als ich selbst, hat mir in dem Augenblicke, da es am meisten Noth that, die Augen geöffnet, welche ein unglücklicher Neid mir verschlossen hatte, und darum, je mehr Ihr bereit seid, mir gefällig zu sein, desto mehr erkenne ich mich zur Buße meines Irrthumes verpflichtet. Nehmet daher an mir die Rache, von welcher Ihr glaubt, daß sie meiner Sünde gezieme." Nathan ließ den Mitridanes aufstehen, und umarmte ihn zärtlich, küßte ihn und sagte: „Mein Sohn, für Deinen Anschlag, Du magst ihn nun Ruchlosigkeit, oder sonst wie nennen, ist es weder nöthig, Vergeltung zu fordern, noch zu gewähren; denn Du hast ihn nicht aus Feindschaft unternommen, sondern weil Du nicht konntest für besser geachtet werden. Leb' also meinetwegen in Ruhe und sei versichert, daß kein Mensch lebt, der Dich so liebt, wie ich, weil ich die Größe Deiner Seele betrachte, die nicht, Schätze aufzuhäufen, wie die Armseligen thun, sondern die aufgehäuften auszugeben bemüht ist. Schäme Dich auch nicht, daß Du mich hast tödten wollen, um berühmt zu werden, noch glaube, daß ich darüber erstaunt bin. Die größten Kaiser und die mächtigsten Könige haben fast durch keine andere Kunst als durch die Tödtung nicht eines Menschen, welche Du vorhattest, sondern unzähliger, durch die Verbrennung von Ländern und die Zerstörung von Städten, ihre Reiche und demnach ihren Ruhm erweitert. Wenn Du also, um berühmter zu werden, mich Einzigen tödten wolltest, so hast Du nichts wunderbares noch neues, sondern etwas sehr gewöhnliches gethan." Mitridanes, der nicht sein frevelhaftes Verlangen entschuldigte, sondern des edlen Nathans erfundene Entschuldigung pries, äußerte im Gespräch zuletzt: „Er wundere sich über die Maßen, wie Nathan sich dazu habe entschließen und ihm noch dazu Mittel und Rath an die Hand geben können." Worauf Nathan erwiederte: „Mitridanes, Du solltest Dich nicht über meinen Rath noch über meinen Entschluß verwundern; denn seitdem ich mit mir einig darüber und entschlossen war, das zu thun, was auch Du zu thun unternommen hast, war niemand, der in mein Haus kam, dem ich nicht nach Kräften dasjenige gewährt hätte, was von ihm gefordert ward. Du kamst voll Begierde nach meinem Leben; darum entschloß ich, da ich hörte, daß Du darnach verlangtest, mich gleich, es Dir zu geben; und damit Du es erhieltest, gab ich Dir einen Rath, wie ich glaubte, daß er gut für Dich wäre, um mein Leben zu erlangen, ohne daß Du das Deinige verlörest. Und darum fordere ich noch jetzt Dich auf und bitte Dich, es zu nehmen, wenn es Dir gefällt, und Dich selbst zu befriedigen. Ich wüßte nicht, wie ich das meinige besser hingeben sollte. Ich habe es schon achtzig Jahre gebraucht und es in Freuden wie in Leiden genossen, und ich weiß, daß nach dem Lauf der Natur, gleich allen Menschen und überhaupt fast allen Dingen, es mir nur noch auf kurze Zeit vergönnt sein kann. Darum halte ich es für viel besser, es wegzugeben, wie ich schon oft meine Schätze weggegeben und verthan habe, als es so lange zu verwahren, bis es mir wider meinen Willen von der Natur entrissen wird. Es ist ein kleines Geschenk, hundert Jahre hinzugeben: wie viel kleiner ist es also noch, sechs oder acht Jahre hinzugeben, die ich hier noch zu leben haben mag? Nimm es also, wenn es Dir gefällt, ich bitte Dich darum, weil, so lange ich hier lebe, ich noch niemand gefunden habe, der darnach verlangt hätte; und ich weiß auch nicht, wie ich irgend einen werde finden können, der es fordere, wenn Du es nicht nimmst. Und wenn es sich doch zutrüge, daß ich einen dazu fände, so sehe ich ein, daß, je länger ich es aufbewahre, von desto geringerem Werthe wird es sein, und darum nimm es hin, ehe es noch schlechter wird, ich bitte Dich darum." Mitridanes, der sehr beschämt war, antwortete: „Verhüte der Himmel, daß ich ein so seltenes Gut, als Dein Leben, nicht nur von Dir trennend Dir entrisse, sondern auch nur es begehrte, wie ich kurz zuvor that, dem ich nicht seine Jahre verminderte, sondern ihm gern, wenn ich könnte, von den meinigen zusetzte."

Worauf Nathan sofort entgegnete: „Und wenn Du es könntest, willst Du sie hinzusetzen? Und willst Du machen, daß ich gegen Dich dasjenige thue, was ich niemals gegen irgend einen Andern that, nämlich von Deinem Eigenthume etwas nehme, da ich niemals von dem eines Andern etwas nahm?" „Ja," sagte rasch Mitridanes. „So wirst Du denn," sagte Nathan, „thun, wie ich Dir sagen werde. Du wirst, Jüngling, wie Du hier bist, in meinem Hause bleiben, und wirst den Namen Nathan führen, und ich werde mich in das Deinige begeben und werde mich stets Mitridanes nennen lassen." Darauf antwortete Mitridanes: „Wenn ich so gut zu verkehren verstände, wie Ihr es versteht und verstanden habt, so würde ich ohne große Ueberlegung annehmen, was Ihr mir anbietet; da es mir aber sehr gewiß dünkt, daß meine Werke zur Verringerung von Nathans Ruhm beitragen würden, und ich an Andern nicht dasjenige zerstören will, was ich selbst mir anzuschaffen nicht verstehe, so werde ich es nicht nehmen."

Diese und andere anmuthige Gespräche waren zwischen Nathan und Mitridanes gepflogen, als sie auf Nathans Verlangen nach dem Palaste zurückkehrten, wo Nathan mehrere Tage hintereinander den Mitridanes auf das Ehrenvollste bewirthete und ihn mit aller Sorgfalt und nach seinem besten Wissen in seinem hohen und großen Vorsatz bestärkte. Und als Mitridanes darauf mit seinen Begleitern nach Hause zurückzukehren wünschte, entließ ihn Nathan, der ihn sicher wohl belehrt hatte, daß er ihn niemals an Edelmuth würde übertreffen können.

## 6. Markgraf Walther und Griseldis.

(Zehnte Giornata, zehnte Novelle.)

Schon vor langer Zeit war das Haupt des Hauses der Markgrafen von Saluzzo ein junger Mann mit Namen Walther, der weder Weib noch Kind hatte und nur seine Zeit mit Jagd und Vogelfang zubrachte, ohne daß er je bedacht gewesen wäre, eine Frau zu nehmen und Kinder zu zeugen, woran er meines Erachtens nicht unweise that. Seine Lehnsleute aber, welchen dies nicht gefiel, baten ihn zu wiederholten Malen, sich zu vermählen, damit er nicht ohne Erben und sie nicht ohne Herrn verblieben; auch erboten sie sich,

ihm eine Gemahlin zu suchen, die an sich selbst und durch ihre Herkunft von väterlicher und mütterlicher Seite ihnen die Aussicht auf eine glückliche Zukunft eröffne und ihn völlig zufrieden stelle. Aber Walther entgegnete ihnen: Lieben Freunde, Ihr zwingt mich zu einer Sache, die ich fest entschlossen war, niemals zu thun, weil ich erwogen hatte, wie schwer es sei, eine Gattin zu finden, deren Neigungen ganz mit den unsrigen übereinstimmen; wie häufig vielmehr die Beispiele des Gegentheils seien, und welch ein trauriges Leben derjenige führe, dem eine Gattin zu Theil geworden ist, die nicht wohl zu ihm paßt. Wenn Ihr aber sagt, daß Ihr an den Sitten der Väter und Mütter Euch die Töchter zu erkennen getraut, und daraus folgert, daß es in Eurer Macht stehe, mir eine solche zu geben, die mir gefallen werde, so ist dies eine große Thorheit, angesehen, daß ich nicht wüßte, wie Ihr die Väter erkennen, oder die Heimlichkeiten der Mütter ergründen solltet, und selbst wenn Euch dies gelänge, so sind ja die Töchter nur allzu oft den Vätern und Müttern ganz unähnlich. Da es aber Euer Wille ist, mich in diese Ketten zu schmieden, so will ich mich darein fügen, und damit ich mich, wenn es übel ausschlüge, nur über mich selbst zu beklagen habe, so gedenke ich auch selber die Wahl der Gattin zu treffen, wobei ich Euch aber diese Versicherung gebe: wenn die, welche ich immer wählen möge, von Euch nicht als Eure Herrin geehrt wird, so sollt Ihr zu Eurem großen Schaden erfahren, wie sauer es mir geworden ist, mich gegen meinen Willen auf Eure Bitten zu einer Heirath zu entschließen." Die würdigen Männer erwiederten, sie seien mit Allem zufrieden, wenn er sich nur bewegen lasse, eine Frau zu nehmen.

Schon eine geraume Zeit hatte Herrn Walther das Benehmen eines armen Mädchens gefallen, die aus einem seiner Burg benachbarten Dorfe gebürtig war; auch schien sie ihm schön genug und so glaubte er mit ihr ein recht glückliches Leben führen zu können. Ohne länger zu suchen, entschloß er sich mithin, sie zu heirathen, ließ ihren Vater zu sich rufen, und wurde mit diesem, der sehr arm war, dahin einig, daß sie seine Gattin werden solle. Als dies geschehen war, rief Herr Walther alle seine Freunde und Lehnsleute zusammen und sprach zu ihnen: „Lieben Freunde, es ist Euer Wunsch gewesen, und ist es noch, daß ich mich entschlösse, eine Gattin zu nehmen, und ich habe mich dazu entschlossen, mehr um Euch gefällig zu sein, als weil mich selbst nach einer Frau verlangt hätte. Ihr wißt, was Ihr mir versprochen habt, nämlich Euch eine jede gefallen zu lassen und sie als Eure Gebieterin zu ehren, welche ich immer wählen möge. Jetzt ist also die Zeit gekommen, wo ich Euch mein Versprechen zu halten gedenke, und wo ich verlange, daß auch Ihr das Eurige haltet. Ich habe ganz in unserer Nähe ein Mädchen nach meinem Herzen gefunden, welches ich zur Frau zu nehmen und binnen wenigen Tagen in mein Haus zu führen gedenke; seid also bedacht, eine schöne Hochzeit auszurichten und ihr einen ehrenvollen Empfang zu gewähren, damit ich Ursache habe mit der Erfüllung Eures Versprechens so zufrieden zu sein, wie ihr mit der des meinigen habt."

Die guten Leute freuten sich und antworteten einhellig, sie seien es gern zufrieden: sie möge sein, wer sie wolle, so würden sie dieselbe zu ihrer Herrin annehmen und in allen Dingen als solche ehren. Hierauf schickten sich Alle an, ein schönes, großes und fröhliches Fest zu bereiten, und ein Gleiches that Herr Walther. Er ließ die Hochzeit auf das Schönste und Herrlichste zurüsten und viele seiner Freunde und Verwandten nebst seinen vornehmsten Lehnsleuten und andern aus der Nachbarschaft dazu einladen; überdies ließ er viele schöne und reiche Kleider nach dem Maaß eines Mädchens zuschneiden, welches ihm mit derjenigen, die er zu heirathen entschlossen war, von gleichem Wuchs zu sein schien; endlich hielt er Gürtel und Ringe und einen schönen und kostbaren Brautkranz bereit, so wie Alles, was einer Neuvermählten geziemt.

Als nun der Tag erschien, den er zur Hochzeit anberaumt hatte, stieg Herr Walther gegen die dritte Stunde des Morgens zu Pferde, und mit ihm Alle, welche ihm zu Ehren gekommen waren, und nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, hob er an und sprach: „Ihr Herren, nun ist es Zeit, die junge Braut einzuholen." Hierauf machte er und seine ganze Begleitung sich auf den Weg; sie gelangten zu dem Dörfchen, und als sie das Haus ihres Vaters erreicht hatten, fanden sie das Mädchen, wie es eben in großer Eile mit Wasser vom Brunnen zurückkehrte, um sich dann mit andern Frauen aufzumachen und Herrn Walthers Braut kommen zu sehen.

Als Herr Walther sie erblickte, rief er sie bei ihrem Namen, nämlich Griseldis, und fragte sie, wo ihr Vater sei. Verschämt gab sie ihm zur Antwort: „Er ist zu Hause, mein Gebieter." Herr Walther stieg nun ab, befahl Allen, ihn zu erwarten und trat allein in die ärmliche Hütte, wo er ihren Vater fand, welcher Janicola hieß, und zu ihm sprach: „Ich bin gekommen, um Griseldis zu heirathen; zuvor aber wünsche ich in Deiner Gegenwart etwas von ihr zu erfahren." Alsdann legte er ihr die Frage vor, ob sie sich, wenn er sie zum Weibe nehme, bestreben wolle, ihm immer gefällig zu sein, und über nichts, was er auch thun oder sagen möge, sich zu erzürnen; ob sie ihm gehorsam sein wolle? und viele andere ähnliche Dinge, welche sie alle mit Ja beantwortete.

Hierauf ergriff sie Walther bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie in Gegenwart seiner ganzen Begleitung und aller Uebrigen entkleiden, und nachdem er die Gewänder, die auf seinen Befehl angefertigt worden, hatte kommen lassen, ließ er sie damit vom Kopf bis zu Fuß bekleiden und ihren Haaren, so kunstlos sie geordnet sein mochten, den Brautkranz aufdrücken, worauf er die Anwesenden, welche über diesen Vorgang höchst verwundert waren, also anredete: „Ihr Herren, dies ist das Mädchen, welches ich zu meiner Frau zu nehmen gedenke, wenn sie mich zum Manne will." Dann wandte er sich zu ihr, welche über sich selbst schamroth und erwartungsvoll dastand, und fragte sie: „Griseldis, willst Du mich zum Manne?" Worauf sie erwiederte: „Ja, mein Gebieter." „Und ich," fuhr er fort, „will Dich zu meiner Frau." So verlobte er sich ihr in Gegenwart Aller; dann ließ er sie ein Reitpferd besteigen und führte sie mit ehrenvoller Begleitung zu seinem Hause. Hier ward die Hochzeit schön und prächtig und das Fest nicht geringer, als ob er die Tochter des Königs von Frankreich gefreit hätte. Die junge Braut schien mit den Kleidern auch Benehmen und Wesen ausgetauscht zu haben, und so schön sie war, so gefällig, anmuthig und wohlerzogen zeigte sie sich jetzt, so daß sie nicht

mehr die Tochter des Janicola oder eines Schaafhirten, sondern irgend eines vornehmen großen Herrn zu sein schien, wodurch sie Jeden in Erstaunen setzte, der sie früher gekannt hatte. Ueberdies aber war sie ihrem Gemahl so gehorsam und dienstbar, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf Erden hielt, und gleicherweise den Unterthanen ihres Gemahls so gütig und liebreich, daß niemand war, der sie nicht mehr, als sich selbst geliebt und ihr gern Ehre erwiesen hätte, indem Alle für ihr Wohl, ihr Glück und ihre Erhebung zu Gott beteten und die, welche sonst zu sagen pflegten, Walther habe wenig Klugheit bewiesen, da er sie zur Frau genommen, nun gestanden, er sei der weiseste und scharfsichtigste Mann von der Welt, da es keinem andern als ihm gelungen sei, ihre hohe Tugend unter der Hülle der Lumpen und des bäurischen Kleides zu entdecken. Und kurz, nicht bloß in ihrer Markgrafschaft, sondern überall wußte sie, ehe lange Zeit verlief, von ihrer Tugend und ihren guten Werken reden zu machen, und Alles ins Gegentheil zu verkehren, was etwa gegen ihren Gemahl, als er sie zur Frau nahm, gesagt worden war.

Nicht lange hatte sie mit Walther gelebt, als sie eines Mädchens genas, worüber Walther große Freude bezeigte. Bald nachher aber kam ihm ein anderer Einfall in den Sinn, nämlich durch lange Prüfung und beinah unerträgliche Leiden ihre Geduld in Versuchung zu führen, zu welchem Ende er sie zuerst mit Worten zu stacheln begann, indem er sich unmuthig stellte und sagte, seine Lehnsleute seien ihrer niedern Geburt wegen sehr unzufrieden mit ihr, besonders jetzt, da sie sähen, daß sie Kinder bringe; und besonders seien sie wegen der Geburt einer Tochter unwillig und thäten nichts denn murren. Als Griseldis diese Worte vernahm, sprach sie, ohne ihre Züge oder ihr Benehmen im mindesten zu ändern: „Mein Gebieter, thu mit mir, was Dir zu Deiner Ehre und Beruhigung das beste scheint; ich werde mit Allem zufrieden sein, da ich weiß, wie viel weniger ich gelte, als jene, und daß ich der Ehre nicht würdig war, zu welcher mich Deine Großmuth erhoben hat."

Diese Antwort war Herrn Walther sehr werth, da sie ihm zeigte, daß seine Gattin durch alle die Ehren, die er und Andere ihr erwiesen hatten, nicht hochfährtig geworden sei. Bald darauf, nachdem er der Gattin in allgemeinen Ausdrücken zu verstehen gegeben, seine Lehnsleute wollten das Mädchen, das sie geboren habe, nicht dulden, schickte er einen wohlunterrichteten Diener zu ihr, welcher mit sehr betrübtem Antlitz zu ihr sprach: „Herrin, wenn ich nicht sterben will, so muß ich thun, was mein Herr mir befiehlt. Er hat mir befohlen, Euer Töchterchen zu nehmen und es —" mehr sagte er nicht. Als die Dame diese Worte vernahm, dem Diener in's Antlitz sah und sich dabei der Worte ihres Gemahls erinnerte, verstand sie wohl, daß er beauftragt sei, das Kind zu tödten. Sogleich nahm sie es daher aus der Wiege, küßte und segnete es und so weh es ihr im Herzen that, sich von ihm zu trennen, legte sie es doch, ohne die Farbe zu wechseln, dem Diener in den Arm und sprach: „Nimm und vollziehe genau, was mein und Dein Gebieter Dir aufgetragen hat, laß es aber nicht den wilden Thieren und Vögeln zum Raub, es sei denn, daß er es Dir ausdrücklich befohlen hätte." Der Diener nahm das Kind und brachte Herrn Walther Nachricht, was seine Gattin gesagt habe, worauf ihn dieser, über ihre Standhaftigkeit staunend, mit dem Kinde nach Bologna zu einer Verwandten schickte, welche er bat, es sorgfältig zu erziehen und zu bilden, ohne jemand zu sagen, wessen Tochter es sei.

Es geschah hierauf, daß Griseldis von Neuem einen Knaben gebar, worüber Walther große Freude hatte. Weil ihm aber, was er gethan hatte, noch nicht genügte, durchbohrte er die Gattin mit noch größeren Schmerzen, indem er eines Tages mit zürnendem Antlitze zu ihr sprach: „Seit Du den Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten nicht mehr Frieden gewinnen, so bitter beklagen sie sich, daß ein Enkel Janicola's nach mir ihr Herr werden soll, daher fürchte ich, wenn ich nicht verjagt werden will, wiederum thun zu müssen, was ich schon einmal gethan habe, und zuletzt werde ich mich wohl gar gezwungen sehen, Dich zu verstoßen und eine andere Frau zu nehmen." Griseldis hörte ihn mit geduldigem Muthe an und antwortete nichts, als dies: „Mein Gebieter, sinne nur, Dich zu befriedigen und Deinen Wünschen zu genügen, und sei meinetwegen außer Sorgen, denn für mich hat kein Ding irgend Werth, als so weit ich sehe, daß es Dir gefällt."

Wenige Tage schickte Herr Walther in derselben Weise, wie er nach der Tochter geschickt hatte, auch nach dem Knaben, stellte sich wieder, als habe er ihn umbringen lassen, und sandte ihn heimlich, um ihn erziehen zu lassen, nach Bologna, wie es mit der Tochter geschehen war. Bei dieser Gelegenheit zeigte Griseldis kein anderes Gesicht, und sprach kein anderes Wort, als sie bei der Tochter gethan hatte, worüber Herr Walther höchlich erstaunte, und sich selber eingestand, kein anderes Weib vermöge das zu dulden, was sie erduldet habe. Und hätte er sie nicht, so lange es ihm gefiel, sterblich in die Kinder vergafft gesehen, so würde er geglaubt haben, sie mache sich nichts daraus, während er jetzt überzeugt war, sie thue es als eine verständige Frau. Seine Unterthanen, welche in dem Wahn standen, er habe die Kinder tödten lassen, tadelten ihn sehr und schalten ihn grausam; mit der Frau aber hatten sie das größte Mitleid. Diese erwiederte aber den Frauen, welche ihr über diesen Tod der Kinder Mitleid bezeigten, nichts anderes, als ihr müsse Alles recht sein, was dem gefalle, der sie erzeugt habe.

Als aber seit der Geburt des Mädchens mehrere Jahre hingegangen waren, schien es Herrn Walther Zeit, ihre Duldsamkeit der letzten Probe zu unterwerfen, weshalb er gegen Viele der Seinigen erklärte, er könne es nicht länger ertragen, Griseldis zur Frau zu haben. Er sehe jetzt ein, daß es ein unbedachter Jugendstreich gewesen sei, sie zu nehmen, und daher werde er es nach Kräften bei dem Papste zu bewirken suchen, daß ihm erlaubt werde, eine andere Frau zu nehmen und Griseldis zu verstoßen. Hierüber ward er zwar von vielen würdigen Leuten bitter zurechtgewiesen, welchen er aber nichts erwiederte, als es könne nicht anders sein.

Als die Frau hiervon hörte und nun gewärtigen mußte, ehestens wieder zu der Hütte ihres Vaters zurückzukehren, um wohl gar wieder, wie sie sonst gethan hatte, die Schaafe zu hüten, während sie eine andere Frau im Besitz dessen sehen sollte, den sie mit ganzer Seele liebte, be-

gann sie sich innigst zu betrüben, entschloß sich aber, wie sie die übrigen Unbilden des Geschicks ertragen habe, so auch noch diese mit unverwandtem Angesicht zu überstehen.

Nicht lange nachher ließ Herr Walther nachgemachte Briefe aus Rom anlangen und spiegelte seinen Unterthanen vor, der Papst habe ihm darin nachgelassen, eine andere Frau zu nehmen und Griseldis zu verstoßen. Diese ließ er also vor sich kommen und sprach in Anwesenheit vieler Zeugen zu ihr: „Frau, mit Erlaubniß des Papstes kann ich eine andere Gattin nehmen und Dich verstoßen, und weil nun meine Vorfahren edle und große Herren, die Deinigen aber stets Bauern gewesen sind, so will ich nicht, daß Du länger meine Gemahlin sein sollst, sondern mit der Mitgift, die Du mir zugebracht hast, kehre zu Janicola's Hütte zurück, während ich eine andere, für mich passendere, die ich schon gefunden habe, heimführen will."

Als dies Griseldis vernahm, hielt sie nicht ohne große Mühe, und weit über die Natur der Weiber hinaus, die Thränen zurück und erwiederte: „Mein Gebieter, ich erkannte stets, daß meine niedere Geburt sich in keiner Weise zu Eurem Adel schicke; was ich bei Euch gewesen bin, dafür fühlte ich mich immer Euch und Gott dankbar verpflichtet, betrachtete es nie als ein Geschenk, das ich mir aneignen dürfe, sondern sah es nur für mir geliehen an. Gefällt es Euch nun, es zurückzufordern, so muß es auch mir gefallen, es zurückzugeben. Hier ist der Ring, mit welchem Ihr Euch mir verlobtet, nehmt ihn zurück. Ihr befehlt mir das Heirathsgut mitzunehmen, das ich Euch zubrachte; dies zu thun, werdet Ihr keines Zahlmeisters, noch ich einer Börse oder eines Saumrosses bedürfen, denn ich habe noch nicht vergessen, daß Ihr mich nackt empfinget. Und wenn Ihr es für recht haltet, daß dieser Leib, in welchem ich die Kinder getragen habe, die Ihr gezeugt hattet, Aller Augen ausgesetzt werde, so will ich auch nackt von dannen gehen, ich bitte Euch aber, mir als Preis der Jungfrauschaft, die ich Euch zubrachte, und nicht mit hinwegnehme, zu erlauben, wenigstens ein Hemde über meine Mitgift mit hinwegnehmen zu dürfen."

Herr Walther, der mehr zum Weinen als zu allem Andern Lust hatte, hielt doch mit unerweichtem Antlitz Stand und sprach: „So nimm denn ein Hemde mit hinweg." Die Umstehenden baten ihn, ihr wenigstens ein Kleid zu schenken, damit man diejenige, welche dreizehn Jahre und länger seine Gattin gewesen sei, nicht so ärmlich und schmählich aus seinem Hause gehen sähe, wie es geschehen würde, wenn sie im Hemde ginge. Aber alle Bitten waren vergebens, und so verließ denn Griseldis, nachdem sie Alle Gott empfohlen hatte, im bloßen Hemde, barfuß und barhaupt sein Haus und kehrte unter Weinen und Wehklagen Aller, die es sahen, zu ihrem Vater zurück. Janicola, der es nie für möglich gehalten hatte, daß Herr Walther seine Tochter wie eine rechtmäßige Gattin behandeln werde und daher von Tag zu Tag diesem Fall entgegensah, hatte ihr die Kleider aufbewahrt, welche sie an dem Morgen abgelegt, als Walther sich ihr verlobte; diese holte er hervor; sie legte sie an und gab sich nun wieder den geringfügigen Dienstleistungen im väterlichen Hause, wie sie es früher gewohnt gewesen, hin, den heftigen Angriff des feindlichen Geschicks mit starker Seele ertragend.

Als Walther dies ausgeführt hatte, gab er bei den Seinigen vor, er habe die Tochter eines der Grafen von Panago gefreit, ließ zu der Hochzeit große Zurüstungen machen und schickte dann nach Griseldis, damit sie zu ihm käme. Als diese erschien, sprach er zu ihr: „Ich führe nun die Braut heim, der ich mich neuerdings verlobt habe, und möchte ihr bei ihrer ersten Ankunft gern Ehre bezeigen; Du weißt aber, daß ich keine Weiber im Hause habe, welche die Zimmer auszuschmücken und vieles Andere zu besorgen wissen, was zu solchen Festen gehört; darum bringe Du, die sich am besten auf diese häuslichen Dinge versteht, Alles in Ordnung, was hier zu thun ist, und laß die Frauen dazu einladen, welche Du willst und empfange sie, als ob Du hier noch Herrin wär'st; hernach, wenn die Hochzeit vorüber ist, magst Du zu Deinem Hause zurückkehren."

Obgleich diese Worte alle gleich Messern in Griseldis' Herz schnitten, welches der Liebe, die es zu ihm gehegt, nicht so leicht, als der Gunst des Glücks hatte entsagen können, gab sie doch zur Antwort: „Mein Gebieter, ich bin fertig und bereit." Sie betrat also in ihren groben Romagnakleidern das Haus wieder, das sie erst kürzlich im bloßen Hemde verlassen hatte, fing hier an die Gemächer zu fegen und in Ordnung zu bringen, Wand- und Sitzteppiche auszubreiten, die Küche zu besorgen und zu Allem, als wäre sie die geringste Magd des Hauses, hülfreiche Hand zu leisten, und davon ließ sie nicht eher ab, bis Alles bereit und in Ordnung war, wie es sich geziemte. Als dies geschehen war, ließ sie in Walthers Namen alle Frauen der Umgegend einladen und begann das Fest zu erwarten. Als nun der Hochzeittag erschien, empfing sie zwar in ihren ärmlichen Kleidern, doch mit dem Anstand und dem Wesen einer Dame, alle Frauen, die am Hofe erschienen, mit heiterm Angesicht.

Herr Walther, der seine Kinder in Bologna sorgfältig von der Verwandten hatte erziehen lassen, welche im Hause der Grafen von Panago vermählt war, und dessen Tochter jetzt in ihrem zwölften Jahre und das schönste Wesen war, das man je gesehen, während der Knabe erst sechs Jahre zählte, hatte inzwischen nach Bologna zu seinem Verwandten geschickt und ihn bitten lassen, doch mit seiner Tochter und seinem Sohn nach Saluzzo zu kommen und es so einzurichten, daß er eine ehrenvolle und glänzende Begleitung mit sich führe; dabei möge er zu Allen sagen, er führe ihm das Mädchen zur Frau zu, Niemand aber das Geringste davon wissen lassen, daß es sich anders verhalte.

Der Edelmann that, wie ihm der Markgraf geboten, machte sich auf den Weg und erreichte nach einigen Tagen mit dem Mädchen, ihrem Bruder und einer ehrenvollen Begleitung zur Stunde des Imbisses Saluzzo, wo er die Einwohner und viele aus der Nachbarschaft versammelt fand, welche die neue Braut Walthers erwarteten. Als diese von den Frauen empfangen und in den Saal geführt wurde, wo die Tische errichtet waren, trat Griseldis, so wie sie war, ihr mit festem Angesicht entgegen und sprach: „Willkommen sei meine Gebieterin." Die Frauen, welche Herrn Walther viel aber vergebens gebeten hatten, daß er Griseldis entweder in ihrer Kammer bleiben lassen oder ihr eins von den Kleidern leihen möge, die einst die ihrigen gewesen, damit sie doch nicht so vor seinen Gästen erscheinen dürfe, wurden nun

zu den Tischen geführt, wo man anfing, sie zu bedienen. Das Mädchen wurde von Jedermann betrachtet und Alle gestanden, Walther habe einen guten Tausch gethan; unter andern rühmte Griseldis sie sehr, sowohl sie als ihren Bruder.

Walther, welcher nun von der Geduld seiner Gattin so viel Proben gesehen zu haben meinte, als er nur wünschen mochte, und wohl erkannte, daß so unerhörte Vorgänge sie nicht im Geringsten verändert hatten, welches er aber ihrer Beschränktheit nicht zuschreiben durfte, da er ja ihren Verstand kannte, hielt es nun endlich an der Zeit, sie den bittern Gefühlen zu entreißen, welche sie, wie er nicht zweifelte, unter dem festen Antlitz verbarg. Er ließ sie also vor sich kommen und redete sie lächelnd in Aller Gegenwart so an: „Nun, wie gefällt Dir unsere neue Braut?" „Mein Gebieter," antwortete Griseldis, „sie gefällt mir sehr wohl und wenn sie, was ich gern glaube, so verständig als schön ist, so zweifle ich nicht, daß Ihr mit ihr als der glücklichste Herr von der Welt leben werdet; darum aber bitte ich Euch so viel ich kann ihr die Schmerzen zu ersparen, welche Ihr Eurer ersten Gattin verursachtet, denn ich glaube kaum, daß sie im Stande wäre, sie zu ertragen, theils weil sie noch sehr jung ist, theils weil sie in Gemächlichkeit aufgewachsen ist, während jene von Jugend auf beständigen Mühen unterworfen war."

Als Herr Walther sah, daß sie in der festen Ueberzeugung, jene sei seine Gattin, dennoch in allen Dingen nur gut von ihr rede, ließ er sie an seiner Seite niedersitzen und sprach: „Griseldis, es ist endlich Zeit, daß Du den Lohn Deiner langen Geduld erndtest, und daß Alle, die mich bisher für grausam und unmenschlich gehalten haben, erfahren, wie Alles, was ich that, zu einem vorausgesehenen Zweck geschah, denn ich wollte Dich lehren Frau zu sein, jene lehren Frauen zu wählen und zu halten und mir selbst, so lange ich mit Dir zu leben hätte, eine beständige Ruhe verschaffen. Daß mir dies nicht gelingen werde, hatte ich, als ich heirathete, große Furcht. Um nun eine Probe davon zu haben, kränkte und schmerzte ich Dich auf alle die Weise, die Dir erinnerlich ist. Und weil ich nun niemals bemerkt habe, daß Du Dich in Worten oder Werken von meinem Willen entfernt hättest, und nun überzeugt bin, daß ich mit Dir das Glück genießen kann, das ich mir wünschte, so gedenke ich Dir jetzt in einer Stunde Alles das zurückzugeben, was ich Dir Jahre lang vorenthielt und mit der höchsten Freude die Schmerzen zu vergüten, die ich Dir verursachte. Somit empfange denn mit frohem Herzen diese, welche Du für meine Braut hieltest, und ihren Bruder, als Deine und meine Kinder. Es sind dieselben, von welchen Du und viele andere lange Zeit geglaubt haben, daß ich sie grausamer Weise hätte umbringen lassen; ich aber bin Dein Gemahl, der Dich über Alles in der Welt liebt und sich rühmen zu dürfen glaubt, daß wohl Niemand auf Erden mehr Ursache hat, mit seiner Gattin zufrieden zu sein." Mit diesen Worten umarmte und küßte er sie, dann erhob er sich mit ihr, die vor Freude weinte, und beide begaben sich zu dem Sitze ihrer Tochter, die über das Gehörte ganz erstaunt war. Sie umarmten sie zärtlich, so wie ihren Bruder, und enttäuschten sie und Alle, welche hier zugegen waren. Hocherfreut erhoben sich nun die Damen vom Tische, traten mit Griseldis in ein Seitengemach, entkleideten sie hier unter bessern Vorzeichen ihrer groben Gewänder, legten ihr eins ihrer eigenen stattlichen Kleider an und führten sie als Dame, welches sie freilich auch in den Lumpen geschienen hatte, wieder in den Saal. Hier gab sie sich der Freude an ihren Kindern hin, während alle Anwesenden über diesen Ausgang höchst vergnügt waren, so daß sie die Feste und Lustbarkeiten vervielfachten und noch auf mehrere Tage ausdehnten; Herrn Walther hielten sie nunmehr für einen weisen Mann, obgleich ihnen die Proben, welchen er seine Gattin unterworfen hatte, allzuschwer und bitter schienen; vor allem aber priesen sie Griseldis als weise und verständig.

Nach einigen Tagen kehrte der Graf von Panago nach Bologna zurück und Walther enthob nun auch den alten Janicola seiner Feldarbeit und richtete ihn wie seinen Schwiegervater ein, so daß er geehrt und in großer Zufriedenheit lebte und so sein Alter beschloß. Er selbst aber verheirathete nicht lange nachher seine Tochter ehrenvoll, und lebte dann mit Griseldis, die er stets aus allen Kräften liebte und schätzte, ein langes und glückliches Leben.

---

[Diese Novelle ist die einzige von allen italiänischen, die zum deutschen Volksbuch geworden ist und als solches sich erhalten hat, allgemein verbreitet unter dem Titel: „Schöne anmuthige Historien von Markgraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel, und was sich mit ihm zugetragen, dem Leser kürzlich vor Augen gestellet wird." Wie weit dieser Novelle etwas Historisches zum Grunde liegt, ist schwer zu ermitteln. Einige behaupten, die Heldin derselben habe im elften Jahrhundert gelebt und ihre Geschichte befinde sich als Handschrift unter dem Titel: Le Parement des Dames in irgend einer Bibliothek. Wie dem auch sei, erst Boccaccio bereitete dieser Geschichte durch seine Behandlung die glänzende Aufnahme, die sie seit dem vierzehnten Jahrhundert überall gefunden. Was sie vor allen andern auszeichnet, darüber drückt sich ein deutscher Bewunderer, der mehrerwähnte Val. Schmidt, also aus: „Diese Novelle ist der Triumph nicht allein des Decameron, sondern überhaupt aller abendländischen Novellen. Die göttliche Gesinnung in Niedrigkeit und Armuth gehüllt, dann in ihrem Werth erkannt, aber nur um noch herber geprüft zu werden: und je mehr gedrückt und getreten, um so heller strahlend durch den Nebel der gemeinen Umgebung: die demüthig ruhige Ergebung in die dunkelen Fügungen des höchsten Willens — dieser Grundgedanke des Christenthums erhielt hier eine seiner würdige Form." — Ueber die verschiedenartige Verbreitung dieser Novelle hier noch einige Notizen. Petrarca, welcher das Decameron erst kurz vor seinem Tode zur Ansicht bekam, las sie, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht, mit großer Bewunderung und übersetzte sie 1373 ins Lateinische. Diese Uebersetzung: De

obedientia ac fide uxoria widmete er dem Boccaccio. Petrarca hatte ein solches Wohlgefallen an dessen Erzählung gefunden, daß er sie auswendig gelernt und seinen Freunden zu erzählen pflegte. Von den italiänischen Schauspielen, welche Griseldis als Heldin einführen, ist das von Apostolo Zeno am bekanntesten. Bei den Franzosen existirten bereits im vierzehnten Jahrhundert 20 verschiedene Bearbeitungen der Novelle in Prosa, und ein Schauspiel: Le mystère de Grisellidis Marquise de Saluces vom Jahre 1395. Auch nach England war die Geschichte bereits im vierzehnten Jahrhundert gekommen, und zwar durch Chaucer, der sie bei seiner Gesandtschaft nach Italien aus Petrarca's Uebersetzung hatte kennen lernen. In seinen Canterbury Tales bildet sie, als the Clerkes Tale (V. 7932—9088) eine der hervorragendsten Stellen des Gedichtes. Im Jahre 1599 wurde ein von drei Verfassern bearbeitetes Drama: Patient Grissell, in London aufgeführt. Auch unser Hans Sachs hat (1546) den Stoff dramatisch gestaltet, in seiner Komödie: „Die geduldig und gehorsame Markgräfin Griselda."]

# IX. Die italiänischen Novellisten.

Wie die neuere Poesie durch Veredlung des Stils der Provençalen, so ist die neuere Prosa durch Veredlung des Stils der Ritterromane entstanden. Da nun Italien auch nach der Zeit, wo Frankreich und England ganz besonders damit beschäftigt waren, Ritterbücher zu schreiben, kaum einen einzigen Ritterroman in Prosa erzeugt hatte — und wir werden auf diesen merkwürdigen Umstand in dem Abschnitte, der die Anfänge des italiänischen Epos bespricht, zurückkommen — so übten auch auf die Entwickelung dieser Dichtgattung die aus der Fremde, und zwar wiederum aus Frankreich, eingeführten Romane und Fabliaux denselben Einfluß aus, welchen die provençalische Poesie in Bezug auf die Entwickelung der italiänischen Lyrik gehabt hatte. Schon früh waren die Italiäner mit den unter ihren Nachbarn zu Tage geförderten Werken der episch-romantischen Literatur bekannt und genau vertraut geworden. Zu Boccaccio's, ja bereits zu Dante's Zeit waren die Liebes- und Heldengeschichten von Karl dem Großen, vom König Artus und den Rittern der Tafelrunde und ähnliche Erzählungen dieser Art, meist in nordfranzösischer Sprache, in Umlauf gekommen.

Besonders waren diese Romane in Neapel beliebt: dort herrschten Könige von normannischer Abkunft, und die Normannen in Frankreich hatten bei der Bildung der eigentlich französischen Sprache (der langue d'oïl oder d'oui) mit ihren Romanen den Ton angegeben. Es mag hierbei bemerkt werden, daß das Französische so sehr zur Natur eines Ritterromans zu gehören schien, daß selbst ein Italiäner, Lodovico di Porcia, einen solchen Roman französisch schrieb. Hatte doch auch ein venetianischer Chronist, Martin da Canale, eine bis zum Jahre 1275 reichende Chronik von Venedig in französischer Sprache geschrieben, und zu seiner Rechtfertigung wegen der Wahl dieser Sprache erklärt: parceque lengue Franceise cort parmi le monde et est la plus delitable à lire et à oir que nulle autre! Tiraboschi führt in seiner großen Literaturgeschichte mehrere italiänische Schriftsteller auf, die sich im dreizehnten Jahrhundert der französischen Sprache bedient haben; zu ihnen gehört Dante's Lehrer, Brunetto Latini († 1294), der sogenannte Erfinder der terza rima, der ein encyklopädisches Werk unter dem Titel Thresor geschrieben und die Wahl des Französischen aus denselben Gründen, wie die oben angeführten, für gerechtfertigt hält, weil nämlich die französische Sprache ergötzlicher und allgemeiner verbreitet sei, als die anderen.

Ob die nordfranzösischen Trouvères die erste Idee zu ihren Erzählungen (fabliaux oder contes) von außen erhalten, und nach derselben fortgearbeitet haben, oder ob diese Sitte der Erzählungen unter ihnen selbst ohne orientalischen Einfluß entstanden ist und sie

dem letzteren nur die Vervollkommnung verdanken, ist schwer zu entscheiden. Die meisten der früh in Italien bekannt gewordenen Fabliaux führen auf alte, besonders orientalische Quellen zurück.

Als die älteste dieser Quellen wird das indische Fabelbuch des Bidpai: der Hitopadesa („heilsame Unterweisung") genannt,*) ein Buch, das viel herumgewandert war, ehe es seinen Einfluß auf die europäische Welt der Erzählungen geltend machte. Es wurde zuerst (gegen Ende des sechsten Jahrhunderts) in's Persische, dann in's Syrische, dann mehr als ein Mal wieder in die neuere persische Sprache übersetzt. Aus dieser ging im achten Jahrhundert eine Uebertragung in arabischer Sprache unter dem Titel: Kalilah ve Dimnah — dies sind die Namen zweier Füchse, die eine Anzahl Geschichten erzählen — hervor. Auf den Wunsch des byzantinischen Kaisers Alexius Komnenus wurde nach der arabischen Version das Werk von Simeon Sethi (1080) in die griechische Sprache übersetzt. Auch eine hebräische Bearbeitung des Rabbi Joel war erschienen, und nach dieser übersetzte Johann von Capua (1262) das Werk in's Lateinische, unter dem Titel: Directorium humanae vitae vel Parabolae antiquorum sapientium. Dadurch war der Eingang in die neueren Sprachen gebahnt; in die italiänische wurde das Werk erst spät (1548) durch den Novellisten Firenzuola eingeführt, der es jedoch nach einer spanischen Uebersetzung bearbeitet haben soll.

Von größerem Einflusse auf die Erzählungen der italiänischen Novellisten wurde die unter dem Namen: „Die sieben weisen Meister" wohlbekannte Geschichtensammlung, die ebenfalls indischen Ursprungs sein soll. Als eine der ältesten Uebertragungen kennt man die des Syntipas in griechischer Sprache; die nächste Version war die lateinische des Mönches Dam Jehan, aus welcher eine französische Bearbeitung in Versen, mit dem Titel: „Dolopatos" hervorging. Dies war die erste moderne Gestalt, welche das Werk annahm, nachdem es durch alle alten Sprachen gegangen war. Der französische Verfasser nennt sich selbst Herbert, und die Zeit der Abfassung wird um das Jahr 1260 gesetzt.**) Bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die lateinische Uebersetzung zu Köln gedruckt, worauf das Buch in fast alle europäische Sprachen überging; die letzte Uebertragung gehört den Italiänern: sie erschien 1542 unter dem Titel: „Erastus" (Avvenimenti del Principe Erasto) und weicht von dem griechischen Werke bedeutend ab. Doch schon im dreizehnten Jahrhundert war dort die französische Bearbeitung nicht allein bekannt, sie war sogar in dieser Gestalt Volksbuch in Italien geworden.

Eine dritte sehr bedeutende Quelle für die Fabliaux und die italiänischen Novellen bilden die Erzählungen des Petrus Alfonsus, eines spanischen Juden, welcher 1062 geboren, im Jahre 1106 zum Christenthume übertrat und bei dessen Taufe Alfons I., König von Aragonien, Pathe stand. Wie der Verfasser selbst sagt, sind diese Erzählungen arabischen Märchenschreibern entlehnt. Es sind ihrer 39; sie bestehen aus Beispielen, welche die Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn erläutern sollen. Das Werk wurde in lateinischer Sprache unter dem Titel: „Disciplina clericalis" (Unterweisung des Schülers) geschrieben, und schon früh in's Französische, in Prosa und Versen, übersetzt. Die bekannteste Bearbeitung in Versen aus dem dreizehnten Jahrhundert heißt: Le Castoiement oder Chastoiement (Zucht, Erziehung) où instructions d'un père à son fils. Die meisten der in der Disciplina clericalis enthaltenen Erzählungen sind, nebst denen aus den sieben weisen Meistern, zunächst in die Gesta Romanorum übergegangen.***)

Ueber das Alter, den Inhalt und die Eintheilung der Gesta Romanorum herrscht viel Ungewißheit. Der englische Literarhistoriker Warton (History of Engl. Poetry) schreibt

---

*) „Die Fabeln Bidpai's. Uebersetzt von Ph. Wolff." Stuttg. 1837, und: „Hitopadesa. Ein altindisches Fabelbuch. Uebers. von Max Müller." Leipzig 1844.

**) „Li Roman des sept sages. Herausgegeben von Ad. Keller." Tübingen 1836.

***) F. W. Val. Schmidt hat in seiner Ausgabe der Disciplina clericalis (1827) eine Menge Nachweisungen über die Wanderungen der einzelnen Historien durch die verschiedenen Sammlungen gegeben.

die älteste dem pariser Benedictinermönch Petrus Berchorius (Pierre Bercheur) zu, der 1362 gestorben ist. Dunlop hält es für ziemlich gewiß, daß diese Gesta um das Jahr 1340 verfaßt wurden; Gervinus (Deutsche National-Literatur II.) bezweifelt, ob dies das Originalwerk sei, da jener Verfasser wieder andere Gesta Romanorum als Quelle anführt; Gräße*) vermuthet, daß der französische Mönch Helinand († 1227) der Verfasser der ursprünglichen, jetzt aber nicht mehr vorhandenen Gesta sei, welche man jedoch als das Original der verschiedenen noch vorliegenden Versionen zu betrachten habe. Die erste gedruckte Ausgabe, die noch vor 1473 erschien, enthält 152 Capitel, eine spätere von 1475 umfaßt 181 Capitel, und diese Zahl ist in den meisten der dreißig folgenden lateinischen Ausgaben und der vielen Uebersetzungen beibehalten.**) Die ganze Sammlung enthält Compilationen von Geschichten aus der Römerzeit, arabischen Märchen, christlichen Legenden, Sittenzügen aus der Zeit der Völkerwanderung und Anekdoten aller Art aus dem mittelalterlichen Leben. Der Inhalt dieser Compilationen ist demnach nicht so beschaffen, wie man aus dem Titel des Werkes („Thaten der Römer") oder den darin angeführten Schriftstellern vermuthen könnte. Es enthält eine Menge erdichteter Erzählungen, welche fälschlich als Theile der römischen Geschichte dargestellt werden, indem die berichteten Ereignisse römischen Rittern zustoßen, oder sich unter römischen Kaisern zugetragen haben sollen, von denen gewöhnlich weder die einen, noch die anderen existirt, oder auch, wenn dies der Fall, doch mit den Umständen der Erzählung auf keine Weise in Verbindung gestanden haben. Hier gilt dasselbe, was man von vielen Büchern des Mittelalters sagen kann: sie citirten entweder nach schlechten Handschriften oder hatten antike Schriften vor sich, die jetzt verloren sind, oder citirten absichtlich falsch, um ihren Berichten durch den Namen einer tüchtigen Autorität mehr Gewicht zu geben. Letzteres mag auch in Bezug auf den Titel des Werkes der Fall gewesen sein. Unter dem Namen: Geschichte oder Thaten der Römer, eines Volkes, das auch im Mittelalter noch Interesse genug erregte, um es wünschenswerth zu machen, seine Geschichte und Thaten kennen zu lernen, wollte man mystische, dem katholischen Glauben zur Unterstützung dienende Erzählungen unter die Geistlichen und gebildeten Laien einführen und verbreiten. Jedem Capitel ist eine Moral (moralisatio) angehängt, worin aus der vorangegangenen Erzählung irgend eine Lehre hergeleitet wird, ein Verfahren, welchem auch Boccaccio und viele seiner Nachahmer gefolgt sind.

Die unmittelbarste und lebendigste Quelle der italiänischen Novellen bilden die Contes und Fabliaux der nordfranzösischen Trouvères. Die Zeit des Erscheinens dieser versificirten Erzählungen erstreckt sich von der letzten Hälfte des zwölften bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein; die meisten derselben wurden unter der Regierung des heiligen Ludwig geschrieben. Die im Orient heimischen Erzählungen wurden von den Trouvères, die nach dem heiligen Lande gezogen waren, eifrig aufgenommen und den Zurückgebliebenen durch die Juden oder die aus Palästina zurückkehrenden Schaaren von Pilgern oder Kriegern mitgetheilt. In seinem Heimathlande führte der Trouvère ein unstetes Leben; er fand bereitwillige Aufnahme in den Schlössern der Barone, während er zugleich mit dem niedrigsten Villain umging. Er hatte daher die günstigste Gelegenheit, die Anekdoten und die chronique scandaleuse des Tages zu sammeln, um sie in der Weise, die ihm für seine Zuhörer am passendsten schien, zu verarbeiten und zu verschönern. Zu jener Zeit lebte der Adel zurückgezogen in seinen Burgen und kam blos bei besonderen festlichen Veranlassungen zusammen. Bis dahin hatte ein Theil der Unterhaltungen bei derartigen Gelegenheiten darin bestanden, daß Romane in Versen vorgetragen wurden. Da jedoch diese Gedichte zu lang waren, um sie in einem Male zu Ende zu hören, so traten die kurzen, lebendigen Fabliaux an ihre Stelle und wurden häufig von den wandernden Trouvères hergesagt, zum Dank, wie es in einer dieser Geschichten heißt, für Herberge und Bewirthung. Eine sehr geringe Zahl

---

*) „Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters 2c., übers. von Gräße." Dresden 1842. 2 Thle.

**) Die neueste lateinische Ausgabe ist von Adalbert Keller (1837) besorgt.

der Fabliaux behandelt historische Stoffe; meist sind es Biographieen von Kirchenvätern, von Eremiten, Wunder der Heiligen, die uns in den ernsteren Fabliaux begegnen. Die größere Zahl derselben enthält Beispiele von Streichen und Ränken, die einer dem anderen spielt, von listiger Abwendung der Gefahren, von schelmischer Galanterie, Betrügereien treuloser Weiber gegen ihre Männer, Verspottungen der Mönche und Priester. Jean de Boves, Gauvin oder Guerin und Rutebeuf scheinen die meisten dieser Erzählungen verfaßt zu haben, während zugleich auch ihre Erzeugnisse die meiste Aehnlichkeit mit den italiänischen Novellen besitzen.

Viele von diesen Fabliaux finden wir, nachgebildet und in einfacher Darstellung, zunächst wieder in den Cento novelle antiche (auch il Novellino antico genannt). Diese Sammlung ist das erste eigentliche Novellenbuch, das in Europa erschien. Sie gilt zugleich als das älteste Denkmal der italiänischen Prosa, welches bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Schon der Titel: „Hundert alte Novellen“ deutet an, daß es nicht eine neue und ursprüngliche Production, sondern eine Sammlung von bereits in Umlauf befindlichen Geschichten war. Sie wurde gegen das Ende des dreizehnten oder im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts unternommen, und schöpfte ihren Stoff aus alten Ritterbüchern, Fabliaux, alten Chroniken, entnahm ihn auch neueren Ereignissen, benutzte endlich Späße und witzige Antworten, die sich im Munde der Leute befanden. Daß die Erzählungen von verschiedenen Autoren zusammengetragen wurden, geht aus der großen Verschiedenheit des Stils hervor; wer aber diese Autoren gewesen, darüber fehlen bestimmte Nachrichten. Unter den einzelnen Verfassern werden Dante's Lehrer, Brunetto Latini, ferner Dante da Majano und Francesco da Barberino genannt. Im Druck erschien die Sammlung zuerst 1525 in einer Bologneser Ausgabe, welche die alte Orthographie beibehielt. Der Haupttitel ist: Le Ciento Novelle Antiche, ein Nebentitel lautet: Fiori di parlare, di belle cortesie e di belle valentie e doni, secondo che per lo tempo passato anno fatto molti valenti uomini (Blüthen der Rede, schöner Höflichkeit und schöner Handlungen und Gaben, wie viele wackere Leute in den vergangenen Zeiten gethan haben). Mit neuerer Orthographie ist die Sammlung darauf, um vier Novellen vermehrt, als libro di novelle 1572 von den Giunti in Florenz herausgegeben worden. Diese Ausgabe liegt den späteren zu Grunde. Viele von den hundert Novellen sind durchaus uninteressant, wenn auch in ihrer Moral weniger frei, als die ihnen vorangehenden Fabliaux oder die späteren Novellen. (Wir theilen unten einige übersetzte Stücke mit).

So fand Boccaccio die Novelle bereits vor, wie sie aus orientalischen, provencalischen und heimischen Elementen zusammengesetzt, von den Hohenstaufen erzählte, namentlich von Friedrich II., wider den sie nicht den guelfischen Haß theilte, und vom König Johann von England, von Messer Paolo Traversari, dem edlen Ravennaten, und Messer Taddeo, dem florentinischen Arzte, von den Edelleuten und schönen Frauen in der Provence und den Gauklern und Zauberern, die an den Fürstenhöfen umherzogen, mit allem diesen alte Geschichte und mittelalterliche Mythe vermengend, Alexander den Großen und Thales von Milet, Merlin, Lancelot und Königin Ginevra. Aber diese alte Novelle war die kurze anekdotenartige Geschichte, welche den Erzählungen der ältesten florentiner Chroniken ähnlich sieht, wie wir diese denn in den Novellen selbst wiederfinden. Im Decameron erst gewann die Novelle Leben und Form; die Kunstform, welche ihr Boccaccio gab, ist bis auf die neuesten Zeiten Muster geblieben.

Ueber die Vorzüge und die Fehler der Novelle Boccaccio's ist viel geschrieben worden. Die Mängel — so wird gesagt — liegen theils in der Tendenz, theils in dem Einflusse, welchen die durch Boccaccio gebildete Prosa auf den italiänischen Stil überhaupt gehabt hat. Der Scherz, der nicht Stand noch Sitte achtet, der an dem Laster nur die witzige oder die komische Seite sieht und hervorhebt, der Lug und Untreue nur nach dem Grade der Geschicklichkeit mißt, womit sie in's Werk gesetzt werden, gewann seit dem Erscheinen des Decameron auf immer die Oberhand in der italiänischen Erzählung. Je drastischer dieser Scherz wirkt, je populärer er geworden, um so weniger können die bessern

und edleren Bestandtheile seiner Novellen, die dem komischen Element sammt den poetischen Schönheiten und den wundervollen Charakterzeichnungen an Gehalt und Gewicht unendlich überlegen sind, in Bezug auf allgemeine Eindrücke die Waage halten. Dies sei der Nachtheil, welchen die Tendenz des Decameron für die nachfolgenden Jahrhunderte italiänischer Literatur gehabt; ein anderer Nachtheil aber sei aus der dadurch gewissermaßen bedingten Form entsprungen. Boccaccio war der Bildner der italiänischen Prosa. Statt die Bahn einzuhalten, welche durch die bisherige Entwickelung seiner Muttersprache als naturgemäß angezeigt war, wollte er, wie Petrarcá dem Classicismus huldigend, die lateinische Satzlehre zur Meisterin der neuen machen. Aber dies gelang ihm nur, indem er dem Geist der modernen Sprache Gewalt anthat und einen Stil schuf, der mit seinen gewundenen Perioden und seinen künstlichen Wortstellungen unter den Händen eines so großen Meisters, eines an Geist und Gefühl, an Erfindung und Phantasie, an Anmuth und Geschmack gleich reichen Autors wohl gefallen und anziehen kann, dessen Reiz jedoch nebst dem Beifall, den er gefunden, Andere zur Nachahmung verleitet hat und für die ganze Richtung des prosaischen Stils nachtheilig gewesen ist.

Gehen wir auf die Entwickelung der Novelle näher ein, so muß hier gleich bemerkt werden, daß der Einfluß Boccaccio's auf die Novellisten seines Jahrhunderts ungleich weniger bestimmend gewesen ist, als auf die des sechszehnten. Zwar giebt sich der Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino, welcher drei Jahre nach Boccaccio's Tode erschien, dem Aeußeren nach als Nachahmung des Decameron kund, wenngleich als eine ziemlich ungelenke und ungeschickte Nachahmung. Aber die Schreibart ist von jener des berühmten Vorgängers sehr verschieden. Sie hat nicht ihre Anmuth, ihre Kunst, ihre Mannigfaltigkeit, nicht ihre Anschaulichkeit, noch ihre plastischen Schilderungen; aber sie ist einfacher und natürlicher. Verfängliche Scenen fehlen ebensowenig wie Redensarten, die zu der Zügellosigkeit der Geschichtchen passen, aber das Verführerische der Boccaccio'schen Darstellung geht ihnen ab, während viele der Novellen des Ser Giovanni jenen älteren Erzählungen gleichen, die in Toscana volksthümlich geworden waren und deren Weise wieder in dem dritten Novellisten jener Zeit auflebte, in Franco Sacchetti. Er war es, welcher der Vor-Boccaccio'schen Erzählung neue Geltung verschaffte, der Erzählung, welche epigrammatisch-anekdotenartig Sage, Geschichte, Charakterzüge einfaßt oder aus der Erfindung schöpft, welche zwar nicht kunstreich in romanhafter Verwicklung durchgeführt ist, aber weder der Heiterkeit noch auch des ergreifenden Ernstes ermangelt, und welche für die Culturgeschichte und die Kenntniß von Zeit und Menschen von seltenem Werth, weil manche sonst unbekannte Ereignisse in ihr Raum gefunden, und weil auch die wahren Sitten und die Sprache der Mehrzahl sich hier ungeschminkter abspiegeln, als in den kunstreichen Darstellungen.

Das fünfzehnte Jahrhundert kommt für die Geschichte der italiänischen Novelle nur wenig in Betracht. Die beiden bemerkenswerthesten Novellisten desselben sind: Massuccio di Salerno, der um 1470 lebte, und Sabadino degli Arienti aus Bologna, der seinen Cyklus von Erzählungen („Le Porrettane") in dem auch heute noch von Bolognesern, wie Toscanern vielbesuchten Apenninenbade La Porretta im Jahre 1475 entstehen ließ. Während der Stil des Massuccio in seinem aus 50 Novellen bestehenden Werk: il Novellino (Neapel 1476) durch den häufigen Gebrauch des neapolitanischen Dialektes verdorben ist, wird der Stil des gelehrten Sabadino in den 71 Novellen seiner Porrettane (Bologna 1483) für barbarisch gehalten, da er voller lombardischer Ausdrücke und Redeweisen sei. Massuccio giebt als den Zweck seines Werkes an: das verdorbene Leben der vorgeblichen Mönche darzustellen. Sabadino beschränkt sich meist auf die Erzählung von Schwänken, Bonmots und witzigen Antworten, und sucht den Mangel an Erfindungsgabe und Grazie durch schwerfällige Gelehrsamkeit zu ersetzen. Keiner der genannten und der folgenden Novellisten hat sich zu dem Genie des Boccaccio erhoben. Bei den meisten war entweder die Gelehrsamkeit störend, oder das nationale Element der Ueppigkeit und Burleske, das auch in der poesia giocosa und Komödie arg hervorbrach, und sogar den Charakter der Epen

verdarb, ließ sich noch viel weniger in der Novelle zügeln und veredeln, die recht eigentlich das Feld dafür war. Bei den späteren Novellisten finden wir wenig Originalität. Sie wiederholen sich, ahmen nach, übersetzen oft ganz wörtlich.

Um aber die weitere Bedeutung und den Einfluß der Novelle vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an würdigen zu können, muß man die gleichzeitige politische und literarische Entwickelung in's Auge fassen. Das romantische Epos, das, wie in einem folgenden Abschnitt näher ausgeführt wird, aus mittelalterlichen Volksromanen und französisch-italiänischen Heldengeschichten sich entwickelnd, zur Zeit des Lorenzo de Medici von Bänkelsänger-Rhapsodieen sich zu dem weitläuftigen Heldengedichte des Pulci, dem „Morgante maggiore" heraufgebildet hatte, in welchem das Johannes-Evangelium und die Paladinenthaten auf die seltsamste Weise sich die Hand reichen, das romantische Epos, welches von seinen Anfängen bis zu seiner höchsten Blüthe, von Buovo d'Antona bis zum Orlando Furioso mehr denn irgend eine andere poetische Gattung in seinen fast unzähligen Productionen, dem Stoff wie der Form nach, engen Zusammenhang zeigt, lief der Novelle den Rang ab. Es erwarb sich mehr noch als sie die Volksgunst durch den Reiz des Abenteurlichen, Erfindungsreichen, Wunderbaren, das in flüssigen, wenngleich anfangs nicht sehr zierlichen Versen vorgetragen war, die sich leichter lasen als die künstlichen Perioden des Decameron. Gewissermaßen im Gegensatz zu den an Kühnheit und Großartigkeit einander überbietenden Heldenthaten der Paladine und den bramarbasirenden Riesen und Ungethümen, welche schon den Keim der Satire in sich trugen, die in Berni's schalkhaften Versen wider sie losbrach, kämpfte dann im sechzehnten Jahrhundert die prosaische Erzählung von Neuem mit dem Epos um die Herrschaft. Sie schlug jedoch keine neuen Bahnen ein. Aber das sechzehnte Jahrhundert, so thätig und fruchtbar aufgeregt, bis zur Revolution in der Politik und im Glauben, in allen Gattungen sich versuchend und zu den alten neue hinzufügend, ist in der Gefühlsdichtung wie im erzählenden Genre nur in die Fußtapfen des vierzehnten Jahrhunderts getreten. Wie die Lyrik, über das Streben nach Sprachrichtigkeit die Originalität vergessend, sich nicht vom Petrarca losmachen konnte, so blieb Boccaccio Vorbild der Novelle.

Nicht, als wären nicht viele Abstufungen bemerkbar. Die Schaar der Novellieri ist aber auch so groß, daß die Verschiedenheiten von selber kommen mußten. Die Nüancen der Charaktere nach den verschiedenen Localitäten sind dabei nicht zu übersehen. Ob, wie Einige meinen, die ganze Richtung hätte modificirt werden können, wenn z. B. Machiavelli, mit seinem scharfen Verstande, seiner praktischen Lebensweisheit, seiner klaren meisterhaften Sprache sich dieser Gattung ernstlich zugewandt hätte, statt nur, wie zum Scherz, uns die einzige Novelle zu geben, in welcher man eine Satyre auf seinen eignen Hausstand hat sehen wollen, darüber läßt sich freilich schwer streiten. Aber Machiavelli hat auch Komödien geschrieben, und ein vornehmerer Staatsmann als er, Francesco Vettori, hat einen langen Bericht über eine Gesandschaftsreise mit novellenartigen Histörchen angefüllt. Die Novelle folgte dem Geiste der Zeit, dem Stoff nach mannigfaltig, elegant, ausgelassen, trotz der Verwarnungen des Tridentiner Concils, welches das Decameron anathematisirte, dann und wann an's Sublime reichend im Gefühlsausdruck, häufiger in alltäglich moralisirende Monotonie verfallend, wenn sie sich vom schlüpfrigen Boden fern halten will. Zwei Schriftsteller dieser Epoche, im Charakter wesentlich von einander verschieden, haben der Novelle die beiden Richtungen vorgezeichnet, welche sie von nun an verfolgt hat: Matteo Bandello und Antonio Francesco Grazzini, bekannter unter dem Namen il Lasca. Beiden merkt man es schon an, daß die Novelle aufgehört hatte, volksthümlich zu sein in dem Sinne, wie sie es im dreizehnten bis vierzehnten Jahrhundert gewesen, wo sie aus dem Munde des Volkes, aus seinen Sitten, Traditionen, Erinnerungen in die Schrift und eigentliche Literatur übergegangen war. Die Novelle des vierzehnten Jahrhunderts gab der des sechzehnten die klassische Form: die Länge der dazwischenliegenden Zeit mehrte aber die Schwächen und Nachtheile aller Reproduction, ein allgemeines Uebel, an welchem jenes vielschreibende sechzehnte Jahrhundert krankte, so viel Talent sich auch in demselben

entwickelte. Die Schriftstellerei war schon ein Stand geworden, und wo eine Gattung Beifall fand, warfen sich Nachahmer dutzendweise darauf. Bandello war der Boccaccio dieses sechzehnten Jahrhunderts, mit jener Verschiedenheit, die in der Verschiedenheit der Zeiten lag und überdies dadurch begründet wurde, daß der eine Florentiner war, der andere Piemontese. Es ist ein höchst anmuthiger Erzähler, mit fruchtbarer Erfindungsgabe und warmem Gefühl, in Darstellung und Stil einfacher als sein Vorbild. Die Schlüpfrigkeit vieler seiner Geschichten entschuldigt er dadurch, daß die Schmach der lasterhaften Thaten nicht den treffe, der sie schildere, sondern den, der sie vollführe: „man müsse im Gegentheil auf so schlimmes Handeln mit dem Finger weisen." Nenne man in solcher Beziehung viele seiner Erzählungen unehrbar, so gebe er es zu, vorausgesetzt, daß man sich nach seiner Ansicht darüber verständige, was unter Ehrbarkeit zu verstehen sei. In ähnlicher Art will freilich auch der frivolste Autor des sechzehnten Jahrhunderts, Pietro Aretino, in einem Briefe an Michel Angelo, welchem er wie Salvator Rosa die Nuditäten des Weltgerichts verwirft, seine unzüchtigen Geschichten in guter und weiser Absicht verfaßt haben.

Im Gegensatz zu Bandello und seinen zahlreichen Nachahmern ist il Lasca (Grazzini führt diesen Beinamen, der „die Barbe" bedeutet, als Mitglied der academia degli Umidi, deren Mitglieder die Namen von Fischen trugen) in dem Sinne florentinisch, wie einst Sacchetti, nur mit dem Unterschiede, welcher durch die gesteigerten Ansprüche bedingt wurde, die sich in der Novelle nicht mehr mit dem einfachen anekdotischen Charakter begnügten. Grazzini's Erzählungen gelten für lebendig und interessant, und die italiänischen Kunstrichter loben seinen Stil wegen der geschmackvollen Einfachheit. — Der Zeit nach früher als Grazzini ist Agnolo Firenzuola aus Florenz, dessen zehn Novellen in seine Ragionamenti (Gespräche: 1548 erschienen) eingeflochten sind. Gleichzeitig mit ihm lebte: Luigi da Porto, etwas später Giovanni Giraldi Cinthio. Wenn Luigi da Porto, welchen die Novelle von Romeo und Giulietta berühmt gemacht hat, Giraldi Cinthio u. A. sich mehr dem Bandello angeschlossen, so hat Firenzuola Aehnlichkeit mit Lasca. Aber er ist weniger natürlich, insofern man ihm zu sehr das Bestreben anmerkt, sich aus volksthümlichen Ausdrücken eine Schriftsprache zurechtzumachen, so daß er denselben Gedanken zwei ja drei Mal mittelst verschiedener, oft ganz gemeiner Redensarten wiederholt, als wollte er seine Virtuosität zeigen. Und so oft auch Lasca den Anstand verletzen mag, so ist Agnolo Firenzuola doch zugleich schlüpfriger, sowohl in der Erfindung wie in den Schilderungen. Wenn auch bei ihm Clerus und Klosterbrüder mit ihren laxen Sitten häufig an den Pranger gestellt werden, worin eine Hauptfreude des Mittelalters lag: so ist nicht zu übersehen, daß im sechzehnten Jahrhundert keine Spur von jener mittelalterlichen Naivetät geblieben war, die solchen Spott erklärt, wie sie sich denn bis in Kloster und Kirche, in Ornamentik und Bildnerei mit tollen satyrischen Zügen eingeschlichen hatte.

Wir verfolgen die italiänische Novelle in ihren späteren Erscheinungen weiter nicht. Einige fremde Aneignungen abgerechnet, blieb sie, wie die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit seiner überschwänglichen Productivität und seinem Mangel an Originalität sie gelassen hatte. Die Nachahmung wurde immer offenbarer, die Motive abgenutzter, Diction und Form eintöniger und farbloser, die Individualität der Erzähler und das Interesse für die Sittengeschichte schwanden immer mehr. Die Conversationsform, durch welche zuerst Boccaccio seine Erzählungen miteinander verband, scheint in dem Leben und der Wirklichkeit ihre Begründung gehabt zu haben. Das häufige Vorkommen dieser Form in den beiden Jahrhunderten, in welchen diese Gattungen der erzählenden Dichtung die meisten Blüthen trieb, im vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert scheint schon von selbst darauf hinzudeuten, wenn nicht etwa der wahrhaft unermeßliche Beifall, den das Decameron fand, den Anlaß zu der Sitte gegeben hat.

Der Umstand, daß durch die italiänischen Novellen der Schauspieldichtung anderer Völker, namentlich des englischen in Elisabeth's und König Jacob's Zeiten, eine Reihe anziehender und brauchbarer Stoffe geliefert worden, hat zu der außerordentlichen Verbreitung der Novellen nicht wenig beigetragen. Auch in die deutsche Uebersetzungs-Literatur haben

dieselben, besonders seit dem vorigen Jahrhundert, Eingang gefunden. Von den Novellen Grazzini's erschien 1788 eine Uebersetzung; Bandello's Novellen wurden von Adrian, mit Weglassung anstößiger Stellen, übersetzt. (Frankfurt 1816). Die „tredeci piacevoli notti" („dreizehn angenehme Nächte") des Straparola, eines Novellisten aus dem sechszehnten Jahrhundert, den wir oben unerwähnt gelassen, weil seine 74 Novellen, ohne sich durch eigenthümliche Behandlung auszuzeichnen, fast alle seinen Vorgängern in der Novellen-Literatur entlehnt sind, der gleichwohl für die Geschichte der wandernden Dichtungen von außerordentlichem Interesse, sind in diesem Sinne von dem gelehrten Val. Schmidt deutsch bearbeitet worden. („Märchen-Saal. I. Die Märchen des Straparola." Mit Anmerkungen. Berlin 1817.) In ähnlicher Auffassung ist neuerdings eine in neapolitanischem Dialekt von Giambattista Basile im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verfaßte Märchen-Sammlung: il Pentamerone übertragen worden. („Das Pentamerone" des G. Basile. Aus dem Neapolitanischen von Felix Liebrecht. Breslau 1846). — Einzelne Stücke aus verschiedenen Novellisten finden sich übersetzt in (Schmitt's) „Italiän. Anthologie aus prosaischen und poet. Schriftstellern." Leipzig 1778. 4 Theile. Von neueren hierher gehörigen Sammlungen sind folgende anzuführen: v. Rumohr: Ital. Novellen von historischem Interesse, übersetzt und erläutert (Hamburg 1823); Echtermeyer und K. Simrock: Novellenschatz der Italiäner (1832), ein Buch, das sich der von denselben Verfassern herausgegebenen: „Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen," einer mit Untersuchungen begleiteten Quellensammlung zu Shakespeare's Dramen, als vierter Band anschließt. In seinem „Novellenbuch" (Leipzig 1834—36. 4 Bände) brachte sodann Eduard v. Bülow Uebersetzungen von 19 italiänischen Novellen verschiedener Verfasser. Die vollständigste aller hier zu nennenden Sammlungen ist der von Adelbert Keller herausgegebene: „Italiänische Novellenschatz" (6 Thle. Leipzig 1851), worin hundertfünfzig Novellen, aus etwa viertehalb hundert Erzählern oder anonymen Erzählungssammlungen ausgewählt, übersetzt sind.

In der folgenden Auswahl werden aus drei Jahrhunderten, von der ältesten Novellensammlung bis auf Grazzini (1503—1583), Novellen vorgeführt. Nur bei einer derselben: „Der Kaufmann von Venedig," haben wir Kürzungen eintreten lassen, die jedoch das eigentliche Interesse, das diese Novelle als wahrscheinlich erste Quelle für Shakespeare's gleichnamiges Schauspiel erregt, nicht berühren. Aus Grazzini's Sammlung von 21 Novellen — die übrigens zuerst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedruckt erschienen sind — haben wir statt einer Novelle die Einleitung mitgetheilt, da sie im Vergleich mit der Art, wie Boccaccio seine Novellen einkleidet, interessant ist. Von den Novellen der ersten Nummer („Hundert alte Novellen") ist es die vierte, welche Boccaccio in seiner Geschichte „von den drei Ringen" umgearbeitet hat; die Anwendung, welche die fünfte („der Gang nach dem Eisenhammer") bei Schiller gefunden, machte auch diese mittheilenswerth; die zweite („Trost der Wittwe") ist eine der ältesten Geschichtchen der erzählenden Gattung; Petronius theilt sie zuerst mit; sie ging in die „sieben weisen Meister" über; Lessing führte sie in die deutsche Literatur ein. Die erste Geschichte („der Erzähler Azzolino's") hat Cervantes in den Don Quijote aufgenommen, wo Sancho sie seinem Herrn erzählt. Die erste der hier mitgetheilten Novellen des Franco Sacchetti (1335—1410) hat für ein Bürger'sches Gedicht, das Jeder kennt, den Stoff geliefert; in der zweiten wird (wie bei der späteren des Bandello) Gonnella erwähnt, der Till Eulenspiegel der Italiäner, dessen auch im Anfange des Don Quijote bei der Schilderung des Rocinante gedacht wird. Die aus Ser Giovanni's Pecorone (zu deutsch: Tölpel, Einfaltspinsel) entnommene Novelle, so wie die folgende des Luigi da Porto (1485—1526), die einzige Novelle, die dieser Verfasser geschrieben und durch die allein er berühmt geworden, weisen schon in ihren Ueberschriften auf die beiden berühmten Dramen Shakespeare's hin, denen sie als Quelle gedient haben. Die Uebersetzungen der Stücke aus den Cento novelle sind nach Simrock und Echtermeyer (1. 5), Keller (2), Schmitt's Anthologie und Genthe (3. 4), die aus dem Sacchetti von Simrock (1. 2), Keller (3), Genthe (4); die aus dem Pecorone nach Keller, die folgenden nach Schmitt's Anthologie und Genthe.

## I. Aus den Cento novelle antiche.

### 1. Der Erzähler Azzolino's.

(Nov. 30.)

Messer Azzolino hatte einen Erzähler, der ihm die langen Winternächte verkürzen mußte. Eines Nachts geschah es, da der Erzähler sehr schläfrig war, daß Azzolino ihn bat, ein Märchen zu erzählen. Da hub der Erzähler von einem Bauer an, der hundert Heller besaß und auf den Markt ging, Schafe zu kaufen, wo er zwei Stück für den Heller bekam. Als er mit seiner Heerde heimkehrte, war da ein Wasser, über das er beim Hingange gekommen war, durch einen Platzregen, der inzwischen Statt gehabt hatte, sehr angeschwollen. Als er am Ufer stand, bemühte er sich lange vergeblich, bis er einen armen Fischer mit einem übermäßig kleinen Nachen bemerkte, der nur den Bauer und ein Stück Vieh auf einmal faßte. Der Bauer stieg mit einem Schaf hinein und fing an zu rudern; das Wasser war sehr breit. Endlich gelangte er hinüber. Hiermit hielt der Erzähler inne und schwieg. Da sagte Herr Azzolino: „Was ist Dir? Nur weiter." „Herr," entgegnete der Erzähler, „laßt erst die Schafe alle über den Fluß sein, dann will ich fortfahren. Aber das Vieh wird einige Zeit dazu brauchen; unterdessen können wir ausschlafen."

---

### 2. Trost der Wittwe.

(Nov. 56.)

Der Kaiser Friedrich ließ eines Tages einen vornehmen Edelmann wegen irgend einer Missethat aufhängen, und um die gerechte Strafe in ein helles Licht zu stellen, ließ er ihn von einem vornehmen Ritter bewachen mit Androhung schwerer Buße, wenn er ihn abnehmen ließe. Als aber der Wächter etwas nachlässig war, wurde der Gehenkte weggetragen. Als jener das merkte, ging er mit sich zu Rathe, aus Furcht, er möchte den Kopf verlieren. Es war Nacht, und indem er so nachsann, fiel es ihm ein, in eine Abtei zu gehen, die nahe dabei lag, um zu erfahren, ob er jemand finden könne, der kürzlich gestorben wäre, damit er diesen an die Stelle des Entwendeten an den Galgen hinge. In der Abtei angelangt, fand er daselbst eine Frau, jammernd mit zerrauften Haaren und aufgelösten Kleidern. Sie klagte sehr, war ganz trostlos und weinte um ihren theuren Gatten, der desselbigen Tages gestorben war. Der Ritter redete sie freundlich an und fragte: „Edle Frau, was ist das für ein Treiben?" Die Frau antwortete: „Ich liebte ihn so sehr, daß ich nie mehr Trost empfangen will, sondern in Klagen will ich meine Tage beschließen." Da sagte der Ritter zu ihr: „Liebe Frau, wo ist Euer Witz? Wollt Ihr hier vor Schmerz umkommen? Durch Jammer und Thränen könnt Ihr den Todten doch nicht wieder in's Leben rufen. Welche Thorheit ist es darum, Euch so zu gebehrden! Macht es vielmehr so: nehmt mich zum Mann! Ich bin unverheirathet, und rettet mir dadurch mein Leben, denn ich bin in Gefahr und weiß nicht, wo ich mich verbergen soll. Ich habe nämlich auf Befehl meines Herrn einen Ritter bewacht, der gehenkt war, und die Leute seiner Familie haben mir ihn entwendet. Zeigt mir Rettung, wenn's Euch möglich ist, so will ich Euer Gatte werden und Euch in Ehren halten." Sobald die Frau solches hörte, verliebte sie sich in diesen Ritter und sprach: „Ich will thun, was Du mir gebietest; so groß ist die Liebe, die ich zu Dir trage. Nehmen wir diesen meinen Gatten aus dem Grabe, bringen ihn hin und hängen ihn an die Stelle des Entwendeten!" Damit hemmte sie ihre Klage, half den Gatten aus der Gruft ziehen und half gleichfalls den Todten aufhängen. Der Ritter aber sagte: „Liebe Frau, jener hatte einen Zahn weniger im Munde, und ich fürchte, wenn man wiederkäme, um ihn zu besichtigen, so möchte ich davon Schande erleben." Als sie das hörte, brach sie ihm einen Zahn aus dem Munde, und wenn noch etwas anderes erforderlich gewesen wäre, so hätte sie es auch gethan. Als der Ritter sah, wie sie mit ihrem Gatten umgegangen war, sagte er: „Liebe Frau, da Ihr Euch so wenig aufrichtig um den bekümmert habt, den Ihr so sehr zu lieben schienet, so würdet Ihr Euch noch viel weniger um mich redlich bekümmern." Damit ließ er sie und ging seinen Geschäften nach; sie aber hatte die Schmach und Schande.

---

### 3. Vom guten Könige Meliadus und dem Ritter ohne Furcht.

(Nov. 60.)

Der gute König Meliadus und der Ritter ohne Furcht waren Todfeinde im Felde. Einst streifte der Ritter ohne Furcht in unbekannter Rüstung durch das Land und stieß auf einige seiner Mannen, welche ihn sehr liebten, jedoch jetzt nicht erkannten. Sie hielten ihn an und legten ihm die Frage vor: „Herr Ritter, gebt uns Auskunft auf Ritterwort, welchen von Beiden Ihr für den besten und mannhaftesten Ritter haltet, den guten König Meliadus oder den Ritter ohne Furcht?" Der Gefragte erwiederte: „Ihr Männer, so wahr mir Gott frohes Abenteuer wolle gewähren, so wahr ist Meliadus der vollkommenste Ritter, der je auf einem Sattel gesessen." Die Mannen, welche aus Liebe zu ihrem Herrn, dem Ritter ohne Furcht, dem Könige Meliadus übel wollten, fielen den erstern an und zogen ihn gewaffnet, wie er war, quer über den Klepper, wobei sie ihm nicht verhehlten, daß sie ihn zum Galgen bestimmt hätten. Des Weges weiter ziehend, trafen sie den guten König Meliadus an, welcher nach Ritterweise mit geschlossenem Visir in unbekannter Rüstung zu einem Turnier daher geritten kam. Er fragte die Mannen: „Warum führet Ihr diesen Ritter zum Strange; was verbrach derselbe, daß Ihr ihn so schmählich behandelt?" „Gnädiger Herr," entgegneten jene, „wohl ist er des Todes schuldig, und wäret Ihr deß unterrichtet, Ihr möchtet wohl eher noch als wir ihn zum Tode führen." Der gute König trat zu dem Ritter heran und fragte: „Ritter, welches Verbrechen hast Du begangen, daß man in solcher Schmach Dich daher führt?" Jener sprach: „Ich habe ihnen kein Leid gethan und keine Missethat an ihnen verübt, als daß ich der Wahrheit habe die Ehre geben wollen." „Wie?" fragte der König; „das ist unmöglich, sag' an Deine Missethat!" D'rauf jener: „sehr gern, gnädiger Herr! Ich zog meines Weges nach Art fahrender Ritter und traf diese Mannen. Dieselben legten mir auf Ritterwort die Frage vor, welcher der bessere Ritter unter den zweien

sei, der gute König Meliadus oder der Ritter ohne Furcht? Und ich gab der Wahrheit die Ehre und sprach: Der gute König Meliadus ist der bessere Ritter. Dabei aber trieb ich keinen Scherz, sondern sprach allein die Wahrheit, wenn schon der König Meliadus im Felde mein Todtfeind ist und ich denselben über die Maaßen hasse. Aber lügen habe ich nicht wollen. Einer andern Uebelthat weiß ich mich nicht schuldig und darum allein muß ich diese Schmach leiden." Da erhob sich der gute König Meliadus, schlug die Mannen auseinander, befreite den Ritter, entledigte ihn seiner Bande, beschenkte ihn mit einem trefflich gezierten Rosse, welches mit einer zierlichen Decke behangen war und bat: er wolle es nicht zuvor aufdecken, bevor denn er in seine Herberge heimgekehrt wäre. Und Jeglicher zog seines Weges, der gute König Meliadus, die Mannen und der Ritter ohne Furcht. Dieser kam Abends zu seiner Herberge und fand dort an der Satteldecke seines Pferdes das Wappen des Königs Meliadus, welcher ihn so edelmüthig beschenkt und befreit hatte, obgleich er sein Todtfeind war.

## 4. Die drei Ringe.

(Nov. 72.)

Einstmals war der Sultan in Geldverlegenheit. Man gab ihm den Rath, einen reichen Juden, welcher sich in seinem Lande befand, greifen zu lassen, und ihm Hab' und Gut, welches sehr beträchtlich war, zu nehmen. Der Sultan ließ den Juden kommen und legte ihm die Frage vor, welches der beste Glaube sei, wobei er dachte: sagt er, der jüdische, so will ich entgegnen, er versündige sich am meinigen, und wird er den saracenischen nennen, so werde ich sagen: warum behältst Du doch den jüdischen? Der Jude hatte kaum des Herrn Frage vernommen, so antwortete er: „Gebieter, es war einmal ein Vater. Derselbe hatte drei Söhne. Auch besaß er einen Ring, welcher den köstlichsten Edelstein der Welt einfaßte. Jeder der Söhne ging den Vater an, bei seinem Sterben ihm den Stein zu hinterlassen. Da der Vater wahrnahm, wie ein Jeder darnach verlangte, so ließ er einen geschickten Goldschmidt kommen und sprach zu demselben: Meister, verfertige mir zwei Ringe gerade wie den da, und setze in jeden einen Stein, welcher jenem gleicht. Der Meister machte die Ringe so ähnlich, daß niemand den echten erkannte, als nur der Vater. Dieser ließ nun die Söhne einen nach dem andern kommen, und händigte einem jeglichen insgeheim den Ring ein. Ein jeder glaubte sich im Besitz des echten, und keiner wußte den wahren Edelstein als der Vater. Und so, mein Gebieter, versichere ich Euch, daß ich es auch nicht weiß und Euch darum nichts antworten kann." Da der Sultan bemerkte, wie jener sich aus der Schlinge gezogen, und er ihm sonst nichts anzuhaben wußte, ließ er ihn gehen.

## 5. Der Gang nach dem Eisenhammer.

(Nov. 68.)

Ein reicher Edelmann hatte einen einzigen Sohn, den er, als er heranwuchs, an den Hof eines Königs schickte, um dort Lebensart und feine Sitten zu lernen. Daselbst angelangt, erwarb er sich in Kurzem die Liebe des Königs in so hohem Grade, daß sich ein Theil der übrigen Hofleute, die sich dadurch hintangesetzt glaubten, wider ihn verschwor und einen der ersten Hofbeamten durch Geld und Versprechungen gewann, um den Jüngling aus dem Wege zu räumen. Eines Tages ließ dieser Edelmann ihn zu sich berufen und sagte ihm unter der Versicherung, daß er nur durch die Zuneigung, die er für ihn hege, zu dieser Eröffnung veranlaßt werde, Folgendes: „Mein Sohn, der König liebt Dich, wie Du bemerkt haben wirst, vor allen seinen Untergebenen, aber er hat mir vertraut, daß Du ihm durch Deinen Athem beschwerlich wirst. Ich rathe Dir daher, sei klug und halte, wenn Du ihm einschenkst, Mund und Nase zu und wende den Kopf bei Seite, damit der Hauch Deines Mundes den König nicht belästige."

Der Edelknabe folgte diesem Rath eine Zeitlang, worüber sich der König so sehr beleidigt fühlte, daß er den Hofbeamten, der ihn dies gelehrt hatte, rufen ließ, und ihm befahl, wenn er den Grund zu diesem Betragen des Jünglings wisse, ihm solchen sofort bekannt zu machen. Dieser stellte sich, als gehorche er nur nothgedrungen dem Befehle, kehrte aber das Verhältniß um, und sagte, der Edelknabe könne den Athem des Königs nicht ertragen.

Hierüber noch heftiger aufgebracht, ließ der König auf den Rath des Hofbeamten einen Eisenschmelzer zu sich kommen und befahl ihm, den ersten, den er ihm zusenden werde, in den glühenden Ofen zu werfen, indem er ihm die Ausführung dieses Befehls und unverbrüchliches Stillschweigen bei Todesstrafe zur Pflicht machte. Der Schmelzer versprach, das Gebot auszuführen, zündete ein großes Feuer in seinem Eisenhammer an und erwartete sorgfältig die Ankunft des Unglücklichen, dem ein so schrecklicher Tod zugedacht war. Andern Morgens schickte der König den unschuldigen Edelknaben in den Eisenhammer mit dem Auftrag, nachzufragen, ob der Befehl des Königs vollzogen sei? Dieser machte sich auf den Weg. Als er aber in die Nähe des Eisenhammers kam, hörte er zur Messe läuten, stieg vom Pferde, band es im Hof der Kirche an und hörte der Messe fleißig zu. Dann ging er nach der Eisenhütte und richtete dem Schmelzer den Auftrag des Königs aus. Dieser gab ihm zum Bescheide, daß schon Alles geschehen sei. Der Anstifter der ruchlosen Verschwörung war nämlich, aus Furcht die Sache möchte durch das Mitleiden des Schmelzers oder durch sonstige Hindernisse verzögert oder gar vereitelt werden, vor ihm hingekommen und hatte im Eisenhammer nachgefragt, ob die Sache schon vor sich gegangen sei? Der Schmelzer antwortete, noch habe er den Befehl des Königs nicht vollzogen, werde es aber sogleich thun. Damit ergriff er den Verräther und warf ihn, ohne auf seine Betheuerungen im mindesten zu achten, in den glühenden Ofen.

Der Edelknabe kam daher zum Könige zurück und brachte ihm zur Antwort, sein Befehl sei vollzogen. Darüber erstaunte dieser über alle Maaßen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Zusammenhang der Sache zu erfahren. Nachdem es ihm geglückt war, die Wahrheit ausfindig zu machen, ließ er alle die hämischen Neider, die den unschuldigen Jüngling hatten anschwärzen wollen, ohne Gnade hinrichten, vertraute auch diesem den

ganzen Vorgang der Sache. Danach machte er ihn zum Ritter und schickte ihn mit vielen Reichthümern in seine Heimath zurück.

## II. Aus den Novellen des Franco Sacchetti.

[Es sind deren im Ganzen 300, von denen jedoch nur 250, zuerst im Jahre 1724, veröffentlicht wurden.]

### 1. Der Müller und der Abt.

(Nov. 4.)

Bernabo, Herr von Mailand, war zu seiner Zeit gefürchteter, als irgend ein anderer Fürst, und obgleich er grausam war, so besaß er doch dabei einen guten Theil Gerechtigkeit. Unter vielen andern Abenteuern begegnete es ihm auch eines Tages, daß er einen reichen Abt, welcher die Nachlässigkeit begangen hatte, zwei Herrn Bernabo gehörige Doggen nicht recht zu halten, so daß diese räudig geworden waren, zu einer Geldbuße von viertausend Speziesthalern verurtheilte. Als der Abt dies Urtheil vernahm, fing er an um Gnade zu flehen. Aber Bernabo antwortete: „Wenn Du mich über vier Dinge in's Klare setzest, so will ich Dir ganz und gar vergeben. Diese vier Dinge, die Du mir sagen sollst, sind folgende:

Wie weit ist es von hier bis zum Himmel?
Wie viel Wasser enthält das Meer?
Was machen sie in der Hölle?
Wie viel bin ich werth?"

Als der Abt diese Aufgaben hörte, fing er an zu seufzen, und es schien ihm, als wäre er nun schlimmer daran, als zuvor. Um indeß Zeit zu gewinnen und den Zorn des Herrn sich abkühlen zu lassen, sagte er, er möge ihm gnädigst eine Frist verstatten, um so hohe Dinge zu beantworten. Der Herr gab ihm den ganzen folgenden Tag Bedenkzeit, und begierig, den Ausgang der Geschichte zu hören, verlieh er ihm sicheres Geleit zur Rückkehr. Gedankenvoll und sehr tiefsinnig kehrte der Abt zu seiner Abtei zurück und keuchte wie ein Pferd, wenn es scheu wird. Daselbst angelangt, begegnete er einem seiner Müller; als der ihn so niedergeschlagen sah, fragte er: „Was ist Euch Herr, daß Ihr so keucht?" Der Abt antwortete: „Ich habe wohl Ursache, denn der Fürst ist gutes Willens, mich dem Teufel in den Rachen zu jagen, wenn ich ihn nicht über vier Dinge ins Klare setze, die selbst Salomon und Aristoteles zu hoch gewesen wären." „Und was sind das für Dinge?" fragte der Müller. Der Abt sagte es ihm. Darauf sprach der Müller nach einigem Nachsinnen zum Abte: „Wenn es Euch recht ist, so will ich Euch wohl aus dieser Verlegenheit helfen." „Wollte Gott," sprach der Abt. „Gott und alle Heiligen," sprach der Müller, „werden es, denk' ich, schon wollen." Da begann der Abt, der nicht wußte, wie ihm geschah, und sprach: „Wenn Du das ausrichtest, so nimm Dir von mir, was Du willst, denn nichts in der Welt kannst Du von mir fordern, das ich Dir nicht gäbe, wenn es irgend möglich ist." Der Müller versetzte: „Dies will ich Eurem Belieben überlassen." „Wie willst Du es aber anfangen?" fragte der Abt. „Herr," antwortete der Müller, „ich will mir Euren Rock und Mantel anziehen, mir den Bart scheeren und morgen früh bei guter Zeit vor Herrn Bernabo treten und sagen, ich sei der Abt, und alsdann will ich ihm die vier Dinge auf solche Art auseinandersetzen, daß ich denke, er soll zufrieden sein."

Der Abt konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den Müller an seine Stelle geschoben. Am andern Morgen begab sich also der Müller zum Abt und machte sich bei guter Zeit auf den Weg. Als er an dem Thor anlangte, wo der Herr innen wohnte, klopfte er an und sagte, der und der Abt wolle dem Herrn auf gewisse Dinge antworten, die er ihm aufgegeben. Der Herr, begierig zu hören, was der Abt sagen könne, und verwundert, daß er sobald wieder da war, ließ ihn herbeirufen. Der Müller trat vor ihn, stellte sich ein wenig in den Schatten, machte seine Verbeugung, strich mit der Hand öfters über das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und als der Herr ihn nun fragte, ob er ihm über die vier Dinge Bescheid sagen könne, die er ihm aufgegeben, antwortete er: „Ja Herr. Ihr fragtet mich erstlich: Wie weit es von hier bis zum Himmel ist?

„Nachdem ich nun Alles wohl ermessen, so ist es von hier bis da oben sechs und dreißig Millionen und acht hundert vier und funfzig tausend zwei und siebzig eine halbe Meile und zwei und zwanzig Schritte." Der Herr sprach: „Du hast es sehr genau angesehen. Wie aber beweisest Du das?" „Laßt es ausmessen, antwortete er, und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen.

„Zum Andern fragtet Ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthält. Dies ist mir sehr sauer geworden herauszubringen, denn es steht nicht fest und kommt immer neues hinzu; aber ich habe doch ermittelt, daß im Meere fünf und zwanzig tausend neunhundert und zwei und achtzig Millionen Stückfaß, sieben Anker, zwölf Kannen und zwei Becher sind." Da sprach der Herr: „Wie weißt Du das?" Der Müller antwortete: „Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn Ihr es nicht glaubt, so laßt Anker holen und es nachmessen. Befindet Ihr es anders, so laßt mich viertheilen.

„Drittens fragtet Ihr mich, was sie in der Hölle machen? In der Hölle köpfen, viertheilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder als Ihr hier auf Erden." — „Welchen Beweis hast Du dafür?" Er antwortete: „Ich habe einmal Einen gesprochen, der da gewesen war, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle geschrieben. Aber jetzt ist er todt: wenn Ihr es also nicht glaubt, so schickt hin und laßt nachsehen.

„Viertens endlich fragtet Ihr mich, wie viel Ihr werth seid, und ich sage neun und zwanzig Silberlinge." Als Herr Bernabo dies hörte, wandte er sich voller Wuth zu ihm und sagte: „Daß Dich der Donner und das Wetter! Bin ich nicht mehr werth, als ein Topf?" Der Müller gab nicht ohne große Furcht zur Antwort: „Herr, vernehmt erst den Grund. Ihr wißt, daß unser Herr Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde; ich rechne, daß Ihr einen Silberling weniger werth seid, als er."

Als dies Herr Bernabo hörte, ward es ihm auf einmal deutlich, daß dies nicht der Abt wäre. Er sah ihm starr ins Gesicht und fest überzeugt, daß dies ein Mann von viel höheren Einsichten sei, als der Abt, sprach er dreist: „Du bist nicht der Abt." Man kann sich den Schrecken denken, welchen der Müller hatte. Er warf sich mit gefalteten Händen vor ihm auf die Knie, bat um Gnade

und gestand dem Herrn, daß er der Müller des Abts sei und wie und warum er in dieser Verkleidung vor seine Hoheit gekommen, und Alles dies mehr, um ihm einen Spaß zu machen, als aus böser Absicht. Als dies Herr Bernabo vernahm, sprach er: „Wohlan denn, da er Dich zum Abt gemacht hat, und Du mehr werth bist, als er, so will ich Dich im Namen Gottes darin bestätigen. Du sollst also hinfort der Abt sein und er der Müller; auch sollst Du alle Einkünfte des Klosters haben und er die der Mühle." Und so mußte es gehalten werden, so lange er lebte, daß der Abt Müller war und der Müller Abt.

Einige haben berichtet, diese oder eine ähnliche Geschichte sei dem Papst ... begegnet, welcher einem Abt zur Buße eines begangenen Fehls die Aufgabe gestellt habe, die vier oben genannten Fragen zu beantworten, und noch eine darüber, nämlich, welches das merkwürdigste Ereigniß sei, das ihm im Leben begegnet wäre? Der Abt bat um Frist, kehrte nach der Abtei zurück, versammelte hier alle Mönche und Klosterverwandten bis auf den Koch und Gärtner, erzählte ihnen, welche Fragen er dem Papst beantworten solle, und bat sie um Rath und Beistand. Da standen sie Alle wie unsinnig da und wußten nicht, was sie antworten sollten. Als aber der Gärtner sah, daß sie Alle verstummten, hob er an: „Herr Abt, da diese hier Alle kein Wort hervorbringen, so will ich der sein, der redet und handelt. Ich hoffe Euch aus dieser Verlegenheit zu helfen, gebt mir aber Eure Kleider, daß ich als Abt vor ihm erscheinen kann, und laßt diese Mönche mir folgen." So geschah es, und als sie vor den Papst kamen, sagte er, der Himmel sei dreißig Schrei hoch. Vom Wasser des Meeres sagte er: „Laßt die Mündungen der Ströme erst verstopfen, die hineinfallen, dann wird es zu ermessen sein." Den Werth seiner Person schätzte er auf acht und zwanzig Silberlinge, denn er rechne ihn zwei Silberlinge geringer an, als Christus, dessen Statthalter er sei. Das merkwürdigste Ereigniß seines Lebens, sagte er, sei gewesen, als er aus einem Gärtner zum Abt geworden; und in dieser Würde wurde er bestätigt.

---

## 2. Gonnella's Heimkehr.

(Nov. 27.)

Der Markgraf Obizzo von Ferrara befahl eines Tages seinem Hofnarren Gonnella, entweder weil dieser etwas wider ihn verbrochen hatte, oder weil er sich einen Spaß mit ihm zu machen gedachte, mit ausdrücklichen Worten, er solle sich auf seinem Grund und Boden nicht mehr betreffen lassen, widrigenfalls ihm das Haupt abgeschlagen werde. Kaum hatte dies Gonnella vernommen, so begab er sich nach Bologna, miethete sich einen Rollwagen, füllte denselben mit bolognesischer Erde an, und nachdem er mit dem Wagenführer über den Preis einig geworden war, bestieg er denselben und kehrte auf diesem Rollwagen zurück vor den Markgrafen Obizzo. Als dieser den Gonnella in solcher Weise zurückkehren sah, wunderte er sich und sprach: „Gonnella, habe ich Dir nicht verboten, meinen Grund und Boden wieder zu betreten, und nun wagst Du es, auf einem Rollwagen vor mir zu erscheinen? Was soll das heißen? Verachtest Du meine Gebote?" Zugleich befahl er seiner Dienerschaft, ihn zu verhaften. Aber Gonnella sprach: „Herr, hört mich an, und laßt mir Recht widerfahren, denn wenn Ihr findet, daß ich im Unrecht bin, sollt Ihr mich an den Galgen hängen lassen." Der Markgraf war neugierig zu hören, was er sagen werde, denn er erwartete wohl, daß es wieder ein frischer Witz sein werde. Er rief also seinen Dienern zu: „Verziehet eine Weile und laßt ihn reden." Da begann Gonnella und sprach: „Herr, Ihr befahlt mir, Euern Grund und Boden nicht mehr zu betreten, weshalb ich mich eilends nach Bologna begab und diesen Wagen mit bolognesischem Grund und Boden füllen ließ. Diesen betrat und betrete ich noch jetzt, und nicht den Euren, noch den von Ferrara." Als der Markgraf dies vernahm, nahm er diesen Grund mit großer Ergötzung für gültig an und sprach: „Gonnella, Du bist eine sinntäuschende Nachtjacke (gonnella), so bunt und schillernd von Farbe, daß mir weder List noch Kunst wider Dich aushilft. Bleibe, wo es Dir beliebt, denn ich lasse Dir den Sieg." Und durch diese spaßhafte List gewann er die Erlaubniß, in Ferrara zu bleiben, schickte den Rollwagen nach Bologna zurück und galt nun noch mehr als zuvor bei dem Markgrafen.

---

## 3. Die Casentiner Gesandten.

(Nov. 31.)

Als der Bischof Guido über Arezzo herrschte, erwählten die Gemeinen der Casentiner Landschaft zwei Gesandte, um sie an ihn abzufertigen und ihn wegen gewisser Dinge anzugehen. Man theilte ihnen ihren Auftrag und was sie ihm auseinander zu setzen haben, ausführlich mit und gab ihnen eines Abends spät Befehl, des andern Morgens ihre Reise anzutreten. Sie kehrten also Abends nach Hause, packten eilends zusammen und machten sich in der Frühe auf nach ihrem Bestimmungsort. Als sie einige Meilen gewandert waren, sagte einer zum andern: „Erinnerst Du Dich noch des Auftrages, den man uns gegeben hat?"

Der andere erwiederte, er habe sich ihn nicht gemerkt.

„Ei, ich habe mich auf Dich verlassen," sagte jener.

„Und ich mich auf Dich," entgegnete der andere.

„Das haben wir gut gemacht," riefen beide, und stierten einander an. „Was ist da zu thun?"

Der eine sagte: „Nun sieh, wir sind bald in der Herberge, wo wir unser Frühstück halten. Dort wollen wir uns einmal recht zusammennehmen und so muß es uns nothwendig wieder einfallen."

Der andere sprach: „Du hast Recht."

So ritten sie träumend weiter und kamen um die dritte Stunde in die Herberge, wo sie frühstücken wollten. Wie sie aber hin und her dachten, ehe es zum Essen ging, so konnten sie sich doch durchaus nicht auf die Sache besinnen. Als sie bei Tisch saßen, wurde ihnen ein sehr feiner Wein aufgewartet. Die Gesandten, welchen der Wein viel besser schmeckte als das Nachdenken über ihren Auftrag, fingen an, der Flasche zuzusprechen, tranken und tranken, füllten die Gläser und leerten sie wieder, und als das Essen vorüber war, war so wenig davon die Rede, daß sie sich ihrer Botschaft erinnerten, daß sie vielmehr gar

nicht mehr wußten, wo sie waren, und sich schlafen legten. Nachdem sie ein Stück weggeschlafen hatten, erwachten sie ganz verdutzt, und einer sprach zum andern: „Ist Dir jetzt unsere Angelegenheit eingefallen?"

Der andere sagte: „Ich weiß von nichts; mir ist nur so viel klar, daß der Wein des Wirthes der beste Wein ist, den ich je getrunken habe. Seit dem Frühstück bin ich überhaupt nicht wieder zur Besinnung gekommen, als eben jetzt, und jetzt weiß ich kaum, wo ich bin."

Jener erwiederte: „Gerade das Nämliche sage ich Dir auch. Aber was sollen wir denn sagen? was sollen wir anfangen?"

Sein Gefährte entgegnete ihm kurz: „Wir wollen heute hier bleiben und auch hier übernachten, denn guter Rath kommt, wie Du weißt, über Nacht. Es kann nicht fehlen, daß uns die Sache bis dahin einfällt."

Sie waren hierüber einig und blieben den ganzen Tag daselbst und guckten noch wiederholte Male in das Glas. Bei dem Abendessen wurden gleichfalls die Gläser mehr in Anspruch genommen als das Holzwerk, und nach beendigtem Mahle waren sie so weit, daß einer kaum den andern kannte. Sie gingen zu Bett und schnarchten die ganze Nacht wie Schweine. Als sie am Morgen aufstanden, sagte der eine: „Was fangen wir nun an?"

Der andere antwortete: „Der Himmel muß sich wider uns verschworen haben; denn da mir diese Nacht keine Silbe von dem ganzen Auftrage eingefallen ist, so glaube ich auch nicht, daß er mir je wieder in's Gedächtniß kommt."

„Meiner Treu," versetzte jener, „mit uns steht es nicht zum besten aus. Ich weiß gar nicht, was das heißen soll, ob es dieser Wein oder etwas anderes ist. Ich habe mein Leben lang noch nie so fest geschlafen, ohne mich wieder ermuntern zu können, wie heute Nacht in diesem Wirthshause. Was zum Teufel soll das heißen?"

„Laß uns zu Pferde steigen," sagte der andere, „und in Gottes Namen weiter reiten. Vielleicht fällt es uns unterwegs ein."

So setzten sie denn ihre Reise fort und sagten unterwegs oft zu einander: „Ist es Dir eingefallen?"

Der andere: „Mir nicht."

„Mir auch nicht," sagte der erste.

Auf diese Art kamen sie in Arezzo an und gingen in das Wirthshaus, wo sie sich abseits in eine Kammer begaben, die Backen auf die Hände gestützt, aber niemals sich auf die Sache besinnen konnten. Da sagte einer zuletzt, fast verzweifelnd: „Gehen wir geradezu hin! Gott möge uns beistehen!"

Der andere aber sagte: „Wie sollen wir denn aber mit ihm reden, wenn wir nicht wissen was?"

Der erstere aber antwortete: „Auf diesem Punkte kann die Sache nun doch einmal nicht bleiben."

So ließen sie es denn auf das Gerathewohl ankommen und gingen zum Bischof, und als sie vor ihm standen, machten sie eine tiefe Verbeugung und blieben dabei stehen, ohne es zu etwas anderm zu bringen. Der Bischof war ein wackerer ansehnlicher Herr, erhob sich und ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sagte: „Seid willkommen, meine Kinder! Was bringt Ihr Neues?"

Einer schaute den andern an: „Sprich Du!"

„Sprich Du!"

Aber keiner von beiden redete ein Wort. Am Ende aber sagte der eine: „Herr Bischof, wir sind abgesandt an Euer Gnaden von Euren ergebenen Dienern in der Casentiner Landschaft; aber die, welche uns abschickten, sind ebenso unbeholfen als wir, die Abgesandten, und sie übermachten uns unsern Auftrag spät Abends in großer Hast. Was nun schuld sein mag, entweder wußten sie es uns nicht recht zu sagen, oder waren wir zu ungeschickt, es zu verstehen. Wir bitten Euch demnach inständig, Ihr möget Euch diese Gemeinen und ihre Mitglieder empfohlen sein lassen, die aber mögen meuchlings umkommen, die uns hierher gesandt haben, und wir selber, daß wir hergekommen sind!"

Der verständige Bischof legte ihnen die Hand auf die Schulter und sagte: „Geht in Frieden wieder heim und sagt meinen lieben Kindern im Casentino, ich sei immer darauf bedacht, für ihr Bestes alles zu thun, was in meinen Kräften stehe. Damit sie sich aber hinfort nicht mehr in die Unkosten einer Gesandtschaft versetzen, mögen sie, so oft sie etwas von mir wollen, an mich schreiben, und ich will ihnen meine Antwort brieflich zukommen lassen."

Darauf nahmen sie Abschied und gingen. Unterwegs sagte einer zum andern: „Hüten wir uns, daß es uns nicht auf dem Rückweg ebenso ergeht, wie auf dem Herweg!"

Der andere aber sagte: „Ach, was haben wir denn im Gedächtniß zu behalten?"

„Nun," sprach jener, „wir müssen doch darauf bedacht sein, wie wir ausrichten wollen, was wir hier auseinandergesetzt haben und was wir zur Antwort erhalten. Denn wenn unsere Mitbürger im Casentino jemals erführen, daß wir ihren Auftrag so vergessen haben und daß wir wie Gehirnlose wieder vor sie treten, so würden sie uns nimmermehr als Botschafter aussenden, ja uns gar kein Amt mehr anvertrauen."

Der andere, der ein wenig schlauer war, sagte: „Ueberlaß diese Sorge nur mir! Ich werde ihnen sagen, wir haben uns unserer Sendung gegen den Bischof entledigt und er habe sich gnädig darin in allen Stücken erboten, immerdar ihr Wohl zu fördern, und um seine Liebe noch mehr zu bethätigen, habe er gesagt, zu Ersparung von Kosten sollen sie, so oft sie etwas von ihm brauchen, es mit gehöriger Ruhe und Bequemlichkeit in einem einfachen Briefe schreiben und die Gesandtschaften unterwegen lassen."

„Das hast Du gut ausgesonnen," sagte der andere. „Wir wollen schneller reiten, damit wir bei guter Zeit wieder zu dem Wein kommen, weißt Du!"

So spornten sie ihre Pferde und kamen in das Gasthaus, und als ein Knecht herauskam, um ihnen den Steigbügel zu halten, fragten sie nicht nach dem Wirthe, noch ob er zu essen habe, sondern ihr erstes Wort war, daß sie sich nach jenem Weine von neulich erkundigten. Der Knecht sagte: „Der ist besser als je."

Da stärkten sie sich denn auch das zweite Mal nicht weniger als zuvor, und wichen nicht eher von der Stelle, als bis unter redlichem Beistand anderer Zechbrüder der Wein auf die Neige und der Boden des Fasses zum Vorschein gekommen war. Voll Kummer darüber zogen sie von hinnen und gelangten zu denen, die sie abgeschickt hatten. Die Lügen, die sie ersonnen hatten, behielten sie viel besser im Gedächtniß, als vorher die Wahrheit. Sie sagten, sie haben vor dem Bischof eine so schöne Standrede gehalten, und thaten, als wäre

der eine ein Cicero, der andere ein Quinctilian gewesen. Dadurch ernteten sie großes Lob ein und wurden auch späterhin mit andern Aemtern betraut, denn sie waren mehrmals Rechnungsrevisoren oder Güterverwalter.

Wie oft geschieht es doch in der Welt, und nicht nur bei erbärmlichen Geschöpfen, wie diese waren, sondern bei weit größern als sie, daß solche ohne weiteres als Botschafter verwendet werden, während sie doch mit den Ereignissen so wenig vertraut sind, als der Sultan mit Frankreich. Dann versichern sie mündlich und schriftlich, sie haben Tag und Nacht nicht geruht, sondern immer mit größtem Eifer den Geschäften obgelegen, und alles ist ihr Machwerk, was sie gut heißen und wobei sie anwesend sind, während sie doch oft nicht mehr Bewußtsein dazu bringen als ein Klotz. Dafür werden sie aber von ihren Absendern gepriesen und mit den größten Aemtern und andern Belohnungen überhäuft, weil sie von der Wahrheit abgehen, zumal in Fällen, wo sie sehen, daß ihnen ein Vortheil daraus erwächst, wenn man ihnen Glauben schenkt.

### 4. Ein Abenteuer Dante's.

(Nov. 114.)

Der höchst vortreffliche italiänische Dichter, dessen Ruhme ein auch noch so langer Zeitverlauf keinen Eintrag thun wird, Dante Alighieri aus Florenz, war ein Nachbar der Familie Adimari. Es begab sich, daß ein Junker aus diesem Hause ich weiß nicht in was für ein Vergehen mit verwickelt gewesen und im Laufe des Rechtes von einem Vollstrecker des letztern verurtheilt worden war; der Richter war ein Freund Dante's; der Junker bat daher seinen Nachbar, sich bei jenem für ihn zu verwenden. Dante sagte, daß er dies gern thun würde. Nachdem er gespeist hat, verläßt er sein Haus und macht sich auf den Weg, um den Auftrag zu erledigen. Als er durch das Petersthor geht, trifft er einen Grobschmied, welcher während des Hämmerns auf seinem Amboße Verse von Dante singt, als ob er Gassenhauer vortrüge, wobei er die Verse untereinander warf und verstümmelte; Dante findet sich hierdurch höchlichst beleidigt. Ohne ein Wort zu sprechen, tritt er an die Werkstatt des Schmieds, wo vielerlei eiserne Geräthe, mit welchen jener sein Gewerbe betrieb, sich befinden; Dante ergreift den Hammer und schleudert denselben hinweg; er nimmt die Zange und schleudert sie hinweg; er nimmt die Waage und schleudert auch diese weg, und so ergeht es allen jenen Geräthschaften. Höchst aufgebracht wendet sich der Schmied um und sagt: „Was Teufel beginnt Ihr? Seid Ihr toll geworden?“ Dante erwiedert: „Was treibst denn Du?“ „Mein Handwerk,“ sagte Jener. „Ihr aber verderbt nur meine Werkzeuge, da Ihr sie auf die Straße hinwerft.“ Dante spricht: „Willst Du nicht, daß ich Deine Sachen ruinire, dann thue solches auch nicht mit den meinigen.“ Der Schmied fragt: „Was verderb' ich Euch denn?“ Und Dante: „Du singst meine Verse, aber nicht, wie ich dieselben machte; ich treibe kein anderes Handwerk und Du verdirbst es mir.“ Der ergrimmte Schmied wußte hierauf nichts zu antworten, suchte seine Sachen wieder zusammen und kehrte zu seiner Arbeit zurück, und wenn er singen wollte, sang er von Tristan und Lancelot und ließ den Dante bei Seite. Dieser aber ging weiter zu dem Richter, wohin er sich unterwegs befand. Als er hier angekommen war und in Erwägung gezogen hatte, daß der Ritter von Adimari, dessen Bitte er erfüllen sollte, ein stolzer junger Mann von wenig Manier sei, und daß derselbe, wenn er durch die Stadt ritt, die Beine so ausspreizte, daß er die Straße versperrte, wofern solche nicht sehr breit war, so daß, wer ihm begegnete, mit seinen Kleidern ihm die Schuhspitzen abwischte, so sagte Dante, der alles dies mit angesehen und höchst unangenehm befunden hatte, zum Richter: „Ihr habt vor Eurem Richterstuhle wegen dieses oder jenes Vergehens den und den Ritter verurtheilt; ich verwende mich für denselben, wiewohl er sich auf eine Art benimmt, welche eine noch härtere Strafe verdienen würde, denn ich bin der Meinung, daß die Belästigung der Mitbürger ein sehr bedeutendes Vergehen ist.“ Dante sagte dies keinem Tauben und der Richter fragte sogleich, auf welche Art jener die Bürgerschaft belästige. Dante erwiederte: „Wenn er durch die Stadt reitet, spreizt er die Beine so weit auseinander, daß, wer ihm begegnet, umkehren muß und seinen Weg nicht fortsetzen kann.“ Der Richter sagte: „Scheint Dir dieses eine Kleinigkeit? Dies Vergehen ist schlimmer als das andere.“ Dante sagte: „Wohlan, ich bin sein Nachbar, ich will mich hiermit für ihn verwendet haben.“ Hierauf ging er nach Hause zurück; er ward von dem Ritter befragt, wie die Sache abgelaufen sei: „Ganz wohl,“ sagte er, „und er hat mir guten Bescheid ertheilt.“ Eines Tages ward der Junker vor Gericht gefordert, um sich gegen eine Anklage zu vertheidigen. Er erscheint, und es wird ihm die erste, sodann aber auch die zweite hinsichts des sperrbeinigen Reitens vorgelesen. Der Ritter, auf eine doppelte Strafe gefaßt, sprach bei sich: „Ich habe einen schönen Handel gemacht; während ich durch Dante's Verwendung völlig frei gesprochen zu werden hoffe, verurtheilt man mich doppelt.“ Nachdem er seine Verantwortung abgegeben, kehrte er heim und sprach, da er Dante fand: „Wahrlich, Du hast mir einen trefflichen Dienst erwiesen; bevor Du zu dem Richter gingst, sollte ich nur einer Sache wegen büßen, nachdem Du aber da gewesen, will er mich gar zweier Sachen wegen strafen.“ Zornig fuhr er fort: „Werd' ich verurtheilt, so bin ich der Mann, welcher zahlen kann, und geschieht es, so werde ich den, der mir's eingebrockt hat, nach Würden behandeln.“ Dante sagte: „Ich habe mich für Euch dergestalt verwendet, daß ich, wenn's mein Sohn gewesen wäre, es nicht eifriger gekonnt hätte. Hat der Richter etwas Anderes gethan, so bin ich daran nicht Schuld.“ Der Ritter kratzte sich den Kopf und ging nach Haus. Einige Tage darauf erging das Urtheil, er sollte wegen des ersten Vergehens 1000 Lire und wegen des sperrbeinigen Reitens eben so viel zur Strafe erlegen. Weder er noch die ganze Familie der Adimari konnte dies dem Dante je vergessen.

## III. Aus dem Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino.

[Das Werk des Ser Giovanni, 1378 begonnen, jedoch erst 1558 gedruckt, enthält 50 Novellen. In der Einleitung erzählt der Verfasser, daß

ein junger Florentiner, Namens Auretto, sich nach Hörensagen in eine Nonne zu Forli verliebte. Um sie häufig sehen zu können, begiebt er sich nach letzterer Stadt und wird Mönch; bald nachher zum Kaplan des Klosters ernannt, in welchem seine Geliebte sich befindet, hat er die Freiheit, sie täglich besuchen zu dürfen. Beide kommen überein, daß er sowohl wie sie bei diesen Zusammenkünften immer je eine Geschichte erzählen; das Werk ist demgemäß in 25 Tage getheilt, deren jeder 2 Novellen enthält und gewöhnlich mit Gesängen schließt.]

## Der Kaufmann von Venedig.

(Vierter Tag, erste Novelle.)

Im Hause der Scali in Florenz befand sich ein Kaufmann Namens Bindo, welcher oftmals in Tana und in Alexandrien gewesen war und alle jene großen Reisen gemacht hatte, welche man des Handels wegen zu machen pflegt. Dieser Bindo war ziemlich reich und hatte drei erwachsene Söhne. Als er zu sterben kam, rief er den ältesten und den mittleren zu sich, machte in ihrer Gegenwart sein Testament und setzte sie beide zu Erben seiner ganzen irdischen Habe ein, während er dem jüngsten nichts hinterließ. Sobald das Testament fertig war, kam der jüngste Sohn, Giannetto mit Namen, welcher davon gehört hatte, zu ihm an das Bett und sagte zu ihm: „Mein Vater, ich wundere mich sehr über das, was Ihr gethan habt, indem Ihr meiner in Eurem Testamente gar nicht gedachtet."

Der Vater antwortete: „Mein Giannetto, ich liebe Niemand auf Erden mehr als Dich, und darum wünsche ich nicht, daß Du nach meinem Tode hier bleibest, vielmehr sollst Du, wenn ich gestorben bin, nach Venedig gehen, zu einem Deiner Taufpathen, dem Herrn Ansaldo, welcher keinen Sohn hat, und mir schon mehrmals geschrieben hat, ich solle Dich ihm schicken. Ich kann Dir sagen, daß er der reichste Kaufmann ist, welcher heutzutage in der ganzen Christenheit lebt. Darum ist es mein Wille, daß Du, sobald ich gestorben bin, zu ihm gehst und ihm diesen Brief bringst; und wenn Du es recht anzugreifen weißt, wirst Du ein reicher Mann werden."

Da sprach der Sohn: „Mein Vater, ich bin bereit zu thun, was Ihr mir befehlet."

Darauf gab ihm der Vater seinen Segen und wenige Tage darauf verschied er. Alle seine Söhne erhoben hierüber den heftigsten Jammer und erwiesen dem Leichnam die gebührende Ehre. Wenige Tage später riefen die zwei älteren Brüder den Giannetto zu sich und sagten zu ihm: „Du bist unser Bruder; unser Vater hat zwar ein Testament gemacht, und uns zwei zu seinen Erben eingesetzt, ohne Deiner irgend zu erwähnen. Nichtsdestoweniger bist Du gleichfalls unser Bruder, und darum sollst Du jetzt, so gut als wir, an dem Vorhandenen Theil haben."

Giannetto antwortete: „Liebe Brüder, ich danke Euch für Euer Anerbieten. Aber was mich betrifft, so steht mein Sinn dahin, mein Glück draußen in der Welt zu suchen. Dazu bin ich fest entschlossen, und darum sollt Ihr das Euch zugeschriebene und gesegnete Erbe behalten."

Seine Entschlossenheit erkennend, gaben sie ihm ein Pferd und Geld für seine Reisebedürfnisse. Giannetto nahm von ihnen Abschied und ging weg nach Venedig. Er kam in das Waarenlager des Herrn Ansaldo und übergab ihm den Brief, welchen ihm sein Vater vor seinem Tode eingehändigt hatte. Als Herr Ansaldo diesen Brief las, erkannte er, daß er der Sohn seines geliebten Bindo war, und sobald er mit dem Lesen fertig war, umarmte er ihn und rief: „Sei mir willkommen, mein theures Kind, nach dem ich so sehr verlangt habe!"

Sodann war seine erste Frage nach Bindo, worauf ihm Giannetto antwortete, er sei gestorben. Darüber umarmte und küßte er ihn unter vielen Thränen und sprach: „Wohl thut mir der Tod Bindo's sehr wehe, da er mir einen großen Theil dessen, was ich habe, gewinnen half. Aber so groß ist die Freude, die ich nun an Dir habe, daß sie jenen Schmerz mildert."

Er ließ ihn nach Hause führen, und befahl seinen Geschäftsleuten, seinen Ladendienern und seinen sämmtlichen Untergebenen und Knechten, Giannetto mehr noch zu gehorchen und zu dienen, als ihm selbst. Vor Allem überwies er ihm die Schlüssel zu seiner ganzen Baarschaft und sagte: „Mein Sohn, Alles was hier ist, kannst Du verwenden. Du magst Dich kleiden und beschuhen nach Deinem Geschmack und die Leute der Stadt zum Essen laden, damit Du Dich bekannt machst. Wie Du es angreifen willst, magst Du selbst überlegen; ich werde Dich aber um so lieber haben, je mehr Du weißt Dich beliebt zu machen."

Giannetto fing nun an mit den venezianischen Edelleuten umzugehen, ein Haus zu machen, Tafel zu halten, Geschenke zu geben, seine Dienerschaft reich zu kleiden, gute Pferde zu kaufen und Wettkämpfe und Ritterspiele zu üben, und in allen Stücken sich erfahren und geübt, hochherzig und feingesittet zu erweisen. Auch verstand er wohl, wo es am Platze war, Ehre und Höflichkeit zu erweisen, und erzeigte dem Herrn Ansaldo stets mehr Ehre, als wenn er hundertmal sein Vater gewesen wäre. Er wußte sich so klug gegen jede Art von Leuten zu stellen, daß fast jedermann in Venedig ihm zugethan war, da man seine große Klugheit und Anmuth und seine unbegrenzte Höflichkeit sah. Männer wie Frauen schienen in ihn verliebt und Herr Ansaldo sah sonst nichts als ihn, so sehr gefiel ihm sein Betragen und seine Aufführung. Darum wurde denn fast kein Fest in Venedig veranstaltet, wozu Giannetto nicht eingeladen worden wäre; so sehr war er bei allen beliebt. Da begab es sich, daß zwei seiner liebsten Gefährten nach Alessandria gehen wollten mit ihren Waaren auf zwei Schiffen, wie sie alljährlich zu thun pflegten. Sie sagten es Giannetto und fügten hinzu: „Du solltest Dich mit uns des Meeres erfreuen, um die Welt zu sehen und zumal jenes Damascus und das Land umher."

Giannetto antwortete: „Wahrhaftig, das würde ich sehr gern thun, wenn mein Vater Herr Ansaldo mir dazu Erlaubniß gäbe."

Jene sagten: „Das wollen wir schon machen, daß er sie Dir giebt, und er soll damit zufrieden sein."

Sogleich gingen sie zu Herrn Ansaldo und sprachen: „Wir wollten Euch bitten, daß Ihr dem Giannetto gefälligst erlauben möget, mit uns auf das Frühjahr nach Alexandrien zu gehen und daß Ihr ihm ein Schiff ausrüstet, damit er ein wenig die Welt sehe."

Herr Ansaldo sagte: „Ich bin es zufrieden,

wenn es ihm Vergnügen macht." Jene antworteten: „Herr es ist sein Wunsch."

Darum ließ ihm Herr Ansaldo sogleich ein sehr schönes Schiff ausrüsten und es mit vielen Waaren beladen und mit Flaggen und Waffen hinlänglich versehen. Und nachdem es fertig war, befahl Herr Ansaldo dem Schiffspatron und der Mannschaft, alles zu thun, was Giannetto ihnen befehle und was ihnen aufgetragen werde. Denn, sagte er, ich sende ihn nicht aus, um Gewinn durch ihn zu machen, sondern zu seinem Vergnügen, damit er die Welt sehe. Und als Giannetto zu Schiffe stieg, lief ganz Venedig hinter ihm her, um ihn zu sehen, da seit langer Zeit kein so schönes und so wohlausgerüstetes Schiff von Venedig weggefahren war.

[Wir unterbrechen hier den Wortlaut der Erzählung, um den Uebergang bis zu unserem weiteren Anknüpfungspunkte kurz zusammenzufassen. Giannetto läuft nach dreitägiger Fahrt in den fabelhaften Hafen von Belmonte ein, woselbst eine sehr reiche Dame wohnte, welche demjenigen sich zur Gattin versprach, der sie zu erobern vermöge. Giannetto wird in ihrem Palaste bewirthet, sinkt jedoch durch einen ihm beigebrachten Schlaftrunk zu früh in Schlaf, so daß sein Schiff, dem Uebereinkommen gemäß, am folgenden Morgen der Dame anheimfällt. Er kehrt nach Venedig zurück, rüstet wiederum ein Schiff aus und wiederum ergeht es ihm in Belmonte, wie das erste Mal. Bei der dritten Expedition muß Ansaldo von einem Juden zehntausend Ducaten borgen, mit der Bedingung, daß, wenn er das Geld nicht bis zum nächsten St. Johannistage im Juni zurückgegeben habe, der Jude ihm ein Pfund Fleisch von seinem Leibe nehmen dürfe, von welcher Stelle ihm beliebe. Giannetto ist diesmal glücklicher in seiner Unternehmung, da er in Folge eines Winkes von der Dienerin der Dame den Wein nicht genießt, der den Schlaftrunk enthält, und so die Bedingungen erfüllen kann, die ihm zur Erlangung der Hand seiner Dame auferlegt waren. Mit seiner jungen Frau beschäftigt, erinnert er sich der Verpflichtung Ansaldo's gegen den Juden erst an dem Tage, an welchem die Schuld fällig ist.

Wir lassen hier den Pecorone weiter erzählen:]

Die Frau sagte: „Lieber Herr, besteigt schleunigst ein Pferd und reiset geraden Wegs zu Lande, so werdet Ihr schneller hinkommen, als zur See! Nehmt zur Begleitung mit, wen Ihr wollt, packt hunderttausend Ducaten ein und rastet nicht, bis Ihr in Venedig seid! Und wenn er noch am Leben ist, so führt ihn mit Euch hierher!"

Sofort ließ er plötzlich in die Trompete blasen, stieg zu Pferd mit zwanzig Begleitern, nahm hinlänglich Geld mit und schlug den Weg nach Venedig ein. Unterdessen hatte der Jude, da die Frist verlaufen war, den Herrn Ansaldo festnehmen lassen und wollte ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden. Da bat ihn Herr Ansaldo um die Vergünstigung, daß er seinen Tod noch um einige Tage verschiebe, damit, wenn sein Giannetto komme, er ihn wenigstens noch sehen könne. Der Jude sagte: „Ich bin es zufrieden, Euch Euren Wunsch in Betreff des Aufschubs zu gewähren. Aber wenn er hundert Mal käme, so ist es meine Absicht, Euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen, wie die Papiere besagen."

Herr Ansaldo versetzte, er sei zufrieden. Da sprach ganz Venedig von dem Falle; aber ein jeder hatte Mitleid und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen; aber der Jude wollte davon nichts wissen, sondern wollte den Mord begehen, um sagen zu können, daß er den größten Kaufmann der Christenheit um's Leben gebracht habe. Indem nun Herr Giannetto eilends heranreiste, zog ihm seine Gemahlin gleich nach, und zwar als Richter verkleidet mit zwei Dienern. In Venedig angelangt, begab sich Herr Giannetto in das Haus des Juden, umarmte Herrn Ansaldo mit vieler Freude und sagte darauf dem Juden, er wolle ihm sein Geld geben, ja noch mehr, so viel er verlange. Der Jude aber antwortete, er wolle gar kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe, vielmehr wolle er ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe nehmen. Hier erhob sich nun ein großer Streit und jedermann gab dem Juden Unrecht. Da man aber bedachte, daß es in Venedig allenthalben rechtlich zugehe, und daß der Jude seine Ansprüche in vollgiltiger, gesetzlicher Form begründet hatte, so wagte ihm niemand anders als mit Bitten zu widersprechen. Darum begaben sich alle Kaufleute Venedigs dahin, um den Juden zu bitten; er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun erbot sich Herr Giannetto, ihm zwanzigtausend Ducaten zu geben, aber er wollte nicht; dann kam er auf dreißigtausend, und dann auf vierzigtausend und auf funfzigtausend, und so stieg er bis auf hunderttausend Ducaten. Endlich sprach der Jude: „Weißt Du was, wenn Du mir mehr Ducaten anbötest, als diese Stadt werth ist, so würde ich mich doch damit nicht abfinden lassen; vielmehr verlange ich einzig das, was meine Papiere besagen."

Und so standen die Verhandlungen; siehe da kam in Venedig diese Dame an, als Richter gekleidet und stieg in einem Gasthause ab. Der Wirth fragte einen Diener: „Wer ist dieser edle Herr?"

Der Diener war bereits von der Frau unterrichtet, was er sagen solle, wenn er nach ihr gefragt würde, und antwortete: „Es ist ein rechtsgelehrter Edelmann, welcher von Bologna kommt, wo er studirt hat, und nun in seine Heimat geht."

Als der Wirth dies vernahm, that er ihm viele Ehre an, und während der Richter bei Tisch saß, sagte er zu dem Wirthe: „Wie ist denn das Regiment hier in Eurer Stadt?"

Der Wirth antwortete: „Nur allzugerecht, edler Herr."

„Wie so?" fiel der Richter ein.

„Das will ich Euch sagen, edler Herr," entgegnete der Wirth. „Es kam einmal von Florenz ein Jüngling hierher, welcher Giannetto hieß, und ging hier zu einem seiner Taufpathen, Namens Herr Ansaldo, und er betrug sich so artig und gesittet, daß in der ganzen Stadt Männer und Frauen ihm zugethan waren; ja es ist nie ein Fremder bei uns so allgemein beliebt gewesen, wie er. Dieser sein Taufpathe nun rüstete ihm drei Mal ein Schiff aus und diese drei Schiffe waren vom größten Werthe; aber jedes Mal war er damit unglücklich, so daß es ihm zuletzt an Geld zur Ausrüstung des Schiffes fehlte. Daher borgte jener Herr Ansaldo zehntausend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung, daß wenn er sie ihm nicht bis zum St. Johannistage im nächstkünftigen Monat Juni zurückgegeben habe, der besagte Jude ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden dürfe,

wo es ihm beliebe. Nun ist zwar glücklicherweise der Jüngling zurückgekehrt und hat sich erboten, statt der zehntausend Ducaten hunderttausend zu zahlen, aber der arglistige Jude will nicht. Es sind alle rechtschaffenen Leute der Stadt zu ihm gegangen, um ihn mit Bitten zu erweichen, aber es hilft nichts."

Darauf antwortete der Richter: „Dieser Handel ist leicht zu schlichten."

Der Wirth versetzte: „Wenn Ihr Euch der Mühe unterziehen wollt, die Sache zu Ende zu führen, so daß der brave Mann nicht sein Leben einbüßt, so würdet Ihr Euch die Gunst und die Liebe des wackersten Jünglings erwerben, der je geboren wurde, und zugleich die aller Leute dieser Stadt."

Hiernächst ließ der Richter eine Aufforderung bekannt machen, wer irgend eine Rechtsfrage zu schlichten habe, der solle zu ihm kommen; und so wurde auch Herrn Giannetto gesagt, es sei ein Richter von Bologna angekommen, welcher sich jeden Handel zu schlichten erbiete. Darum sagte Herr Giannetto zu dem Juden: „Wir wollen zu diesem Richter gehen!"

„Meinetwegen," sagte der Jude; „es mag kommen, wer will, ich habe in jedem Falle das Recht, zu thun, was mein Schein besagt."

Als sie vor den Richter traten und ihm die schuldige Ehrerbietung bezeugten, erkannte der Richter den Herrn Giannetto sogleich, nicht ebenso aber Herr Giannetto den Richter, denn der letztere hatte vermittelst gewisser Kräuter seine Gesichtszüge unkenntlich gemacht. Herr Giannetto und der Jude trugen jeder seine Sache und die Gründe dem Richter vor; dieser nahm den Schein, las ihn und sagte darauf zu dem Juden: „Ich wünschte, Du nähmest diese hunderttausend Ducaten und gäbest diesen guten Mann los, welcher Dir überdies immer dafür verpflichtet sein wird."

„Daraus wird nichts," antwortete der Jude.

„Aber," sagte der Richter, „es wäre Dein Bestes."

Der Jude dagegen beharrte darauf, er wolle sich auf nichts von alle dem einlassen. Darauf begaben sie sich insgesammt zu dem Gerichte, das über dergleichen Fälle gesetzt ist, und der Richter verlangte nach Herrn Ansaldo, und sagte: „Nun laß ihn vortreten!"

Als er erschienen war, sagte der Richter: „Wohlan, nimm ihm ein Pfund Fleisch, wo Du willst, und bringe Deine Sache zu Ende."

Da hieß ihn der Jude sich nackt ausziehen und nahm ein Rasirmesser in die Hand, welches er zu diesem Zwecke hatte machen lassen. Herr Giannetto aber wandte sich zu dem Richter und sagte: „Herr, darum habe ich Euch nicht gebeten!"

Der Richter antwortete: „Sei getrost, er hat das Pfund Fleisch noch nicht herausgeschnitzelt."

Gleichwohl trat der Jude auf ihn zu. Da sprach der Richter: „Hab' wohl Acht, daß Du es recht machst; denn wenn Du mehr oder weniger als ein Pfund nimmst, so lasse ich Dir den Kopf abschlagen. Ferner sage ich Dir auch, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, Du gleichfalls des Todes bist, denn Deine Papiere besagen nichts von Blutverlust; auch sprechen sie, daß Du ihm ein Pfund Fleisch nehmen darfst, und sonst heißt es von nichts mehr und nichts minder. Darum, wenn Du klug bist, ergreifst Du die Maßregeln, von welchen Du glaubst, daß sie zu Deinem Besten gereichen."

Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter und ließ ihn Pflock und Beil mitbringen und sprach: „So wie ich nur ein Tröpfchen Blut herausfließen sehe, lasse ich Dir den Kopf abschlagen."

Da bekam der Jude Furcht, Herr Giannetto aber fing an sich wieder zu erheitern. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: „Herr Richter, Ihr seid klüger als ich. So laßt mir denn jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden."

Der Richter aber sagte: „Ich will, daß Du Dir ein Pfund Fleisch nimmst, wie Dein Schein besagt, denn Geld sollst Du nicht einen Pfennig erhalten. Du hättest es nehmen sollen, als ich es Dir anbot."

Der Jude stieg herab zu neunzigtausend, dann zu achtzigtausend Ducaten, aber der Richter blieb nur immer fester auf seinem Ausspruch. Da sprach Herr Giannetto zu dem Richter: „Geben wir ihm, was er verlangt, wenn er nur Herrn Ansaldo frei läßt!"

Der Richter aber versetzte: „Ich sage Dir, laß mich gewähren!"

Darauf begann der Jude: „So gebt mir funfzigtausend Ducaten!"

Der Richter dagegen antwortete: „Ich gebe Dir nicht den schlechtesten Stüber, den Du je gesehen."

„So gebt mir," fuhr der Jude fort, „wenigstens meine zehntausend Ducaten! Verflucht sei Luft und Erde!"

Der Richter aber erwiederte: „Verstehst Du mich nicht? Nichts will ich Dir geben. Willst Du ihm ein Pfund Fleisch nehmen, so nimm es! Wo nicht, so laß ich Deine Papiere aufheben und vernichten."

Darob waren alle Anwesenden über die Maßen vergnügt. Jeder verspottete den Juden und sprach: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere und zerriß sie voll Aerger, und so ward Herr Ansaldo frei und Herr Giannetto geleitete ihn mit großem Jubel nach Hause. Darauf nahm er schnell die hunderttausend Ducaten, eilte zu dem Richter und fand diesen in seiner Kammer beschäftigt, sich auf die Reise zu rüsten. Da sagte Herr Giannetto zu ihm: „Edler Herr, Ihr habt mir den größten Dienst erwiesen, der mir je erzeigt worden ist; darum bitte ich Euch, dieses Geld mit Euch zu nehmen, das Ihr wohl verdient habt."

Der Richter antwortete: „Mein lieber Herr Giannetto, ich sage Euch großen Dank; aber ich bedarf dessen nicht. Nehmt es mit Euch, daß Eure Frau Euch nicht beschuldige, schlecht gewirthschaftet zu haben."

Herr Giannetto sagte: „Die ist meiner Treu so großherzig, feingesittet und rechtschaffen, daß, wenn ich vier Mal so viel Euch gäbe, sie doch zufrieden wäre; denn sie verlangte, ich solle viel mehr als dies mitnehmen."

Da fuhr der Richter fort: „Wie seid Ihr denn sonst mit Ihr zufrieden?"

Herr Giannetto antwortete: „Es giebt kein Geschöpf auf der Welt, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge, als zu ihr, denn sie ist so weise und so schön, wie sie die Natur nur zu schaffen vermochte. Und wenn Ihr mir eine Gunst erzeigen wollt, und mit mir kommen, um sie zu sehen, so sollt Ihr Euch wundern über die Ehre, die sie Euch

anthun wird, und mögt Euch überzeugen, ob sie nicht das ist, was ich sage, oder noch mehr."

Der Richter antwortete: „Daß ich mit Euch komme, das geht nicht an, denn ich habe andere Geschäfte; aber weil Ihr mir sagt, daß es eine so vortreffliche Frau ist, so grüßt sie von mir, wenn Ihr sie seht."

„Das soll geschehen," sprach Herr Giannetto; „aber ich wünschte doch, daß Ihr von diesem Gelde nehmet."

Während er so sprach, sah der Richter einen Ring an seinem Finger, weshalb er zu ihm sagte: „Gebt mir diesen Ring! Außerdem will ich keinen Heller."

Herr Giannetto antwortete: „Ich bin's zufrieden, so ungern ich es auch thue, denn meine Frau hat ihn mir geschenkt und mir gesagt, ich solle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen; und wenn sie ihn nicht mehr an mir sieht, so wird sie glauben, ich habe ihn einem Weibe gegeben, und so wird sie sich über mich erzürnen und meinen, ich habe eine Liebschaft, während ich ihr doch mehr zugethan bin, als mir selbst."

Der Richter sagte: „Es scheint mir sicher, daß sie Euch zärtlich genug liebt, um Euch hierin zu glauben; sagt ihr nur, Ihr habt den Ring mir geschenkt! Aber vielleicht wolltet Ihr ihn einer alten Buhlschaft hier schenken."

Herr Giannetto aber versetzte: „Die Liebe und Treue, die ich zu ihr trage, ist so groß, daß es in der Welt keine Frau giebt, mit der ich sie vertauschen möchte, so voll Schönheit ist sie in allen Dingen."

Und damit zog er den Ring vom Finger und gab ihn dem Richter. Sodann umarmten sie sich und verbeugten sich gegeneinander.

„Thut mir einen Gefallen," sagte der Richter.

„Verlangt," versetzte Herr Giannetto.

„Haltet Euch hier nicht auf," fuhr der Richter fort. „Geht sogleich heim zu dieser Eurer Frau!"

„Es scheint mir eine wahre Ewigkeit," sagte Herr Giannetto, „bis ich sie wiedersehe."

So nahmen sie Abschied. Der Richter stieg in eine Barke und ging seines Weges, Herr Giannetto aber gab jenen seinen Gefährten Abendessen und Frühstücke, schenkte ihnen Pferde und Geld und hielt so Feste und machte einen Hof mehrere Tage. Dann aber nahm er Abschied von allen Venezianern, nahm den Herrn Ansaldo mit sich und viele seiner alten Kameraden begleiteten ihn. Fast jedermann, Männer und Frauen, weinten aus Rührung über seinen Abgang, so freundlich hatte er sich während seines Aufenthaltes in Venedig gegen alle betragen. So schied er und kehrte nach Belmonte zurück. Nun begab es sich, daß seine Frau mehrere Tage vor ihm ankam, und that als wäre sie im Bade gewesen. Sie nahm wieder ihre weibliche Kleidung an, ließ große Zubereitungen veranstalten und viele Schaaren Bewaffneter neu kleiden. Als nun Herr Giannetto und Herr Ansaldo ankamen, gingen ihnen alle Barone und der ganze Hof entgegen und riefen: „Es lebe unser Herr! Es lebe unser Herr!"

So wie sie an's Land stiegen, eilte die Frau, den Herrn Ansaldo zu umarmen und stellte sich etwas empfindlich gegen Herrn Giannetto, obwohl sie ihn mehr liebte als ihr Leben. Es wurde ein großes Fest veranstaltet mit Turnieren, Waffenspiel, Tanz und Gesang, woran alle Barone, Frauen und Fräulein, so daselbst waren, Theil nahmen. Als jedoch Herr Giannetto sah, daß ihm seine Gemahlin kein so freundliches Gesicht machte, wie sonst, trat er in sein Gemach, rief sie zu sich und sprach: „Was hast Du?"

Dabei wollte er sie umarmen. Die Frau aber sagte: „Du brauchst mir keine solche Liebkosungen zu machen; ich weiß wohl, daß Du in Venedig Deine alten Buhlschaften wieder aufgesucht hast."

Herr Giannetto begann sich zu entschuldigen; die Frau aber fuhr fort: „Wo ist der Ring, den ich Dir gab?"

Herr Giannetto antwortete: „Da haben wir's nun, wie ich mir vorstellte. Ich sagte doch gleich, Du werdest Böses dabei denken. Aber ich schwöre Dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu Dir, daß ich den Ring jenem Richter gegeben habe, welcher mich den Proceß gewinnen machte."

Die Frau aber sagte: „Und ich schwöre Dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu Dir, daß Du ihn einem Weibe gegeben hast; ich weiß es gewiß und doch scheuest Du Dich nicht, so zu schwören."

Herr Giannetto fügte hinzu: „Ich flehe zu Gott, mich augenblicklich von dieser Welt zu vernichten, wenn ich Dir nicht die Wahrheit sage, ja, daß ich es schon dem Richter gesagt habe, als er mich darum gebeten."

Die Frau sagte: „Du hättest ja noch dort bleiben und Herrn Ansaldo allein hierherschicken können, derweil Du Dich mit Deinen Liebschaften ergötztest; denn ich höre, sie haben alle geweint, als Du weggingst."

Da hub Herr Giannetto an zu weinen, war in schwerer Noth und sprach: „Du thust einen Eid auf etwas, was nicht wahr ist und nicht wahr sein kann."

Als aber die Frau ihn weinen sah, war es ihr, als bekäme sie einen Messerstich in das Herz, sie stürzte plötzlich in seine Arme und fing an laut aufzulachen. Sie zeigte ihm den Ring und sagte ihm alles, wie er mit dem Richter gesprochen habe und daß sie der Richter gewesen sei und auf welche Weise er ihr den Ring gegeben. Darüber war Herr Giannetto auf's Aeußerste verwundert, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fing er an, über die Maßen fröhlich zu werden. Er trat aus dem Gemach und erzählte es einigen seiner Barone und Gefährten. Und die Liebe zwischen ihnen beiden wuchs und mehrte sich auch dadurch. Hernach rief Herr Giannetto die Kammerfrau zu sich, welche ihm an jenem Abend die Weisung gegeben hatte, nicht zu trinken und gab sie dem Herrn Ansaldo zur Frau. So blieben sie lange Zeit in Glück und Fröhlichkeit bis an ihr Ende!

---

## IV. Novelle des Luigi da Porto.

[Diese vielgepriesene Novelle erschien unter dem Titel: La Giulietta zuerst 1535 zu Venedig.]

### Romeo und Giulietta.

Zur Zeit, als Bartolommeo della Scala Verona beherrschte, blühten daselbst zwei vornehme Geschlechter, deren eins sich Capelletti, das andere Montecchi nannte. Beide waren gleich sehr mit

allen Gütern des Himmels, der Natur und des Glückes gesegnet, aber zwischen ihnen herrschte seit langer Zeit ein tödtlicher Zwist, der schon vielen Mitgliedern beider Familien das Leben gekostet hatte. Durch die Drohungen des Fürsten, der eine solche Feindschaft mit dem äußersten Mißvergnügen sah, und in Folge ihres eigenen Ueberdrusses daran, war es indeß nach und nach dahin gekommen, daß sie abließen, sich gegenseitig zu verfolgen, und schon anfingen, wieder mit einander zu reden. In dieser Zeit trug es sich zu, daß einst, zur Zeit des Carnevals, in dem Hause des Messer Antonio Capelletti, des Hauptes dieser Familie, viele Festivitäten sowohl bei Tag als bei Nacht gehalten wurden, denen fast die ganze Stadt beiwohnte. So kam auch in einer Nacht ein Jüngling aus dem Hause der Montecchi dorthin, welcher in eine Dame verliebt war, die er hier zu finden vermuthete. Er war als Nymphe verkleidet, und als er, nach Vorgang der übrigen, die Maske abnahm, war kein Auge, das sowohl wegen seiner Schönheit, welche die Schönheit eines jeden Frauenzimmers übertraf, als aus Verwunderung, wie er in dieses Haus, besonders bei Nacht, gekommen wäre, nicht auf ihn sich gewendet hätte. Vor allen andern aber hatte sein Anblick auf die einzige Tochter des Antonio, ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit und Lebhaftigkeit, den stärksten Eindruck gemacht. Kaum hatte sie ihn gesehen, als sie schon die ganze Gewalt der Liebe fühlte, und sich selbst entrissen zu sein schien. Der Jüngling stand ganz furchtsam, von der übrigen Gesellschaft abgesondert, und ließ sich nur selten in Tanz oder Gespräche mit den übrigen ein, welches der Tochter des Antonio vielen Schmerz verursachte. Indessen war Mitternacht vorüber, und es sollte der Fackeltanz beginnen, womit gewöhnlich die Feste beschlossen wurden. Man stellte sich bei diesem Tanze in einen Kreis, und jede Person tanzte wechselsweise mit der andern, so wie es Jedem beliebte.

Von ungefähr traf es sich bei dieser Gelegenheit, daß der Jüngling bei der Tochter des Capelletti zu stehen kam. Zu ihrer andern Seite stand ein edler Jüngling, Marcuccio Guercio, der von Natur im heißesten Sommer, so wie im kältesten Winter, immer eiskalte Hände hatte. Als Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling) ihr sich näherte und ihre schöne Hand ergriff, sagte sie: „Willkommen, willkommen, Messer Romeo!“ „Willkommen?“ fragte der Jüngling ganz erstaunt. „Wahrlich von ganzem Herzen,“ entgegnete sie; „Ihr werdet doch einmal diese matte Hand wieder erwärmen, die mir in der Hand des Marcuccio schon bald zu Eis erstarrt wäre.“ Der Jüngling, hierdurch beherzter gemacht, antwortete: „Wenn ich Eure Hand erwärme, so entflammt Ihr mit Euren schönen Augen mein Herz.“ Lächelnd erwiederte das Mädchen, indem sie sich ein wenig entfernte, um von Niemand bemerkt zu werden: „Ja, ich schwöre es Euch, Romeo, kein Mädchen ist je meinen Augen schöner erschienen, als Ihr.“ Ganz schon von Liebe hingerissen, antwortete Romeo: „So wie ich auch sein mag, bin ich, wenn es Dir nicht mißfällt, ewig der treueste Verehrer Deiner Schönheit.“

Die Lustbarkeiten waren nun geendigt; Romeo ging nach Hause, und während er daselbst die Grausamkeit seiner ersten Geliebten überdachte, die alle seine Liebe stets unvergolten ließ, entschloß er sich, der schönen Feindin künftig sein ganzes Herz zu weihen. Das Mädchen auf der andern Seite dachte nichts, als ihn. „Nur diejenige ist glücklich,“ sagte sie sich unter vielen Seufzern, „der es vergönnt ist, ihn zum Gatten zu wählen. Aber ich Thörin! in welches Labyrinth laß ich mich hinreißen? Wer kann mich daraus erretten? Kann Montecchi mich lieben? Ist er nicht der Feind meines Hauses? Wird nicht seine Absicht nur darauf gerichtet sein, mich zu täuschen und zu beschämen? Und gesetzt auch, sein Wille wäre redlich, wird auch mein Vater je mich ihm zur Gattin bewilligen? — Und doch — wer weiß? Vielleicht könnte durch eine solche Verbindung die Aussöhnung zwischen beiden Familien, die es schon müde sind, sich zu verfolgen, vollendet werden. Ich selbst könnte ihn besitzen, wie ich wünsche.“ Von dieser Hoffnung geschmeichelt, fing sie an, sich ihm immer gefälliger zu bezeigen.

Beide Liebende waren bald von gleicher Flamme entzündet; Jedem von beiden hatte nun schon die Liebe des andern schönen Namen und Bild tief in das Herz gegraben, und beide kannten kein größeres Glück, als sich zu sehen und einander ihre Empfindungen wenigstens durch Blicke, in der Kirche, am Fenster oder wo es sonst geschehen konnte, und so oft es nur möglich war, mitzutheilen. Besonders war Romeo so ganz von den Reizen seiner Geliebten besiegt, daß er fast die ganze Nacht mit größter Lebensgefahr ganz allein vor ihrem Hause zubrachte, und bald unter ihr Fenster, ohne daß sie oder sonst jemand es wußte, sich hinsetzte, bald auf die Straße sich hinlegte, und sich glücklich schätzte, wenn er nur einige Töne ihrer süßen Stimme von ferne hören, oder nur den Ort anstarren konnte, wo sie sich aufhielt. Einst, da der Mond heller als gewöhnlich schien, und Romeo, wie er immer pflegte, sich gleichfalls hier befand, öffnete seine Geliebte auf einmal das Fenster, sie mochte es nun von ohngefähr gethan oder ihn schon in den vorigen Nächten bemerkt haben. Romeo, welcher glaubte, daß es jemand anders wäre, wollte sich schnell in den Schatten einer Mauer verbergen. Allein sie erkannte ihn, rief ihn mit Namen und sagte: „Was machst Du hier so allein in dieser Stunde?“ „Was die Liebe will.“ „Und wenn man Dich hier fände? Könntest Du nicht leicht hier sterben?“ „Das könnt' ich, meine Gebieterin, und werde es auch noch gewiß in einer Nacht, wenn Du mir nicht beistehst.“ „Aber kann ich's nicht an jedem andern Orte eben so leicht?“ „Nein, nur hier allein komm' ich derjenigen nahe, mit der ich allein zu leben wünschte, wenn es dem Himmel und ihr gefiele.“ „O, an mir sollte das nicht liegen, liegt es nicht ganz allein an Dir und an der Feindschaft zwischen unsern Familien?“ „Glaube, man kann nichts heißer wünschen, als was ich unablässig wünsche; wenn es Dir also gefällt, so die Meinige zu sein, wie ich der Deinige zu sein wünsche, so soll nichts in der Welt Dich mir rauben.“

So besprachen sich beide Liebende mit einander und nachdem sie unter sich verabredet hatten, wie sie ein andermal sich ruhiger sprechen wollten, schieden sie. Der Jüngling fuhr fort, sie zu wiederholten Malen zu besuchen. Eines Abends, da aber sehr viel Schnee gefallen war, fand er sie an der gewünschten Stelle und sagte zu ihr: „Warum lässest Du mich so lange vergebens schmachten? Kannst Du es ohne Mitleiden sehen, daß ich alle Nächte in diesem Wetter hier auf der

Straße stehe und Deiner harre?" „Gewiß, Du dauerst mich, armer Jüngling," sagte die Jungfrau, „aber was soll ich thun? Dich bitten, daß Du fortgehst? Das ist alles, was ich kann." „In Dein Zimmer mich einlassen könntest Du," antwortete der Jüngling, und da könnten wir uns dann mit mehr Bequemlichkeit unterreden." Aufgebracht über diese Zumuthung, erwiederte Jene: „Ich liebe Dich, Romeo, so sehr als Ehre und Gewissen erlauben, und schon habe ich vielleicht mehr gethan, als sie verstatten; aber wenn Du glaubst, mehr von mir zu erhalten, so betrügst Du Dich. Mit einem Worte, um Dich nicht länger den Gefahren auszusetzen, die ich stets über Deinem Haupte schweben sehe: ich bin Deine Gattin, sobald Du willst, und bereit, Dir an jeden Ort, wohin es Dir gefallen wird, ohne alle fernere Bedenklichkeit zu folgen." „Dies ist Alles, was ich wünsche," sagte der Jüngling; „laß uns also nicht verziehen, das Band zu knüpfen, das uns auf immer vereinigt." — „Es sei," antwortete das Mädchen, „aber unter der Bedingung, daß diese Verbindung in Gegenwart des Pater Lorenzo, meines Beichtvaters, feierlich bestätigt werde; dies mußt Du mir versprechen, wenn meine Zufriedenheit Dein Wunsch ist." „Pater Lorenzo von Reggio ist also," fiel Romeo hier ein, „derjenige, der um alle Geheimnisse Deines Herzens weiß?" „Ja," sagte sie, „und es dient zu meiner Beruhigung, nichts vor ihm zu verbergen." Nachdem sie ferner das Erforderliche für die Zukunft mit einander verabredet hatten, schieden sie von einander.

Der Pater Lorenzo war ein Minorite, welcher in der Philosophie und Naturkunde sehr bewandert, auch ein sehr vertrauter Freund des Romeo war. Zu ihm also begab sich Romeo, entdeckte ihm ohne Rückhalt seine Absichten, und bat ihn, daß er ihm zur Ausführung behilflich sein möchte, worein auch der Pater willigte. Die Zeit der Fasten kam nun herbei. Unter dem Vorwande, zu beichten, begab sich die liebende Jungfrau in das Kloster des Pater Lorenzo, ging in seinen Beichtstuhl und ließ ihn rufen. Sobald Lorenzo von ihrer Ankunft hörte, kam er sogleich mit Romeo in den Beichtstuhl, schloß die Thür zu und sagte: „Ich sehe Dich immer gern, meine Tochter, aber diesmal lieber als je, wenn es wahr ist, daß Du meinen lieben Messer Romeo zum Gemahl verlangst." „Ich wünsche nichts so sehr," antwortete sie, „und in dieser Absicht bin ich gekommen, daß Gott und Ihr Zeuge unserer Verbindung sein möchtet."

Romeo empfing sie darauf von der Hand des Paters als seine Gemahlin, und so verließen sie beide, nachdem sie sich ein einziges Mal geküßt und sich auf die folgende Nacht bestellt hatten, das Kloster. Sie waren nun Mann und Weib und genossen lange unentdeckt das Glück ihrer Zärtlichkeit, indem sie die Zeit abwarteten, ein Mittel auszufinden, wodurch sie die Einwilligung ihrer Familien erhalten könnten. Unterdessen wurde unglücklicher Weise, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die fast schon erstorbene Uneinigkeit zwischen beiden Familien auf's neue und mehr als jemals rege. Viele Tage lang herrschte eine große Verwirrung. Die Montecchi wollten weder den Capelletti, noch diese jenen weichen. So fielen sich beide einst auf öffentlicher Straße einander an. Romeo war mit in dem Handgemenge. Zwar hütete er sich, in Rücksicht auf seine Geliebte, einen von ihrer Familie zu verwunden; allein da endlich viele von seiner Partei verwundet und fast alle von der Straße verjagt waren, so ward er endlich vom Zorne hingerissen, fiel über den Tebaldo Capelletti, welcher der trotzigste seiner Feinde zu sein schien, her, und warf ihn mit einem einzigen Stoße auf einmal zu Boden. Dies war im Angesichte Aller geschehen, die That konnte nicht verborgen bleiben. Romeo wurde bei dem Fürsten angeklagt. Die ganze Familie der Capelletti schrie über ihn Rache; er wurde auf ewig aus Verona verbannt. In welchen Zustand diese traurige Zeitung Romeo's unglückliche Gemahlin versetzen mußte, läßt sich besser empfinden, als beschreiben. Sie war ganz untröstlich und ihr Schmerz um so viel größer, als sie niemand hatte, gegen den sie ihr Herz erleichtern durfte. Romeo's Schmerz war nicht geringer; indeß hatte er fest beschlossen, sein Vaterland ohne Abschied von seiner Gemahlin nicht zu verlassen, es möchte auch kosten, was es wolle. Er nahm, da er es nicht wagen durfte, zu ihrem Hause zu kommen, seine Zuflucht zu dem Pater, zu welchem er sie durch einen Bedienten ihres Vaters, den er sich durch viele Belohnungen gewonnen hatte, bescheiden ließ. Sie kam. Beide konnten lange vor Schmerz und Thränen kein Wort hervorbringen. Endlich hob sie an: „Was soll ohne Dich aus mir werden? Ohne Dich kann ich, will ich nicht leben. Wär' es nicht besser, daß ich Dich begleitete, wohin Du auch gehst? Ja das will ich, das muß ich. Diese Haare will ich mir hinwegschneiden und als Deine Sclavin Dir überall folgen; Niemand soll Dir treuer und besser dienen als ich."

„Das wolle Gott nicht, Du Leben meiner Seele, das wolle Gott nicht," antwortete Romeo, „daß Du meinetwegen Dich solchen Gefahren aussetzen und je mich anders, als meine Gebieterin, begleiten solltest. Beruhige Dich. Die Sachen können nicht lange in diesem Zustande bleiben. Die Aussöhnung zwischen unsern Familien muß bald erfolgen, und alsdann kann es mir auch nicht schwer werden, Begnadigung vom Fürsten zu erhalten. Nur kurze Zeit ertrage meine Abwesenheit, meine Seele bleibt indessen unzertrennlich bei Dir. Gesetzt aber auch, daß es nicht so geschähe wie ich hoffe, so werden sich leicht andere Mittel ausfindig machen lassen, uns wieder zu vereinigen." Nachdem er sie auf diese Art getröstet, trennten sie sich endlich unter den schmerzlichsten Thränen und unter tausendmal wiederholten Umarmungen.

Romeo ging nach Mantua, nachdem er vorher dem Bedienten seiner Geliebten unter den größten Versprechungen den Auftrag ertheilt hatte, ihm von allem, was sie anging, durch Pater Lorenzo die genaueste Nachricht, so oft als nur immer möglich wäre, geben zu lassen. Giulietta (so hieß Romeo's Gemahlin) brachte indessen ihre Tage nur unter Thränen des bittersten Schmerzes hin. Von ihrer Mutter ward sie zärtlich geliebt; schon lange hatte diese sich vergebens bemüht, die Ursache solchen Grames zu erforschen; sie gerieth endlich auf den Gedanken, Giulietta wünsche vielleicht verheirathet zu werden und aus Scham oder Furcht scheue sie sich es zu gestehen, und dies möchte der Grund ihrer Thränen sein. Sie theilte ihre Gedanken ihrem Gemahle mit. Messere Antonio billigte ihre Meinung, lobte die Schamhaftigkeit seiner Tochter sehr, und in wenig Tagen suchte er einen der Grafen Lodrone zum Ge-

mahl für sie aus. Die Sache war mit diesem nun schon fast in Richtigkeit gebracht, als die Mutter, die ihrer Tochter eine große Freude zu machen glaubte, sie eines Tags überraschte und ihr sagte: „Nun freue Dich nur, meine Tochter! In wenigen Tagen wirst Du mit einem der würdigsten Edelleute vermählet sein. Siehst Du, ich habe die Ursache Deiner Thränen errathen, wiewohl Du sie mir nicht gestehen wolltest, und ich habe mit Deinem Vater etwas veranstaltet, womit Du zufrieden sein darfst."

Wie ein Blitzstrahl traf diese Nachricht die unglückliche Giulietta; sie vermochte nur durch Thränen zu antworten. „Du bist damit nicht zufrieden, was wir für Dich gethan haben?" fragte ihre Mutter. „Nein," hub sie endlich an, „nimmer, nimmer, ich kann es nicht sein." „Und was verlangst Du denn? Sag' es mir nur, Du sollst mich in allem bereitwillig finden, Deine Wünsche zu erfüllen." „Den Tod, sonst nichts," antwortete die Unglückliche. Die Mutter sah nun wohl ein, daß eine andere Liebe sich bereits des Herzens ihrer Tochter bemeistert haben müsse, und ging, ohne ihr weiter zuzusetzen, von ihr hinweg. Am Abend erzählte sie ihrem Gemahle das Vorgefallene, und beide waren darin einig, daß man, ehe man weiter ginge, wo möglich auf den Grund der Sache zu kommen suchen müßte. Antonio ließ seine Tochter am folgenden Tage vor sich kommen; aber weder sein Zureden, noch seine heftigen Drohungen konnten das Geringste bei ihr ausrichten. Sie blieb bei ihrem Entschlusse, den Grafen Lodrone nicht zu nehmen; alle seine übrigen Fragen und Drohungen vermochte sie nur mit Thränen zu beantworten. Er verließ sie also endlich unverrichteter Sache im heftigsten Zorne. Kaum war dies geschehen, so gab sie dem vertrauten Diener von alle dem Nachricht, was zwischen ihr und ihren Eltern vorgefallen war, und schwur in seiner Gegenwart, daß sie lieber Gift trinken, als je einen andern als Romeo zum Gemahl nehmen würde, auch wenn sie nicht schon unzertrennlich mit ihm verbunden wäre. Pietro (so hieß der Bediente) hinterbrachte dies sogleich dem Pater Lorenzo, der es dem Romeo meldete. Sie erhielt alsbald von diesem einen Brief, worin er sie zu fernerer Standhaftigkeit ermahnte, und sie zugleich bat, das Geheimniß ihrer Liebe nur noch kurze Zeit zu verschweigen, denn längstens in acht oder zehn Tagen hoffe er Mittel zu finden, sie aus dem Hause ihres Vaters zu entführen. Inzwischen beschlossen Giulietta's Eltern, da sie weder durch liebevolles Zureden, noch durch Drohungen den Grund erfahren konnten, warum sie nicht in die Vermählung mit dem Grafen Lodrone willigen wollte, die Hochzeit mit dem letztern so sehr als möglich zu beschleunigen.

Dies brachte Giulietta zur äußersten Verzweiflung, und der Tod war nun ihr einziger Wunsch, ihre einzige Hoffnung. Nur dem Pater Lorenzo wünschte sie wenigstens noch ihr Elend selbst entdecken zu können. Sie erhielt die Einwilligung ihrer Mutter, sich zu ihm zu begeben, indem sie bei ihr vorgab, der Grund ihrer Thränen wäre eine gewisse Melancholie, die sie selbst sich nicht erklären könnte; sie hätte nach der letzten Beichte eine große Linderung gefühlt, und vielleicht würde sie ganz genesen, wenn sie sich dieser Seelenarzenei auf's neue bedienen dürfte. Unter diesem Vorwande ging sie zum Pater Lorenzo, und beschwor ihn bei seiner Freundschaft mit Romeo, ihr in ihrer äußersten Noth beizustehen. „Was kann ich," fragte der Vater, „für Dich thun, meine liebe Tochter? Du weißt den Haß —" „Ich weiß, daß Du mir auf tausenderlei Weise helfen kannst," fiel ihm Giulietta in die Rede, „wenn Du willst; aber wenn Du mir keine andere Wohlthat erzeigen magst, so erzeige mir wenigstens diese: Gieb mir so viel Gift, als hinlänglich ist, mich von meiner Pein und meinen Romeo von der Schande, mich in den Armen eines andern zu sehen, zu befreien, wo nicht, so wird dieser Dolch, mit größeren Schmerzen, mein Elend endigen müssen." Als der Pater den Muth und die Entschlossenheit der armen Verzweifelnden sah, fing er nach einigem Nachdenken an: „Siehe, Giulietta, so nachtheilig mir es auch sein könnte, mich ferner in diese Sache zu mischen, so will ich doch, aus Liebe zu Romeo und Dir, mich entschließen, etwas zu thun, das ich sonst für keinen Menschen in der Welt thun würde; nur mußt Du mir das unverbrüchlichste Stillschweigen angeloben." „Ja, das will ich," sagte sie, „gieb mir nur dies Gift und sei versichert, daß niemand das Geringste davon erfahren soll."

„Nein, kein Gift, meine Tochter," erwiederte er ihr, „kein Gift; aber wenn Du Dir getrautest dasjenige zu thun, was ich Dir sagen will, so wollt' ich's wohl auf mich nehmen, Dich sicher zu Deinem Romeo zu bringen. Das Begräbniß Deiner Capelletti ist, wie Du weißt, auf unserm Friedhofe vor dieser Kirche. Ich will Dir ein Pulver geben, welches, wenn Du es zu Dir nimmst, Dich ungefähr acht und vierzig Stunden lang dergestalt schlafend erhält, daß Dich jedermann, selbst der erfahrenste Arzt, für todt halten muß. Man wird Dich ohne Zweifel in diesem Begräbnisse beisetzen, als wenn Du wirklich gestorben wärest, und ich werde Dich alsdann zu rechter Zeit heraus und zu Deinem Romeo zu bringen wissen. Aber sage mir, wirst Du Dich nicht vor der Leiche des Tebaldo, Deines Vetters, fürchten, der vor kurzem dort begraben wurde?" „Vor nichts in der Welt; ich wollte selbst durch die Hölle furchtlos gehen, wenn ich nur hoffen dürfte, meinen Romeo wieder zu finden." „Wohlan," sagte der Vater, „wenn Du's auf diese Weise zufrieden bist, so will ich Dir helfen. Aber vor allen Dingen wirst Du wohl dem Romeo mit eigner Hand die ganze Sache berichten müssen, damit er nicht, im Wahne Deines Todes, sich durch die Liebe zu Dir (denn ich weiß, wie heftig diese ist), etwa zur Verzweiflung verleiten läßt. Den Brief darfst Du mir nur zustellen; ich werde für dessen Ablieferung durch einen treuen Boten schon Sorge tragen." So sagte Pater Lorenzo, entfernte sich und kam bald mit dem Pulver wieder. Giulietta steckte es zu sich und kam freudig zu ihrer Mutter zurück, der sie versicherte, daß sie Pater Lorenzo so gut getröstet habe, daß sie alle Traurigkeit gänzlich vergessen. Sie bezeigte sich auch so heiter, daß ihre Eltern allen Verdacht, sie möchte verliebt sein, völlig aufgaben, und es nun gerne dabei hätten bewenden lassen, ohne ihr weiter mit der Heirath zuzusetzen. Allein sie waren einmal zu weit gegangen, als daß sie ohne verdrießliche Folgen wieder hätten zurücktreten können. Als daher der Graf von Lodrone seine Braut zu sehen verlangte, ward sie von zweien ihrer Anverwandtinnen auf ein Landgut ihres Vaters, das nahe bei der Stadt war, begleitet, welches sie sich auch ohne Widerrede gefallen ließ. Da sie aber

nicht anders glaubte, als daß sie ihr Vater so unvorbereitet weggeschickt hätte, um sie schleunigst zu vermählen, so hatte sie das Pulver, das ihr der Pater gegeben hatte, mitgenommen. Als sie daselbst angekommen war, rief sie Nachts gegen vier Uhr eine Magd, die sie mitgenommen hatte, zu sich, und forderte ein Glas Wasser; sobald ihr dasselbe gebracht wurde, that sie das Pulver hinein und trank es aus. Darauf ließ sie die Magd fortgehen, löschte das Licht aus, kleidete sich völlig an, legte sich so auf's Bett und erwartete die Wirkung des Tranks, die sich auch nach zwei Stunden vollkommen einstellte. Als der Morgen kam, fand man sie in dieser Lage auf dem Bette. Die Magd wollte sie wecken, allein ihre Mühe war vergebens. Sie fand sie schon ganz kalt und erhob ein entsetzliches Geschrei.

„O Madonna," rief sie aus, „das war es also, daß Ihr sagtet: Mein Vater wird mir gegen meinen Willen keinen Mann geben. Ihr habt trügerischer Weise von mir frisches Wasser verlangt, das mir Elenden Euren herben Tod bereitet hat. O ich Unglückliche! Ueber wen soll ich am meisten klagen, über die Todte oder über mich selbst? O Madonna, ich habe Euch mit meinen eigenen Händen das Wasser gebracht, damit ich Unglückliche auf solche Weise von Euch verlassen werde! Ich allein habe Euch, mich, Euren Vater und Eure Mutter auf einen Schlag getödtet. Ha, warum habt Ihr im Tode die Gesellschaft einer Eurer Dienerinnen verachtet, die Ihr im Leben so lieb zu haben schienet? Wie ich gern mit Euch gelebt habe, so wäre ich auch gern mit Euch gestorben."

Bei diesen Worten stieg sie auf das Bett und schloß das scheintodte Fräulein fest in ihre Arme. Messer Antonio, welcher in der Nähe war und den Lärm gehört hatte, eilte am ganzen Leibe zitternd in das Zimmer der Tochter, und da er sie so auf dem Bett liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, obschon er sie für todt hielt, doch zu seiner eigenen Beruhigung schnell zu seinem Arzte, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt, nach Verona. Dieser kam, sah das Fräulein, berührte sie etwas und erklärte, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden verschieden. Als der unglückliche Vater dies hörte, brach er in eine grenzenlose Wehklage aus. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell von Mund zu Mund und war in kurzem auch der armen Mutter zugekommen, welche plötzlich von jeder Lebenswärme verlassen wie todt niedersank, und als sie mit einem gellen Schrei wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, sich wie von Sinnen schlug und den Namen der geliebten Tochter ausrufend die Luft mit Klagen füllte.

„Ich sehe Dich todt," rief sie, „o meine Tochter, Du einzige Ruhe meines Alters! Und wie hast Du, Grausame, mich verlassen können, ohne Deiner unglücklichen Mutter noch Gelegenheit zu geben, Deine letzten Worte zu vernehmen? Ich hätte Dir wenigstens Deine schönen Augen zugedrückt und Deinen köstlichen Leib gewaschen. Wie kannst Du mich das von Dir hören lassen? O liebste Frauen, die Ihr da bei mir seid, helft mir sterben, und wenn noch ein Erbarmen in Euch lebt, so laßt Eure Hände (wofern ein solcher Dienst nicht zu niedrig für Euch ist) mir eher das Lebenslicht auslöschen, als meinen Schmerz! Und Du, großer Vater im Himmel, da ich nicht so bald sterben kann, als ich wünsche, entzieh' mit Deinem Pfeile mich mir selbst, da ich mir so verhaßt bin." — Sie wurde sofort von einer ihrer Frauen aufgehoben und auf das Bett gebracht, und andere suchten mit vieler Mühe sie zu trösten; aber sie hörte nicht auf zu weinen und zu jammern. Das Fräulein wurde indeß von dem Landgute, wo sie sich befand, nach der Stadt gebracht und unter einer großen prunkhaften Leichenfeier, von allen ihren Verwandten und Freunden bejammert, in der Gruft des Kirchhofs bei San Francesco als todt beigesetzt. Bruder Lorenzo, welcher in Angelegenheiten des Klosters etwas aus der Stadt gegangen war, hatte den Brief Giulietta's, den er an Romeo besorgen sollte, einem Mönch übergeben, welcher nach Mantua ging. Als dieser daselbst ankam, ging er zwei oder drei Mal in Romeo's Haus und traf ihn unseligerweise nie an; da er aber den Brief nur ihm selbst einhändigen wollte, behielt er ihn noch bei sich. Pietro, welcher Giulietta todt glaubte, beschloß in größter Verzweiflung, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht auffand, selbst Romeo eine so schlimme Kunde zu überbringen, wie sie der Tod seiner Geliebten ihm sein mußte. Er ging deshalb des Abends aus der Stadt nach dem Landgute seines Herrn zurück und wanderte in der Nacht so eilig nach Mantua, daß er schon am Morgen beizeiten daselbst anlangte. Er fand Romeo, noch ehe dieser von dem Mönche den Brief seiner Gattin erhalten hatte, und erzählte ihm unter Thränen, daß er die todte Giulietta habe beisetzen sehen; berichtete auch ausführlich, was sie zuletzt gethan und gesprochen habe. Romeo ward durch diese Nachricht, wie man leicht denken kann, in die äußerste Verzweiflung gesetzt. Schon hatte er den Degen gezogen, sich das Leben zu nehmen; allein er wurde mit Gewalt zurückgehalten. „O," rief er, „lange kann nun mein Leben nicht mehr dauern, da diejenige nicht mehr ist, um derenwillen ich allein zu leben wünschte." Darauf gab er dem Pietro ein Trauerkleid und sagte zu ihm: „Gehe, mein Pietro, gehe, sei um mich ohne Sorgen." Sobald er allein war, dachte er nur auf die Art, wie er ein Leben los werden wollte, das ihm zur Last war; denn ohne Giulietta nicht zu leben, war er fest entschlossen.

Er verfiel darauf, sich als Landmann zu verkleiden, nach Verona zu gehen, sich in das Grab seiner Geliebten zu verschließen und daselbst an ihrer Seite zu sterben. In dieser Absicht versah er sich auch mit Gift. Am Abende des auf den Beerdigungstag Giulietta's folgenden Tages kam er, ohne von einem Menschen erkannt zu werden, bei Verona an, ging in die Stadt und erwartete die Nacht; sobald diese angebrochen und alles still geworden war, ging er in das Begräbniß seiner Geliebten, verschloß sich darin, und riß den Deckel von ihrem Sarge ab. Er hatte eine Laterne zu sich gesteckt, welche er jetzt hervorzog. Da sah er nun seine Giulietta unter Leichnamen und Todtengebeinen liegen. Nachdem er lange die bittersten Klagen der Verzweiflung ausgestoßen, sie unzähligemal geküßt und mit seinen Thränen gebadet hatte, zog er endlich das Giftfläschchen, das er bei sich hatte, hervor und leerte es aus. Darauf stürzte er sich auf's neue über seine Geliebte her, und indem er sie fest in seinen Armen umschlossen hielt, sagte er: „O Du letzter Inbegriff aller meiner Wünsche, laß, wenn Du meinen schmerzlichen Tod siehest, Dir das Opfer nicht mißfallen, das ich Dir bringe. Siehe! hier bin ich, mit Dir zu

sterben, da ich mit Dir nicht leben konnte." Und so erwartete er, indem er sie stets fest umarmt hielt, den Tod. Indessen war die Stunde gekommen, in welcher die natürliche Lebenswärme der jungen Frau die mächtige Wirkung des Pulvers besiegen und sie wieder erwachen sollte. Sie erwachte auch wirklich in den Armen ihres Geliebten. „Wo bin ich," hub sie nach einem tiefen Seufzer an, „wer umarmt mich? Ich Elende, wer küßt mich?" Wer kann Romeo's Erstaunen und Entsetzen beschreiben, als er dies hörte. „Kennst Du mich nicht?" sagte er endlich; „Dein Gatte! Dein Romeo! Bei Dir zu sterben kam ich hierher." Giulietta war außer sich, stieß ihn zuerst zurück, sah ihm darauf in's Gesicht, erkannte ihn, umarmte ihn, gab ihm tausend Küsse. Nachdem sie sich von ihrer Verwirrung ein wenig erholt hatte, sagte sie: „Und wie konntest Du's wagen, mit so vieler Gefahr hierher zu kommen? Hast Du aus meinem Briefe nicht gesehen, was Pater Lorenzo versprach?" „Deinem Briefe? Ich Elendester unter allen, die je gelebt! Ich habe keinen Brief von Dir gesehen." Hier erzählte er ihr nun, was Pietro ihm von ihr hinterbracht, wie er sie für todt gehalten, und wie er, um ihr im Tode Gesellschaft zu leisten, Gift genommen. Schon fühlte er dessen Wirkung in allen seinen Gliedern. Die unglückliche Giulietta erlag, als sie dieses hörte, dem fürchterlichsten Schmerze so gänzlich, daß sie ihre Haare in stummer Verzweiflung ausriß und ihre unschuldige Brust wüthend zerschlug. Romeo war schon zurück gesunken; sie stürzte sich über ihn, küßte ihn unendlich oft und badete ihn mit ihren Thränen. Blaß wie der Tod, und am ganzen Leibe zitternd, hub sie endlich an: „In meiner Gegenwart und um meinetwillen solltest Du also sterben? Ich Elende! Und ich muß — obgleich nur kurze Zeit — noch nach Dir leben? — O könnt ich Dir doch mindestens mein Leben geben und allein sterben." „Wenn Dir," antwortete der sterbende Jüngling mit matter Stimme, „wenn Dir meine Treue und meine Liebe je theuer war, so beschwöre ich Dich: lebe! Wenigstens, um Dich dessen zu erinnern, der aus Liebe für Dich starb." „Unmöglich!" erwiederte sie; „ich bin die Ursache Deines Todes, ich begleite Dich." — Kaum hatte sie dies gesagt, als sie sinnenlos hinsank. Als sie wieder etwas zu sich selbst gekommen war, fing sie den letzten Athem von den schönen Lippen ihres theuren Geliebten auf, der sich seinem letzten Augenblicke immer mehr näherte.

Jetzt kam Pater Lorenzo, ungefähr eine Stunde vor Tags mit einem treuen Gefährten an das Grab. Als er in einiger Entfernung das Weinen und Wehklagen vernahm und durch eine Oeffnung des Grabes Licht erblickte, verwunderte er sich nicht wenig: doch dachte er, Giulietta habe auf irgend eine Weise das Licht mit sich dahin genommen und weine und klage nun, da sie erwacht, aus Furcht vor den Todten, oder vielleicht aus Angst, hier auf immer eingeschlossen bleiben zu müssen. Schnell öffnete er mit Hülfe seines Gefährten das Grab; er erblickte Giulietta in dem äußersten Schmerze mit ausgerauften Haaren und dem gräßlichsten Ansehen. Sie hatte sich etwas aufgerichtet und hielt ihren nun schon beinahe völlig entseelten Geliebten auf dem Schooße. „Und konntest Du denn fürchten, meine Tochter," sagte der Pater, „daß ich Dich hier sterben lassen würde?" „Fort!" rief sie, „um Gottes willen, fort! Verschließ das Grab und laß mich hier sterben! Oder einen Dolch gieb mir, einen Dolch, mein Elend schneller zu enden! O Du hast Wort gehalten! Romeo den Brief geschickt! Bin mit ihm vermählt! Da ist er, siehest Du ihn? Todt! Todt!" Pater Lorenzo erstarrte wie vom Blitze getroffen, als er dieses hörte und sah. „O Romeo!" rief er endlich aus, „welch' ein Unglück raubt Dich mir? Wende doch Deine Augen zu mir! O Romeo, siehe Deine geliebte Giulietta! sie bittet Dich, sie anzublicken! Warum antwortest Du ihr nicht?" Bei dem theuren Namen seiner Geliebten erhob Romeo seine von der Schwere des nahen Todes schon belasteten Augen ein wenig, richtete sie auf seine Geliebte und schloß sie auf immer. Nachdem der unglückliche Liebende auf diese Weise gestorben war, sagte der Pater nach vielen Thränen, indem nun schon der Tag anbrach: „Und Du, Giulietta, was wirst Du nun thun?" „Hier sterben, was sonst?" rief sie hastig. „Sage das nicht, meine Tochter! komm, komm mit mir! Es wird sich noch ein Mittel finden, Dich zu retten, und wenn sonst keines, so werd' ich Dich in irgend ein heiliges Kloster bringen, und nie ablassen, für Dich und für die Seele Deines theuren Todten zu beten." „Alles, was ich von Dir verlange, ist, daß Du nie unsern Tod entdeckst; und sollte er durch irgend einen Zufall offenbar werden, so beschwör' ich Dich, bei der Liebe, mit der Dich dieser liebte (indem sie auf Romeo zeigte) unsere Eltern zu bitten, daß sie die Unglücklichen wenigstens im Tode ungetrennt lassen wollen, die sie in ihrem Leben trennten."

Als sie dieses gesagt hatte, kehrte sie sich wieder zu dem Leichnam ihres Romeo, hemmte ihren eigenen Athemzug, und nachdem sie ihn eine geraume Zeit an sich gehalten hatte, fiel sie auf einmal mit einem lauten Schrei todt über ihren todten Geliebten hin. Pater Lorenzo stand, als er nun auch sie todt sah, vor Schmerz und Entsetzen ganz versteinert da, und wußte sich selbst nicht zu rathen und zu helfen.

Inzwischen waren Gerichtsdiener, die einem Diebe nachsetzten, von ungefähr bei diesem Orte vorbeigekommen; sie erblickten das Licht und hörten Weinen und Klagen, weshalb sie sogleich auf das Begräbniß zueilten und die beiden Mönche, die sie dort fanden, gefangen nehmen wollten. Pater Lorenzo glaubte nun ganz vor Schrecken des Todes zu werden, als er sie erblickte, doch ermannte er sich in so weit, daß er ihnen zurief: „Zurück! Keiner von Euch wag' es mir zu nahe zu kommen, Ihr habt nichts an mir zu suchen, und wenn Ihr etwas von mir wissen wollt, so fragt von weitem." Jene verlangten zu wissen, was sie beide hier um diese Zeit zu thun hätten? Die Mönche löschten das Licht aus und sagten, „daß sie dies nichts anginge." „Wohl," versetzten die Gerichtsdiener, „aber wir werden es unserem Herrn anzeigen müssen." „Wie Ihr wollt," sagte Lorenzo, verschloß das Begräbniß und ging mit seinem Gefährten in die Kirche. Indeß war schon der volle Tag angebrochen. Einige von den Gerichtsdienern eilten sogleich zu mehreren Mitgliedern der Familie Capelletti und hinterbrachten ihnen, was sie gefunden. Diese wußten, daß Pater Lorenzo ein Freund des Romeo war, und begaben sich alsbald vor den Fürsten, welchen sie baten, dem Pater allenfalls mit Gewalt zu dem Geständnisse darüber, was er in ihrem Grabmale zu suchen gehabt hätte, zu veranlassen. Der Fürst ließ ihn rufen. Lorenzo gab vor, daß er über

dem Grabe der Giulietta, seiner theuren Beichttochter, einige Gebete gebetet habe. — Der Fürst hätte sich diesen Vorwand auch vielleicht gefallen lassen; allein einige Mönche, Lorenzo's Feinde, eilten, als sie vernommen, daß er im Begräbnisse angetroffen worden, sogleich dorthin und eröffneten dasselbe. Da sie nun den Leichnam des Romeo daselbst fanden, kamen sie sogleich mit großem Ungestüm vor den Fürsten, der noch mit Pater Lorenzo redete, und berichteten, daß in dem Grabmale der Capelletti, in welchem man den Pater Lorenzo die vorige Nacht gefunden, Romeo Montecchi todt läge. Dies schien jedem fast ganz unmöglich und setzte alle in die äußerste Verwunderung.

Pater Lorenzo sah nun ein, daß er das, was er so gerne verborgen hätte, auf keine Weise mehr geheim halten konnte, fiel vor dem Fürsten auf die Knie und sagte: „Verzeihet mir, gnädiger Herr, wenn ich Euch nicht die Wahrheit von dem berichtete, was Ihr zu wissen verlangtet. Dies ist in keiner bösen Absicht, noch um irgend eines Vortheils willen, sondern bloß deswegen geschehen, weil ich zwei unglücklichen und auf die traurigste Art gestorbenen Liebenden das Versprechen nicht brechen wollte, das ich ihnen gelobt habe." Hierauf erzählte er in Gegenwart einer Menge Zuhörer die ganze traurige Geschichte. Bartolommeo della Scala wurde dadurch bis zu Thränen gerührt und wollte selbst die unglücklichen Opfer der Liebe sehen. Er begab sich unter einer großen Menge Volks, das ihm nachfolgte, zu dem Grabmale, ließ die beiden Liebenden in die Kirche des heiligen Franziscus bringen und daselbst öffentlich ausstellen. Indessen kamen die beiden Väter der Verstorbenen ebenfalls in diese Kirche, weinten über den Leichen ihrer Kinder, und wie sehr sich beide auch bisher gehaßt, so wurden sie vom Schmerz über diesen traurigen Anblick doch dergestalt erweicht, daß sie sich einander umarmten und alle Beleidigungen verziehen.

Auf diese Art ward eine Feindschaft, die seit so langer Zeit zwischen beiden Familien obgewaltet und weder durch Bitten der Freunde, noch durch die Drohungen des Fürsten, noch durch den Schaden, den sie beide erlitten, noch durch die Zeit ausgelöscht werden konnte, durch den jammervollen und erbarmenswürdigen Tod dieser beiden Liebenden geendigt. Sie wurden von dem Fürsten, von ihren Eltern und Verwandten und der ganzen Stadt beweint, mit großer Pracht und Feierlichkeit begraben, und über ihren Gebeinen ward ein vortreffliches Denkmal errichtet, dessen Inschrift die Ursache ihres Todes erzählt. So endigt sich Romeo's und Giulietta's unglückliche Liebe.

## V. Aus Bandello's Novellen.

**Der Hofnarr Gonnella erregt dem Marchese Niccolo v. Ferrara einen heftigen Schreck, wodurch derselbe vom Fieber befreit wird. Dieser will ersterem wiederum einen neckhaften Schreck einjagen und wird dadurch die Veranlassung seines Todes.**

Mein Vater, welcher ein gutes Gedächtniß hatte, pflegte uns häufig, da wir noch zu Hause waren, von den vielen Kindern des Markgrafen von Ferrara, Niccolo von Este, zu erzählen. Obgleich er drei rechtmäßige Frauen gehabt hatte, so hinterließ er doch nur zwei eheliche Söhne, von denen Ercole der Vater des Alfonso ward, welcher gegenwärtig mit so großer Gerechtigkeitsliebe den Staat von Ferrara regiert. Mein Vater erzählte auch von den Späßen des Gonnella und den vielen Scherzen, womit er Erheiterung gewährte. Weil aber die Rede vom Fieber des Herrn Gieronimo della Penna war, so fällt mir das Fieber jenes Markgrafen ein, von dem mein Vater mir einst erzählte, so wie ein Spaß und Schreck des Gonnella, welche die Veranlassung seines Todes wurden.

Der Markgraf litt an einem sehr hartnäckigen Fieber, welches ihn nicht nur an den Tagen, wo er von demselben befallen war, sondern auch in den Zwischentagen, welche sonst erträglicher zu sein pflegen, heftig angriff, so daß er dermaßen gebeugt und traurig wurde, daß nichts in der Welt ihn erfreuen konnte. Er hatte den Appetit gänzlich verloren, und die Aerzte konnten kein Gericht ersinnen, welches ihm behagt hätte, da nichts in der Welt ihm wohlschmeckend erschien. Der ganze Hof war darob betrübt, weil bei der Krankheit des Gebieters, der an nichts Vergnügen fand, alle eine üble Laune ergriffen hatte. Vor allen aber war Gonnella überaus betrübt, da er seinen Herrn im höchsten Grade liebte, und darüber ganz verzweifelt ward, daß alle seine Späße und Scherze demselben keine Freude mehr zu gewähren vermochten. Die Aerzte veranstalteten zur Erleichterung des krankhaften Zustandes des Markgrafen eine Menge Erheiterungen; allein keine hatte Erfolg; sie verordneten daher, daß er die Luft verändern müsse. Sie brachten ihn außerhalb Ferrara nach einem großen, höchst reizend belegenen Palaste, Namens Belriguardo, welcher unfern vom Ufer des Po erbaut war. Um sich Bewegung und Erheiterung zu verschaffen, pflegte der Markgraf den Fluß entlang zu spazieren, und es schien, als ob ihm der Anblick der Gewässer einige Zerstreuung gewährte. Gonnella hatte gehört, vielleicht auch selbst die Erfahrung gemacht, daß ein plötzlich erregter heftiger Schreck ein wirksames Mittel für den Kranken sei und das Fieber sofort vertrieben werde. Er wünschte nichts in der Welt sehnlicher, als die Genesung des Markgrafen, und sann den Tag über auf tausend Mittel für diesen Zweck, beschloß aber den Versuch, ob ein heftiger Schreck die Heilung zur Folge haben würde. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß jener täglich ein großes Vergnügen daran fand, den Fluß entlang zu spazieren, wo ein Hölzchen von Weiden und Pappeln sich befand, unter denen er am Rande des Ufers den Lauf des Flusses zu überschauen pflegte. Gonnella bedachte, daß das Wasser hier weder tief noch reißend, und das Ufer nur 6 Fuß hoch wäre; er beschloß, den Markgrafen hier hinunter zu stürzen, um durch den dadurch erregten Schrecken ihm das Fieber zu vertreiben. Er wußte, daß hier das Leben nicht in Gefahr, sondern bloß eine Durchnetzung der Kleider zu befürchten stand. Es war dort eine Mühle in der Nähe; er sprach mit dem Müller, und gab ihm anzuhören, daß der Herr einem seiner Kämmerlinge durch einen Sturz vom Ufer in's Wasser einen Schreck einjagen, aber dabei sein Leben nicht in Gefahr gesetzt wissen wollte; deshalb möchte der Müller mit einem Knappen beim Erscheinen des Markgrafen mit seinem Kahne sich

demselben nahe halten und unter dem Anscheine, beim Fischen beschäftigt zu sein, dem Kämmerlinge beispringen. Er legte ihm sodann beim Verluste der Gnade des Markgrafen Stillschweigen gegen Jedermann über diesen Vorgang auf.

Es währte nicht lange, so führte er seine Absicht aus. Der Markgraf spazierte eines Morgens nach dem Hölzchen; der Müller näherte sich mit seinem Nachen, und Gonnella, welcher allein beim Markgrafen war, gab ihm, da derselbe still stand, einen so heftigen Stoß, daß er in den Po hinunterstürzte; er selbst entfloh, da er auf diesen Fall schon einen Diener mit zwei sehr guten Pferden in Bereitschaft hatte, nach Padua zum Herrn von Carrara, welcher ein Schwiegervater des Markgrafen war. Der Müller eilte herbei und zog den Markgrafen in seinen Nachen, welcher mehr Furcht und Schrecken, als Schaden davon trug, ja von seinem Uebel ganz befreit ward, da ihn von nun an das Fieber gänzlich in Ruhe ließ. Niemand glaubte, daß Gonnella die Absicht gehabt hätte, den Markgrafen zu ertränken, obgleich die vollbrachte That unsinnig erschien. Der Markgraf, welcher Gonnella sehr liebte, wußte gleichfalls nicht, was er denken sollte, und vermochte dem Streiche um so weniger auf den Grund zu kommen, als sich Gonnella in die Gewalt des Carrara begeben, welcher doch sein Schwiegervater war. Nichts desto minder legte der Markgraf bei seiner Rückkehr nach Ferrara diesen Fall seinen Räthen zur Beurtheilung vor. Diese erkannten, die That sei verwegen und böse, Gonnella habe sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht und müsse, falls er je wieder in die Hände des Monarchen fiele, enthauptet, inzwischen aber verbannt und zu einem ewigen Exile aus den Landen des Markgrafen verurtheilt werden. Der Markgraf, von Herzen dem Gonnella zugethan und über seine Abwesenheit sehr betrübt, war begierig, zu sehen, wie die Sache ablaufen würde, um so mehr, da er sich vom Fieber geheilt fühlte und einige Leute ihm schon für gewiß versicherten, daß Gonnella ihn nur in den Po gestürzt hätte, um ihn von demselben zu befreien. Gleichwohl ließ er, um zu sehen, was Gonnella thun würde, das Verbannungsurtheil verkündigen, so daß unter Trompetenschall ein öffentlicher Ausruf desselben erfolgte.

Gonnella, der bereits seinen Plan gemacht hatte, beschloß beim Einlaufen dieser Zeitung, nach Ferrara zurückzukehren. Er kaufte sich einen Wagen, füllte denselben mit Erde aus und ließ sich ein öffentliches Certificat darüber: daß diese Erde vom Grund und Boden des Herrn von Padua sei, ausfertigen. Alsdann bestieg er den Wagen und langte damit nebst seinem als Fuhrmann sich darstellenden Diener und seinen beiden Pferden auf dem Markte von Ferrara an. Hier angekommen, beorderte er seinen Diener, den Markgrafen um freies Geleit zu bitten, damit er ihn sprechen könnte, da er ihn erkennen lassen wolle, wie alles Vorgefallene bloß seinen Vortheil bezweckt habe. Der Markgraf, welcher nun auch einen Spaß mit dem Gonnella sich machen und ihm einen Schreck einjagen wollte, beorderte den Häscherhauptmann, ihn gefangen zu nehmen. Jener suchte sich durch Vorzeigung seiner Papiere zu vertheidigen, indem er behauptete, daß er auf paduanischem Gebiete stehe. Sein Sprechen half ihm zu nichts; er wurde in ein dunkles Gefängniß gesperrt und ihm angedeutet zu beichten, weil der Markgraf ihm den Kopf würde abhauen lassen. Auch ward ihm ein Priester zur Tröstung geschickt, um ihm die Beichte abzunehmen. Der unglückliche Gonnella entnahm hieraus, daß es Ernst sein müsse und der Spaß aufgehört habe. Die Gnade, den Markgrafen zu sprechen, konnte er nicht erlangen; deshalb machte er aus der Noth eine Tugend und schickte sich, so gut er wußte, an, den Tod als eine Strafe für seine Sünden zu empfangen. Der Markgraf hatte insgeheim verordnet, daß dem Gonnella, wenn er nach dem Richtplatze geführt würde, die Augen verbunden werden sollten, und wenn er seinen Kopf auf den Block gelegt hätte, der Henker, statt ihm denselben abzuhauen, einen Eimer Wasser darüber her gießen solle. Ganz Ferrara fand sich auf dem Platze ein. Große und Kleine beklagten Gonnella's Tod unendlich. Da kam nun der arme Mann mit verbundenen Augen, heftig weinend, und bat, auf die Knie gesunken, Gott um Vergebung für seine Sünden, wobei er eine große Zerknirschung zu erkennen gab. Auch den Markgrafen bat er um Verzeihung, und versicherte, er hätte ihn nur um ihn zu heilen in den Po gestürzt; dann bat er das Volk, für seine Seele zu beten, und legte sein Haupt auf den Block. Der Henker goß ihm den Eimer voll Wasser auf den Kopf, wobei das ganze Volk, welches den Eimer vielleicht für eine Keule halten mochte, vor Mitleid laut aufschrie. Die Furcht, welche der arme unglückliche Gonnella in diesem Augenblicke hatte, war so groß, daß er seinen Geist aufgab. Als man dies wahrnahm, betrauerte ihn ganz Ferrara mit allgemeinem Beileid. Der Markgraf befahl, daß die gesammte Geistlichkeit von Ferrara mit feierlichem Pomp den Leichenzug begleitete, und bezeigte sich so betrübt über den Unfall, daß er lange Zeit hindurch jeden Trost verschmähete.

---

## VI. Aus Grazzini's Novellenbuch.

### Einleitung.

Schon hatten die Jahre seit der fruchtbringenden Fleischwerdung des allerhöchsten Sohnes der Jungfrau Maria das Ziel von 1440 überschritten, waren aber noch nicht in die funfziger gelangt. In dieser Zeit also, wo als Statthalter Christi und als Nachfolger St. Peters Paul III. die Mutter Kirche lenkte und Kaiser Carl V. zu ewigem Ruhme die Zügel des alten unbesiegten Volkes des Mars handhabte, und die Gallier von Franz I., dem durchlauchtigsten Könige von Frankreich, regiert und beschirmt wurden, fanden sich in der edeln, schönen Stadt Florenz an einem letzten Januar, einem Feiertage, nach dem Mittagsessen in einem eben so vornehmen als trefflichen Hause, bei einer reichen und schönen Wittwe, vier Jünglinge von den ersten und schönsten des Landes ein, um sich die Zeit zu vertreiben und mit einem leiblichen Bruder von ihr, der weder in Florenz noch in Toscana seines Gleichen hatte, sich zu unterhalten; unter andern vortrefflichen Eigenschaften besaß dieser große Vollkommenheit in der Musik und hatte ein Zimmer mit ausgewählten Noten und lauter angenehmen Instrumenten ausgeschmückt. Alle diese Jünglinge verstanden sich, der eine mehr, der andere minder, auf Gesang und Spiel. Unter der Vergnügung mit beiden verfloß die Zeit; inzwischen begann ein so dichter Schnee zu fallen, daß er in weniger als einer Stunde

ellenhoch lag. Da die jungen Leute dies sahen, verließen sie Spiel und Gesang, machten sich aus dem Zimmer und belustigten sich mit dem Schnee. Als dies die Herrin vom Hause hörte, fiel ihr ein (sie war artig und lustig), ihren Bruder und die übrigen jungen Leute auf eine spaßhafte Weise zu überraschen, und sofort rief sie vier junge Damen, nämlich ihre beiden Stieftöchter, eine Nichte von ihr und eine Nachbarin, welche alle verheirathet waren, aber aus verschiedenen Veranlassungen sich gerade in ihrem Hause befanden; sämmtlich edel, schön, anmuthig und zum Bewundern liebenswürdig. Die Ehemänner der Stieftöchter waren in Handelsgeschäften, der eine in Rom, der andere in Venedig, abwesend; der Mann der Nichte war im Staatsdienste und der von der Nachbarin auf dem Lande. Jene sagte: „Ich habe mir ausgedacht, Kinderchen, daß wir hurtig auf das Dach steigen und schnell mit allen Mägden eine Menge Schneebälle machen, uns nachher damit an die Fenster begeben und die jungen Leute auf's Heftigste bombardiren. Sie werden sich wider uns kehren und uns antworten wollen; aber weil sie unten sind, werden sie nicht so hoch treffen und daher übel zugerichtet werden."

Diese Rede gefiel allen so wohl, daß man sie eiligst zur Ausführung brachte, mit allen Dienstboten sich auf die Terrasse und hiernächst auf das Dach verfügte und drei Wannen und zwei Körbe mit wohlverfertigten Schneebällen füllte. Leise gingen die Damen zu den Fenstern, welche nach dem Hofe hinaussahen, wo die jungen Leute noch einander zusetzten. An jedes Fenster brachte jegliche ihren Korb oder Wanne, schürzte und streifte sich auf, und nun fingen sie an auf die jungen Leute hin und her zu werfen. Diese erwarteten dergleichen nicht und fanden die Sache seltsam und wunderbar. Allein sie sammelten sich rasch, hoben den Kopf auf und sahen; nun fuhren ihnen die Bälle an die Schläfe, in's Gesicht, auf die Brust und über den ganzen Körper; als sie sich überzeugt hatten, daß es die Damen wären, so begannen sie ihrerseits rufend und lachend den artigsten Kampf von der Welt; allein die Jünglinge zogen sehr den kürzern, denn indem sie sich bückten, wurden sie richtig getroffen, und beim Abschleudern eines Balles kam ihnen bereits ein anderer entgegen; oft gleiteten sie aus und fielen nieder, wobei denn 8 bis 10 Bälle auf eine Stelle trafen. Die Damen machten sich einen wunderschönen Spaß und genossen eine Viertelstunde lang (so lange währte der Schnee) das unvergleichlichste Vergnügen. Als dieser zu fehlen anfing, verschlossen sie die Fenster und gingen sich zu erwärmen und umzukleiden und ließen die jungen Leute mit Schnee überdeckt und ganz durchnäßt auf dem Hofe. Diese begaben sich, da sie die Damen verschwinden und die Fenster verschließen sahen, vom Kampfplatze hinweg und kehrten in die Stube zurück, wo ein hübsches Feuer brannte; einer trocknete, der andere entkleidete sich, einer legte sich in's Bett, etliche mußten sich bis auf's Hemde ausziehen; nachdem sie sich getrocknet und erwärmt hatten, so konnten sie sich darüber, daß die Damen ihnen so arg mitgespielt hatten, nicht beruhigen, und sannen darauf, sich zu rächen, gingen still auf den Hof und füllten sich Hände und Busen mit Schnee. Sie glaubten die Damen unvorbereitet beim Feuer anzutreffen und schlichen sich nacheinander dorthin, um ihre Rache zu verüben; allein beim Ersteigen der Treppe konnten sie sich nicht so heimlich halten, daß jene sie nicht gehört und gesehen hätten; sie verschlossen daher schleunigst den Ausgang des Saales; die Jünglinge wurden ausgehöhnt und gingen auf ihr Zimmer zurück. Es hatte inzwischen zu schneien aufgehört, und sie überlegten, ob sie nicht irgend wohin einen Spaziergang unternehmen wollten; während sie noch über den Ort, wohin derselbe gehen sollte, stritten, begab es sich, wie wir oft sehen, wenn der Schnee sich in Wasser verwandelt, daß es schrecklich zu regnen begann. Darum beschlossen sie den Abend bei einander zuzubringen, holten Licht herbei und ließen, da es dunkel geworden war, das Feuer wieder anzünden, und fingen an fünfstimmige Lieder zu singen. Die Damen, welche der Gefahr des Ueberfalles entronnen waren, fuhren fort, sich zu wärmen, lachten unter einander und erzählten sich lustige und unterhaltende Geschichten. Nun hörten sie die jungen Leute singen, unterschieden aber nur erst ein wenig Harmonie. Begierig auch die Worte zu hören, was besonders einige von ihnen, die sich auf Musik verstanden und daran erfreuten, wünschten, beschlossen sie einmüthig, die jungen Leute herbeizurufen, zumal da alle, entweder durch Verwandtschaft, nachbarliches Verhältniß und Freundschaft, mit einander schon ganz bekannt waren. Die Herrin vom Hause ward abgeschickt; die Jünglinge nahmen es sehr gern an und begleiteten die Frau sofort in den Saal zurück, wo sie von den übrigen Damen mit Auszeichnung höchst freundlich und anständig bewillkommt wurden. Nachdem sie sechs bis acht Lieder zur Zufriedenheit und zum Vergnügen der ganzen Gesellschaft gesungen hatten, setzten sie sich um das Feuer.

Einer von den jungen Leuten hatte aus der Stube die **hundert Novellen** mitgebracht und hielt sie unterm Arme; eine der Damen fragte ihn, was für ein Buch er da habe; er entgegnete, es sei das anmuthigste und nützlichste Buch, so jemals geschrieben worden. „Es sind," sagte er, „die Erzählungen des Giovanni Boccaccio, oder besser San Giovanni Boccadoros (Goldmund)". „Der Heilige gefällt mir," sagte eine der Damen und lächelte. Der junge Mann, welcher eine hübsche Stimme und Gewandtheit im Lesen besaß, ward ersucht, irgend eine Novelle auszuwählen und vorzulesen. Er weigerte sich dessen unter dem Vorwande, daß zuvor ein anderer lesen möge. Hierauf nahm eine andere Dame das Wort und sagte, es müsse eine Giornata ausgesucht werden und ein jeder eine Novelle lesen; es würde alsdann mit Rücksicht darauf, daß ihrer zehn wären, ein Jeder an die Reihe kommen. Dieser Vorschlag fand Beifall und man stritt sich nur über die Giornata, da einer die fünfte, der andere die dritte, der die sechste, jener die vierte oder siebente gelesen haben wollte. Die Frau vom Hause aber kam auf einen Einfall, den sie zur Ausführung zu bringen sich vornahm. Ohne etwas zu sagen, stand sie auf, verließ das Zimmer und gab ihrer Dienerschaft die nöthige Instruction; dann kehrte sie zum Feuer zurück, wo man sich noch über die Giornaten stritt, und auf eine artige, gar feierliche Art begann sie: „Die Nothwendigkeit, edle Jünglinge und anmuthige Frauen, hat uns hier mehr als Eure Absicht auf eine vorher nicht vermuthete Weise heute Abend bei diesem Feuer versammelt. Ich sehe mich genöthigt, Euch um eine Gewogenheit zu bitten; ich meine Euch Herren, denn zu der Güte und Artigkeit meiner Damen habe ich das Vertrauen,

daß sie nicht unterlassen werden, dasjenige zu thun, was mir angenehm ist." Die jungen Männer versprachen nun sämmtlich und schworen, Alles zu thun, was bei ihnen stände und ihr angenehm sein würde. Sie fuhr darauf fort: „Ihr hört, wie es nicht regnet, sondern gießt. Die Gefälligkeit, die Ihr mir nun erweisen wollet, ist, daß Ihr an das Weggehen weiter nicht denkt, sondern Euch gefallen lasset, mit mir und meinem Bruder, Eurem guten Freunde, zu Abend zu speisen. Inzwischen wird es zu regnen aufhören, und sollte es auch fortfahren, so sind in dem Erdgeschoß so viel Zimmer und noch mehr in Bereitschaft gesetzt, daß Ihr bequem dort logiren könnt. Bis die Stunde zum Essen aber kommt, habe ich mir, wenn es Euch gefällt, überlegt, wie wir am vergnügtesten die Zeit hinbringen, und das soll nicht durch die Lectüre der von Boccaccio geschriebenen Erzählungen geschehen, wie schöne, liebliche und gedankenreiche sich darunter auch finden mögen, sondern uns selber laßt dergleichen erfinden und ein jeder die seinige der Reihe nach erzählen; sie werden freilich nicht so schön, so trefflich, allein auch nicht so sehr bekannt sein und bei dem einen Male außer einigem Nutzen auch nicht geringes Vergnügen und Freude gewähren, denn es sind unter uns erfindsame, geistreiche, scharfsichtige, launige Leute. Ihr jungen Herren seid nicht allein mit lateinischen und toscanischen, sondern auch mit griechischen Poeten vertraut, so daß es Euch an Stoff und Erfindung nicht mangeln kann. Auch meine Damen werden sich bemühen, Ehre einzulegen. In der That sind wir gegenwärtig auch im Carneval, wo es selbst den Ordensbrüdern nachgelassen wird, lustig zu sein und die Patres unter einander Ball spielen, Komödien aufführen, Maskeraden anstellen, tanzen, singen; wo man den Nonnen nachsieht, sich als Männer zu kleiden, in Perrücken, Beinkleidern und mit dem Degen an der Seite einherzuschreiten. Wie könnte es daher unpassend und unziemlich sein, uns am Erzählen von Geschichten zu vergnügen? Wer könnte dieserhalb Uebeles von uns reden? Wer dies an uns tadeln? Heute ist Donnerstag, und über vierzehn Tage, wie Ihr wißt, der letzte Donnerstag vor der Fastnacht. Ich wünsche nun und bitte Euch um die Gewogenheit, daß Ihr auch an den beiden kommenden Donnerstagen Euch zu mir verfügen und mit mir und meinem Bruder zum Abend speisen wollet. Heute Abend, wo wir nicht Zeit haben, uns lange zu besinnen, werden unsere Erzählungen nur kurz sein, aber an den andern beiden Tagen, wo wir eine Woche Zeit haben, muß am nächsten Tage, wie ich in Vorschlag bringe, die Erzählung von mittlerer Länge und am Donnerstage vor Fastnacht eine große sein, und wenn so jeder unter uns eine kurze, mittlere und lange Erzählung vorträgt, wird er sich in drei Weisen versuchen, wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß die Zahl drei die vollkommenste, indem dieselbe Anfang, Mitte und Ende in sich enthält."

Wie sehr der Vorschlag der Dame den jungen Männern und Frauen gefiel, läßt sich weder genau wieder erzählen, noch ganz denken; Worte, Geberden, Mienen Aller gaben davon das offenbarste Zeugniß, denn es schien, als ob sie vor Freude und Vergnügen ihrer selbst nicht mehr mächtig wären. Die Frau vom Hause fuhr sodann fort: „Es scheint mir erforderlich, daß alle Dinge, die man sich vornimmt, in einer gewissen Ordnung geschehen, zu dem Ende, daß der Zweck, für den sie geschehen, erreicht werde; und darum wollen wir, wofern es Euch gefällt, uns nicht von einem Könige oder einer Königin*) beherrschen lassen, sondern uns eine republikanische Verfassung geben; und so halte ich, wofern Euch auch dieses gefällt, für gut, daß darüber, wer zuerst und hernach erzählt, das Loos oder Schicksal entscheide; dazu möchten drei Beutel zu nehmen sein, in den einen steckten wir Zettel mit den Namen der Männer beschrieben; die Namen der Frauen in den zweiten und in den dritten Zettel mit der bloßen Aufschrift: Herren oder Damen. Aus dem letzteren wird zuerst gezogen und je nach dem Geschlechte, welches zum Vorschein kommt, wird aus dem Beutel der Damen oder Herren gezogen und dies bis zum letzten fortgesetzt, und wen das Loos trifft, der setzt sich neben das Feuer und erzählt."

*) Wie die erzählenden Herren und Damen bei Boccaccio.

# X. Die Dichter und Dichtungen des fünfzehnten Jahrhunderts.

## Die Mediceer und ihre Freunde. Lorenzo de' Medici. Angelo Poliziano.

Wo wir den Anknüpfungspunkt für unsere Abschweifung in das Gebiet der Novelle gefunden, dahin kehren wir zurück, um die Wege zu verfolgen, welche die poetische Production einschlug, nachdem durch Dante, Petrarca und Boccaccio die italiänische Sprache vollendet worden und die Dichtungen eine nach classischer Regel geschaffene Form erhalten hatten. Der Hauptweg kann kurz als der der Nachahmung und Nachbildung Petrarca'scher Poesie bezeichnet werden: die Zahl der Petrarchisten ist Legion; nur wenigen vereinzelten Erscheinungen begegnen wir auf selbstständigeren Pfaden während jenes langen Zeitraumes poetischer

Dürre, welcher auf die geschilderte große Epoche des vierzehnten Jahrhunderts folgt und bis zu den Zeiten Lorenzo's von Medici, also bis in das letzte Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts hinein, sich erstreckt. Von allen Dichtungsformen war die des Sonettes die volksthümlichste geworden. Wie die Novelle gleich zu Anfang eine allgemeine Form wurde, in welcher die schönsten poetischen Erzählungen, die trivialsten Anekdoten, burlesken Schwänke, idyllisches Leben, treffende witzige Gespräche und beißende Satire abwechselten, so war auch das Sonett die allgemeine Form für alle Denk- und Empfindungsweise, worin sowohl die ausgelassenste Satire zusammengepreßt, als der erhabenste Gedanke in die Länge gezogen wurde, und mit dem man höchstens der Erleichterung wegen zuweilen die Canzone abwechseln ließ. Sonett ward auch das Gewand, worin die italiänische Muse nun aus dem Bezirke von Toscana heraustrat und den Lauf durch ganz Italien machte.

Unter den vielen Nachahmern Petrarca's in dieser Zeit sind indessen nur wenige nennenswerth und selbst in Italien nur aus einzelnen in Sammlungen aufbewahrten Gedichten bekannt. Als einer der hervorragendsten Petrarchisten wird von den Literatoren Giusto de' Conti genannt, der bereits dem fünfzehnten Jahrhundert angehört. Von seinen Lebensverhältnissen weiß man wenig mehr, als daß er zu Valmontone in der Romagna geboren, 1409 in Rom das Mädchen kennen lernte, welches er in seinen Gedichten besingt, und 1449 zu Rimini starb, wo ihm von Sigismundo von Malatesta, Herrn von Rimini, in der Franciscanerkirche ein Monument errichtet wurde, auf dem er als orator romanus jurisque consultus bezeichnet ist. Sein Liederbuch führt den Titel: Bella mano nach den schönen Händen seiner Geliebten, die er in Sonetten, Canzonen und sogenannten capitoli in Terzinen, Ballaten und Sestinen feiert. Seinen Poesieen wird der Vorwurf des Gesuchten und zuweilen Schlaffen gemacht, wobei jedoch wiederum anerkannt wird, daß er dem Petrarca in der Lebendigkeit seiner Bilder und im poetischen Stil der Leidenschaft unter allen Petrarchisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts am nächsten komme.

Doch wir wollen uns von dem Jahrhundert des Petrarca*) nicht trennen, ohne zuvor noch auf einige Dichter hingedeutet zu haben, deren Werke freilich der Vergessenheit anheimgefallen sind, obschon sie sich reichlichen Beifalls der Zeitgenossen Dante's und Petrarca's und späterer Zeiten erfreut hatten. Wir nennen zuerst den bolognesischen Astrologen Cecco d'Ascoli (Francesco von Ascoli) mit seinem didaktischen Gedichte l'Acerba, welches in vier Büchern von physikalischen, philosophischen, moralischen und religiösen Dingen handelt, und welches, trotz des rauhen Stils und unpoetischen Inhalts, bis zum Jahre 1546 in neunzehn verschiedenen Auflagen im Druck erschienen ist. Vielleicht mochte dieses Interesse für das Werk sich an dasjenige knüpfen, das durch das traurige Geschick des Verfassers erregt wurde, der, wie erzählt wird, durch astrologische Lehren und Künste in Streitigkeiten mit der Kirche verwickelt, im Jahre 1327 als Zauberer oder Ketzer verbrannt wurde. — Ein Nachahmer Dante's tritt uns in Fazio (Bonifacio) degli Uberti entgegen, der, ein Enkel des in der „Göttlichen Komödie" erwähnten Farinata (Hölle, 10. Ges.) nichts weniger als ein Seitenstück zu diesem Gedichte mit seinem „Dittamondo" zu liefern beabsichtigte. Hatte Dante eine Wanderung durch die außerirdische, jenseitige Welt des Mittelalters dichterisch dargestellt, so wollte Fazio eine Reise durch die ganze damals bekannte Welt poetisch zurücklegen, und wie jener den Virgil zu seinem Führer erwählt, so läßt dieser durch Solinus sich leiten und belehren. Die Wahl ist bezeichnend genug. Solinus, ein Schriftsteller des dritten Jahrhunderts, war als Verfasser des „Polyhistor" bekannt, eines Werkes, das in barbarischem Latein meist Auszüge aus dem Plinius enthält. Auch Fazio degli Uberti giebt sich in seinem Werke mehr als Polyhistor, denn als Poeten zu erkennen; Dittamondo nannte er das Gedicht, weil er darin über das Weltganze zu sprechen (dittare) beabsichtigte. „Dieses Buch," schreibt sein Biograph, Filippo Villani,

*) So wird häufig das vierzehnte Jahrhundert genannt. Wir bemerken hierbei, daß die Italiäner dasselbe mit dem Namen il trecento, wie das sechzehnte il cinquecento, das siebzehnte il seicento u. s. f. bezeichnen, und dem entsprechend heißen die Schriftsteller der betreffenden Jahrhunderte Trecentisten, Cinquecentisten, Seicentisten u. s. f.

„gewährt denen eine angenehme und nützliche Lectüre, welche sich über den Umfang und die Lage der Welt zu unterrichten wünschen; er bringt in demselben viele historische Notizen vor und liefert darin beinahe eine ganze Weltbeschreibung. Außerdem enthält es eine Menge ihrer Anmuth wegen lesenswerther Sachen, die auch zugleich für das Gedächtniß leicht zu behalten sind.“ An der Vollendung des Werkes soll den Verfasser der Tod gehindert haben (1370). Wie das Gedicht in den verschiedenen Ausgaben seit 1474 — die beste darunter ist die 1826 in Mailand erschienene — vorliegt, ist es in sechs Bücher getheilt, deren jedes in eine größere Anzahl von Capitoli zerfällt. Die Sprache zeichnet sich nicht selten durch eigenthümliche Kraft aus, und der Bau der Terzine hat manches Lob gefunden. Auch Canzonen und Sonette sind von diesem, wie von dem zuvor genannten Dichter noch erhalten. — Noch einem anderen Nachahmer Dante's begegnen wir im vierzehnten Jahrhundert, dem Federigo Frezzi, Bischof von Foligno († 1416) mit seinem allegorischen Gedichte: il Quadriregio, sopra i Regni d'Amore, di Satanasso, de' vizj e delle virtù (über das vierfache Reich der Liebe, des Satans, des Lasters und der Tugend), dem einige ältere Kritiker eine Stelle neben Dante's Gedichte anzuweisen naiv genug waren. — Von lyrischen Dichtern nennen wir zunächst Sennuccio del Bene und Franceschino degli Albizzi, die mit Petrarca durch enge Freundschaft verbunden waren, und deren Sonette zu einzelnen ihres berühmten Freundes in Beziehungen stehen. Später erwarben sich die Sonette des Buonaccorso da Montemagno, gegen Ende des Jahrhunderts die des Malpigli aus Bologna, des Sanguinacci aus Padua nicht geringen Beifall. Auch Namen von Dichterinnen finden sich bereits; und unter ihnen sogar eine Heilige: Catharina von Siena.

Das Gebiet des Scherzes war von den bisher genannten Sonetten- und anderen Dichtern kaum berührt worden. Und doch waren derber Witz, Lust am Spotte, Hang zur Burleske — zumeist durch politischen und geistigen Druck erweckt — damals, wie jetzt, hervorstechende Eigenschaften des Italiäners. Schon hatte Boccaccio's Novelle jenen muthwilligen Ton angeschlagen, der zu ihrer Volksthümlichkeit nicht wenig beitrug, als auch der allgemeine Hang zur Satire sich eine poetische Form suchte, die nicht weniger volksthümlich geworden. Es war die etwas veränderte Form des Sonettes. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts finden sich bereits in Florenz Erzeugnisse der burlesken Satire, die zum großen Theil noch Personal- und Lokal-Satire war. Eines bedeutenden Rufes erfreute sich vor allen Antonio Pucci, der um's Jahr 1373 starb. Er ging ein wenig über die Lokal- und Personal-Satire hinaus und geißelte mit großem Freimuth die Sitten seiner Zeit. Neben ihm wird auch Franco Sacchetti genannt, den wir bereits als Novellisten kennen gelernt haben. Aber ihre eigentliche Heimath fand diese Art zu dichten erst in der Barbierstube Burchiello's, in den ersten Jahrzehenden des fünfzehnten Jahrhunderts. Wenig Zuverlässiges haben die Nachrichten von den Lebensumständen dieses zu seiner Zeit als ein Alles überstrahlendes Genie bewunderten Witzlings. Wenn Florenz nicht seine Vaterstadt war, so wurde es doch der Schauplatz seines Ruhmes. Um das Jahr 1415 fing die Epoche dieses Ruhmes an. Der Familienname des Mannes ist in Vergessenheit gerathen über dem Namen Burchiello, den ihm das Volk gab, und den er gern annahm. Nach Einigen rührt er daher, weil er „alla burchia,“ „in's Zeug hinein,“ „wie es ihm gerade einfiel,“ componirte. Er hatte die Barbierkunst erlernt, oder trieb, wie er selbst sagte, ein Gewerbe, wo die Poesie mit dem Scheermesser im Streite lag. Um 1432 ward er als Barbier immatriculirt. Seine Badstube war der Sammelplatz der Gelehrten und Ungelehrten, der Hohen und Niederen in Florenz. Die Witze des Burchiello sind der Nachwelt nicht verloren gegangen; daß es ihnen an Commentatoren nicht gefehlt hat, ist bei dem Eifer der italiänischen Literatoren erklärlich. Die Sonette, welche als die seinigen gesammelt worden — sie erschienen als rime di Burchiello in vielen Ausgaben — haben dieselbe Form, in welche auch Pucci seine Einfälle gebracht, und welche in der Folge den burleskSatyrischen Sonetten geblieben ist: sie fügen den üblichen zwei Schluß-Terzetten noch ein drittes hinzu, woher sie in Italien den Namen sonetti colla coda (geschwänzte Sonette)

erhalten haben. Burchiello's Sonette enthalten bei aller ihrer Derbheit und neben dem häufig grobkörnigen Salze ihrer Satire manchen schönen Gedanken und witzigen Einfall, sind aber wegen der veralteten Sprache, wegen der häufig eingemischten scherzhaften und sprichwörtlichen Ausdrücke (riboboli) und wegen vieler für uns verloren gegangener Anspielungen auf Orts- und persönliche Verhältnisse größtentheils unverständlich. Burchiello starb 1448. Seine Barbierstube sammt Besitzer und Gästen lieferte den Stoff zu einem Gemälde, welches Cosmo de' Medici anfertigen ließ, um es in seiner Gallerie aufzustellen. — Die Burchiello'sche Poesie, die wir später als „bernesken Stil" weiter ausgebildet sehen werden, hatte ihre Liebhaber nicht bloß in den von dem bartscheerenden Dichter begeisterten Zuhörern: es gab auch deren, die mit ihm zu wetteifern suchten. Zu ihnen gehörte der Alles versuchende gelehrte Maler und Architekt Leon Battista Alberti (1398—1472), derselbe, welcher auch den mißlungenen Versuch gemacht, die antiken Hexameter und Pentameter der neueren italiänischen Sprache anzupassen. Seine, so wie anderer Sonette in Burchiello's Manier sind in einer Sammlung enthalten, unter dem Titel: Sonetti del Burchiello, del Bellincioni e altri poeti Fiorentini alla burchiellesca. London 1757.

Einer eigenthümlichen Art übermüthiger Poesie gab das Carneval (von carne vale! Fleisch, lebe wohl! — dem Ausrufe des Aschermittwochs) ihre Entstehung. Das Carneval knüpft sich schon durch seine Zeitdauer, da es von Weihnachten an gerechnet wird, an altgriechische und römische Festlichkeiten; die altgriechischen Landdionysien wurden etwa vom 26. December an gefeiert und die Lenäen und Stadtdionysien fallen noch in unsere Fastenzeit. Die altrömischen Saturnalien, eine den Dionysien sehr ähnliche Festfeier zu Ehren des goldenen Zeitalters, hielten vom 17. oder 19. December eine ganze Woche hindurch an und durften selbst nach Lust und Belieben von einer stets zu Scherz und Mummereien aufgelegten unverwüstlichen Volksnatur verlängert werden. In dieser Art wenigstens pflegen gelehrte Freunde des Alterthums das christliche Carneval mit altheidnischen Einrichtungen in Beziehungen zu bringen.*) Wie dem auch sei, die Kirche wußte die alten Volksfeste in ihren Bereich zu ziehen und den Carnevals-Festlichkeiten eine christliche oder kirchliche Wendung zu geben. Indessen lebten im Carneval die heidnischen Gebräuche fort und eine tolle Maskenwirthschaft begünstigte die Fortsetzung der altrömischen grotesk-komischen und nicht immer schamhaften mimischen Tänze und Vorstellungen. Am ausgebildetsten in dieser Art erschienen die Carnevals-Belustigungen zur Zeit Lorenzo's de' Medici. Aus nächtlichen Prozessionen und Volksaufzügen mit Fackeln wurde eine Art von Schauspielen. Anfangs begnügte man sich, das Auge zu ergötzen. Stattlich geharnischte Schaaren zu Pferde und zu Fuß stellten Triumphaufzüge vor. Ein figürlicher Triumphator fuhr, als kehrte er mit seinem Heere von einer siegreichen Schlacht zurück, auf hohem Wagen durch die erleuchteten Straßen. Doch dies Triumphgepränge wäre für ein Fastnachtsspiel zu ernsthaft gewesen, wenn nicht andere Schaaren in allerlei Verkleidungen nachgefolgt wären. Da zog denn, wie der Witz es fügte, die Jugend von Florenz, verkleidet in Bürger und Bauern, Mädchen und Jünglinge, Honigkuchenbäcker, Trödler und Schornsteinfeger, in Prozession auf und sang muthwillige Lieder, die besonders für diesen Zweck gedichtet wurden. Alle möglichen Carnevalsfreiheiten hatte man sich in diesen Liedern genommen, ohne sich von einem Anstandsgefühle ängstlich leiten zu lassen. Lorenzo de' Medici selbst gab den Ton an. Er, der Mann des Volks, hielt es nicht unter seiner Würde, als Volksdichter den Uebermuth seiner glücklichen Florentiner noch mehr zu beleben. Die Fastnachtsspiele wurden nun etwas den griechischen Dionysien Aehnliches. Man nahm die Mythologie zur Hilfe. Bachus und Ariadne zeigten sich im Triumphwagen dem Volke, und Lorenzo dichtete das Carnevalslied.

Diese Carnevals-Lustbarkeiten und ähnliche Volksfeste, welche zum Theil schon dramatischer Art sind, verbunden mit den zur Feier der Heiligen und Festtage von den Klosterbrüdern zur Vorstellung gebrachten Mysterien (Vangelii, Figure, Istorie oder Commedie spirituali), die selbst von denen als italiänischen Ursprungs bezeichnet werden, welche der-

*) Siehe W. E. Weber, Classische Alterthumskunde. Stuttgart 1852. S. 388.

artige überlieferte Productionen aus früheren Zeiten bei anderen Nationen gefunden haben, erregten unzweifelhaft bei der vorherrschenden Neigung des Volkes das Bedürfniß theatralischer Belustigungen nach seinem Geschmacke. Es ist hier am Orte, auf die Anfänge des italiänischen Drama's näher einzugehen. In Italien, wie in anderen christlichen Ländern, bildeten sich die Anfänge des Drama's aus dem kirchlichen Ceremoniell heraus. Wenn in den früheren Jahrhunderten die strengeren Lehrer und Gesetzgeber der neuen Kirche Alles, was an den alten Aberglauben erinnerte, gewaltsam zu unterdrücken suchten, gelangten dagegen andere einsichtsvolle und einflußreiche Männer zu der Ueberzeugung, daß es heilsamer sei, der tiefgewurzelten Gewohnheiten zu schonen und nur danach zu streben, ihnen eine bessere Wendung zu geben. So kam es, daß der Strom der heidnischen Lustbarkeiten, der sich überdies schon mit christlichen Elementen vermischt hatte, endlich in die Kirche selbst geleitet wurde. Die ursprüngliche Bedeutung der Tänze, Gesänge und sonstigen Freudenäußerungen gerieth allmälig in Vergessenheit, und was eigentlich zur Verherrlichung des Saturn oder Bacchus bestimmt gewesen war, wurde nun auf den Johannes, Stephanus oder auf Christus selbst übertragen. An den heiligen Tagen pflegte sich das Volk um die Kirchen zu versammeln, Zelte von Baumzweigen zu erbauen und frohe Gelage zu veranstalten. Da nun die heidnischen Festzeiten oft mit den christlichen zusammenfielen, so begann die Fröhlichkeit sich an diesen wie an jenen auszusprechen und die entfesselte Lust erfüllte Kirchen und Kirchhöfe mit Tänzen, Mummereien und profanen Gesängen. Es konnte nicht fehlen, daß sich bei solchen Gelegenheiten Sänger und Possenreißer einfanden, um der Vergnügungs- und Schaulust des Volkes Nahrung zu geben. Schon ein Capitular aus der Carolingischen Zeit scheint hierauf Bezug zu nehmen, es wird hier den Scenicis verboten, geistliche Kleider anzulegen, was doch vermuthlich von ihnen geschah, um in Gemeinschaft mit den Geistlichen in den Kirchen ihr Spiel zu treiben. Ausdrücklich aber straft ein späterer Synodalbeschluß diesen Unfug, den man, wenngleich das Verbot vom Jahre 1316 ist, mit Grund für viele Jahrhunderte älter halten kann. Die Heiligkeit des Orts und des Tages mußte beständig ermahnen, statt profaner Begebenheiten die heiligen Geschichten, deren Erinnerung das Fest gewidmet war, zu Gegenständen der Darstellung zu machen, und so kam es, daß die Keime des Drama's, die wir schon im Ritus der ältesten christlichen Feste sehen, sich vollkommen zum Schauspiel entwickelten. So lange dieses in Händen der umziehenden Mimen und leichtsinniger Geistlichen, die sich ihnen anschlossen, blieb, konnte es ihm freilich an Ausgelassenheit und mannigfacher Entweihung des Heiligen nicht fehlen, daher die Kirche sich mehrfach veranlaßt sah, Verbote gegen dasselbe zu richten. Aber man mußte bald gewahr werden, daß der einmal geweckte Hang des Volks zu solchen Belustigungen sich nicht unterdrücken lasse, und der Klerus, von je her bemüht, die Wunderbegebenheit der Erlösung zu verbildlichen, begann, zur Erreichung eben dieses Zweckes, sich jenes Hanges zu bemächtigen. Es bedurfte in der That nur eines äußeren Impulses, um die Geistlichen zu bestimmen, die Aufführung der heiligen Geschichten selbst zu übernehmen. Die Hymnen und Antiphonen der Kirche, die Reden der Priester, sowie verschiedene Handlungen des Cultus hatten das dramatische Element mehr und mehr entwickelt; die Weise, in welcher die heilige Geschichte dem Volke vorgetragen wurde, war oft in das Mimische übergegangen; seit lange pflegten die Geistlichen während des Lesens der biblischen Texte eine Rolle zu entfalten, auf welcher die vorgelesenen Abschnitte verbildlicht waren; der Uebergang zur lebendigen und vollkommen dramatischen Darstellung war also sehr nahe gelegt. Zur Beseitigung des Vorwurfs, die neue Sitte sei des Gotteshauses unwürdig, berief man sich auf die Erbauung und Belehrung, die dem Volke aus solchen Schauspielen erwachse. Wurde nun dieser Zweck auch nicht immer allein im Auge behalten, mischte sich auch mancher weltliche Scherz in die fromme Unterhaltung, so kam die Kirche doch im Allgemeinen von ihrem früheren Verdammungsurtheile zurück, ja förderte selbst dergleichen Darstellungen, die sich durch den Namen „Mysterien," der ihnen in verschiedenen Decretalen und Concilienbeschlüssen beigelegt wird, mit anderen Handlungen des Cultus auf gleiche Linie stellten.*)

*) Vgl. A. v. Schack: Geschichte der dramat. Literatur und Kunst in Spanien. Bd. I.

Durch diese Mysterien wurde das italiänische Drama vorbereitet. In welcher Art es jedoch aus denselben hervorgegangen, ist bei dem Mangel an schriftlichen Aufzeichnungen des Inhalts jener Darstellungen (rappresentazioni de' sacri misterj) schwer zu bestimmen. Die volksthümlichste Gattung des Drama's ist in der Commedia dell' arte, der „Komödie aus dem Stegereif" repräsentirt, die gleichsam als Fortsetzung der mit Atellanen beginnenden dramatischen Gesellschaftsspiele der alten Römer zu betrachten ist. Diese Art der Komödie hat ihre stehenden Masken und Charaktere, deren einige, wie Riccoboni, der Geschichtsschreiber des italiänischen Theaters, nachgewiesen, den römischen Masken nachgebildet sind, so die des Arlequino, dem Centunculus der Römer. Die übrigen Masken, welche ihre stehenden Dialekte reden, sind neueren Ursprunges, doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Benutzung der verschiedenen Dialekte schon bei der altrömischen Komödie vorkam, und auch die Aehnlichkeit der Bekleidung der Masken, der Name Zanni, den Arlequino führt und der aus dem lateinischen Sannio herstammt, deuten auf den Ursprung der Commedia dell' arte im Alterthume. In den Komödien der Alten fand man durchgängig betrogene Väter, lüderliche Söhne und schlaue Bediente. Diese Rollen behielt die Stegreif-Komödie bei. Mit der Zeit wurde es gebräuchlich, als Vater entweder einen venetianischen Kaufmann oder einen bolognesischen Doctor der Rechte und als Bediente ein Paar Bursche aus Bergamo aufzuführen. So entstanden denn die vier komischen Personen, welche mit geringer Abwechselung in fast allen derartigen Stücken vorkommen und die vier Masken genannt werden, weil sie nach Art der römischen Histrionen verlarvt auftreten. Der venetianische Kaufmann heißt immer Pantalone; sein Charakter ist gewöhnlich lebhaft. Des Contrastes wegen ist der zweite Vater ein Gelehrter (Dottore, auch Gratiano genannt) aus Bologna. Sein Anzug ist die bolognesische feierliche Advokatentracht und sein Benehmen ernst und pedantisch. Die beiden Lustigmacher oder Zanni wurden aus Bergamo genommen, weil die gemeinen Einwohner dieser Stadt durch tölpelhaftes und hinterlistiges Wesen sich auszeichnen und ihr Dialekt sehr komisch ist. Man wählte die beiden Extreme und machte den Brighella (auf der französischen Bühne Scapin) zum schlauen und gewandten, den Arlechino hingegen zum einfältigen und plumpen Bedienten. Jede dieser vier Personen spricht ihren eigenthümlichen Dialekt und agirt gewaltsam mit dem ganzen Körper, weil bei den Larven kein anderer Ausdruck der Leidenschaften stattfindet. Dieses System der vier Masken diente lange Zeit hindurch dem halben Europa zum Muster und findet sich, wiewohl veredelt, selbst bei Molière. In der Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts werden uns Goldoni und Gozzi auf diese Gattung wieder zurückführen.

Im Gegensatze zu der commedia dell' arte (dem Wortsinne nach: Kunstkomödie) steht die commedia erudita (die gelehrte, höhere Komödie, das regelmäßige Lustspiel), die bei ihrem ersten Auftreten (in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) so erudita war, daß sie vollständig in lateinischem Gewande sich zeigte. Ein Gelehrter erwarb sich das Verdienst, altrömische Komödien in dem christlichen Rom zuerst wieder zur Aufführung zu bringen — Pomponio Leti, der 1489, siebzigjährig, als öffentlicher Lehrer der classischen Literatur zu Rom starb. Er ließ in den Sälen und Höfen verschiedener römischer Prälaten die Komödien des Terenz und Plautus von jungen Leuten, nach seiner Anweisung, aufführen. Diese ziemlich rohen Darstellungen wurden bald Lieblingsunterhaltung der italiänischen Fürsten, besonders des Herzogs Ercole I. von Ferrara, der ein prächtiges Theater in seinem Palast erbauen ließ, auf welchem jene alten Stücke in italiänischen Uebersetzungen gegeben wurden.*) Für diese Bühne schrieb der Graf Bojardo (s. den zweit-nächsten Abschnitt) seine Komödie Timone, die wenig mehr als eine Uebersetzung des Lucian'schen Dialogs (Timon) in Terzinen war. Es fehlte an Original-Stücken, die vor einem gebildeten Zuschauerkreise aufgeführt werden konnten, und es fand sich kein dramatischer Dichter, dessen Talent mit der Freigebigkeit des Herzogs hätte wetteifern können. Lodovico

*) Eine Vorstellung der Menächmen des Plautus kostete dem Herzoge, der an der Uebersetzungsarbeit selbst theilgenommen hatte, über tausend Ducaten.

Sforza von Mailand ahmte seinem Beispiele nach. Auch er ließ auf seinem Theater Schauspiele aufführen, so gut man sie hatte, und der Herzog von Ferrara reiste deshalb mit seinem Hofstaate nach Mailand. Aber weder hier, noch in Mailand, noch in Florenz, wo Lorenzo de' Medici mit außerordentlicher Pracht und ungeheurem Aufwande Theatervorstellungen veranstaltete, war ein ursprünglich italiänisches Stück der Gattung, von der wir hier sprechen, zum Vorschein gekommen. Selbst das erste gedruckte Product dieser Gattung, die 1482 zu Trient erschienene Catinia oder Catistoua, ist ursprünglich von Sicconne Polentone aus Padua († 1461) in lateinischer Prosa verfaßt, und aus dieser von dem Sohne desselben in's Italiänische übersetzt worden. Die ältesten uns bekannten Komödien gehören kaum noch dem fünfzehnten Jahrhundert oder höchstens den letzten Jahren desselben an, und Stücke von Machiavelli, Ariosto, Divizio da Bibbiena und Bernardo d'Accolti streiten um die Ehre, das erste regelmäßige Lustspiel seit den Zeiten der Alten zu heißen. Dasjenige Stück, welches als das erste nennenswerthe Drama der Italiäner betrachtet wird, war bereits 1472 auf eine äußere Veranlassung entstanden: der „Orpheus" des berühmten Gelehrten Angelo Poliziano. Wir werden auf diese Dichtung wegen ihrer eigenen literar-historischen, so wie wegen der Bedeutung ihres Verfassers näher eingehen, nachdem wir einen Blick auf die allgemeinen politischen und geistigen Zustände Italiens im fünfzehnten Jahrhundert geworfen haben werden, um uns darauf zunächst zu den Mediceern in Florenz und ihren Freunden und Schützlingen zu wenden.

So selten Italien auch einer dauernden Ruhe genoß, so wenig hatte dieses Land doch während des Zeitraumes, der uns jetzt beschäftigt, von fremden Eroberern zu leiden. Die Herrschaft der deutschen Kaiser war bereits seit den Zeiten Friedrich's II. fast zu einem bloßen Namen geworden; Neapel erhielt seit dem Untergange des älteren Hauses Anjou seine eigenen Könige aus dem Hause Aragon, und das traurige Geschick, auf's Neue das Ziel der auswärtigen Politik zu werden, traf Italien nicht eher wieder, als in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts. Unter diesen Umständen konnte der Geist der Nation sich freier entwickeln; das Land blieb in diesem Zeitraum gleichsam eine Welt für sich, und der politische Zustand beförderte in mannigfacher Art die Fortschritte der wissenschaftlichen und ästhetischen, so wie der bürgerlichen Cultur. Die Staaten, welche Italien enthält, waren, in Rücksicht auf ihre Verfassung, sehr verschieden von einander. Zwei Republiken, Venedig und Florenz, von denen die eine ebenso vollendete Aristokratie war, als die andere die demokratischen Formen zu erhalten strebte; das Königreich Neapel — gewöhnlich schlechtweg il regno genannt — dem Umfange, aber nicht der Kraft nach der mächtigste Staat, der überdies durch sein Lehensverhältniß gegen den päpstlichen Stuhl in einer gewissen Abhängigkeit stand; der päpstliche Staat, dessen Herrscher in alle politischen Angelegenheiten Italiens auf's tiefste verflochten waren; das Herzogthum Mailand endlich, wo auf das Haus Visconti gerade in der Mitte dieses Jahrhunderts das Haus Sforza folgte, sind die Staaten der ersten Ordnung; neben ihnen sehen wir eine Reihe kleinerer, meistentheils aus Städten mit ihren Stadtgebieten bestehend, die entweder, wie Genua, Lucca, Siena noch Republiken waren, oder auch, wie Ferrara und andere, unter der Herrschaft mächtiger Familien standen. Diese Vielseitigkeit der politischen Formen äußerte, indem sie praktisch den Gesichtskreis erweiterte, bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Nation; überdies erzeugte die Vergrößerungssucht der meisten dieser Staaten, da man ihr Widerstand entgegensetzen mußte, eine Art feinerer Politik, die man damals noch in dem übrigen Europa nicht kannte. Die Staaten Italiens hatten sich durch ihre stets wechselnden Verhältnisse zu einander zu einem Staatensystem verschlungen, in welchem die Erhaltung des politischen Gleichgewichtes, das heißt der wechselnden Freiheit und Unabhängigkeit, als herrschende Maxime angenommen war. Die beständigen Verhandlungen zwischen den italiänischen Staaten machten es allen zum Bedürfniß, Männer in ihrer Mitte zu haben, welche die erforderliche Geschicklichkeit besaßen, und weil man diese nur Personen zutraute, die durch Wissenschaften und Studien ihren Geist ausgebildet hatten, so war es Sitte, sowohl zu den wichtigsten politischen Stellen, besonders denen der Staatssecretarien, als auch zu denen der Gesandten, oder „Redner",

wie die Schriftsteller der damaligen Zeit sie gewöhnlich nennen, sich der Gelehrten zu bedienen. Indem auf diese Weise die Studien in eine nähere Verbindung mit dem praktischen Leben gebracht wurden, hob sich nicht allein das Ansehn der eigentlichen Gelehrten, sondern auch die wissenschaftlichen Studien wurden von der höheren Klasse der Nation eifrig betrieben. Die lateinische Sprache war allmählig wieder die Sprache der höheren Stände geworden; in ihr wurde großentheils der Briefwechsel geführt, und wenn auch nicht die ausschließliche, so ist doch die lateinische Sprache die gewöhnliche bei den Staatsverhandlungen dieser Zeit. Es gab in Italien fast keinen Hof, an welchem die Wissenschaften und das Studium der alten Literatur nicht mehr oder weniger begünstigt wurden. Doch geschah für sie noch mehr in den Republiken, besonders in Florenz, als an den Höfen. Die mächtigen Familien, welche in jenen das Ruder der Regierung führten, konnten sich nur dadurch erhalten, daß sie durch den Glanz ihres Hauses ihre wahren Verdienste in den Augen der großen Menge geltend machten, und nach der ganzen damaligen Organisation des bürgerlichen Lebens war Beförderung der Künste und Wissenschaften davon so gut als unzertrennlich. Es war dahin gekommen, daß das Studium der classischen Literatur, für welches sich seit Petrarca und Boccaccio der Geschmack der Nation immer mehr entschieden hatte, als Nationalsache betrachtet wurde. Die Wohlhabenheit und der Reichthum der höheren Stände waren fast in allen Städten Italiens durch den ausgebreiteten Handel, in dessen Besitz das Land sich damals befand, außerordentlich gestiegen und setzten die eigentlichen Großen sowohl, als diejenigen, die ihnen zunächst standen, in die Lage, für die Wissenschaften viel thun zu können. Eine Sammlung kostbarer Handschriften altclassischer Werke gab damals einem Hause keinen geringeren Glanz, als in späteren Zeiten eine Gallerie von Kunstsachen. Zuerst in Florenz wurde durch Nicolo Niccoli der Plan ausgeführt, seine reiche Privatsammlung von Handschriften zu einer öffentlichen zu machen; diese Einrichtung fand bald Nachahmer. Die Mediceer traten nicht allein in seine Fußstapfen, sie überboten ihn vielmehr. In Rom und in anderen Städten wurden, dort durch die Päpste, hier durch andere Beschützer der Wissenschaften, ähnliche Institute angelegt. Die literarischen Schätze, die hier aufgestellt wurden, waren aus ganz Europa zusammengebracht worden. Gelehrte, deren Glücksumstände es erlaubten, wie Franz Philelphus, Guarino, Aurispa, machten auf eigene Kosten Reisen in's Ausland, um mit derartigen Schätzen beladen zurückzukehren; gewöhnlich aber wurden von den Fürsten und anderen Beförderern der Wissenschaften Gelehrte auf Reisen geschickt, wie dies fast ununterbrochen von den Mediceern gethan wurde, deren auswärtige Handelsagenten überdies im allgemeinen beauftragt waren, jede Gelegenheit zur Bereicherung ihrer Bücherschätze wahrzunehmen. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die bereits in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts in Italien eingeführt wurde, erhielt das Studium der classischen Literatur seine festeste Stütze. Der Zeitpunkt der Erfindung war um so glücklicher, als durch das Aufsuchen und Sammeln der Handschriften ein so großer Vorrath aufgehäuft war, daß die neuen Druckpressen vollauf beschäftigt werden konnten.

Von Florenz aus hatte der einmal geweckte Geist für das Studium der Alten, besonders der Griechen, sich über das übrige Italien verbreitet; das ganze Jahrhundert hindurch erhielt Florenz fortdauernd diesen Geist und gab ihm seine Richtung. Selbst unter den auswärtigen italiänischen Gelehrten waren nur wenige, die nicht längere oder kürzere Zeit in Florenz sich aufgehalten, dort gelehrt oder versucht hätten, Zutritt zu jenen Kreisen zu erlangen, welche die Häupter des mediceischen und der anderen großen Häuser fast das ganze Jahrhundert hindurch um sich versammelt hatten. Wie wir früher erwähnt, war bereits durch die Thätigkeit Boccaccio's der griechischen Literatur in Florenz ein fester Wohnsitz dadurch bereitet worden, daß ein eigener Lehrstuhl für dieselben errichtet wurde. Als den eigentlichen Wiederhersteller der griechischen Literatur in Italien betrachtet man jedoch den Manuel Chrysoloras (1350—1415). Sein Name war schon seit 1391 durch mehrere Gesandtschaften, die er, um Hülfe gegen die andringenden Türken für den byzantinischen Kaiser Johannes Palaeologus zu erhalten, nach mehreren Ländern, selbst nach England, bereits gemacht hatte, im Occident bekannt geworden, als er 1396 bei den Gefahren, von

denen Konstantinopel damals bedroht wurde, sich nach Italien flüchtete. Er landete zu Venedig, ward von dem florentinischen Senate eingeladen, an der dortigen Universität die griechische Sprache und Literatur zu lehren, nahm diesen Ruf an, und ward so der erste Grieche, der als öffentlicher Lehrer seiner Muttersprache in Italien angestellt wurde. Er lehrte später an verschiedenen Orten und bereitete seinen Landsleuten die günstige Aufnahme vor, die sie später in Italien fanden. Aus seiner Schule gingen fast alle die Männer hervor, die in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts als große Humanisten und Literatoren in Florenz glänzten. Die Söhne aus den bedeutendsten Familien wurden seine Schüler, und wetteiferten mit einander in der thätigen Beförderung jener Studien, welche von unermeßlichem Einflusse auf die neuere Civilisation geworden sind.

Die Jünglingsjahre des Cosmo von Medici fallen gerade in die Periode, wo Chrysoloras durch öffentliches Lehren jenen Wetteifer hervorrief. Zwar war Cosmo noch zu jung, als daß er während dessen Aufenthaltes in Florenz von seinem unmittelbaren Unterricht hätte Gebrauch machen können; er lebte jedoch in vertrautem Umgange mit mehreren seiner Zuhörer, unter denen außer Leonardo Aretino (1369—1444) besonders Ambrogio Traversari, der Camaldulenser (1386—1439), genannt werden muß, um den sich in seinem Kloster gewöhnlich eine Schaar junger Florentiner versammelte, die seines Unterrichts genossen. Das Haus der Medici stand damals bereits in Florenz auf einer Höhe, die dem Cosmo und seinem Bruder Lorenzo die glänzendsten Aussichten in der Republik eröffnete. Da er stets das Interesse des Bürgerstandes gegen den Adel verfochten hatte, so war Popularität die Grundmaxime geworden, durch die es, in Verbindung mit seinen aus Handels- und Bankgeschäften entstandenen Reichthümern, sich gehoben hatte. Giovanni, der Vater von Cosmo, ist der wahre Gründer dieser Größe; durch ihn wurde das Haus der Mediceer das erste in Florenz, wenn es ihm gleich damals nicht an Neidern und Nebenbuhlern fehlte, unter denen das Haus der Albizzi sich am meisten auszeichnete. Das von Giovanni, der 1429 starb, angefangene Werk vollendete der große Geist seines Sohnes Cosmo (geb. 1389), der mehr als dreißig Jahre, ohne einen anderen Namen als den eines Bürgers zu führen, die Geschäfte der Republik leitete und zugleich seine Reichthümer zur Beförderung der Wissenschaften anwandte. Er richtete (1444) die erste öffentliche Bibliothek Italiens in dem Kloster San Marco zu Florenz ein und stellte die Sammlung unter die Aufsicht eines Mannes, der später den Grund zu einer noch bedeutenderen Sammlung legte, des Tommaso von Sarzano, der, anfangs Lehrer in den Häusern der Albizzi und Strozzi, 1447 den päpstlichen Stuhl als Nicolaus V. bestieg und Gründer der vatikanischen Bibliothek wurde. Cosmus stiftete, um den Gelehrten einen Vereinigungspunkt zu gewähren, die platonische Akademie in Florenz, deren erster Präsident Marsilio Ficino (1433—1499), der Uebersetzer des Plato, wurde. Aehnliche Akademieen entstanden dann auch zu Neapel, Rom und in anderen Orten. Cosmus starb 1464, von seinen Mitbürgern mit dem Namen: Vater des Vaterlands geehrt. Sein kränklicher Sohn Pietro verdankte hauptsächlich seinem ererbten Vermögen das Ansehen, dessen er genoß. Wir wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß er einen eigenthümlichen Versuch machte, den schlummernden italiänischen Dichtergeist wieder zu wecken. Er setzte nämlich einen Preis für das beste Gedicht auf die Freundschaft aus; der Preis bestand aus einem silbernen Kranz in Form eines Lorbeerzweiges. Dieser Kranz aber fiel — der Kirche zu, da die zu Preisrichtern ernannten päpstlichen Secretaire keinem der eingelaufenen Gedichte den Preis zuerkennen mochten. Pietro de' Medici starb bereits 1472. Er hinterließ zwei Söhne, Lorenzo und Giuliano, deren Jugend die Feinde des mediceischen Hauses zu benutzen suchten, um dessen beneidete Größe zu vernichten. Die Verschwörung der Pazzi gegen die beiden Jünglinge, die in der Kathedrale zu Florenz in dem Augenblicke ermordet werden sollten, wo die Hostie emporgehoben wurde — an welchem Unternehmen ein Papst, ein Cardinal und ein Erzbischof sich betheiligt hatten — erreichte bekanntlich ihren Zweck nicht: Giuliano fiel (am Palmsonntage 1478), aber Lorenzo wurde gerettet, und sah durch diesen Vorfall sein Ansehen nur um so mehr befestigt.

Lorenzo de' Medici wurde 1448 geboren. Seine glänzenden Fähigkeiten entwickelten sich unter den geschicktesten Lehrern sehr schnell. Die erste Bildung erhielt er durch einen Geistlichen, Gentile von Urbino, der später durch des Schülers Bemühung Bischof von Arezzo wurde. Seine weitere wissenschaftliche Ausbildung war durch den Großvater den berühmtesten Männern, welche Florenz damals hatte, theils Griechen, theils Lateinern anvertraut worden. Zu den ersteren gehörte Johannes Argyropulus, der, durch das Unglück seines Vaterlandes verscheucht, nach Italien kam. Er unterrichtete Lorenzo in der aristotelischen Philosophie, während der Zögling und Liebling von Cosmo, Marsilio Ficino, ihn mit den Lehren des Plato bekannt machte, die bei dem Zöglinge bedeutenderen Eingang gefunden zu haben scheinen, als die des Aristoteles. Einen Hauptantheil an seinem Unterricht in der Literatur überhaupt, vorzüglich der römischen, hatte ein Mann, dem die gelehrte Welt viel verdankt, Christoforo Landino, der aus dem Lehrer bald der Freund des Jünglings wurde. Im Jahre 1465 machte Lorenzo die persönliche Bekanntschaft des Prinzen Friedrich von Neapel, der später König wurde und immer sein Freund blieb. Im folgenden Jahre unternahm er Reisen nach Rom, Mailand, Ferrara und Venedig, um mit den politischen Künsten vertrauter zu werden. Doch die Politik konnte seinen Ehrgeiz nicht so sehr reizen, daß er ihr die Freuden aufgeopfert hätte, die er bei den Musen suchte. Während der wenigen Jahre, wo sein Vater Pietro an der Spitze des Hauses stand, der junge Lorenzo aber schon als die Stütze der Republik angesehen wurde, gab ein prachtvolles Turnier, das mehrere der angesehensten Fürsten und Edelen in Florenz vereinigte, eine unerwartete Veranlassung zu poetischen Productionen, in denen eine ganz neue Dichtgattung geschaffen war. Mit diesem beginnt die glückliche Epoche der Poesie seit Petrarca. Es erschienen auf demselben Lorenzo und sein Bruder Giuliano mit sechszehn Mitkämpfern; sie traten gegen die bedeutendsten der fremden Kämpfer in die Schranken und waren hinlänglich ritterlich geübt, ihre Gegner aus dem Sattel zu heben. Kein Sieg über den Feind der Christenheit, der damals schon von Konstantinopel her drohte, hätte die Florentiner mehr erfreuen können. Auch die Gelehrten vom Strome des öffentlichen Jubels mit fortgerissen, glaubten, die mediceische Familie, der sie immer mehr Dank schuldig wurden, bei dieser Gelegenheit ihre Huldigung bezeigen zu müssen, und als Luca Pulci den Sieg in italiänischen Stanzen zu besingen unternommen hatte, wurde der gelehrteste unter den damaligen jüngeren Philologen, Angelo Politiano, angetrieben, mit jenem einen Wettkampf in seiner Muttersprache zu wagen.

Doch noch ermunternder für jedes aufkeimende Dichtertalent war das Beispiel, das Lorenzo selbst in seinem Jünglingsalter als Poet gab. Ein Commentar, den er über einige seiner Sonette schrieb, lehrt uns die Entwickelung seines Talents und die Empfindungen seines Herzens kennen. Er hatte manchen Vers gemacht, ohne einen Gegenstand der Liebe gefunden zu haben, dem er, wie Petrarca der Laura, in Liedern huldigen konnte. Da starb eine junge Florentinerin von seltener Schönheit in der Blüthe ihres Lebens. Ihr Tod wurde in Prosa und Versen beklagt; man drängte sich, die schöne Leiche vor der Beerdigung noch einmal zu sehen. Auch Lorenzo kam, sie zu sehen, und der Anblick derselben riß ihn zu einer Schwärmerei hin, in der er sich zum ersten Mal ganz als Dichter fühlte. Bald hatte er auch unter den Lebenden in der edeln Lucretia Donati einen würdigen Gegenstand seiner poetischen Huldigungen gefunden und er dichtete platonisirend rüstig fort bis in sein männliches Alter. Doch sei gleich hier bemerkt, daß ihn bereits seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre das Band der Ehe mit Clarice Orsini verband, wodurch denn eine angesehene Familie mehr mit dem mediceischen Hause eng verbunden wurde. Seitdem die Vergnügungen seiner Jugend keine Reize mehr für ihn hatten, fand er einen der größten Genüsse in den Unterhaltungen über Gegenstände der Literatur, und vorzüglich der Philosophie, im Kreise seiner gelehrten Freunde, unter denen Poliziano, der Erzieher seiner Söhne, Ficino und der Graf Pico von Mirandola ihm am nächsten standen. Der letztere, körperlich und geistig von der Natur auf das Verschwenderisch'ste ausgestattet, wurde seiner großen theologischen, philosophischen und antiquarischen Kenntnisse wegen von seinen

Zeitgenossen bewundert. Als er 1494 starb, hatte er kaum das dreißigste Lebensjahr überschritten. Zu ihm fühlte Lorenzo besonders stark sich angezogen, und Pico wiederum äußerte von jenem in einem seiner Briefe: „So kraftvoll und doch so vielseitig ist sein Geist, daß er für jedes Geschäft gleich gebildet zu sein scheint. Was mich aber am meisten in Verwunderung setzt, ist das: wie tief er auch in die Staatsgeschäfte verflochten sein mag, so sind doch stets seine Unterhaltung und seine Gedanken so sehr auf Gegenstände der Literatur gerichtet, daß es scheinen muß, als wäre er völlig Herr seiner Zeit." Mit seinen Freunden verkehrte Lorenzo am häufigsten auf seinen Villen, zu Poggio Cajano, Carreggi, besonders aber auf seinem Lieblingsaufenthalte Fiesole, wo er ihnen Wohnungen eingeräumt hatte, damit sie mit Muße ihren Studien nachhingen. Hier brachte er die Stunden, die er der Last seiner vielfachen Geschäfte entziehen konnte, am liebsten zu; hier, auf Spaziergängen oder Spazierritten, bildeten wissenschaftliche Gegenstände den beständigen Stoff der Unterhaltung.

Der Schutz und die Aufmunterung, die Lorenzo den Wissenschaften angedeihen ließ, wurde nicht allein von seinen nächsten Bekannten, sondern von ganz Italien empfunden. Seine Humanität zog die Gelehrten von allen Seiten nach Florenz, und es gab kaum einen durch gelehrte Kenntnisse ausgezeichneten Italiäner oder nach Italien geflohenen Griechen, der nicht seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mit einem großen Aufwande von Kosten suchte er einen Schatz von alten Handschriften zusammen zu bringen. Er schickte den Johannes Laskaris (dessen griechische Grammatik das erste gedruckte griechische Buch ist) zweimal nach Griechenland, um durch ihn alles aufkaufen zu lassen, was dort noch von den Werken der Griechen vorhanden war. Diese kostbaren Denkmäler des gelehrten Alterthums ließ er in der von seinem Großvater angelegten, von ihm beträchtlich vermehrten und deshalb nach ihm benannten Laurentinischen Bibliothek aufstellen. Er begnügte sich nicht, die Codices zu sammeln, sondern er veranlaßte die Gelehrten, sie zu berichtigen, zu erläutern und durch die Buchdruckerkunst in Umlauf zu bringen, zu welchem Zweck er bereitwillig die Kosten hergab. Mit gleicher Liberalität suchte er die Künste zu fördern, von denen er besonders die Baukunst und die Musik liebte; doch versagte er keiner der übrigen sogenannten schönen Künste seinen Schutz. Cosmo's Reichthümer und des gleichzeitigen geschickten Bildhauers Donatello Fleiß hatten die berühmte Antikensammlung begründet, die unter dem Namen des Florentinischen Museums bekannt ist. Lorenzo vermehrte sie beträchtlich und gab ihr vielleicht die besten Stücke, die sie enthält. Der Eifer, mit welchem er die Denkmäler der alten Kunst aufsuchte, grenzte fast an Leidenschaft. Um den Geschmack seiner Mitbürger zu veredeln und größere Correctheit in die Arbeiten der Künstler bringen zu lassen, bestimmte er seine Gärten, neben dem Kloster St. Marco, zu einer Schule für das Studium der Antike, indem er die nöthigen Gebäude, Werkstätten, nebst den Statuen, Büsten und anderen Mustern der antiken Kunst dazu hergab. Den Lehrlingen setzte er ansehnliche Stipendien und Ehrengeschenke aus. Oft genug sind Lorenzo's Gärten als die Pflanzschule großer Künstler gepriesen worden: hätten sie aber auch keine andere Bedeutung, als diejenige, daß Michel Angelo Buonarotti sich dort zumeist gebildet hatte, so würde allein in ihm die Absicht ihres Stifters erreicht worden sein.

Eine fehlerhafte körperliche Constitution machte seinen Tagen schon in der Blüthe des männlichen Alters ein Ende — noch nicht fünfundvierzig Jahre alt starb Lorenzo — und raubte der Welt, wie es in einer Biographie heißt, einen Mann, der, ein bloßer Bürger eines mäßigen Freistaats, wie einst Perikles nicht nur seine Nation, sondern die gebildete Menschheit überhaupt auf eine höhere Stufe gehoben hatte. „Geliebt von seinen Mitbürgern," sagt Heeren von ihm in der Gesch. der class. Literatur, „bewundert von seinem Zeitalter, ununterbrochen glücklich wie Perikles, war er doch glücklicher wie dieser in der Zeit seines Todes. Er sah nicht mehr die Flucht seines Hauses, die Plünderung seiner Kunstschätze und die Verwüstung Italiens, welche, zwei Jahre nach seinem Tode, den Eroberungszug von Karl VIII. begleiteten, und wenn jener Grieche dem Gram erlag, die Schöpfung, die er um sich hervorgerufen hatte zerstört oder der Zerstörung nahe zu sehen, so stieg



Lorenzo de' Medici.

dagegen Lorenzo's großer Geist mit der frohen Hoffnung zu den Schatten hinab, daß die seinige noch herrlicher aufblühen werde." Von den drei Söhnen, die er hinterließ, war der zweite, Giovanni, der nachmalige Papst Leo X., auf welchen die in der bisherigen Darstellung hervorgehobenen, den Wissenschaften und Künsten förderlichen Eigenschaften des Vaters in gleichem, wenn nicht noch größerem Maße vererbt wurden.

Lorenzo's politische Bedeutung und staatsmännische Eigenschaften zu schildern, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Die größten florentinischen Geschichtsschreiber, Machiavelli und Guicciardini, deren Jugend und Kindheit in die Zeiten Lorenzo's fallen, sind auch in dieser Beziehung seines Lobes voll. *) Keinem Fürsten der damaligen Zeit war von so

*) Im Gegensatze zu den ungemessenen Lobeserhebungen Lorenzo's, die man fast in allen Werken, in denen von ihm gehandelt wird, zu finden gewohnt ist, stehen die Aufzeichnungen eines seiner Zeitgenossen, die freilich nicht für die Oeffentlichkeit niedergeschrieben sind. Derartige Aufzeichnungen waren, soviel deren bis jetzt bekannt geworden, seit dem vierzehnten Jahrhundert, zum bloßen Zwecke der Ueberlieferung an Kinder und Kindeskinder verfaßt, die dann gewöhnlich fortfuhren, wo der Tod den Vater in der Fortsetzung unterbrochen hatte. Diese „Ricordi" sind dem Geschichtsforscher häufig von großem Nutzen gewesen. Diejenigen, von denen hier die Rede, rühren von einem Rinuccini, der 1599 achtzigjährig gestorben ist, her, einem Freunde und Genossen der berühmten Männer, die wir oben als Hauptbeförderer der classischen Studien kennen gelernt haben. A. Reumont (Beiträge zur ital. Gesch. Bd. V.) theilt die den Lorenzo betreffende Stelle in deutscher Uebersetzung mit; wir geben sie hier in Folgendem wieder: „Lorenzo," sagt Rinuccini, „war von Natur mit großem Geist und großer Klugheit begabt, welche Erziehung und Uebung gemehrt hatten, so daß ich glaube, er stand seinem Großvater Cosimo, einem gewiß sehr verständigen Manne, in keinem Stücke nach. Sein Geist war gefügig und vielseitig, so daß er schon in der Jugend in Allem, worauf er sich legte, seine Genossen hinter sich ließ, wie er denn das Tanzen, Armbrustschießen, Singen, Reiten, Spielen verschiedener Spiele wie mehrerer Instrumente und anderes lernte, was der Jugend zur Zierde und Erheiterung dient. Da er nun die Bürger unserer Stadt durch die schon unter seinem Vater aufgekommene Gewöhnung völlig erniedrigt und von knechtischer Sinnesart und Sitten fand, so trieb ihn sein großes Talent nächst seiner überaus stolzen und ehrsüchtigen Gesinnung, alle öffentliche Macht, Würde und Autorität an sich zu reißen und sich, wie Cäsar, zum Herrn der Republik zu machen. Wer seinen Gang aufmerksam verfolgte, erkannte dies unschwer. Lange Jahre hindurch war er darauf bedacht, die Gemeindebank durch Verordnungen und Gesetze verschiedener Art zu vernichten, um so der Verpflichtung enthoben zu sein, den Bürgern Geld und Mitgift herauszugeben und die Summen zu eigenen Zwecken zu benutzen. Er hatte dabei Helfershelfer, so gewissenlose wie freche Menschen, welche ihm Stunde nach Stunde die Mittel und Wege zeigten, seine Absicht in's Werk zu setzen. Andererseits verpflichtete er sich dermaßen durch Jahrgelder die kleinen Tyrannen und Herrchen der Nachbarschaft und Raufbolde von Profession, daß viele von ihnen in der Romagna, Lunigiana und anderwärts, die einst Schutzbefohlene der Republik waren und als solche einen gewissen Tribut zahlten, jetzt von der Gemeinde Löhnung erhielten, wofür sie jetzt Lorenzo'n allein zu Diensten sein zu müssen glaubten.

vielen Fürsten geschmeichelt worden, als dem unbetitelten Lorenzo; bei allen merkwürdigen Ereignissen in Italien, die während seiner Leitung der Republik stattfanden, hatte er eine der ersten Rollen gespielt. Statt aller Titel diente ihm der Beiname **il Magnifico**, den ihm die Zeitgenossen wegen seiner Freigebigkeit und Prachtliebe beigelegt, und der etwa als „der Erlauchte," „der Fürstliche" deutsch wiederzugeben ist. Einen begeisterten Biographen hat Lorenzo de' Medici dreihundert Jahre nach seinem Tode in dem Engländer **William Roscoe** gefunden, dessen Werk (Life of Lorenzo de' Medici, Liverpool 1796, in einer deutschen Uebersetzung von K. Sprengel. Berlin 1797) durch die Mittheilung vieler bis dahin ungedruckter Gedichte Lorenzo's einen besonderen Werth erhalten hat.

Als Dichter hat Lorenzo eine nicht gewöhnliche Vielseitigkeit entwickelt. Seine Werke, so weit sie bis jetzt veröffentlicht worden — und noch immer ist mancherlei ungedruckt geblieben —, enthalten lyrische, beschreibende, didaktische, allegorische, scherzhafte, satirische, geistliche, burleske, idyllische Gedichte in Sonetten, Canzonen, Sestinen, Terzinen, Stanzen und anderen Formen. Fast alle seine Gedichte tragen Spuren einer Art von Eilfertigkeit, in der sie producirt sind. Seine dem Petrarca nachgebildeten Sonette, Canzonen, Sestinen und übrigen kleineren lyrischen Produkte zeichnen sich durch einzelne schöne Züge aus, stehen jedoch in Bezug auf Correctheit, Zartheit und Wohllaut ihren Vorbildern weit nach. Scherzhafte und epigrammatische Gedichte sind ihm besser gelungen. Eins derselben: La Nencia da Barberino, in Ottave rime, enthält eine scherzende Liebeserklärung einer diesen Namen führenden ländlichen Schönen in dem toscanischen Volksdialekt (lingua contadinesca), wie er besonders in der Gegend von Florenz und Siena von den Landleuten gesprochen wird. Mehrere florentinische Dichter haben später die Gattung dieser poesia rusticale, welche die Sitten und Gefühle des Landmanns in der ihm eigenthümlichen Sprache darstellt, weiter ausgebildet; Lorenzo wird als der Erfinder dieser Gattung betrachtet. Sein Gedicht: il Simposio oder i Beoni (die Trinker) wird ferner für die älteste eigentliche Satire der italiänischen Literatur gehalten. Der Dichter erzählt darin, ganz in der Manier der Göttlichen Komödie, eine Reise nach einem Weinkeller. Sein Führer und Cicerone ist ein gewisser Bartolin, mit dem er sich über die Trinker, die er dort antrifft, so unterhält, wie Dante den Virgil über die Verdammten der Hölle befragt. Dieses Gedicht Lorenzo's ist mehrmals mit den Burchiello'schen und ähnlichen Producten zusammen gedruckt worden. Ein anderes Gedicht: La confessione, enthält in scherzhafter Art das Bekenntniß der Traurigkeit darüber, daß der Dichter manche Freude der Jugend nicht ganz genossen habe. Aehnlicher Art sind die in Stanzen gedichteten „sieben Freuden der Liebe" (le sette allegrezze d'Amore), und auch seine Beschreibung einer Falkenjagd (la caccia del Falcone) in Stanzen, kann den scherzhaften Gedichten beigezählt werden, da es einen Falkonier schildert, der so ungeschickt war, zu fallen und seinem Vogel einen Flügel zu brechen. Mehr

---

So verthat er ohne irgend einen Skrupel die öffentlichen Einkünfte, ohne Rücksicht auf den Schaden der Bürger, die er arglistig um das ihrige brachte, sowohl um sie zu schwächen und zum Widerstand unfähig zu machen, wie auch aus verzehrendem Neid, der ihn neben ausschweifendem Ehrgeiz beherrschte. Dieser Ehrgeiz vermochte ihn, keinem Fremden, er mochte sein wer immer er wollte, ein Gesuch abzuschlagen, sofern er glaubte, daß dieser Gutes von ihm reden würde. So verthat er ohne Maß noch Beschränkung nicht das Seinige, sondern das Eigenthum des Gemeinwesens. Denn wo er von dem Seinen ausgeben sollte, war er eher geizig als verschwenderisch, ausgenommen wo seine Eitelkeit im Spiele war, und er bei Werken, die auf öffentliche Kosten ausgeführt waren, durch irgend einen unbedeutenden Zuschuß sich allein die Ehre zuwenden konnte. Alles aber, was einst dem bürgerlichen Leben Glanz und Heiterkeit verlieh, Hochzeiten, Bälle und Feste und zierliche Kleidung, verdammte er und schaffte es ab durch Beispiel und Rede. Was aber am meisten zu beklagen ist, er unterdrückte alle Autorität, Würde und Ansehen der öffentlichen Behörden, indem er Alles in solcher Weise in sich vereinigte und an sich riß, daß kein Magistrat auch in den geringfügigsten Dingen ohne seine Zustimmung einen Beschluß zu fassen wagte. Thaten sie es doch einmal, so sahen sie sich bald genöthigt zu widerrufen und das Gegentheil zu beschließen. Daher kam bei den Bürgern Mißachtung der öffentlichen Angelegenheiten, wozu Lorenzo täglich durch neue Verordnungen beitrug, indem er den Behörden in wie außerhalb der Stadt soviel er vermochte, Macht und Bedeutung entzog und sich Alles vorbehielt, so daß kein Magistratsdiener ohne seine Erlaubniß angestellt werden durfte. So konnte und that er allein, was der rechtlichen Ordnung gemäß dem Gemeinwesen zustand. Viele erkannten dies, aber keiner wagte es auszusprechen."

muthwilliger als scherzhafter Art sind die Carnevalslieder (canti carnascialeschi), die auf das Vergnügen des Volkes bei jenen Lustbarkeiten berechnet sind, welche wir bereits oben geschildert haben. Zu den eigenthümlichsten Productionen Lorenzo's gehören die canzoni a ballo, deren Benennung schon anzeigt, daß sie zu Tänzen gesungen wurden. Auch darin soll Lorenzo der erste gewesen sein, daß er Gesänge in verschiedenen Versarten zur Begleitung der Musik geschrieben, wie denn auch als wahrscheinlich dargestellt wird, daß er sich bei fröhlichen Gelegenheiten unter das Volk gemischt und dessen Vergnügungen geleitet habe. Auch geistliche Lieder (Orazioni e laude) sind von ihm gedichtet worden, und unter ihnen findet sich sogar ein dramatisches Product: „Rappresentazione de SS. Giovanni e Paolo" von der Art der Mysterien, die wir oben besprochen haben. Gab ihm die Religion Stoff zu (freilich sehr unbedeutenden) Dichtungen, so wurde von ihm auch nicht die platonische Philosophie zu poetischer Behandlung verschmäht. Sein nur in Fragmenten bekannt gewordenes dialogisches Lehrgedicht: l'Altercazione („der Streit") trägt zwar einige Stücke aus der platonischen Philosophie vor, lehrt jedoch wenig mehr, als daß das Landleben, verglichen mit dem städtischen, ein gar glückliches sei.

Es sind noch die Producte lyrisch-beschreibender Poesie des Lorenzo de Medici zu erwähnen. In weitläufigen Beschreibungen gefiel sich der Dichter; seine Phantasie trug gern eine Menge kleiner Bilder zusammen. Die Dichtung in Stanzen öffnete ihm ein weites Feld, und da, wo er Naturschilderungen in seine Darstellung verflicht, wird das Interesse des Lesers, der durch die außerordentliche Gedehntheit der Ausführung bereits ermüdet worden, wieder lebhaft angeregt. Eins dieser Gedichte in Stanzen: „Selve d'Amore", wurde besonders von den gelehrten Freunden des Dichters als etwas Unübertreffliches und in seiner Art Einziges bewundert, obschon es einer der ersten Versuche sein soll, durch die Lorenzo als Dichter Aufsehen erregte. Es ist das umfangreichste seiner Gedichte und beginnt elegisch mit dem Ausdrucke der Sehnsucht nach der abwesenden Geliebten. Die Sehnsucht verwandelt sich in Hoffnung; die Hoffnung des Wiedersehens füllt die Phantasie mit Bildern des Frühlings, der in einer langen Reihe von Stanzen geschildert wird. Diese Schilderung führt endlich zur Idee eines Besuches, den der Dichter von der Geliebten auf dem Lande erhält, und da er wünscht, daß mit Amor nicht zugleich die Eifersucht bei ihm einziehen möge, so fährt die Dichtung mit einer allegorisch mythologischen Darstellung der Eifersucht fort, geht von da zur ausführlichen Beschreibung des goldenen Zeitalters über, wo die widerlichste der Leidenschaften die Freuden der Liebe noch nicht störte, und kehrt mit dem Wunsche, in einem solchen Zeitalter mit der Geliebten zu leben, zu den Klagen der Sehnsucht zurück. — Durch leidenschaftlichen Ton unterscheidet sich dies Gedicht von der allegorischen Dichtung Ambra, die ebenfalls in Stanzen ausgeführt ist. Ambra war der Name einer kleinen Insel, an deren Cultivirung Lorenzo mit besonderer Liebhaberei viel Geld und Mühe verwandt hatte. Der Fluß Ombrone, der die kleine Insel gebildet hatte, zerstörte sie wieder durch eine Ueberschwemmung. Lorenzo, Trost bei den Musen suchend, allegorisirte die Geschichte seiner geliebten Insel, machte sie zu einer Nymphe, sich selbst zu ihrem Geliebten, den Flußgott zu seinem Nebenbuhler u. s. w. (Ein weiterer Auszug mit poetischen Bruchstücken folgt unten, in der Auswahl.) Außer den poetischen Werken ist auch noch eine mit diesen in Verbindung stehende Schrift in Prosa von Lorenzo vorhanden: ein Commentar über einige seiner Sonette, in der Art des Dante'schen convito, doch mehr von dem Standpunkte eines platonisirenden Weltmannes geschrieben. Für die Entwickelung des prosaischen Stils ist dieser Commentar insofern merkwürdig, als er die Ansicht seines Verfassers, in Uebereinstimmung mit der seiner Zeitgenossen ausdrückt: die Prosa Boccaccio's sei die allein nachahmungswürdige. In den didaktischen Stellen des Commentars ist Lorenzo daher allen Schwierigkeiten unterlegen, welche die Anwendung der nichts weniger als einfachen Boccaccio'schen Prosa auf den didaktischen Stil äußert. Indem die romantische Prosa zu allen Gattungen der Darstellung ausgebildet werden sollte, wurde an die Stelle der wahren Beredsamkeit eine unterhaltende und wohllautende Geschwätzigkeit gesetzt.

Von Lorenzo de' Medici gehen wir sogleich auf Angelo Poliziano über. Den Familiennamen Ambrogini führend, gab er sich den Namen, unter welchem er als Dichter und Gelehrter bekannt ist, nach dem Städtchen Montepulciano, wo er 1454 geboren war. Seine Erziehung war seinen bedeutenden Fähigkeiten günstig. Sein Vater, ein Doctor der Rechte, der in armseligen Verhältnissen lebte, schickte ihn bereits in frühester Jugend nach Florenz, wo er unter Landino und Andronikus von Thessalonich mit ausgezeichnetem Erfolge das classische Alterthum studirte. Dann wandte er sich zur Philosophie, in welcher Ficino und der Aristoteliker Argyropulus seine Lehrer waren. Einige lateinische Epigramme, die er in seinem dreizehnten Jahre, und verschiedene griechische, die er in seinem siebzehnten verfertigte, erregten allgemeine Bewunderung. Neuen Ruhm erwarben ihm seine Stanzen auf das Turnier des Giuliano de' Medici; ein bloßes Fragment, das aber nichts desto weniger zu den schönsten Denkmälern der italienischen Poesie aus dem fünfzehnten Jahrhundert gehört. Unterdessen befestigte er sich immer mehr in der Gunst Lorenzo's, dessen Großmuth, wie er überall in seinen Briefen rühmt, ihn in den Stand setzte, alle seine Zeit den Studien widmen zu können. Er war beständiger Begleiter dieses großen Mannes in den Stunden, die derselbe den Staatsgeschäften entziehen konnte, und begleitete ihn auf seine Landgüter. In seinem neunundzwanzigsten Jahre wurde ihm der Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Beredsamkeit zu Florenz anvertraut, und er behauptete ihn mit solchem Ruhm, daß der Grieche Demetrius Chalcondylas, der zugleich mit ihm griechische Vorlesungen hielt, seinetwegen oft keine Zuhörer fand. Unter seinen aus allen Theilen Europa's herbeiströmenden Schülern haben sich in der Folge manche als elegante Kenner der classischen Literatur ausgezeichnet. Lorenzo vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an, und seinem eben so geschmackvollen als gründlichen Unterricht haben die Wissenschaften und Künste vorzüglich den Schutz und die Aufmunterung zu danken, die ihnen nachmals Leo X. angedeihen ließ. Seine Verdienste wurden von seinen Zeitgenossen anerkannt und belohnt. Er erhielt das Bürgerrecht von Florenz, und die Stelle eines Priors an dem Collegio zu St. Paul. Späterhin wurde er Canonicus an der Kathedralkirche in Florenz, weshalb er in den geistlichen Stand trat. Er befand sich unter den florentinischen Gesandten, die Innocenz VIII. im Jahre 1485 zu seiner Erhebung Glück wünschten, bei welcher Gelegenheit er sich so beliebt bei diesem Papst machte, daß er von ihm ein mit einem schmeichelhaften Breve begleitetes Geschenk von 200 Scudi erhielt, als er ihm seine Uebersetzung des Herodian widmete. Er stand mit vielen Großen in Briefwechsel, z. B. mit Johann, König von Portugal, mit Matthias Corvinus, König von Ungarn, und mit Lodovico Sforza, Herzog von Mailand, die sich im Lobe seiner Gelehrsamkeit vereinigten. Und in der That muß man ihn zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit zählen. Er schrieb gleich elegant in griechischer, lateinischer und italiänischer Sprache.

Nachdem 1492 Poliziano's Gönner und Freund gestorben war, nahm sich Lorenzo's Sohn, Pietro, als Haupt der Mediceer, seines Lehrers mit gleicher Liberalität an. Allein Poliziano folgte seinem ersten Beschützer bald nach. Er starb in seinem vierzigsten Jahre, 1494, und wurde zu San Marco begraben. — Eine ausführliche Biographie desselben ist enthalten in: Meiner's „Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften" (Zürich, 1796. II. Bd.). — Die gehässige Art, mit der über Poliziano's Charakter und Tod, besonders auf die mit nichts erwiesene Autorität der sogenannten Lobschrift des Jovius, geurtheilt ward, mochte in der Engherzigkeit einen Anhaltpunkt gefunden haben, womit man die Verachtung, in der Pietro de' Medici stand, auf seinen Lehrer übertrug. Der Vorwurf der Eitelkeit kann ihm jedoch mit Recht gemacht werden. So schreibt er an Mathias Corvinus: „Aus einem niedrigen Stande hat mich die Großmuth und Freundschaft Lorenzo's zu einer beträchtlichen Stufe von Ansehen erhoben, ohne eine andere Empfehlung von meiner Seite, als meine gelehrten Kenntnisse. Viele Jahre hindurch habe ich in Florenz die lateinische Sprache mit großem Beifalle gelehrt; selbst in der griechischen habe ich mit Griechen disputirt, ein Verdienst, auf welches



Angelo Poliziano.

seit tausend Jahren keiner meiner Landsleute Anspruch machen konnte." Aehnlicher Stellen sind mehrere in seinen Briefen vorhanden.

Die beiden poetischen Producte Poliziano's: Das Turnier und den Orpheus — außer denen sich nur noch einige kleinere Gedichte in Sammlungen zerstreut finden — haben wir bereits erwähnt. Was zunächst die „Stanzen über das Turnier des Julian von Medici" (stanze per la giostra del magnifico Giuliano) betrifft, so übertreffen sie an correcter Leichtigkeit und Anmuth der Sprache Alles, was zwischen ihnen und den Gedichten Petrarca's liegt, auch die Poesie des Lorenzo de' Medici nicht ausgenommen. Wann das Turnier stattgefunden, ist von den gleichzeitigen Schriftstellern nicht gemeldet worden. Einige behaupten, daß Poliziano in seinem fünfzehnten Jahre die Stanzen gedichtet habe. Jedenfalls hat er das Gedicht, wie es, ohne Schluß, vorliegt, bereits vor seinem zwanzigsten Jahre vollendet. Es ist in zwei Bücher getheilt, deren erstes hundertfünfundvierzig Stanzen enthält, während das zweite mit der sechsundvierzigsten Stanze abbricht. Der Werth desselben beruht auf der Ausführung, nicht auf der Erfindung. Das ganze Gedicht ist eine Galanterie im doppelten Sinne. Poliziano wollte dem Lorenzo so viel Schönes sagen, als sich auf eine schickliche Art nachholen ließ, nachdem Luca Pulci jenen bereits als Turnierhelden besungen hatte. Um dem Julian zu huldigen, nahm Poliziano eine Liebschaft zu Hilfe, die damals das Herz Julian's besonders beschäftigt zu haben scheint. Dieser tritt in dem Gedicht als kühner Jüngling auf, der Amor's Macht Trotz bietet, worauf Amor es veranstaltet, daß jener besiegt wird. Der unempfindliche Jüngling muß auf der Jagd einer schönen Nymphe begegnen. Da zerschmilzt er in Liebe. Und diese Herzensangelegenheit sollte mit dem Siege, den Julian im Turnier gewann, ein romantisches Ganzes bilden. Was das Gedicht, bei seinen Mängeln, die vorzüglich in der gesucht allegorischen Einmischung der alten Mythologie ihren Grund haben, vor den älteren italiänischen Gedichten auszeichnet, ist die durch den Einfluß des Studiums der antiken Poesie bewirkte Läuterung des romantischen Geschmacks, die fast durchgängig darin zu erkennen ist. Keine ungeheuerliche Fiction, kein excentrisches Pathos stört in diesen Stanzen die ästhetische Wahrheit und die Eleganz der Darstellung. (Wir geben unten in der Auswahl einige Bruchstücke aus den Stanzen).

Poliziano's „Orpheus" (Orfeo, favola tragica) wird verschiedenartig, bald als die erste italiänische Tragödie, bald als Schäferspiel, bald als eine Art Oper bezeichnet, während der Dichter seine „Favola" wohl nur als ein für die augenblickliche Unterhaltung

geschaffenes Gelegenheitsstück ansah, dessen Aufbewahrung durch die Abschrift ihn sogar später keineswegs erfreulich dünkte. In zwei Tagen, wie er selbst in einem Briefe an Carlo Canale bemerkte, war dieses Stück entstanden, veranlaßt durch eine Bitte des Cardinals Francesco Gonzaga († 1483), dessen feierlicher Einzug in seine Vaterstadt Mantua damit verherrlicht werden sollte. Das Stück ist von geringem Umfange; es nimmt gewöhnlich nur 16 Octavseiten ein, ist jedoch in fünf Acte getheilt, die der Reihe nach folgende bezeichnende Ueberschriften tragen: pastorale, ninfale, eroico, negromantico, baccanale. Wie mit diesen Bezeichnungen der Inhalt selbst zusammenstimmt, zeige folgende Inhaltsangabe. Zuerst erscheint Merkur als Prologus und kündigt in sechzehn Versen den Inhalt und die Katastrophe des Stückes an. Nachdem er abgetreten, klagt der junge Schäfer Aristäus einem älteren seine Liebessehnsucht nach einem überaus schönen Mädchen. Der ältere sucht ihm diese Liebe auszureden. Vergebens. Aristäus drückt seine Sehnsucht in einem vier Strophen langen Liede aus. Jede beginnt mit den Worten: „Hört, Wälder, meine süßen Worte, da die schöne Nymphe nicht hören will,“ die nach der vierten Strophe nochmals wiederholt werden. Tirsis, der ein verirrtes Lamm aufgesucht, kommt herbei und erzählt, er habe ein Mädchen erblickt: „Von Schnee und Rosen war ihr Angesicht, von Gold das Haar, ihr Auge dunkel, die Gewandung licht.“ Aristäus meint, das sei *sie*, und eilt ihr nach. Im zweiten Act sucht Aristäus die fliehende Nymphe, aber eine Dryade verkündet ihren traurigen Tod: eine Schlange hat sie gebissen. Die Dryade erblickt Orpheus mit der Zither nahend und will ihm die Todeskunde mittheilen, während die Andern hingehen sollen, die Eurydice mit Grün und Blumen zu bedecken. — *Dritter* Act. Orpheus singt zunächst das Lob des Cardinals von Mantua in einer lateinischen Ode von dreizehn sapphischen Strophen. Darauf spricht er wehklagend seinen Entschluß aus, zu den Pforten des Tartarus hinabzusteigen, um durch thränenreiche Verse dem Tod Mitleiden einzuflößen. Der Satyr Mnesillus bemerkt dazu: wer da hinunter gehe, der komme nicht mehr herauf. Zu verwundern sei es jedoch nicht, daß das Licht verliere, wer den Amor zum Führer genommen. Der *vierte* Act zeigt den Eingang zur Unterwelt und diese selbst. Orpheus ruft den Cerberus, die Furien um Mitleiden an; sie möchten ihn, den Jammervollen, passiren lassen, der den Himmel und alle Elemente zu Feinden habe und komme, um Gnade oder Tod zu erlangen. Pluto fragt, wer der sei, der mit goldner Zither die unbeweglichen Thore bewegt habe und so Aller Aufmerksamkeit fessele, daß die Qualen des Ixion, des Tantalus, der Danaiden unterbrochen seien. Persephone bittet ihn, den Orpheus anzuhören, und dieser erzählt nun in fünf Ottaven den Tod der Eurydice. Beim Chaos, woraus Alles entstanden, beim Phlegethon, bei jenem Apfel, der der Königin gefallen habe, fleht er um ihre Wiedergabe. Persephone ersucht ihren Gemahl um des Gesanges, der Liebe, der gerechten Bitten willen, nachzugeben. Pluto willigt ein unter der Bedingung, daß Orpheus die Eurydice nicht eher anblicke, als bis sie unter den Lebendigen angekommen. Vor Freuden singt er nun wieder lateinisch, aber nur vier Verse, die zum Theil dem Ovid angehören. Worauf Eurydice: „Weh, zu viel Liebe verdirbt uns, ich bin von Dir gerissen, lebe wohl!“ Orpheus: „Wer legt den Liebenden Gesetze auf? Verdient ein Blick voll Zuneigung und so viel Verlangen nicht Vergebung? Da ich beraubt bin und meine Freude in Schmerz verkehrt, muß ich mich abermals zum Tode hinwenden.“ Aber Tisiphone verbietet ihm weiter zu gehen. Vergeblich würden seine Worte und Gesänge sein; unbeweglich seien die Gesetze der Unterwelt. — *Fünfter* Act. Orpheus beklagt sein Geschick in Ottaven. Frauenliebe solle ihn nicht mehr rühren; Niemand mehr ihm von Liebe sprechen. In der dritten Ottave macht er einen allgemeinen Ausfall auf das weibliche Geschlecht: „Der ist gar elend, der seinen Willen ändert, um eines Weibes willen, ihretwegen der Freiheit sich beraubt oder ihrem Aussehen und ihren Worten trauet. Denn stets sind sie leichter als das Blatt im Winde, und tausendmal am Tage wollen sie und wollen sie nicht. Sie folgen dem, der sie flieht und entziehen sich dem, der sie wünscht, und kommen und gehen wie die Welle zum Ufer.“ Da nahen Mänaden. Eine derselben ruft: „Schwestern, da ist der, der unsre Liebe verachtet, auf! geben wir ihm den Tod.“

Sie stürzen sich auf Orpheus und tödten ihn, offenbar hinter der Scene, denn jene Mänade berichtet, sie hätten ihn in Stücke zerrissen und die Erde in seinem Blute gebadet. Den Schluß bildet eine Dithyrambe zu Ehren des Bacchus, die in meisterhafter Art den bacchantischen Character ausdrückt. — Das Ganze ist eine Sammlung dramatisch aneinander gereihter Gedichte von lyrischer Erfindung und Ausführung. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, kann man diesen wahrscheinlich ersten Versuch im musikalischen Drama zu den correctesten Dichtungen des fünfzehnten Jahrhunderts zählen.

In Verbindung mit Poliziano's Stanzen haben wir oben ein denselben vorangegangenes Gedicht des Luca Pulci genannt, das jedoch vollständig der Vergessenheit anheimgefallen ist. Luca, so wie seine beiden Brüder Bernardo und Luigi, von denen der letzte allein für die italiänische Literaturgeschichte größere Bedeutung erhalten hat, lebten in vertraulicher Verbindung mit dem Hause Medici. Bernardo übersetzte die Eklogen des Virgil und versuchte sich in mancher Dichtungsart, wenn gleich ohne Erfolge. Doch wird seiner Diction Streben nach antiker Würde und Einfalt nachgerühmt. Die „giostra" des Luca Pulci, welche Lorenzo's Turnier besingt, ist noch eine nackte, an Poesie arme Schilderung desselben. Erst im „Ciriffo Calvaneo" begiebt er sich in phantastischere Regionen, indem er die abenteuerlichen Thaten der beiden Helden Ciriffo Calvaneo und des povero avveduto (des armen Vorsichtigen) besingt. Das Ganze ist ein regelloses Aggregat von Ritterabenteuern. Von dem spaßhaften Ernste und der kurzweiligen Würde, welche einige Zeit nachher als charakteristisches Merkmal der italiänischen Ritter-Epopöien sich ausbildete, sind im Ciriffo erst die Anfänge bemerkbar. Besser traf diesen Ton der jüngste Pulci, Luigi, von dem im nächsten Abschnitte gehandelt wird.

Das Zeitalter Lorenzo's de' Medici war besonders reich an lyrischen Dichtern in petrarchischer Manier. Unter den bisher nicht genannten nahm Serafino d' Aquila die erste Stelle ein. 1466 zu Aquila in den Abruzzen geboren, erwarb er sich zur Zeit seiner Blüthe bei den mit diesem Prädicate ziemlich freigebigen Italiänern den Beinamen des „Göttlichen." Der Cardinal Ascanio Sforza, der König Ferdinand II. von Neapel, die Herzoge Guidubaldo von Urbino, Francesco Gonzaga von Mantua und Lodovico Sforza von Mailand stritten sich um die Ehre, ihn an ihren Höfen zu haben. Seine aus Sonetten, Canzonen und anderen kleineren Dichtungen bestehende Poesien sind etwa bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mehrfach gedruckt, später ganz vernachlässigt worden. Der große Ruhm, den seine Lieder während seiner Lebenszeit gefunden, rührte hauptsächlich daher, daß er sie aus dem Stegereif sang und mit der Laute zu begleiten pflegte. Unter den Dichtern zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind mehrere Improvisatori, so Bernardo Accolti aus Arezzo, der den Beinamen des „Einzigen" (l'unico) erhielt, Niccolo der Blinde, Antonio Tebaldeo aus Ferrara (1463—1537). Nur wenige Gedichte dieser Improvisatoren ertragen die Lectüre und zu diesen gehören besonders einige Stücke Serafino's.

Außer den angeführten werden in den Literaturgeschichten noch aus der letzten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts genannt: Bernardo Bellincioni († 1491), dessen burlesken Sonette namentlich Beifall fanden. Gasparo Visconti, Panfilo Sasso und der Notturno, auch Altissimo genannt (der Nächtliche, auch der Höchste), dessen eigentlichen Namen man nicht kennt. Weniger berühmt bei dem Volke, aber geschätzt von den Gelehrten, war Girolamo Benivieni, ein philosophirender Dichter aus dem vertrauteren Zirkel des Lorenzo de' Medici und seiner Freunde, besonders nahe verbunden mit Pico von Mirandola, der über die Canzone des Freundes „von der göttlichen Liebe" einen philosophischen Commentar schrieb. Von den Dichterinnen dieser Zeit gehörten mehrere fürstlichen Familien an; auch die Mutter Lorenzo's de Medici, Lucretia Tornabuoni hatte sich in der Dichtkunst ausgezeichnet. Ihre geistlichen Lieder erschienen in einer Sammlung gleichartiger Poesien des Sohnes.

# Auswahl aus den Dichtungen von Pucci, Burchiello, Giusto de Conti, Lorenzo de' Medici und Angelo Poliziano.

## I. Gedichte von Antonio Pucci.

(Vgl. Seite 163.)

### 1. Der Rausch.

Ich war, mein Adrian, jüngst so erleuchtet,
Daß ich's in Wahrheit nicht vermag zu sagen,
Fort wollten Bett' und Bettstell' mit mir jagen,
So wenigstens hat damals mir's bedäuchtet.

Mit Zärtlichkeit drückt ich an mich die Pfühle
Und sprach: mein Brüderlein, wohin so schnelle?
Da fand der Schlaf sich gleichfalls ein zur Stelle,
Und ich schlief lang' mit wonnigem Gefühle.

Es kam mir vor, als sei ich in der Schenke,
Wo Paul den Saft von Trebias schönen Trauben
Für Geld zu trinken gütigst will erlauben
Und Anderen kredenzet andre Tränke.

Ich hatte eben einen schönen Becher
Von jenem holden Trank mir lassen reichen,
Da nahmest Du, die Nacht war im Entweichen,
Das Glas vom Mund mir weg, ein stärk'rer Zecher.

### 2. Sonett (colla coda).

[An einen Freund, welcher zu einem der Prioren der Florentinischen Republik erwählt war.]

Gott spende Lob und Dank vor allen Dingen!
Beschütze das Gemeinwohl nach Vermögen,
Sei einverstanden stets mit den Collegen,
Hilf dem, der Bill'ges strebet zu erringen.

Laß nie zum Mißbrauch Deines Amts Dich zwingen,
Was Du versprichst, das halte allerwegen,
Streb' Böllerei in Speis' und Trank entgegen;
Sprich selten und stets von honetten Dingen.

Kannst Du von Ehr' und Auszeichnung nicht lassen,
Laß aus dem Spiel dabei nur Trug und Lügen,
Wer karg im Reden, den laß Dich vertheid'gen.

Du wollest das Gemeingut nicht verprassen,
Laß Dich von Furcht und Freundschaft nicht besiegen,
Verbanne Poltra stets von Dir, den Leid'gen.

Und niemals wolle And're so beleid'gen,
Daß sie sich, Dir vertrauend, sah'n betrogen;
Wahlstimmen gieb, wenn reichlich Du erwogen.

## II. Gedichte von Burchiello.

(Vgl. Seite 163.)

### 1. Die schlimme Nacht.

Ich hatte Wanzen, Flöh' und viele Läuse
Im Bett', und im Gesichte eine Mücke,
Davon war trau'n! die Folge das Geschicke,
Daß ich nicht schlief vor alle dem Gebeiße.

Das Betttuch prickelt nach der Stacheln Weise;
Ich rief den Wirth, doch nicht zu meinem Glücke,
Und sprach zu ihm: richt' hierher Deine Blicke,
Nimm's Licht zur Hand; sieh mich, der Nöthen Speise.

Ein Mäuslein nagte dicht mir unterm Ohre
Mit strengem Biß an meines Bettsacks Strohe
Und links fing eine Vettel an zu husten.

Ein Kind schrie unten bei der Magd Gedrohe,
Wozu noch Stank und Biß sich fügen mußten,
Und rechts mir schnarcht ein Schöps mit offnem Munde.

Aus solchem Grunde
Kam mir kein Schlaf; im Kopfe ganz verschroben,
Hab ich mich durstig und halb todt erhoben.

### 2 Die Ameise.

Ein Ameislein kam jüngst herbeigegangen
Des Weges, wo ein Pferdekopf gelegen,
Der strahlte ihr gar königlich entgegen,
Wie'n Palast rings von schöner Mau'r umfangen.

Je tiefer sie sich sah hineingelangen,
Je größre Lust begann sie dort zu hegen
Und sprach: ein schön'rer Ort sei keinerwegen,
Ein gleicher könne in der Welt nicht prangen.

Nachdem sie lang genug umhergewandelt,
Regt sich in ihr ein groß Gelüst zum Essen;
Verlegen sucht vergebens sie nach Atzung

Und sprach: 's wird besser sein, daß, wo vordessen
Ich einkehrt' nun ich ende die Besatzung,
Und Gott befohlen! mich dem Tod enttrage,

Weshalb ich sage:
Ein Haus ist schön, worin man Essen spendet,
Fehlt das, mögt Ihr dahin mich nimmer senden. — —

## III. Sonette von Giusto de Conti.

(Vgl. Seite 162.)

### 1. Göttliches Wesen der Geliebten.

Wie kann sie Himmel, Geist, Natur und Kunst,
Stern', Elemente, Menschen-, Götterleben,
In ihrem Sein so ganz zusammenweben,
Daß tausendfaches Lied mir nicht schafft Gunst.

Wer sie nur schaut, den füllet süße Brunst;
Die Stell' auch, wo sie weilt, des Geistes Streben,
Der nur vor ihr sein Lied wünscht zu erheben;
Er zeigt's in tausendfacher Reime Kunst.

Nicht malt ein Menschengeist die hohe Schöne,
Und Worte müssen unsrer Rede fehlen,
So hoch kann niedre Phantasie nicht steigen.

Doch ist den Augen eine Sonne eigen,
Die Alles überstrahlt; sie kann beseelen,
Spricht sie, den Stein durch ihre holden Töne.

### 2. Schönheit der Geliebten.

Wer ist sie denn, die Zierde unsrer Zeiten,
Mit Wunderreiz und Tugend reich geschmückt,
In Frau'ngestalt, die Amor muß begleiten
Und die als Göttin Sterbliche beglückt.

Sie strahlet mit des Himmels Lieblichkeiten,
Ein reiner Geist, dem Irrthum ganz entrückt,
Zu solcher Ehr' will sie das Glück geleiten,
Daß sich Natur an ihr stets nur entzückt.

Das wen'ge Licht ist ganz in ihr vereinet
Und der geringe Glanz, der unsern Tagen
Von güt'gen Sternen mild ward zugestrahlet.

Es lobt, wenn seinem Blick ihr Antlitz scheinet,
Der Herr der Sphären, wo die Sterne ragen,
Sich selbst, daß er so schönes Bild gemalet. —

---

### 3. Krieg gegen die Schönheit der Geliebten.

Natur gefiel in ihrem holden Sinnen,
Ein neugeschaffnes Wunderwerk zu zeigen,
Doch mußten tausend Jahr hinuntersteigen,
Bevor die schöne Hand sich ließ beginnen.

Dann schuf sie, sanft strahlt' von des Himmels Zinnen
Ein güt'ger Stern mit froher Strahlen Reigen,
Die Spröde, der so mächt'ge Schönheit eigen,
Zur späten Zeit, wo Hoheit schwand von hinnen.

Die dritte Sphär' am Himmel mußt' erglühen
Und Amor heiß an jenem Tag' entbrennen,
Wo auf der Erd' die Schönheit ward geboren.

Die würdige Gestalt mußt' an mich ziehen.
Doch will der Schleier nicht den Anblick gönnen,
Drum hab' ich mit der Süßen Krieg erkoren.

---

## IV. Aus Lorenzo de' Medici's Gedichten.

(Vgl. Seite 174.)

### 1. Ambra.

Die Zeit entfloh, worin sich umgestalten
In reifes Obst die Blüthen zum Genuß,
Am Zweige kann kein Blatt schon mehr sich halten,
Zur Erd' entsinkt's, so daß man hören muß,
Wenn wen'ge Jäger nur im Forste schalten,
Vom Rascheln ging auf Viele wohl der Schluß.
Wie sorgsam auch das Wild verbirgt die Spuren,
Das trockne Laub verräth es auf den Fluren.

Frisch steht der Lorbeer unter trocknen Bäumen,
Froh steht der Cypris duftendes Gebüsch,
Von Schnee bedeckt auf eis'gen Alpenräumen
Grünt immerfort die Tanne keck und frisch;
Ein Vogel mag noch beim Cypressus säumen,
Die Fichte schlägt der Wind gebieterisch,
Nicht kann Wachholder spitze Blätter zücken
Der Hand, die leicht ihn nun vermag zu pflücken.

Auf süßem, sonnerwärmtem Platz gestanden
Zeigt die Olive Grün' um weißes Blatt;
Natur sorgt, daß das Grün nicht kommt abhanden,
Das längst getrennt von anderm Laub' sich hat.
Die fremden Vögel haben schon in Banden
Ihr Volk entführt, das von der Reise matt
Jenseits des Meers gelangt', und aus den Höhen
Die Meeresungeheuer sich besehen.

Im Kampf um Herrschaft hat die Nacht gesieget,
Die als Gefangnen führt den kurzen Tag.
Durch heitern Himmels ew'ges Licht vergnüget,
Bleibt sie auf ihrem Sternenwagen wach,
Erhebt nicht eh'r sich, als im Meer versieget,
Des Sonnenwagens Licht verdämmern mag;
Orions Kälte will sich drohend zeigen,
Wenn Phöbus Blick' auf uns herab sich neigen.

[Nun wird das Gefolge des Wagens der Nacht beschrieben: Sorgen, Nachtwachen 2c., und derjenige beklagt, welchen während einer so langen Nacht der Schlaf nicht heimsuchen will, oder wer, dem Gestade fern, während der Nacht auf dem Meere umhergeschleudert wird. Beglückt werden dagegen die frohen Liebenden gepriesen, denen in so kalter Jahreszeit die Nächte gleichwohl nur dahin eilen. Die Züge der Kraniche, der Flug der Adler werden auf eine anmuthige Art geschildert.]

Und Zephyr ist nach Cypern uns entflogen,
Da scherzt auf Blüthen er und frischem Gras,
Nicht heiter ist die Luft, noch schön gewogen,
Es herrschen Aquilo und Boreas.
Der Bach, der sonst geschwätzig schnell gezogen,
Er ruht verhärtet nun zu eis'gem Glas;
Der Fisch, gefesselt durch die harte Welle,
Gleicht gold'ner Mücke in der Ambra Helle.

Der Berg, der wildem Weste widerstanden,
Daß holder Blüth' er keinen Schaden that,
In dessen Schooß des Reichthums Quell vorhanden,
Deß grauem Haupt' ist Nebel schon genaht;
Die Schultern, so vom Haupt sich abwärts randen,
Deckt greises Haar; der Bart, des Kinnes Staat,
Die strupp'ge Brust, sind nun im Eise hart,
Der Nas' und Augen Quell in Kält' erstarrt.

Der Nebelkranz, der ihm die Schläf' umschlungen,
Ist ihm vom Südwind an das Haupt geweht,
Doch wird vom Nord er wiederum verdrungen,
Daß rein und weiß die hohe Stirne steht;
Der Süd, auf feuchtem Fittig hergeschwungen,
Trägt wieder Nebel zu. — — —

[Es folgen die Schilderungen des Anschwellens der Gewässer. „Nicht auf den gewundenen und geschlungenen Wegen, nach Schlangenart suchen die Gewässermassen den Weg zum alten Vater (Ocean); sondern die entfernten Flüsse verbinden ihre Fluthen, und einer erzählt dem andern, wie ein Freund, Neuigkeiten aus seinem Lande; indeß sie so in seltsamer Sprache mit einander reden, suchen sie, aber finden nicht die verlorene Mündung." Die Beschreibung der Gewässer wird noch durch mehrere Gleichnisse gehoben. Die Höfe der Landbewohner werden überschwemmt; sie sehen vor ihren Augen ihre Heerden ertrinken. Ihre Habseligkeiten suchen sie zu bergen; Einer von der Familie ersteigt das Dach und siehet die gesammelten Schätze zu Grunde gehen. Die Fische von dem Ufer, nicht mehr auf das Bette des Flusses beschränkt, gehen über die Borde und sehen erstaunt die Verwüstungen der Bauwerke. So umarmt nun auch, ein übermüthiger Liebhaber, der Fluß Ombrome die kleine Insel Ambra, welche Laurus sehr liebt. Ombrone ist eifersüchtig und aufgebracht, wenn jener dieselbe berührt. Die Nymphe Ambra ist schon lange die Geliebte des edeln Hirten Laurus, welcher in keuscher Liebe für sie brennt, da keine unreine Flamme in seiner Brust lodert. Einst hatte sie am heißen Tage ihre Glieder in den Fluthen Ombrone's gekühlt, Ombrone's, des Sohnes der Apenninen, welcher übermüthig anzuschauen und nebst hundert Brüdern des alten Vaters rauhe Sitten zeigt.]

Da er sie nun die jungfräulichen Glieder
Zur dunkeln, kühlen Fluth bewegen sah,
Und Zauber floß vom holden Leib' hernieder,
Da trat der übermüth'ge Gott ihr nah;
Die Linke griff zum krummen Horne wieder,
So steht er liebentbrannt entblößet da,
Das Haupt, vor Phöbus Strahlen Schutz zu suchen,
Umhüllt ein Kranz von Tannen und von Buchen.

Zum Ort, wohin die Nymphe sich begeben,
Schleicht leise er heran, verhüllt vom Laub,
Sie sieht ihn nicht, hört nicht der Blätter Beben,
Das schnell erstirbt, des Wellenmurmelns Raub;
So nahet er der Nymph' und wähnet eben
Daß Näh' das goldne Haar zu fahn erlaub',
Er glaubt die Holde schon im Arm zu haben
Und an entblößten Reizen sich zu laben.

[Dem Fische gleich, der unbedachtsam um das ausgeworfene Netz spielend noch eben seine Gefahr bemerkt, entschlüpft die Nymphe, läßt aber, nicht behend genug, eine ihrer Locken in den Händen des Flußgottes zurück; nackt und unbekleidet springt sie auf's Ufer und läßt ihre Gewänder dahinten. Durch Dorn und Hecken flüchtend, ritzt sie die schöne Haut und verwirrt sich die lieblichen Locken. Der Gott ist ihr immer auf den Fersen; da er sie aber nie erreichen kann, ruft er ihr nach: „O Nymphe, ich bin ein Fluß und brenne. Du hast mir mitten im kühlen Gewässer mit einem feurigen blinden Verlangen den Busen erfüllt; warum lag Dein süßer Leib, während er im Wasser war, nicht bei mir; gefiel der Schatten und das helle Gewässer meines Flusses Dir, so hat meine Grotte noch schönere Schatten, noch schönere Wasser. Meine Sachen gefallen Dir und ich nicht? Ich bin des Apenninus Sohn und ein Gott.]

Die Nymphe flieht, ist taub für seine Bitten,
Die Furcht beflügelt ihren weißen Fuß,
Der Gott beeilet sich in seinen Schritten,
Die Liebe noch behender machen muß;
Die Dornen und der scharfe Fels zerschnitten
Zu schmerzenvollen Wunden ihren Fuß;
Das Sehnen, worin heiß und kalt er schmachtet,
Wächst, da die nackte Flücht'ge er betrachtet.

Voll Furcht und Scham flieht Ambra immer weiter,
An Schnelle weicht ihr Lauf dem Winde nicht.

[Der Zwischenraum zwischen ihr und ihrem Verfolger wird immer größer. Sie erreicht Anhöhen und Felsen; hier muß der Fluß, dem es versagt ward, bergan zu steigen, zurückbleiben und darf die schöne Gestalt nur mit seiner Sehnsucht und den Augen begleiten. Die Nymphe befindet sich dem Orte nahe, wo Arno und Ombrone sich vereinigen. Aus diesem Umstande schöpft der verliebte Flußgott neue Hoffnung. Er ruft dem Arno zu: „O Arno, dem der größere Theil der Tuscischen Flüsse zueilet, die schöne Nymphe, welche dem Vogel gleich davon fliehet, und von mir durch so viele Berge und Wälder verfolgt ward, aber kein Mitleid empfand und mich zerstört, da ihr hartes Herz die Liebe nicht zu kennen scheint, diese gieb mir und mit ihr meine Hoffnung zurück; unterbrich ihren flüchtigen Lauf und hemme ihren Schritt. Ich bin Ombrone, versammele meine bläulichen Fluthen zu den Deinigen, hebe alle für Dich auf; durch mich gewinnen die Deinen an Tiefe, daß Du gewaltig und stolz Brücken und Ufer nicht achtest. Das ist meine Beute; die blonden Locken, die ich unter bittern Schmerzen in meiner Hand halte, sind deß redender Zeuge: auf Dir beruhet meine einzige Hoffnung. Komm schnell zur Hilfe, denn die Nymphe fliegt." Der Arno wird zum Mitleid bewegt, hält seine Gewässer an und schwillet hoch auf, so daß er den Lauf der schönen Ambra hemmt. Die Nymphe ist außer sich. Dem Wilde gleich, das hinter sich die Hunde hört, vor sich das Netz siehet, stehet sie eingewurzelt und wagt vorwärts und rückwärts nicht den Schritt zu setzen. Verzweifelnd ruft sie aus:]

O keusche Göttin, der ich ward vertrauet
Vom theuern Vater und der Mutter Sorgen,
Gieb, daß in dieser Noth ich sei geborgen.

O schöne Göttin, deren keuschen Sinnen
Sich thöricht Lieben nimmer beigesellt,
Schau an, wie mag ich Rettung wohl gewinnen?
Von zweien Göttern wird mir nachgestellt.
Nur Todeswunsch und Laurus' Bild blieb drinnen
In keuscher Brust, sonst nichts aus dieser Welt.
Tragt diesen letzten Seufzer zu ihm, Winde,
Daß Laurus Trau'r ob meinem Tod empfinde.

Die Worte waren kaum dem Mund entflogen,
Als sie die weißen Füße fühlt erstarrt
Vom herben Froste, der sie ganz durchzogen;
Er wächst; sie wird allmälig felsenhart,
Die Farb' entfleucht, es stockt der Glieder Wogen,
Doch ward ihr menschliche Gestalt bewahrt.
Die Glieder zeigen sich wie Wachsgebilde,
Nicht ganz erstarrt' im Steine ihre Milde.

[Ombrone's Lauf ist inzwischen durch Hoffnung beflügelt. Da er einen Felsen vor sich fühlt, stutzt er und ist, als er die Vergeblichkeit seiner Wünsche einsieht, ganz Staunen und Schmerz; trauernd bewegt er sich um den Felsen und spricht:]

O Ambra, sieh die Wasser Dich umwallen,
Worin zu baden Du Dir so gefallen.

Im tiefen Schmerz vermocht' ich nicht zu wähnen,
Daß Mitleid mit mir selbst sich jäh' besiegt
Durch noch weit schmerzenvollern Mitleids Thränen,
Dem nun um Ambra ganz mein Herz erliegt.
Um sie wein' ich, die nie gestillt mein Sehnen,
Nun für und für, mich, den nichts mehr vergnügt.
Unsterblich währt die Qual in ew'gen Stunden;
O wär' Empfindung mir, nicht ihr geschwunden.

Ich Armer, auf den vaterländ'schen Höhen
Gefiel von vielen Nymphen keine mir,
Von tausenden hatt' ich die Schönst' ersehen,
Ich weiß nicht wie, die Einz'ge liebt' ich hier;
Die Haar' entführt' ich, so im Winde wehen,
Vertrieb sie selbst aus kühlem Fluß-Revier,
Entblößt und nackt flieht sie mit bangem Muthe,
Färbt Dorn und Fels mit ihrem heil'gen Blute.

Zuletzt ward sie zum Steine umgeboren,
Der Grund war meines Sehnens Ungeduld,
Mein war sie nie, doch hab' ich sie verloren,
Zerstören kann ich nicht mein Sein voll Schuld;
Das Unglück hat sich wider mich verschworen,
Als Gott entbehre ich des Todes Huld.
Wär' mir zu sterben mindestens beschieden,
So hätt' ein Ende doch der Schmerz hienieden.

Wie man geliebten Frauen mag gefallen
Erlernte ich und wie man Lieb' erhält.
Nur sie verschmäht mein Werben unter Allen.

O Boreas, vor dem verhärtet fällt
Des Wassers Lauf, erstarre auch mein Wallen,
Daß es Gesellschaft mit dem Felsen hält;
Nie mag, wenn hell der Sonne Strahlen sprießen,
Als Naß mein eisiger Krystall zerfließen!

[I—IV. 1 nach den Uebersetzungen in Genthe's Handbuch.]

## 2. Sonett.

So ist der Zauber Fülle eng verwebt
In meiner Herrin wunderbaren Mienen,
Daß alles muß sie zu verschönern dienen
Und jeder Wechsel ihren Reiz erhebt.

Wenn einmal sanftes Mitleid sie belebt,
Ist Mitleid immer also hold erschienen,
Und zürnen sie, so zeigt so schön in ihnen
Der Zorn sich, daß ein jedes Herz erbebt.

Wie ist es süß, wenn Schwermuth sie umnachtet!
Und netzen sie sich dann mit hellen Zähren,
Bleibt keiner auch von ihrer Herrschaft frei.

Und wird die Welt einmal deß werth geachtet,
Daß sie zu mildem Lächeln sich verklären,
So lernt sie erst, was ächte Freude sei.

[Uebers. von Fr. Ruperti.]

## V. Aus Angelo Poliziano's Dichtungen.

(Vgl. Seite 176.)

### 1. Turnier Julians von Medici.

[Die rühmliche Pracht und die erhabenen Spiele der Stadt, welche den hochherzigen Tuscern den Zügel weitet und anziehet, die grausamen Reiche der Göttin, welche dem dritten Himmel Farben leihet, die ehrenvollen Studien, würdigen Belohnungen zu feiern, treibt den Dichter sein kühner Geist an, damit Fortuna Tod oder Zeit die großen Namen und trefflichen und einzigen Thaten nicht entführen. Er ruft dann Amor für sein Unternehmen zu Hilfe und fordert ihn auf zu verkündigen, mit welchen Banden von ihm der hohe Geist des Toscanischen Freiherrn, des jüngsten Sohnes der Etrurischen Leda, gefesselt, welche Netze er für eine solche Beute ausgestellt habe. Nun folgt eine Apostrophe an Lorenzo von Medici, welchen er nach dessen eigenem Vorgange mit dem Namen Lauro (Laurentius — Lauro heißt Lorbeer) anredet, und dem er nachsagt, daß unter seinem Schleier Florenz froh in Frieden ruhe und weder Stürme noch die Drohungen des Himmels fürchte, noch Jupiter in seinem erschrecklichsten Anblicke. Empfange, ruft der Dichter, im Schatten Deiner heiligen Herberge meine demüthige, zitternde, erschrockene Stimme. Ach, wird es denn niemals geschehen, daß mit erhabenern Tönen, wenn das Glück meinem Willen nicht widerstreitet, der Geist aus diesen Gliedern, welche Dir schon von der Wiege an geweihet waren, Dich von Indien bis zum Meer, wo sich der Himmel verdüstert, erschallen lasse. Aber indeß ich noch vor der großen Unternehmung zittere und zurückbebe und meiner Begierde die Flügel verschnitten sind, wollen wir Deinen glorreichen Bruder singen. Nun kommt der Dichter auf seinen Gegenstand. Er schildert den schönen Julius:]

(I, Stanze 8 ff.)

Im holden Frühling, in den frischen Jahren,
Das Antlitz mit den ersten Blüthen noch bestreut,
War noch der schöne Julius nicht erfahren
In Amors Sorg' und süßer Bitterkeit;
In Fried' und Freud' mocht er sich auch gebahren,
Indeß er nur sich raschen Zelters freut,
Den man mit Recht Siciliens Stolz muß nennen,
Er strebt damit den Wind zu überrennen.

Bald läßt er ihn wie Leoparden springen,
Bald tummelt er mit kurzer Wendung ihn,
Bald weiß er träge Speere zu beschwingen,
Daß bitt'rer Qual das Wild nicht mag entflieh'n;
Weil Stund' an Stund' dem Tapfern so vergingen,
Sein Mißgeschick er nicht zu ahnen schien,
Verspottet er, nicht hoffend eig'ne Plagen,
Der Liebenden Geseufz' und trübe Klagen.

Wie viele Jungfrau'n seufzen unerhöret?
Es war so stolz der Jüngling stets zu sehn,
Daß von den Nymphen keine ihn bethöret,
Nicht Flammen in der eis'gen Brust entstehn.
Die Wälder hat er emsig oft durchstöret,
Vom Antlitz will die Strenge nicht vergehn.
Im Kranz von Fichten oder grünen Buchen
Pflegt er vor'm Sonnenstrahle Schutz zu suchen.

Doch wenn am Himmel sich die Sterne zeigen,
Kehrt er zu seinem Wohnsitz froh zurück.
Und in der Pierinnen frohem Reigen
Singt er ein schön gedichtet Lieblingsstück,
Und mit der Verse höhern Tönen zeigen
Der alten Tugend Flammen sich dem Blick.
Schwachheit nennt er's, zu stehn bei Amors Fahnen,
Ihn fesseln nur die Musen nächst Dianen.

[Hierauf führt der Dichter einige Proben von den Schmähungen an, womit der schöne Julius die Liebenden überschüttete. In Vergleich mit dem verliebten Treiben lobt er sich die Freiheiten und Vergnügungen des ländlichen Lebens. Er ist so ungalant, die Jungfrauen spitze Klippen im Meere, Schlangen in Blumen zu nennen. Manch' Armer, welchem glühende Flammen alle Nerven herunter gebrannt hatten,]

Fleht auf zum Himmel: O laß Dich bewegen,
Daß jener in sich fühle Amors Regen.

Und Amor war nicht taub für solche Klagen,
Er rief im grimmen Lachen also aus:
Bin ich kein Gott? Will mir das Feu'r versagen,
Das sonst die ganze Welt erfüllt mit Graus,
Wofür sich Zeus mit Heerden mußte jagen?...

Laßt sehn, ob der, der Amor will beleid'gen,
Vor schönem Augenpaar sich kann vertheid'gen?

[„Schon hatte Zephyr, mit holden Blumen geschmückt, von den Hügeln den Reif hinweg geschmolzen; schon war die milde reisende Schwalbe zu ihrem Neste wiedergekehrt; rings rauschte unter dem Morgenhauche der Wald von sanften Klängen; die erfindungsreiche Biene ging beim ersten Tagesscheine von einer Blume zur andern auf Beute aus. Als der Tag noch herbe war, und erst das Käuzlein in seine Höhle zurückflog, hatte schon der schöne Julius den stolzen Renner zäumen lassen und nahm mit auserlesener Begleitung seinen Weg zum Walde. Der treuen Hunde Meute folgte mit allem möglichen Jagdgeräthe." Die Jagd beginnt. Das Wild fährt entsetzt aus seinen Schlupfwinkeln auf. Die Jagdgenossen zerstreuen

sich hierhin und dorthin durch den Forst. Die Beschreibung ist ungemein malerisch. Julius zeichnet sich besonders aus:]

Und Allen eilt der schöne Jüngling vor;
Das stolze Roß eilt wie auf Windesschwingen,
Dem Wild, auf das er trifft, den Tod zu bringen.

[„Wie der Centaur zu Pelions beschneietem Walde oder zum wilden Hämus hinan auf die Jagd ziehet, jegliches Wild aus seinem Lager hervorscheucht, hier den Bären erlegt, den Leuen dort bedroht, und je kühner das Thier ist, desto emsiger in den Wald ihm nachsetzt, daß Allen das Blut im Herzen erstarrt. Der Wald erzittert, jede Pflanze neigt sich vor ihm; denn er stürzt die Bäume nieder, reißt sie aus und zersplittert die Aeste. Ach wie furchtbar ist Julius anzuschauen." — — Hier faßte Amor zur schönen Rache seinen Plan; denn er weiß Ort und Zeit wohl zu erwarten.]

Aus leichter Luft schuf er mit seinen Händen
Der schönen und erhabnen Hindin Bild;
Auf hoher Stirn verzweigten sich die Enden,
Schneeweiß strahlt sie und hüpft bebend und wild;
Als sich des Jägers Blicke auf sie wenden,
Verläßt er schnell das and're flücht'ge Wild.
Er spornt den Renner mächtig ihr entgegen,
Denkt bald zu ihrer Pein sie zu erlegen.

Doch als umsonst der Speer dem Arm' entflogen,
Entriß der Scheid' er schnell das treue Schwert;
Mit solcher Wuth wird vorwärts nun geflogen,
Daß dichter Wald ihm offnen Weg gewährt.
Das schöne Wild, als hätt' es Schwäch' umzogen,
Entfliehet träger schon vor'm raschen Pferd.
Wähnt er zu sehn sie schon und zu berühren,
Muß er den Vorsprung wiederum verlieren.

Er folgt dem eiteln Bilde durch die Fluren
Und wird zur Jagd stets mehr und mehr entbrannt;
Er tritt stets ein in seine müden Spuren,
Wie nah es scheint, er reicht's nicht mit der Hand,
— — — — — — — — — — — —

Den Jüngling hatte weit hinweg verschlagen
Von den Gefährten seine Jägerlust,
Und doch konnt' er die Beute nicht erjagen,
Es stöhnt sein Renner schon aus matter Brust;
Von eitler Hoffnung weiter stets getragen,
Kommt er zu grüner Wies' aus Waldes Wust.
Dort zeigte sich mit weißem Schlei'r unumwunden
Ein' holde Maid: die Hindin war verschwunden.

Das schöne Wild verschwand vor seinem Blicke,
Doch denkt der Jüngling fürder nicht daran;
Dem Renner zieht den Zügel er zurücke,
Und hält ihn auf dem grünen Rasen an;
Bewunderung füllt gänzlich seine Blicke,
Wenn sie dem Bilde hoher Schönheit nah'n.
Es scheint, als ob aus Antlitz ihm und Augen
Ins Herz sich fremd' und süße Triebe tauchen.

Dem Tiger gleich, der, wenn aus fels'ger Höhle
Der Jäger seine theure Brut geraubt,
Den Wald durchstreift, Wuth füllet seine Seele,
Da er mit Blut sich bald zu rächen glaubt ꝛc.

[Sogleich legt Amor, in den schönen Augen versteckt, einen Pfeil auf seinen Bogen, und nicht so bald entfliegt derselbe, als Julius ihn schon in seiner Brust empfindet. Feuer durchströmt seine Adern, bebend schlägt ihm das Herz im Busen, kalter Schweiß benetzt sein Angesicht; mit Sehnen nach dem süßen Anblicke erfüllt, kann er seine Augen von den ihrigen nicht hinweg wenden; gänzlich von dem Glanze verblendet, ahnet der Arme nicht, daß Amor hier ist.]

Weiß ist sie selbst und weiß ihr Kleid zu schauen,
Mit Rosen, bunten Blumen, Laub durchstickt,
Geringelt fällt vom goldnen Haupt der Frauen
Das Haar zur Stirn, die stolz demüthig blickt.
Es lächeln rings sie an die frohen Auen
Und fühlen sorgenfrei sich hoch beglückt.
Sanft, königlich muß die Geberd' ihm dünken,
Es schweigt der Sturm bei ihrer Augen Winken.

Die Blicke strahlen süßes, heit'res Feuer,
Worin die Fackel Cupido versteckt.
Sein Strahl ist ringsum alles Leids Zerstreuer,
Wohin er liebevoll sich nur erstreckt;
Auf ihrem Antlitz ruht der Freuden Feier,
Von Blum' und Rosen ist's bedeckt.
Spricht göttlich sie, wagt kaum die Luft zu beben,
Und jeglich Vöglein muß Gesang erheben.

Greift sie zum Speer, muß sie Minerv' erscheinen,
Thalia stellt sie mit der Cyther dar;
Hält Bogen sie und Köcher, magst Du meinen
Dianens Keuschheit werdest Du gewahr.
Mit Zorn ist nicht ihr Antlitz zu vereinen,
Vor ihren Blick wagt Stolz sich nimmerdar.
Jedwede Tugend hat sie zur Begleitung
Und jeder Reiz vertraut sich ihrer Leitung.

[Sie erhebt sich, um hinwegzugehen. Der Jüngling, welchem außer ihr nichts in der Welt mehr reizend ist, flehet sie an zu bleiben: Wer Du auch sein magst, mächtige Schönheit, Göttin oder Nymphe, entdecke mir, wer Du bist. Die Schöne lehnt beide Ehrentitel ab und sagt, daß sie aus Ligurien stamme und „unter dem Joche der legitimen Hochzeitfackel" hier in der Nähe lebe. Sie erzählt ihm, daß sie oftmals hierher komme, weil der Ort sie anspreche und sich zu Reflexionen trefflich eigne. Die Schöne nennt sich Simonetta. Mit noch fröhlicheren und lachenderen Augen, welche den ganzen Himmel ringsher erheitern, setzt sie, mit lieblicher Grazie geschmückt, über den Rasen hinweg, ihren langsamen Gang fort. Julius steht gleich Marmor erstarrt und flehet nur nach ihr, die von ihm scheidet, und denkt nicht an seine Qual.]

Die Nacht, worin sich Alles muß verhüllen,
Wirft Schatten schon mit dem bestirnten Schleier.
Die Nachtigall, versteckt in Laubes Hüllen,
Beginnt durch Sang der alten Klagen Feier.
Nur Echo's Ruf mag ihre Klagen stillen,
Es schweigen sämmtlich die beschwingten Schreier,
Und aus Cimmeriens Thal erstehn Gestalten,
Die bald zu finstern Träumen sich entfalten.

[Julius' Gefährten wollen nun heimkehren und suchen den Verschwundenen vergeblich auf. Nur der Thäler Wiederhall antwortet ihrem Rufen. Sie glauben ihn bereits allein heimgekehrt und treten ihren Rückweg an. Sie finden ihn auch wirklich zu Hause. Amor aber hat sich nach dem Vollbringen seiner schönen Rache vergnügt in die Luft geschwungen und ist in das Reich seiner Mutter zurückgekehrt, wo die Schaar seiner kleinen Brüder wohnet, in's Reich, wo jede Grazie sich ergötzt, wo Schönheit mit Blumen ihr Haar umkränzt und der muthwillige Zephyr hinter Floren drein fliegt und den grünen Rasen beblümt.]

(I, Stanze 69 ff.)

Du magst mit mir vom süßen Reich nun singen,
Erato, die nach Eros Du genannt,
Von allen Keuschen mag's nur Dir gelingen,

Hineinzugehn in Venus' holdes Land.
Die Liebesweis magst Du allein bezwingen,
Sangst Du, hat Amor sich zu Dir gewandt,
Den Köcher legt' er von der Schulter nieder,
Und stimmt zu Deiner Zither seine Lieder.

Am schönen Berg' weilt Cypris mit Vergnügen,
Der Nilus siebenfaches Horn erblickt,
Wenn sich der Himmel malt in Frühroths Zügen.
Hieher ward nie ein Sterblicher entrückt.
— — — — — — — — — —

Es krönet goldne Mau'r die äußern Ränder,
Wo einem Thal die Bäume Schatten leihn,
Auf deren Aesten unterm Laubgeländer
Die süße Lieb' besingen Vögelein;
Und wo ein Quell ist sanften Murmelns Spender,
Der in zwei Bächen fließet hell und rein,
Der ein' hat süß', der andre bittre Fluthen,
Wo Amor stählt der Pfeile goldne Ruthen.

Des ew'gen Gartens Laub kann nie erbleichen
Vom zarten Reif und frisch gefall'nen Schnee,
Fremd ist der eis'ge Winter diesen Reichen,
Kein Wind thut Kräutern oder Blumen weh;
Hier wälzt das Jahr sich nicht durch die vier Zeichen,
Ein ew'ger Lenz beherrschet diese Höh',
Deß blondgelocktes Haar die Luft entfaltet,
Und der zum Kranz die Blumen sich gestaltet.

Am Strande wetzen Amors jüngre Brüder,
Die unbekanntem Volk nachziehn allein,
Beim lauten Singen kinderhafter Lieder,
Der Pfeile Spitzen sich auf einem Stein;
Den blutgen Zapfen wenden hin und wieder
Wollust und List, gelagert stets am Rain,
Es netzen trüglich Hoffen, eitles Sehnen
Den Stein mit Wasser aus dem Strom, dem schönen.

Es wandeln süße Furcht, zaghaft Vergnügen,
Und süßer Zorn und süßer Frieden hier.

[In dieser Weise werden die Allegorieen noch durch mehrere Stanzen fortgeführt. Darauf werden die Blumen, der Rasen, der Thau, die Bäche, die Vollkommenheiten und der gerade Wuchs der Bäume und andere Schönheiten dieses Gartens mit reizender Ausführlichkeit geschildert. Dann kommen Heerden, Wild, Fische und Vögel, der Reihe nach an die Musterung. Auf dem sanft gebogenen Rücken des Hügels erhebt sich der Palast, ein Werk, gefertigt in Siciliens Feueressen. Vor der Thür steht der wunderbare Baum, woran die hesperidischen Aepfel wachsen, von welchem herab Philomele singt, und unter welchem stets ein Chor von Nymphen anzutreffen ist. Von Edelsteinen und feinem Golde glitzernd, strebt die Masse des Palastes aufwärts in die Lüfte, mit einem Glanze, welcher die Mitternacht zum hellen Tage umwandelt. Von der kunstvollsten Arbeit sind die ringsherum laufenden Mauern; die Thüren sind mit Gemmen und andern Schnitzwerk so wundervoll geziert, daß die Kunst hier die Natur zu Schanden macht. Nun folgt eine Schilderung der in diesem Palaste befindlichen Sculpturen. Aus dem Aegeischen Meere geboren, sieht man ein schönes Weib auf einer Muschel an den Strand treiben.]

Wahrhaft ist Schaum, wahrhaft das Meer zu nennen,
Die Muschel wahr und wahr der Winde Wehn,
Im Aug' der Göttin siehst Du Blitz' entbrennen,
Im Lächeln siehst Du Erd' und Himmel stehn.
— — — — — — — — — —

Du schwörst, es steige aus der Fluthen Becken
Die Göttin auf, die Rechte faßt das Haar,
Die Linke strebt die holde Brust zu decken,
Mit Gras' und Blumen schmückt sich wunderbar
Der Sand, den ihre heil'gen Schritte wecken;
Mit frohem Antlitz nimmt der Nymphen Schaar
Sie auf, bewillkommt heiter sie am Strande,
Umhüllt sie mit gestirnetem Gewande.*)

[Nun wird beschrieben, wie die Grazien Anadyomenen schmücken; die eine drückt ihr auf die triefenden Locken eine von Gold und orientalischen Edelsteinen flammende Krone; die andere befestigt ihr Perlen an's Ohr, die dritte, mit dem schönen Busen und den alabasternen Schultern allein beschäftigt, umhängt sie mit reichen Halsketten, mit denen sie selber sich schmückten, wenn sie im Himmel die Ringelreihen aufführten. Auf eine silberne Wolke sich niederlassend, erheben sie sich zu den Sphären. Im harten Steine würde man das Zittern der Luft und die Freude des ganzen Himmels verspürt haben. Alle Götter entzückt ihre Schönheit und jeder wünscht sie an seiner Seite zu haben. — Weiterhin hat Vulcan selber sich mit der bewunderungswürdigsten Kunst abgebildet. — Dann erblickt man Jupiter in einen Stier verwandelt, wie er Europen entführt. — Später erscheint derselbe in der Gestalt des Schwanes oder goldenen Regens und sofort in mehreren seiner, der Liebe zu Gefallen angenommenen Verkleidungen. Auch Neptuns Verwandlungen sind nicht vergessen. Dann folgt die Abbildung der fliehenden Daphne, der Ariadne auf Naxos und ihrer Befreiung durch Bacchus. — In einem Augenblicke vom Pluto erblickt, geliebt und geraubt, erscheint Proserpina auf einem Wagen; ihr Haar flattert zerstreuet, ein Spiel gaukelnder Zephyrn, dahin; das weiße, zierlich aufgeschürzte Gewand scheint die Blumen, welche sie gepflückt hatte, zur Erde hernieder zu gießen; sie schlägt sich die Brust, jammert und klagt und ruft bald die Mutter, bald ihre Gefährtinnen. — An einer andern Stelle zeigt sich der Alcide im weibischen Gewande, er, welcher die Welt von so vielem Jammer erlöst hatte, jetzt knechtet er einem Weibe, und er, welcher mit seinen Schultern einst des Himmels Gewölbe stützte, vermag jetzt Amors unwürdigen Uebermuth zu ertragen. Die Hand, welche sonst mit Leichtigkeit die mächtige Keule geschwungen, drehet hier die Spindel. — Dann folgt die Abbildung Polyphems und Galateens. — Dieser Ort ist nun Amors und Venus' Lieblingsaufenthalt. Hierher ist Amor vom Fluge seiner Schwingen getragen worden. Er findet seine Mutter auf einem reizenden Ruhebette; eben erst ist sie den Umarmungen des Mars entschlüpft, der in ihrem Schooße liegend seine Blicke nach ihrem Gesichte aufwärts hebt, während Venus seine Augen und Stirn mit tausend Küssen bedeckt. Ringsumher scherzen die kleinen Amoretten, welche mit bunten Flügeln auf und ab flattern. Amor fällt ganz erschöpft seiner Mutter um den Hals und vermag kaum zu sprechen. „Woher kömmst Du, mein Sohn? was bringst Du mir Neues?" fragt ihn Venus und küßte ihn. „Woher diese Erhitzung

*) Nach dieser Stanze soll Tizian eins seiner schönsten Bilder, eine Venus Anadyomene, componirt haben.

welche Thaten hast Du verrichtet? Welchen Gott oder Sterblichen hast Du in Deinen Schlingen gefangen? Hast Du in Tyrus abermals Zeus als Stier brüllen, Saturn mit Pelion ringen lassen? Was es auch sein mag, nichts Geringes scheint es mir, o Sohn, Du meine einzige Macht und Waffe."

Das zweite, unvollendet gebliebene Buch der Stanzen beginnt mit Schilderung der gespannten Erwartung der Amoretten auf Amors Antwort, welcher jedoch vor deren Ertheilung den Mars nochmals zu verwunden für gut findet und sich sodann rühmt, aus Dianens Chor den ersten Führer gefangen zu haben, „Julius, den jüngeren Bruder unseres Laurus." Nun folgt eine Genealogie und Lobeserhebung der Mediceischen Familie, wobei zu erkennen gegeben wird, daß Laurus für eine harte Lucrezia in Liebesflammen brenne. Amor nimmt sich vor, die unempfindliche Lucrezia zu rühren. So lange will er seine Flügel über sie schwingen, bis er im harten Busen Flammen entzündet hat. „Die lange Treue des redlichen Laurus fordert endlich einige Belohnung von uns." Amor glaubt ihn noch immer im Felde, ihn selbst und sein Roß bewaffnet zu sehen, wie er einem wilden Drachen gleich dahin fährt, und Diesen und Jenen zu Boden stürzet; seine leuchtenden Waffen streuen einen Glanz von sich, dessen Leuchten die Luft erzittern ließ. Allen ein Beispiel der Mannhaftigkeit, trug er seine Trophäen in Amors Tempel. „Welche Klagen kostete er nicht schon den Musen; wie hat Apollo mich schon beschuldigt, daß ich ihren Dichter so verachte, ich, der ich seine Lieder mitleidig anhörte? Ich erblickte ihn schon im strengsten Winter, Haar, Schultern und Antlitz mit Reif besetzt, wie er sich gegen Sterne und Mond über sie, uns und sein grausames Geschick beklagte. Durch die ganze Welt hat er unser Lob ausgebreitet; von nichts als von Liebe singt er, und er hätte doch Deine Thaten, o Mars, Drommeten, Waffen und die Wuth Bellonens singen können." — Amor verheißt nochmals, mitleidig gegen ihn zu sein. Gleiche Gesinnung könne er aber für den schönen Julius nicht hegen und habe denselben daher an seinen Triumph gefesselt. Nun berichtet er, was wir schon wissen. Diese That rechnet Amor sich zur großen Ehre und preiset die Wichtigkeit seines Sieges. Venus, deren Antlitz sich immer mehr erheitert hatte, blitzte einen purpurnen Glanz um sich her, der einen Stein, geschweige Mars verliebt machen konnte, und ihre Augen flammten gleich der schönen brennenden Aurora; sie drücket fest den Sohn an die Brust und streichelt ihm mit der Hand das blonde Haar, sieht ihn zärtlich an und spricht: Schöner Sohn, Dein Begehren, daß unser Ruhm immer weiter seine Schwingen ausbreiten möge, gefällt mir. Der Irrende finde zur rechten Straße zurück; wer gütig herrscht, dem ziemet sich's zu dienen. Laurus betrete von Neuem den Kampfplatz und gürte sich mit neuen Kränzen; denn die Tugend entflammt sich in der Betrübniß noch mehr, wie Gold im Feuer stärker glänzt. Vorher aber muß Julius sich waffnen, damit die Welt sich mit unserm Ruhme erfülle. Und derjenige (d. h. Polizian selbst), welcher jetzt Achilleus Waffen besingt und in seinem Liede die alte Zeit erneuet, soll unser Dichter werden, indem er verliebte Thaten besingt; so, mein schöner Sohn, werden wir unsern Ruhm über die Sterne sich erheben sehen. — Hierauf fordert Venus die Amoretten auf, sich mit ihren Pfeilen zu waffnen und dieselben unter den Toscanischen Chor abzuschießen. Demjenigen, welcher die erste Wunde veranlaßt, verheißt sie einen goldenen Bogen. Die Amoretten stürzen sich auf Florenz hinab und streuen ihre Funken aus. Die Gluthen des Mars durchdringen der Jünglinge Seelen, und vom Schlafe noch umhüllt, träumt ihnen schon von Kämpfen für Amor. Wie wenn die Sonne in den Fischen flammt, ihre Tugend die ganze Erde füllet, welche darauf den Frühling gebiert, der dem Himmel seine grünen, blüthenprangenden Fahnen entgegenstreckt, so läßt sich in den Herzen, welche ihr Feuer einnimmt, ein Sehnen nieder, welches drinnen regiert, ein alleiniges Sehnen nach Glorie und Ruhm. — — „Die neuen Geister, welche die Amoretten ihnen zugesendet haben, lassen sie auch im Schlafe nicht ruhen. Während Alle im Schlafe noch stöhnen, werden sie in Schlingen verwickelt, denen sie nimmer entgehen. Wie unter dem Rasen verschwiegen die kleine Schlange dahin schleicht, oder unter den Fluthen das Fischlein, so laufen ihnen durch Gebein und Blut die brennenden Geisterchen." — Venus spinnt neue Ränke. Sie ruft der Grazien schönste, Pasitheen, und gebietet derselben, ihren Gatten zu bewegen, daß er dem schönen Julius ein Bild zeige, das ihn mit Kampfeslust erfülle. Die kluge Nymphe schwang sich in der Lüfte heiteres Blau.]

Still und geräuschlos schüttelt sie die Schwingen,
Und findet ihren Gatten taumelfrei
— — — — — — —
Mit Träumen ist ringsum die Luft erfüllt.
Verschied'ner Form und seltsamer Geberde,
Er stimmt zur Ruhe Flüsse, Winde, Erde.

[Die Nymphe erhält auf ihre Bitten vom Schlafe den Morpheus, dem sie ihren Auftrag von Venus kaum auszurichten vermag, da seine so nahe Gegenwart schon sie einschläfert. Die auserwählten Träume zögern nicht und stellen sich unter neuen Gestalten in Ordnung, den Soldaten gleich, welche im Lager auf der Drommete plötzlich ertönenden Klang zum Kampfe entzündet werden.]

Es war die Zeit, wo sich Aurora zeiget,
Die schwarze Luft sich kehrt in hellern Schein,
Wo Ikarus den Sternenwagen neiget,
Der Mond schon bläßer blickt zur Welt herein,
Als sich im Traum dem schönen Jüngling zeiget,
Wie süßes Glück ihm soll beschieden sein.
Nur süß im Anfang', später nur stets herbe,
Denn Süße ist der Welt ein seltnes Erbe.

Die schöne Wilde glaubt er zu erblicken;
Mit strengem und mit trotz'gem Angesicht
Will Amor sie an grüner Säul' umstricken,
Von der Minerva holde Zweige bricht.
Das weiße Kleid muß eine Rüstung drücken,
Auf deren Brust Gorgona's Zorngesicht.
Es scheint, sie rupft dem Knaben aus die Flügel,
Zerbricht dem Armen Bogen, Pfeil und Bügel.

Ach, wie war jene Freude ihm entwichen,
Der noch so fröhlich erst zurückgekehrt;
Nicht ward im hohen Flug umhergestrichen,
Triumphe waren seinem Stolz' gewehrt.
Um Gnade rief er mit dem weinerlichen
Gesicht, der Arm', und jammerte zerstört
Dem Julius zu: o miserere mei,
Vertheid'ge, Julius, mich gegen Sie.

Und er, im trügerischen Traum befangen,
Erwiedert ihm mit ganz bestürztem Sinn:
Wie könnt' ich, süßer Herr, dazu gelangen?
Da ganz umwaffnet Deine Gegnerin?
Medusens schrecklich Antlitz nimmt gefangen
Den Geist, der sich zu jener wendet hin.
Dazu der wilden Schlangen wüthend Zischen,
Der Blick, des Speeres Glanz, der Helm mit
Büschen.

Zur Flamme, Jüngling, richte Deine Blicke,
Die gleich der Sonn' mit Glanze Dich ummalt;
Die von uns nimmt des niedern Sinnes Tücke,
Und hehren Geist mit ihrer Flamm, umstrahlt.
Mit ihr erhältst, wie sie Dein Herz bestricke,
Du ob der Grimmen, wie am Reh' Gewalt,
Ob ihr, die Dich mit niederm Fürchten füllet,
Und Dir des Ruhmes Palm' allein verhüllet.

So sprach Cupido, und im hellen Zücken
Stieg Gloria herab in holdem Glanz;
Poesis und mit ihr Historia schmücken
Mit Strahlen sich aus ihrer Blitze Kranz;
Ins Feld will sie den Jüngling schnell entrücken,
Zu Sieg' im schreckenvollen Waffentanz.
Damit er Pallas Rüstung jen' entkleide,
Und sie sich zeigen müss' im Jungfrau'nkleide.

Von ihr hat Julius Waffen dann bekommen,
Sie hüllet ganz ihn ein in flammend Gold,
Und als er dann zum Kampfes-Ziel gekommen,
Wand Lorbeer und Oliv' ins Haar sie hold;
In Trau'r ist seine Freud' alsbald verglommen,
Da er den süßen Schatz nicht finden sollt',
Und seine Nymph' in schwarzer Wolk' erblicket,
Die grausam seinen Augen wird entrücket.

Die ganze Luft schien sich in Schwarz zu kleiden,
Es zittert tief hinab der Höllen Schlund.
Mit Blut schien plötzlich sich der Mond zu weiden,
Die Stern' hinabzusinken in den Grund;
Dann wiederum stieg sie empor zu Freuden,
Fortunen gleich that sie der Welt sich kund.
Sein Leben schien fortan sie zu regieren
Und ihn durch sich zu ew'gem Ruhm zu führen.

[Nach Genthe's Handbuch.]

## 2. Die Schäferin.

Frühe geht die Schäferin,
Führt die Lämmchen auf die Weide,
Auf die Weide
Voller Freude
Springt sie hin im leichten Kleide;
Ach es folgt mein Herz ihr hin.

Hüpfet dann gar leicht und los
Zu den Blumen an der Quelle;
An der Quelle,
Klarer Quelle,
Stehen Blümchen bunt und helle
Und sie pflückt sie in den Schooß.

Streift sie auf die Aermel dann,
Wäscht ihr Antlitz, zart wie Rosen;
Zart wie Rosen,
So die losen
Zephyretten lächelnd kosen,
Und es lacht die Flur sie an.

Setzt sich dann in's Grüne hin,
Windet Blumen, sich zu kränzen;
Sich zu kränzen,
Eilt im Lenzen
Nymph' und Hirt' bei frohen Tänzen;
Alles liebt die Schäferin.

Manchmal singt sie hell und rein,
Daß umher die Vöglein singen.
Vöglein singen,
Lämmchen springen
Und die muntern Ziegen dringen
Schäkernd in der Frohen Reih'n.

Abends hüpft mit leichtem Sinn
Sie zur Hütte, Lust im Herzen.
Lust im Herzen,
Unter Schmerzen
Spottet sie der Liebe Schmerzen.
Also lebt die Schäferin.

[Uebers. von Gries.]

## 3. Des Hirten Klage.

Vernehmt, ihr Wälder, meine leisen Klagen,
Denn meiner Nymphe darf ich sie nicht sagen.

Die schöne Nymph' ist taub bei meinen Schmerzen
Und meiner Flöte giebt sie kein Gehör.
Das nimmt sich meine Heerde selbst zu Herzen,
Sie badet sich im klaren Bach nicht mehr
Und will sein Leid mit ihrem Hirten tragen.
Vernehmt, ihr Wälder, meine leisen Klagen!

Wohl kann mein Schmerz die rohe Heerd' erweichen;
Die Nymphe nur verhöhnt der Liebe Brand.
Der Schönen Herz muß wohl dem Marmor gleichen,
Dem Eisen wohl, und wohl dem Diamant.
Sie flieht vor mir schnell über Wies' und Land,
Wie vor dem Wolf das Lämmchen flieht mit Zagen.
Vernehmt, ihr Wälder, meine leisen Klagen!

Sag' ihr, o Lied, wie mit den schnellen Stunden
Der flücht'gen Schönheit zarter Reiz entflieht.
Sag' ihr, wie bald die kurze Zeit entschwunden,
Die, jetzt versäumt, von neuem nicht erblüht.
Der Rose Pracht — wie bald ist sie verglüht!
Die Schönheit glänzt nur in der Jugend Tagen.
Vernehmt, ihr Wälder, meine leisen Klagen!

O tragt, ihr Winde, diese leisen Laute
Zu meiner Nymphe tragt sie freundlich hin!
Sagt ihr den Schmerz, den ich nur Euch vertraute,
Und wendet linde den verstockten Sinn.
Sagt ihr, daß ich nur halb noch lebend bin,
Der Rose gleich, an der Gewürme nagen.
Vernehmt, ihr Wälder, meine leisen Klagen,
Denn meiner Nymphe darf ich sie nicht sagen.

[Uebers. von Gries.]

# XI. Luigi Pulci.

## Die Rolandsage und das romantische Epos. — Der große Morgant.

Wir haben von den Dichtern des funfzehnten Jahrhunderts, die im vorigen Abschnitt besprochen sind, diejenigen beiden getrennt, welche für die italiänische Literatur von größerer Bedeutung, als alle übrigen Dichter dieses Jahrhunderts, dadurch geworden sind, daß sie zuerst dem romantischen Heldengedichte den ihm eigenthümlichen Charakter gegeben haben. Wir sprechen von Luigi Pulci und Matteo Maria Bojardo, die beide, getrennt und unabhängig von einander, denselben bereits lange vorhandenen Sagenstoff benutzend, ihn jeder in seiner Art poetisch so gestalteten, daß mit diesen Dichtungen erst die italiänische Epik im eigentlichen Sinne beginnt, um epochemachend sich weiter zu entwickeln. Ehe wir jedoch auf diese Dichtungen und ihre Schöpfer näher eingehen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit jenen Stoffen zu, die ihnen zur Grundlage gedient haben.

Es ist oft schon als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben worden, daß Italien, welches die schönsten Schöpfungen der romantischen Poesie erzeugte, keinen einzigen Ritterroman in Prosa als Originalwerk aufweisen kann, obschon man annehmen darf, daß die Italiäner mit den unter ihren Nachbaren zu Tage geförderten Werken dieser Art bald und genau vertraut geworden waren. Diesen Umstand muß man jedoch zum Theil den Sitten und Verhältnissen des italiänischen Volkes zuschreiben; denn seitdem der Sitz des römischen Reiches nach Konstantinopel verlegt worden, hatten die Italiäner aufgehört, Eroberer zu sein; sie wurden vielmehr stets von fremden Nationen besiegt, welche zwar jederzeit mildere Sitten und Bildung annahmen, zugleich aber auch in Verweichlichung sanken, so daß die Bewohner Italiens weder jenes Uebermaß persönlicher Tapferkeit, noch jenen hohen Rittersinn besaßen, deren Schilderung die Seele der romantischen Dichtung ist. Zu einer Zeit, als in anderen Ländern glückliche Nationalkämpfe und der Fortschritt des Feudalsystems zu dieser Gattung von Dichtwerken den Grund legten, wurde ganz Italien durch eingedrungene Feinde verheert, oder nur durch Fremde mit Erfolg vertheidigt. Es fiel daher schwer, eine Classe von Helden zu wählen, deren Thaten, wenn sie gefeiert wurden, der ganzen Nation ein Interesse eingeflößt oder geschmeichelt haben würden, wie dies in England bei Anhörung der Heldenthaten Arthurs, oder in Frankreich in Betreff der Geschichte Carls des Großen der Fall sein mußte. Auch die frühe Zerstückelung Italiens in eine Anzahl von kleinen unabhängigen Staaten ließ den Nationalstolz nicht emporkommen. Man hätte kaum vermocht, einen Gegenstand ausfindig zu machen, der allgemeinen Beifall gefunden, und die Thaten der Anführer eines Gebietes würden für die Bewohner eines anderen oft der Gegenstand schmerzlicher Erinnerung gewesen sein. Nicht minder wurde der romantische Geist in Italien durch die dort frühzeitig auftauchende Hinneigung zu Handelsunternehmungen unterdrückt. Aus den italiänischen Novellisten geht auf's deutlichste hervor, daß in die Sitten des Volkes auch nicht ein Funke jenes ritterlichen Feuers eingedrungen war, welches die umwohnenden Völker entzündete. In den angesehensten Staaten Italiens, besonders in Florenz, wurde das Kriegshandwerk eher für erniedrigend, als für ehrenvoll gehalten und zwar zu einer Zeit, wo in jedem anderen Lande Europa's der persönlichen Stärke und Tapferkeit die höchste Achtung erwiesen wurde. Zwar fehlte es den italiänischen Republiken nicht an Festigkeit in der Politik, aber ihr kriegerischer Geist hatte sie verlassen und ihre Freiheiten waren dem Schutze von Söldnerhaufen anvertraut. Dazu kommt, daß zu der Zeit, als Frankreich und England ganz besonders damit beschäftigt waren, Ritter-

bücher zu schreiben, und jedes literarische Talent sich dort diesem Gebiete zuwandte, die Aufmerksamkeit, welche in Italien auf die Literatur des classischen Alterthums gerichtet wurde, eine Correctheit des Geschmacks und eine Liebe zur Regelmäßigkeit einführte, denen die Regellosigkeit und Extravaganz der Ritterbücher im höchsten Grade widerstreben mußte.

Dennoch waren, wie schon bemerkt, die fremden Ritterbücher frühzeitig in Italien bekannt geworden. Uns beschäftigen hier die dem fränkisch-carolingischen Sagenkreise angehörigen, zunächst die sogenannte Chronik des Turpinus, die, da sie dem Erzbischof von Rheims und Zeitgenossen Carls des Großen, Turpin, fälschlich zugeschrieben worden, auf die fabelhaften Erzählungen von diesem Kaiser und seinen Paladinen einen großen Einfluß ausgeübt hat.*) Diese Chronik giebt zwar vor, daß sie von Vienne in der Dauphiné aus an einen Dechanten von Aquisgranum (Aachen), Namens Leoprand, gerichtet worden sei; sie wurde jedoch nicht vor dem Ende des elften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts geschrieben; den Verfasser derselben kennt man nicht; einige vermuthen, es sei ein Canonicus in Barcelona gewesen, der seine Arbeit dem Turpin untergeschoben habe. Das Werk handelt von dem Zuge Carls des Großen nach Spanien und schildert die fabelhaften Thaten der vornehmsten Fürsten und Herzoge des königlichen Palastes in Frankreich, welche deshalb Palatini „Paladine" genannt werden. Einer der Fürsten, unter welche zu jener Zeit die spanischen Provinzen getheilt waren, hatte Carl um Beistand angerufen, worauf dieser, unter dem Vorwande seinen Bundesgenossen gegen die Angriffe der Nachbaren zu schützen, seine Eroberungen über einen großen Theil Navarra's und Aragon's ausdehnte, und bei seiner Rückkehr nach Frankreich durch den verrätherischen Angriff eines unerwarteten Feindes eine Niederlage erlitt. Diese einfachen Ereignisse haben zu der berühmten Schlacht bei Ronceval und den anderen extravaganten Erdichtungen, welche Turpin's Chronik enthält, Veranlassung gegeben. Wenige Ereignisse kommen jedoch in diesem Werke vor, welche den Geist romantischer Dichtung athmen. Wir begegnen darin keinen Schlössern, keinen Drachen, keinen verliebten Rittern und bedrängten Fräulein. Die Chronik ist angefüllt mit Schilderungen von Kriegen im größten Maßstabe und mit den theologischen Controversen der Anführer der Sarazenen und Christen. Viele Wunder werden zwar darin erzählt, jedoch gleichen sie mehr denen der Mönchslegenden, als den Dichtungen der Romantik. Es ist bezweifelt worden, ob die italiänischen Dichter Turpin direct benutzt haben, da er häufig von ihnen in ironischer Art als Quelle bei Geschichten citirt wird, die er mit keinem einzigen Worte erwähnt und welche die ungereimtesten und unglaublichsten Dinge enthalten. Pulci führt zwar an einer ernsthaften Stelle seines Gedichtes den Turpin als einen seiner Gewährsmänner an, indeß ist es gerade nach dem Vorgange dieses Dichters eine poetische Freiheit geworden, für alles Unglaubliche den alten Erzbischof zu citiren und ihn zum Sündenbock für alle phantastischen Uebertreibungen zu machen.

Näher liegt der italiänischen Dichtung eine Chronik, welche, ebenfalls die Carls- und Rolands-Sage behandelnd, 1491 zuerst gedruckt erschienen ist unter dem italiänischen Titel: „I Reali di Francia, nel quale si contiene la generazione di tutti i re, duchi, principi e baroni di Francia e de li paladini, colle battaglie da loro fatte, cominzando da Constantino imperatore fino ad Orlando, conte d'Anglanto." Auch diese Chronik ist zuerst lateinisch geschrieben und wird von einigen dem Alcuin beigelegt. Allein wohl mit demselben Unrecht, wie jene Chronik dem Turpin zugeschrieben wird. Für die Zeit der Abstammung giebt uns dies einen Wink, denn es ist wohl möglich, daß der falsche Turpin sich auf das Beispiel des falschen Alcuin gestützt habe. Die Fülle und Reinheit der mitgetheilten Sagen weist auf eine Zeit hin, wo diese eben noch in vollster Jugendkraft mit dem Volke lebten, und so möchte auch hier, wie für den Turpin, das elfte Jahrhundert als Zeit der Abfassung anzunehmen sein. Zwar wird die Oriflamme erwähnt, welche erst seit Ludwig VI. in Schlachten dem Heere vorgetragen wurde, doch kann dies ein Zusatz

*) Ihr Titel in der Reuber'schen Sammlung von Geschichtsschreibern (1726) ist: Historia de vita Caroli magni et Rolando.

des italiänischen Bearbeiters sein. Die lateinische Urschrift scheint verloren gegangen zu sein. Gründliche Kenner der italiänischen Sprache setzen das italiänische Werk in das Ende des dreizehnten oder den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. In neuester Zeit hat der Historiker Ranke durch seine treffliche akademische Abhandlung: „Zur Geschichte der italiänischen Poesie (1837)" die Aufmerksamkeit auf dieses für die epische Dichtung wichtige Werk wieder hingelenkt, nachdem er, bei seinen Forschungen in italiänischen Bibliotheken, auch diejenigen Theile des Werks wieder aufgefunden, welche (vom siebenten Buche an) bisher unveröffentlicht geblieben waren.*)

Die Reali di Francia (Franciae regales, „das Königshaus von Frankreich" oder „die fränkischen Königskinder") beginnen, wie bereits der oben angeführte weitere Titel besagt, mit der Taufe des Kaisers Constantin, welcher hier zum Ahnherrn Carls des Großen gemacht ist. Sein Sohn Fiovo muß vor dem ungerecht gegen ihn erregten Zorn seines Vaters von dem Hofe entweichen, wird mit dem heiligen Paniere, mit der Oriflamme begabt, welche stets zum Siege winkt, wenn sie nicht gegen Christen gekehrt ist. Fiovo überwindet und bekehrt nun zunächst die Mailänder, geht dann über die Alpen, erwirbt sich mit großer Tapferkeit ein Land und ein Weib, erobert Paris und gewinnt ganz Frankreich dem Christenthume. Nachdem er dies gethan, zieht er gegen das Reich Darbena, schlägt die Deutschen und bringt ihnen das Christenthum. Beunruhigt von Fiovo's Tapferkeit und Glück, schaart sich die ganze Heidenschaft, um den Mittelpunkt der Christenheit, Rom, zu erobern, was durch Fiovo, seine Söhne und Vasallen verhindert wird, worauf sein Enkel Fiovarante die mit Darbena verbündet gewesenen Reiche Scandia und Balda unterwirft. Ein anderer seiner Abkömmlinge, Bovetto, erobert England, und Bovetto's Enkel, Buovo d'Antona, gründet nach mancherlei Irrfahrten das Fürstenthum Sinella, bezwingt Dalmatien, Slavonien, Croatien und bereitet die Eroberung und Christianisirung Ungarns durch seine Söhne vor.

Erst der letzte Theil des Romans beschäftigt sich mit der Person Carls des Großen. Carls Vater, Pipin, wird von zweien seiner unehelichen Söhne getödtet und der legitime Erbe muß von den Thronräubern, welche sich auf das verrätherische Haus Maganza (Mainz) stützen, aus Paris fliehen, verbirgt sich, von seinen Feinden geächtet und vom Papste auf deren Verlangen gebannt, eine Zeit lang in einer Abtei, worauf er nach Spanien flieht an den Hof des Saracenenkönigs Galafrone zu Saragossa, dessen Söhnen Marsilio, Balugante und Falsirone, mit denen er später in blutige Kriege verwickelt werden sollte, er unter den Namen Mainetto Dienste leistet und in dessen Tochter Galeana er sich verliebt, um sich, nachdem er sie getauft, heimlich mit ihr zu vermählen. Bald nachher geräth Galafrone nebst seinen drei Söhnen in die Gefangenschaft eines afrikanischen Königs. Carl befreit sie, allein der Ruhm, den er dadurch gewann, erregt den Neid von Galafrone's Söhnen und er entweicht mit Galeana den bösen Anschlägen der Neider. Er durchwandert nun Italien, weiß ein Heer zusammenzubringen, greift den Usurpator seines Erbes an, schlägt ihn und erlangt die Herrschaft über seines Vaters Lande wieder.

Von nun an tritt Carl's Neffe Orlando (Hrothland, Roland) in den Vordergrund. Carl hatte nämlich eine Schwester, Namens Bertha, zu welcher der Ritter Milone von Antona, ein Seitensprößling des berühmten Buovo d'Antona, eine von der Dame erwiederte Neigung hegte. Der Kaiser verweigert um der Armuth des Ritters willen seine Einwilligung zu dieser Verbindung, kerkert die Liebenden ein und will sie dem Tode weihen. Der ihnen befreundete Herzog Noma jedoch befreit sie und nimmt sie auf seine Burg, wo ihre Ehe geschlossen wird. Darüber erbittert, ächtet Carl den Milon und läßt das Ehepaar durch den Papst excommuniciren. Die Liebenden fliehen nach Italien, wo Bertha in einer Höhle bei Sutri von einem Sohn entbunden wird, der so kraftvoll war, daß er un-

*) In der Albani-Bibliothek zu Rom fand Ranke einen Codex aus den Jahren 1508 und 1509, welcher außer den bisher bekannten 6 Büchern der Reali noch ein siebentes („Aspramonte") und ein achtes Buch („Spagna") enthielt, wo die Fäden wieder aufgenommen, die in dem sechsten Buche („Mainetto") abgerissen waren.

mittelbar nach der Geburt dem heimkehrenden Vater bis an den Eingang der Höhle entgegen rollte, daher sein Name Orlando, Roland (rotolare, rouler). Fünf Jahre fristete die Familie in dieser Höhle dürftig ihr Leben, bis Milon auszog, um in der Fremde sein Glück zu versuchen, worauf er aus der Sage verschwindet. Orlando indessen wächst lustig heran und vermittelt die Versöhnung seines Oheims Carl mit der Mutter. Als nämlich Carl auf seiner Krönungsfahrt nach Rom einige Zeit in Sutri sich aufhielt, wurden nach altem Brauch die Ueberbleibsel seiner Tafel an die Armen vertheilt. Während nun die übrigen Armen demüthig draußen warten, kommt der kleine Roland keck in den Speisesaal, nimmt eine volle Schüssel vom Tisch und bringt sie seiner Mutter. Als er dies zum zweiten Male thut und eben nach der Schüssel greifen will, hustet der Kaiser laut, um ihn zu erschrecken. Allein der Knabe blickt ihn kühn an, zupft den Fürsten ohne Weiteres an den Bart und fragt: Nun, was hast Du? Carl wird dadurch so eigenthümlich angezogen, daß er die Spur des Knaben bis zur Höhle verfolgen läßt — und auf diese Weise wurde seine Schwester Bertha aufgefunden, welche der Kaiser wieder zu Gnaden annahm, während er seinen Neffen adoptirte.*) Orlando wird nun die Hauptstütze von seines Oheims Thron und der erste Held der Christenheit. Dieser oder dem christlichen Reiche Carls gegenüber hatte sich ein großes saracenisches Reich gebildet, dessen Helden der König von Afrika, Agolante, nebst seinem Sohne Trojano und seinem Bruder Almonte sind, welche auf das Verderben der Christenheit sinnen. Agolante und Almonte fallen mit einem ungeheuren Heere in Italien ein, Trojano zieht mit einem zweiten durch Spanien nach Frankreich und der saracenische König von Portugal führt eine Flotte nach England. Carl zieht mit dem gesammten christlichen Heerbann gegen Agolante und Almonte. Diese werden geschlagen und der letztere fällt im Zweikampf von Roland's Hand. Indessen ist Trojano durch Südfrankreich bis nach Savoyen vorgedrungen und plündert dort die Herrschaften des Gherardo da Fratta, der, obgleich stets ein heimlicher Rival des Kaisers, dennoch mit nach Italien gezogen war. Die Saracenen werden indeß auch in Savoyen von den heimkehrenden Christen geschlagen und Trojano theilt Almonte's Schicksal. Nun aber artet die Spannung zwischen dem Kaiser und Gherardo da Fratta in offenen Zwist aus, der Letztere geht zu den Mauren nach Spanien, verschwört das Christenthum und ruft den Saracenenkönig Marsilio zum Krieg gegen Carl auf. Marsilio rüstet sich mit Hilfe seiner Helden Ferraù, Serpentin, Mazarizi und Iseres auf's Beste, allein das heranrückende Heer Carls wirft Alles vor sich nieder und belagert das starke Pampelona.

Wegen eines leichten, während der Belagerung von Pampelona zwischen Roland und seinem Oheim entstandenen Zerwürfnisses verläßt Roland das Lager; er zieht nach Persien, leistet dem Sultan dieses Landes gegen den König von Syrien und Arabien Beistand, erobert Jerusalem und schließt mit dem Sultan einen Vertrag, demzufolge Jerusalem und Bethlehem den Christen zugehören und Carl's Lehnsherrlichkeit anerkennen. Darauf kehrt Roland zum Oheim zurück, der ihn sehr vermißt hatte: Pampelona wird erobert, Iseres läßt sich taufen, ganz Pampelona wird getauft. Marsilio weiß keinen Rath mehr, als sich zu beugen; seine Botschafter bitten den Kaiser um Frieden und Verzeihung. Unerwartet bekommt er aber doch noch ein Mal Hilfe — von dem schlimmen Gan (Ganelon), dem Haupte des Hauses von Maganza.

Durch das ganze Werk zieht sich die Sage von dem verrätherischen Hause Maganza. Als Fiovo Paris eroberte, blieb aus dem alten Stamm französischer Könige, die von Troja herkamen, eine Tochter übrig und er vermählte sie einem Waffengefährten. Sofort dachten sie wider ihn auf Verrath: Fiovo mußte den alten Genossen tödten; sie aber entfernte er, worauf sie am Jura Schloß und Haus Maganza gründete. An den Verräthereien, die in den Reali vorkommen, hat nun das Geschlecht fast immer Antheil. Die Unglücksfälle, die Buovo's Jugend bezeichneten, hatten dort ihren Ursprung; bei Carl's

*) Es dürfte wohl kaum nöthig sein, an Ludwig Uhland's schöne Romanze: „Klein Roland" zu erinnern, welche diese Episode zu ihrem Inhalte hat: fehlt dieses Gedicht doch fast in keiner der vielen deutschen Anthologieen.

Flucht war dieses Geschlecht betheiligt, und durch sein Verschulden begann Gherardo Krieg wider Carl. Jetzt aber wird die Reihe dieser Verbrechen durch das größte vollendet. Gan von Maganza, obwohl Carl's Schwiegersohn, unternimmt doch, einer Beleidigung wegen, die er von Olivier erfahren, seinen Fürsten an Marsilio zu verrathen, und er erreicht insofern seinen Zweck, als Roland und seine Paladine das Opfer eines verrätherisch angeleg- ten Hinterhalts bei Roncisvall — wo Roland den Tribut Marsilio's erwartete — werden. Aber Carl rächt die in Roncisvall Gefallenen. Er nimmt Saragossa ein, und alles Land, das dem Marsilio gehört, macht er christlich; einen seiner Helden läßt er daselbst als König. Zuletzt berichtet das Buch noch von der traurigen Rückkehr und dem rührenden Tode der Alda bei der Leiche ihres Gemahls Roland und ihres Bruders Olivier. Carl geht nach Rom, um für Roland Seelenmessen anzuordnen. Auf der Hinreise gründet er Florenz, das Totilas zerstört hatte: auf der Rückreise läßt er bei dem Hafen Malamocco, wo derselbe eine andere Stadt zerstört hatte, Venedig aufrichten. Und damit schließt das Werk.

Die Reali und der ganze Fabelkreis, der sich um dieses Werk gebildet hatte, wurde zunächst von Poeten bearbeitet, welche das Volk auf öffentlichem Markte zu vergnügen suchten. Aus einem noch vorhandenen Werke des unter dem Namen Altissimo bekannten florentinischen Improvisators, der es unternommen, die Reali in Ottaven zu bringen, kann man den Zustand erkennen, in dem sich jene Poeten befanden. Altissimo bekennt, daß die Armuth ihn nöthige, dieses Gewerbe zu treiben, daß er von dem Beutel seiner Zuhörer lebe, die er jedesmal beim Schlusse seiner Gesänge auf einen bestimmten Wochentag nach dem gewohnten Platze wieder bescheidet, einem freien Raum, wo die Freunde des Poeten für ihn und die Zuhörer Bänke eingerichtet hatten. Hier war es, wo Altissimo das, was er in den Büchern gefunden, nach seinem eigenen Ausdrucke all' improviso sang. Während er auf diese Art seine improvisirten Gesänge vortrug, wurden dieselben von seinen Freunden niedergeschrieben, und was davon nach dem Tode des Improvisators durch den Druck veröffentlicht wurde (Venedig 1534), enthält in 98 Stanzen den ersten Theil der Reali. Unter gleichen Umständen, wie die Reali des Altissimo, ist das Werk eines anderen Florentiners, Sostegno di Zanobi, entstanden. Es führt den Titel: La Spagna und läßt seine Entstehungsart aus solchen Stellen erkennen, wo der Poet die guten Herren und Leute anredet, die gekommen seien, ihm zuzuhören, und die von ihm mit Gebeten empfangen und mit guten Wünschen entlassen werden. Aelteren Datums, als die genannten Bearbeitungen, ist das Gedicht: Buovo d'Antona eines ungenannten Autors; ein ferner hierher gehöriges Product heißt: La regina d'Ancroja, dessen Heldin von Roland getödtet wird, weil sie für die ihr vom Paladin vorgetragenen Wahrheiten und Lehren des Christenthums unempfänglich geblieben war. Alle diese Werke können jedoch nur als erste rohe Versuche der italiänischen Epik betrachtet werden. Erst il Morgante maggiore von Luigi Pulci eröffnet den Reigen der berühmt gewordenen romantisch-epischen Dichtungen, deren Grundlage die Rolandsage ist.

Luigi Pulci war der jüngste von den drei Brüdern, die wir bereits am Schlusse des vorigen Abschnitts erwähnt haben. Sie stammten aus einer Familie, die zu den ältesten und angesehensten in Florenz zählte. Luigi wurde am 25. August 1432 (nach anderen am 3. December 1431) geboren. Er gehörte zu den vertrautesten Freunden des Lorenzo de' Medici und des Angelo Poliziano, und scheint sein Leben ganz den literarischen Studien und der Poesie gewidmet zu haben. In Lorenzo's Gedicht: die Falkenjagd, findet sich eine auf ihn bezügliche Stelle, die etwa lautet: „Wo ist Luigi Pulci? Warum läßt er nichts von sich hören? Er ging voran in's Wäldchen, er hat irgend etwas Phantastisches vor; vielleicht mag er dort ein Sonett ersinnen.." Sonette mag er freilich genug gedichtet haben. Es existirt eine (1520 erschienene) Sammlung scherzhafter Sonette, welche zugleich mit den seinigen die seines poetischen Correspondenten, des Matteo Franco, Canonicus in Florenz, enthält. In Sonett und Gegen-Sonett greifen einander die Freunde in humoristischer, nicht selten burlesk komischer Art an; dem Matteo Franco giebt besonders der Familienname des Freundes (pulci, Flöhe) reichen Stoff zur Satire; an den Gedichten selbst wird eine pikante Schreibart gerühmt; doch bedauern die Kritiker, daß sie so häufig die Schranken

des Anstandes überschreiten. Das tridentinische Concil hat die Lectüre dieser Sonette sehr streng verboten, ein Loos, das, seltsam genug, das große Gedicht des Pulci nicht betroffen hat. Wie er an einer Stelle desselben bemerkt, hat Lucretia Tornabuoni, die Mutter Lorenzo's von Medici, die sich in ihren geistlichen Liedern als eine sehr fromme Dame zeigt, die Veranlassung zu dem Pulci'schen Morgant gegeben. In der Apostrophe an diese Dame, mit der Pulci sein Gedicht schließt, lautet eine Stelle, nachdem der Dichter sich mit einem Schiffer verglichen, welcher sein Fahrzeug glücklich in den Hafen gebracht, also: „Eine Frau ist im Himmel, welche mein starker Schirm sein wird; doch dachte ich nicht, daß sie vor dem Ende (des Gedichts) sterben würde, sie mag mein Angelstern, mein St. Elmofeuer sein, und weil sie zuerst auf's hohe Meer mich sandte, wird sie als ein seliger Geist alles sehen und sich meiner Treue erinnern.. Habe ich ihren Wünschen Genüge geleistet, so habe ich nichts mehr zu begehren und bin zufrieden." In welcher Art Pulci die Wünsche seiner frommen Beschützerin ausgeführt, wird die weiterhin folgende Inhaltsangabe und Charakteristik des Gedichts ergeben. Hier sei zunächst, in Betreff der Abfassungszeit des Gedichts, an die angeführte Stelle die Bemerkung geknüpft, daß nach derselben die Vollendung des Gedichts nicht vor dem Jahre 1482 erfolgt sein kann, da in diesem Jahre die erwähnte Dame gestorben ist. Im Druck erschien der Morgante maggiore zuerst 1488 (zu Venedig). Als Todesjahr Pulci's wird gewöhnlich das Jahr 1487 angegeben.

Seit Dante's Commedia war in Italien kein Gedicht von so großem Umfange erschienen, als der Morgant. Er besteht aus acht und zwanzig Gesängen, und kein Gesang aus weniger als sechzig, mehrere aus anderthalbhundert bis zweihundert Stanzen. Jeder Gesang beginnt im wahren Postillenstil mit einem Gebete, dessen Inhalt und Form gewöhnlich seltsam genug mit der folgenden Darstellung contrastirt. Die erste Stanze beginnt wie das Evangelium Johannis mit dem Satze: „Im Anfang war das Wort.." Bei der Stelle: „Dasselbe war im Anfange bei Gott" setzt Pulci hinzu: „so viel mich bedünkt." Dann werden Gott und die heilige Jungfrau angerufen, den Dichter zu begeistern. Gleich darauf, in der dritten Stanze, sagt dieser christlich begeisterte Dichter, daß er sein Gedicht im Frühling begonnen habe, um die Jahreszeit, „wo Phöbus mit seinem Wagen noch langsam fährt, weil er der Lehre gedenkt, die ihm sein Phaeton gegeben, und wo er eben am Horizont erschien, so daß sich Tithon die Stirn kratzte." (Wir geben unten in der Auswahl den metrisch übersetzten Eingang des Gedichtes wieder). Nach diesem Eingange werden wir in aller Ehrbarkeit mit Carl dem Großen und seinen Paladinen bekannt gemacht. Wir treten sogleich mitten in die Ritterwelt. Die zwölf Paladine Carls des Großen finden sich durch die Auszeichnung zurückgesetzt, mit der der Kaiser den tapferen Roland behandelt. Der verrätherische Gan von Maganza benutzt diese Unzufriedenheit, auch den Kaiser umzustimmen. Roland zieht sein Schwert, besinnt sich jedoch wieder, und verläßt die kaiserliche Residenz Paris. Er reist nach dem Heidenlande zu und besteht an der Grenze auch schon das große Abenteuer mit den drei Riesen, nach deren einem das Gedicht seinen Namen erhalten. Durch die Beschreibung des Kampfes zwischen Roland und den Riesen erfahren wir sogleich, was für eine Art von Thaten wir uns von dem tapfersten der Ritter versprechen dürfen. Wir finden also schon im ersten Gesange die Gattung von Personen neben einander, die zu einem treuen Gemälde der halb wirklichen, halb fabelhaften Ritterwelt wesentlich gehören: streitbare Christen und Heiden — zu letzteren zählt Pulci, wie später auch Ariosto und Tasso, die muhamedanischen Saracenen —, Ritter, Riesen und Mönche. Nur die Damen fehlen noch. Doch sollten sie nach dem Plane des Dichters auch keine Hauptrolle in seinem Gedichte spielen. Blicken wir nun von diesem Anfange der Composition über sechs und zwanzig Gesänge hinweg sogleich nach dem Ende, so scheint auch die epische Einheit in gewissem Sinne erreicht zu sein, denn das Gedicht schließt mit Roland's Heldentode in der Schlacht von Ronceval und mit der Bestrafung des Verräthers Gan von Maganza. Aber in der ganzen Ausführung des Gedichts fehlt der innere Zusammenhang der Begebenheiten, und die motivirende Verbindung aller, zur Herbeiführung einer epischen Katastrophe. Die Abenteuer Rolands und seines Freundes Morgant folgen

auf einander wie für sich bestehende und willkürlich an einander gereihte Märchen. Nirgends deuten weder die Kämpfe, noch die Liebschaften, noch die Heidenbekehrungen, auf einen ästhetischen Vereinigungspunkt hin. Und selbst die scheinbare Katastrophe ist gegen den Geist des Heldengedichts; denn der Held bleibt in der Schlacht auf dem Platze. Mit der Criminal-Execution, die hinterher noch über den Verräther Gan verhängt wird, ist dem ästhetischen Interesse wenig geholfen. Auch ist die Planlosigkeit im Morgant nicht etwa, wie in Ariost's Roland, absichtlich. Zu der Idee, den Charakter des Ritterthums durch Nachahmung der abenteuerlichen Verworrenheit der romantischen Denkart in einer regellosen Composition auszudrücken, erhob sich Luigi Pulci nicht.

Gehen wir nun auf den näheren Inhalt des Gedichts über, um die eigenthümliche Art kennen zu lernen, in welcher der Dichter den Hauptgegenstand desselben und die Einzelheiten, mit denen er ihn in Verbindung bringt, behandelt. Wir haben den Anfang des Gedichtes oben bereits kurz skizzirt. Nachdem Roland von seiner Gattin Aldabella Abschied genommen, und mit Olivier's Schwerte Rondella bewaffnet, Paris verlassen, gelangt er bald zu einer in der Wüste belegenen Abtei, welche von drei Riesen viel zu leiden hat. Er tödtet ihrer zwei, den dritten (es ist Morgant, der Held, von dem das Gedicht den Namen führt) nimmt er in seine Dienste, nachdem jener ihm versprochen, sich zum Christenthum zu bekehren. Roland und sein riesiger Waffengefährte halten sich nun einige Zeit im befreiten Kloster auf und lassen es sich dort wohl geschehen. Da es dem Kloster an Wasser mangelt, sendet Roland den Morgant nach einer Quelle. Der gute Riese wird bei dieser Expedition von zwei wilden Schweinen angefallen, die er flugs tödtet. Auf einer Schulter die Wasserkufe, auf der anderen die beiden Eber, kommt er in die Abtei zurück, wo er mit Freude aufgenommen wird. Die Mönche lassen sich das Wildpret so wohl schmecken, daß selbst die Hunde und die Katzen über die all' zu sehr benagten Knochen sich beklagen.

Roland, dem das müßige Leben nicht länger behagt, macht sich auf den Weg, um Kämpfe zu suchen. Morgant begleitet ihn zu Fuße. Seine Rüstung besteht bloß in einer rostigen Mütze von Eisenblech, einem langen Degen und einem großen Glockenschwengel. Sämmtliche Waffen sind aus der klösterlichen Rüstkammer genommen. Sie bestehen nun eine Menge von Abenteuern. Das erste und zugleich seltsamste unter diesen ist Roland's Kampf mit dem Teufel selbst, der in einem bezauberten Schlosse unter einem Leichensteine liegt, wohin er gebannt ist. Kaum hat Morgant diesen Stein emporgehoben, als der befreite böse Geist sogleich in Gestalt eines gräßlichen Todtengerippes auffährt, den Ritter, der ihn muthig anpackt, gewaltig umklammert, und ihn so lange festhält, bis der Riese mit seinem Glockenschwengel auf ihn tüchtig losschlägt und so die Kämpfer auseinander bringt.

Unterdessen wird Roland am Hofe Carls des Großen schmerzlich vermißt, vorzüglich von seinem Vetter Rinaldo, der sich nebst Dudo und Olivier auf den Weg macht, den Vermißten aufzusuchen. Sie treffen in der nämlichen Abtei ein, welche Roland vor einiger Zeit verlassen hat. Hier hat sich aber indessen Alles gar sehr verändert. Ein Bruder des Morgant und der zwei von Roland getödteten Riesen ist mit einem Trupp Saracenen angerückt, um den Tod seiner Brüder zu rächen, hat den Abt und die Mönche ins Gefängniß geworfen und läßt es sich nun hier wohl sein. Die drei Ritter fallen wüthend über den ganzen Haufen her, hauen den Ritter und die Saracenen in Stücke und befreien die Mönche sammt den Abt, der ihnen nun aus Dankbarkeit Nachrichten über Roland giebt, dessen Spuren sie sogleich verfolgen. Rinaldo trifft auf eine ungeheure Schlange, die so eben einen Löwen erwürgen will. Er tödtet die Schlange. Der gerettete, dankbare Löwe bleibt nun in milder Zahmheit bei dem Ritter, geht überall voraus als Wegweiser und zeigt sich stets als eifriger Vertheidiger seines Herrn. Endlich gelangte Rinaldo dahin, wo Roland unter dem Namen Brunor noch vor Kurzem sich aufhielt. Sie finden sich, aber — gegenüberstehend in feindlichen Heeren. Sie fechten in der Schlacht gegeneinander und endlich sogar im einzelnen Zweikampfe. Roland ahnet nicht, daß Rinaldo sein Gegner ist; dieser aber erkennt den Roland durch seinen Begleiter, den Riesen Morgant, und schont ihn im Kampfe so viel wie möglich. Da jedoch dieser Tag nicht entscheidend ist, so geben

sie sich das Wort, sich am folgenden Tag auf dem Schlachtfelde wieder einzufinden, um den Kampf fortzusetzen. Rinaldo kann es aber nicht länger ertragen, seinem Vetter als Feind zu begegnen, sondern zieht ihn beiseit und giebt sich zu erkennen. Die entzückten Ritter finden noch am nämlichen Tage Gelegenheit, ihren vereinigten Heldenmuth gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu beweisen. König Caradoro, bei dem sie sich befinden, spricht ihren Beistand an, denn er wird plötzlich angegriffen vom König Manfredon, welcher seine Tochter Meridiana liebt, und die ihm Verweigerte jetzt mit Gewalt erringen will. Roland, Rinaldo, Olivier und Morgant kämpfen für den beleidigten Fürsten. Manfredon wird geschlagen und gezwungen, Frieden zu schließen und allen jetzigen und künftigen Ansprüchen auf Hand und Herz der schönen Prinzessin feierlich zu entsagen.

Meridiana fühlt bald zärtliche Liebe für den Olivier, der ihr sein Herz, ja sogar seine Hand mit der Bedingung zusagt, daß sie Christin werde. Die Liebende erklärt sich dazu bereit, unter der Bedingung, daß er ihr zuerst beweise, Mahomed sei nicht der wahre Gott. Olivier beginnt mit der Dreieinigkeit, daß sie eine Substanz und drei Personen sei; er bringt das Gleichniß: wenn Du zweifelst, daß eins auch zugleich drei zu sein vermag, so siehst Du doch, daß eine angezündete Kerze tausend Lichter anzündet und doch ihr anfängliches Licht behält. Dann geht er zum Wunder der Wiederbelebung des todten Lazarus über. Die Schöne fühlt sich von der theologischen Dissertation so ergriffen, daß die Ehe, ohne Taufe und priesterliche Segnung abzuwarten, vollzogen wird, was den Dichter zu nicht sehr feinen Scherzen veranlaßt.

Während dies in Afrika und in Spanien vorgeht, hat der verrätherische Bösewicht Gan auch den Saracenen-König Herminion nach Frankreich gerufen, welcher mit einem zahlreichen Heere anrückt und zu gleicher Zeit sowohl Montalban, das Schloß des abwesenden Rinaldo, als auch Paris, wo Carl der Große die Entfernung mehrerer seiner vorzüglichsten Paladine beklagt, mit Macht anfällt. Der Krieg nimmt für den Kaiser eine um so üblere Wendung, als auch die ihm noch gebliebenen Ritter von dem Riesen Mattafol besiegt und in die Gefangenschaft weggeführt werden. Zum Glück für den bedrängten Carl erhält auch Herminion traurige Nachrichten von seinem Reiche, welches in Dänemark liegt. Roland, Rinaldo und ihre Gefährten waren auf ihrer Rückreise nach Frankreich dahin gekommen und hatten Herminions Feldzug erfahren. Sie übten sogleich das Recht der Wiedervergeltung aus, ließen die ganze königliche Familie über die Klinge springen und verheerten das Reich.

Schon erläßt Herminion an den Kaiser die Aufforderung, sich und die Stadt zu ergeben, mit Beifügung der Drohung, bei erster Verweigerung alle seine Gefangenen hängen zu lassen; schon will er seine Drohung vollziehen, da trifft, gerade im rechten Augenblicke, Roland mit den übrigen Rittern ein. Herminion wird sogleich angegriffen, geschlagen und muß alle Gefangenen ausliefern und um Frieden bitten. Bald nachher erblickt Herminion mit eigenen Augen ein Wunder, welches seine Bekehrung bewirkt. Roland und Rinaldo wurden nämlich durch einen boshaften Betrüger so verblendet, daß beide sich zum Kampfe stellen. Schon rennen sie mit gesenkten Speeren gegen einander, siehe! da erscheint plötzlich ein Löwe, der zwischen die Erbitterten tritt und dem Roland mit seiner Tatze einen Brief überreicht. Dieses Schreiben enthält den Betrug des ganzen Blendwerks, und die Versöhnten stürzen einander in die Arme. Dieser seltsame Auftritt scheint dem Afrikaner so außerordentlich, daß er selbst behauptet, nicht Mahomed, sondern nur der allmächtige Gott könne ein solches Wunder geschehen lassen. Er verlangt die Taufe und Carl der Große, um den frommen Eifer des Saracenen gar nicht erkalten zu lassen, verrichtet sogleich in eigener Person die feierliche Handlung.

Gan sieht indeß kaum eine seiner Schurkereien mißlungen, als er unverzüglich zur Ausführung einer anderen schreitet. Durch List und Ränke bewirkt er, daß Rinaldo sich mit dem Kaiser überwirft. Er erscheint unerkannt mit Astolf bei einem Turnier, und überfällt den Gan nebst seinem Anhange, den maganzischen Rittern. Zum Unglück wird lich aber Astolf enddoch entdeckt und der Kaiser, erbittert durch den Gan, verurtheilt ihn

zum Strange. Nur Roland's und Rinaldo's vereinigtem Bemühen gelingt dessen Befreiung. Die wüthenden Ritter gehen in ihrem Grimm so weit, daß Carl vom Throne, gestürzt wird und nur mit der Bedingung darauf wieder erhoben wird, daß Gan die wohlverdiente schwere Strafe erleide.

Gan kann aber seine bösen Ränke und seinen Haß gegen das Haus Montalban nicht aufgeben und es gelingt ihm sogar, dem Kaiser, dessen Charakter in dem ganzen Gedichte ziemlich schwach und leichtgläubig erscheint, wieder ganz umzustimmen. Ricciardetto, der jüngste von Rinaldo's Brüdern, wird von ihm überfallen und dem Kaiser ausgeliefert, der ihn dann auch gleich wieder zum Strange verurtheilt. Zum Glück erfährt Rinaldo den grausamen Befehl noch zu rechter Zeit und befreit den Bruder, der schon den Strang um den Hals hat. Das Volk von Paris, aufgebracht gegen die bösen Günstlinge des Kaisers und gegen diesen selbst, setzt die ihm genommene Krone auf Rinaldo's Haupt, worauf Carl sammt Gan und der übrigen Partei der maganzischen Ritter von Paris entfliehen; Rinaldo aber bleibt im ruhigen Besitze des neuen Thrones und giebt Feste über Feste, deren fröhlicher Glanz nur durch den düsteren Gedanken getrübt wird, daß Roland nicht ein Zeuge dieser Herrlichkeit ist. Dieser, höchst erbittert über Carls Verfahren gegen den jungen Ricciardetto, für den er vergebens um Gnade gebeten hatte, verließ Paris und Frankreich und kam bis nach Persien, wo er einen Riesen besiegte, bekehrte und selbst taufte. Da aber in diesem Lande die Todesstrafe für jeden Christen, der einen Muselmann tödtet, besteht, wird er auf Befehl des saracenischen Königs ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Zum Glück entkommt sein Knappe, eilt nach Frankreich und benachrichtigt den Ritter Rinaldo von der Gefahr seines Vetters. Dieser schreibt sogleich an Carl den Großen, giebt ihm den Thron zurück, versöhnt sich mit ihm und eilt nach Persien, den Roland zu befreien. Ihr böses Schicksal fügt es aber, daß sie sich hier nochmals feindlich begegnen müssen und erst auf dem Schlachtfelde sich wiedererkennen. Nach ihrer Vereinigung bestehen sie nun eine Menge von Abenteuern, sowohl Heldenthaten als auch Liebschaften, bekriegen und besiegen den Sultan von Babylonien u. s. w.

Morgant ist indeß in Frankreich zurückgeblieben, wo er den gottlosen Riesen Margutte trifft, den er, als schon Getaufter, sogleich befragt: ob er Christ oder Heide sei, an Gott oder an Mahomed glaube? worauf dieser ihm antwortet: „Ich glaube an die schwarze Farbe nicht mehr als an die blaue, wohl aber an den Kapaun, an Gekochtes und Gebratenes, manchmal auch an Butter und Bier, und selbst an den Wein, wenn ich einen habe; ja ich glaube sogar, daß derjenige, der an ihn glaubt, an ihm sein Heil findet. Ich glaube an die Torte und Kuchen u. s. w."

Nun sagt er eine Reihe aller nur möglichen Laster her, die er zu haben sich rühmt und auch zu behalten gesonnen ist. Dem Morgant gefällt er so sehr, daß er mit ihm eine Reise nach Asien unternimmt. Hier findet aber Margutte, nach mancherlei bestandenen Abenteuern, das Ende seines Lasterlebens. Die Art seines Todes ist eben so seltsam als burlesk; denn da er sich eben ganz voll gegessen hat, bemerkt er, daß ihm, während der Befriedigung seines schlemmerischen Heißhungers, die Stiefel gestohlen worden. Indem er hierüber in ein fürchterliches Wuthgeschrei ausbricht, sieht er, daß ein Affe der verwegene Thäter sei. Der listige Dieb macht aber beim An- und Ausziehen der Stiefel so äußerst komische Geberden, daß der Riese in ein unbändiges Lachen ausbricht, welches immer zunimmt, und endlich so heftig wird, daß er berstet.

Morgant findet den Roland bei der Belagerung Babylons und leistet ihm wichtigen Beistand, indem er, unter vielen andern erstaunenswürdigen Thaten, ganz allein einen Thurm niederreißt, worauf sich die Einwohner sogleich ergeben und den Roland zum Sultan von Babylon ausrufen. Sehr bald findet Roland sich bewogen, den kaum bestiegenen Thron wieder zu verlassen, indem er aus Frankreich die Nachricht erhält, daß Gan von einer schrecklichen alten Zauberin in einem Gefängnisse eingeschlossen sei. Obschon dieser als bekannter Bösewicht von Allen gehaßt wird, so eilen die Paladine doch sogleich zu seiner Befreiung herbei, weil er ebenfalls Paladin, tapfer und mit Carl dem Großen nahe verwandt

ist. Beim Einsteigen in das Schiff verliert Roland seinen treuen Morgant auf eine seltsame Weise, — ein Krebs beißt ihn in den Fuß. Und so sehen wir zwei Riesen gar wunderbar um's Leben kommen; der Eine lacht sich zu Tode, den Andern tödtet ein Krebs!

Die Ritter gerathen bei der unternommenen Befreiung Gan's in die Gefahr, sein eigenes Schicksal zu theilen, und werden nur durch einen Zauberer noch gerettet. Endlich treffen sie mit dem befreiten Gan in Frankreich wieder ein. Carl der Große, von dem Bösewicht schon so oft betrogen, verzeiht ihm doch wieder, in der Hoffnung, das Alter werde seine Bösartigkeit und seine vormalige unermüdete Thätigkeit gemindert haben. Aber die schöne Hoffnung ist vergebens. Gan erwirbt dem getäuschten Kaiser neuerdings zwei Feinde. Frankreich wird von zwei Saracenen-Heeren überschwemmt, deren eines von der Amazonen-Fürstin Antea aus Babylon angeführt wird; an der Spitze des aus Spanien kommenden zweiten steht der alte König Marsil. Carl und seine Paladine thun Wunder; Antea und Marsil schließen Frieden und ziehen in ihre Staaten zurück. Der listige Gan weiß aber von dem Kaiser die Erlaubniß zu erhalten, den König Marsil wichtiger Unterhandlungen wegen nach Spanien begleiten zu dürfen.

Hier begiebt sich der König, nach einem soeben beendeten Hoffeste, mit dem Ritter einst in eine einsame Gartenpartie. Am klaren Fluthenspiegel einer von Bäumen umgebenen Quelle lagern sie sich. Der König erzählt ihm hier vieles von seinem früher bestandenen Verhältnisse zu dem Kaiser, beschwert sich bitter über dessen Undank gegen ihn und schließt endlich mit der Drohung, er wolle ihm seine Krone nehmen, um sie auf Roland's Haupt zu setzen. Während dieser Rede hält Gan seine Augen unverwandt auf den Wasserspiegel geheftet, um Marsil's Gesichtszüge genau zu beobachten und daraus auf die Wahrhaftigkeit seiner Worte schließen zu können. Marsil, der seinerseits Gan's Beginnen wohl bemerkt hat, läßt sich nun mehr heraus und bekennt endlich ganz offenherzig, daß, wenn es gelänge, den tapferen Roland auf die Seite zu schaffen, er Carl den Großen nicht mehr fürchten und nicht säumen werde, an ihm Rache zu nehmen. Gan gesteht nun gleichfalls seinen Haß gegen den Roland und Olivier, und bietet sich an, nicht nur diese beiden, sondern auch den Kern der ganzen Ritterschaft des Kaisers dem Marsil im Thal von Ronceval in seine Macht zu überliefern. Die dazu nöthigen Mittel werden sogleich verabredet und beide schließen einen förmlichen Vertrag wegen ihres Vorhabens.

Sogleich erscheinen gräßliche Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde. Die Sonne verbirgt sich, der Donner rollt, dichter Hagel fällt nieder und ein fürchterliches Gewitter beginnt zu toben; der Blitz schlägt dicht neben Gan und dem König in einen Lorbeerbaum, den er spaltet und zu Asche verbrennt; das Gewässer schäumt in blutrothen Wogen auf, tritt aus seinen Ufern und verheert die Gegend ringsumher; ein Baum schwitzt Blut. Gan läßt sich aber durch alle diese Schreckensscenen in der Ausführung seines Planes nicht irre machen, sondern schreibt an den Kaiser, daß Marsil bereit sei, sich wieder als seinen Vasallen zu bekennen und ihm den lange verweigerten Tribut zu entrichten. Der Kaiser müsse jedoch selbst kommen, ihn zu empfangen; nur möge er den Roland und den Olivier mit 20,000 der Auserlesensten seines Heeres voraussenden nach dem Thal von Ronceval in den Pyrenäen, er selbst möge in einiger Entfernung hinter diesen zurückbleiben, indem der Saracenen-König ihm mit seinem Tribut bis dahin entgegenziehen werde. Der leichtgläubige Carl läßt sich bereden und trifft alle Anstalten zur Reise, während dessen auch Marsil, nach Gan's Plan, solche Vorkehrungen trifft, wie der Muth und die übermenschliche Kraft Roland's und seiner Gefährten sie erheischen. 100,000 Kriegsleute sollen die Kommenden sogleich angreifen; es steht aber zu erwarten, daß die Anzahl, ihrer Größe ungeachtet, vielleicht so gänzlich vernichtet wird, daß auch nicht Einer mit dem Leben davon kommt. Darum wird schon ein anderes Heer von 200,000 Kriegern in Bereitschaft gehalten; auch von diesen wird eine bedeutende Menge aufgerieben, ja sie werden vielleicht sich sogar zurückziehen müssen. Nun aber rückt ein Heer von 300,000 Mann vor, von dem die noch übrigen Paladine und fränkischen Soldaten vertilgt werden.

Während dieser Vorbereitungen von beiden Seiten befindet sich Rinaldo im Orient.

Maugis (Malagis), ein guter Zauberer, nimmt sich des Kaisers an, indem er die traurigen Folgen seiner Leichtgläubigkeit voraussieht. Er will, daß wenigstens der abwesende Rinaldo mit seinen Brüdern nach Frankreich zurückkehre, wo man seiner so sehr bedarf. Zu diesem Ende befiehlt er dem Astarot, dem Gewandtesten und Stärksten seiner Geister, sogleich nach Aegypten zu fliegen, wo die Ritter sich soeben befinden, in den Leib des Pferdes Bajard hineinzufahren und den Ritter, sobald er dieses besteigt, nebst seinem Bruder Ricciardetto, binnen drei Tagen nach dem Thal Ronceval zu bringen.

Nachdem der Dämon mit seinem Meister und Herrn ein ziemlich breites theologisches Gespräch über die Dreieinigkeit, den Sturz der Engel und die heilige Schrift gehalten hat, begiebt er sich mit einem andern Dämon auf die Reise. Sie treffen bei Rinaldo und Ricciardetto ein, machen ihnen die Ursache der Sendung bekannt, fahren in ihre beiden Leibpferde und fliegen mit ihnen durch die Lüfte fort. Nach zwei Monaten kommen sie in die Himmelsgegend über Gibraltar, wo Astarot dem neugierigen Rinaldo eine lange geographische Abhandlung über die Säulen des Hercules und über die Antipoden zum Besten giebt.

Endlich sind sie am Ziel ihrer Luftfahrt, im Thal Ronceval, wo die Dämonen ihre ritterliche Bürde absetzen. Schon hat die Schlacht begonnen. Roland und die übrigen Paladine merken schon, daß man sie hier in ein böses Netz gelockt habe. Entschlossen, als Helden zu sterben, gelingt es ihnen, das erste Kriegsheer zurückzudrängen. In diesem Augenblicke dringen Rinaldo und sein Bruder zu ihnen durch, und Alle umarmen sich im Jubel der größten Freude und des Wiedersehens. Indeß rückt Marsil's zweites Treffen vor, und es wird mit verdoppelter Wuth gekämpft. In diese Schlacht verwebt die Phantasie des Dichters eine besondere Mannigfaltigkeit von großen, rührenden und komischen Scenen.

Balduin, der edle Sohn des Verräthers Gan, kämpft auf der Seite der Paladine, ohne von dem Verrathe seines Vaters die geringste Ahnung zu haben. Dieser gab dem Jüngling einen glänzenden Waffenrock mit dem Befehle, denselben stets über der Rüstung zu tragen. Gan erhielt diesen Waffenrock vom König Marsil, welcher allen seinen Saracenen den Auftrag ertheilte, des damit Bekleideten im Treffen zu schonen. Roland erfährt, daß Balduin Marsil's Waffenrock trage. Der edle Jüngling begegnet ihm und beklagt sich, er wisse nicht, wie es komme, daß ihm, der Tod finden oder geben wolle, alle Saracenen ausweichen, wo immer er sich zeige. Roland, der an Balduins Unschuld nicht glaubt, ruft ihm zürnend zu, er möge nur den glänzenden Waffenrock ablegen und er werde sich bald überzeugen, daß sein Vater Gan Carl den Großen und seine Ritterschaft an den König Marsil verrathen habe. Roland läßt dem Jüngling zugleich merken, daß er ihn selbst für einen Mitschuldigen am Verbrechen seines Vaters halte. Hochauflodernd erwiederte Balduin: „Hat mein Vater uns durch Verrätherei hierher geführt, und ich entgehe heute dem Tod, so schwöre ich bei Gott, daß ich ihm mit meinem Schwerte das Herz durchstoße. Roland, ich bin kein Verräther, ich bin Dir aus inniger Freundschaft hierher gefolgt, Du wirst es bereuen, mich solchen Frevels beschuldigt zu haben." — Mit diesen Worten reißt er den Waffenrock sich vom Leibe, stürzt mitten in die Feinde hinein und beginnt ein gräuliches Blutbad; aber bald wird seine Brust von zwei Lanzen durchbohrt und er ist dem Tode nahe. Da begegnet ihm Roland im Handgemenge noch einmal: „Nun bin ich kein Verräther!" ruft der edle Jüngling, und stirbt.

Ein komisches Gegenstück zu dieser Scene liefern die zwei Dämonen, welche die Luftfahrt des Rinaldo und seines Bruders besorgten. Nicht fern von Ronceval steht eine verlassene Kapelle. Sie lagern sich hier im Hinterhalt, um die Seelen der von den fränkischen Rittern getödteten Saracenen aufzufangen, wobei sie denn auch vollauf zu thun finden. Der Dichter schildert mit origineller, echt komischer Kraft die mühsame Geschäftigkeit der Beiden, und Lucifers teuflische Freude auf seinem höllischen Thron über die reiche Beute, welche dieser Tag der Hölle liefert. Aber auch im Himmel wird die Aufnahme der Christenseelen mit Wonne gefeiert. Der heilige Petrus ist schon ganz matt und entkräftet von unaufhörlichem Oeffnen der Himmelspforte zum Einlaß der großen Menge von Seelen; der Schweiß trieft ihm von Bart und Hauptĥaar.

Wir kehren auf das Schlachtfeld zurück. Schon ist der größte Theil der fränkischen Ritter und Soldaten umgekommen; nur eine kleine Zahl ist noch übrig, die keinen Fuß breit weicht und ihr Leben theuer verkauft. Roland, ganz erschöpft von Durst und Kampfarbeit, schleppt sich mühsam zu einer nahen Quelle, sein Pferd Vegliantin mit sich führend, das im Augenblick verscheidet, da sie beim ersehnten Wasser ankommen. Roland ruft trauernd aus: „O, Vegliantin, Du hast mir so lange gedient, wo ist Deine Tapferkeit? O, Vegliantin, Niemand verdient größeren Ruhm; o, Vegliantin, die letzte Stunde ist gekommen; o, Vegliantin, Du hast meinen Jammer vermehrt; o, Vegliantin, Du willst keinen Halfter mehr; o, Vegliantin, wenn ich Dir je Unrecht that, so vergieb mir, ich bitte Dich, im Tode." Als Roland um Verzeihung bat, öffnete Vegliantin die Augen und gab durch Zeichen seine Zustimmung zu erkennen. Roland blickt auf dem Schlachtfelde umher und klagt über das jammervolle Schauspiel. Er versucht vergebens sein Schwert Durindana an einem Felsen zu zerschmettern; es macht nur tiefe Einschnitte in denselben und bleibt unversehrt. Nun klagt Roland, daß er erst jetzt des Schwertes edle Eigenschaften ganz kennen gelernt habe. Rinaldo findet seinen Vetter noch an der Quelle. Ricciardetto und Turpin kommen dazu. Letzterer berichtet, daß die Schlacht im Mai am Michaelistage des Jahres 806 gewesen. Roland knieet nieder und beichtet dem Turpin seine Sünden. Turpin ertheilt ihm die Absolution und fragt, ob sich Roland sonst nichts bewußt sei. Er antwortet, daß wir Alle menschlich, hochmüthig rc. seien. Nun richtet Roland ein Gebet an den Erlöser. Nach beendigtem Gebet fahren drei Strahlen von der Sonne herab. Rinaldo und die Andern sind erschüttert und zerknirscht. Ein sanftes Murmeln bewegt die Luft; der Engel, welcher Marien das Ave brachte, erscheint in menschlicher Bildung, in der Luft stehend, und kündigt sich dem knieenden Roland als den Boten des Himmels und der göttlichen Barmherzigkeit an. Er zeigt ihm viele angenehme Aussichten für den Himmel und verheißt ihm das Wiedersehen seines Morgant. Vom Margutte meldet der Engel, daß er Beelzebubs Herold geworden sei. Der Engel verschwindet, Roland erhebt sich, umarmt seine Freunde und verrichtet noch ein Gebet. Dann blickt er ganz engelhaft zum Himmel, er scheint ein ganz verändertes Wesen. Endlich neigt er das Haupt, sinkt zur Erde und haucht die Seele aus. Ein schreckliches Krachen erfolgt; man vernimmt einen Hymnus der Engel. Die ganze Luft wird feurig, von allen Sternen fahren Strahlen hernieder. Das Te Deum und Salve Regina wird vernommen. Eine weiße Taube erscheint und setzt sich auf Rinaldo's Schulter: man hält sie für Rolands Geist. Als Carl zu Pied de Port die Hornstöße vernimmt, sucht Gan ihm vorzuspiegeln, daß dies eine Jagdpartie bedeute. Als er aber zum drittenmal heranbröhnt, läßt Carl sich nicht mehr beschwichtigen und ruft: „O Gan, Gan, Gan! aus einem langen Traume bin ich erwacht." Er befiehlt den Verräther zu fesseln und jammert, daß er dem Malagis nicht geglaubt. — Carl zieht sofort gen Ronceval. Die Sonne bleibt am Himmel stehen, um seinem Marsche zu leuchten. Die Berge ebnen sich vor seinen Füßen, um denselben zu fördern. Rolands Knappe kommt ihm entgegen und berichtet das Vorgefallene. Nachdem er seinen Bericht geendet, fällt er todt zu Carls Füßen nieder aus dem Sattel herab. Als Carl an der Quelle ankommt, wo Roland liegt, stürzt er vom Pferde, umarmt die Leiche, hält eine verzweifelnde Anrede und bittet um Herausgabe des gebenedeiten Schwertes, welches er ihm zu Aspramont zugesagt. Roland richtet sich lächelnd auf, läßt sich mit der gewohnten Ehrerbietung vor seinem Herrn aufs Knie nieder, streckt ihm die Hand entgegen und übergiebt ihm die Durindana. Er bleibt knieend; sein Geist schwingt sich in's heilige Reich zurück. Karl zieht mit seinem Heer vor Saragossa, das Rinaldo anzündet. Er schlägt die Saracenen, bemächtigt sich der Veste und nimmt Marsil gefangen. Vergebens bittet dieser um die Taufe. Rinaldo und Turpin erklären ihn dieser Wohlthat unwerth: alles Wasser des Jordan würde überdies nicht hinreichen, ihn von seinen Sünden rein zu waschen. Er möge sich unten in der Hölle taufen lassen. Turpin henkt ihn darauf mit eigenen Händen auf, und zwar an den Baum bei jener Quelle, wo Marsil mit Gan den Verrath beschlossen hatte. Gan wird in Paris auf einem Gerüste, der Wuth und den Beschimpfungen des Volkes und der Soldaten ausgesetzt, mit glühenden Zangen gekneipt und darauf geviertheilt. — Es werden noch einige

Wunder der Durindana berichtet und dabei bemerkt, daß Christus zu dieser Zeit, wo das Heidenvolk so mächtig war, viele dergleichen Dinge in guter Absicht habe geschehen lassen. — Nach siebenundvierzigjähriger Regierung stirbt Carl; der Dichter ruft den Apollo an, um noch schließlich einen Bericht über die Jugend, das Leben und den Tod des Kaisers zu liefern.

Diese Inhaltsangabe wird von der Eigenthümlichkeit der Dichtung ein ungefähres Bild geben, das zu erweitern die unten mitgetheilten Uebersetzungen aus den zwei ersten Gesängen geeignet sind. Es wird erzählt, Pulci habe die einzelnen Abschnitte seines Gedichtes, sobald er sie vollendet hatte, nach Art der alten Rhapsoden an Lorenzo's von Medici Tafel vorgelesen, und dieser Umstand soll einen Wink für die richtige Auffassung Pulci's geben, da die Genossen jener Tafel über christlich-dogmatische Gegenstände in leichtem und scherzendem Tone zu sprechen gewohnt gewesen. Ein deutscher Gelehrter, der mehrgenannte Val. Schmidt, der sich um die literarische Seite der romantischen Poesie verdient gemacht, nennt den Pulci einen „geistreichen und talentvollen Atheisten,“ und glaubt in dieses Urtheil das zusammengefaßt zu haben, was er zum Lobe, mehr jedoch zum Tadel Pulci's sagen könne. Ob aber dieser Dichter eine Ahnung davon gehabt, daß man die Komik seines Morgant in die einem christlichen Aesthetiker widernatürliche Zusammenstellung des Spaßes mit der Andacht als bewußte Tendenz des Dichters setzen würde, ist sehr zweifelhaft, und wenig Sinn für Naivetät des Ausdrucks verrathen diejenigen, welche das Gedicht als fade und gemein verwerfen. Die Art der Verbindung des Scherzes mit dem Ernste in dem ganzen Gedicht zeigt hinlänglich, daß der treuherzige Dichter nicht etwa eine ernsthafte Miene annahm, um kräftiger zu scherzen. Er meint es mit seinem Ernst so ernsthaft wie möglich, und sein Scherz selbst scheint ihm nur als geniale Leichtigkeit und als der wahre Stil des romantischen Epos vorgekommen zu sein.

Das Wesen der neuen Manier, in der man die Rittergeschichten episch behandeln zu müssen glaubte, war eine komische Feierlichkeit, von der sich in den Werken der Alten keine Spur findet. Der Geist des Zeitalters, nicht die Laune eines dichterischen Kopfes, veranlaßte diese seltsame Mischung von Muthwillen und Würde. Die Ritterthaten waren in der wirklichen Welt aus dem Gebrauch gekommen; doch noch war die Zeit, wo sie in hohem Ansehen standen, nicht gar lange vorüber. Das Große der heroischen Anschauungsweise erschien nicht lächerlich; nur das Abenteuerliche, das von den Ritterthaten nicht zu trennen war, übte einen komischen Eindruck aus. Aus einem richtigen Gefühl für das Wesen der Sache ging also die neue Manier hervor, in der man dichterisch die Ritterthaten erzählte. In dieser, aus Scherz und Ernst abenteuerlich gemischten Manier tritt uns bei Pulci etwas entgegen, das uns wie wahrhaft genialer Humor anspricht, während auf der anderen Seite die Geschmacklosigkeit so unverkennbar ist, daß man sich die durchaus entgegengesetzte Wirkung, die das Ganze auf verschiedene Gemüther gemacht hat, wohl erklären kann.

Selten hat ein poetisches Erzeugniß in dem Grade das Schicksal gehabt, Jahrhunderte hindurch von seinen Bewunderern so übermäßig gepriesen und von Gegnern so gänzlich mißachtet zu werden, als der Morgant. Während einige (wie der Historiker Varchi), kein Bedenken trugen, ihn in Ansehung seines poetischen Werthes über Ariosto's rasenden Roland setzten, haben andere (und zu ihnen gehört der oben genannte Val. Schmidt) es als gemein und abgeschmackt verdammt. Einige (so der Literator Crescimbeni) zählten es zu den ernsthaften Heldengedichten, andere zu den komischen Epopöien. Doch trifft keine von beiden Bezeichnungen den eigentlichen Charakter des Gedichtes. Diese poetische Mischung von feierlicher Komik und komischem Ernste kann nur begreifen, wer den Uebergang aus dem mittelalterlichen Leben in die moderne gesellige Bildung verfolgt und den Charakter des öffentlichen und Privatlebens einer ganzen Periode in Zusammenhang bringt mit den aus dem Schooße dieser Zeit hervorgegangenen Productionen, namentlich der Poesie. Pulci lebte zu einer Zeit und an einem Hofe — wenn man das Haus Medici im fünfzehnten Jahrhundert mit seiner Umgebung so nennen darf —, wo das letzte Abendroth des untergegangenen oder künstlich vorübergehend wiederbelebten Ritterthums schimmerte und wo

zugleich die moderne Aufklärung, durch das classische Alterthum gefördert, mit ihren ersten Strahlen hereingebrochen war. Die alte Naivetät des Glaubens durchdrang sich mit der Skepsis des Verstandeswissens, welches am Licht der alten Philosophie sich nährte. Von beiden Richtungen in Anspruch genommen, schaut Pulci wehmüthig in jenes verglühende Abendroth und begrüßt zugleich mit fröhlichem Uebermuthe das neue Licht. Dieses Ringen beider Elemente erklärt die verschiedenen Erscheinungen des crassesten Aberglaubens mit aufrichtiger Frömmigkeit, denen des spöttelnden, kritischen und ungläubigen Verstandes gegenüber; es hemmte zugleich die vollendete Entwickelung Pulci's als Dichters, da er nicht Selbstständigkeit genug besaß, sich von seiner Zeit loszureißen und freie Schöpfungen eines ursprünglichen Genies hervorzubringen. Dennoch ist Pulci's dichterisches Talent ein bedeutendes, und nicht gewöhnlicher Witz und Phantasie sind die charakteristischen Züge seiner Muse.

Einsichtsvolle italiänische Kritiker haben das Pulci'sche Epos von jeher sehr geschätzt und es besonders in Bezug auf die Sprache, die sich hier correcter, als fast in jedem anderen Product des fünfzehnten Jahrhunderts findet, zu den classischen Werken gezählt. Wegen der Menge der eingemischten florentinischen Idiotismen und sprichwörtlichen Redensarten hat das Gedicht für den Nichtitaliäner viele Schwierigkeiten, so wie es eben dadurch für die Italiäner einen besonderen Werth erhält, da sie es als ein Archiv aller Naivetäten des toscanischen Dialektes betrachten. — Eine deutsche Uebersetzung des „Morgante" existirt nicht vollständig. Gries hat den ersten Gesang übersetzt (J. D. Gries, Gedichte und poetische Uebersetzungen. II. Bd.); auch in der Genthe'schen Sammlung findet sich eine metrische Uebersetzung einer Reihe von Stanzen aus dem II. Gesange. Beiden sind die in der folgenden Auswahl mitgetheilten Stücke entnommen.

---

## Uebersetzungen aus dem „großen Morgant."

### 1. Eingang.

(Gesang I, Stanze 1 bis 4.)

Es war das Wort bei Gott im Anbeginne.
Das Wort war Gott, und so war Gott das Wort.
Vom Anfang war es, wie ich glaub' und sinne,
Und ohne dies wird nichts, an keinem Ort.
Drum, Herr, gerecht, huldreich, von mildem Sinne,
Send' einen Deiner Engel mir zum Hort,
Der mein Gedächtniß stärke beim Berichte
Der altberühmten würdigen Geschichte.

Du Jungfrau, Tochter, Mutter und Getraute
Des Herrn, der Dir zum Himmel, Höllenschlund
Und jedem Ding die Schlüssel anvertraute,
Als Ave zu Dir sprach des Engels Mund,
Die stets mit Huld auf ihre Diener schaute: —
Gieb Deine Mild' an meinen Versen kund
In süßem Reim und lieblich holdem Stile,
Und mein Gemüth erleuchte bis zum Ziele.

Es war zur Zeit, da Philomelens Klagen
Ertönen mit der Schwester im Verein,
Wann sie gedenkt der alten bittern Plagen
Und Liebesgluth die Nymphen weckt im Hain;
Da Phöbus lenkt gemäßigt seinen Wagen,
Denn warnend fällt sein Phaëton ihm ein;
Und eben ließ er sich am Himmel schauen,
Und Tithon fing schon an, die Stirn zu krauen:

Da sandt' ich aus mein Schiff, vor allen Dingen
Gehorchend der, der man gehorchen muß,
Und, was sie will, in Pros' und Reime zwingen;
Doch fühlt' ich auch um Kaiser Carl Verdruß.
Denn wie viel Lob die Dichter auch besingen,
Sein's müßte höher steh'n nach meinem Schluß;
Und Carl's Geschichte, seh' ich klar, ward immer
Verstanden schlecht und dargestellt noch schlimmer.

---

### Aus dem I. Gesange.

(Stanze 39 bis 76.)

Morgant bewohnt' ein Schloß recht angenehmlich,
Aus Laubwerk, Erd' und Felsenstein gemacht.
Da ruht sich's, meint er, überaus bequemlich
Und er verschließt sich drinnen jede Nacht.
Graf Roland pocht nun an und macht ihn grämlich,
Weil plötzlich aus dem Schlaf der Ries' erwacht,
Zum Oeffnen steht er auf ganz dumm und schweinlich,
Denn ein Gesicht naht' eben ihm unheimlich.

Ihm träumt', es stürz' auf ihn ein wilder Drache,
Den Mahom' ruft zu Hülfe sein Gebet.
Doch Mahomed steht jetzt nicht auf der Wache,
Weshalb er schnell zum guten Jesus fleht,
Und dieser zieht ihn endlich aus der Sache.
Er murmelt vor sich hin, indem er geht,
Und ruft, und fragt: „Wer klopft an meine Pforte?"
„Du wirst es bald erspähn!" sind Rolands Worte.

Ich komme her, für Deine Sünden heute
Dich abzustrafen wie Dein Brüderpaar.
Die Mönche schicken mich, die armen Leute,
So wie's in Gottes Rath beschlossen war,
Weil Eure Bosheit sie so oft bedräu'te,

Macht diesen Spruch der Himmel offenbar;
Und wisse, kalt, wie marmor'ne Pilaster,
Liegt Passamont sammt Deinem Alabaster.

O edler Ritter, spricht Morgant beflissen,
Bei Deinem Gott, schilt nicht so gröblich hier!
Laß mich aus Güte Deinen Namen wissen;
Bist Du ein Christ, so bitt' ich, sag' es mir.
Roland versetzt: Auf Glauben und Gewissen,
Was Du verlangst, bericht' ich redlich Dir.
Ich halte Christ, den wahren Herrn, in Ehren,
Und wenn Du willst, kannst Du ihn auch verehren.

Der Heide hub demüthig an zu sagen:
Ich hatt' ein wunderseltsam' Traumgesicht.
Ein wilder Drache kam, um mich zu plagen;
Ich rief zu Mahom, und er half mir nicht.
Zu Deinem Gott, den sie an's Kreuz geschlagen,
Rief ich deshalb geschwind mit Zuversicht.
Er stand mir bei und half mir von der Schlange,
Weshalb ich ganz ein Christ zu sein verlange.

Baron — spricht Roland — fromm, gerecht und weise!
Bist Du so guten Willens Dir bewußt,
So führt Gott Deinen Geist zum Himmelskreise,
Denn er nur lohnet uns mit ew'ger Lust.
Und wenn Du willst, komm mit mir auf die Reise
Und lieben will ich Dich aus voller Brust.
All' Eure Götzen sind nur Lügenknechte,
Der Christen Gott, das ist allein der rechte.

Ganz sündenlos ward dieser Herr geboren
Von einer Jungfrau, rein und unversehrt;
Kam früher Dir von diesem Herrn zu Ohren,
Der Sonn' und Sternen ihren Glanz bescheert,
Du hättest Deinen Mahom längst verschworen
Und seinen Dienst, falsch, böslich und verkehrt.
Für meinen Gott nimm nun die Taufe willig.
Morgant versetzt: Das find' ich recht und billig.

Und läuft, um Roland wacker zu umschlingen,
Worauf ihm Roland auch gar freundlich thut
Und spricht: Nun zur Abtei vor allen Dingen!
Morgant versetzt: Nur schnell und nicht geruht!
Denn Frieden muß ich ja den Mönchen bringen.
Und Roland freut sich sehr, und heißt es gut.
Mein Bruder, spricht er, fromm und mild von Sitten,
Muß nun den Abt auch um Verzeihung bitten.

Denn da Dich Gott nunmehr erleuchtet hat
Und Dich nach seiner Demuth aufgenommen,
Mußt Du auch Demuth üben durch die That.
Morgant versetzt: Da nun Dein Gott vollkommen
Der meine sein wird auf dem Lebenspfad,
Laß Deines Namens Kunde mich bekommen,
Dann magst Du mir gebieten frank und frei.
Und Jener sagt ihm, daß er Roland sei.

O milder Jesus, ruft der gute Recke,
Nimm dafür noch viel tausend Dank zum Lohn!
Zu jeder Zeit auf meiner Lebensstrecke
Hört' ich Dich nennen, trefflicher Baron!
Mich zwingt Dein hoher Muth, bei jedem Zwecke
Bereit zu sein zu Deinem Dienst und Frohn.
So sprechen sie vom Einen und vom Andern,
Worauf sie Beide nach dem Kloster wandern.

Sie geh'n vorbei an jenen Riesenleichen,
Und mit Morgant bespricht sich Roland hier:
Dich trösten mußt Du über ihr Erbleichen,
Und weil es Gott gefällt, verzeihe mir,
Die Mönche quälten sie mit tausend Streichen,
Und in der Schrift ganz deutlich lesen wir:
Das Gute sei belohnt, bestraft das Schlimme,
Und nimmer noch betrog des Herren Stimme.

So hält er die Gerechtigkeit in Ehre,
Daß er bestraft jedwede Sündenschuld,
Ob leichte man beging, ob schwere,
Doch nicht vergißt des Guten seine Huld,
Weil er, wenn nicht gerecht, nicht heilig wäre;
D'rum füg' in seinen Schluß Dich mit Geduld.
Denn was er will, das muß ein Jeder wollen
Und rasch und willig ihm Gehorsam zollen.

Und darin eins sind sämmtliche Doctoren
Und fassen diesen Schluß mit einem Mund:
Empfänden Jene, die der Herr erkoren
Zur Seligkeit, in ihres Herzens Grund
Mitleid mit den Verwandten, die verloren
Im großen Wirrwarr sind, im Höllenschlund,
So würd' es ihre Seligkeit vernichten,
Und, siehst Du, unrecht schiene Gott zu richten.

Doch ihr Vertrau'n auf Christ bleibt unverwandelt,
Und was ihm scheint, das scheint auch ihnen gut.
Was er thut, sagen sie, ist recht gehandelt,
Weil er unmöglich jemals Unrecht thut.
Sind Vater, Mutter d'runten noch mißhandelt,
Das stört sie nicht, sie bleiben wohlgemuth.
Was Gott gefällt, muß ihnen auch gefallen;
Das ist im Himmel Observanz bei Allen.

Gelehrten Leuten ist gut' Predigt halten,
Versetzt Morgant. Sieh, Roland, ob Verdruß
In mir erweckt des Brüderpaars Erkalten,
Und ob ich mich ergeb' in Gottes Schluß,
So wie's im Himmel, sagst Du, wird gehalten.
Todt ist ja todt, uns winket der Genuß.
Die Hände denk' ich Beiden abzuschlagen
Und zu den heil'gen Mönchen sie zu tragen;

Damit sie ihren Tod gewisser schauen,
Und nun in Zukunft durch das wüste Land
Allein hinwandeln ohne Furcht und Grauen
Und seh'n, wie rein ich mein Gemüth gewandt
Zu Deinem Herrn, der mir des Himmels Auen
Aufthat, und mich der Finsterniß entwand. —
Die Hände haut er ab mit tücht'gen Streichen
Und läßt den Vögeln und dem Wild die Leichen.

Worauf sie Beide nach dem Kloster gehen,
Allwo der Abt in großer Sorge paßt.
Der Mönche Schaar, nicht wissend, was geschehen,
Dringt zu dem Abt herein in größter Hast
Und ruft und fragt verwirrt in Angst und Wehen:
Ist's möglich, daß Ihr den ins Kloster laßt?
Der Abt, da er gewahrt den großen Recken,
Geräth beim ersten Anblick sehr in Schrecken.

Als Roland sieht des Abtes Furcht und Grauen,
Sagt er geschwind: Mein Abt, seid ohne Noth!
Ein Christ ist dieser, will auf Christum bauen,
Und hat verschworen Mahom's falsch' Gebot.
Durch jene Hände, die er abgehauen,
Beweis't Morgant der beiden Riesen Tod.
D'rob wird vom Abt dem Höchsten Dank beschieden;
Laut ruft er aus: Jetzt, Herr, bin ich zufrieden!

Er schaut, wie hoch des Riesen Leib sich strecke,
Geht ein- und zweimal um ihn her und mißt,

Und spricht dann zum Morgant: Berühmter Recke,
Jetzt seh ich wohl, daß es kein Wunder ist,
Wenn Du die Bäume warfst so weite Strecke,
Da ich gewahrt, wie groß und stark Du bist.
Du wirst nun Christum so zum Freund erkiesen,
Wie Du bisher Dich als sein Feind bewiesen.

Auch ein Apostel, der einst Saul sich nannte,
Verfolgte stark den Glauben unsers Christus,
Doch eines Tag's, da ihn der Geist durchmannte:
Warum verfolgst Du mich? sprach zu ihm Christus,
Worauf er plötzlich seine Sünd' erkannte,
Und ging umher und predigt' all'zeit Christus,
Und ist Posaune nun der Glaubenswahrheit,
Die tönt und wiederhallt mit Kraft und Klarheit.

So, mein Morgant, wirst nun auch Du erscheinen;
Denn, sagt die Schrift, wenn Einer Buße thut,
Freut Gott im Himmel mehr sich über Einen,
Als über andre Neunundneunzig gut,
D'rum lenke nun Dein Trachten und Dein Meinen
Auf diesen Herrn mit rechter Eifersgluth;
Dann wird die ew'ge Seligkeit erkoren
Dir, der zur Hölle reif war und verloren.

Der Abt erwies Morganten gar viel Ehre
Und viele Tage ruhten dort die Zwei.
Sie gingen eines Tag's die Kreuz' und Quere,
Wie's Roland nun gefiel, durch die Abtei;
In einer Kammer wurden viel Gewehre
Vom Abt bewahrt, auch Bogen mancherlei.
Morgant nahm einen, der ihm Freude machte,
Obwohl er ihn nicht zu gebrauchen dachte.

An Wasser war dort oftmals kein Genügen,
Weshalb, als guter Bruder, Roland spricht:
Morgant, ich will, Du machst Dir ein Vergnügen
Und holst uns Wasser. Jener zaudert nicht;
Gleich, sagt er, werd' ich dem Gebot mich fügen;
Nimmt einen Zuber, mächtig von Gewicht,
Und macht sich auf den Weg nach einer Quelle,
Die oft ihn labt' an des Gebirges Schwelle.

So kommt er an den Born und hört derweilen
Ein mächtiges Geräusch vom Walde her,
Nimmt aus dem Köcher einen von den Pfeilen,
Legt auf den Bogen ihn, und schaut umher.
Sieh, aus dem Wald in dichten Haufen eilen
Der Eber viele, wie im Sturm daher,
Die ihren Lauf bis an den Born erstrecken,
Und überfallen eben dort den Recken.

Morgant hat einen Pfeil auf seinem Bogen
Und schießt ihn einem Eber recht ins Ohr.
Zum andern Ohr kommt er herausgeflogen
Und sterbend reckt das Thier die Bein' empor.
Rachsüchtig kommt ein zweites angezogen,
Und bringt voll Wuth bis auf den Riesen vor;
Und weil's zu schnell ihm auf den Leib gekommen,
Kann ihm der Bogen dieses Mal nicht frommen.

Als nun das Schwein kommt auf ihn los gestochen,
Knufft er es auf den Kopf mit fester Hand,
Und schmettert es entzwei bis auf die Knochen
Und streckt es zu dem ersten in den Sand.
Die andern Schweine seh'n dies mächt'ge Pochen
Und flieh'n in größter Eile durch das Land.
Morgant eilt seinen Zuber aufzupacken
(Er war schon voll) und schüttelt nicht den Nacken.

Den Zuber trägt die eine Schulter mächtig,
Die and're trägt die Eber, und fürbaß
Zum fernen Kloster geht's, doch so bedächtig,
Daß auch kein Tröpflein überfließt vom Naß.
Graf Roland sieht ihn kommen, doppelt mächtig,
Mit todten Ebern und gefülltem Faß,
Und staunt, an ihm so große Kraft zu spüren,
So auch der Abt; weit öffnen sich die Thüren.

Den Mönchen däucht das Wasser sehr ersprießlich,
Sie freu'n sich drob, doch ob der Schweine mehr,
Denn jedes Thier macht Freude, was genießlich;
Und schlafen legt man das Brevier nunmehr.
Viel Mühe giebt's, doch keiner ist verdrießlich;
Das Fleisch zu pökeln ist nicht ihr Begehr,
Damit es alt, nicht muffig würd', noch trocken,
Und alles Fasten kommt nun ganz in's Stocken.

Voll stopften sie den Bauch, schier daß er platzte,
Und hau'n im Schweiß des Angesichtes ein.
Sehr große Klagen führen Hund und Katze,
Denn alle Knochen putzen sie zu rein.
Viel Ehre macht der Abt dem würd'gen Platze,
Und eines Tag's nach diesen Schmauserei'n
Schenkt er ein gutes, schönes Roß dem Riesen,
Das lange Zeit als brauchbar sich erwiesen.

Der Recke führt sein Rößlein auf die Auen
Und galoppiren soll's und mancherlei,
Er scheint ein eisern' Kreuz ihm zuzutrauen,
Zum mind'sten nicht zerbrechlich, wie ein Ei.
Das arme Thier duckt sich vor Angst und Grauen,
Dann stürzt es plötzlich hin und platzt entzwei.
Der Riese spricht: Steh auf, du alte Mähre!
Und quält es mit den Sporen nach der Schwere.

Am Ende mußt' er wohl dem Ritt entsagen,
Steigt ab und spricht: Ich bin doch federleicht,
Und dennoch platzt es. Graf, was kannst Du sagen?
Mich dünkt, spricht Roland, einem Maste gleicht
Dein Leib, die Stirn seh' ich als Mastkorb ragen.
Laß es nur gehn, das Schicksal will vielleicht,
Du sollst, Morgant, zu Fuße mit mir kommen.
Sei's, spricht Morgant, das wird mir besser frommen.

Wo Noth an Mann tritt, sollst Du wohl gestehen,
Ich zeige mich im Kampf von wackerm Schlag.
Als guter Ritter, glaub' ich, wirst Du stehen,
Versetzt der Graf, so Gott mir helfen mag,
Und so auch mich wirst Du nicht schlafen sehen.
Sei unbekümmert, daß Dein Gaul erlag.
Gut wär's indeß, man schafft ihn doch von hinnen,
Allein ich weiß kein Mittel zu ersinnen.

Der gute Recke spricht, wenn mich zu tragen
Das Thier sich weigert, so trag' ich das Thier.
Für Böses Gutes thun, muß Gott behagen,
Allein es aufzupacken helf' er mir.
Der Graf entgegnet drauf: Wirst Du mich fragen,
Mein guter Freund Morgant, so rath' ich Dir,
Belaste nicht mit diesem Gaul die Glieder;
Denn wie Du ihm gethan, thut er Dir wieder.

Hab' Acht, daß er nicht Rach' an Dir bewähre,
Wie Nessus that, und der war auch so todt.
Du hörtest oder lasest wohl die Märe?
Er macht Dich platzen, merk' auf mein Gebot.
Morgant versetzt: Aufladen hilf die Mähre,
Dann sollst Du seh'n, die trag' ich ohne Noth

Ich trüge wohl, mein Roland, unerschrocken
Den Kirchthurm da mit allen seinen Glocken.

Da spricht der Abt: Der Thurm ist ohne Schaden,
Allein die Glocken schmisset Ihr entzwei. —
Das büßen, spricht Morgant, die Kameraden,
Die todt in Höhlen liegen, jene Zwei.
Er zaudert nicht, das Pferd sich aufzuladen,
Und sprach: Nun sieh' mein Roland, bin ich frei
Vom Zipperlein? Macht mir die Last Beschwerde?
Und zweimal springt er hoch mit sammt dem Pferde.

Wie ein Gebirge schien Morgant zu ragen,
Kein Wunder war's, wenn er dergleichen that;
Doch kann sich Roland nicht der Sorg' entsagen,
Weil er nun einmal ihn zum Diener hat.
Er fürchtet sehr, ihm schade doch das Tragen,
Und wiederholt nochmals den guten Rath:
Leg's hin, trag's nicht bis an die wüste Strecke;
Ich trag' es sicher hin, versetzt der Recke.

Er trug's und warf's an fernen Ort behende
Und lief zum Kloster heim, ohn' auszuruh'n.
Warum hier weilen, spricht der Graf am Ende,
Für uns, Morgant, ist hier nichts mehr zu thun.
So faßt er eines Tag's des Abtes Hände,
Und sagt mit großer Höflichkeit ihm nun,
Er sei gewillt, Hochwürden zu verlassen;
Und bittet dann ihn gütigst zu entlassen.

[Uebers. von Gries.]

## 3. Aus dem II. Gesange.

(Stanze 16—39.)

Nachdem gesprochen war von vielen Sachen,
Beurlaubt neuerdings der Ritter sich,
Empfiehlt nochmals dem heil'gen Abt zu wachen,
Daß ihm sein Beten auch sei förderlich;
Auf will er sich zum Heidenlande machen,
Dem waffenvollen, und fleht inniglich,
Daß er sie lasse zieh'n mit seinem Segen.
Der Abt sprach: sei's! Dem bin ich nicht entgegen.

Ich bin's zufrieden, will es Euch gefallen,
Ihr habt getreulich mir das Haus beschickt;
Ein treuer guter Wirth werd' ich nun Allen;
Zu retten uns, ist Milo's Sohn*) geglückt.
Doch zögr' ich nicht, Ihr wollet fürder wallen;
Mit meinem Segen seid nun all' erquickt.
So sah von Claramont man weinend scheiden
Morgant und Roland, die gewalt'gen Beiden.

Vom Glück geführt, durchwandern sie die Wüste,
Zu Fuß der Ein', der Andere zu Roß.
Durch Eb'nen geht es und durch Wald, es grüßte
Kein Wirthshaus sie, es ruhte nicht der Troß.
Doch als die dunkle Nacht den Himmel küßte,
Da jubelte Morgant, der Bund'sgenoß,
Und lächelnd hört man ihn Rolanden sagen:
Mir scheint's, ich säh' dort eine Schenke ragen.

Als sie so reden, zeigt sich ihren Blicken
Ein schöner Palast in der Wüstenei,
Vom Pferde steigt Roland beim Näherrücken,
Als er die Pforte offen sieht und frei.
Auf seinen Ruf zeigt Niemand sich den Blicken,
Er geht zum Saal, damit er sicher sei.

*) Roland.

Hier sind die Tafeln alle reich bereitet
Und d'rauf der Speisen Ueberfluß verbreitet.

Die Zimmer waren reich geschmückt zu sehen,
Geschichten an die Wände schön gemalt.
Kostbare Betten sah er drinnen stehen,
Von gold'nen Decken alle überstrahlt,
Blau und gestirnt die Himmel sich erhöhen,
So reich geschmückt, daß sie kein Schatz bezahlt,
Von Erz und Silber waren alle Pforten
Und schmuck und bunt der Estrich hier und dorten.

Morgante sprach: Ist Niemand hier zu finden,
Der diesen herrlichen Palast bewacht?
Und Roland drauf: in diesem Saal befinden
Wir einen Tag uns wohl, ich hab's bedacht.
Doch seinem Herzen that er dies verkünden:
Hat sich ein arger Heide hergemacht?
Will er in eine Falle uns verlocken,
Um uns wie Frösch' in seinen Fraß zu brocken?

O, sicher naht hier ein Betrug von weiten,
Und richtig ist es hier mit Allem nicht.
Morgante sprach: Das hat nichts zu bedeuten,
Wobei er murrend in sich also spricht:
Es mag der Wirth auf Schaden sich bereiten;
Wir gehen schmausend nun an manch Gericht.
Was übrig bleibt, wird in ein Pack geschlagen,
Und wär's ein Schloß, ich könnt' hinweg es tragen.

Roland fuhr fort: Mit solchen Medicinen
Wird dieser Palast endlich wohl purgirt.
Nun wird geforscht in Küch' und Magazinen,
Doch weder Koch noch Diener ausgespürt,
Weshalb sie sich der Tafel nun bedienen.
Die Zähne werden tüchtiglich gerührt;
Schon mußte einen Tag der Magen rasten,
Weshalb sie hungrig nach den Speisen faßten.

Gerichte waren hier von allen Sorten,
Fasanen, Hasen, Hühnerchen und Pfau'n,
Kaninchen, Wild, Capaunen standen dorten,
Wein, Wasser war für Mund und Hand zu schau'n.
Morgante öffnet weit des Mundes Pforten,
Vom Zechen krank, vermocht' er nur zu kau'n.
Sie strecken wohl gepflegt die müden Glieder
Gesättigt auf die weichen Lager nieder.

Der Tag brach an, worauf sich All' erheben,
Um Hermelinen gleich davon zu flieh'n.
Man ließ vom Wirth sich nicht die Rechnung geben,
Und wollte ungezahlt von dannen zieh'n.
Morgant hat hier- und dorthin sich begeben
Und ist zu keiner Pforte doch gedieh'n.
Roland bemerkt: uns macht der Wein erblinden,
D'rum können wir nun keinen Ausgang finden.

Dies ist doch noch der Saal, nicht kann mich's trügen,
Doch sind verschwunden Tische und Gericht',
So seh' ich, hier sind wir die Trepp' erstiegen.
Nachts waren Leute hier (nun wird mir Licht),
Die sich gleich uns ergaben dem Vergnügen;
Doch schau' ich den Zusammenhang noch nicht.
So irren lange sie nun auf und nieder
Und kommen, wie sie geh'n, zum Saal stets wieder.

Nicht Pfort' und Fenster sind ja noch zu schauen,
Sprach Morgant, wo wir eingegangen sind.
Laß, Roland, uns die Suppe nun verdauen!

Wir sind verschlossen hier und eingespinnt,
Wie Raupen auf dem Ginster ein sich bauen.
Worauf: wir sind vermau'rt, Roland beginnt.
Morgante d'rauf: Ich sage Dir, mein Meister,
Es scheint mir dies ein Haus der bösen Geister.

Der Palast hier, Roland, ist wohl behext,
Wie es in alten Zeiten ja gescheh'n?
Rolanden nun und nimmer Licht erwächst,
Wie tausendmal er hin und her geseh'n.
Er spricht für sich: Traum, ob Du uns wohl neckst?
Morgant, den noch des Mahles Düft' umweh'n,
Sprach: wenn ich speiste nur bei vollem Wachen,
Soll Sorg', ob Traum das andr' ist, mir nicht machen.

Daß ich beim Schmaus' nicht träumt', muß mir genügen,
Und hätte Satanas ihn eingerührt,
Mag also er auch ferner mich vergnügen.
Drei Tag' ist man schon auf und ab spaziert
Und findet keine Pfort' auf allen Stiegen.
Als sich des dritten Tages Licht verliert,
Geleitet Zufall endlich ihre Gänge
In ein Gemach, dort tönen Grabesklänge.

Ihr seid verirrt, o Ritter, wird vernommen,
Ihr könnt zuvor von hinnen nicht entflieh'n
Als einen Kampf mit mir Ihr unternommen.
Den Stein hier mögt Ihr seiner Stell' entzieh'n!
Sonst dürft Ihr ewig nicht von hier entkommen.
Morgante hat d'rauf alsobald geschrien:
Roland! Hörst Du vom Grab die Worte tönen,
Womit uns, der darinnen ist, will höhnen?

Ich gehe d'ran, die Gruft auch aufzudecken,
Woraus, wie's scheint, hervor die Stimme droht,
Und sollten Farfarell, Cognazz d'rin stecken
Und Libicocco mit dem Malacod.*)
Er gehet, was er sagte, zu vollstrecken,
Und Roland lobte laut sein Angebot
Und sprach: Mach auf! und mögen uns begegnen
Mehr Teufel, als vom Himmel Tropfen regnen.

Der Stein wird von Morganten aufgehoben,
Ein Teufel, schwarz wie Kohle, geht hervor,
Heraus zum Grabe ist er schnell gestoben
Und hebt sich als Gerippe stolz empor,
Nackt war's und schwach von trock'ner Haut umwoben.
Und Roland sprach: Wahrhaftig, dieser Mohr
Das ist der Teufel, am Gesicht zu kennen!
D'rauf sieht man stracks auf jenen los ihn rennen.

Es muß der Teufel sich mit ihm umfassen;
Ein Jeder wanket und Morgante spricht:
Wart'! Roland, nicht ohn' Hilf' will ich Dich lassen,
Doch wollte Roland seine Hilfe nicht.
Allein der Teufel ließ mit sich nicht spaßen,
So daß Rolanden fast das Knie zerbricht.
Doch steht er auf, von Neuem ihn zu plagen;
Da hat Morgante wüthend d'rein geschlagen.

Unendlich währet ihm das Handgemenge,
Und als Rolanden er bedrängt geseh'n,
Schlägt mit dem Schwengel er in das Gedränge
Und spricht: Der Streit muß auseinander geh'n.
Doch mag der Geist verzweifeln auf die Länge,
Er lacht, läßt fletschend seine Zähne seh'n;
Morgant ergreift ihn mächtig bei dem Nacken,
Um wider Willen ihn ins Grab zu packen.

Er schreit darin: Du darfst nicht ein mich schließen,
Verschließ'st Du mich, so kommst Du nie heraus;
Als Roland sprach: Wie wird uns Freiheit sprießen?
Erwiedert Jener: Hör' es grad' heraus!
Taufwasser muß erst auf Morganten fließen,
Dann erst kannst Du verlassen dieses Haus.
Mach ihn zum Christen, und ist dies geschehen,
So kannst des Weg's Du rasch und sicher gehen.

Laß immerhin das Grab mir wieder offen;
Ich mach' Euch Müh' nicht weiter und Verdruß;
Auf meiner Red' Erfüllung dürft Ihr hoffen.
Und Roland sprach: Wohl! es gedeih' zum Schluß,
Wiewohl ich Dich auf Schurkerei betroffen.
Ich will'ge ein, weil ich forteilen muß.
Nun nahm er Wasser, taufte den Giganten
Und ging heraus mit Rondell*) und Morganten.

Als aus dem Palast sie hervorgegangen,
Vernahm man drinnen schreckliches Scandal.
Man schaut sich um und Alles ist vergangen,
Es wird erkannt das Blendwerk allzumal;
Man sieht nicht Hügel mehr, noch Mauer prangen.
Morgante sprach: Mir wär' es schon egal,
Ob wir zur Hölle auch hinab noch wandern
Und alle Teufel sperrten zu dem andern.

Wenn wir dorthin die Thür nur könnten finden,
Gewisse Höhlen giebt es, wie man sagt,
Durch die man geht, woraus sich Flammen winden,
In die man für Eurydice sich wagt!
Und von den Teufeln laß ich mich nicht schinden,
Wir haben Seelen dort, die sie geplagt.
Dem Minos hau' ich seinen Schwanz in Stücken,
Es soll'n nicht er, noch Teufel mich berücken.

Ich wag's den Bart dem Charon auszuraufen,
Zu heben Pluto von dem Thron hinweg,
Den Phlegeton in einem Schluck zu saufen,
Den Phlegias verschling' ich auf dem Fleck,
Die Furien werf' ich nur so über'n Haufen,
Vom Faustschlag liegt der Cerberus im Dreck.
Zur schnellern Flucht mag Belzebub sich rüsten,
Als Trampelthier entflieh'n durch Syriens Wüsten. — —

---

*) Vergl. Abschnitt V. Uebersetzungen aus Dante's Hölle. Gesang XXII.

*) Das Roß, welches Roland damals ritt.

# XII. Matteo Maria Bojardo.

In dem Abschnitte über die Mediceer ist bereits erwähnt worden, daß mit ihnen in der Beförderung und im Patronat der Wissenschaften und schönen Künste das fürstliche Haus der Este in Ferrara zu wetteifern begonnen hatte. Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lehrten dort zwei der berühmtesten Humanisten jener Zeit, Johannes Aurispa und Guarini Guarino aus Verona öffentlich die classische Literatur. Der Letztgenannte war zugleich zum Unterricht des jungen Fürsten Lionello nach Ferrara berufen worden, und dieser ist es, welcher die Reihe der Fürsten aus dem Hause Este eröffnete, die, bei ihrer Beförderung der Literatur überhaupt, sich besonders dadurch auszeichneten, daß sie neben der classischen auch die italiänische pflegten. Lionello (letzter „Markgraf" von Este, von 1441 – 1450) wurde darin noch von seinem Bruder Borso (erstem „Herzog" von Este, 1450—1471) übertroffen, der in Verbindung mit seinem Minister Casella in seltener Freigebigkeit literarische Verdienste belohnte. Zu diesem Fürsten und seinem späteren Nachfolger, Herkules I., stand Bojardo in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Luigi Pulci zu dem Hause der Medici. Auch jener mußte, wie dieser es an der Tafel des Mediceers gethan haben soll, die einzelnen Gesänge seines großen Epos, des „verliebten Roland," sobald er sie vollendet hatte, an der Tafel des Herkules von Este vortragen, welchem Umstande man die im Gedichte nicht selten vorkommenden Anreden an Herren und Damen zuschreibt. Konnte nun auch Florenz sich rühmen, neben den anderen bedeutenderen Erscheinungen das erste romantische Epos hervorgebracht zu haben — Pulci wird häufig der „Vater des romantischen Heldengedichtes" genannt — so war doch Ferrara der größere Ruhm vorbehalten, fortan gleichsam der Hauptsitz des italiänischen Epos zu werden und lange Zeit hindurch zu bleiben. Die bedeutendsten Epiker der Italiäner sind Ferraresen und zu ihnen gehört, als der erste der Zeit nach, der mit Pulci gleichaltrige Bojardo. Auch er ist, gleich Pulci, nicht ohne landsmännische Vorgänger.

Als erster ferrarischer Dichter, der die Pflege des romantischen Epos unternahm, wird der blinde Francesco Bello genannt, der jedoch gewöhnlicher Cieco, der Blinde von Ferrara, geheißen wird. Er verfaßte ein Rittergedicht in fünfundvierzig Gesängen: „Libro d'arme e d'amore nomato il Mambriano", dem ein späterer Zweig der Carlssage, die Geschichte von den Haymonskindern, zur Grundlage dient. Die Haupthelden sind Mambriano und Rinaldo, und einige Abenteuer derselben sollen späteren Epikern zum Vorbilde gedient haben. Das Gedicht ist ohne alle Einheit; es entbehrt jeder Durchführung eines regelmäßigen Planes und enthält neben allerhand obscönen Ausführungen ein seltsames Gemisch christlicher Vorstellungen und antiker Mythologie; so wird u. a. Roland vor dem Richterstuhl Christi durch den Pluto der Ketzerei beschuldigt. Ueber die Lebensverhältnisse des Dichters ist wenig bekannt. Er soll gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gestorben sein.

Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano, Sohn des Grafen Giovanni und der Lucia Strozzi, wurde auf dem Landgut seiner Familie bei Ferrara geboren. Sein Geburtsjahr ist unbestimmt. Als er 1494 starb, hatte er, wie die alten Biographieen angeben, ein Alter von mehr als 60 Jahren erreicht. Nicht wie Pulci lebte er zurückgezogen von Staatsgeschäften. Als einer der reichsten und vornehmsten Grund- und Lehnsbesitzer in der Lombardei schloß er sich an den Hof von Ferrara an, dessen Fürsten sich seiner bald und häufig zur Ausrichtung wichtiger Geschäfte bedienten. Er begleitete i. J. 1471 Borso von Este nach Rom, wo dieser den Titel eines Herzogs von Ferrara erhielt. Bald darauf

erwählte Borso's Nachfolger, Herkules I., der den Bojardo besonders als Dichter und Gelehrten schätzte, ihn zu seinem geheimen Kämmerer und ertheilte ihm den Auftrag, die künftige Gemahlin des Herzogs, eine neapolitanische Prinzessin Leonora, feierlich einzuholen. Später, 1478, wurde ihm das Gouvernement der Stadt Reggio, 1481 das der Stadt Modena übergeben, bis er 1488 wieder die Stadt- und die Burghauptmannschaft von Reggio übernahm und dieses Amt bis zu seinem Tode bekleidete. Doch vermochten seine Aemter und Geschäfte ihn nicht der Poesie und den literarischen Studien zu entreißen. Das Studium der classischen Literatur hatte ihn bereits in früher Jugend angezogen. Er verfaßte nicht nur selbst lateinische Hirtengedichte, er übersetzte auch aus dem Lateinischen den goldenen Esel des Apulejus, und aus dem Griechischen des Herodot Geschichtswerk in's Italiänische. Daß sein sogenanntes Lustspiel Timon nicht viel mehr als eine in terze rime gebrachte italiänische Uebersetzung des gleichnamigen Dialoges von Lucian ist, haben wir bei früherer Gelegenheit bereits erwähnt. Bojardo selbst nannte den Timon eine commedia tradotta da un dialogo di Luciano. Seine eigenen Dichtungen bestehen zunächst in einer großen Anzahl von Sonetten und Canzonen, die sich durch einen zugleich kräftigen und anmuthigen poetischen Ausdruck auszeichnen (wir theilen einige Uebersetzungen unten mit); sodann in fünf capitoli von der Furcht, der Eifersucht, der Hoffnung, der Liebe und dem Triumph der eiteln Welt, die auch in der Form sich als eine Nachahmung der „Triumphe" Petrarca's zu erkennen geben. Sein Hauptwerk ist das romantische Epos: „Der verliebte Roland" (Orlando innamorato), das jedoch unvollendet geblieben ist. In der letzten Stanze seines umfangreichen Gedichts deutet der Dichter an, daß er durch den Einfall der Franzosen (unter Carl VIII.) in Italien an der Fortsetzung seiner Arbeit gehindert worden. Das Jahr dieses Einfalles war zugleich das Todesjahr Bojardo's.

Der „verliebte Roland" enthält in der ursprünglichen Gestalt, wie ihn Bojardo zurückgelassen, neun und sechzig Gesänge, deren jeder durchschnittlich mehr als 50 Stanzen zählt. Die Gesänge sind in „Bücher" gebracht, von denen das dritte mit dem neunten Gesange abbricht. Den Haupthelden des Gedichts nennt der Titel. Orlando (Roland) führt die von ihm geliebte Angelica, eine Prinzessin aus dem Lande Catai, das nach der Geographie der Ritterzeit am östlichen Ende der Welt lag, unter vielen Gefahren nach Frankreich. Rinaldo macht ihm hier den Besitz streitig. Carl der Große, der Beider Hilfe gegen die Saracenen bedarf, entzieht ihnen den Gegenstand ihrer Liebe und verspricht sie demjenigen von ihnen zur Belohnung, der sich in der bevorstehenden Schlacht am meisten auszeichnen wird. Hiermit schließt das Gedicht, dessen Stoff durch Einflechtung von Sagen aus verschiedenen Sagenkreisen, namentlich dem britischen, so erweitert ist, daß in dem vorliegenden poetischen Torso drei Hauptactionen hervortreten: der Krieg Galafron's, des Inderkönigs, der Zug des hispanischen Königs Gradasso und die Unternehmung des Africanerkönigs Agramant gegen Carl den Großen. In diese drei Hauptactionen sind eine zahllose Menge kleinerer theils damit verflochtener, theils selbstständig sich entwickelnder Nebenbegebenheiten und Episoden von ganz fremdem Boden hineingewebt. Den 12. Gesang des ersten Buches, einen der längsten im Gedichte, nimmt fast ganz die schöne Episode von Prasildo und Tisbina ein, die wir unten in metrischer Uebersetzung mittheilen.

Ehe wir auf den Inhalt des Gedichts näher eingehen, seien einige den Dichter und seine Helden betreffende Notizen, die man gewöhnlich in seinen Biographieen findet, auch hier wiedergegeben. An der Erfindung ausdrucksvoller sonorer Namen für seine Helden soll dem Dichter viel gelegen gewesen sein; so heißt es, daß er die Namen: Gradasso, Sacripante, Agramante, Mandricardo von den Vasallen seines Lehns Scandiano genommen habe, wo diese Namen noch jetzt als Familiennamen erhalten sein sollen. Welchen Werth Bojardo auf die Namen seiner Helden gelegt, kann man aus der Anekdote schließen, die sich von der Entstehung des Namens Rodomonte erhalten hat. Bojardo, so wird erzählt, befand sich zu einer Zeit, als er gerade für einen der tapfersten, aber unbändigsten und lärmendsten Helden einen recht imponirenden Namen suchte, etwa tausend Schritte von Scandiano auf der Jagd. Während des Jagens, das eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war, fällt ihm

das majestätische Wort: Rodomonte ein, das ihm gleich so vortrefflich und passend für den wilden, unbändigen König von Algier, einen der Hauptgegner Roland's, erscheint, daß er das Jagdvergnügen aufgiebt, sogleich mit verhängtem Zügel nach Scandiano zurücksprengt und vor Entzücken alle Glocken läuten läßt, zu nicht geringer Verwunderung seiner Vasallen, denen dieser neue Heilige — der Vater der „Rodomontaden" — noch unbekannt war. Auch wird erzählt, daß Bojardo, um in seinen Naturschilderungen der Wahrheit näher zu kommen, er die Umgebungen seines reizend gelegenen Scandiano gleichsam als das Originalbild ansah, dem er seine landschaftlichen Gemälde an den betreffenden Stellen seines Gedichtes nachgebildet habe.

Wir gehen nun zu dem Inhalt des „verliebten Roland" über. In der folgenden Inhalts-Angabe ist versucht worden, die Hauptmomente der Dichtung zusammenzufassen.

Während eines großen Turnierfestes, welches Carl der Große seinen eigenen und den an seinem Hofe befindlichen fremden Rittern giebt, erscheint plötzlich die schöne Angelica, mit ihrem nicht minder schönen Bruder Argalia, von vier fürchterlichen Riesen begleitet. Sie erklärt dem Kaiser, die Absicht ihres Kommens sei, die Tapferkeit ihres Bruders zu erproben, und zwar gegen alle anwesenden Ritter. Als Kampfbedingung setzt sie fest, daß jeder, welchen Argalia's Lanze aus dem Sattel heben werde, ihr Gefangener sein müsse, ohne noch mit andern Waffen streiten zu dürfen: sollte aber ihr Bruder besiegt werden, so würde er sich sammt seinen Riesen sogleich wegbegeben, und sie selbst gehöre dem Sieger an. Augenblicklich erheben sich alle Ritter, entflammt von Angelica's Schönheit und von der Hoffnung ihres Besitzes, und stehen kampffertig da. Der Kaiser erklärt, daß nur deren zehn den Kampf bestehen dürfen und das Loos hierüber entscheiden solle. Er selbst gesellt sich den loosenden Paladinen bei, deren Namen in einen Topf geworfen werden. Zuerst wird Astolf's, eines herrlichen Jünglings, Name gezogen; er kämpft sogleich mit Argalia, wird aber aus dem Sattel gehoben — und Gefangener. Nun tritt der schreckliche Ferragu auf, erfährt das Schicksal seines Vorgängers, will sich aber nicht ergeben. Die vier Riesen suchen sich seiner zu bemächtigen; er tödtet sie, hört keine Gründe und dem Argalia bleibt nichts anderes übrig, als mit dem Wüthenden sich in einen Schwertkampf einzulassen. Der Kampf ist schrecklich und währt sehr lange. Angelica, angstvoll über das zweifelhafte Ende, flieht in den Ardennerwald, an dessen Eingange der Kampf vor sich geht. Argalia folgt ihr, Ferragu dem letzteren, welchen er endlich erreicht, nochmals zum Kampfe zwingt und ihn tödtet. Der Sterbende bittet den Ferragu um die einzige Gunst, daß er seinen Leib nebst seinen Waffen in den nahen Fluß werfe, damit die Nachwelt kein Denkmal seiner Besiegung finde. Ferragu bewilligt die Bitte, mit Ausnahme des einzigen Helmes, welchen er nur vier Tage tragen wolle, weil er den seinigen im Kampfe verloren; nach dieser kurzen Zeit werde er ihn aber an eben derselben Stelle in den Fluß versenken, wo er den Körper und die Rüstung hinabgelassen habe. Argalia stirbt sogleich, und Ferragu erfüllt sein Versprechen, indem er den zu frühen Tod des edlen Jünglings selbst betrauert.

Nicht minder als Ferragu sind auch Roland und Rinaldo von der leidenschaftlichsten Liebe für die reizende Angelica entbrannt. Rinaldo erfährt zuerst, daß sie entflohen sei und Ferragu ihre Spur verfolge. Auch er sucht sie nun auf; Roland desgleichen. Rinaldo kommt in den Ardennerwald, wo er, von Müdigkeit und Durst erschöpft, sich an einer silberklaren Quelle lagert, die, von Merlin bezaubert, die Eigenschaft besitzt, jeden, der von ihrem Wasser trinkt, mit dem bittersten Haß gegen die vormals geliebten Gegenstände zu erfüllen.

Rinaldo trinkt davon, wird alsogleich von Schaam über seine Leidenschaft ergriffen, verabscheut die schöne Angelica eben so heftig, als er sie vorher liebte, enteilt dem Walde und flieht so lange fort, bis er zu einer andern, noch lieblicheren Quelle kommt, an der er sich niederläßt und einschlummert. Diese Quelle hatte die entgegengesetzte Eigenschaft: wer aus ihr trank, entbrannte sogleich in Liebe.

Angelica, den Verfolgungen des Ferragu entkommen, langt hier sogleich nach dem Rinaldo an. Von Durst und Müdigkeit gequält, schöpft sie aus dem klaren Gewässer



Matteo Maria Bojardo.

und erblickt in demselben Augenblick den schlafenden Ritter. Die Quelle äußert unverzüglich ihre Wirkung. Angelica nähert sich dem Schlafenden, bewundert seine Schönheit und pflückt Blumen, welche sie über ihn streut. Rinaldo erwacht; sie hofft ihn in Liebe zu ihr bezaubert zu sehen, findet sich aber sehr betrogen, indem er, sie kaum bemerkend, sich schnell auf's Pferd wirft und mit verhängtem Zügel davon sprengt, eine Wirkung der Quelle des Hasses, aus welcher er vorher getrunken hatte. Die Schöne eilt ihm so schnell nach, als ihr Pferd es nur vermag, und ruft ihm die Ausbrüche der innigsten Zärtlichkeit zu; er hört sie aber nicht. Da sie ihn ganz aus dem Gesicht verloren hat, kehrt sie traurig zur Quelle zurück, überläßt sich allen Schwärmereien der Liebe und entschläft endlich ganz erschöpft vom stürmenden Drang ihrer Empfindungen.

Roland, der sie indeß überall gesucht hatte, findet sie in diesem Zustande. Indem er, in ihren Anblick versunken, bewundernd und entzückt vor ihr steht, kommt Ferragu herbei und erklärt derb und trocken: Angelica sei sein Eigenthum; Roland möge sich also gleich entweder wegbegeben oder zum Kampfe bereit sein. Roland nimmt die Aufforderung an und ein fürchterlicher Kampf beginnt, welcher durch eine schöne junge Dame, eine Verwandte des Ferragu, unterbrochen wird. Die beiden Ritter trennen sich, und Roland verfolgt neuerdings die Spuren der reizenden Angelica, welche während des Kampfes die Flucht ergriffen hatte.

Der Dichter verläßt diese Scene und führt uns zu Astolf, dessen schon vorher erwähnt wurde. Er war auf dem Turnierplatze zurückgeblieben, welchen Argalia und Angelica verließen, findet hier die goldene Lanze, welche Argalia an einen Baum lehnte, als er mit Ferragu den Schwertkampf begann, nimmt sie, ohne ihre Kraft zu kennen, und schlägt den Weg nach Paris ein. Diese Lanze war aber bezaubert und hatte die Kraft, selbst den mächtigsten und geschicktesten Ritter schon beim ersten Anlauf aus dem Sattel zu heben.

Als Astolf in Paris eintrifft, wird hier eben ein großes Turnier gehalten, wobei die fränkischen Ritter sehr zu kurz kommen. Auch der schreckliche Riese Grandonio befindet sich auf dem Kampfplatz, bei dessen Anblick Alles zittert. Er überwindet einen Ritter nach dem andern, und in seinem Siegesübermuth spricht er Hohn der ganzen Ritterschaft des Kaisers, welcher darüber in heftigen Ingrimm geräth gegen die abwesenden Paladine, vorzüglich gegen Roland und Rinaldo.

Astolf, entflammt, die Schmach der christlichen Ritter zu rächen und von dem Wunsche beseelt, den Zorn des Kaisers zu besänftigen, stellt sich zum Kampfe. Alle Zuschauer erwarten, ungeachtet seines vortheilhaften Aeußern, wenig von ihm. Selbst Carl der Große spricht beiseite: „Das fehlte noch zu unserer Schande!" Auch Astolf schmeichelt sich mit keiner Siegeshoffnung; aber er hält es für ein Gebot der Pflicht, den Kampf zu bestehen, der sogleich beginnt. Grandonio erscheint stolz und trotzig, Astolf nicht ohne die Bläſſe der Furcht, aber entschlossen zu Sieg oder Tod. Aber schon beim ersten Angriff wird der Riese auf den Sand gestreckt. Dasselbe Schicksal erfahren die noch übrigen zwei saracenischen Ritter. Alles erstaunt und überhäuft den Astolf mit Lob und Preis über den so unvermutheten Sieg, dessen Gelingen er selbst nicht begreifen kann.

Noch mehrere andere Ritter werden von Astolf besiegt, bis endlich zuletzt einer der Fremden ihn verrätherischer Weise überfällt und zu Boden wirft. Astolf reißt sich aber wüthend empor, zieht das Schwert, überhäuft seine Feinde mit Schmähworten, fordert sie endlich Alle mit einander auf einmal heraus, streitet äußerst tapfer und verwundet sogar mehrere. Vergebens gebietet selbst Carl der Große Einhalt und Ruhe, indem er vom Thron steigt und sich zwischen die Kämpfer wirft; Astolf gehorcht nicht, stößt selbst gegen den Kaiser Schmähungen aus, und kämpft in seiner Erbitterung so lange fort, daß jener sich gezwungen sieht, ihn ergreifen und in's Gefängniß führen zu lassen.

Während an Carl's Hofe Feste auf Feste gegeben werden, faßt Gradosso, ein afrikanischer Fürst, den Entschluß, Rinaldo's Streitroß und Roland's Schwert erringen zu wollen. Er bringt ein Heer von 150,000 Kriegern zusammen. Sein kühner Plan ist: Spanien zu überfallen und zu erobern, von da nach Frankreich zu ziehen, Carl den Großen zu überwinden, den Rinaldo und Roland zu tödten, und dann dem Einen sein Pferd, dem Andern sein Schwert zu nehmen. Der erste Theil seines Vorhabens gelingt ihm, er erhält über die spanischen Saracenen so große Vortheile, daß er den König Marsil, welcher mit den Christen des Landes im Frieden lebte, zwingt, diesen den Krieg zu erklären, und ein starkes Heer mit dem zu vereinigen, welches er selbst nach Frankreich führt. Dies waren die traurigen Neuigkeiten, welche Ferragu von jenem, ihn aufsuchenden Fräulein erhielt, worüber er den Kampf mit seinem Nebenbuhler Roland sogleich aufhob und nach Spanien eilte.

Der Kaiser befindet sich bei diesem drohenden Uebel um so mehr in einer höchst bedenklichen Lage, als gerade jetzt die mächtigsten seiner Paladine, Roland und Rinaldo ferne sind, und sogar ihr Aufenthaltsort ganz unbekannt ist. Angelica ward indessen durch die Hülfe eines ihr verpflichteten Zauberers sehr schnell in ihre Heimath Catay gebracht, Rinaldo aber wird in seiner Wanderschaft auf eine Insel verschlagen, auf welcher Alles Freude und Vergnügen athmet. Da er aber erfährt, daß Angelica, die Königin dieser bezauberten Insel, hier nächstens ankommen werde, wirft der Hassende sich schleunigst in eine Barke und entflieht. An einer nahen Küste geräth er in die Macht eines schrecklichen Riesen, wird in ein grauenvolles Gefängniß geworfen, einer häßlichen und gräßlichen Alten übergeben und geräth endlich sogar in die Gefahr von einem Drachen verschlungen zu werden. Angelica eilt zu seiner Rettung herbei, aber selbst ihre Bemühungen, ihn durch Dankbarkeit zu gewinnen, sind fruchtlos, denn er erklärt ihr unverholen, daß er lieber sterben, als ihr Ritter und Liebhaber werden wolle. Angelica, nicht minder edel als zärtlich, bezwingt zwar ihre Sehnsucht ihm zu folgen, ihre Liebe aber vermag sie nicht zu bezwingen; sie kehrt voll Schwermuth in ihr Reich zurück und sendet den Zauberer zu Rinaldo's Rettung. Dieser irrt nach seiner Befreiung im Morgenlande umher, und wird in eine Menge der seltsamsten Abenteuer verwickelt, ohne den Rückweg nach Frankreich finden zu können. Unterdessen sucht Roland mit Mühe und Sehnsucht diejenige auf, welche Rinaldo ängstlich zu fliehen strebt. Endlich gelangt Roland zu einer Brücke, auf welcher ihm eine schöne Frau entgegen kommt, die ihm einen Becher reicht. Kaum hat er von dem Zaubertrank genossen, als das Bild der Angelica und selbst der geringste Gedanke an sie aus seiner Seele plötzlich verschwindet. Er begiebt sich auf die bezauberte Insel der Fee Dragontina, die ihm so wohl-

gefällt, daß er sie gar nicht mehr verlassen will. Bald kommen mehrere andere Ritter hin, die sein Schicksal theilen.

Indessen wurde Angelica in Albraca, der Hauptstadt ihres Reiches, von Agrican, dem König der Tartarei, belagert, welcher um ihre Hand warb, aber sie nicht erhielt. Vergebens eilt der tapfere Sacripant, König von Circassien, welcher gleichfalls von Liebe zu ihr entbrannt ist, zum Entsatz herbei; Albraca wird von den Tartaren eingenommen und geplündert. Nur Angelica entkommt durch einen in den Mund genommenen Ring, welcher die Zauberkraft besitzt, unsichtbar zu machen. Sie eilt sogleich nach Dragontina's Zauberinsel, um den Roland und die übrigen Ritter von dort wegzubringen, und sie zu ihrer Vertheidigung nach Albraca zu führen. Die sämmtliche Ritterschaft wird durch Berührung mit dem Ringe glücklich entzaubert. Bei ihrer Ankunft vor Albraca nehmen die Sachen sogleich eine andere Wendung. Roland, in dem Angelica einige Hoffnung auf ihre Gegenliebe listig zu erwecken weiß, thut Wunder der Tapferkeit. In einem hartnäckigen blutigen Treffen wird das tartarische Heer geschlagen, und Agrican selbst von Roland getödtet.

In diesem Kriege läßt der Dichter, eine damals neue Erscheinung im Gebiet der romantischen Poesie, eine Heldin, die schöne, hochherzige und tapfere Marfisa, auftreten. Sie ist Königin eines Theils von Indien und befehligt das zur Rettung von Albraca herbeieilende Hilfsheer. Sie trifft zwar erst nach beendigtem Kriege ein, der Dichter läßt es aber dessen ungeachtet an Abenteuern nicht fehlen. Rinaldo hatte nämlich kaum vernommen, daß Roland durch seine Heldenthaten unsterblichen Ruhm gewinne, als auch er sogleich nach Albraca eilte, sich gleiche Lorbern zu pflücken, ohne deshalb jedoch seinen Haß gegen Angelica abzulegen. Zwischen beiden Rittern kommt es nun so weit, daß sie selbst einen hartnäckigen Zweikampf gegen einander beginnen. Als am zweiten Tage Roland schon Sieger zu werden und Rinaldo seiner Uebermacht erliegen zu müssen scheint, stürzt sich Angelica, noch immer von Liebe glühend für Rinaldo, zwischen die Kämpfer, hält Roland's Arm in dem Augenblicke zurück, da er auf seinen Gegner den Todesstreich führen will, und erneuert ihm die schon früher gegebenen Verheißungen und Hoffnungen, unter der Bedingung, daß er sogleich abreise, um eine Zauberinsel zu zerstören, bewacht von einem Drachen, der nicht nur die Bewohner derselben, sondern auch alle vorbeireisenden Ritter und Damen verschlingt. Roland eilt fort mit Blitzesschnelle. Rinaldo wird von seinen Wunden geheilt, weiß zwar, daß Angelica ihm sein Leben erhielt, haßt sie aber dessen ungeachtet nicht weniger als vorher.

Roland findet die Zauberinsel bald. Glücklicherweise begegnet er hier zuerst einer alten Frau, die ihm ein Buch giebt, welches die Beschreibung der ganzen Insel und eine Schilderung sowohl aller Gefahren, die ihn hier erwarten, als auch der zur Lösung des Zaubers und zu seiner Rettung dienenden Mittel enthält. Durch Beihilfe dieses Buches tödtet er nun sogleich den Drachen, einen wilden Stier, einen Stier, einen Riesen und zwei andere, die aus dem Blute des ersteren entstehen, und mehrere andere Ungeheuer. Endlich will er einen, mitten auf einer Wiese stehenden schönen Baum mit dem Schwerte umhauen. Plötzlich verdunkelt sich die Luft, die Erde bebt, Feuer flammt auf und ein dicker Qualm bedeckt die ganze Insel. Es wird wieder Tag und ruhig, aber der Zaubergarten ist verschwunden. Falerina, die Besitzerin der Insel, erscheint an dem Stamm jenes Baumes gebunden, und bittet den Ritter, ihr das Leben zu schenken. Da er ihr die Bitte gewährt, erzählt sie, sie sei nur eine Fee vom zweiten Rang, die alles, was geschah, nur auf Befehl der mächtigen und bösen Fee Morgana vollzogen habe. Sie führt ihn in die Burg, worin sich mehrere Ritter und Damen eingeschlossen befinden.

Roland beginnt nun einen Kampf mit dem Wächter des Schlosses, einem menschlichen Scheusal, welches den Ritter in seine Arme schließt und sich mit ihm auf den Grund eines tiefen See's hinabstürzt, wo sich die Zaubergrotte der Morgana befindet. Hier wird der Kampf erneuert. Roland tödtet seinen gräßlichen Gegner und geht nun in die Grotte. Hier findet er die Fee, welche, nach den von dem Dichter ihr zugetheilten allegorischen Attributen, die Fortuna zu sein scheint. Sie schlummert von Schönheit strahlend. Der Ritter verweilt bei ihr nicht; als er aber zurückkommt, um sich ihrer zu bemächtigen, findet

er sie nicht mehr, und sein Suchen ist vergebens. Dafür tritt die Reue zu ihm mit der Erklärung, daß sie ihn so lange verfolgen und quälen werde, bis er die Fee werde gefunden haben. Sie hält Wort, und geißelt den aus allen Kräften Laufenden erbarmungslos.

Endlich ergreift er die Morgana, die im Augenblicke, da er sie anfaßt, sich ganz wehrlos befindet und ihm den abverlangten Schlüssel zu dem Gefängnisse giebt. Nun befreit er sogleich alle eingeschlossenen Damen und Ritter, unter welchen letzteren — durch eine besondere Verkettung von Schicksalen und Abenteuern — auch Rinaldo sich befindet. Alle eilen nach Frankreich; Roland allein, von seiner Leidenschaft bezwungen, zieht nach Albraca, zur geliebten Angelica. (Soweit das erste Buch.)

Agramant, ein junger und mächtiger König eines afrikanischen Staates, dem zweiunddreißig Könige zinsbar sind, versammelt alle seine Vasallen und erklärt ihnen, daß er einen Feldzug gegen Carl den Großen beschlossen habe, um den Tod Trojans, seines Vaters, zu rächen, welcher in einem der früheren Kriege in Frankreich getödtet wurde. Schon ist das afrikanische Heer zum Aufbruch bereit: da erklärt der König der Garamanten, ein alter, kluger und in der Zauberkunst erfahrener Fürst: Agramant dürfe keinen günstigen Erfolg seines Unternehmens erwarten, wenn er zu diesem Feldzuge nicht den jungen Ruggiero (Rüdiger) mit sich nähme, einen Sohn der Schwester des verstorbenen Trojan. Dieser Jüngling ward aber, nebst seiner eben so schönen Zwillingsschwester, schon in früher Kindheit dem weisen Zauberer Atlas übergeben, welcher ein entlegenes einsames Gebirge bewohnt. Hier wird der junge Ruggiero mit Löwenmark und Löwensehnen genährt, und geübt in allem, was zur Entwickelung der Kraft und des Muthes dienen kann. Aber dennoch will der Zauberer nicht, daß sein theurer Stiefsohn diesen Aufenthalt verlasse. Die Schwierigkeit, die Gebirgswohnung des Atlas zu finden und den jungen Ruggiero daraus zu entführen, ohne dessen Gegenwart nun einmal nichts unternommen werden kann, versetzt König Agramant in große Verlegenheit. Einer der ihm zinsbaren Fürsten macht sich auf, das Gebirge zu entdecken, welches unersteiglich und überhaupt nur demjenigen zugänglich ist, welcher den Zauberring der schönen Angelica besitzt. Eine neue Verlegenheit! denn wie ist dieser Ring zu bekommen? — Agramant verspricht demjenigen, der ihm diesen Talismann bringen wird, zu einem mächtigen König zu machen. Einer der fürstlichen Vasallen schlägt zu dieser Unternehmung den in seinem Dienste stehenden Zwerg vor, als den keckſten und geschicktesten Dieb, den man auf der Erde finden kann. Brunello (so heißt der kleine Mann) findet die Sache sehr leicht, begiebt sich sogleich auf den Weg und bringt in kurzer Zeit nebst vielen andern gestohlenen Sachen auch den Ring. Agramant hält Wort und krönt den glücklichen Entwender eigenhändig zum König von Tingitanien.

Man findet die Wohnung des Zauberers, das Gebirge ist aber so hoch und steil, daß Niemand es zu erklimmen vermag. Das neugeschaffene Königlein weiß sogleich zu helfen, und räth am Fuße des Gebirgs ein großes Turnier zu veranstalten, welches den feurigen jungen Ruggiero gewiß unverzüglich auf die Ebene herablocken wird. Es geschieht. Ruggiero eilt herbei, ungeachtet aller Warnungen und Bitten des alten Zauberers, wird vom Agramant zum Ritter geschlagen und zieht mit ihm gegen die Franken.

Nun bricht das Ungewitter über Frankreich und Carl den Großen los. Marsil und Gradasso von der einen Seite, Agramant und Rodomont von der andern, rücken mit zahllosen Kriegsheeren an.

Zum Glück für den Kaiser treffen in dieser Bedrängniß die so lange entfernt gewesenen Ritter, einer nach dem andern, ein; Rinaldo von allen der erste. Angelica, welcher die Kunde davon zu Ohren kommt, beredet den Roland, gleichfalls nach Frankreich zu eilen, und trägt sich an, ihm Gesellschaft zu leisten. Nach einer langen Reise voll Abenteuer und Gefahren, aus denen Roland's keusche Liebe die Schöne stets siegreich errettet und befreit, kommen sie durch den Ardenner-Wald nach Frankreich und lagern sich an der bekannten Quelle des Hasses. Angelica trinkt und sogleich wird Rinaldo ihr entsetzlich verhaßt. Sie kann gar nicht begreifen, wie es kam, daß sie seinetwegen die lange Reise unternommen. Aber auch Rinaldo war, vom Rodomont zum Zweikampfe herausgefordert, vor wenigen

Tagen hierher gekommen, hatte aus derselben Quelle getrunken, und glüht nun vor Liebe für Angelica in eben dem Grade, als er vorher sie haßte. Kaum erblickt er nun den Roland, so fordert er ihn, und ein wüthender Kampf beginnt. Angelica ergreift, wie es ihre Gewohnheit ist, die Flucht.

Carl der Große, durch sie von jenem Vorfall benachrichtigt, eilt mit mehreren Rittern herbei und trennt die erbitterten Kämpfer mit dem Versprechen, er wolle sie mit einander auf eine solche Weise aussöhnen, daß keiner von beiden sich über seine Gerechtigkeit werde beklagen können. Die schöne Angelica giebt er einem alten Ritter zur Verwahrung und Obhut.

Hier ist der Punkt, in welchem der Anfang von Ariost's rasendem Roland mit Bojardo's verliebtem Roland zusammentrifft. Zwischen den Heeren der Christen und der Saracenen folgen nun Schlachten auf Schlachten, und beiderlei Ritter wetteifern in Heldenthaten. Unter den erstern zeichnen sich Roland und Rinaldo aus, die Zierde der letzteren ist Ruggiero, dem das Schicksal, wie der Seher Atlas schon früher es verkündete, eine glorreiche Zukunft vorbehalten. Selbst mit Roland läßt der Jüngling in einen Kampf sich ein, wobei er aber erliegen müßte, wenn jener nicht weggelockt würde durch den greisen Zauberer, der ihm von ferne ein Trugbild des Frankenkaisers, bedrängt von Feinden und nach Hilfe rufend, erscheinen läßt.

Indeß wird Ruggiero bald wieder in einen neuen Kampf verflochten durch Bradamante, eine fränkische Heldin. Sie fordert ihn gegen den gefürchteten Saracenen-Ritter Rodomont auf. Der Jüngling, ohne sie noch zu kennen, willfährt ihrem Verlangen, wie die Gesetze und die Sitte des Ritterthums es erheischen. Bradamante muß die Kämpfer verlassen, um dem Kaiser zu Hilfe zu eilen. Sie ändert aber ihren Entschluß schnell, und trifft in dem Augenblicke wieder ein, da Ruggiero nach seinem Gegner eben einen so mächtigen Streich geführt hat, daß diesem, davon ganz betäubt, das Schwert entfällt. Ruggiero, voll edler Sitte, läßt sogleich ab, wartend, bis Rodomont sich erholt haben werde, um den Kampf fortsetzen zu können. Dieser aber, der sich hier durch Edelmuth noch mehr als durch das Schwert besiegt sieht, verläßt den Kampfplatz, um sein Glück anderwärts zu suchen. Bradamante brennt nun von Begierde, den edlen Helden kennen zu lernen. Ruggiero erzählt ihr seine ganze wunderbare Lebensgeschichte. Die schöne Heldin fühlt ihr Herz von Liebe entzündet, und da Ruggiero den Wunsch äußert, auch über sie einen nähern Aufschluß zu erhalten, entdeckt sie ihm ihre Abkunft, ihren Namen und ihr Geschlecht, und nimmt den Helm vom Haupte; die Fülle der blonden Haare strömt über ihre Schultern herab. Dieser Anblick entzückt den Jüngling so sehr, daß das ihm noch unbekannte Gefühl der Liebe in seinem Herzen gleich einer plötzlich auflodernden Flamme emporschlägt. Da er aber eben, auf Bradamante's Verlangen, den Helm abnehmen und ihr sein Antlitz zeigen will, wird er plötzlich von einem Trupp Saracenen überfallen und durch ihre Bekämpfung und Verfolgung von seiner Dame getrennt. Auch sie kämpft mit männlichem Heldenmuthe gegen mehrere zugleich, wird endlich am Kopfe verwundet und verfolgt denjenigen, der sie verwundete und nun vor ihr flieht, mit höchstem Ingrimm durch einen Wald, bis sie ihm den Todesstreich giebt. Von der Nacht überrascht, einsam, ermüdet und schmerzlich verwundet, findet sie zum Glücke noch eine Einsiedelei, deren Bewohner, ein Greis, sie aufnimmt. Da er aber beim Verbinden der Wunde am vermeinten Ritter die weibliche Gestalt erblickt, geräth er in Entsetzen, und glaubt, es sei der Teufel, welcher die Gestalt angenommen habe, um ihn in Versuchung zu führen. Da er sich von seinem Schrecken erholt hat, ist es sein erstes Geschäft, der Schönen langes Haupthaar, nach Weise junger Männer, kurz abzuschneiden. Diese Umstaltung bewirkt in der Folge, daß die reizende Fleur-d'Epine sie für einen wirklichen Mann hält, und von heftiger Liebe entzündet wird, ein Ereigniß, welches auch Ariost im 25. Gesange seines verliebten Roland schön, aber ziemlich frei behandelt.

Ein ungewöhnlicher Reichthum an Erfindungen, in Bezug sowohl auf Personen als auch auf Situationen und Katastrophen, charakterisirt zunächst das Gedicht Bojardo's. Zu

den Paladinen Carl's des Großen, die auch Pulci in seinen Morgant aufgenommen hat, und zu den Helden der Saracenen, die sich in den romanhaften Erzählungen von den Feinden Carl's des Großen wie historisch bekannte Personen einstellen, fügte Bojardo noch so viel christliche und heidnische Ritter und Damen, die seine Phantasie erzeugt hatte, hinzu, und webte ihrer aller Geschichten so ineinander, daß er uns in eine neue Welt und in dieser Welt aus einem Irrgarten in den andern führt. Da das Gedicht nicht vollendet ist, so kann man die Einheit und den ganzen Werth des Planes nicht beurtheilen. So wie es vorliegt, verräth dieses umfangreiche Epos in der unentwirrbaren Verwickelung von Ereignissen, die es zusammenflicht, fast keine Spur epischer Einheit. Und in jenes kaum übersehbare Gewirre sind noch Episoden eingewebt. Um die künstliche Verwirrung zu vermehren, wird die eine Erzählung oft mitten in einem Gesange abgebrochen, und durch einen Sprung eine andere angefangen oder fortgesetzt, deren Zusammenhang mit jener nur selten in's Auge fällt. Es mochte sein, daß Bojardo in dieser Weise mit der Aufmerksamkeit seiner vornehmen Zuhörer am Hofe zu Ferrara spielen wollte. Doch stimmt seine Manier mit einem derartigen Spiele nicht zusammen. Sie ist zu ernsthaft, obgleich die Fabel im verliebten Roland doch im Grunde komisch ist. Man sollte annehmen, daß gerade eine solche Erfindung, wie die des verliebten Roland, den Erfinder zu der komisch feierlichen Manier aufgefordert haben müßte, in welcher Pulci nach dem Sinne seiner Zeitgenossen den Ton angegeben. Aber Bojardo wollte seine romantisch ersonnenen Märchen ernsthaft und wohl auch ein wenig im antiken Stile erzählen. Von dem komischen Anstriche, welcher bei Pulci noch keine Frivolität war, bei Ariosto aber völlig ironisches Element ist, findet sich bei Bojardo kaum eine Spur. Er, um fünfzig Jahre dem Mittelalter näher als Ariosto, ein Mann von ritterlicher Gesinnung und hohem altadeligen Stande, Lehnsherr und Vasall zugleich, an einem Hofe, welcher noch bedeutende Ueberreste ritterlichen Wesens hegte, konnte nicht anders als romantisch ernst dichten. Er übersah den Hohn, mit welchem man das Ritterwesen verfolgte, um das Ideal, das er von Rittersinn und Ritterleben der Nachwelt aufzustellen beabsichtigte, nicht zu verdunkeln. Die ritterlichen Tugenden, durch der edelsten Liebe Feuer verklärt, sollte sein Gedicht verherrlichen. Hier zuerst erscheinen die Frauen nicht, wie bei Pulci, als Nebenpersonen, sondern als das, was sie im Ritter- und Minnethum waren, als die Seele des Ganzen. Alle früheren Chronikenschreiber und Romanzendichter stellen den Roland als einen muthigen, tapfern und rechtlichen Helden und eifrigen Verfechter des christlichen Glaubens dar, der die Heiden bekämpft, um sie zu bekehren, die Frauen und Fräulein vertheidigt und beschützt, ohne von ihnen bezaubert zu werden, und seiner Gattin Alda treu bleibt, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern. Bojardo ging zuerst davon ab; er ließ den tapferen Ritter von leidenschaftlicher Liebe für die schöne Angelica (eine Schöpfung seiner Phantasie) glühen, und umringte ihn mit ritterlichen Nebenbuhlern. „Liebe," sagt der Dichter (Buch II, Gesang 18), „ist dasjenige, was Ruhm verleihet und dem Manne Würde und Ehre ertheilt; Liebe ist es, die den Sieg gewährt, die dem geharnischten Ritter Muth einflößt. ." An einer andern Stelle des Gedichts wird bemerkt, daß alle übrigen Vorzüge des Ritters, wie mächtig an sich und anderen Eigenschaften und Kräften gegenüber, vor der Liebe weichen müßten, und daß Roland, der alles überwunden, alles besiegt hatte, im Kampfe gegen die Liebe habe unterliegen müssen. Dieses Hauptthema führt Bojardo durch sein ganzes Gedicht durch und stiehlt sich durch alle Labyrinthe endloser Abenteuer dahin zurück. Wohinaus er seinen Helden, bei einer Fortsetzung und Vollendung des Gedichts, geführt haben würde, darüber ist zwar keine Andeutung vorhanden; daß die Liebe aber in ihm eine Raserei erzeugen sollte, die Ariosto's kecker Geist ohne Bedenken zuließ, ist gewiß nicht Bojardo's Absicht gewesen, dessen feierliche Verehrung vor Roland eine solche Annahme völlig ausschließt, obgleich die Liebe in seiner Dichtung alle die mannigfachen Verschlingungen vermittelt, durch deren buntes Gewirre sich die Hauptgeschichte oft ermüdend und langweilig genug fortzieht. Zu dem Vorwurfe der durch die Lectüre des Gedichtes hervorgebrachten Ermüdung gesellt sich der der Härte und Schwerfälligkeit, die der Sprache des Bojardo gemacht wird. Gleich-

wohl nennt Val. Schmidt, derselbe Kritiker, den wir im vorigen Abschnitte als argen und erbitterten Gegner des Pulci kennen gelernt, den „verliebten Roland“ ein göttliches Gedicht, in welches die ganze Wunderwelt des romantischen Ritterlebens wahrhaft eingekehrt ist, und weist dafür dem Dichter seinen Platz neben den höchsten Meistern aller Zeiten an, wogegen er den späteren Dichtern, die denselben Sagenkreis behandelten (namentlich Ariosto), Schuld giebt, der Mode gefröhnt zu haben, deren Producte und Knechte sie gewesen seien, wodurch ihnen der Beifall ihrer Nation geworden und sie den trefflichen Bojardo von dem rühmlichen Platze, den er sich in der Achtung seiner Nation errungen, verdrängt hätten.

Der Orlando innamorato erschien zuerst gedruckt 1496, einige andere Ausgaben folgten in den nächsten Jahrzehenden, bis verschiedene fremde Bearbeitungen desselben das Original Jahrhunderte hindurch fast ganz verdrängten. Zuerst erschien eine von Nicolo degli Agostini von Ferrara, einem Freunde des Dichters, bearbeitete Fortsetzung, durch welche das ganze Gedicht über hundert Gesänge in sechs Büchern erhielt. Gegen die Mitte des sechzehnten Jarhunderts gab sodann Domenichi einen „verbesserten Roland“ (Orlando riformato) und der witzelnde Berni einen „neu bearbeiteten“ (Orlando rifatto) heraus. Der erstere folgte dem Original Schritt vor Schritt und änderte bloß am Stil; Berni erlaubte sich größere Freiheiten, indem er den Ernst des Gedichtes in Humor umwandelte, und demgemäß Ton, Haltung und Charakter des Ganzen veränderte. Dieser Berni'sche Orlando ist außerordentlich oft gedruckt worden, und gilt noch jetzt als eins der bedeutendsten romantischen Heldengedichte. — In's Deutsche ist der ursprüngliche Orlando innamorato des Bojardo dreimal übersetzt worden, zuerst, in Prosa, von Frau Benedikte Naubert („Roland's Abenteuer in hundert romantischen Bildern.“ Herausgegeben von F. W. V. Schmidt. Berlin 1820. Drei Theile, von denen der dritte lehrreiche Abhandlungen über die italiänischen Heldengedichte aus dem Sagenkreise Carl's des Großen enthält). Metrische Uebersetzungen lieferten J. D. Gries, dessen „Verliebter Roland“ Stuttgart 1835—1839 erschien, und G. Regis, der seiner (1840 herausgekommenen) Uebersetzung reichhaltige Anmerkungen und Glossar hinzufügte. — Die folgenden Stücke sind diesen Uebersetzungen entnommen.

---

## I. Aus dem „Verliebten Roland“ des Matteo Maria Bojardo.

### 1. Iroldo, Prasildo und Tisbina.

(Gesang 12, Stanze 5—89.)

Ein Rittersmann, den man Iroldo nannte,
Hatt' eine Gattin, die Tisbina hieß
Und die für ihn von solcher Liebe brannte,
Wie ihrem Tristan Iseult einst erwies.
Nicht schwächer war die Gluth, die ihn durchmannte;
Vom Morgen früh, bis sich der Abend wies,
Und von der dunkeln Nacht bis an den Morgen
Dacht' er nur sie, weit fern von andern Sorgen.

Es wohnt ein Edelmann nicht weit von diesen,
Als Erster stets in Babylon genannt;
Und wohl mit Recht ward er so hoch gepriesen,
Denn tapfer war er, edel und galant.
Den Reichthum, so das Glück ihm zugewiesen,
Verwandt' er rühmlich stets mit off'ner Hand;
Bei Festen artig, wild im Kampfgewitter,
Ein angenehmer Freund, ein muth'ger Ritter.

Prasildo hieß der Edelmann mit Namen.
Nun lud man einst in einen Garten ihn,
Allwo Tisbina, nebst viel andern Damen,
Bei einem sonderbaren Spiel erschien.
Das Spiel war wirklich von den wundersamen;
Denn Einer lag vor Jener auf den Knie'n,
Den Kopf auf ihrem Schooß und mußte sagen,
Wer auf den Rücken ihm die Hand geschlagen.

Das Spiel betrachtend, stand Prasild daneben;
Tisbina rief zum Schlagen ihn heran.
Und kurz, der Platz ward ihm gar bald gegeben,
Denn man errieth geschwind den wackern Mann.
Er ruht in ihrem Schooß und fühlt mit Beben
Im Herzen Gluth, wie nimmer ihn durchrann.
Nicht zu errathen ist er nur beflissen,
Aus Furcht, es werd' ihm dieser Platz entrissen.

Geendet ist das Spiel, das Fest entschwunden,
Doch aus dem Herzen schwindet nicht die Gluth.
Sie läßt nicht ab, am Tag' ihn zu verwunden
Und in der Nacht verdoppelt sie die Wuth.
Sein trübes Antlitz, bleich und hingeschwunden
Entschuldigt er bald übel und bald gut;
Auch sinkt kein Schlummer auf sein Auge nieder,
Er hat nicht Raum und wälzt sich hin und wieder.

Auf Federn däucht viel härter ihm die Lage
Als die das nackte Felsgestein gewährt,
Ihm wächst im Busen die lebend'ge Plage,
Die alles and're Denken ihm verwehrt.
Er seufzet ohne Maaß bei Nacht und Tage
Von unbeschreiblichem Gefühl verzehrt;
Denn unbeschreiblich sind der Liebe Schmerzen
Für den, der sie nicht fühlt, nicht trägt im Herzen.

Den muth'gen Hunden sammt den schnellen Rossen,
Vor diesem seine größte Lust und Pracht,
Ist jeglicher Gedanke nun verschlossen;
Jetzt hat er nur gesell'ger Freuden Acht.
Oft ladet er zu Festen die Genossen:
Es werden Verse, wird Musik gemacht.
Er zeigt sich beim Turnier, im Kampfgedränge,
Auf hohem Roß mit prächtigem Behänge.

Freigebig, edel war er sonst schon immer,
Jetzt hat es sich um hundert Mal vermehrt;
Denn jede Tugend strahlt mit hellerm Schimmer
In einem Mann, der wahre Liebe nährt;
Und ich gewahrt' in meinem Leben nimmer,
Daß sich durch Liebe gut in schlecht verkehrt;
Allein Prasild, da Lieb' ihn eingenommen,
Erscheint jetzt mehr, als denkbar ist, vollkommen.

Bald hat er eine Botin ausgefunden,
Die mit Tisbinen sehr in Freundschaft stand
Und so bestürmt in allen Tagesstunden,
Nicht müde werdend durch den Widerstand.
Allein die Stolze blieb unüberwunden,
Von keinem Fleh'n und Bitten übermannt;
Denn in der That, man wird es immer finden,
Daß hoher Stolz und Schönheit sich verbinden.

O schöne Frau — ließ sie nicht ab zu sagen —
Erkenne jetzt, welch' Glück sich Dir verspricht;
Ein Mann, wie keinen je die Welt getragen,
Schätzt höher Dich, als seiner Augen Licht.
Vielleicht verlangt Dich einst nach diesen Tagen,
Denn ewig ist des Glückes Dauer nicht.
Ergötze Dich im grünen Jugendschimmer,
Denn die gehabte Lust verliert sich nimmer.

Der schöne Jugendlenz, so reich an Wonnen,
Sei einzig dem Vergnügen nur geweiht.
Wie weißer Schnee zerschmilzt am Strahl der Sonnen,
Verschwindet er in nur zu kurzer Zeit.
Wie man der Purpurrose sieht entronnen
In einem Tag der Farbe Lieblichkeit,
So flieht die Jugend hin in Blitzesflügeln
Und läßt sich, weil der Zaum ihr fehlt, nicht zügeln.

So redete die Botin viele Male
Tisbinen zu, doch ward ihr kein Gewinn,
Und wie gar schnell im feuchten Wiesenthale
Das Veilchen abbleicht bei des Frost's Beginn,
Wie glänzend Eis am warmen Sonnenstrahle,
So schwand die Kraft des hohen Ritters hin;
Bald fand er sich so nahe dem Verderben,
Daß er nicht Trost mehr hoffet, als im Sterben.

Nicht Feste giebt er, wie ihm sonst gefallen,
Denn jede Lust, er selbst ist sich zur Pein,
Bleich ist sein Ansehn, hager, abgefallen;
Er scheint nicht mehr derselbe Mensch zu sein.
Nur ein Vergnügen bleibt ihm noch von allen:
Hinaus zum Orte geht er, ganz allein,
Nach einem Wäldchen, wo er traurig wandelt
Und seufzt und klagt, wie Amor ihn mißhandelt.

Nun hat sich's eines Morgens zugetragen,
Daß auch Irold an jenen Waldesort
Sich mit Tisbinen einfand, um zu jagen.
Und so im Geh'n vernahmen Beide dort
Ein leises Aechzen, abgebroch'nes Klagen;
Allein so lieblich tönt ein jedes Wort,
So mächtig rührend sind Prasildens Klänge,
Daß wohl vor Mitleid selbst ein Fels zersprängе.

Hört, Blumen! Wälder, hört! — so tönt es leise —
Da jene Stolze mir Gehör versagt
Vernehmt mein Leid, Du Sonne, die vom Gleise
Des Himmels jetzt die dunk'le Nacht verjagt,
Du Mond, der jetzt entweicht, ihr Sternenkreise,
Vernehmt nur einmal, was Prasildo klagt!
Dann sei, wenn sich die letzte Klag' ergossen,
Durch rauben Tod die lange Qual beschlossen.

So werd' ich dieser Stolzen doch genügen,
Da ihr mein Leben nun so sehr mißfällt.
Warum doch hat zu so holdsel'gen Zügen
Der Himmel solch' ein rauh Gemüth gesellt!
Ihr macht das Elend ihres Knechts Vergnügen,
Und tödten will ich mich, weil's ihr gefällt;
Denn keine größ're Lust wird ja mir eigen,
Als wenn ich ihr mich kann gefällig zeigen.

Doch daß mein Tod in diesen Waldesauen
Verborgen bleibe bis zur fernsten Zeit!
Denn ist mein Loos auch bitter und voll Grauen,
Doch offenbart' ich nimmer noch mein Leid;
Sonst könnte wohl die reizendste der Frauen
Sich selbst beschuld'gen wilder Grausamkeit.
Und grausam, wie sie ist, muß ich sie lieben,
Sie lieben noch, auch wenn ich todt geblieben.

Der Ritter sprach noch viel der Klageworte,
Entschlossen nun, dem Tode sich zu weih'n,
Und riß das Schwert hervor von seinem Orte,
Schon bleich, wie von der nahen Todespein,
Und rief auch jetzt nach seinem theuern Horte;
Sein letztes Lallen soll Tisbina sein.
Mit ihres Namens lieblichen Erklingen
Gedenkt er sich in's Paradies zu schwingen.

Des traurigen Prasild beweglich Stöhnen
Entging Tisbinen und dem Gatten nicht.
Irold wird so gerührt von diesen Tönen,
Daß er mit Thränen netzt sein Angesicht;
Und ohne zu verzieh'n, mit seiner Schönen
Die grause That zu hindern sich verspricht.
Er bleibt zurück; sie kommt auf sein Verlangen,
Als wie von ungefähr, herzugegangen.

Die Schöne thut, als ob sie nicht vernommen,
Wie sehr Prasild geklagt um ihr Verschmäh'n;
Und wie bestürzt, da sie ihn wahrgenommen
Dort im Gebüsche liegend, bleibt sie steh'n:
Dann sagt sie ihm: Prasild, bist Du entglommen
Für mich von Liebe, wie ich oft geseh'n,
So darfst Du meiner Noth Dich nicht entwinden,
Denn andern Beistand weiß ich nicht zu finden.

Und stände mir bei diesem Unternehmen
Nicht Ehr' und Leben wie am letzten Rand,
Nie würd' ich mich zu solchem Schritt bequemen;
Denn Hilfe fordern von verschmähter Hand,
Nichts auf der Welt kann uns so sehr beschämen.
Du warst für mich von heißer Lieb' entbrannt,
Ich gegen Dich stets hart und unerkenntlich;
Doch mild und dankbar findest Du mich endlich.

Erfahren sollst Du einst, wie werth und theuer
Dein Herz mir ist — ich schwör's ohn' Heuchelei —
Sobald Du nur vollbracht dies Abenteuer;
Vernimm's und daß es nicht zu hart Dir sei:
Ein Garten liegt, von eisernem Gemäuer
Umhegt, jenseits des Wald's der Barbarei.
Vier Pforten sind es, die dort Eingang geben:
Hier hält der Tod die Wache, dort das Leben;

Hier ist der Armuth, dort des Reichthums Pforte;
Wer eintritt, geht hinaus durch's Gegenthor.
Ein hoher Baum steht mitten in dem Orte,
Der schnellste Pfeil fliegt nicht so hoch empor,
Des Baumes Werth geht über alle Worte,
Denn Perlen streut er aus im Blüthenflor.
Den Baum des Schatzes nennt ihn das Gerüchte,
Die Zweige sind von Gold, Smaragd die Früchte.

Von diesem mußt Du einen Zweig mir bringen,
Dies ist von höchster Wichtigkeit für mich;
So will ich die Gewißheit mir erringen,
Daß Deine Liebe Deinen Worten glich.
Doch wirst Du diesen Auftrag wohl vollbringen,
Mehr dann, als Du mich liebtest, lieb' ich Dich,
Und gebe Dir, zum Lohn für solches Dienen,
Mich selber hin; vertraue nur Tisbinen.

Wie dem Prasildo die Hoffnung aufgegangen
Noch zu empfahn der Liebe schönsten Kranz,
Da wächst in ihm so Kühnheit als Verlangen
Und muthig weiht er ihrem Dienst sich ganz,
Und sicher auch verspräch' er ohne Bangen
Den Himmel und die Stern' und ihren Glanz;
Die Luft sammt Erd' und Meeren ihr zu schenken
Verspräch' er wohl ohn' einiges Bedenken.

Er zögert nicht, gelockt von solchem Preise,
Verläßt die schöne Frau, für die er brennt,
Und geht, gekleidet nach der Pilger Weise.
Das edle Paar — damit Ihr's wohl erkennt —
Schickt ihn nach jenem Garten auf die Reise,
Den man noch jetzt Medusens Garten nennt,
Damit die Zeit gewißlich auf die Länge
Tisbinens Bild aus seiner Brust verdränge.

Und überdies, wenn er nun hingekommen,
So trifft er eben die Medusa dort,
Die jenen Baum in ihre Hut genommen.
Wer nur ihr Antlitz sieht, vergißt sofort,
Weßhalb er diese Reise vorgenommen;
Doch wer sie grüßt, und spricht mit ihr ein Wort,
Wer sie berührt und neben ihr gesessen,
Muß gänzlich die vergang'ne Zeit vergessen.

Ganz einsam, wenn nicht Amor mitgezogen,
Tritt er den langen Weg voll Hoffnung an
Und überschifft des rothen Meeres Wogen.
Durch ganz Aegypten wandert er sodann
Und hat die Höh'n von Barca schon erflogen,
Da trifft er einen grauen Pilgersmann
Und spricht mit ihm und giebt ihm von dem Grunde,
Der ihn hierher geführt, getreue Kunde.

Der Alte spricht: Du magst dem Glücke danken,
Das Dich geleitet zum Gespräch mit mir;
Doch stille nun die zagenden Gedanken,
Den Zweig' von jenem Baum verschaff' ich Dir.
Nur sorg' um Eingang in des Gartens Schranken,
Denn viel zu thun ist drinnen im Revier.
Des Tod's und Lebens Pforten laß nur stehen,
Nur durch das Thor der Armuth mußt Du gehen.

Du scheinest von Medusen nichts zu wissen,
Zum mind'sten hast Du mir's nicht kundgemacht.
Dies ist die Jungfrau, welche treu beflissen
Den schönen, reichgeschmückten Baum bewacht.
Wer sie erblickt, muß aller Sinne missen;
Vernunft, Gedächtniß schwinden wie in Nacht.
Doch muß sie selbst ihr eignes Antlitz schauen,
Vergißt sie jenen Schatz und flieht voll Grauen.

Ein Spiegel diene Dir zum Schild und Horte,
Darin das Weib erblick' ihr schön' Gesicht.
Nackt, ohne Waffen, nahe Dich dem Orte,
Sonst läßt die Armuth durch ihr Thor Dich nicht.
Grau'nvoller ist der Anblick dieser Pforte,
Als Alles sonst, wovon man schaudernd spricht;
Denn alles Uebel hat sich hier gerottet,
Und obenein wird Jeder noch verspottet.

Beim Ausgang mußt Du Deine Schritte lenken
Zur Pforte, wo der Reichthum hält sein Haus.
Man haßt ihn sehr, doch wagt man's nur zu denken;
Er, voll Verachtung, macht sich wenig d'raus.
Hier mußt Du einen Theil des Zweig's verschenken,
Sonst läßt Dich diese Hoheit nicht hinaus.
Denn neben dieser sitzt der Geiz als Hüter;
Je mehr er hat, je mehr begehrt er Güter.

Aufrichtig dankt Prasildo dem wackern Greise
Für seine Lehr', und merkt sich jedes Wort.
Rasch durch die Wüste fördert er die Reise
Und kommt nach dreißig Tagen an den Ort.
Durch's Thor der Armuth geht er leichter Weise,
Denn wohl bekannt ist ihm nun Alles dort,
Auch wird der Eingang Keinem hier benommen,
Vielmehr, man muntert auf, herein zu kommen.

Dem Paradiese scheint der Ort zu gleichen,
So grünt und blüht der Garten hold und mild.
Prasildo, dem Blick Medusens auszuweichen,
Bedeckt sein Antlitz mit dem Spiegelschild
Und weiß geschickt den Standort zu erreichen
Des gold'nen Baumes mitten im Gefild.
Die Jungfrau nun, am Stamm des Baumes stehend,
Erhebt ihr Haupt, sogleich den Spiegel sehend.

Sie sieht sich selbst mit Staunen und Erbangen,
Denn ganz verwandelt scheint ihr die Gestalt;
Ihr däucht, daß ein Gewühl von grausen Schlangen
Ihr weiß' und rothes Angesicht umwallt.
Zu flieh'n ergreift sie plötzlich ein Verlangen
Und durch die Luft entrinnt sie alsobald.
Kaum aber merkt Prasildo, daß sie enteile,
Als er enthüllt die Augen sonder Weile.

D'rauf naht er sich dem Baume mit Vertrauen,
Nicht mehr gehemmt durch jene Zauberin,
Die, vor der eig'nen Mißgestalt voll Grauen,
Den Stamm verließ mit ganz verstörtem Sinn.
Nachdem er einen Zweig ihm abgehauen,
Steigt er herab, erfreut ob dem Gewinn,
Und lenkt zum Thor des Reichthums nun die Schritte,
Wo Trefflichkeit nichts gilt noch edle Sitte.

Ganz aufgemauert ist es von Magneten,
Und wenn man's öffnet, knarrt es ungemein.
Nur Trug und Mühsal führt zu diesen Stätten,
Doch soll es meistens fest verschlossen sein.
Zuweilen nur gelingt's, es zu betreten,
Wenn Glück und Kühnheit ihre Hilfe leih'n.
Prasildo indeß fand es geöffnet heute,
Denn seinen halben Zweig gab er zur Beute.

Gleich, ohne Zögern, eilt er nun von hinnen;
Ihr denkt Euch wohl, wie froh und wohlgemuth,
Ein Tag scheint hundert ihm, eh' er die Zinnen
Von Babylon erblickt, wird nicht geruht.
Der Weg durch Nubien hilft ihm Zeit gewinnen.
Geschwind durchschneidet er Arabiens Fluth,
Reis't Tag und Nacht und findet wohlgeborgen
In Babylon sich einst an einem Morgen.

Er sendet gleich der edlen Frau die Kunde,
Was sie ihm aufgetragen, sei gescheh'n;
Sie möge nur bestimmen Ort und Stunde,
Wann's ihr beliebt den schönen Zweig zu seh'n.
Zugleich erinnert er mit gutem Grunde,
Auch sie nun möge dem Versprechen steh'n;
Und sei sie dennoch Willens, es zu brechen,
So werde sie sein Todesurtheil sprechen.

Kaum drang die Nachricht zu Tisbinens Ohren,
Als sie sich ganz dem bittern Gram ergab;
Sie sank auf's Bett, in ihrem Schmerz verloren,
Und ließ nicht Tag noch Nacht zu weinen ab.
Weh'! rief sie aus, warum ward ich geboren?
Warum nicht ward die Wiege schon mein Grab?
Tod endet sonst den Schmerz in jedem Falle,
Nur meinen nicht, der anders ist als alle.

Denn brech' ich mein gegeb'nes Wort und raube
Das Leben mir, wird mein Vergeh'n nicht gut.
Ich Arme! wie so thöricht ist der Glaube,
Daß Liebe nicht die schwersten Dinge thut!
Sie herrscht im Himmel und im Erdenstaube,
Sie schenkt allein Verstand und schaffet Muth,
Prasild kehrt wieder aus Medusens Garten?
Wer hätt' es je gedacht? Wer konnt's erwarten?

Unseliger Irold! Wie wirst Du's tragen,
Wenn der Verlust Tisbinens bald Dich kränkt?
Obwohl Du selbst verursacht diese Plagen,
Und tief ins Meer des Unglücks uns versenkt.
O wehe mir! Warum doch mußt' ich's sagen,
Warum nicht damals, in sich selbst verschränkt,
Hat meine Zunge Sprach' und Laut verloren,
Bevor ich den unsel'gen Eid geschworen?

Indessen hat Irold gar wohl vernommen,
Wie auf dem Bett' die junge Gattin klagt;
Denn unverseh'ns war er dazu gekommen
Und hörte mit Entsetzen, was sie sagt.
Er drückt sie schweigend an die Brust, beklommen
Von heft'gem Schmerz, dem jedes Wort versagt.
Auch sie verstummt im gräßlichen Verderben,
So sich umschließend, dachte sie zu sterben.

Sie scheinen fast in Thränen hinzuschwinden,
Wie Eis zerschmilzt, in Sonnengluth gelegt,
Indeß die Lippen keine Worte finden;
Doch endlich spricht der Gatte, tief bewegt:
Weit drückender, als jedes Grams Empfinden,
Ist, daß mein Unglück so Dich niederschlägt,
Denn niemals könnt' ich für ein Uebel schätzen,
Was Dir Vergnügen schaffet und Ergötzen.

Wahr ist es — und Du weißt es wohl, mein Leben,
So reich begabt mit Klugheit und Verstand —
Kein größer Leid kann's auf der Erde geben,
Als wann sich Lieb' und Eifersucht verband.
Nun hat mein Mißgeschick gewollt, daß eben
Ich selbst mein ganzes Leid mir zugewandt.
Nur ich bewog Dich, jenes Wort zu sagen,
So überlaß nun mir allein die Klagen.

Trag' ich allein der Strafe bitt're Qualen!
Denn Du hast nur gefehlt, weil ich's gewollt.
D'rum bitt' ich Dich bei diesen heiter'n Strahlen,
Bei jener Liebe, die Du mir gezollt,
Du möcht'st ihm Dein Gelübde ganz bezahlen;
Prasild empfange den verdienten Sold
Für die Gefahr und Noth in fremden Landen,
Die er, auf Dein Begehr, so kühn bestanden.

Nur zög're, bis die Seele mir entfahren,
Nur bis entschwunden dieses Tages Licht.
Mag alles Leid das Schicksal mir bewahren,
Doch lebend trag' ich solche Schande nicht.
Mit diesem Trost will ich zur Hölle fahren,
Daß mich allein beglückt Dein hold' Gesicht.
Doch müßt ich Dich noch mir entrissen sehen,
Noch einmal stürb' ich, könnt' es nur geschehen.

Kein Ende würd' er seiner Klage finden,
Hätt' ihm der Schmerz zu reden noch erlaubt.
Erstarrung faßt ihn, seine Sinne schwinden,
Als wär' ihm aus der Brust das Herz geraubt.
Nicht mind're Qual scheint jene zu empfinden,
Bleich ist ihr Antlitz, wie ein Todtenhaupt,
Doch wendet sich zu ihm der Blick der Schönen
Und sie entgegnet in betrübten Tönen:

So glaubst Du, falsches Herz, nach solchen Proben,
Ich könnt' auf Erden bleiben ohne Dich?
Wohin ist Deiner Liebe Gluth zerstoben?
Wohin Dein Schwur, so fest und feierlich,
Daß, wären Dir neun Himmel aufgehoben,
Du sie nicht haben möchtest ohne mich?
Nun denkst Du gar zur Höll' hinab zu fliehen
Und ich soll hier in ew'ger Qual verziehen?

Dein war ich, will's, so lang' ich lebe, bleiben,
Gestorben selbst, bleib' ich Dir treu und hold;
Wird nicht der Tod die Liebe ganz vertreiben,
Bleibt ein Gedächtniß deß, was ich gewollt.
Nein, niemals soll man sagen oder schreiben,
Tisbina kann sich trösten ohn' Irold.
Wahr ist's, ich werd' um Deinen Tod nicht trauern,
Denn auch mein Leben soll nicht länger dauern.

Verlängern will ich's nur noch wen'ge Stunden,
Bis ich Erfüllung meinem Schwure gab,
Dem Schwur, durch den ich meinen Tod gefunden,
Dann reiß ich selbst des Lebens Faden ab.
Hinüber will ich geh'n, mit Dir verbunden,
Und Dich und mich umschließe dann Ein Grab.
Nur dieses ist mein Wunsch und mein Verlangen,
Du wollst mit mir den gleichen Tod empfangen.

Laß uns vereint ein mildes Gift genießen,
Gemischt mit solcher Kunst und Sorgsamkeit,
Daß wir zugleich dies trübe Sein beschließen;
Nur noch fünf Stunden und ich bin bereit.
Denn treu und redlich, ehe sie verfließen,
Erfüll' ich an Prasilden meinen Eid.
Dann soll der Tod, geruhig, ohne Schrecken,
Das Unheil, unsr'er Thorheit Schuld, bedecken.

So rüsten nun die unglücksel'gen Beiden
Zum Tode sich, den sie schon nah erblickt,
Die Wang' an Wange lehnend, in der Leiden
Gefühl versenkt, von Thränen fast erstickt.
Auch kann sich Keines von dem andern scheiden,
Und so, von ihres Gatten Arm umstrickt,
Schickt die getreue Gattin einen Diener
Nach Gift zu einem alten Mediciner.

Der säumt auch nicht, ihr einen Kelch zu schicken,
Wie sie verlangt, und wendet gar nichts ein.
Irold betrachtet ihn mit starren Blicken
Und spricht: Wohlan! Vermag doch dies allein
Die schmerzbelad'ne Seele zu erquicken.
Nicht lästig mehr wird das Geschick mir sein;
Denn Herrscher ist der Tod ob allen Dingen,
Und kann allein das stolze Glück bezwingen.

Geruhig leert er nun und unbefangen
Des Bechers Hälft', indem er dieses spricht,
Und reicht der Gattin ihn sodann mit Bangen,
Zwar vor dem eig'nen Tode bebt er nicht;
Doch daß sie trinke, kann er nicht verlangen,
D'rum wendet er sein thränend Angesicht,
Gesenkten Auges ihr den Becher reichend
Und fast in dieser Stunde schon erbleichend;

Nicht von dem Gift getödtet, doch vom Bängniß,
Denn trinken soll den Rest nun sein Gemahl.
Tisbina faßt in tödtlicher Bedrängniß,
Schon kalt im Herzen, zitternd den Pokal.
Laut fluchet sie der Lieb' und dem Verhängniß,
Die sie geführt zu bitt'rer Todesqual;
Dann aber leert sie mit beherztem Munde
Den halben Becher bis zum tiefsten Grunde.

Irold verhüllt das Haupt in bitter'm Leide,
Denn nimmer sollten seine Blicke schau'n,
Daß die geliebte Gattin von ihm scheide.
Nun fühlt sich die unseligste der Frau'n
Zwiefach gedrückt von ihrem schwachen Eide.
Der nahe Tod erregt ihr wenig Grau'n,
Doch zum Prasild zu gehn ist unerläßlich;
Dies däucht ihr über alle Marter gräßlich.

Jedoch erfüllen muß sie ihr Versprechen,
Sie stellt sich in des Ritters Wohnung ein
Und fordert nun, ihn in's geheim zu sprechen;
Bei Tage war's, auch ging sie nicht allein.
Kaum kann er, es zu glauben, sich erfrechen,
Eilt ihr entgegen, nöthigt sie herein,
Ehrt sie nach bestem Wissen und Entsinnen
Und weiß nicht, vor Beschämung, was beginnen.

Nachdem Prasild in ein geheimes Zimmer
Sie eingeführt mit ritterlicher Art,
Bemüht er sich, so mild und sanft er immer
Nur kann und weiß, in Red' und Weise zart,
Neu zu beleben ihrer Augen Schimmer,
Den er vor Thränen ganz verhüllt gewahrt.
Er glaubt, daß aus Beschämung dies entstände,
Und ahnet nicht, wie nahe sei ihr Ende.

Er läßt nicht ab, mit Bitten sie zu plagen,
Bei Allem, was ihr lieb ist auf der Welt;
Tisbina mög' ihm endlich doch nur sagen,
Was für ein Schmerz so heftig sie befällt;
Er wolle gern für sie sein Leben wagen,
Wenn Hilfe sie durch seinen Tod erhält.
So fährt er fort, zu drängen, zu beschwören,
Und hört zuletzt, was er nicht wollte hören.

Die Schöne sprach: Was Du mit solchem Streben,
Mit solcher Müh' errangst, der Minne Sold,
Sei auf vier Stunden jetzt Dir übergeben;
Ich halte meinen Schwur, wie ich gesollt.
Allein verlieren muß ich Ehr' und Leben
Und, was noch mehr, mein liebstes Gut, Irold.
Ihm muß ich nun und dieser Welt entfliehen
Und Dir, der so mich liebte, mich entziehen.

War ich zu irgend einer Zeit mein eigen
Und liebtest Du mich so, wie Du gethan:
Wohl mußt' ich dann mich spröd' und trotzig zeigen,
Wollt' ich nicht gern mich Deiner Liebe nah'n.
So aber konnt' ich nicht zu Dir mich neigen,
Denn Zwei zu lieben, weißt Du, geht nicht an.
Allein vermocht' ich nimmer Dich zu lieben,
Doch fühlt' ich stets zum Mitleid mich getrieben.

Dies Mitleid nun, das ich für Dich empfunden,
Ist's, was mich jetzt in solches Elend reißt.
So fühlt' ich durch Dein Jammern mich gebunden,
So rührt' es, dort im Walde, meinen Geist,
Daß ich, bevor noch dieser Tag entschwunden,
An mir erfahren muß, was sterben heißt.
Nun sagt sie ihm, ausdrücklich und vollkommen,
Wie sie mit ihrem Gatten Gift genommen.

Prasild, dies Wort vernehmend, überfallen
Von einem Schmerz, den kein Gedank' ermißt,
Steht da, betrübt, ohn' einen Ton zu lallen.
So glücklich wähnt' er sich vor kurzer Frist,
Und sieht sich nun so tief hinabgefallen;
Denn sie, die seines Lebens Wurzel ist,
Sie, deren Blick mit seiner Seele schaltet,
Sieht er vor seinen Augen fast erkaltet.

So haben Gott und Du darauf verzichtet,
Beginnt er, meinem Edelmuth zu trau'n;
Damit, was man als schauderhaft berichtet,
Noch weichen müssen dieser That voll Grau'n.
Daß schnöder Tod zwei Liebende vernichtet,
Das war der Welt nichts Neues mehr zu schau'n;
Heut aber, seh' ich, werden Drei zusammen
Vor Abend schmachten in der Hölle Flammen.

Kleinmüth'ge, sprich, wie konntest Du erröthen,
Von mir zurückzufordern Deinen Schwur?
Du fühltest, sagst Du, einst von meinen Nöthen
Dich so gerührt? O sprich die Wahrheit nur —
Denn jenes glaub' ich nicht — um mich zu tödten,
Tödt'st Du Dich selbst, zu deutlich ist die Spur,
Und raubtest Du nur mir allein das Leben!
Müßt' ich nicht auch für Dich so ängstlich beben!

War aber so mißfällig Dir mein Lieben,
Daß Du, um mich zu flieh'n, den Tod erwählt,
Ablassen konnt' ich nicht von meinen Trieben;
Gott weiß, wie oft mich der Versuch gequält
O wärst Du mir im Walde fern geblieben,
Wenn solcher Haß Dich gegen mich beseelt!
Wer hat zu jenem Schwure Dich verbunden,
Durch welchen Du, mit mir, den Tod gefunden?

Was Dir mißfällt, war nimmer mein Verlangen
Und ist es jetzt noch minder, als vorher;
Nur Deine Liebe sucht' ich zu erlangen,
Nur Deine Gunst war einzig mein Begehr;
Und hatte Dich ein and'rer Wahn befangen,
So siehe deutlich den Beweis nunmehr,
Denn länger soll Dich jener Schwur nicht binden,
Bleib' oder gehe nun, nach Gutbefinden.

Die schöne Frau, von Mitgefühl durchdrungen
Bei dieser milden Rede, seufzt und spricht:
Du hast mich ganz durch Edelmuth bezwungen,
Gern stürb' ich jetzt für Dich aus Liebespflicht.
Doch anders sind des Schicksals Forderungen
Und viele Worte machen darf ich nicht,
Denn meine Lebenszeit ist kurz und theuer;
Doch gerne ging' ich jetzt für Dich durch's Feuer.

Prasild, von ungeheuerm Schmerz entglommen,
Entschlossen schon durchaus zum eig'nen Mord,
Steht mit verstörtem Sinn, betäubt, beklommen
Und hört nicht mehr der Schönen holdes Wort.
Nachdem er ihr nur einen Kuß genommen,
Entläßt er sie und sie begiebt sich fort;
Und er, beraubt des Angesichts der Hehren,
Wirft sich auf's Lager hin mit heißen Zähren.

Tisbina kehrt nun zu Irolden wieder;
Sie findet ihn, wie sie ihn ließ zuvor,
Und sagt ihm, daß Prasild so mild als bieder,
Sich Nichts als einen einz'gen Kuß erkor.
Von seinem Lager steigt Irold hernieder,
Wirft sich auf's Knie, hebt seinen Blick empor
Und fleht zu Gott mit ausgestreckten Armen,
Er möge doch, aus Huld und aus Erbarmen,

Mit Allem, was sich Gutes je ergossen,
Prasild belohnen für so edlen Sinn.
Indeß, bevor er sein Gebet beschlossen,
Sinkt schon Tisbina wie in Schlummer hin.
Die Wirksamkeit des Trank's, den sie genossen,
Macht mit dem zarten Weibe den Beginn;
Denn immer wirken Tod und alle Schmerzen
Auf schwache schneller, als auf starke Herzen.

Kaum sah Irold sie hin zur Erde fallen,
Als eis'ger Frost durch seine Glieder fuhr.
Ein Schleier schien ihr Auge zu umwallen,
Des Todes nicht, des sanften Schlummers nur.
Laut läßt der Arme sein Geschrei erschallen,
Nennt grausam Gott und Himmel und Natur,
Nennt hart die Liebe, tückisch das Verhängniß,
Die nicht ihn tödten in so großer Bängniß.

Doch lassen wir des Armen Klag'gewimmer!
Leicht könnt Ihr denken, was er sagt und thut.
Prasild indeß verschloß sich in sein Zimmer
Und sprach, verströmend heiße Thränenfluth:
Ward wohl ein liebend Herz auf Erden schlimmer
Als mein's geplagt, von des Geschickes Wuth?
Denn will ich nicht von der Geliebten scheiden,
Muß ich in kurzer Frist den Tod erleiden.

So wird der Unhold, den wir Liebe heißen,
Obwohl sie lieblos sich befriedigt seh'n.
Komm', weide Dich, Barbar, an meiner heißen
Verzweiflung, sätt'ge Dich an meinen Weh'n!
Allein trotz Dir, will ich mich Dir entreißen,
Denn schlimmer kann es nirgend mir ergeh'n
Und Martern hat die Hölle selbst geringer,
Als Dein tyrannisch' Reich, Dein Schreckenszwinger.

Indeß der Ritter fortfährt, so zu klagen,
Da, siehe, stellt ein alter Arzt sich ein,
Der nach Prasilden forscht mit eil'gen Fragen;
Doch Niemand wagt, ihm Eintritt zu verleih'n.
Da spricht der Arzt: Hochwicht'ges ihm zu sagen,
Komm' ich hierher, ich will und muß hinein,
Kurz, wollt Ihr nicht zu Eurem Herrn mich lassen,
So wißt, er muß heut' Abend noch erblassen.

Der Kammerdiener, als er dies vernommen,
Faßt endlich doch den Muth, hinein zu geh'n;
Denn um nach Willkür in's Gemach zu kommen,
War er mit einem Schlüssel stets verseh'n.
Er dringt so stark, um seinem Herrn zu frommen,
Daß er ihn doch bewegt, den Arzt zu seh'n.
So führt er ihm, wie sehr Prasild auch immer
Sich sträuben mag, zuletzt den Mann in's Zimmer.

Und dieser spricht, da Zutritt ihm gegeben:
Mein Herr, ich lieb' und schätze Dich fürwahr.
Nun will sich Furcht, nicht bloß Verdacht erheben,
Es drohe Dir die gräßlichste Gefahr.
Denn Eifersucht, und Lieb' und Haß, daneben
Die wankelmüth'ge Lust der Frauenschaar —
Nur selten völlig des Verstandes mächtig —
Die sind ja oft mit großem Unheil trächtig.

Laß dieses Wort zu Deinem Besten dienen,
Denn heute ward ein Gift von mir begehrt,
Und zwar durch einen Diener von Tisbinen.
Nun ward ich vor ganz kurzer Zeit belehrt,
Daß diese Arg' in Deinem Hauf' erschienen;
Gleich hab' ich mir die ganze Sach' erklärt.
Sie wollt's für Dich, sei Vorsicht Dir empfohlen,
Laß Alle geh'n, mag sie der Teufel holen!

Allein für diesmal sei ganz unbeklommen,
Denn wirklich war kein Gift in dem Pokal;
Und hast Du auch vielleicht den Trank genommen,
Fünf Stunden schläfst Du, oder nicht einmal.
O wäre doch die Schelmin umgekommen,
Sammt allen Weibern hier im Erdenthal!
Die Schlimmen mein' ich, doch in unsern Tagen
Sind hundert schlecht, wenn eine zu ertragen.

Kaum hat Prasild die frohe Kund' empfangen,
Und sein erstorb'nes Herz belebt sich leicht!
Wie Veilchen oder Rosen, von der langen
Gewalt des Regens matt und abgebleicht,
Aufthun den Kelch mit frischer Farbe Prangen,
Vom ersten Strahl der heitern Sonn' erreicht,
So wird Prasild beim fröhlichen Berichte
Im Herzen froh und schön im Angesichte.

Dem Alten zeigt Prasild sich dankbeflissen,
Dann eilt er zu dem treuen Ehepaar,
Und macht Irolden, der von Schmerz zerrissen,
Verzweifeln will, die ganze Sache klar.
Ob dieser sich erfreut, das könnt Ihr wissen;
Doch sie, die seiner Seele Kleinod war,
Will er nun ganz Prasilden übergeben
Zum Lohne für sein edelmüthig Streben.

Zwar widersetzt Prasild sich diesem Schritte,
Doch schwer versagt sich, was man gerne thut.
Obwohl nunmehr nach schöner Herzen Sitte,
Ein langer Kampf entsteht von Edelmuth,
Beharrt Irold, und dringt mit seiner Bitte
Am Ende durch; und also, kurz und gut,
Läßt er Prasild die schöne Frau gewinnen
Und macht sich ohne Zögerung von hinnen.

Er eilt aus Babylon hinweg, entschlossen,
So lang' er lebt, nie wieder heim zu geh'n.
Tisbina, da die Schlummerzeit verflossen,
Vernimmt mit Staunen Alles, was gescheh'n.
Zwar hat gewiß die Sache sie verdrossen,
Denn Ohnmacht über Ohnmacht läßt sich seh'n,
Doch da sie hört, daß Jener sich entschieden
Von ihr entfernt, so giebt sie sich zufrieden.

Die Frauen alle — sag' ich im Vertrauen —
Sind schwach und zart von Leib und von Gemüth,
Gleich frischem Reife, der, um aufzuthauen
Nicht eben wartet, bis die Sonne glüht,
Sie alle sind, wie wir Tisbinen schauen,
Die nicht mit Kämpfen sich um nichts bemüht,
Beim ersten Angriff fühlt sie sich ermatten
Und nimmt den reizenden Prasild zum Gatten.

[Uebers. von Gries.]

## 2. Alexander der Große.

[Bojardo, der diesen Eroberer zum Ahnherrn seines **Rüdiger** (und damit zugleich des Hauses Este) von mütterlicher Seite (so wie den **Hektor** von väterlicher Seite) macht, stellt im Eingange des II. **Buches** (30. **Gesanges**) einige der im Mittelalter durch ganz Europa verbreiteten gangbarsten Volkssagen über ihn, mit eigener Dichtung vermischt, zusammen.]

(Buch II, Gesang 1, Stanze 1—29.)

In der beglückten Zeit, da die Natur
Den Stern der Liebe leuchtender erscheinen
Und junges Grün entsprießen läßt der Flur,
Und sich mit Blumen schmückt und Blüthenhainen,
Seh'n Mann und Weib und alle Creatur
Wir frohgesinnt zum Jubel sich vereinen;
Doch, kommt dann Winter, und vergeht die Zeit,
Entflieht das Glück, stirbt diese Fröhlichkeit.

So war auch zu der Zeit, da Tugend blühte
In jenen alten Rittern und Baronen,
Frohsinnigkeit mit uns in Sitt' und Güte,
Und dann entwichen sie zu fernen Zonen,
Daß man für lange kaum die Spur erriethe,
Der, wie es schien, auf ewig uns Entfloh'nen:
Jetzt ist der Winter hin, die Stürme ruh'n,
Und neue Tugend blüht auf Erden nun.

Und ich will weiter singen die Berichte
Von Heldenthaten der vergang'nen Zeit;
Wohl hört ihr dann die herrlichste Geschichte,
— Wenn Ihr mir folgt mit Ruh' und Achtsamkeit —
Die rühmlichste, die je vom Sonnenlichte
Beschienen ward; viel alter Rittersleut'
Glorwürd'ge Waffenwerk', und was für Hiebe
Graf Roland thät, als er entbrannt' in Liebe.

Auch hört Ihr vom erhabenen Heldenmuth,
Kraft, Schönheit, überschwenglichem Erkühnen,
Welch' Herz, entflammt von selt'ner Tugendgluth,
In Rüd'ger schlug, dem dritten Paladinen.
An ihm, des Ruhm zwar nie auf Erden ruht,
Da ihm als Herold' Aller Zungen dienen,
Doch schweres Unrecht sein Verhängniß that,
Da es ihn jung ließ fallen durch Verrath. —

Ich find' im Buche des Turpin erzählt,
Wie **Alexander**, der Gewaltiggroße,
Nachdem er unterjocht die ganze Welt,
Auch kühn gen Himmel und zum Meeresschooße
Gefahren, in Aegypten sich erwählt
Zur Buhl hat eine Maid, mit der er kose
Und, von derselben Schönheit liebentzündet,
Am Meer dort eine reiche Stadt gegründet,

Der seinen eig'nen Namen er gegeben:
Alexandria, heut' noch steht sie da;
Worauf er sich gen Babel that erheben,
Da jene thränenwerthe That geschah,
Daß sein Vertrauter ihn mit Gift vergeben,
Darob die Welt erbebte fern und nah,
— Denn Jeder wollt' ein Stück von ihr erbeuten —
Daß alle Länder sich in Krieg entzweiten.

Die schöne Elidonia mittlerweil
Blieb in Aegypten, sie, von der wir sprachen;
Sechs Monat harrte schon die arme Fräul'!
Da ward die Trauerpost ihr zugetragen.
Auf Erden sah sie nichts als Mord und Gräu'l;
So sprang sie ganz allein in einen Nachen:
Kein Mensch, kein Steuermann war d'rauf zu finden,
Auf gutes Glück gab sie sich preis den Winden.

Und diese Winde rasch vom Rücken her
Entführten sie zum Afrikaner-Strande;
Hell war der Himmel, spiegelglatt das Meer,
Allmählich nähert sich der Kahn dem Lande.
Die Maid erhob das Haupt und sah umher,
Da stand ein Greis, der Fischernetze spannte;
Den rief sie an um Hilfe flehentlich,
Befahl mit Thränen seinem Mitleid sich.

Er nahm sie liebreich auf, nach frommer Sitte,
Und als der dritte Mond verstrichen war,
Geschah es, daß in seiner armen Hütte
Drei Söhne dies verlassene Weib gebar;
Weshalb hernach auf jenes Strandes Mitte
Stadt Tripoli erbaut ward offenbar,
Und noch von den drei Söhnen dieser Maid
Dies Tripoli den Namen führt bis heut.

Und so viel Muth und Tapferkeit bewiesen
Die Söhne, wie es Gottes Rath verfügt,
Daß sie den König Gorgon, der vor diesen
Afrika's Herrscher war, im Feld besiegt.
Sonnibera hieß Einer unter diesen,
Der Größte, der zuerst erblickt das Licht;
Der zweite Attamandar, und den Zween
Als dritter folgt Argant, wie Lilien schön.

Ganz Afrika erwarben diese Drei,
Wie schon gedacht, zum Eigenthume dorten,
Sammt allem Uferland der Barbarei
Und sämmtlichem Gebiet der Negerhorden:
Was ihnen nicht durch Zwang noch Waffenscheu,
Noch hohe Weisheit unterthänig worden,
Nein, sonder ihr Gemüth, so gut und billig,
Macht' ihnen zu gehorchen alle willig:

Weil sie Mildthätigkeit wetteifernd übten,
Und stets verschenkten das Gewonnene;
Weshalb sie alle Städt' und Gau'n so liebten,
Daß jeder kam und ihnen huldigte.
So unterwarfen sie sich von Aegypten
Bis nach Marocco friedlich alle See,
Und so viel Land, als zu der großen Wüste
Entfernten Menschen man durchwandern müßte.

Die ältern Brüder starben ohne Kinder,
Arganten blieb allein das ganze Reich.
Ihm bot die Welt den Kranz der Ueberwinder,
Und von ihm aus ging jener hohe Zweig
Der Fürsten Afrika's, die, mehr und minder,
Uns Christen spielten manchen schlimmen Streich,
Hispanien zwangen, übermüthig haus'ten
In Frankreich und ein Stück von Welschland schmaus'ten.

Von dem entsproß der mächtige Barbant,
Der in Hispanien fiel durch Karloman;
Und aus **dem** Haus war König Agolant,
Von welchem kam der grimmige Trojan,
Der in Burgundien den Kampf bestand
Mit Roland und zwei Andern auf dem Plan,
(Donclair und Rüd'ger, der Vasall mit Namen,)
Die ihm — mit Sünden zwar — das Leben nahmen.

Trojan ließ einen Knaben nach, nicht mehr
Als siebenjährig bei des Vaters Tode;

Sehr hochgewachsen und bildschön war er,
Wiewohl sein finst'rer Blick Verderben drohte:
Der Christen blut'ge Geißel wurde Der.
Nun hört mir zu, Ihr Herrn, wie der Despote
In diesem Buch sich vor Euch wird gebärden,
Und Feu'r und Flammen seht Ihr rings auf Erden.

Agramant hieß, und zweiundzwanzig Jahr
Hat hinter sich nun dieser Unverzagte;
Und in ganz Afrika kein Ritter war,
Der ihm in's Angesicht zu blicken wagte,
Als nur ein noch grausamerer Barbar,
Der von der Erd' auf zwanzig Schuh hoch ragte.
An Muth und Macht kam niemand über den:
Sein Vater war der starke Ulien.

— — — — — — — — — — — —

Zu Rath rief zweiunddreißig Könige
Held Agramant, die all' ihm dienstergeben;
Vier Monden brauchten seine Herolde
Bis die Beruf'nen sämmtlich ihn umgeben:
Der kam zu Land an, Jener über See,
Dergleichen Macht sah man noch nie im Leben:
Denn in die große Stadt Biserta traten
Auf einmal zweiunddreißig Potentaten.

— — — — — — — — — — — —

Dort war das Kaiserschloß, allwo der Khan
Fürst Agramant hielt Hof in seinen Reichen;
Nie sah die Sonne noch auf ihrer Bahn
An Herrlichkeit und Reichthum seines Gleichen.
Die Könige, paarweis stiegen sie treppan,
In Goldgewanden, ihrer Würde Zeichen,
Betraten dann den Saal, wo sie die Lauben
Des Paradieses sich geöffnet glauben.

Fünfhundert Schritt lang war in einer Strecke
Der Kaisersaal, dreihundert breit genau.
In lauter gold'ne Rauten war die Decke
Getheilt, mit Schmelzwerk weiß und roth und blau,
Und am Gewänd' verziert, am rechten Flecke,
Rubin und Sapphir vieler Bilder Schau;
Da Alexanders ganzes Leben dorten
Zu ew'gem Ruhm war ausgehauen worden.

Da sah man, wie der kluge Sternendeuter,
Den man aus seinem Königreich verbannt,
Im Schlangenleib' bei einer Fürstin leider
Der Wünsch' Erhörung durch Bethörung fand.
Wie Alexander dann, der kühne Streiter,
Geboren wurde, zeigt' dieselbe Wand;
Desgleichen, wie in Waldes Einsamkeiten
Er einen Gaul mit Hörnern thät' erbeuten.

Bucefal war deß Rosses Name, (diesen
Zeigt' eine Inschrift auf dem Bildniß an),
Und Alexandern trug's auf leichten Füßen.
Schon hat er kühn durch's Meer die Fahrt gethan:
Da waren Schlachten, großes Blutvergießen;
Den König ficht die ganze Welt nichts an.
Darius kam, ob er zurück ihn schreckte,
Mit so viel Volk, das alles Land bedeckte.

Der stolze Alexander senkt den Speer,
Zerschmettert all' dies Volk im Augenblicke,
Sprengt vor und fragt nicht nach Darius mehr.
Doch noch gewaltiger kam Der zurücke,
Und nochmals siegt der Macedonier.
Darnach sah man wie Bessus, voller Tücke,
An seinem Herrn den Meuchelmord beging,
Doch der Schuld Lohn vom König auch empfing.

Dann sah auf Ganges großem Strome dorten
Man ihn nach Indien schwimmen, nimmersatt,
Wo er in einer Stadt belagert worden
Und ganz allein den Troß rund um sich hat.
Er aber wirft die Mauer aller Orten
Dem Feind auf's Haupt, und schleift die ganze Stadt,
Rückt weiter vor und hält sich dort nicht auf;
Da kommt ihm Indien's König in den Lauf.

So groß war Dieser, den Poron sie nannten,
Daß auf der Welt kein Pferd ihm war gerecht;
Daher er allzeit ritt auf Elephanten:
Hier aber half ihm seine Kühnheit schlecht,
Nichts schafft er hier mit allen Heeresbanden,
Da ihn der Held ohn' Schwertstreich noch Gefecht
Lebendig greift, und den Ergriff'nen dann
Mit Ehren zieh'n läßt, als ein Ehrenmann

Der Basilisk auch war dort angegeben,
Im Paß des Berges an der Felsenwand,
Wie schon vor seinem Pfeifen Alle beben;
Mit einem Blick macht er das Volk zu Schand:
Wie Alexander sich ihm preisgegeben,
Dem Heer zum Besten, das im Felde stand,
Und, nach des Weisen Rath, dies Grau'ngebilde
Todt blendete mit seinem Spiegel-Schilde.

Mit einem Wort, all' seine Sieges-Fährte
Stand da gemalt in Bildern hoch und hehr.
Nachdem er überwunden nun die Erde,
Fuhr auf zween Greifen in die Himmel er,
Den Schild im Arm, umgürtet mit dem Schwerte
Und dann in einem Glas hinab in's Meer,
Wo alle große Fisch' er und Physeter*)
Beschaut': auch dieser Todesgefahr entgeht er,

Und kommt zu Tag, wo Er, der Alles zwang,
Sich selber sah bezwungen von der Minne;
Denn Elidoniens Zauberblick durchdrang,
Mit sanfter Gluth dem König Herz und Sinne.
Dann folgt' auch sein betrübter Untergang,
Wie ihn Antipater, die falsche Spinne,
Im gold'nen Becher mit dem Trunk vergiftet,
Und aller Welt viel Krieg und Kreuz gestiftet.

[Uebers. von G. Regis.]

## II. Aus den lyrischen Gedichten Bojardo's.

### 1. Sonette.

So fremd und neu sind in der Welt die Gaben,
Womit Sie einzig prangt, daß nie Gedanken,
Die schon im holden, sanften Blick versanken,
Zu Ihrer holden Jugend sich erhaben.

Mehr aber freut sich nicht beblümt zu haben
Gott Zeus dies nied're Rund in Erdeschranken
Mit roth- und weiß- und gelben Blüthenranken,
Wann seine Gnaden es am reichsten laben;

Noch freut er so sich, daß mit Sternen Pracht
Den Himmel er geschmückt, die Sonn' erzeuget,
Die ihre Flammen-Bahn um's Weltall drehet,

Als daß er Sie schuf, die um Mitternacht
Den Tag auf Erden uns enthüllend zeiget,
Und Ros' und Veilchen in den Winter säet.

*) Eine Walfischart.

Schon seh ich, halb von Zweigen noch verkleidet,
Die beiden Thürm', an die mein Herz gebunden,
Ja schon mein leiblich Aug' hat ihn gefunden,
Den Ort, der Reggio heißet und bedeutet!*)

Geliebte Stadt, worin sich Amor weidet,
Und kreisend dich umfliegt zu allen Stunden!
Welch' leiser Bann hält mich so eng umwunden,
Daß es den Wand'rer nirgend anders leidet?

Ach, was sag' ich! ist Felsen, Stromesfluthen,
Und Wild und Vögeln kundig doch der Bann;
Meer, Erde, Himmel kennt ihn, Höh'n und Tiefen.

Nun weiß man überall von meinen Gluthen,
Weil nach und nach der Winterfrost zerrann,
Worin verdeckt einst meine Flammen schliefen.

[Uebers. von Regis.]

---

Du schattenreicher Wald, wo meine Klagen,
Von Seufzern unterbrochen, oft erschallen,
O Sonnenlicht, das du im ew'gen Wallen
Für meinen Schmerz gestrahlt in vielen Tagen.

Du Wild, ihr Vögel, die ihr euch entschlagen
Der harten Qual habt, der ich stets verfallen,
Du schneller Strom, an dessen Wogenlallen
Entlang zur Wüst' ich meinen Schritt getragen.

Ihr ew'gen Zeugen, denen klar mein Leben,
Hört meine Pein und flößet sanfte Milde
Der Stolzen ein, von der ich gab Bericht.

Doch ach! Wozu? Sie sieht ja hingegeben
Dem Schmerze mich, schaut sie mich an, die Wilde,
Und trauet sehend doch dem Blicke nicht!

---

O wähnt doch nicht, die Ruhe je zu finden,
Ihr Armen, die Ihr Amorn Euch ergeben!
Durch Tod befreiet er euch nicht vom Leben.
Noch ärger'n Schmerz als Tod weiß er zu gründen.

Das hört' ich erst, dann mußt' ich selbst empfinden,
Daß Schmerz allein nicht Tod vermag zu geben:
Denn wär' er tödtlich, dürft' ich längst nicht schweben
Noch unter Schmerzen, die mich wild entzünden.

Auch seine Freude führt Euch nicht zum Ziele;
Er flieht, wie Winde vor sich Nebel treiben,
Kaum ist er kenntlich in dem flücht'gen Rennen.

Bei kurzer Freude sind der Plagen viele,
Von tausend froh, mag eine Stunde bleiben:
Ein Liebender soll nie den Frieden kennen.

[Aus der Genthe'schen Sammlung.]

---

2. Madrigal.

Singt, ihr verliebten Vögelein mit mir,
Weil Liebe mich zum Sang mit euch geladen;
Und, munt're Bächlein ihr,
In blumigen Gestaden,
Begleitet meinen Sang mit sanftem Laute!

So unermeßlich sind der Schönheit Gnaden,
Die ich besing', es traute
Sich's nie das Herz alleine,
Weil ihm, zu schwach, vor solchen Bürden graute.

Ihr Wander-Vöglein, flüchtet aus dem Haine,
Weil ihr wohl denkt, es zehret
Gram an mir, und nicht meine
Lust kennet, die dem Herzen ward bescheeret.

Ihr Wander-Vöglein, höret!
So weit sich rund dem Blicke
Das Meer dehnt, und so weit weh'n die vier Winde,
Ist auf der Welt kein Glücke,
So dem vergleichbar wär', was Ich empfinde.

[Uebers. von Regis.]

*) Reggio, Bojardo's Residenz, heißt zugleich: ich herrsche.

# XIII. Niccolò Machiavelli.

Die Reihe der florentinischen Dichter, von denen die früheren Abschnitte gehandelt, ist zuerst durch den ersten bedeutenden Dichter aus Ferrara unterbrochen worden, der uns eben beschäftigt hat, und mit ihm schließt sich zugleich die Reihe der hier anzuführenden hervorragenderen Erscheinungen des fünfzehnten Jahrhunderts. Indem wir in das sechzehnte Jahrhundert — zu den Cinquecentisten*) — übergehen, begegnen uns gleich am Eingange zwei Namen von großer Berühmtheit: der eine gehört einem Florentiner, der andere einem Ferraresen an. Der Letztere würde den nächsten Anspruch haben, unmittelbar nach Bojardo vorgeführt zu werden, wenn es sich ausschließlich um eine Geschichte der Dichtung handelte, und gewöhnlich lassen auch die Literarhistoriker den Ariosto seinem Landsmanne folgen. Wir schicken ihm jedoch den Florentiner Machiavelli voran, nicht allein, weil er (um wenige Jahre) älter als der andere ist, sondern vorzüglich deshalb, weil der Geist des neu

*) Siehe Seite 162 Anmerkung.

anbrechenden großen Zeitalters in keinem der Zeitgenossen entschiedener ausgeprägt erscheint, als in Machiavelli, dem Politiker, Historiker und Dichter.

Niccolò Machiavelli wurde am 3. Mai 1469 in Florenz von Eltern aus altflorentinischem Geschlecht geboren. Seine früheste Jugend fiel in die glücklichen Zeiten, welche die Herrschaft der Mediceer in Florenz und ihr wohlthätiger Einfluß in ganz Italien hervorgebracht hatte, in jene Zeiten, wo Italien zum ersten Mal nur eingeborene Herrscher auf seinen Thronen sah und wo ein Friede blühte, der Wohlstand, Künste und Wissenschaften zu hohem Gedeihen förderte. Es waren die Zeiten, in denen die alte Literatur, unterstützt durch die eben erst erfundene Buchdruckerkunst, plötzlich zu einer ungemeinen Verbreitung kam und alle Stände und Geschlechter durchdrang. So hören wir auch von Machiavelli's Mutter, daß sie eine Freundin der Wissenschaften und selbst Dichterin war. Sonst weiß man von seinen Eltern und seiner Erziehung fast nichts, und seine Biographen springen von da zu seiner frühzeitigen Berufung in das Amt eines Secretairs, segretario, der florentinischen Republik über, zu welchem seit Jahren nur Männer von literarischem Namen, wie Aretin, Poggio, Scala, ernannt worden waren — was neben Machiavelli's Schriften eine Bürgschaft für seine frühe Bildung giebt.

In der Zeit, wo Machiavelli das Amt eines Staatssecretairs bei dem hohen Rathe der „Zehn der Freiheit und des Friedens" („Dieci di libertà e pace") antrat, befand sich sein weiteres und sein engeres Vaterland in äußerst verwickelten Verhältnissen. Von dem Jahre 1494 an war Italien, nachdem es zwei Jahrhunderte großentheils seinen eigenen inneren Bewegungen überlassen gewesen, von neuem Tummelplatz fremder Kriegsvölker, ja der Zielpunkt für die ehrgeizigen Pläne von drei einflußreichen europäischen Machthabern, den Königen von Frankreich, von Aragonien und dem römischen Kaiser geworden. Als in jenem Jahre Carl VIII. von Frankreich die Alpen überschritt, um die Herrschaft des Hauses Anjou anzutreten, wurde das vielfach in sich gespaltene und dennoch bisher nicht eigentlich von Fremdherrschaft gedrückte Land zum ersten Mal an die dringende Gefahr gemahnt, in welche es die eifersüchtige Politik seiner Staaten gestürzt hatte. Der Zug Carl's VIII. hatte den Zug Ludwigs XII. zur Folge, mit ihm trat Kaiser Maximilian in wechselvolle Verbindung, in der Absicht, dadurch entweder Herr des ganzen Italiens zu werden, oder wenigstens das alte Vasallenland des römischen Reiches mit ihm zu theilen. Schlauer und charakterfester als beide nutzte König Ferdinand von Aragonien ihre Macht und unruhige Thätigkeit, um seinem Hause seinen dauernden Besitz zu erwerben, wo jene vergebens ihre Bemühung verschwendeten, oder nur schnell vorübergehendes Ansehen erlangten. Florenz war in eine langwierige und kriegerische Unternehmung verwickelt. Die vormals so angesehene Seemacht Pisa war seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts unter florentinische Botmäßigkeit gerathen, und trotz aller Anstrengungen darin verblieben, bis im Jahre 1494 Carl VIII. auf seinem Zuge nach Neapel die Stadt wieder selbstständig machte. Kaum hatte er Italien verlassen, als Florenz wieder sein früheres Recht geltend zu machen suchte, und so begann ein äußerst hartnäckiger Kampf, in welchem der größte Theil der übrigen italiänischen Staaten die Bemühungen der Pisaner um Erhaltung ihrer Selbstständigkeit eifrig unterstützte. Da die florentinische Kriegsmacht äußerst mangelhaft war, so blieb den Florentinern, gleich den anderen italiänischen Staaten, nichts weiter übrig, als Contracte mit kleinen Machthabern zu schließen, deren sich viele, namentlich in den zum römischen Kirchengebiete gehörigen Städten, erhoben hatten. Solche Gebiete finden wir in Urbino, Bologna, Siena, Ferrara, Mantua mit mehr oder weniger Ausdehnung und Dauer ihrer Herrschaft. Die Orsini's und Colonna's, nebst anderen mächtigen Familien, besaßen eine große Menge von Schlössern und hielten natürlich Kriegsvolk, mit welchem sie sich nach Art der Condottieri an größere Staaten verdingten und wodurch sie Gegenstände diplomatischer Speculationen wurden. Mit solchen Streitkräften sollte nun Florenz die dringende und schwierige Aufgabe, Pisa wieder zu gewinnen, lösen, denn nur durch den Besitz dieser Stadt war ein Principat in Toscana zu behaupten. Lange Zeit hindurch, bis zum Jahre 1509, blieben alle Anstrengungen vergeblich: der Krieg konnte als ein offener Schaden

gelten, durch den Florenz an jeder lebhaften Betheiligung für weitere Ausbildung seiner äußeren Machtverhältnisse verhindert wurde. Ueberdies war Florenz noch durch einen anderen Umstand beunruhigt: durch die Furcht vor der Rückkehr der — seit 1494 verbannten — Mediceer. Pietro, der Sohn Lorenzo's de' Medici, hatte nicht die glänzenden Eigenschaften seiner Vorfahren geerbt, und besaß auch nicht ihr ursprünglich großes Vermögen, welches, durch glückliche Handelsspeculationen erworben, bei den ruhmvolleren Sorgen für die Erhöhung des politischen Ansehens der Vaterstadt wesentlich dahin geschwunden war. Er sah jedoch die von seinen Vätern behauptete Stellung in Florenz als Erbtheil an, und bemühte sich, mit den eifersüchtigen Neidern im Bunde, die neue republikanisch-demokratische Regierung in Verlegenheit zu bringen, um sich durch ihren Sturz die Herrschaft zu bereiten.

Der „Rath der Zehn" in Florenz, die „Dieci di Libertà", bildeten eine veränderliche Behörde, die durch Wahl fortwährend erneuert wurde. Die nachtheiligen Folgen dieser Veränderlichkeit einsehend, hatten die Florentiner im Jahre 1502 durch Erwählung des Pietro Soderini zum Gonfaloniere auf Lebenszeit dem Uebel abzuhelfen versucht. Von diesem Zeitpunkte bis zum Jahre 1512, wo die Medici zurückkehrten, hatten nur zwei Männer eine vollständige Kenntniß von allen Staats-Angelegenheiten und waren nur sie im Stande, sie zu verfolgen und gehörig zu leiten; diese beiden Männer waren Pietro Soderini, der auf Lebenszeit erwählte Gonfaloniere, und Niccolò Machiavelli, der permanente Secretair, der schon seit vier Jahren dieses Amt bekleidete. Sie regieren den Staat; der Gonfaloniere ist ein Mann von Rechtlichkeit und von Ehre, aber seinem Geiste fehlt Scharfsinn und Gewandtheit, seinem Charakter Entschiedenheit und Festigkeit. Der Secretair ist der Rath und die rechte Hand Soderini's; er ist es, der ihm die Gedanken eingiebt und ihn zum Handeln bringt. Er ist es, der eigentlich die Verwaltung, die Regierung führt.

Von der Thätigkeit, die Machiavelli im Dienste der Republik entwickelt, bekommt man eine Vorstellung, wenn man aus einem 1857 zuerst veröffentlichten Buche, welches bisher ungedruckte Aktenstücke aus dem Staatsarchive von Toscana mittheilt, Folgendes erfährt: Am 23. März 1510 wird er mit einer Mission in innerer Angelegenheit betraut; am 20. Juni wird er zum dritten Mal als Gesandter nach Frankreich geschickt und erst im September kehrt er zurück; am 7. November erhält er eine neue Mission im Innern, am 4. Januar 1511 ist er in Pisa, am 14. in Arezzo; am 15. Februar in Poggio Imperiale; am 14. März im Arnothale, am 11. Mai in Monaco; am 14. August in Casentino; am 11. September begiebt er sich zum vierten Mal nach Frankreich; am 2. November ist er zurück, um am nächsten Tage mit einer Mission nach Pisa abzugehen.

Im Ganzen waren ihm während der vierzehn Jahre, die er im Amte stand, zwanzig Gesandtschaften an verschiedene Regierungen und sechzehn Commissionen im Innern, alle in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, übertragen worden. Schon im Jahre 1498 finden wir ihn zu Piombino bei Jacob V. Appiano, welcher für Lodovico il Moro eine Schaar von „hommes d'armes" zur Belagerung Pisa's zu führen hatte; 1499 bei Caterina Riario Sforza, der beherzten Mutter Giovanni's de' Medici, des Führers der schwarzen Banden; 1500 in Frankreich bei Ludwig XII., in Folge der Zwistigkeiten, die im Lager von Pisa zwischen den französischen Hilfstruppen und den Florentinern ausgebrochen waren und die Aufhebung der Belagerung nach sich zogen. Im Jahre 1502 folgte eine vielbesprochene Sendung nach Imola zu Cäsar Borgia, welcher die in die Falle gegangenen Condottieren ermorden ließ — eine Sendung, die kaum weniger als das später zu erwähnende Buch vom Fürsten, und mit nicht mehr Grund, den Anklägern Machiavelli's Stoff hat liefern müssen. Im Jahre 1503 war er in Rom während des Conclaves, in welchem Julius II. gewählt wurde, und im folgenden Jahre ging er auf's Neue nach Frankreich wegen der verwickelten Pisaner Angelegenheiten, die ihn 1505 nach Perugia, nach Piombino, nach Siena riefen. Als im Jahre 1506 Julius II. von Rom auszog, um aus Umbrien und Romagna die kleinen Signoren zu vertreiben, deren angebliche Rechte meist auf Usurpation beruhten, und die Republik hundert hommes d'armes zu diesem Unternehmen sandte, ging Machiavelli



Niccolò Machiavelli.

nach Rom und begleitete den Papst auf seinem Zuge. Von Neuem in Piombino und Siena 1507, begab er sich im Jahre hierauf nach Tyrol zu Kaiser Maximilian, der im Februar seinen Römerzug begonnen und mit welchem die Florentiner durch ihren Botschafter Francesco Vettori wegen der Beisteuer unterhandelt hatten. Im Jahre 1509 finden wir ihn in Mantua, und, wie bereits erwähnt, 1510 zum dritten, 1511 zum vierten Mal in Frankreich, diesmal wegen des von fünf abtrünnigen französischen Cardinälen versuchten Conciliabulum von Pisa, welches das völlige Zerwürfniß der Florentiner und vor allem Soderini's mit dem tiefverletzten Papste Julius herbeiführte, während es sie, ihrer halben Maßregeln wegen, auch mit dem französischen König verfeindete, dessen Einfluß sie vermocht hatte, diese Pseudo-Kirchenversammlung in dem mit großer Noth und Anstrengung wiedereroberten Orte zu gestatten.

Die Briefe, die Machiavelli über seine gesandtschaftlichen Missionen hinterlassen, zeigen ihn anerkannterweise als einen höchst überlegenen und gewandten Geschäftsmann. Hatte er in seinen früheren Jahren Gelegenheit, die Bestrebungen seiner Zeit von einer schönen Seite, der literarischen, kennen zu lernen, so konnte er sie jetzt, in seinem besten Alter, von einer ihrer charakteristischsten, aber auch schlechtesten Seiten, ergründen. In Italien war bei der Zertheilung unter eine Menge kleiner Fürsten das vielberufene System des politischen Gleichgewichts aufgekommen, und die Staaten suchten sich durch Tractate, Unterhandlungen und Gesandtschaften untereinander, und als einmal die Fremden angelockt waren, nach außen zu schützen und zu erhalten. Auf dieser neuen Staatskunst, auf diesen Waffen beruhte bald die Existenz der kleinen Reiche, und es ist begreiflich, daß schlaue und geschickte Redner die gesuchtesten Staatsleute waren. In dieser Schule trieb sich Machiavelli lange und verschiedentlich genug herum, um bald Meister in ihren Künsten zu werden. Seine gesandtschaftlichen Berichte können aber außerdem, daß sie seine geschäftliche und staatsmännische Geschicklichkeit darthun, auch dazu besonders dienen, um zu zeigen, wie nützlich er sich die dabei verbrachte Zeit, so weit es seine Lage und seine Pflichten erlaubten, zu machen suchte. Von besonderem Interesse sind in diesen Gesandtschaftsberichten die Stellen, wo Machiavelli sich verleiten läßt, über seine Pflicht hinauszugehen, Ermahnungen und Rathschläge in schuldiger Bescheidenheit vorzulegen und gelegentlich Belehrungen verschiedener Art einzustreuen. Er erzählt seinen Oberen von den ungeheuren Ausgaben, die der Herzog von Valentinois (Cäsar Borgia) für seine Kriegsrüstungen machte, oder von der Rohheit,

mit der die Miethheere in Imola und Cesena hausten, um ihnen die tröstliche Lehre zu geben, wie ähnliche Uebel unter Umständen überall unvermeidlich seien, und wie Florenz dieses Unheil keineswegs allein träfe. Diese **Miethheere** sind während seiner ganzen Thätigkeit im Staate und außer dem Staate ein Hauptgegenstand gewesen, mit dem sich sein reformatorischer Eifer unter und nach seiner Amtsführung beschäftigte, und die Geschichte seines Lebens hat in der vierzehnjährigen Dauer derselben außer seiner diplomatischen Wirksamkeit nichts mehr zu rühmen, als daß er den Unfug des Söldnerwesens, welches das Staatsgut auszog, und immer mehr Anlaß zum Argwohn als Schutz und Sicherheit gewährte, im Toscanischen abstellte. Er rieth und setzte es durch, daß **Nationalmilizen** errichtet wurden, und die Ausführung der neuen Maßregel ward ihm selbst anvertraut. Er hatte zu diesem Behufe das Militairwesen der alten Römer studirt, indem er mit dem ihm eigenen Scharfsinne den Unterschied der Sitten und der Zeiten im Auge behielt. Seine „sieben Bücher über die Kriegskunst" lassen erkennen, wie tief er in dieses Studium eingegangen war. Von der Theorie ging er sogleich zur Praxis; von dem Vertrauen, das er im Staate genoß, Gebrauch machend, unternahm er es, sein Vaterland dahin zu bringen, daß es von dem Herkömmlichen abging, jeden Beistand des Auslandes zurückwies und nur dem Arm seiner eigenen Söhne seine Vertheidigung anvertraute.

Zwei von Machiavelli für die Einführung einer neuen Miliz verfaßte Programme („Due provvisioni per istruire milizie nella repubblica fiorentina") so wie sein Gutachten in Bezug auf die Wahl eines Commandeurs der Infanterie sind in seine Werke aufgenommen; erst neuerdings jedoch sind achtzig bisher nicht gedruckte Briefe Machiavelli's (in einer von Canestrini, Florenz 1857, herausgegebenen Schrift) veröffentlicht worden, aus denen zu ersehen, wie viel Geduld und Mühe er angewandt, um alle ihm entgegentretenden Hindernisse zu beseitigen. Einige charakteristische Stellen aus diesen Briefen seien hier angeführt. Machiavelli verhehlt sich nicht die unvorhergesehenen Kosten, welche der Krieg mit sich bringt. „Die Zehn," schreibt er, „gestehen, daß man in Bezug auf das Kriegswesen durch den ersten Blick kein sicheres Resultat gewinnt, daß, wenn man meint, zweitausend zu brauchen, man auf sechs gefaßt sein muß, so sehr mehren sich die Bedürfnisse, wenn man die Sache näher besieht."

Die Cavallerie hat in seinen Augen die Wichtigkeit nicht, welche seine Zeitgenossen ihr beilegen. Durch das Beispiel der Römer belehrt und hierin seinem Jahrhundert vorauseilend, erklärt er: „Es ist unzweifelhaft, daß die Stärke einer Armee in der Infanterie bestehe." Zuerst organisirte er deshalb auch die Infanterie; der Plan für die Organisation der Infanterie ist vom 6. Dezember 1506; der die Cavallerie betreffende Plan datirt erst vom Jahre 1511. Alle für tauglich zum Militairdienst erklärten Bürger sind verpflichtet, dem Rufe zu den Fahnen Folge zu leisten. In jedem Bezirk und in jeder Gemeinde ist eine genaue Prüfung vorzunehmen. Die als tauglich befundenen jungen Männer, equipirt und bewaffnet, bilden Compagnieen, deren jede ihre Fahne hat; sie werden einexercirt und sind verpflichtet, beim ersten Aufruf zu marschiren. — Es ist leicht begreiflich, daß eine so vollständige Revolution in den Gewohnheiten und Sitten der Florentiner unzählige Proteste und Weigerungen hervorrief. Die Gemeinde Marradi z. B. widersetzt sich der Neuerung; sie verwirft die neue Organisation. Machiavelli schreibt den Bewohnern: „Er sei betrübt über ihr Widerstreben; er rechne auf ihre Treue; er könne nicht glauben, daß sie eine Einrichtung zurückweisen würden, welche so viele andere Communen schon angenommen hätten! Ob die Republik nicht mehr an ihren Patriotismus glauben solle?" Gleichzeitig schreibt er an den „Conestabile" des Cantons: „Du siehst, wie wenig Gemeinsinn diese Leute haben; man muß, ihnen gegenüber, mit der größten Klugheit zu Werke gehen: allmählich werden wir sie für unser System einnehmen." Ebenso sucht er die Bewohner von Modigliana, welche auch widerstreben, für die neue Einrichtung zu gewinnen: „Eure Reclamationen," sagt er ihnen, „haben ihren Grund nur in einer falschen Auffassung der Sache. Ihr fasset nur die Kosten ins Auge; Ihr müßt sie als eine Sache des Nutzens, der Sicherheit, der Ehre ansehen.

Eure Festungswerke haben Euch viel Geld gekostet. Dieses Geld ist verloren, wenn Ihr nicht organisirt seid, sie zu vertheidigen. Aber kann man Menschen als eine organisirte Schaar betrachten, die weder Waffen noch einen Führer haben?" Machiavelli erreichte auf diese Weise seinen patriotischen Zweck; aber die Revolution von 1512, welche die Medici zurückbrachte, zerstörte sein kaum vollbrachtes Werk. Als im Jahre 1527 sich wieder die Republik erhob, um 3 Jahre später für immer zu unterliegen, traten die militairischen Einrichtungen Machiavelli's wieder in Kraft.

Aus der Zeit der Geschäftsführung des „Segretario fiorentino" — wie vorzugsweise Machiavelli häufig genannt worden — sind noch, außer den angeführten, eine Reihe von Documenten erhalten, die sämmtlich den Eifer, die Gewandtheit, den Scharfsinn und die Gewissenhaftigkeit ihres Verfassers erkennen lassen. Seine Ritratti von Frankreich und Deutschland („Ritratti delle cose della Francia und dell' Alemagna") beweisen, wie scharf er in die Eigenthümlichkeiten der Völker einzugehen verstand, wie eindringend er die politische Lage, den inneren Zustand fremder Länder, die Natur der Regierungen und der Nationen beurtheilte. Seine statistischen Notizen über Frankreich werden als vortrefflich bezeichnet und über den Charakter des Kaisers Maximilian und des deutschen Regiments ist vielleicht nichts Besseres noch gesagt worden, als was er in seinen Berichten und gelegentlich sonst vorbringt. Diese Beobachtungen sind nicht etwa zufällig entstanden, sondern man weiß aus seinen Instructionen, die er aus Zuneigung einem Rafaelle Girolamo bei dessen erstem Abgange als Gesandter giebt („Istruzione a Rafaelle Girolami"), daß es Grundsatz bei ihm war, vor Allem die Sitte des Landes und des Fürsten kennen zu lernen, wohin er geschickt worden, um sich in jede ungewohnte Lage finden zu können, und dann in periodischen Berichten an die Regierung sich alle zwei bis drei Monate über den gesammten Zustand des Landes zu verbreiten. Aus diesen seinen Vorschriften kann man die strengsten Beweise seiner Gewissenhaftigkeit entnehmen: er räth, alle Einzelheiten Tag für Tag zu verzeichnen, dies alle zwei bis drei Monate zu erneuern, zu revidiren und das Neue beizufügen; er empfiehlt also eine Art historischen Verfahrens, und es kann gleich hier darauf hingewiesen werden, wie er eine gewisse historische Methode und seine erworbenen historischen Grundsätze auf alle Dinge und Situationen anwendet, die alle seine Schriften — auch seine poetischen — durchdringen, wie die ganze Richtung seines Geistes nur auf diese eine Seite hinneigt.

Wie umfangreich seine Thätigkeit im Rathe selbst gewesen, geht aus den erst jetzt in größerer Zahl bekannt gewordenen Entscheidungen hervor, die er im Rathe veranlaßt hat. Die vorher erwähnte Schrift von Canestrini enthält 265 bis dahin ungedruckte, dem Staatsarchive von Toscana entnommene Schriftstücke, die sämmtlich von Machiavelli selbst verfaßt waren. In diesen Aktenstücken, die, wie dort bemerkt ist, meist ohne Vorbereitung niedergeschrieben worden, offenbaren sich die Eigenschaften eines großen, für die Staatsgeschäfte geschaffenen Geistes, strenge Eleganz, kraftvolle Einfachheit und eine immer mit der höchsten Klarheit verbundene Kürze.*) Was sich als Grundzug in den verschiedenen

*) Die administrative Correspondenz Machiavelli's, soweit sie aus der oben erwähnten Schrift zuerst bekannt geworden, bezieht sich auf die Angelegenheiten der Romagna, auf die Revolte in Arezzo, über die sie sehr interessante Einzelheiten enthält, auf den Krieg mit Pisa und auf viele andere Gegenstände. Der Secretair der Dieci di Libertà zeigt bei jeder Gelegenheit eine Klugheit, die mit Argwohn, eine Vorsicht, die mit Mißtrauen verbunden ist. „Wollt Ihr auf die Menschen rechnen," schreibt er, „so nehmt Ihnen die Macht, Euch zu schaden, und dann erst verlasset Euch auf ihren guten Willen." — Ein Ausländer bietet dem Befehlshaber von Livorno seine Dienste an; er wird ermächtigt, das Anerbieten anzunehmen; aber er soll auf der Hut sein: „Die Regierung zweifelt nicht an der Treue dieses Mannes; doch hält sie es für gut, daß er fortwährend überwacht werde, so weit es der Anstand erlaubt, und so, daß er es nicht gewahr wird." — Die meisten Städte, die den Florentinern unterworfen sind, waren mit Gewalt unterworfen worden. Die Republik täuschte sich nicht über die in diesen Städten herrschende, feindselige Stimmung; sie verfuhr immer mit der größten Strenge. Machiavelli, der von Natur zu strengen Maßregeln geneigt war, war in dieser Beziehung ein treuer Vertreter der Republik. Die Stadt Arezzo, die sich empört hat, ist endlich zum Gehorsam gebracht. Es gilt nun, alle Verdächtigen festzunehmen: „Bemächtige Dich ihrer," schreibt er dem Commissar, „ohne Dich durch eine Rücksicht beschränken zu lassen. Es ist besser, dreißig zu viel, als einen zu

bekannt gewordenen Documenten zu erkennen giebt, das ist: Machiavelli wollte die Unabhängigkeit seines Staates; seine Maßregeln und Maximen bezweckten das Wohl von Florenz und die Freiheit Italiens.

Aber damit diese Maßregeln und Maximen durchgeführt würden, bedurfte es einer größeren Energie, als derjenigen, welche die damaligen Machthaber von Florenz besaßen. Machiavelli sah voraus, wohin die Schwäche der Regierung des Gonfaloniere Pietro Soderini, der das fortwährende Object seiner Prophezeihungen, seines Witzes und später seiner warnenden Beispiele war, führen müsse. Die Gegner Soderini's jedoch, die sich allmählig in Florenz gesammelt hatten, waren nicht entschlossen genug, eine Reform durchzusetzen, bevor die üble Wirkung seiner Anhänglichkeit an Frankreich und seiner Abhängigkeit von dessen Könige den Staat einstürzte. Er räumte (1509) dem Könige Pisa ein zur Abhaltung des oben erwähnten Concils, mit dem Ludwig XII. den Papst beschäftigen wollte, der sich gegen ihn mit Spanien und Venedig verbündet hatte. Dieser Dienst half Frankreich wenig und reizte den Papst. In Florenz wurde man natürlich besorgt, als die Verbündeten, nachdem bei Ravenna (1512) Gaston de Foix geblieben war, unter Raimund von Cardona überall Fortschritte machten, und man dachte dort ernstlich daran, die Regierung zu ändern und den Gonfaloniere zu entfernen. Selbst nachdem der Cardinal Giovanni de' Medici mit den Verbündeten im Interesse der Mediceer in näheren Verkehr getreten war, zeigte sich Soderini nicht willig, die französische Partei zu verlassen. Kaum aber waren die Franzosen aus Italien vertrieben, als von allen Seiten der Sturm über Florenz losbrach. Carl V. forderte eine Contribution von 100,000 Gulden. Die Medici versprachen sie und noch mehr, wenn sie restituirt würden. In Mantua wurde darauf der Plan zu einer Veränderung der florentinischen Staatsverfassung entworfen, und das spanische Heer erhielt den Auftrag, sie zu bewirken. Die Truppen drangen auf das Gebiet der Republik vor; die Anhänger der Medici erhoben sich in Florenz; der Gonfaloniere wurde aus dem Palaste vertrieben, die bisherige Regierung war gestürzt und die Mediceer bald wieder eingesetzt. Am 8. November 1512 wurde Machiavelli seines Amtes entsetzt und zwei Tage später auf seine Villa an der römischen Straße verwiesen. Der Eintritt in den Palast der Signoria blieb ihm untersagt. Als bald nach der Wiedereinsetzung der Mediceer eine Verschwörung gegen Julian, Lorenzo und den Cardinal von Medici entdeckt wurde, sah

wenig festzunehmen." — Lucca hat die Pisaner unterstützt; die Stadt soll dafür gezüchtigt werden: „Man muß in ihr Gebiet einfallen, plündern, zerstören, verbrennen und nichts unterlassen, um den Luccanern so viel als möglich Schaden zuzufügen." — Es ist davon die Rede, daß Pisa ausgehungert werden soll. „Unter Androhung der schwersten Strafen verpflichte man die, welche die Stadt verlassen haben, sofort in dieselbe zurückzukehren. Man verwüste das Land ringsumher der Art, daß nicht ein Korn Getreide, nicht ein Halm Stroh übrig gelassen werde." — Der unglückliche Ausgang der Belagerung von Pisa ist bekannt; Paolo Vitelli, der General der Florentiner, wird des Verraths angeklagt, inmitten seines Lagers ergriffen, nach Florenz gebracht und enthauptet (1499). Die Depeschen Machiavelli's werfen auf dieses Ereigniß ein düsteres Licht. Die Belagerung ist aufgehoben, ein Theil der Artillerie ist verloren. Was ist zu thun? Man muß sich in das Unabänderliche fügen, die Verluste ersetzen, sich rächen. „Fassen wir nur dies in's Auge," schreibt Machiavelli zuerst, „daß dieses Unglück so wenig wie möglich traurige Folgen habe... Denken wir an das Zukünftige, ohne uns bei den vergangenen Dingen aufzuhalten, an denen nichts mehr zu ändern ist." Die Commissäre sind unterdessen durch zwei neue Commissäre ersetzt, welche geheime Instructionen erhalten haben. Am 25. September wird ihnen geschrieben: „Die Ausführung unserer Absicht gilt uns mehr, als unser Leben. Wir ermahnen Euch, die Ehre der Stadt in den Augen Italiens wiederherzustellen. Schnell, schnell, schnell — thut, was Ihr thun müßt!" Am 27. September: „Möge Euch der Muth nicht fehlen, die Ehre des Vaterlandes wieder herzustellen!" Aber an demselben Tage wird, weil man fürchtet, zu viel gesagt zu haben, noch eine zweite Depesche gesendet: „Wendet alle Eure Sorge und alle Eure Klugheit an, Euch zugleich unternehmend und vorsichtig zu zeigen. Daß kein Uebermaß von Muth Euch dazu verleite, die Sache mehr zu beschleunigen, als dienlich wäre, und daß kein Uebermaß von Vorsicht Euch den günstigen Augenblick verpassen lasse!" Am 28. wird der Befehl ertheilt: „Nach dem Bericht, den ihr uns abgestattet, sind wir der Ansicht, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist." An diesem Tage verhaften die furchtlosen Commissäre wirklich den General an der Spitze seiner Armee. Er wird nach Florenz gebracht. Am 1. October erhalten sie die folgende Depesche: „Paolo Vitelli ist gestern Abend hier angekommen. Sofort verhört, ist er des Todes schuldig befunden worden. Heute haben wir ihn verurtheilt und enthaupten lassen. Wir zeigen Euch dies an."

sich auch Machiavelli der Theilnahme an derselben beschuldigt: er wurde verhaftet, selbst auf die Folter gebracht; seine Theilnahme aber nicht erwiesen. Der Cardinal Giovanni de' Medici, der 1513 als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg, setzte ihn bald wieder in Freiheit.

Der glänzendere Theil seiner politischen Laufbahn war vorüber. Der unfreiwilligen Muße aber, in der er unter wenig beneidenswerthen Verhältnissen zur Feder griff, verdankt man jene Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit brachten. Diese Werke, die er hinterließ, und der Ruhm, der ihm daraus erwachsen, können in etwas mit dem harten Schicksal versöhnen, das ihn in und nach seinem Exil verfolgte, wo er seine ganze Kraft brauchte, um die Bitterkeit seines Looses nicht bis in's Unerträgliche zu schmecken, um jener seiner eigenen Vorschrift nachkommen zu können:

Wenn Unglück kommt — und wohl kommt's jede Stunde —
Schling' es hinab wie bitt're Arzeneien,
Ein Thor ist, wer es kostet in dem Munde.

Ueber sein Leben und Treiben während der Zurückgezogenheit Machiavelli's von den öffentlichen Geschäften mögen uns seine Briefe selbst (als „Lettere familiari" in seine Werke aufgenommen) belehren. Gleich nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, die er dem Francesco Vettori nach Rom meldet, beginnt eine Correspondenz mit diesem seinem ehemaligen Mitgesandten und fortwährenden Vertrauten und Freunde, der ihn beständig um seine Meinungen über den politischen Stand von Italien und Europa befragt, was uns mitunter in den Antworten Machiavelli's die schätzbarsten Winke aufbewahrt hat. Diesem Freunde eröffnet er seine ganze Lage. Wir ersehen aus den Briefen, daß ihn außer dem Gefühle der Zurücksetzung auch die Noth quält. In einem Briefe vom 18. März 1513, in dem er den Freund um seine Verwendung bei dem Cardinal bittet, sagt er, wenn ihn die Mediceer aus seiner Verbannung zurückberufen wollten, so würden sie es nicht zu bereuen haben; sollte es ihnen nicht gut dünken, so müsse er eben arm leben, wie er geboren sei; er habe früher zu darben, als zu genießen gelernt. Von besonderer Wichtigkeit ist ein Brief aus demselben Jahre, aus dem man mit Wehmuth die Kraft sieht, die für Italien verloren ging, aber auch erkennt, wie die ganz praktische Natur dem Machiavelli nicht erlaubte, während des Tages, wo er sonst zu handeln gewohnt war, sich Betrachtungen hinzugeben, sondern wie er seine frühere Thätigkeit durch Zerstreuungen aller Art zu vergessen, suchen muß, und erst am Abende zur Zeit der Ruhe sich zu seinen römischen Helden begiebt und über die Wiedererweckung der alten Größe Italiens Pläne macht. Wir lassen diesen Brief seinem wesentlichen Inhalte nach folgen:

„Ich wohne auf dem Lande," schreibt er dem Vettori, „und bin nach meinen letzten Unfällen nicht zwanzig Tage in Florenz gewesen. Ich habe bis jetzt eigenhändig den Krammetsvögeln nachgestellt. Vor Tage stand ich auf, legte meine Leimruthen und ging dann weiter, mit einer Ladung Käfige bepackt, daß ich aussah wie Geta, wenn er mit den Büchern Amphitryons vom Hafen zurückkommt. Ich fing wenigstens zwei, höchstens sieben Krammetsvögel. So trieb ich's den ganzen September, dann hörte dieser Zeitvertreib, so verächtlich und sonderbar er auch war, doch zu meinem Leidwesen auf. Welches Leben ich seitdem führe, sollt Ihr hören. Ich stehe mit der Sonne auf und gehe in ein Gehölz, das ich aushauen lasse; dort bleibe ich zwei Stunden, die Arbeit des vorigen Tages anzusehen und mir mit den Holzhauern die Zeit zu vertreiben, die immer Neckereien haben, entweder unter einander oder mit den Nachbarn. Ueber dieses Gehölz hätte ich Euch tausend schöne Sachen zu erzählen, die mir mit Fronsino da Panzano und Andern begegnet sind, die von dem Holze wollten. Fronsino besonders schickte um eine Anzahl Klafter, ohne mir etwas zu sagen, und bei der Bezahlung wollte er mir zehn Lire abziehen, die ich, sagte er, vor vier Jahren bei Guicciardini im Cricca an ihn verloren hätte. Ich fing einen höllischen Lärm an, wollte den Fuhrmann, der das Holz geholt, als Dieb verklagen, so daß G. Machiavelli sich in's Mittel schlug und uns verglich. Battista Guicciardini, Filippo Ginori, Tommaso del Bene und einige andre Bürger nahmen, als der Nordwind blies, jeder eine Klafter von mir. Ich versprach Allen, und schickte eine dem Tommaso, die zur Hälfte nach

Florenz kam, und um sie aufzusetzen, waren er, seine Frau, die Magd und die Kinder da; es sah aus, als wenn der Gaburro am Donnerstag mit seinen Knechten einen Ochsen treibt. Da ich somit sah, daß dabei kein Gewinn sei, sagte ich den Andern, ich hätte kein Holz mehr. Das haben sie mir alle gewaltig übel genommen, namentlich Battista, der dies unter die andern Staatsunfälle rechnet. Aus dem Gehölz gehe ich an eine Quelle, und von da an meinen Vogelheerd, ein Buch in der Tasche, entweder den Dante oder Petrarca, oder einen der kleineren Dichter, wie Tibull, Ovid und solche. Ich lese ihre Liebespein, ihre Liebeshändel, erinnere mich der meinigen und ergötze mich eine Weile mit diesen Gedanken. Dann begebe ich mich in's Wirthshaus an der Straße, spreche mit den Durchreisenden, frage um Neuigkeiten aus ihrer Heimath, höre verschiedene Dinge und merke mir den verschiedenen Geschmack und die mannigfaltigen Phantasien der Menschen. Unterdessen kommt die Essenszeit heran, wo ich mit meiner Familie Speisen verzehre, wie sie mein armes Landgut und mein geringes Vermögen zuläßt. Nach Tische kehre ich in's Wirthhaus zurück; dort ist gewöhnlich der Wirth, ein Fleischer, ein Müller, zwei Ziegelbrenner. Mit ihnen vertiefe ich mich den Rest des Tages über in's Criccaspiel oder Triktrak. Es entstehen tausend Streitigkeiten; der Aerger giebt tausend Schimpfreden ein. Mehrentheils wird um einen Quattrino gestritten, nichts destoweniger hört man uns bis San Casciano schreien. In diese Gemeinheit eingehüllt, hebe ich den Kopf aus dem Schimmel hervor und verhöhne mein tückisches Geschick, zufrieden, daß es mich auf diese Weise tritt, weil ich sehen will, ob es sich dessen nicht schämt. Wenn der Abend kommt, kehre ich nach Hause zurück und gehe in mein Schreibzimmer. An der Schwelle werfe ich die Bauerntracht ab, voll Schmutz und Koth, ich lege prächtige Hofgewänder an, und angemessen gekleidet begebe ich mich an die alten Höfe der Männer des Alterthums. Freundlich von ihnen aufgenommen, nähre ich mich da mit der Speise, die allein die meinige ist, für die ich geboren ward. Da hält mich die Schaam nicht zurück, mit ihnen zu reden, sie um den Grund ihrer Handlungen zu fragen; sie antworten mir herablassend, und vier Stunden hindurch fühle ich nicht die mindeste lange Weile, vergesse jeden Kummer, fürchte die Armuth nicht und entsetze mich nicht vor dem Tode. Alles übertrage ich von ihnen auf mich. Und wie Dante sagt, es gebe kein Wissen ohne Behalten des Verstandenen, so habe ich mir das Hauptsächlichste aus diesen Unterhaltungen aufgezeichnet und ein Werklein de principatibus geschrieben, worin ich mich, so sehr ich's vermag, in Gedanken über jenen Gegenstand vertiefe, indem ich bespreche, was fürstliche Gewalt sei, welche Arten derselben es giebt, wie man sie sich erwirbt, erhält und ihrer verlustig gehet. Wenn Euch jemals eine meiner Grillen gefiel, so soll Euch diese nicht mißfallen, und einem Fürsten, vor Allen einem neuen Fürsten, dürfte dieselbe höchst angenehm sein, weshalb ich sie dem Julian widmen werde. Filippo Cesavecchio hat das Buch gesehen; er kann Euch über die Sache selbst, so wie über die Gespräche, welche wir darüber geführt haben, Auskunft ertheilen, obgleich ich an der Form immer noch polire und glätte... Ich habe mit Filippo darüber geredet: ob es gut wäre, jenem das Werkchen zu geben oder nicht, und wenn es gut wäre, solches zu geben, ob es vorzuziehn, ihm dasselbe zu übersenden oder selbst zu überbringen. Geb' ich es ihm nicht, so bleib' ich zweifelhaft, ob Julian es zu lesen bekommen und dieser Ardinghelli sich nicht die Ehre dieser meiner letzten Arbeit zueignen wird. Zur Widmung treibt mich die Noth; denn ich verderbe und ich kann mich nicht lange mehr so halten, ohne wegen meiner Armuth die Verachtung auf mich zu laden. Demnächst hätte ich den Wunsch, daß die Herrn Mediceer mich wieder zu gebrauchen anfingen, wenn sie überhaupt anfangen wollten, mich wieder den Stein wälzen zu lassen. Denn wenn ich sie nachher nicht für mich gewonnen hätte, würde ich mich selbst beklagen müssen. Deshalb wünsche ich, daß, wenn das Buch gelesen worden, man sehen möge, daß die fünfzehn Jahre, welche ich dem Staate und dem Studium der Staatskunst gelebt, weder verschlafen noch vertändelt sind, und einem Jedem sollte es angenehm sein, sich Jemandes bedienen zu können, der auf Kosten Anderer reich an Erfahrung sein dürfte."

Die in dem letzten Theile dieses Briefes erwähnte Schrift ist dasjenige merkwürdige

Buch — vielleicht das merkwürdigste, welches je über Politik geschrieben ist — dessen Inhalt dem Verfasser Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag Schmähungen und Lobeserhebungen in gleich ungewöhnlichem Maße eingebracht hat. Wir werden auf den Inhalt und die Schicksale dieses Buches unten näher eingehen, wollen aber schon hier Einiges aus demselben hervorheben, was geeignet ist, den Mann, der mit Unwillen sich von den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen sah, näher kennen und würdigen zu lernen. Betrachten wir zunächst die Zeit und die Verhältnisse der Stadt Florenz, unter welchen das Buch geschrieben. Nach der erwähnten Umwälzung hatte Cardinal Johann von Medicis die erste Stelle im Staate eingenommen. Ihm folgte schon im Jahre 1513, nachdem er unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Thron bestiegen, sein Bruder Julian, und nach dessen baldiger Abdankung Lorenzo, ein natürlicher Sohn Pietro's, der schon Mitregent des letzteren gewesen war, bis 1519. An diesen Lorenzo, obschon ursprünglich „der Fürst" wohl für Julian geschrieben war, ist die Zuschrift gerichtet, welche wir an der Spitze der Schrift finden. Da sie für die Charakteristik des Buches so wie des Schriftstellers sehr wichtig ist, so theilen wir sie vollständig mit; sie lautet: „Meistens pflegen die, welche eines Fürsten Gunst erwerben wollen, ihm mit seinen Lieblingsneigungen entgegen zu treten, mit den Dingen, an denen er sich am meisten ergötzt; und so sieht man, daß ihnen nicht selten Rosse, Waffen, Goldstoffe, Edelsteine und anderer ihrer Größe würdiger Schmuck dargeboten wird. Indem ich nun wünsche, Ew. Herrlichkeit mit einem Zeugniß meiner Verehrung zu nahen, finde ich in meinem Vermögen nichts, was mir theurer ist und höher von mir geschätzt wird, als die Kenntniß der Handlungen der großen Männer, die ich theils durch eine lange Erfahrung in den heutigen, theils durch ein fortgesetztes Studium der vergangenen Ereignisse erworben. Diese habe ich mit großer Sorgfalt lange überdacht und geprüft, und sende sie nun Ew. Herrlichkeit in dem Umfange eines kleinen Bändchens. Und obschon ich dieses Werkchen Ihres Anblickes für unwürdig erachte, so setze ich doch mein festes Vertrauen darauf, daß es mit gewohnter Gnade angenommen werde, in Erwägung, daß ich keine größere Gabe darbringen kann, als dieses Buch, weil es Gelegenheit zu geben vermag, in kurzer Zeit Alles kennen zu lernen, was ich im Laufe so vieler Jahre mit so vieler Beschwerde und Gefahr mir angeeignet habe. Und dieses Werk habe ich nicht mit weitsichtigen Betrachtungen, glänzenden und schwungreichen Worten, oder mit irgend einem anderen Reiz und äußerem Schmuck ausgestattet, wie viele es zu thun pflegen, da mein Streben einzig und allein dahin ging, daß es, wenn überhaupt, nur durch die Mannigfaltigkeit der behandelten Sache den Leser anziehe. Auch möchte ich nicht, daß es als Anmaßung ausgelegt werde, wenn ein Mann in niederer und bedeutungsloser Stellung sich unterfängt, über die Regierung der Fürsten zu urtheilen und sie zu regeln; denn so wie die, welche die Gestalt der Länder abbilden wollen, zuerst einen niedern Standpunkt wählen, um die Umrisse der Berge und Höhen zu betrachten, und dann zum bessern Ueberblick über die Tiefen ihre Stellung auf den Bergen einnehmen: so ist es auch nothwendig, um richtig das Wesen der Völker zu erkennen, ein Fürst, dagegen um die der Fürsten zu ergründen, ein Mann aus dem Volke zu sein. Ew. Herrlichkeit möge deshalb diese geringe Gabe mit dem Sinne annehmen, in welchem ich sie biete; da das Werkchen, wenn es von Ihnen in Betracht gezogen und gelesen wird, in seinem innersten Kern den heißesten Wunsch bekunden muß, daß Ew. Herrlichkei zu der Stufe der Größe gelange, zu welcher Ihr Glück und die übrigen glänzenden Gaben den Anspruch verleihen. Und wenn Ew. Herrlichkeit von dem Gipfel hoher Macht einen Augenblick auf den niedern Platz, den ich einnehme, herabzuschauen geruhen wollten, wird es sich deutlich herausstellen, wie ganz unverdient ich die schwere und dauernde Ungunst eines boshaften Geschickes ertrage."

Damit aber der Fürst, dem er diese Schrift gewidmet, über die eigentliche, patriotische Gesinnung des Verfassers nicht im Unklaren bleibe, fügt er derselben ein Schlußwort hinzu, das allerdings die Begeisterung erkennen läßt, mit welcher Machiavelli dem Gedanken an die endliche Befreiung des Vaterlandes von seinen bisherigen Leiden anhängt. Auch dieser Schluß der Schrift sei hier mitgetheilt:

„Wenn man, um Moses göttliche Kraft zu erkennen, nothwendiger Weise zuvor wissen muß, in welche Sclaverei Israel in Aegypten gefallen war, um den hohen Muth des Cyrus zu schätzen, in welcher Unterdrückung die Perser unter den Medern lebten, um das Werk des Theseus zu verherrlichen, in welcher Zerrissenheit die Athener schmachteten: so war es zur Anregung der ganzen Kraft des italiänischen Geistes nothwendig, zu zeigen, in welchen Zustand es gegenwärtig gerathen, und daß es in größerer Sclaverei als die Hebräer, gedrückter als die Perser, zerrissener als die Athener ist, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, beraubt, zerspalten, in den Staub getreten und von jeder Art des Unheils heimgesucht. Und obschon allerdings dann und wann ein hellerer Augenblick erschienen, welcher zeigt, daß eine Befreiung möglich ist: so fehlt noch bis jetzt der heiß ersehnte Erfolg, und wir warten mit Sehnsucht auf den, welcher den Verheerungen in der Lombardei, den Plünderungen im Königreiche und in Toscana ein Ende mache, und jene eiternden Wunden heile! Jedweder hört, wie das Volk zu Gott fleht, daß er ihm einen sende zur Befreiung aus dem Druck und der Schmach der Fremdherrschaft; jeder sieht, wie bereit und geneigt es ist, dem Banner zu folgen, wenn Jemand ersteht, der es aufpflanzt, und Niemand kann heutigen Tages auftreten, der gegründetere Hoffnung erregen dürfte, als Euer ruhmwürdiges Haus, das durch Geistesgröße und Glück begünstigt von Gott und der Kirche, deren Herrschaft jetzt in seiner Hand ruht, sich um so leichter zum Führer des Kampfes für die Freiheit erheben kann. Und wenn auch jene glorreichen Befreier als seltene und wunderbare Erscheinungen gelten können, so waren doch auch sie nur Menschen, und ihre Unternehmungen nicht gerechter und heiliger als diese, ihre Lage oft weit ungünstiger als die gegenwärtige. Gerechter als irgend je ist die Sache, nothwendig, ja heilig ist der Kampf, und keine Hoffnung als auf ihn. Der Drang ist glühend, und somit kann die Schwierigkeit nicht groß sein, wenn er nur auf die Weise, die ich vorgehalten, geleitet wird. Zeichen und Wunder verkünden Heil — das Uebrige ruht auf Euch. Gott aber will uns nicht den Ruhm freier Entscheidung rauben, er theilt den Glanz mit uns. Und kein Wunder ist es, daß bisher noch kein Italiäner das Werk hat ausrichten und den Kriegsruhm wiederherstellen können, denn es bedarf neuer Gesetze und neuer Ordnung, und demnach eines neuen Menschen. An geeignetem Stoff fehlt es in Italien nicht, denn Kraft ist in den Gliedern, wenn nur ein Haupt da ist. Man kann es ja deutlich an den Zweikämpfen sehen, wie weit die Italiäner an Kraft, Geschick und Geist allen andern überlegen sind; allein so wie sie in Reih' und Glied stehen, verschwinden diese Tugenden, und dies liegt also nur daran, daß bisher kein Haupt da gewesen, dem sich alle willig unterwerfen. Daher hat denn seit zwanzig Jahren kein italiänisches Heer irgend die Probe bestanden, weder am Taro, noch bei Alessandria, noch bei Capua, Genua, Baila, Bologna und Mestri. So ist denn Bildung eines nationalen Heeres vor allem nothwendig, mit dem Fürsten an der Spitze, um Begeisterung zu erzeugen und zu erhalten. Und wenn auch das schweizerische und spanische Fußvolk furchtbar im Kampfe erscheint, so hat doch die Erfahrung erwiesen, daß die Spanier der guten Reiterei keinen erfolgreichen Widerstand leisten, die Schweizer dagegen ihren Muth verlieren, sobald sie auf ein kühnes Fußvolk stoßen. Einen Beweis liefert die Schlacht von Ravenna, wo die Spanier schon die deutschen Schlachtreihen, welche ähnlich den Schweizern sind, durch Gewandtheit und geschickte Führung des Schwertes und Schildes zersprengt hatten, jedoch ihrerseits den Stoß der Reiterei nicht ertrugen. Daher ist es vor allem die Aufgabe, ein Fußvolk zu schaffen, welches nach allen Seiten hin genügt, eine Aufgabe, durch deren Lösung ein Fürst die höchste Staffel der Macht erreichen, für Italien die Unabhängigkeit erobern würde. Mit welcher Begeisterung würde ein solcher Fürst in allen Ländern empfangen werden, die von jener Ueberfluthung der Fremden gelitten, mit welchem Durst und Rache, mit welcher unerschütterlichen Treue, mit welcher Hingebung und welchen Thränen des Entzückens? Welches Thor würde sich ihm nicht öffnen, welches Volk ihm den Gehorsam weigern, welch italiänisches Herz ihm nicht entzückt entgegen fliegen? Allen ist die Fremdherrschaft ein Gräuel. Deshalb möge Euer erlauchtes Haus die große Aufgabe mit dem Muthe und der Hoffnung sich zur Lösung

stellen, welche die gerechte Sache einflößt, damit sich unter Eurer Fahne und Eurer Herrschaft das Wort des göttlichen Sängers Petrarca erfülle:

Es weicht die Wuth dem tapfern Drange.
Italien auf, in wenig heißen Stunden
Mit Deiner Ahnen Siegsgesange
Zeig', daß Dein Heldenmuth noch nicht geschwunden."

Kehren wir zu dem briefschreibenden, schriftstellernden, dichtenden Machiavelli zurück, dem es noch nicht vergönnt war, die Hoffnung auf eine öffentliche politische Wirksamkeit ihrer Erfüllung sich nähern zu sehen. Seine Noth nahm immer mehr zu; seine Lage wurde verzweiflungsvoll für einen gewissenhaften Familienvater, für einen Mann von seinem Verdienste, der vor nicht langer Zeit mit Königen und Kaisern umzugehen pflegte und ihre Minister wie seines Gleichen behandelte. Schmerzlich und eindringlich genug sind die Worte, die er im Juni 1514 an Vettori schrieb: „So werde ich also in meinem Elende bleiben, ohne daß sich ein Menschenkind meiner Ergebenheit erinnert oder meint, ich könne zu irgend etwas gut sein. Aber es ist unmöglich, daß es lange so bleibe, denn ich zehre mich auf und sehe, daß, wenn Gott sich mir nicht günstiger zeigt, ich eines Tages gezwungen sein werde, mein Haus zu verlassen und Repetitor oder Schreiber bei einem Obersten zu werden, wenn ich nicht anders kann, oder in ein einsames Oertchen mich zu verkriechen, die Kinder lesen zu lehren. Meine Familie werde ich hier lassen, sie mag mich dann für gestorben halten. Ohne mich wird sie viel besser auskommen, ich verursache ihr doch nur Kosten, da ich von meiner Gewohnheit, Geld auszugeben, nicht mehr lassen kann." Er fügt hinzu, daß er dies nicht schreibe, damit der Freund sich Sorge oder Ungelegenheit darum mache, nur um seinem Herzen Luft zu schaffen, und über diese verhaßte Sache nicht weiter zu reden. Und anderswo klagt er, er vergesse sich selbst, geschweige oft seine Freunde, beschuldigt das Schicksal, das ihm nichts gelassen, als seine Familie und seine Freunde, und selbst diesen sei er unnütz geworden. Gleichwohl war er in dieser widrigen Lage so rigoristisch, daß er, von Vettori wiederholt eingeladen, zu ihm nach Rom zu kommen und mit ihm zu leben, immer Ausflüchte suchte, und selbst seine Gegner erzählen, daß seine Freunde in den Rucellai'schen Gärten*) ihm Unterstützungen angeboten, immer aber Vorsicht und Umschweife nöthig gehabt hätten, um ihn zu überreden, sie anzunehmen.

Durch die ganze Correspondenz Machiavelli's aus jener Periode zieht ein eigenthümlicher Ton, der seiner dürftigen Lage nicht allein zugeschrieben werden kann. Zwar finden sich hier und da harmlose Possen eingeflossen, und er selbst entschuldigt sie mit gutem Rechte, wenn er an Vettori schreibt: „Wer unsere Briefe sähe und den darin zuweilen herrschenden Ton, müßte sich wundern: denn bald würden wir ihm ernste Männer scheinen, deren Gedanken auf große Dinge gerichtet sind, bald leichtsinnig und auf Eitles bedacht. Mir scheint dies lobenswerth, denn wir ahmen darin der Natur nach, die selbst den Ton wechselt, und wer sie nachahmt, verdient keinen Tadel." Aber das Eigenthümliche darin sind jene Stellen, aus denen man sieht, wie ihn der Gedanke allein zu nagen scheint, daß ihm die Wirksamkeit im Staate durch sein Exil verwehrt ist und auch später immer verkümmert bleibt, denn allerdings scheint es, daß der Gedanke zur Schriftstellerei erst nach und nach durch seine Noth und durch das Zureden der Freunde in ihm aufgekommen sei. Sonst war er auf persönliche Mittheilung, auf mündliche oder briefliche Belehrung mehr gerichtet, und aus der Rolle, die er in den Rucellai'schen Gärten spielte, aus seinen Briefen an Vettori, aus seinen kleineren Abhandlungen, Denkschriften, Vorschlägen u. s. w. leuchtet immer sein praktisches Talent vorzüglich hervor. Erst nach und nach entschädigt ihn der Ersatz im Schreiben

*) Die Gärten des Bernardo Rucellai, eines begüterten Florentiners und älteren Zeitgenossen Machiavelli's, haben in der Geschichte der italiänischen Literatur Berühmtheit erlangt. Ihr Begründer unterhielt darin eine Art platonischer Akademie. Die Rucellaischen Gärten (horti Oricellarii) waren der Sammelplatz der besten Köpfe, die Florenz im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zählte, eines Cosimo Rucellai, Zanobi Buondelmonte, Machiavelli, Luigi Alamanni u. a. m. Poesie, Sprache, Philosophie und besonders Politik waren die Gegenstände der Unterhaltung. Machiavelli schrieb für diese Gesellschaft seine discorsi über den Livius.

ganz für seine Entbehrung öffentlicher Thätigkeit, und allmälig werden seine Briefe heiterer, wenn auch erst nach seiner später durch die Mediceer erfolgenden Zurückberufung in ein geringes Amt eine noch übermüthigere Laune wiederkehrt.

Mehr noch als aus den Briefen tritt uns aus den gleichzeitigen poetischen Erzeugnissen Machiavelli's Vaterlandsliebe in ihrer ganzen Größe entgegen, die Hingebung für das Wohl des Vaterlandes, das er in der That wie den Gegenstand seiner Herzensneigung in seiner Seele trägt: es scheint, als habe Machiavelli eine höhere Sphäre, als das Leben für's Vaterland, nicht gekannt. Es war ihm nicht möglich, sich von dem politischen Interesse abzuwenden, seiner Zeit die bessere Seite abzugewinnen, sich ganz der Wissenschaft hinzugeben; er vergrub sich lieber in das Elend seiner vaterländischen Staaten, und wußte sich mit nationalen Hoffnungen, politischen Theorien und historischen Erfahrungssätzen halb aufzurichten, halb zu täuschen. Er konnte nicht so weit gehen, daß er sich mit Plato rein in der Idee einen Staat erschaffen hätte, den er mit Menschen von ursprünglicher Sitteneinfalt bevölkerte; aber er wollte seinem Italien Bürger von alter Tugend zurückgeben. Für Erneuerung und Herstellung der Staaten zu wirken, ist ihm das Höchste; nächstdem, darüber zu schreiben; wie jenem Griechen gilt ihm Achill mehr als Homer, die römischen Bürger mehr als die athenischen Weisen; und wie der greise Cato über die Jünglinge seufzte, die zur griechischen Schule eilten, so verhöhnt er die platonisirenden Theoretiker seiner Zeit und will seine Jugend lieber den römischen Schild schwingen lehren und die alte samnitische Tugend erwecken. Wenn er sich hierüber brütend seiner Einbildungskraft hingiebt, wenn er jetzt verzweifelt, jetzt sich der Hoffnung überläßt oder schwankend zwischen froher und banger Erwartung schwebt, wenn er über die Verworfenheit des neuen Italiens zürnt oder jammert und die Größe des alten bewunderungsvoll anstaunt oder begeistert lehrt, dann, scheint es, sehen wir ihn auf der höchsten Spitze seines geistigen Lebens. Voll von dahingerichteten Bestrebungen und Wünschen klagt er über den Undank der Fürsten und Völker gegen ihre Bürger; klagt er über sein Geschick, das ihm selbst die Gelegenheit entzog, sich nur mit dem Glücke zu versuchen, den Kampf zu wagen mit der leichten Göttin, „die nur dem zu weichen pflegt, der sie treibt und jaget, der Freundin der Kühnheit, die den Cäsar und Alexander begünstigte, obwohl sie diesen nicht zum ersehnten Ziele führte und den andern bedeckt von Wunden sterben ließ im Schatten seines Feindes; der wie der Adler die Schildkröte, die er von der Höhe schmetternd sich zum Fraß auf dem Felsen zerschellt, den Menschen emporträgt, und sich dann schadenfroh seines Falles freut." Von dieser Seite zeigen ihn seine „capitoli", Gedichte, die zu den schönsten Früchten seines Geistes gehören; hier, wo er den einen Gedanken seines Lebens in seine Verse trägt, scheint er, wenn es wahr ist, das mache den Dichter, daß er von einem Gefühle ganz erfüllt sei, wirklich vom poetischen Feuer ergriffen zu werden, obgleich er selbst kein Dichter zu sein meint. So scheint er seine ganze Lebensphilosophie in dem Gedicht vom „goldnen Esel", „Asino d'oro" haben niederlegen zu wollen, das vielleicht der beste Schlüssel zu seiner historischen und politischen Weisheit ist. Dies Gedicht war auf eine große Anlage berechnet, wenigstens läßt es sich aus einer Stelle eines Briefes an Luigi Alamanni herauslesen, in der er diesem aufträgt, ihn dem Ariost zu erinnern, und sich bei demselben in seinem Namen zu beklagen, daß er zwar so vieler Dichter, aber nicht seiner in seinem Gedichte gedacht, und daß er in seinem „Rasenden Roland" gethan habe, was er — Machiavelli — in seinem „goldnen Esel" nicht thun werde. In eine Allegorie flicht er die höchsten Resultate seiner Studien und die Erfahrungen seines Lebens, die Lage seines engeren und weiteren Vaterlands, die Charakterlosigkeit und Niederträchtigkeit seines Jahrhunderts, die Schwächen und Fehler der Regierungen, die Charakterzüge, die Tugenden und Laster der Fürsten und Menschen, seine eigne Stellung seiner Zeit gegenüber in seinen Bemühungen als Staatsmann und Schriftsteller, die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen und die daraus fließende Trostlosigkeit neben den Erwartungen, die ihn aufrecht halten, und den menschlichen Genüssen, deren Reize die Qualen der Seele vergessen machen. In seinem Schmerz über das Scheitern seiner Bestrebungen ist er groß und tragisch, in seinen Hoffnungen zeigt er soviel

Geist als Gemüth und edle Gesinnung; und um sich zu trösten, braucht er, weil seine Hoffnungen gar zu sehr in der Ferne lagen (was der nicht verkennen konnte, der die Zeiten mit so großen Maaßen zu überschlagen verstand), die Schwächen des Menschen und die sinnlichen Freuden des Lebens, wie er sich denn in seinen Briefen zu dem Spruch des Boccaccio bekennt: Lieber thun und bereuen, als nicht thun und bereuen. Daher die Bitterkeit, die ihn nie verläßt, daher bei allen jenen Aussprüchen voll großer Weisheit und tiefer Erkenntniß die parodirende Form mancher Verse, indem er an den Dichter (Dante) erinnert, der schon in besseren Zeiten ähnliche Bitterkeit über die politischen Verhältnisse Italiens nicht verbirgt, den aber „die Liebe zur obern Sphäre sein Streben nach aufwärts zu richten" lehrte, wohin Machiavelli nicht reichte.

Systematisch durchgeführt finden sich seine Ansichten und Maximen in seinen vier Hauptschriften: dem schon erwähnten „Fürsten," den „Discursen über die erste Decade des Livius," den „sieben Büchern über die Kriegskunst" und den „florentinischen Geschichten," und es ist ein nicht geringes Verdienst neuerer Schriftsteller, unter den deutschen besonders des Literarhistorikers Gervinus, die Einheit dieser Ansichten in allen seinen Schriften nachgewiesen zu haben. In allen menschlichen Dingen sieht und beobachtet er ein ewiges Steigen und Sinken, ein Fortschreiten zum Guten und Rückgehen zum Bösen, eine Entstehung des Einen aus der Vollendung des Andern, ein neues Leben nach der Erschlaffung, einen neuen Aufschwung zur Tugend nach moralischer Gesunkenheit. Diesen Cirkelgang und Umlauf des Lebens, auf den die täglichen Erscheinungen der todten und lebenden, der äußeren und der inneren Natur hinweisen, beschreiben nach seiner Ansicht die Nationen so lange, als nicht „eine außerordentliche Macht" sie hemmt. Alles Menschliche, lehrt er uns in seinen „Discursen" (Buch III, Cap. 1), hat ein Ende. Diejenigen Dinge aber legen ihre volle, ihre bestimmte Laufbahn zurück, welche ihren Körper nicht zerrütten, sondern ihn so geordnet halten, daß er sich entweder nicht ändert, oder wenn doch, daß es zum Heil und nicht zum Schaden gereicht. Auch die Staaten finden solch ein Ende und während ihrer Lebensdauer solche Veränderungen. Von diesen Veränderungen sind jene heilsam, die den Staat auf seine Principien zurückführen. Am besten geordnet und des längsten Lebens fähig sind diejenigen Staaten, die mittelst ihrer Ordnungen sich am öftersten erneuern können. Ohne solche Erneuungen dauern diese Körper nicht; die Art der Erneuung aber ist das Rückführen auf die Principien, auf die ursprünglichen Einrichtungen und Sitten des betreffenden Staats. Dies geschieht durch Umwälzungen, die also in sich etwas Gutes haben, mittelst dessen sie den ersten Keim zu Ruhm und Größe wieder zum Wachsthum bringen. Auch dieses Gute artet mit der Zeit aus und wird dem ganzen Körper nothwendig tödtlich, wenn nicht etwas dazwischen tritt, wodurch auch das Gute wieder zu seinem Ursprung gleichsam zurückgeleitet wird. Dieses physische Ab- und Zunehmen des Staats- und aller anderen Körper, diesen Kreislauf alles organischen und unorganischen Lebens und diesen Wechsel der Dinge bedingt ein nothwendiges und unausweisliches Geschick (necessità).

Jeder Staat nun ist (nach dem Eingang in die „Discurse") aus dem Bedürfniß des Schutzes gegen Feinde geworden. Die Begriffe von gut und recht sind erst nach der Vereinigung der Menschen in Staaten entstanden; der Begriff von Gerechtigkeit erst durch Gesetze und Strafen geworden. Die Gesellschaft scheidet sich in Herrscher und Beherrschte; auf die ursprüngliche Wahlfreiheit folgt erbliches Königthum: die Monarchie artet aus in Tyrannei, und dies veranlaßt ihren Sturz durch die Aristokratie. Die Gründe für den Wechsel der Regierungsformen sind dem Machiavelli immer negativ. Nicht weil zugleich in den Großen eine Einsicht in ihr Recht und ein Gefühl ihrer Kraft erwacht, folgt dieser Umsturz, sondern nur weil die Regenten zu Despoten wurden; und so erfolgt, weil die Aristokraten umschlagen in Oligarchen, ihr Sturz unter der Republik; und da auch diese zu Anarchie und zügelloser Pöbelherrschaft wird, so kehrt der Staat endlich wieder zur Fürstenherrschaft zurück. Selten aber hat ein Staat Kraft genug, um mit ihr zu einer mehrmaligen Beschreibung dieses Kreises auszureichen, sondern mit eintretender Schwäche wird er einem Andern unterthan, sonst könnte er jenen Rundlauf wohl hundertmal wieder-

holen. Je nach dem Grunde der Erschöpfung der Staaten wird entweder eine Gesammt-Erneuung nothwendig, die z. B. aus den zerstörten Elementen der Aristokratie und Demokratie eine Fürstenherrschaft wieder erschafft, oder es genügt eine nur partielle Erneuung, die z. B. eine Oligarchie wieder zur geordneten Aristokratie zurückführen, oder eine Ochlokratie in eine wohleingerichtete Republik umbilden kann. Was nun Italien anbetrifft, so sieht er dort den höchsten Grad von Verdorbenheit, gleichwohl hält er, wenn es sich nur noch einmal aufraffen könnte, die äußere Gefahr von Frankreich, Spanien und Deutschland noch nicht für so groß, daß er verzweifeln möchte. Aber nur unter einer Form ist ihm die Rückkehr aus der Erschlaffung zur Kraft denkbar. Ihm erscheint nur das Aechtrömische als das Aechtitalische, und das ganze Mittelalter als eine Abartung. In seinem Geschichtswerke zeigt er, daß in Italien seit der Herrschaft des Christenthums wohl viele Versuche zur Herstellung und Abhilfe der Zerrüttung nach dem Untergange des römischen Reiches gemacht wurden, daß durch diese Versuche auch wohl in Wissenschaften und Künsten ein Ziel erreicht sei, nicht aber im Staats- und Kriegswesen, in politischer Geltung und Macht. Weil er nun die auf römischer Sitte ruhende Wiedergeburt Italiens für die allein mögliche hält, so sehen wir ihn in seinen Schriften die altrömische Politik herausheben, mit einer so umfassenden, sicheren und richtigen Kenntniß des römischen Staats und seiner Geschichte, so ganz im Sinne, im Geist und Tone der alten Römer, daß man — wie Gervinus sich ausdrückt — fragen möchte, ob einer der Ehrenmänner der sinkenden Republik den Namen des letzten Römers mit mehr Recht führe als Macchiavelli. Vornehmlich läßt er es sich angelegen sein, die Anwendbarkeit der altrömischen Militair-Einrichtungen in der neueren Zeit in Waffen, Kriegs-, Lager-, Marsch- und Schlachtordnung nachzuweisen.

Wir haben bereits oben seine Ansichten über die Verderblichkeit der Miethheere, über die Nothwendigkeit neu zu schaffender Nationalmilizen erwähnt. Seine sieben Bücher über die Kriegskunst enthalten die Ausführung dieser Ansichten. Er läßt dieselben von Fabrizio Colonna in den Rucellai'schen Gärten dem Kreise von Jünglingen vortragen, dem er selbst so oft diese Lehren gepredigt haben mochte. Wir erblicken den ehrwürdigen Feldherrn mit der Gesellschaft an einer kühlen Stelle des Gartens, unter dem Schatten von Bäumen, deren er einige nicht kennt. Der junge Cosimo Rucellai, ein Mitglied des kleinen Cirkels, zu dessen Andenken, als er frühe gestorben war, Macchiavelli diese Bücher über die Kriegskunst schrieb, belehrt den Zweifelnden, daß dies einige Baumgattungen seien, die mehr bei den Alten, als unter dem jetzigen Geschlecht in Ansehen standen, und Bernardo Rucellai habe diese Anlagen gemacht. Dies giebt dem Fabrizio Anlaß zu der Aeußerung, wie viel besser ihre Vorfahren gethan haben würden, die Alten im Kräftigen und Harten, als im Weichen und Ueppigen nachzuahmen, in dem, was jene in der Sonne, nicht was sie im Schatten gethan, in der Weise des wahren und blühenden Alterthums, nicht des falschen und verderbten: denn nachdem bei seinen Römern jene weichlichen Sitten Eingang gefunden, da sei das Vaterland verfallen. Cosimo entschuldigt den Bernardo und ihre Vorfahren; jener habe das weichliche Leben verschmäht, wie nur einer, und sei ein Bewundrer jener rauhen Tugend gewesen, die auch er erhebe. Da ihm aber der Versuch einer Veränderung der gegenwärtigen Sitte unter der allgemeinen Versunkenheit des Jahrhunderts die Unternehmung eines Thoren geschienen habe, so sei er den Alten nur da gefolgt, wo er es mit minderem Aufsehen vermochte. Fabrizio erwiedert ihm hierauf, daß er nur solche Einrichtungen der Alten im Auge gehabt habe, die auch dem neuen Geschlechte nicht ganz fremd seien, und die ein Fürst wohl wieder einzuführen vermöchte, jene Sitte, die Thätigkeit zu ehren und zu lohnen, die Armuth nicht zu verachten, auf Kriegszucht zu halten, die Bürger zu Eintracht und Vermeidung der Parteien zu zwingen, das öffentliche Wohl mehr als den Privatvortheil zu fordern. Wer diese Dinge herstelle, sagt er, werde Bäume pflanzen, unter deren Schatten es sich behaglicher werde weilen lassen, als unter diesen. Von hier aus beginnen alsdann die Erörterungen über die militairischen Einrichtungen der Römer, die Fabrizio (oder Macchiavelli) einem geregelten Systeme der neuen Zeit will zu Grunde gelegt wissen. Alles aber, was den neueren Armeen der Schweizer, Franzosen, Deutschen

Vorzüge gebe: Bürgerheere, Disciplin, schwere oder gemischte Bewaffnung, vorzüglich Ausbildung des Fußvolks, findet er bei seinen Römern in vollkommenster Gestalt; darum baut er seine Kriegskunst auf ihre Ordnungen und wagt dem großen Gedanken Raum zu geben, die Kluft zwischen bürgerlichem und militairischem Leben könne wie im Alterthume wieder gehoben werden, es könne eine Zeit wieder kommen, wie die, wo das Kriegsleben kein Handwerk war, wo die Feldherren vom Pfluge geholt wurden und nach gefeiertem Triumphzuge zurückkehrten zum Pfluge, wo die Krieger im Kriege nichts suchten als Mühe, Gefahren und Ruhm. Und solche Kämpfer hofft er, wenn nur ein Fürst, der über 15- bis 20,000 Jünglinge zu verfügen hätte, den großen Entwurf fassen wollte, an die Stelle derer treten zu sehen, über die er seinen greisen Colonna jene denkwürdige Klage ausrufen läßt, die am Schlusse der „Kriegskunst" steht. „Ob es," sagt er dort, „möglich wäre, diese Dinge unter unsern Miethheeren einzuführen, überlasse ich Eurem Urtheil. Wie sollte ich einen dieser heutigen Soldaten bewegen, mehr Waffen zu tragen, als die üblichen, und außer den Waffen die Hacke und die Zehrung mehrerer Tage? Wie sollte ich sie zum Graben bringen und zu täglicher, mehrstündiger Waffenübung, um sie im Kriege selbst tüchtig zu haben? Wie sollte ich diese vom gewohnten Spiele und Lust, von Ruchlosigkeit und Rohheit entwöhnen? Wie sollte ich sie zu jener Zucht, jenem Gehorsam, jener Scheu bringen, daß, wie es im Alterthume geschah, ein Fruchtbaum mitten im Lager unberührt stehe? Was könnte ich ihnen versprechen, das sie zur Liebe oder zur Furcht vor mir bewege, wenn sie nach geendigtem Kriege nichts mehr mit mir zu schaffen haben? Vor was sollen sie Schaam haben, die schaamlos geboren und erwachsen sind? Warum sollten sie mir gehorchen, die mich nicht kennen? Bei welchem Gott oder bei welchem Heiligen soll ich sie schwören lassen? Bei denen, die sie verehren, oder die sie lästern? Die sie verehren, deren weiß ich keinen; wohl weiß ich, daß sie die sämmtlichen lästern. Wie soll ich glauben, daß sie denen ihren Eid halten werden, die sie stündlich verspotten? Wie sollten die, die Gott verhöhnen, die Menschen scheuen? Und welche Gestalt endlich ließe sich wohl diese Materie aufprägen? Niemals werden Italiens Waffen geachtet werden, außer auf dem Wege, den ich Euch gezeigt habe, und durch die, welche große Staaten besitzen, denn diese Form drückt sich wohl einfachen, rohen und eingebornen Menschen auf, aber nicht bösartigen, zügellosen und fremden. Und niemals wird sich der gute Bildhauer finden, der aus einem übel zugearbeiteten Stücke Marmor eine schöne Statue bilden könnte, wohl aber aus einem rohen. Ehe sie die Schläge der nordischen Kriege trafen, wähnten unsere italienischen Fürsten, es genüge zum Herrschen, wenn man verstände, in der Schreibstube eine witzige Antwort auszuklügeln, einen schönen Brief zu schreiben, in Worten und Reden Scharfsinn und Gewandtheit zu zeigen, einen Betrug zu spinnen, sich mit Gold und Steinen zu schmücken, mit größerem Glanze als andere zu schlafen und zu speisen, sich mit allerlei Wollust zu umgeben, habsüchtig und hart mit den Unterthanen zu verfahren, im Müßiggange zu faulen, militairische Stellen nach Gunst zu vergeben, löbliche Rathschläge zu verachten, und ihre Worte als Orakelsprüche zu ertheilen; und die Armseligen merkten nicht, daß sie sich selbst zur Beute jedes ersten besten Angreifers machten. Daher denn im Jahre 1494 das große Entsetzen, die plötzlichen Niederlagen und die merkwürdigen Verluste; daher die mehrfache Plünderung und Verwüstung dreier mächtiger Staaten in Italien. Was aber schlimmer ist, auch die gegenwärtigen Fürsten stehen in derselben Verblendung, leben in denselben Ausschweifungen, und bedenken nicht, daß die Herrscher des Alterthums alles von mir Bezeichnete thaten oder thun ließen, und auch ihr Streben war, den Körper an Mühseligkeit und die Seele an Furchtlosigkeit in Gefahr zu gewöhnen. Daher kam es, daß Cäsar und Alexander und alle jene großen Männer und Fürsten die Ersten unter den Kämpfenden waren, bewaffnet zu Fuße gingen, und wenn sie ja ihre Reiche verloren, zugleich ihr Leben mit verlieren wollten, so daß sie brav lebten und starben. Und mag man in ihnen oder einem Theile von ihnen zu große Herrschsucht verdammen, nie wird man sie einer Weichlichkeit beschuldigen können, oder irgend eines andern Fehlers, der die Menschen entnervt und schwächt. Und wenn unsere Fürsten diese Dinge läsen oder glaubten, so würde die unvermeidliche Folge sein,

daß sie ihre Lebensweise und mit ihr das Schicksal ihrer Lande verbesserten." Ueberzeugt davon, daß nur ein Fürst diese große Aenderung durchführen könne, hat Colonna schon früher die Zumuthung abgelehnt, diese Ordnungen selbst einzuführen und sein Werk schließend, legt Machiavelli dem Colonna folgende Worte eines kraftvollen, vergeblich strebenden Mannes in den Mund, die hinlänglich seinen eigenen Schmerz vernehmen lassen: „Der also, der diese Gedanken verschmäht, verschmäht, wenn er Fürst ist, sein Fürstenthum, wenn Bürger, seine Stadt. Und ich beklage mich über die Natur, die mir entweder die Kenntniß dieser Dinge hatte versagen oder mit ihr die Gelegenheit verleihen sollen, sie auszuführen. Nun hoffe ich auch nicht mehr, alt wie ich bin, die Gelegenheit noch zu finden, und darum habe ich Euch Alles dieses mitgetheilt, daß Ihr, die Ihr jung und fähig seid, falls Euch das Gesagte gefällt, seiner Zeit Eure Fürsten damit berathen und hilfreiche Hand ihnen leisten könnet. Ich wünsche auch nicht, daß Ihr daran verzagt und verzweifelt, denn dieses Land scheint erschaffen, um das Todte wieder zu erwecken, wie wir in Poesie, in Malerei und Sculptur gesehen haben. Was mich angeht, ich habe es, da ich in diesen Jahren stehe, aufgegeben. Und wahrlich, wenn mir das Schicksal früherhin so viel Landes gegönnt hätte, als zu einer solchen Unternehmung nothwendig ist, so glaube ich wohl, ich würde der Welt in sehr kurzer Zeit gezeigt haben, wie werthvoll die alten Ordnungen sind; und ohne Zweifel würde ich meinen Staat mit Ruhm vergrößert oder ohne Schande verloren haben."

Als die Schrift über die „Kriegskunst" (1521) zuerst veröffentlicht wurde — sie war die einzige der vielen Schriften Machiavelli's, die während der Zeit seines Lebens im Drucke erschien — stand Florenz unter der Herrschaft des Cardinals Julius de' Medici, eines Sohnes von dem 1478 durch die Pazzi ermordeten Julian und des späteren Papstes Clemens VII. Sein Vorgänger Lorenzo, Herzog von Urbino, derselbe, dem Machiavelli das Buch vom „Fürsten" gewidmet hatte, war bereits 1518 gestorben. Bald nach seinem Tode wurde das Verlangen nach Reform wieder lauter; man forderte wieder ein einjähriges Gonfalonat; Zanobi Buondelmonti, ein Mitglied der Versammlung in den Rucellai'schen Gärten, und Machiavelli gaben Schriften über die Reform an den Cardinal Julius ein. Als dem Verlangen keine Folge gegeben wurde, verschworen sich jene Jünglinge in den Rucellai'schen Gärten, mit denen Machiavelli eine so enge Verbindung unterhielt, und derselbe Buondelmonti, der neben ihm sich schriftstellerisch thätig für die Sache der Verschworenen gezeigt hatte, stand an der Spitze derselben. Doch auf Machiavelli kam auch nicht ein Schein von Verdacht: ein gleichzeitiger Geschichtschreiber (Nerli in seinen Commentaren über die florentinischen Begebenheiten von 1255 bis 1537) bemerkt ausdrücklich, daß, wenn sich jene Verschwörer an Machiavelli's Lehren über die Verschwörungen erinnert hätten, sie nicht so leichtfertig auf ihre Unternehmung verfallen sein würden. Das Vertrauen der Medici (Leo's X. und dann Clemens' VII.) zu dem verbannten Staatssecretair drückte sich durch wiederholte Zeichen des Wohlwollens und der Gunst aus. Seitdem er von den öffentlichen Geschäften entfernt worden, geschah es zuerst 1521, daß Machiavelli wieder zu einer amtlichen Mission verwandt wurde. Es handelte sich bei dieser Sendung um nichts Geringeres, als — um einen Fastenprediger zu engagiren. „Wenn ich," schreibt mit Bezug darauf Guicciardini, damals päpstlicher Statthalter in Modena, Reggio und Parma, an Machiavelli, „wenn ich Euren Titel: Bevollmächtigter der Republik Florenz bei den Capucinern in Carpi lese und bedenke, mit wie viel Königen, Herzögen und Fürsten Ihr unterhandelt habt, in anderen Zeiten als die unseren, so fällt mir Lysander ein, der nach den vielen Siegen und Triumphzügen beauftragt ward, an die Soldaten, die er so ruhmvoll einst geführt, Fleisch zu vertheilen." Mehrere Jahre später wurden ihm noch einige diplomatische Aufträge ertheilt, so die beiden in den Jahren 1526 und 1527 bei dem eben genannten Freunde Guicciardini, damals päpstlichem Bevollmächtigten beim Bundesheere, welches, in Folge der übelberathenen Ligue von Cognac zwischen Clemens VII. und Franz I. der Macht Carl's V. in Italien Schranken setzen sollte, — letztere Sendung zur Zeit, als der Connetable von Bourbon, auf dem Marsche gegen Rom, mit dem meuterischen kaiserlichen

Heere Florenz bedrohte. Endlich ward Machiavelli im Mai des letztgenannten Jahres zu Andrea Doria gesandt, der mit den französischen Galeeren vor Civitavecchia kreuzte. Es war seine letzte Mission. Er erlebte auch die dritte Vertreibung der Medici (17. Mai 1527) und die Pest, deren Verheerungen in einem ihm — wohl mit Unrecht — zugeschriebenen Briefe geschildert sind. Am 22. Juni starb er in seinem 58. Jahre. Der Gebrauch eines Arzneimittels, das ihm sonst gewöhnlich Linderung seiner chronischen Magenleiden verschafft, hatte seinen Tod beschleunigt.

Er hinterließ seine Familie, wie sein Sohn Pietro in einem Briefe an den vorhin erwähnten Francesco Nelli berichtet, in höchster Dürftigkeit (in somma povertà). Aber was den Angehörigen noch schmerzlicher sein mußte, er hinterließ einen Namen, der nicht frei von Anfeindungen, Verdächtigungen, ja Verhöhnungen geblieben war. Die Gunst der Mediceer hatte diesem Manne seine Mitbürger abgeneigt gemacht, und so starb er, von ihnen verkannt und verschmäht, er, von dem ein unparteiischer Zeuge, Giovanni Batista Busini, der mediceischen Partei entschieden abgeneigt und ein Verbannter nach 1530, aussagt: „In der That liebte er die Freiheit, und er liebte sie mit mehr als gewöhnlicher Liebe." Und jener mehr genannte Vettori, welcher einen vertrauten Brief an Machiavelli mit den Worten schließt: „Wenn ich an Euch schreibe, glaube ich mit mir selbst zu reden," sagt über ihn zu Lorenzo Strozzi: „Er ist mein vertrauter Freund, arm und brav. Mag das Gegentheil sagen, wer immer will, er ist es doch und ich kann's bezeugen."*) Sein Ruhm nach seinem Tode war seinem Glücke im Leben gleich: bald bis zu den Sternen emporgetragen, bald tief in den Koth getreten. In seiner Familiengruft, in Sta. Croce, lagen seine Gebeine zwei Jahrhunderte lang, ohne irgend einer ehrenden Auszeichnung gewürdigt zu sein, bis die Stimme eines edlen Engländers unter der milden Verwaltung des Großherzogs Leopold (späteren österreichischen Kaisers Leopold II.) seine kalte Asche wieder in's Leben rief, indem dieser ihm 1787 in jener Kirche, zwischen den Gräbern Michel Angelo's und Galilei's, ein Grabmal mit dem gewiß nicht kärglichen Nachrufe setzen ließ: Tanto nomini nullum par elogium.

Der Umstand, daß Machiavelli seine Schrift: „il Principe" („der Fürst") dem jungen Lorenzo de Medici gewidmet hatte, scheint den Unwillen seiner Zeitgenossen in viel höherem Grade erregt zu haben, als die Lehren, die das Werk in späteren Zeiten so gehässig erscheinen ließen. Man hielt ihn für einen Beweis von politischer Apostasie. Die Sache war indessen die, daß Machiavelli, an der Freiheit von Florenz verzweifelnd, geneigt war, jede Regierung zu unterstützen, die den Willen hatte, dessen Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Es ist allerdings nach dem allgemeinen Charakter der Machiavelli'schen Schriften anzunehmen, daß er es vorgezogen haben würde, in einer Republik zu leben, als der Unterthan eines Fürsten zu sein; aber zu jener Zeit blieb ihm keine Wahl übrig, und es war nach seiner Ansicht besser, einem Herrn zu dienen und im Staate nützlich zu sein, als sein Leben in Armuth und Unbedeutendheit hinzubringen. Seit zwanzig Jahren war Italien die Beute fremder Heere gewesen, von denen sich abwechselnd jeder heimische Staat hatte demüthigen oder gewaltthätig behandeln lassen müssen. Machiavelli sah ein, daß republikanische Institutionen nicht im Stande sein würden, eine Vereinigung zusammenzubringen, um das fremde Joch abzuschütteln. Daher bildete sich bei ihm der Gedanke, daß dies nur einem Fürsten gelingen könne, aber einem, der erst neuerlich sich zu dieser Macht emporgeschwungen habe, da keiner aus den Erbfürsten-Familien Italiens dazu tauge, einem, der durch ein National-Heer sich behaupten könne, da er jede Zuziehung von Miethstruppen als ein Unglück ansah, endlich einem, dem bei einem so großartigen Unternehmen, als die Befreiung Italiens sein würde, alle Städte gern und willig Gehorsam leisten würden.

Er beginnt seine Schrift mit der Unterscheidung der mannigfachen Arten von Fürstenherrschaft: Fürstenthümer seien entweder erbliche, oder neue, oder gemischte, wie

*) Vgl. „Zur Charakteristik Machiavelli's": Blätter für literar. Unterhaltung, 1850, Nr. 59.

Glieder verbunden dem erblichen Staate des Fürsten, der sie gewinnt. (Cap. 1). In den erblichen, an den Stamm ihres Fürsten gewöhnten Staaten sind weit geringere Schwierigkeiten, sie zu behaupten, als in den neuen: „weil schon genug ist, daß man nicht seiner Vorgänger Ordnung überschreite und dann Schritt mit den Umständen halte. Dergestalt wird sich ein solcher Fürst, wenn er nur mäßiges Geschick hat, immer in seinem Staate behaupten, wenn nicht eine außerordentliche und übergewaltige Macht ihn darum bringt; und wär' er auch schon darum gebracht, wird er ihn durch das geringste Unglück des Occupanten wieder erhalten.“ (Cap. 2). „Aber beim neuen Fürstenthum treten die Schwierigkeiten ein. Und erstens, wenn es nicht gänzlich neu ist, sondern nur wie ein Glied, und das Ganze gewissermaßen gemischt zu nennen, entspringt die Wandelbarkeit desselben zuvörderst aus einer natürlichen Schwierigkeit, die alle neue Regierungen theilen. Wiefern die Menschen, in der Meinung, sich zu verbessern, gern ihre Herren wechseln mögen, und diese Meinung sie bewegt, gegen den Herrscher die Waffen zu kehren, worin sie sich aber gleichwohl täuschen, weil ihnen darauf die Erfahrung lehrt, daß sie sich nur verschlimmert haben, was wieder die Folge einer anderen gemeinen Natur-Nothwendigkeit ist, nach welcher man niemals umhin kann, die, über welche man neuer Fürst wird, zu kränken, sowohl durch bewaffnetes Kriegsvolk als durch unzählige andere Unbill, die einer neuen Erwerbung anhängt — so findest Du nun als Deine Feinde alle die vor Dir, die Du gekränkt hast durch Occupirung jenes Staates, und kannst Dir auch die nicht zu Freunden erhalten, die Dich hineinbefördert haben, weil Du sie nicht befriedigen kannst in der Art, wie sie sich vorgestellt, und weil Du keine starke Arzneien gegen dieselben brauchen kannst, indem Du ihnen verpflichtet bist: denn immer, sei Einer auch noch so stark durch Truppenzahl und Heeresmacht, muß er zum Einschritt in eine Provinz die Gunst der Provinzialen haben.“ (Cap. 3).*)

Nachdem hierauf im folgenden Capitel erörtert wird, weshalb in dem so rasch unterworfenen Reiche des Darius kein Versuch zum Abfall von den Macedoniern nach Alexanders Tode gemacht worden sei, kommt die Schrift im 5. Capitel auf die Frage, was geschehen müsse, um Staaten, die vor der Eroberung frei unter eigenen Gesetzen gelebt haben, im Gehorsam zu erhalten. Die Antwort lautet scharf genug, sie vernichten, selbst dort den Sitz der Herrschaft aufschlagen, oder sie ungehindert unter ihren Gesetzen ferner leben lassen. Das letzte ist das mildeste, aber auch das unsicherste Mittel; das zweite nur da mit gutem Erfolge anzuwenden, wo ein Fürst geherrscht und sein Geschlecht vertilgt ist. Im folgenden Capitel wird von Denen gehandelt, welche durch eigene Kraft neue Staaten begründen. Hier treten uns die Gesetzgeber, die Dollmetscher des göttlichen Willens entgegen, denen meist nur dann glücklicher Erfolg gesichert ist, wenn sie auch die Waffen in der Hand haben, da die Anhänger des Alten, deren ganze Existenz gemeiniglich auf dasselbe begründet ist, dieses mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln vertheidigen und keine Gewaltthat scheuen, während die des Neuen nur in dem Falle mit Kühnheit vorgehen, wenn sie den Beistand der Waffen für sich in Anwendung sehen. Im 7. Cap. spricht der Autor von Denen, welche durch Anderer Anstrengungen oder durch glücklichen Zufall Herrscher werden. Diese stehen zu den vorigen im umgekehrten Verhältniß, indem sie ihre Stellung zwar ohne eigene Mühe erlangen, aber mit großer Anstrengung nur behaupten können, während jene großer Anstrengung zur Begründung ihrer Macht bedürfen, dann aber sie mit verhältnißmäßig leichter Mühe aufrecht erhalten, jedenfalls mehr Aussicht auf Dauer haben. Das nächste Capitel handelt von Denen, die durch Frevel die Herrschaft erreicht haben. Hier schildert Macchiavelli uns Agathokles mit seinen zahlreichen Gewaltthaten, und fügt hinzu, daß er ungeachtet der rücksichtslosen Grausamkeit in die Reihe der bewährtesten Herrscher gestellt wird. Auch Beispiele seiner Zeit fügt er hinzu. Gegen den Schluß des Capitels giebt er folgende Bemerkung: „Wenn wir sehen, daß mitunter Grausamkeit zu glücklichen Erfolgen führt, mitunter nicht, so hat dies seine wohlbegründeten

*) Die übersetzten Stellen sind aus G. Regis' Uebersetzung des Fürsten. (Stuttgart 1841.)

Ursachen, nämlich ob sie wohl oder übel angewendet sind. Wohl angewendet können sie genannt werden (wenn es erlaubt ist, vom Bösen so etwas zu sagen), sobald sie aus der Nothwendigkeit, sich zu sichern, hervorgehen und mit einem Schlage ausgeführt werden, ohne weiter damit fortzufahren, damit so viel als möglich das Wohl der Menge aus ihnen erwachse. Schlecht dagegen sind sie angewendet, wenn sie in geringer Zahl anfangen und mit der Zeit eher sich mehren als nachlassen. Die, welche die erste Weise einhalten, können mit Gott und den Menschen ein Mittel zur Erhaltung des öffentlichen Wohles finden, wie Agathokles; die andern dagegen können sich unmöglich erhalten."

Im 9. Cap. kommt Machiavelli zu der auf freies Bürgerthum gegründeten Fürstenherrschaft zurück. Um dieses Ziel zu erreichen, ist nach seiner Ansicht weniger hohe Auszeichnung oder übermäßiges Glück nöthig, als vielmehr vom Glück gekrönte List. Freilich hat sich die letztere öfter bewährt, als das erste, denn in allen Republiken, wo solche Erhebungen stattfinden, stehen zwei Parteien gegeneinander, das Volk und die Mächtigen, beruhe der Vorrang letzterer auf Geburt, Reichthum oder irgend anderen Verhältnissen. Jede von diesen beiden Parteien strebt nach überwiegendem Einfluß, und kann es ihn durch eigne Kraft nicht erlangen oder den Gegner daran hindern, so leiht sie willig ihre ganze Kraft dem, welcher ihr den Gegner niederzuhalten verspricht, sei es auch um den Preis strengerer Dienstbarkeit für ihn. Dem Listigen, der sich mit beiden Parteien verhält, oder der sein ganzes Studium daraus macht, den augenblicklich günstig wehenden Wind zu erforschen und zu benutzen, dient das Glück am treuesten. Einmal an der Spitze des Staates, kann der Fürst sich entweder auf die Einflußreichen oder das Volk stützen. Thut er das erstere, so muß er sie durch Belohnungen und Ehrenstellen an sich ziehen, weil sie auf Grund dieser Verhältnisse mit ihm stehen oder fallen, und hierbei hilft Klugheit mehr als Genius. Wer sich dagegen auf das Volk stützen will, wird in eben dem Maße eine festere Stellung gewinnen, als er Charakterstärke und persönliche Auszeichnung in sich entwickelt, denn einer solchen Individualität bedarf das Volk, wie es sehr wohl fühlt, um die in ihm wohnende Kraft zur Anwendung zu bringen, so wie ein edles Roß nur dann etwas zu leisten vermag, wenn es einen kühnen Reiter hat. Deshalb ist das Sprüchwort: wer auf das Volk baut, hat auf Sand gebaut, nicht unbedingt wahr, sondern nur für den, welcher als Günstling von ihm gehoben worden ist und seinen Theil zur Aufrechthaltung des Ganzen nicht beitragen kann. Nachdem Machiavelli im 10. Cap. erörtert hat, daß die innere Kraft der Herrschaften in verschiedenen Verhältnissen auch auf verschiedenen Grundlagen beruhen und darnach bemessen werden müssen, stellt er im folgenden für die geistlichen den Papst Julius II. als Muster auf, weil er mit starkem Charakter ausgerüstet, nur für die Größe der Kirche und die Unabhängigkeit Italiens, nichts für Privatinteresse gethan habe. In den drei folgenden spricht er über den wichtigen Punkt des Kriegswesens, giebt hierbei den Nationaltruppen den Vorzug, und schließt mit der Bemerkung, daß kein weiser Fürst auch in den Zeiten des tiefsten Friedens sich in dieser Beziehung sorglosem Vertrauen hingeben, sondern mit Eifer gerade dann eine gute Vorbereitung für Fälle des Unglücks treffen müsse, um, wenn es naht, den Schlägen des Schicksals die ganze Kraft entgegenstellen zu können.

Das 15. Cap. handelt von den Gründen, aus welchen Fürsten Lob und Tadel erwerben. „Da meine Absicht ist," heißt es dort, „Nützliches für den zu schreiben, der den Sinn dafür hat, so ist es mir angemessener erschienen, den Verhältnissen, wie sie in der Wirklichkeit vorliegen, nachzugehen, als idealer Vorstellung von ihnen. Viele haben Republiken und Fürstenherrschaften sich ausgedacht, welche niemals gesehen worden sind, noch der Wahrheit entsprechen; denn es ist ein so himmelweiter Unterschied zwischen der Art, wie man lebt, und wie man leben sollte, daß der, welcher das unterläßt, was zu thun ihm die Nothwendigkeit gebietet, weit eher zu Grunde geht, als er zum Bewußtsein seiner Gefahr kommt, weil der Mensch, der nach allen Seiten hin nur idealisch gut sein will, nothwendig inmitten derer seinen Untergang findet, die nicht gut sind."

Die Frage des 16. Cap., was den Fürsten mehr genutzt habe, Freigebigkeit oder

Kargheit, führt zu schroffen Gegensätzen. „Freilich," so schließt es, „erhöhten Cäsar und Alexander durch maßlose Freigebigkeit ihren Ruhm, denn sie schenkten nicht von der Habe ihrer Unterthanen, und nur, wenn Du dies verschwendest, hast Du Schaden davon. Doch gewöhnlicherweise macht sich nichts leichter für die Zukunft unmöglich, als die Freigebigkeit, weil Du, in eben dem Maße, als Du sie unbedingt übst, die Möglichkeit, sie zu üben, verlierst, dadurch entweder in Armuth und Nichtachtung geräthst, oder zum Raube gezwungen wirst und Haß auf Dich ladest. Eines oder das Andere ziehst Du Dir durch die Freigebigkeit zu. Deshalb ist es weiser, Dich für karg halten zu lassen, obschon es allerdings keine große Ehre bringt, weil Du so wenigstens keinen Haß erregst, wogegen Du Dich, sobald Du genöthigt bist, um freigebig erscheinen zu wollen, zur Erpressung und zum Raube Deine Zuflucht zu nehmen, außer der Unehre auch mit dem Hasse Deiner Unterthanen belastest." Ob Gnade oder Grausamkeit, ob geliebt oder gehaßt zu werden für einen Fürsten zuträglicher sei, erörtert das 17. Capitel. Ein Fürst könne keinen innigeren Wunsch hegen, als gnädig zu verzeihen, aber diese Gnade und Nachsicht stürze oft genug die Völker ins Elend, und es sei dem, welcher eine neue Herrschaft begründe, wegen der mannigfaltigen ihn bedrohenden Gefahren unmöglich, den Ruf der Grausamkeit zu vermeiden. Deshalb sei es der Regel nach nützlicher, gefürchtet als geliebt zu werden, weil sich Liebe und die doch nothwendige Ehrfurcht nur selten recht mit einander verbinden ließen, und bei einer Wahl der Nachtheil gar zu sehr auf Seiten der ersteren sei. „Freundschaft und Liebe erwerben die Fürsten nur zu oft durch Lohn, nicht durch Erhabenheit des Geistes; sie haben deshalb keine Dauer; auch scheuen die Menschen weniger jemand zu beleidigen, der um Liebe wirbt, als den, welcher Furcht einflößt: denn die Liebe ist nie durch das Band der Verpflichtung gehalten und wird gar zu leicht, da die Menschennatur zur Schwäche neigt, durch den Eigennutz zerrissen; die Furcht aber gewinnt durch die Scheu vor Strafe Dauer, und hört niemals auf. Nichtsdestoweniger muß der Fürst nur so weit Furcht einflößen, daß er, wenn auch nicht Liebe, doch auch keinen Haß erwirbt, da es sehr wohl vereinbar ist, gefürchtet und nicht gehaßt zu werden. Deswegen muß sich der Fürst vor allem hüten, weder das Vermögen seiner Unterthanen, noch die Ehre ihres Hauses anzutasten, selbst wenn er sich genöthigt halten sollte, Blut zu vergießen, da die Menschen sich weit eher über den Tod des eigenen Vaters, als über den Raub ihrer Güter beruhigen; schon aus dem Grunde, weil der Trieb nach Raub und Genuß sich immer mehr steigert, der Antrieb zum Morde minder häufig eintritt."

Im 18. Cap. ist der Punkt behandelt, in welcher Weise Fürsten ihr Wort halten müssen. „Ein Fürst," heißt es hier, „muß die Natur des Löwen mit der des Fuchses verbinden, weil er nicht nur der Löwenkraft zu großen Thaten bedarf, sondern auch der List des Fuchses, um sich vor den Schlingen zu hüten. Ein kluger Herr darf nicht Sklave seines Wortes sein, sobald dies zu seinem Nachtheil ausschlägt, und die Gelegenheit, die zum Versprechen Veranlassung gegeben hat, vorüber gegangen ist. Ja, wenn alle Menschen gut wären, würde diese Vorschrift nicht gut sein, aber da sie schlecht sind, und keinesweges geneigt, Dir Wort zu halten, brauchst Du es auch nicht zu thun. Auch fehlt niemals einem Fürsten ein scheinbarer Vorwand, um die Nichtausführung seines Versprechens zu beschönigen."

Das 19. Cap. stellt den Grundsatz auf, daß ein Fürst vor Allem darauf denken müsse, Alles zu meiden, was ihn verhaßt oder gar verachtet machen könnte. Doch auch schon nicht verachtet werden, sei ein fester Schirm für einen Fürsten, wenn er dasteht wie ein Fels, dem man weder durch Gewalt noch List ohne die größte Gefahr beizukommen vermag; und demnach können Fürsten unter Umständen kaum vermeiden, Thaten der Gewalt zu begehen, und dadurch Haß auf sich zu laden, damit sie der noch größeren Gefahr der Geringschätzung entgehen. Nachdem Machiavelli hierauf (Cap. 20) die fast rein militairische Frage, ob es für den Fürsten zweckmäßig sei, sich durch Festungen und anderweitige Schutzmittel zu sichern, erörtert, und hierbei Beispiele entgegengesetzter Art angeführt, behandelt er im 21. Cap. die Frage, wie ein Fürst Ruhm und Größe erlangt. Als Beispiel dient

ihm Ferdinand von Aragonien. Aus einem schwachen Fürsten erhebt er sich durch eine ununterbrochene Reihe klug berechneter und zweckmäßig durchgeführter Unternehmungen zur höchsten Macht in der Christenheit, und erweitert den Umfang seiner Länder in eben dem Maße, als er die innere Kraft des Königthums stärkt. Nicht ganz fern von der Natur des Löwen ist doch die des Fuchses bei ihm überwiegend, ja vollendet; er entspricht mehr als irgend eine andere Erscheinung dem Bilde eines Fürsten, der allen Anforderungen, welche die Verhältnisse an ihn stellen, genügt. Zum Schlusse des Capitels stellt er noch als empfehlenswerth hin, daß der Fürst durch Leutseligkeit und seinen Mitteln angemessene Freigebigkeit die Herzen der Unterthanen an sich ziehe, die verschiedenen Corporationen, jegliche ihrer Stellung nach, durch persönliche Berücksichtigung ehre, durch Feste für ihre Unterhaltung sorge, doch bei allem dem seiner Würde nichts vergebe, da ohne sie keine Dauer glücklicher Herrschaft zu denken sei. Im 22. und 23. Cap. spricht er von den Ministern und von den Schmeichlern der Fürsten. Er nennt die Schmeichler eine Pest, weil sie in dem Fürsten den nothwendigsten Sinn, den für die Wahrheit, verfälschen, und den Dienern die Meinung beibringen, daß sie ihn durch Darlegung der Wahrheit beleidigen. Den Weg, die Wahrheit zu erfahren, müsse sich der Fürst stets offen halten, jedoch dabei nicht ohne Vorsicht zu Werke gehen. Nicht jedem darf es erlaubt sein, dies Amt zu üben, weil sonst leicht die Ehrfurcht leidet. Weise Männer muß er erwählen, damit sie ihm die Wahrheit darlegen, doch auch sie nur auf seine Frage und dann in der Weise, daß der Rathgeber sieht, er finde in eben dem Maße gnädigere Berücksichtigung, als er sich unumwunden ausspricht. Hat der Fürst alles, was er verlangt, gehört, so muß er bei sich die Entscheidung suchen, und unerschütterlich bei derselben verharren. Wer so handelt, ist ein Fürst im wahrsten Sinne des Wortes, denn er faßt die ganze geistige Kraft der ihm Untergebenen in seiner Person zusammen, und giebt dadurch der Gesammtheit des von ihm in Wahrheit beherrschten Volkes eine einheitliche Richtung. Der Fürst steht dann da, ein Bild der Allmacht, die selbst die Schlechten und Eigensüchtigen zwingt, das Gute und für das allgemeine Beste Ersprießliche zu thun — als untrüglich und weise, da alle guten Rathschläge, von wem sie irgend kommen, aus der Weisheit des Fürsten, nicht die Weisheit des Fürsten aus den guten Rathschlägen hervorzugehen scheinen. Im 24. Cap. zeigt er, warum die Fürsten Italiens ihre Staaten so leicht verloren haben. Erstens haben sie niemals für eine kräftige Landesvertheidigung, für die Bildung eines brauchbaren und zuverlässigen Heeres gesorgt, oder sie haben die Massen gegen sich gehabt, oder es endlich nicht verstanden, die Großen für sich zu gewinnen, jedenfalls durch Unklugheit oder Schlaffheit selbst ihren Untergang herbeigeführt. In den Zeiten des Glückes haben sie nicht für die des Unglücks gesorgt, wie es der unbedachte Mensch gewöhnlich macht, noch später gewagt, durch hochherzige Anstrengungen das Versäumte zu ersetzen, sondern feigherzig nur an ihre persönliche Rettung gedacht. Ihre einzige Hoffnung setzten sie darauf, daß die verlassenen Völker, der neuen Herrschaft überdrüssig, zu ihnen zurückkehren würden, allerdings eine nicht unbegründete Hoffnung, wenn der Angegriffene zuvor die ganze Kraft zur Vertheidigung seines Besitzes aufgeboten hat; denn nur die Vertheidigung gelingt und dauert für die Zukunft, welche nicht vom Zufall und von der Anstrengung anderer, sondern von der eigenen abhängt. „Denn das Glück," fährt er im folgenden Capitel fort, „von welchem so Viele meinen, daß es allein die menschlichen Dinge bestimme, wie dies vorzüglich in Italien, wo der Wechsel am allerbuntesten gespielt habe, einleuchtet, scheint mir nach reiflicher Erwägung der menschlichen Verhältnisse doch nur die Hälfte unserer Handlungen zu beherrschen, dagegen die andere für unsere eigene Kraft freizulassen. Ich sehe in ihm das Bild jener reißenden Ströme, welche die Ebenen überschwemmen, Häuser und Bäume niederreißen und alle Cultur vernichten. Dies hindert jedoch den Menschen nicht, auf Abhilfe des Unheils zu denken, und in den Zeiten der Ruhe Dämme und Gräben zum Schutze gegen das Verderben zu ziehen, was ihm auch oft gelingt. Denn Muth und Tapferkeit haben schon wunderbar scheinende Rettung gebracht. Wer aber Italiens Zustände betrachtet, der wird finden, daß hier ein Feld ohne Damm und Schutz seinem Auge sich

darbietet." Dann spricht er über das Gelingen menschlicher Pläne. Großes können leisten der Bedächtige wie der Kühne, doch schützt nicht unbedingt jenen die Vorsicht, ebenso wenig wie diesen der rasche Muth immer zum Ziele führt, da ja nur die Hälfte dessen, was die Zukunft bringt, in der Hand des Menschen liegt. Darum sind Beide glücklich in ihrem Streben, so lange sie mit dem Schwunge der Zeiten in Einklang, unglücklich, sobald sie mit ihm in Mißklang stehen. Sicherer jedoch geht im Allgemeinen der rasche Muth, da Fortuna ein Weib ist, und dieses stets der Keckheit den Vorzug giebt. — Das 26. Cap. enthält sodann den „Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien," den wir bereits oben mitgetheilt haben.

Dies sind im Wesentlichen die Grundzüge des Buches: il Principe. Wenige Schriften in der Weltliteratur haben ähnliche Anfechtungen erfahren und zu verschiedenartigeren Urtheilen Anlaß gegeben, als diese kurze Abhandlung. Man hat den Verfasser zu einem niedrig schmeichelnden Fürstendiener, zu einem Scheusal ohne die fernste Regung für Moral und Religion herabgewürdigt. Oder, da dies zu seinem praktischen Leben, zu den weisen und edlen Rathschlägen, die er seiner Republik gab, zu seinem Urtheil über so viele Erscheinungen der Geschichte und seiner Zeit nicht paßt, so haben andere als Ehrenretter das Buch zu einer blutigen Satire gemacht, wohl zu erwarten aus der Feder eines Republikaners, der durch dies furchtbare Bild sein Vaterland vor der Rückkehr der Fürstenherrschaft bewahren will. Andere finden noch arglistigere Gründe auf, nämlich, daß der schlaue Politiker mit tief berechneter Arglist die Fürsten durch trügerisch vorgespiegelte Vortheile zur äußersten Verworfenheit habe treiben wollen, um so dem Republicanismus desto frühere Verwirklichung zu bereiten. Noch Andere gehen von der Ansicht aus, daß Machiavelli ganz aufrichtig in seinem Fürsten den unter allen Umständen einzig nützlichen, Rath gegeben, und daß überhaupt Politik und Moral nicht Hand in Hand gehen können, daher, was der Politiker sage, dem Menschen als solchen nicht zugerechnet werden dürfe. Diese und ähnliche Ansichten kommen fast immer darin überein, daß Machiavelli in dem Buche eine allgemeine Lehre, eine Theorie der Fürstenherrschaft gegeben habe. Man hat diese Lehren unter dem Namen: machiavellistische Politik zusammengefaßt, und der Ausdruck Machiavellismus ist nicht eben zum Ruhme dessen eingeführt und angewandt worden, den man als den Urheber jener Lehren betrachtet.

Unter den Vielen, welche im Laufe der Jahrhunderte den Inhalt der Schrift zum Gegenstande von Erörterungen gemacht, befindet sich ein Fürst selbst, und kein geringerer als Friedrich der Große. Er war noch Kronprinz, als er den Versuch machte, dem Machiavellismus einen „Antimachiavell" entgegenzusetzen, obgleich der letztere Ausdruck nicht der ursprüngliche Titel der von dem fürstlichen Verfasser für den Druck bestimmten Gegenschrift sein, diese vielmehr als „Refutation du prince de Macchiavelli" anonym erscheinen sollte. Friedrich wurde bei seiner Arbeit von der Empfindung beherrscht: historische Untersuchungen oder Berücksichtigung der anderen Schriften Machiavelli's, um ihn vielseitiger, tiefer und daher gerechter aufzufassen, lagen von seinem Wege ab. „Es ist, als ob er nun jenen Makel tilgen und den sittlich verzerrenden Eindruck, der durch Machiavelli's Fürsten in die Welt gekommen, aus der Menschheit auslöschen möchte. Schritt für Schritt folgt er dem Machiavelli und widerlegte ihn bald durch allgemeine Betrachtungen, bald durch andere Auffassung der historischen Thatsachen, bald durch entgegengesetzte Beispiele aus der Geschichte. Eine solche Widerlegung Blatt für Blatt ist von einer Seite gründlich. Aber indem sie dem Einzelnen nachgeht, versäumt sie das Allgemeine, um in dem Ganzen das Richtige und Unrichtige zu unterscheiden. Indem sich die Schrift an die Fersen des Gegners heftet, entbehrt sie der größern eigenen Bewegungen, allzusehr durch die Gänge des Gegners bestimmt."*)

*) So A. Trendelenburg in einem Vortrage („Machiavelli und Antimachiavelli"), den er „zum Gedächtniß Friedrichs des Großen" am 25. Jan. 1855 in der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin gehalten. — Einige interessante Notizen über die Schrift Friedrichs mögen hier, nach Trendelenburgs Mittheilung, ihre Stelle finden. Der „Antimachiavelli" erschien zuerst in Haag, bei Johann

Trotz des Gegensatzes zwischen Friedrich und Machiavelli findet aber doch zwischen Beiden eine größere Gemeinschaft und Uebereinstimmung statt, als es bei Friedrichs Art der Widerlegung den Anschein hat. Es sind ganze Capitel einer wesentlichen Uebereinstimmung da. So z. B. das 25. Cap., in welchem Machiavelli vom Glück in den menschlichen Dingen und von dem Widerstand handelt, welchen man ihm leisten könne. Abgesehen von der muthwilligen Laune, mit welcher Machiavelli das Glück behandelt, stimmt praktisch Friedrich mit ihm überein und giebt keine andern Mittel an, um dessen Meister zu werden, was dem Handelnden von außen begegnet; sie sind ihm, ähnlich wie dem Machiavelli, Kühnheit und Vorsicht, und zwar die eine, wie die andere, zu ihrer Zeit. Auch in Cap. 9, 11, 12, 13, 14, 22 finden sich Uebereinstimmungen zwischen Friedrich und Machiavelli. Des letztern männlich gedachtes Capitel über die Schmeichler klingt in Friedrich wieder; indem er das Gift der Schmeichelei bezeichnet, welchem nur der feste Fürst widerstehe, erweitert er diese Betrachtungen in kluger Menschenkenntniß. In solchen Stellen, in welchen der Sache nach mehr Uebereinstimmung als Widerspruch herrscht, führt der Geist des Widerlegens Friedrich bisweilen in's Kleine und Unrichtige, wie z. B. da, wo Machiavelli für den kriegerischen Geist des Fürsten im Frieden die Jagd empfohlen hat (Cap. 14), Friedrich hingegen mit demselben bezeichnenden Widerwillen, der einst seinem Vater mißfällig gewesen, gegen die Jagd als ein geistloses, leeres Vergnügen einen weitläufigen Ausfall thut; oder da, wo Friedrich dem Machiavelli vorwirft, daß er nur für kleine Staaten und kleine Fürsten schreibe (Cap. 13); oder da, wo Friedrich gar die ausschweifende Liebe des Fürsten zu den Frauen, vor welcher Machiavelli als vor einem Anlaß zur Unzufriedenheit im Volke warnt, in dieser Beziehung nach dem Beispiele Ludwig's XIV. und Anderer für gleichgültig oder unschädlich erklärt; oder da, wo Friedrich die Staaten der Gegenwart vor Revoltutionen für sicher hält (Cap. 17 und 20), eine Sache, worüber er 30 Jahre später, da er in der Kritik des „Système de la nature" den auflösenden Geist des Buches bekämpfte, vielleicht schon anders dachte.

Treffend macht Trendelenburg in dem unten erwähnten Vortrage auf die Züge der Verwandtschaft aufmerksam, die in dem Charakter Friedrich's wie Machiavelli's liegen. Machiavelli ist ein gerader und derber Charakter; selbst seine List ist offen; er sieht dem Wirklichen wie es ist, scharf und kühn in's Angesicht. Er ist ein Mann, der dem Schicksal gegenüber fest auf sich selbst beruht. Auch in Friedrich dem Großen verkennt niemand den festen, auf sich selbst beruhenden Geist und Charakter. Machiavelli kennt die Men-

---

van Düren 1741. Als der Druck dieser Ausgabe in Holland bereits begonnen hatte, wünschte der König, der inzwischen auf den Thron gelangt war, das Buch zurückzuziehen, aus demselben Grunde, aus welchem er als Kronprinz verfügt hatte, daß der „Antimachiavelli“ anonym erscheine. „Ich spreche im „Antimachiavelli“ von allen Fürsten zu frei,“ hatte er an Voltaire unter dem 3. Februar 1740 geschrieben, „um zu erlauben, daß das Buch unter meinem Namen hervortrete.“ Voltaire, der den Auftrag hatte, die ganze Ausgabe zu kaufen, unterhandelte mit van Düren, aber der Verleger hielt zähe an seinem Rechte und die Schrift trat an's Licht. Voltaire milderte nun einige Stellen und gab eine andere Ausgabe daneben heraus. Dessenungeachtet war der König nicht befriedigt, insbesondere waren nach seiner Ansicht das 15. und 16. Capitel nicht das, was sie sein sollten; er beabsichtigte, wie er an Voltaire im October schrieb, für die Zeitungen einen Artikel, in welchem der Verfasser des Versuchs die beiden erschienenen Abdrücke verleugnen sollte, und er ging damit um, das Buch zu überarbeiten und in Berlin eine eigene Ausgabe zu veranstalten, da in der von Voltaire besorgten zu viel Fremdes sei, um sie als *sein* Werk anzuerkennen. Den König scheint die Oeffentlichkeit zu verdrießen, wie man daraus sieht, daß er Voltaire an die von ihm verlangte Geheimhaltung seines Namens erinnert und ihn bittet, den Verfasser nicht allzu sehr an die Straßenecken anzuschlagen. Er thut in der Sache nichts weiter und seine Erklärung, so wie die eigene Ausgabe unterbleibt. Die erste bei van Düren erschienene galt nun für die ächte und es folgte von derselben Auflage auf Auflage, Uebersetzung auf Uebersetzung, in's Englische, Italiänische, Lateinische, Deutsche. Sie ging durch die Welt. Es ließ sogar der Sultan Mustapha III. Friedrich's des Großen „Antimachiavelli“ in's Türkische übersetzen, damit das Werk ihm und seinen Söhnen zum Unterricht diene. Es ist gelungen, als Seitenstück zu der Voltaire'schen, meist kürzenden, bisweilen auch zusetzenden Ueberarbeitung, nach der theils im königlichen Archiv, theils im Privatbesitz erhaltenen Handschrift Friedrich's des Großen die ursprüngliche Schrift so weit herzustellen, daß nur das zweite Capitel in dieser Gestalt fehlt. Die neue Gesammtausgabe der *Werke Friedrich's des Großen* hat daher neben jenem „Antimachiavelli“ diese ursprüngliche Schrift unter dem ursprünglichen Titel: „Refutation du prince de Macchiavelli“ aufgenommen. Dieser folgt Trendelenburg in seinen Bemerkungen.

schen, und Friedrich kennt sie auch. Ihre Klugheit entspringt aus einer und derselben Grundansicht vom Menschen. In dem jugendlichen Verfasser des „Antimachiavelli“ tritt diese Uebereinstimmung noch nicht hervor, aber sie liegt dem strengen Wesen und dem durchdringenden Blick des Königs zum Grunde. Friedrich der Große hat durch die That erfüllt, was Macchiavelli theoretisch auf der Grundlage der Kraft und Consequenz, die der Nerv seines Wesens sind, Großes und Gutes gelehrt hat. Was Macchiavelli von seinem Fürsten an Kraft und Consequenz, an Voraussicht und Thätigkeit Großes verlangt, das hat der König in den guten und bösen Tagen seiner Regierung kraft seines angebornen Genies geleistet. Aber im letzten sittlichen Princip bleibt dennoch ein Gegensatz zwischen Beiden. Macchiavelli hat in seinem „Fürsten“ fast keinen andern Zustand vor Augen, als einen solchen, in welchem zwischen Fürst und Volk noch kein Friede, sondern Krieg ist und daher statt der Macht des Gesetzes nur die Mittel der Gewalt und der List erscheinen. In dem neuen Fürsten steht die persönliche Selbsterhaltung und die Machtvermehrung mit dem Volke in vielfachem Widerspruch. Selbstsüchtig für sich fühlt sich der neue Fürst feindlich gegen das Volk und gegen den Staat. Macchiavelli's Fürst sucht selbst da, wo er sich zum Volke hält, zunächst nur seine Erhaltung, seine Herrschaft. Friedrich dem Großen ist der Gedanke eines solchen Zwiespalts unerträglich und er nimmt von vornherein den entgegengesetzten Standpunkt ein. Daher erklärt er gleich im ersten Capitel, daß der Fürst, des Volkes Haupt, nur sein vornehmstes dienendes Glied sei. In Macchiavelli's Fürsten ist die Triebfeder des Handelns eine den begehrlichen leidenschaftlichen Menschen berechnende Klugheit und entschlossene Kühnheit in der Ausführung des kalt Berechneten. Kraft und Consequenz sind nach Friedrich nur dann Tugenden von innerm Werth, wenn sie einem Höhern dienen, wenn ein sittlicher Geist sie beseelt, wenn nichts anderes als die Gerechtigkeit und das Streben für die Wohlfahrt des Volks den Fürsten bestimmt. Das Bild eines Fürsten, welches Friedrich im Gegensatz gegen Macchiavelli in seinem Geiste trägt, drückt sich in dem Worte aus, das einst König Johann der Gute von Frankreich in der mißlichsten Lage gesprochen und das Friedrich wenig verändert wiederholt (Cap. 18): „Wenn es in der Welt keine Ehre und Tugend mehr gäbe, müßte man ihre Spur bei den Fürsten wiederfinden.“ Für Friedrich ist es bedeutsam, daß in den Beispielen, die er dem Macchiavelli entgegenstellt, mehremal die Erinnerung an den Kaiser Marc Aurel hervortritt. Nicht ohne Bewunderung nennt er ihn den glücklichen Krieger und weisen Philosophen, der mit der Lehre die strenge Uebung der Weisheit verbinde, und bezeichnend für die eigene ethische, in eine allgemeine Religion zurückgehende Gesinnung Friedrich's ist es, daß er ein Capitel (Cap. 21) mit einem dem Marc Aurel beigelegten Worte schließt: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat das Weltganze zu seinem Tempel und die guten Menschen sind darin die Priester und Opferer.“

Von diesem moralischen Standpunkt aus mußte Friedrich ganz natürlich und nothwendig zum Gegner Macchiavelli's werden. Aber eine andere Frage ist es, ob der moralische Standpunkt der richtige bei Beurtheilung des Macchiavellismus ist. Dem Macchiavellismus kann man nur dann gerecht werden, wenn man ihn historisch auffaßt. Zu Macchiavelli's Zeit ist Italien ohnmächtig und verwüstet, zerrissen und zuchtlos. Fremde, vom Volke glühend gehaßt, Franzosen, Spanier, Deutsche kämpfen um seinen Besitz. Unter kleinen Zwingherren, zwieträchtigen Republiken, selbstsüchtigen Päpsten, eindringenden Fremden ist sein Zustand rettungslos. Da faßt Macchiavelli, der sonst, wie in der florentinischen Geschichte, für die „Süßigkeit des freien Lebens“ (dolcezza del vivere libero) begeistert ist, ein Republikaner in seinem Dichten und Trachten, den verzweifelten Gedanken eines Tyrannen, eines „neuen Fürsten,“ der, wenn auch mit Trug und Grausamkeit, die Macht in seine Hand nehme, die Fremden verjage und das verdorbene Italien zu neuer Herrlichkeit verjünge. In diesem Sinne ist das letzte Capitel seiner Schrift ein Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien. Für diesen Zweck entwirft er die Mittel, wie der neue Fürst seine Macht erhalte und mehre. Für den Fürsten, als die Grundlage zur Einheit und Befreiung Italiens, ist ihm jedes entschlossene Mittel, sei es Gewalt, sei es List, gut und recht. „Er

suchte," sagt Ranke*), „die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben."

Machiavelli's „Fürst" ist demnach nicht als ein Lehrbuch, sondern als die einer eigenthümlichen Krankheit angepaßte Vorschrift eines Arztes aufzufassen. Was er lehrt, ist eine Politik der drängenden Gegenwart. Daß seine Lehren gleichwohl eine größere Bedeutung als die einer bloßen Gelegenheitsschrift erhalten haben, ist bei der darin enthaltenen Fülle weiser und lehrreicher Bemerkungen erklärlich. „Wir sind," sagt in dieser Beziehung der berühmte Kanzler Baco von Machiavelli, „ihm Dank schuldig, weil er uns offen und ohne Umschweif gesagt hat, wie die Menschen gewöhnlich handeln, und nicht, wie sie handeln sollen." Und der Schweizer Johann Müller schreibt an seinen Bruder über den Fürsten: „Das ist ein classisches Werk in dem Sinne wie die Alten, lauter gediegenes Gold, Erfahrungen, durch den richtigen Verstand beleuchtet, nichts chimärisch, nichts einseitig, nichts unfruchtbar, wahre politische Weisheit, aber man muß wissen, sie zu fassen: wer Ohren hat, der höre." Es wird erzählt, man habe bei Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, als sie ermordet wurden, den „Principe" vorgefunden. Kaiser Carl V. soll das Buch immer in Händen gehabt und Papst Sixtus V. einen Auszug aus demselben gemacht haben. Im vorigen Jahrhundert hat der Sultan Mustapha III. es mit dem Antimachiavelli in's Türkische übersetzen lassen, damit es ihm und seinen Söhnen zum Unterrichte diene. Machiavelli überreichte seine Schrift — wie es heißt, unter dem Titel: „il Tiranno" — dem Papste Clemens VII., mit dessen Privilegium sie 1532 gedruckt wurde. Erst nachdem es lange cursirt hatte, stand der Dominicanermönch Ambrogio Catarino, Erzbischof von Consa, dagegen auf, in einem 1552 zu Rom gedruckten Tractat. In diesen verketzernden Ton stimmten nachher Gentillet, Osorio, Ribadeneira, und besonders der Jesuit Antonio Possevino ein, welcher letztere, wie Conring in der Vorrede zu seiner lateinischen Uebersetzung des „Principe" gezeigt hat, das Werk, das er so heftig bestritt, nicht einmal gelesen hatte, sondern nur aus den Widerlegungen Anderer kannte. Die Folge dieses Lärms war, daß der „Principe" 1559 unter Paul IV. in den Katalog der verbotenen Bücher kam, und daß das Verbot 1564 vom tridentinischen Concilium wiederholt und auf alle Werke Machiavelli's ausgedehnt wurde. Es sollte eine gereinigte Ausgabe derselben, wie vom Decamerone des Boccaccio, veranstaltet werden; sie ist aber nicht erschienen. Ein Apostel der Jesuiten, Caspar Scioppius, übernahm es, den von seinen ehemaligen Brüdern verketzerten Machiavelli zu vertheidigen (1623); ihm folgten zunächst zwei deutsche Professoren, Corring in Helmstädt (1683) und Joh. Fr. Christ in Leipzig (1721). Diesen schließt sich eine lange Reihe hochgeachteter Namen der deutschen wissenschaftlichen und Gelehrtenwelt an.

Von den übrigen politischen Schriften Machiavelli's stehen dem Inhalte des „Principe" am nächsten die drei Bücher der „Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio." („Abhandlungen über die zehn ersten Bücher des Livius"). Diese Schrift ist zwischen den Jahren 1518 und 1522 geschrieben, als das obere und untere Italien unterjocht und das Gefühl der Unterjochung um so lebendiger war, weil man die Alten fleißig und nicht allein in den Schulen trieb, weil man hierbei das Gedächtniß an die Größe Rom's täglich in sich erneuerte, weil die damaligen Italiäner sich als die rechtmäßigen Erben der römischen Macht ansahen. In diesem Gefühle kamen einige Jünglinge, dieselben, welche dem Giovanni de Medici Rathschläge gaben, in den Rucellai'schen Gärten zusammen: die Gegenwart bewegte sie, die Vergleichung des Alterthums mit ihrer Zeit war ihr tägliches Gespräch. Auf ihre Bitten, in ihrem Umgange hat Machiavelli die Betrachtungen über Livius (und über die Kriegskunst) verfaßt. „Ich lese die livianischen Geschichten," sagt er in jener Schrift, „um daraus Vortheil zu ziehen," und er zeigt dadurch, daß es ihm weniger auf eine Erläuterung der Vergangenheit, als auf Grundsätze für die Zukunft ankommt. Diese Grundsätze schöpfte er nicht gerade aus Livius; er erläuterte sie

*) L. Ranke: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber." Berlin 1824.

nur mit dem Beispiele desselben: daß man sie nicht befolgt, sieht er als einen Abfall der Italiäner und den Grund ihres Verderbens an. Folgendes sind seine vorzüglichsten Grundsätze und Rathschläge: „Keine Eroberungen, sondern Bündnisse; keine Beschimpfungen; keine Verbannten gerufen; Entzweite nie angreifen; den Bürgern keine Beleidigung Fremder gestatten; keine halben Maßregeln; nach Gelegenheit bald langsam, bald eifrig, zuweilen auch kühn sein; keinem Feinde trauen, auch nicht, wenn er gewonnen scheine; über Verschwörungen sich zuerst unterrichten, ob sie stark oder schwach seien, vor Allem aber eigene Waffen, Fußvölker und Hauptleute, denen man freie Hand lasse. Religion erhalte den Staat." Wenn er nun sagt: „Italien, Spanien, Frankreich sind gleich verdorben; daß es sich in Italien am meisten zeigt, rührt daher, weil die anderen einen König haben;" wenn er behauptet, den verderbten Zustand eines Staates könne nur ein Fürst ändern, wenn er ausdrücklich sagt: „Mailand, Neapel, selbst Romagna seien wegen des Adels und wegen ihres Verderbens der Freiheit nicht fähig," so wird er auf den letzten Punkt getrieben, ein Fürst sei nöthig, ein unbeschränkter Fürst, der die Widerstrebenden mit Gewalt nöthigt, und um die Freiheit zu retten, flieht er zur Tyrannei.

Man hat oft die „Discorsi" dem Macchiavelli als einen Spiegel neben seinen „Principe" gehalten, um ihn schaamroth zu machen; man hat die freien und humanen Grundsätze der eben besprochenen Schrift gepriesen und darin alles löblich gefunden, während man in jener hinter jedem Satze verpestete Maximen witterte. Es ist merkwürdig, sagt in Bezug darauf Gervinus, wie sehr einmal gefaßte Vorurtheile blind machen. Gerade in den „Discorsi" sind außer den sämmtlichen Maximen, die im „Fürsten" enthalten sind, noch andere, die an auffallender Härte und Grausamkeit die dortigen weit übertreffen. Jene Voraussetzung, die Macchiavelli dem Gesetzgeber vorschreibt, alle Menschen für niederträchtig anzusehen, findet sich hier (I, 3); hier wird die Nothwendigkeit des Alleinseins eines Reformators bis zur Vertheidigung des Brudermordes consequent gelehrt (I, 9); hier ist die Lehre, daß mit Betrug ein Fürst eher zum Ziele kommen werde, als mit Gewalt (II, 13); hier der Grundsatz, daß unter den drei Wegen, eine herrschende Uneinigkeit zu dämpfen, nämlich die Häupter der Parteien zu versöhnen, zu verjagen, oder zu ermorden, der letzte der beste sei; und vieles Andere. Aber um den Charakter Macchiavelli's richtig zu beurtheilen, muß man in denselben „Discorsi" lesen, mit welcher Bewunderung er von dem älteren Brutus spricht, der in Freiheit, schlauer Klugheit und unerbittlicher Strenge das wahre Abbild des römischen Volkes ist, muß man ihn ebendaselbst im feurigen Entzücken den glücklichen Staat preisen hören, der auf dem schmalen Gute, am Pfluge seinen Dictator sucht. Ihn freut diese Armuth und Genügsamkeit, die für sich nicht, aber für den Staat Reichthum, für sich und den Staat Ehre erobert; ihn entzückt jene Geistesgröße der Bürger, die als Feldherrn fremden Reichen und Herren trotzen und Könige verachten, und dann als Privatmänner vier ärmliche Jugera bauen, gemeine Kriegsdienste thun und ihren Führern und Magistraten gehorchen. Schroff genug lauten manche Urtheile Macchiavelli's, denn er gehörte zu den kühnen Geistern, die im Vertrauen auf ihre Kraft sich, ohne es zu wollen und fern von aller Affectation vom Hergebrachten losmachen. Schon seine Zeitgenossen erkennen diese Eigenthümlichkeit in ihm an, wie denn der berühmte Staatsmann und Historiker Guicciardini von ihm sagt, daß nur Neues und Ungewöhnliches (cosi nuove e insolite) von ihm zu erwarten seien.

Die politischen Discurse sind die Quelle, aus der Montesquieu, Rousseau und viele Andere geschöpft haben. Ancillon, der preußische Staatsmann, bemerkt (in seinet „Darstellung der wichtigsten Veränderungen im Staatensystem von Europa"): Die Discorsi sollten eigentlich das Handbuch jedes Gesetzgebers und jedes Staatsmannes sein, und man muß sich allerdings wundern, wie die Gedanken ihres Verfassers die unwichtigsten Thatsachen befruchten können. In ähnlicher Art urtheilt der englische Culturhistoriker Hallam (Einleitung in die Literatur Europa's vom 15. bis 17. Jahrhundert): Wenige politische Abhandlungen können noch jetzt mit mehr Vortheil gelesen werden, als die Discurse Macchiavelli's. Die gänzliche Leidenschaftslosigkeit, die beständige Berücksichtigung irgend eines bestimmten

Zweckes bei jeder politischen Maßregel, endlich die Nichtbeachtung aller bis dahin bestandenen gesellschaftlichen Verbindungen, Namen und Personen lassen ihn allerdings in den Augen gefühlvoller Leser als einen Mann von eisiger Kälte erscheinen, machen ihn aber zu einem scharfsinnigen und nützlichen Rathgeber für alle die, welche die nöthigen Mittel anwenden können, um seine Theorie nach Zeit und Umständen zu verbessern.

Von der dritten seiner politischen Hauptschriften haben wir bereits oben, in der Darstellung seiner Lebensgeschichte, ausführlicher gehandelt. Die sieben Bücher der Kriegskunst („Dell' Arte della guerra sette libri") sind in dialogischer Form abgefaßt, welche von jeher bei den Italiänern sehr beliebt war und ist. Friedrich der Große schätzte diese Schrift sehr hoch, und sachkundige Militairs haben dargethan, daß ihr Verfasser ein großer Taktiker gewesen sei. Als Commentar über die Geschichte seiner Zeit ist dieselbe unschätzbar. Die Kraft, Anmuth und Durchsichtigkeit des Stils, so wie die Beredtsamkeit und Lebensfülle der einzelnen Stellen — dies ist das Urtheil des Engländers Macaulay — werden selbst denjenigen Lesern Vergnügen machen, die sich für den Gegenstand nicht besonders interessiren.

Wir wenden uns von dem politischen Schriftsteller zu dem Historiker, und damit zu seinem Hauptwerke, den acht Büchern der Florentinischen Geschichten (delle Istorie Florentine), einem Werke, das nach Form und Inhalt eins der bedeutendsten der italiänischen, so wie der neueren Literatur überhaupt ist. Ehe wir jedoch auf dieses erste Werk der neueren historischen Kunst näher eingehen, wollen wir einen kurzen Blick auf die Entwickelung der italiänischen und speciell der florentinischen Geschichtsschreibung werfen, indem wir den gründlichen Ausführungen folgen, welche Gervinus in seiner Abhandlung über die „Geschichte der florentinischen Historiographie" gegeben hat.

Als den ersten Italiäner, der eine einigermaßen bedeutende Geschichte in der Volkssprache schrieb, nennt man den Ricordano Malespini. Sein Werk, das bis zu seinem Todesjahre 1281 reicht, und nachher von seinem Neffen Jachetto um fünf Jahre weiter geführt ward, verräth eben so wenig politischen Charakter als historischen Sinn. Den größten Raum füllen die wunderlichen Sagen, die auch von Villani aufgenommen und ins Breite getreten wurden. Diese Sagen über den Ursprung von Florenz und seine ersten Schicksale müssen in einer weiter gediehenen Geschichtschreibung von der florentinischen Geschichte ausgeschieden werden, weil sie keine innere Bedeutung haben und fast keinen andern Werth, als hier und da vielleicht einen poetischen. An ihre Stelle setzen daher spätere Geschichtschreiber Einleitungen anderer Art; Machiavelli eine Erzählung von dem Umsturz des römischen Reichs, in der er sich bei dem Mangel an Kenntniß der Geschichte und der Verhältnisse unter den barbarischen Völkerschaften mit einer überraschenden Leichtigkeit einen Faden durch die Wanderungen und Eroberungen derselben zu spinnen weiß, lichtvoll und bestimmt, voll Anschauung und Erklärung. Statt daß Machiavelli in einer Zeit, die sich von der alten Freiheit und Einfachheit im öffentlichen und Privatleben entfernt hatte, gern das Alterthum und das römische Italien dem neueren entgegensetzt, nach den Ursachen forscht, die diesen Gegensatz hervorgebracht haben, und demgemäß gleich im Anfang die Elemente hervorhebt, die das römische Reich und seine Einrichtungen umstürzten und vernichteten, hebt Malespini, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Verknüpfung des Alten und Neuen hervor und leitet uns auf den Weg, auch unter der Zertrümmerung der alten Welt einen allmäligen Uebergang der Reste der früheren Institutionen zu den späteren, einen Zusammenhang zwischen beiden zu suchen, wozu freilich Machiavelli noch weniger Hilfsmittel und Geduld haben mochte, als wir. Das Aufsuchen eines Völkerconnexus ist das Charakteristische, was die Märchen der Florentiner mit den Werken der letzten Römer verbindet, wie es sich z. B. im Jornandes oder in dem verlorenen Geschichtbuche des Cassiodor findet, und auch nachher auf die nordischen Nationen kam, die vielfache Stoffe dieser Art in ihre Volksgeschichten und Gedichte aufnahmen. Daß eine gewisse historische Literatur auch in Toscana nie ganz ausstarb, oder doch bald

nach den ersten Verwüstungen der Germanen wieder erwachte, ließe sich vermuthen, auch wenn nicht Malespini selbst es sagte, der seine Weisheit aus gewissen alten Handschriften zu haben behauptet, deren nur ein großer Theil durch Feuer verloren gegangen sei, und wenn nicht andere Zeugnisse da wären, die Malespini's Aussage bekräftigen. Mit diesen alten Traditionen verbindet sich ein ganz dichterisches Moment, das aus Volkserzählungen und Städtesagen entlehnt ist, wie sie nachher in den Novellisten gesammelt sind. Darum nennt auch Malespini mehrmals sein Werk eine Novelle.

Die Florentiner hatten sehr alte Familienbücher, Erinnerungen, die für mehr als bloße Genealogieen gehalten werden müssen. Aktenstücke und Documente wurden in den Familien gewissenhaft aufgehoben, weil die Großen bald von der Gemeinde ihrer Besitzungen beraubt, bald wieder von den Kaisern darin geschützt wurden, weil sie oft ihre Güter veräußerten und dann wieder in Anspruch nahmen, von welchem allem fast noch in vorgeschichtlicher Zeit Beispiele vorliegen; an solche Vorfälle knüpften sich oft interessante Facten, und diese verwandelten die ursprünglichen genealogischen Tabellen in Familienchroniken, und griffen die Familien in die Angelegenheiten der Stadt ein, so erwuchs daraus eine zugefügte Erzählung der Zeitbegebenheiten in Florenz. Diese Memoiren („Ricordanzen")*) stehen im umgekehrten Verhältniß zu den heutigen; sie enthalten eben so viel unverhüllte und naive Wahrheit, als jene Schmeichelei und Heuchelei, Entstellung und Lüge, Verläumdung und Schmähsucht; denn sie sind nicht wie jene auf Speculation, sondern blos für die Familie, und nicht einmal auf die Oeffentlichkeit berechnet, wie denn der Mediceer, der die Erinnerungen dieses Hauses begann, ausdrückliche Geheimhaltung derselben seinen Nachkommen auflegt. Gleichwohl ist nachgewiesen, daß der Enkel und Sohn die vom Großvater und Vater begonnenen Ricordanzen rücksichtslos für eigentliche historische Darstellung schon in den ersten Entwickelungsperioden der italiänischen Geschichtschreibung benutzt haben.

Vollendeter als die Chronik des Malespini ist die „Cronaca" des Dino Compagni, eines Zeitgenossen von Dante. Er hat ausführlich nur die Geschichte von 1280 bis 1312 geschrieben. Mit strenger Kritik verwirft er das Alte, verschmäht er die äußere Geschichte und beginnt mit dem Anfang der Parteiungen in Florenz, wie Macchiavelli. Er übergeht Alles, was zwischen dem Zwist der Buondelmonti und Uberti und dem Jahre 1280 liegt, weil ihm das theilweise nicht ausgemacht scheint. Ihm sieht man schon an dem gedrängten Stile, an der Schreibart, die oft nicht ohne dunkle Kürze ist, an, daß er nicht ein Chronist und Zeitungsschreiber ist, wie die Malespini und Villani; statt überall her aus allen Fernen unsichere Nachrichten zusammenzuhäufen, wie diese, heftet er den Blick fest auf die Geschichte seiner Vaterstadt, die er nicht annalenmäßig erzählt, sondern aus dem Gedächtniß schreibt, mit Vernachlässigung kleinlich genauer Zeitrechnung, nach dem inneren Zusammenhang der verwickelten Unruhen unter Edlen und Volk, überall glaubwürdig und treu, überall aber eine gewisse Kenntniß der Thatsachen voraussetzend, die er dann mit einem schätzbaren Commentar erläutert. Wir haben im Eingange des Abschnittes über Dante's Leben zum Theil mit den Worten dieses Historikers von dem Ursprunge der Guelfen und Ghibellinen in Florenz berichtet. In demselben Abschnitte ist auch eines etwas späteren florentinischen Chronikenschreibers gedacht, des Giovanni Villani, dessen Chronik eins der merkwürdigsten Bücher im Mittelalter ist. Um es recht zu schätzen, muß man erwägen, was vor ihm nicht nur in allgemeiner, sondern auch in italischer Specialgeschichte geschehen war. Im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Autoren stellt er den rohen Erzählern gegenüber den gebildeten Florentiner dar, den die römischen Geschichtschreiber zu seiner Arbeit angeregt hatten. Die Geschichte ward in Italien durch die Chronik des Villani ein Eigenthum aller Klassen; es ist darum eines der nationalsten und gelesensten in Italien gewesen, ward in großen Ehren gehalten und sogar in ottave rime übertragen.

Im Jahre 1300 war der junge Villani in Rom zur Feier des Jubiläums anwesend.

*) Vergl. oben Seite 172.

Bei Betrachtung der Herrlichkeit der Denkmäler und stolzen Trümmer zog er Vergleichungen zwischen dem Verfalle dieser Königin der Welt und dem emporblühenden Wohlstande seiner Vaterstadt. Dies brachte in ihm den Entschluß hervor, der letztern Geschichtschreiber zu werden, indem er (wie er meldet) erwog, daß Florenz, unser Vaterland, ein Geschöpf, eine Tochter Roms, sich fortwährend hebt und einer unermeßlichen Höhe entgegenstrebt, während Rom seinem Falle zueilt. Er legte zwar alsbald Hand an das Werk, aber durchstreifte (er war Kaufmann) gleichzeitig Niederland, Frankreich, Italien. Dabei vernachlässigte er den Dienst seines Vaterlandes nicht, und gehörte drei Mal zu den Prioren der Republik. Auch stand er dem Münzwesen vor und wir verdanken ihm ein genaues Verzeichniß der vor und zu seiner Zeit geprägten Münzen. Bei dem 1321 erfolgten Aufbau eines neuen Theils von Florenz hatte er die oberste Leitung des Werkes. Zwei Jahre später trug er die Waffen mit gegen Lucca und half das Vaterland gegen den furchtbaren Castruccio vertheidigen. Durch seine Reisen im In- und Auslande war er in Verbindung mit den angesehensten Männern seiner Zeit gekommen und unterhielt mit ihnen einen lebhaften Briefwechsel, welcher seine Ansichten über viele politische Zeitereignisse berichtigte. Villani war bei der Handlung der Bonacorsi Mitbetheiligter. Diese fallirten 1345, woran er völlig schuldlos war. Dessen ungeachtet schleppte man ihn öffentlich, ohne Rücksicht auf seine Geburt, seine Aemter, Talente und andere Verdienste, in ein Gefängniß, aus welchem er sich nur mit Mühe loszumachen wußte. Er ward 1348 ein Opfer der damals herrschenden Pest. Seine Reisen, Beobachtungen, Staatsgeschäfte und Verbindungen mit dem Auslande setzten ihn in den Stand, die florentinische Geschichte, worin selbst Nimrod im Anfange auftreten muß, vollständig und genau zu schreiben, so weit sie seine Zeit begreift. Auch über die Ereignisse in Frankreich, Niederland und England giebt er gute Aufschlüsse. Er war ein Guelfe. Dies macht ihn als Historiker etwas parteiisch; doch verläugnet er sein politisches Glaubensbekenntniß nirgends, so daß sich leicht erkennen läßt, welche Partieen seines Buches als verdächtig in ihrer Glaubwürdigkeit zu betrachten sind. Seine Chronik enthält 12 Bücher; er hat darin während der Erzählung der vaterländischen Begebenheiten die Geschichte von fast ganz Europa mit aufgenommen. In der Geschichte der ältern Zeit hat er Malespini oft wörtlich wiedergegeben, nennt aber diesen Gewährsmann nie; eine Freiheit, welche sich die Chronisten jener Zeit öfter nahmen, und welche dem Villani daher nicht übel gedeutet werden darf. Mit Friedrich Barbarossa beginnt er selbstständiger zu werden, indem er auch in andern Historikern nicht enthaltene Nachrichten mittheilt; mit dem Jahre 1268 wird er ganz eigenthümlich. Seine Geschichte gewährt ein Bild des Verlaufs eines Menschenlebens bis zum ersten Mannesalter; in den frühesten Zeiten bewegt sie sich nur mit fremder Hilfe, welche beim Fortschreiten immer weniger nöthig wird, bis die ausgebildete männliche Kraft selbstvertrauend sogar die Ideen von Krücke und Gängelband hinwegwirft und eigene Bahnen ungeleitet einschlägt. Die Sprache ist von der Akademie della Crusca als classisches Muster der Einfalt, des Reichthums und der Reinheit des toscanischen Dialects aufgestellt.*)

*) Wir theilen hier aus dem Eingange des I. Buches die Einleitung (Cap. 1) in einer Uebersetzung mit: „Sintemalen von unseren alten Florentinern sich nur wenige und unordentliche Schriften finden über die Dinge, die in unserer Stadt Florenz vorgegangen sind, entweder durch das Versäumniß ihrer Nächlässigkeit, oder bei der Gelegenheit, daß zur Zeit, als Totila, flagellum Dei, sie zerstörte, die Schriften verloren gegangen sind, so habe ich Johannes, Bürger von Florenz, in Anbetracht der Adeligkeit und Größe unserer Stadt, in den gegenwärtigen Zeiten dafür gehalten, daß es sich passe, zu erzählen und Aufzeichnung zu machen von dem Ursprunge und Beginne einer so schönen Stadt, von den bösen und glücklichen Veränderungen und den darin geschehenen Thaten; nicht, weil ich mich etwa gewachsen fühle, ein so großes Werk zu vollführen, sondern um unseren Nachfolgern Grund zu geben, nicht nachläsig zu sein, Schriften aufzusetzen von den bemerkenswerthen Dingen, welche in den Zeiten nach uns kommen werden, und um denen ein Beispiel zu geben, die Wissenschaft haben von den Veränderungen und den vergangenen Geschichten und den Anläßen und dem Warum, zu dem Zwecke, daß sie sich bemühen, die Tugenden zu üben und die Laster zu vermeiden, und die Widerwärtigkeiten mit tapferem Geiste ertragen, zum Wohle und zur Erhaltung unseres gemeinen Wesens. Und deshalb werde ich getreulich in diesem Buche erzählen in einfacher Volkssprache (in piano volgare), damit die Laien wie die Ungelehrten daraus Frucht und Ergötzung ziehen können, und wofern in irgend

Villani's Bruder Matteo, der sein Werk bis 1363 fortsetzte, bietet nur wenige Seiten, in denen er von seinem Bruder wesentlich abwiche. Er nennt sich in seinem Prolog einen Menschen von wenigen Kenntnissen, klagt über seine bitteren Erfahrungen und sagt, Gott habe ihn das Glück der Erde nicht kennen gelehrt. Schwerlich bekümmert ihn etwas anderes, als was auch seinen Bruder am Ende seines Lebens und seines Werkes drückte. Als ein Feind des Pöbels und in seinen politischen Gesinnungen dem Bruder gleich, bedauert er die alte Tugend verloren und den neuen Egoismus in Blüthe zu sehen.

In die Reihe der Villani, d. h. derjenigen älteren Historiker, die wenigstens noch einen Anstrich von wissenschaftlicher Bildung haben, gehört auch Donato Velluti. Er war 1313 geboren, und schon bei der Verschwörung der Frescobaldi war er in dem damals geschaffenen Magistrate der 40 buoni uomini, so jung er noch gewesen. Nachdem 1343, wie Velluti übereinstimmend mit Machiavelli angiebt, die Herrschaft des niederen Volkes völlig entschieden war, erscheint er sehr häufig im Dienste des Staats als Gesandter; später, da ihm dies lästig fiel, auch in anderen Aemtern, selbst im Gonfalonat. Zur Zeit der Pest gewann er ein großes Vermögen durch Erbschaften, und so paßt er unter mehreren Titeln in die Kategorie der Emporkömmlinge jener Zeiten, die Matteo so schief ansieht. Wie Villani in Dingen der Administration, so ward Velluti besonders viel in diplomatischen Geschäften gebraucht, und für eine detaillirte Geschichte der kleinen Kriege, Tractate und Bündnisse ist sein Buch (Chronica di Velluti dal 1300—1370) sehr wichtig.

---

einem Theile ein Mangel wäre, so überlasse ich es der Verbesserung klügerer Leute. Und zuerst werden wir sagen, woher der Ursprung unserer Stadt war, und dann fortfahren bis zu den Zeiten, bis zu welchen uns Gott Gnade verstatten wird, und nicht ohne große Anstrengung werde ich mich bemühen, die ältesten und verschiedenen Bücher, Chroniken und Schriftsteller wiederzugeben und aufzufinden, daraus die Thaten und Geschichten der Florentiner zusammenstellend, und zuerst den Ursprung der alten Stadt Fiesole, durch deren Zerstörung der Anlaß und der Anfang unserer Stadt Florenz entstand. Wenn unsere Einleitung sehr weit ausholt und in Kürze andere alte Geschichten erzählt, so scheint das für unseren Zweck nicht von Nöthen; es sei denn unterhaltend, nützlich und ermuntere unsere Mitbürger, die da sind und sein werden, wacker zu sein und von großer Thatkraft, wohl betrachtend, wie sie von edlem Geschlechte und wackeren Leuten abstammen, wie auch die alten guten Trojaner und die großmächtigen und adeligen Römer gewesen sind. Und auf daß unser Werk noch löblicher und besser sei, so flehe ich den Beistand unseres Herrn Jesu Christi an, in dessen Namen jedes Werk guten Anfang, Mitte und Schluß erhält."

Die Chronik fängt also mit dem Thurmbaue von Babel und vom Riesen Nimrod (Nembrot il gigante) an und giebt dann in drei kurzen Capiteln eine geographische Uebersicht der damals bekannten Länder, natürlich nach den drei Söhnen Noah's. Unter den Nordländern macht er namhaft die Normandie, Irland, die Pikardie, Flandern und das Königreich Frankreich, die Insel England und „die Insel Schottland." Sodann „Isilanda," Holland, Frisinlanda, Daneemarche, Norvea, Pollonia, Alamagna, Boemia, Ungaria, Sassogna (Sachsen), Gozia (Gothland) und Svezia (Schweden), Rossia und Cumania. — Es ist „der am meisten bevölkerte Theil der Welt, weil er an's Kalte stößt und deshalb gemäßigter ist." — Europa wurde zuerst bevölkert von den Söhnen Japhet's, des dritten Sohnes von Noah, ja, wie ein Meister der Geschichte Estodia (oder Estodio) erzählt, kam nach der Sündfluth Noah selbst mit seinem Sohne Janus nach Italien und starb daselbst. „Janus blieb dort, und von ihm gingen große Herren und Völker aus, und er that viele große Dinge in Italien." Von Noah im fünften Gliede stammte Attalante oder Attalo (der griechische Atlas), der Sohn Tagran's, oder Targeman, des Sohnes Tirras, des Sohnes Japhet, während Andere denselben von Cham, dem zweiten Sohne Noah's, ableiten durch Cus, Nimrot, Kres (den Stammvater der Kreter), Coelus, Saturnus und Jupiter; denn es kommt natürlich nichts darauf an, wenn Jupiter und Atlas aus dem Geschlechte der Neger stammen und ein schwarzes Gesicht mit zur Welt bringen: es kommt hier darauf an, zu zeigen, wie die Stadt Fiesole von einem Noachiden gegründet ist, und dann den Atlas, jenen libyschen Himmelsträger, zu einem solchen zu machen. Es hat damit folgende Bewandniß: Atlas hatte nach alter Sage sieben Töchter, die Hyaden (das Regengestirn), und davon führt eine bei Hesiod den Namen Phäsyle. Nun versteht es sich von selbst, daß die Stadt Fiesole, lateinisch Fäsulä genannt, von Niemanden anders den Namen haben konnte, als von dieser Hyade Phäsyle, der Tochter des Atlas, oder umgekehrt. „Dieser Attalante wohnte in Afrika tief im Westen, etwa Spanien gegenüber, und nach ihm benennen wir zuerst den großen Berg, der allda ist, den Berg Attalante, von dem man sagt, er sei hoch, daß er schier an den Himmel stoße, woraus die Poeten in ihren Versen Fabeln gemacht haben, daß selbiger Attalante den Himmel trage, und das geschah deshalb, weil er ein großer Astrologus war. Und seine sieben Töchter verwandelten sich in die sieben Sterne des Stieres, die wir gemeinhin „Gäckelchen" (gallule) nennen. Die eine dieser seiner sieben Töchter war die obenerwähnte Elektra, die Gemahlin von Attalante, einem (vom afrikanischen verschiedenen) König von Fiesole, welcher Attalante mit Elektra, seiner Frau und Vielen, die ihm folgten, durch das Augurium und den Rath des Apollino, seines Astrologen und Meisters, nach Italien kam in's Land Toscana, das von Menschen ganz unbewohnt war ..."

Ebenso wenig wie Velluti hatte Matteo Villani die Begebenheiten seiner Zeit beschrieben, um das Alterthum von Florenz zu verherrlichen wie Malespini, noch in einer politischen Tendenz wie Dino, noch in einem allgemeinen Interesse an den Verhältnissen der Völker und Staaten, mit denen Florenz in Handelsverbindung stand, wie Giovanni Villani, noch auch aus einem schöpferischen Drange, der sich am Ende gar keine Rechenschaft von dem Zweck einer solchen Arbeit giebt. Matteo, so wie sein Sohn Filippo Villani, der durch seine vite d'illustri uomini fiorentini bedeutender ist, der aber auch wieder das Werk des Vaters fortgesetzt hat, Beide erklären mit bestimmten Worten, nur um ein angefangenes großes Werk nicht ohne Fortsetzung zu lassen, unbestimmt geleitet von dem Bedürfniß der italiänischen Betriebsamkeit und Handels, Hand an ihre Arbeit gelegt zu haben.

Daher wird besonders bei Matteo der Raum, den die äußeren Angelegenheiten einnehmen, breiter; selten blickt er auf das Innere und thut's, wo es geschieht, mit Widerwillen, nicht sowohl aus Mißbilligung des einzelnen Geschehenden, als vielmehr aus Verdruß über das Verschwinden einer früheren Regsamkeit in Staat, Leben und Literatur, die mit der Menschenklasse, von der sie ausgegangen, zugleich ausgestorben zu sein schien.

Abgesehen von den verschiedenen Humanisten und Gelehrten, die sich in den nächstfolgenden Zeiten mit Geschichtschreibung beschäftigten, sich dabei jedoch der lateinischen Sprache bedienten, waren es im fünfzehnten Jahrhunderte hauptsächlich praktische Staatsmänner, zum Theil ganz ohne oder doch von geringer literarischer Bildung, die dem Machiavelli als Muster im scharfen Beurtheilen menschlicher Handlungen und der Staatsbegebenheiten vorhergingen, Männer wie Gino und Neri Capponi, Giovanni Cavalcanti u. A., deren Schriften M a c h i a v e l l i als gute Quellen benutzte. Um nun sogleich auf diesen wieder zurückzukommen, so ist das nie angefochtene und mit Recht für das größte seiner Werke gehaltene Geschichtsbuch in dem frohen Zeitraume geschrieben, wo Machiavelli wieder für jene kleinen Angelegenheiten verwendet wurde, über die er in seinen Briefen an Guicciardini und Nerli häufig genug scherzt. Mit seinen früheren Werken verglichen, läßt das Geschichtswerk größere Ruhe in der Ausarbeitung erkennen; was in den früheren Schriften oft allzu grell in scharfsinnigen Gegensätzen, allzu theoretisch erscheint, weicht hier seinem gesunden Verstande und seinem eminenten historischen Talente, das in der Geschichte nicht das Element verkannte, welches sich ewig neu und wechselnd gestaltet und in keine Regel fassen läßt. Er weiß mit einem bewundernswerthen Tacte zwischen wissenschaftlicher Geschichte, Tagesbegebenheiten und politischem Raisonnement zu unterscheiden. Vergebens sucht man auch nur die Spur des letzteren, dem er sich in seinen Briefen ganz ungehemmt überläßt, in seiner Geschichte; selbst die historischen Erfahrungssätze in den Discursen und sonst, die er, weil er der Erste war, der aus geschichtlichen Erfahrungen allgemeine Resultate zog, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit oft wiederholt, selbst diese sind hier selten; er nimmt nur die sichersten und allgemeinsten auf. Was die Zeitbegebenheiten angeht, so hat er die neueste Geschichte gar nicht behandelt, hat aber, wie aus seinen Briefen an Guicciardini hervorgeht, die Absicht gehabt, sie an die acht vollendeten Bücher anzureihen und hat auch wirklich in den historischen Fragmenten Material dazu gesammelt. Er würde hierbei unstreitig noch viel vorsichtiger verfahren sein, als in der Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, denn er kannte die Schwierigkeit der Behandlung der Zeitgeschichte sehr wohl in solchen Perioden, wo die wahren Motive der Handlungen in einer versteckten Politik verborgen liegen. Schon in dem letzten Theile seiner vollendeten Geschichte nimmt stufenmäßig die Schärfe der Urtheile über Personen und Begebenheiten ab, weil ihm die Pflicht der Unparteilichkeit zu heilig war, für die vielleicht außer Thucydides kein Geschichtschreiber je ein so feines Gefühl zeigte wie er; die Zeit des Cosmus ist die letzte, der er eine historische Stelle anweist, die er vergleichend beurtheilt; was folgt, läßt alles Urtheil frei; und es ist ein Meisterstück, wie er die Geschichte des berühmten Lorenzo behandelt, ohne daß man weiß, ist er ein Feind oder Freund, ein Bewunderer oder Verächter von ihm. Auf die vielseitigste Weise hat er sich aus moralischen, politischen, partiellen und individuellen An-

sichten sein historisches Urtheil gebildet und stufenmäßig sich von allen persönlichen Rücksichten, von aller Leidenschaft und Partei los und loser zu machen gesucht.

Er beginnt mit einer Schilderung der Erschütterungen des römischen Reiches unter dem Anfall der germanischen Barbaren und zeigt, wie unter den stets neuen Verheerungen, Vertreibungen und der raschen Folge von herrschenden Völkern und Fürsten, Städte untergingen und Städte entstanden, andere sich aus dem Staube zur ersten Größe erhoben, andere von der höchsten Macht zur tiefsten Unbedeutsamkeit zurücksanken, wie sich mit der Mischung der Völker die Sprache und die Benennung von Menschen, von Städten und Ländern veränderte und wie, um den Untergang der alten Welt zu vollenden und das Entstehen einer neuen zu begründen, neue Religionsideen mit den alten um die Herrschaft stritten. Im zweiten Buche geht er zur florentinischen Geschichte über, und faßt ganz ausschließlich in diesem und den beiden folgenden Büchern die älteren Zeiten der Republik von Seite der inneren Entwickelung. Und in der That ist die Geschichte von Florenz, auch abgesehen von den noch großartigeren Wirkungen in Kunst und Wissenschaft, schon von politischer Seite wichtig genug: dieses Ringen der Kraft mit der Schwäche, der Größe mit der Kleinheit, dies Ueberfliegen des geistigen Willens über die Schranken des physischen Vermögens, was Florenz bald unendlich erhebt, bald tief sinken läßt, malt sich in der Darstellung Machiavelli's unerreichbar treu ab. Um diesen Eindruck hervorzubringen, dient ihm besonders der Umstand, daß er im Hintergrunde immer die Geschichte von Rom zur Vergleichung bereit hatte: während er die Größe von Florenz im Einzelnen und Thatsächlichen in vortheilhaftes Licht setzt, wirft er es im Ganzen und im Resultat mit wenigen Worten, welche die Stadt von Toscana mit der alten Weltbeherrscherin zusammenstellen, in Schatten zurück. Vom fünften Buche an verläßt er die florentinische Specialgeschichte, um zur Geschichte von Italien zurückzukehren, weil die Florentiner, oder vielmehr die sie vertretenden Mediceer, sich von den äußeren Verhältnissen mußten bestimmen lassen, und weil ihre eigenthümliche Politik und Stellung neben anderen zutreffenden Umständen die ganze Natur der Menschen, Staaten und Zeiten veränderte.

Treffend charakterisirt Friedrich Schlegel (in seinen Vorlesungen über neuere Literatur) den Historiker Machiavelli: Im Stil und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht blos unter den Italiänern, sondern überhaupt unter den Neueren, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und grade zum Ziele treffend, wie Cäsar, ist er dabei tief und gedankenreich wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist es ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur anderen Natur geworden, stark, lebendig und angemessen zu schreiben, wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bei ihm nur wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. Wir knüpfen an dieses Urtheil noch die Bemerkung, daß vor Allem das Geschichtswerk Machiavelli's zeigt, was sich in der italiänischen Prosa leisten läßt.

Die übrigen Schriften in Prosa, die wir noch erwähnen wollen, gehören in das Gebiet der sogenannten schönen Literatur. Es befindet sich zwar unter ihnen eine Art Lebensbeschreibung, die Vita des Castruccio Castracani, Herrn von Lucca, doch hat allmälig die Ansicht ziemlich allgemeine Geltung gewonnen, daß dieses Werkchen nicht als ein historisches Denkmal, sondern etwa als ein politischer Roman anzusehen sei. Dem Helden, der von der Art der Cäsar Borgia ist, werden eine Menge Sentenzen des Plutarch in den Mund gegeben. Die Novelle Belfagor, die einzige, welche Machiavelli geschrieben, ist mehr als eine Satire gegen die Frauen zu betrachten: es ist sogar behauptet worden, daß diese Satire seiner eigenen Gattin (Marietta Corsini) gelten sollte. Sie wird übrigens den besten Novellen Boccaccio's an die Seite gesetzt. (Wir geben unten eine Uebersetzung derselben).

Die Hauptschriften in dieser Reihe sind jedoch Machiavelli's Komödien, literar-

historisch schon deshalb wichtig, weil sie, wenn auch nicht die ersten, so doch zu den ersten Lustspielen der ganzen neueren Literatur gehören. Mit größerem Rechte als irgend ein Anderer kann Macchiavelli als der Wiederhersteller der antiken Komödie gelten. Oft genug ist der Satz wiederholt und noch neuerdings von Macaulay ausgesprochen worden, daß, hätte der florentinische Secretair sich allein dem Drama gewidmet, er wahrscheinlich den höchsten Ruhm erreicht und eine dauernd heilsame Wirkung auf den Nationalgeschmack ausgeübt haben würde. Aus unserer obigen Darstellung ist ersichtlich, daß der kräftige Geist Macchiavelli's sich bei den äußern Schicksalsschlägen immer aufrecht erhalten, aber gegen den Kummer, den ihm das vergebliche Kämpfen durch Lehre und That für die Verwirklichung seiner Pläne sowie das Mißverstehen und die hoffnungslose Schwäche seiner Mitbürger und aller italiänischen Staaten bereitete, fand er in seinem Innern bei dem Mangel einer höhern Weltanschauung keine Arznei, und wenn er später bei seiner Wiederanstellung heiterer wurde und alsdann sogleich sein kräftiger Geist in Scherzen und Ausgelassenheiten übersprudelte, so blieb der Grundton derselben doch immer eine gewisse Bitterkeit und Verachtung der Menschen, die so tief unter ihm standen. In dieser Stimmung schrieb er denn auch seine Komödien.

Unter diesen ist die ausgezeichnetste die Mandragola (der Alraunwurzeltrank), worin die Malerei der Menschen und die Satire an Lebhaftigkeit und Feinheit unübertrefflich ist, so wie die Frische und Energie der Sprache, die Reinheit des Stils und die Grazie des Ausdrucks uns mit Bewunderung für die innere Kraft des Mannes erfüllen, der seinen Geist in der Verbannung durch Gespräche mit Fleischern und Ziegelbrennern vor dem Einrosten zu bewahren suchte. Auch seine Komödien nannte er eine Abirrung von seinem eigentlichen Lebenszweck, und entschuldigte sich in dem Prolog zur Mandragola gegen diejenigen, welche den Gegenstand derselben eines weisen und ernsten Mannes nicht würdig finden sollten, damit, daß er mit diesen eiteln Gedanken seine traurige Zeit erheitern wolle, da er nichts anderes habe, wohin er den Blick wenden könne; es sei ihm abgeschnitten, durch andre Thaten andre Tugenden zu zeigen, und für seine Mühen sei kein Lohn mehr. Diese Mandragola ist zugleich eine der muthwilligsten und zügellosesten Komödien, aus der man die erstaunliche Ueppigkeit der Italiäner erkennt, und recht gut begreift, wie sie bei dem gleichzeitigen glücklichen Manöver der Hierarchie, die dem erregbarsten Volk Europa's fast keine andre Beschäftigung als Luxus und Ueppigkeit übrig ließ, und bei der gänzlichen Unterdrückung der Reformation und des geistigen Aufstrebens nothwendig zu der moralischen Schwäche des 17. und 18. Jahrhunderts sinken mußten. Es wird behauptet, dieser Komödie habe ein wahrer Vorfall in Florenz zu Grunde gelegen. Das Stück hatte einen wahrhaft wunderbaren Erfolg: zum ersten Mal geschah es, daß ein moderner Dramatiker so durchgreifenden Beifall fand. Die Akademiker von Florenz stritten sich um die Rollen und Papst Leo X. ließ sich nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Decorationen zum Stücke von dort nach Rom kommen. Der mehrgenannte Guicciardini ließ überdies — zugleich zum Besten der Familie Macchiavelli's — die Mandragola in Modena zur Aufführung bringen, und zu diesen „Benefizvorstellungen" dichtete der Verfasser die Canzonen des Intermezzo zwischen den fünf Acten. Voltaire, der feine Kenner des komischen Geistes und kaustischen Witzes, zog dieses Lustspiel allen Komödien des Aristophanes vor. Erfindung, Ausführung und Dialog sind in diesem Stücke ebenso meisterhaft, als die Charakteristik der handelnden Personen unübertrefflich ist. Der einzige Mangel desselben möchte, abgesehen von der unästhetischen Art der Intrigue, der sein, daß man schon lange vor dem Eintritte der Katastrophe in das Gewebe hinlänglich eingeweiht worden, um etwas anderes zu erfahren, als was man ohnehin zu erwarten berechtigt war, so daß die Katastrophe der eigentlichen Ueberraschung ermangelt.*)

*) Eine Skizze des Inhalts dieses Lustspiels ist ganz geeignet, das Wesen der italiänischen Komödie klar zu machen. Ein sehr launiger Prolog eröffnet das Stück. Callimaco, ein junger edler Florentiner, der in Paris erzogen war und seine Zeit den Studien und geselligen Vergnügungen gewidmet hatte, lebte dort unter den glücklichsten Verhältnissen. Eines Tages gerathen zwei ihn

Eine zweite Komödie Machiavelli's, **Clizia**, ist eine Nachahmung von Plautus' Casina, welches Lustspiel wiederum eine Nachahmung der verlorenen Kleroumenoi des Diphilus ist. Plautus war unstreitig einer der ersten lateinischen Schriftsteller; allein die Casina ist keineswegs sein bestes Lustspiel, dabei auch durchaus nicht leicht nachzuahmen. Dann ist die Erzählung auch moderner Lebensanschauung so fremd, wie die Entwicklung neuer Darstellungsweise entgegengesetzt ist. Während der ganzen Handlung verweilt der Liebhaber auf dem Lande und die Holde in ihrem Zimmer, indem sie ihr Schicksal einem verrückten Vater, einer verschmitzten Mutter und zwei spitzbübischen Bedienten überlassen. Machiavelli hat seine Aufgabe mit Geschick und Geschmack gelöst. Er hat das Ganze

---

besuchende Landsleute darüber in Streit, ob den Italiänerinnen oder Französinnen der Vorzug gebühre. Der Vertheidiger der erstern ereifert sich sehr und bricht in die Versicherung aus, daß, wenn auch alle italiänischen Weiber Ungeheuer sein möchten, doch eine seiner Anverwandtinnen, **Lucrezia Calfucci**, schön genug wäre, ihrer Aller Ehre zu retten. Er hat dann eine so begeisternde Schilderung von ihrer Anmuth und Sittsamkeit gemacht, daß Callimaco, ohne die Dame je gesehen zu haben, völlig in sie verliebt wird, und sogleich nach Florenz abreist, wo er findet, daß das Gerücht von der schönen Lucrezia weit hinter aller Wahrheit zurückgeblieben ist. In der ersten Scene des Stückes macht er seiner Verzweiflung Luft, daß die Dame, welche an den einfältigen Doctor juris **Nicia** vermählt ist, so spröde und zurückhaltend ist, daß ihm nicht die geringste Hoffnung übrig bleibt, die Willfahrung seiner brennenden Wünsche von ihr zu erlangen. Nur an zwei Umstände glaubt er noch die verschwindende Aussicht des Gelingens knüpfen zu können: die Pinselhaftigkeit des Eheherrn der holden Spröden und den bisher lange unerfüllt gebliebenen Wunsch Beider nach Elternfreuden. **Ligurio**, ein verschmitzter Schmarotzer, der für Geld und volle Tafel sowohl dem Nicia als Callimaco zu dienen bereit ist, muß auf des Letztern Veranlassung dem albernen Doctor weiß machen, daß eine Badereise das zum Erfolge haben würde, was beide Eheleute so sehnsüchtig wünschen. Callimaco, dem Nicia persönlich unbekannt, wird dem verehelichten Tropfe als eben aus Paris angekommener Doctor präsentirt und legitimirt sich bei demselben durch einige armselige lateinische Phrasen als den grundgelehrtesten Mediciner, dem Nicia unbedingt trauen zu können glaubt. Nach einer Menge äußerst pfiffiger Wendungen, welche der Liebhaber und der Schmarotzer gebrauchen, wird der arme Doctor steif und fest überzeugt, daß die Unfruchtbarkeit seiner Gattin durch ein Alrauntränkchen gehoben werden könne, welches angeblich von dem verkleideten Doctor bei den Königinnen und Prinzessinnen Frankreichs mit dem gesegnetsten Erfolge gebraucht worden ist. Der Doctor juris ist außer sich vor Freuden. Seine Seligkeit wird aber garstig durch Callimaco's Erklärung vernichtet, daß der Mann, welcher, nachdem die Frau den Trank genommen, zuerst sie umarmt, binnen acht Tagen des Todes ist. Man eröffnet dem Ehepinsel den Ausweg, daß man ja einem Dritten die erste Umarmung überlassen könne, durch welche das Gift, welches der Dame durch den Trank zugekommen sei, hinausgezogen werde. Es wird verabredet, daß Callimaco, Nicia, Ligurio und Siro, des Callimaco Bedienter, sich Nachts vermummen, die Straßen durchziehen und den ersten besten jungen Kerl ergreifen, knebeln und zu jenem Ende der Lucrezia zuführen sollen. Dann soll er heimlich wieder fortgeschafft werden, ohne zu wissen, wo er gewesen. Nicia ist damit zufrieden, hält aber für unmöglich, daß seine Gattin zu diesem Stücke jemals ihre Einwilligung geben wird. Dafür weiß Ligurio Rath. Auf die artigste, feinste und verschmitzteste Weise wird der Beichtvater Lucrezias, der Pater Timoteo, durch Bestechung gewonnen, die abenteuerlichste Verführung der rechtschaffensten Frau als ein frommes gottgefälliges Werk zu fördern, und in seiner jesuitischen Meditation diese Abscheulichkeit vor sich selber als eine gute That von seiner Seite zu rechtfertigen, und jene Vermummung in der lächerlichsten Verkleidung selber mitzumachen, um vor dem Nicia als Callimaco zu agiren, welcher dem Hahnrei unbewußt natürlich den jungen Kerl spielen muß, den man der Lucrezia zuführen will. Dem Mönche gelingt die niederträchtige Ueberlistung der keuschen Lucrezia, und das Bubenstück wird ganz zu Callimaco's Zufriedenheit vollführt, der sich nach vollbrachter That Lucrezien entdeckt. Da diese sich durch die Schlauheit eines so feurigen zärtlichen Liebhabers, die Pinselhaftigkeit ihres alten thörichten Gatten, die Einfalt ihrer Mutter und die Bosheit ihres Beichtigers um ihre Unschuld betrogen sieht, ergiebt sie sich, in dem Glauben, daß ein Beschluß des Himmels Alles also gefügt habe, und entschließt sich, den Callimaco zu ihrem Herrn und Führer anzunehmen und denselben ihr ganzes Glück sein zu lassen. Höchst ergötzlich ist, wie die übrigen Personen, während Callimaco bei der Lucrezia ist, den verschiedenen Intentionen gemäß, welche sie durch diesen Streich realisirt zu sehen hoffen, sich geberden und reden, und wie der Mönch, welcher über den Ausgang gespannt die ganze Nacht über nicht schlafen kann, immerfort den geistlichen Verrichtungen seines Standes obliegt, Morgengebete hersagt, Legenden der Heiligen liest, die heiligen Lampen anzündet u. s. w. (In einem Urtheile über diese Komödie wird Folgendes bemerkt: Ein Meisterstreich wird darin auf die drei Facultäten der Rechtsgelehrten, Mediciner und Gottesgelehrten geführt. Auf keine pikantere Weise konnte er das verderbte Pfaffenthum angreifen, als durch die Art, wie er den Pater Timoteo debutiren läßt, und eine ungemein feine Ironie liegt darin, daß er den Mönch nicht als einen eigennützigen, gemeinen Betrüger zeichnet, sondern daß dieser in der Aussicht, die Bestechung, welcher er erliegt, werde seinem Kloster zu Statten kommen, und dadurch ein heiliger Zweck erreicht werden, noch eine Freude über seine Abscheulichkeit empfinden kann und als ein rechter Pharisäer in den Almosen, welche Callimaco und Nicia zur Austheilung an Bedürftige ihm spenden, einen thätigen Erweis der Nächstenliebe zu finden vermag.)

einem verschiedenen Zustande der Gesellschaft angepaßt und es auf sehr kluge Weise mit der Geschichte seiner eignen Zeit verknüpft. Die Darlegung des dem kindischen, alten Liebhaber gespielten Streiches ist ausnehmend humoristisch. Sie übertrifft die entsprechende Stelle in dem lateinischen Lustspiele bei weitem und steht kaum hinter dem Berichte zurück, welchen Falstaff von seinem Tauchbade giebt. — Noch zwei andere Lustspiele ohne Titel, wovon jedoch das eine in Versen, erscheinen unter Machiavelli's Werken. Das in Prosa ist sehr kurz, ziemlich lebendig geschrieben, indessen von keinem besondern Werthe. Das andere hält man für unecht.

Von den übrigen Dichtungen Machiavelli's stehen den Komödien in Bezug auf Laune und Humor seine Carnevals-Gesänge am nächsten. Sie sind in den von Grazzini herausgegebenen: „Tutti i Trionfi, Carri, Mascherate o Canti Carnascialeschi andati per Firenze dal Tempo del Magnifico Lorenzo de' Medici sino all' anno 1559" und 1750 unter dem erdichteten Druckorte „Cosmopolis" zu Florenz abgedruckt. (Wir theilen unten die metrische Uebersetzung eines dieser Canti Carnascialeschi mit). Außer einigen anderen lyrischen Gedichten, Sonetten, Canzonen, hat Machiavelli aber auch größere Dichtungen in Terzinen hinterlassen, die nach Gehalt und Form zu den ausgezeichnetsten ihrer Art gehören. Wir haben schon oben in der Lebensdarstellung seiner „Capitoli" und ausführlicher des Gedichts vom „goldenen Esel" („Asino d'oro") erwähnt. Dieses Gedicht enthält in acht „capitoli" die reizende, höchst anmuthige, in leichtem Schwunge sich bewegende Erzählung einer Reise des Dichters in das Land, wo sich die von der grausamen Circe in Thiere verwandelten Menschen aufhalten, deren verschiedene Gattungen er mit heiterem Humor zeichnet. Besonders hervorragend ist die Schilderung von der Persönlichkeit und den Reizen einer Nymphe, welche jene Heerden beaufsichtigt und hütet, und den durch Zufall in dieses Reich gerathenen Dichter äußerst freundlich aufnimmt und beherbergt. — Seiner übrigen capitoli sind vier: die Capitel über die Gelegenheit, das Glück, die Undankbarkeit und den Ehrgeiz (capitoli dell' occasione, di fortuna, dell' ingratitudine, dell' ambizione). Aus diesen „Capiteln" erkennt man den Mann, dessen eigentliches Lebenselement das Wohl und die Macht seines Vaterlandes war, der mit demselben sich geistig erhob und fiel, bei seiner durchaus praktischen, auf das Thätige und Wirkliche gerichteten Natur nichts kannte und wünschte, als die reelle Entwickelung des Staats, nicht nach einem allgemeinen Ideal der Menschheit und der Gesellschaft, sondern nur nach dem politischen, früher wirklich vorhandenen, also erreichbaren Muster der Römer. Er dichtete diese Elegien während seines Exils, wo er bei dem Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit eine undankbare Zurücksetzung und Vernachlässigung erfahren mußte. Daher ist in seine Trauer über die so deutlichen Zeichen der Schwäche und des Verfalls in Italien auch eine gewisse Bitterkeit über das Betragen der Staatsmänner gegen ihn selbst eingemischt. Indessen verliert dadurch der ästhetische Werth seiner Capitel um so weniger, als sich Machiavelli in Klagen ergießt, welche ziemlich allgemein sind, welche die meisten großen Männer in allen Republiken und an allen Höfen führten und weil er selbst ein Mann war, dessen Unglück und Unthätigkeit auch in einem weiteren Kreise Wirkung machte.

Das erste capitolo enthält ein kurzes Gespräch des Dichters mit der Gelegenheit (occasione), die ihm ihre Attribute erklärt. Sie hat den Fuß auf einem immer rollenden Rade und Flügel an den Füßen, um in ihrem Laufe Jeden zu verblenden. Nur vorn hat sie Haare und bedeckt sich damit das Gesicht, damit sie Niemand erkenne, wann sie kommt. Hinten ist sie ganz kahl und wer sie einmal hat vorübergehen lassen, der kann sie nicht mehr ergreifen; diesen packt dann die Reue, die mit ihr geht. — In dem Capitel über die Fortuna wird zuerst diese und ihr Treiben beschrieben, wie sie die Guten oft unter ihren Füßen hält, den Schlechten erhebt und nie erfüllt, was sie verspricht. Ihr Palast ist überall offen, der Eingang Niemandem verwehrt, doch der Ausgang unsicher; im Innern drehen sich so viele Räder, als es verschiedene Wege zu allen ersehnten Dingen giebt. Um den

Palast ist die ganze Welt versammelt, neugierig, voll Ehrgeiz und voll Begierden. In dem immer neuen Schwarm stehen oben an die Jugend und die Kühnheit; die Furcht ist in den Staub geworfen und wird von Reue und Neid gequält; nur die Gelegenheit scherzt um die Räder und umgaukelt sie, ein einfältiges Kind mit flatterndem Haar. Die Räder ruhen niemals, sie werden von Müßiggang und Noth umgedreht. Ueber den Pforten des Palastes sitzen ohne Augen und Ohren das Schicksal und der Zufall. Macht, Ehre, Reichthum und Gesundheit sind die Preise, womit Fortuna ihre Günstlinge überhäuft, und durch Knechtschaft, Schande, Krankheit und Armuth zeigt sie ihre rasende Wuth. In ihrem Tempel sind die Bilder ihrer Triumphe — zuerst zeigt sich, wie einst unter dem Aegypter der Erdkreis unterjocht war, dann wie der Assyrer sein Scepter schwang, dann der Meder, der Perser, der Grieche: man sieht die erhabenen Thaten des Römerreiches, man erblickt die Bilder Alexander's und Cäsar's unter denen, die im Leben glücklich waren, und aus ihnen erkennt man, wie der Fortuna derjenige am liebsten ist, der sie drängt und stößt und treibt: dennoch erreichte der Eine nicht den ersehnten Hafen, der Andere liegt, mit Wunden bedeckt, ermordet im Schatten des Feindes. Fortuna freut sich des Sturzes der Männer und die Wenigen, die in vergangenen Tagen glücklich waren, starben, ehe ihr Rad sich rückwärts drehte oder fortwälzend sie in den Abgrund schleuderte. — Im Capitel über die Undankbarkeit (dell' ingratitudine) wird diese eine Tochter des Geizes und des Argwohnes genannt, die in den Armen des Neides gesäugt sei. Sie habe ihren Hauptsitz in der Brust der Fürsten und Könige, und von hier aus bespritzt ihr verrätherisches Gift die Herzen aller Menschen. Wer sich anfangs glücklich preist, nimmt das Wort bald zurück, wenn er sein Blut, seinen Schweiß, seines Lebens Kräfte im treuen Dienste aufgewendet und durch Verläumdung und Kränkung belohnt sieht. Diese grausame Pest kommt immer mit drei Pfeilen in ihrem Köcher, womit sie bald diesen, bald jenen zu treffen nicht aufhört. Der erste dieser Pfeile macht, daß der Mensch die Wohlthat eingesteht, ohne sie zu belohnen, der zweite, daß der Mensch die Wohlthat leugnet, doch ohne zu kränken, der dritte, daß der Mensch nie der Wohlthat gedenkt, noch sie belohnt, sondern daß er nach seiner Macht den Wohlthäter zerfleischt und beißt. Wenn dieses Gift im Herzen jedes Mächtigen triumphirt, so weilt es doch am liebsten im Herzen des Volks, sobald dieses regiert. Schließlich führt der Dichter den Satz kurz durch, daß das Unrecht der Verleumdung oft den sanften Sinn in einen grausamen verwandelt, und daß mancher tugendhafte Bürger einer Republik sich zum Tyrannen aufgeworfen habe, um den Schaden des Undanks nicht zu leiden. — In dem letzten Capitel über den Ehrgeiz (dell' ambizione) hören wir den Staatsmann, der das Unglück Italiens ahnt und die Ursachen desselben kennt. Ehrgeiz ist ihm der Hauptfeind des menschlichen Geschlechts, durch den die Welt den ersten gewaltsamen Tod, das erste blutige Gras sah. Und als dieser schlimme Saame aufgegangen war und die Ursache des Bösen sich vermehrt hatte, da war kein Grund mehr, warum das Unrecht meiden. Hieraus entsteht ohne Gesetz und Recht der Wechsel aller irdischen Zustände. Doch in jedem Volk herrscht der Ehrgeiz in gleicher Art: aber Frankreich ist siegreich und Italien von einem stürmischen Meer von Leiden zerwühlt. Der Grund ist, daß, wo sich mit dem Ehrgeiz ein kühnes Herz und tapfere Waffe vereinen, er sein Unheil nie nach innen, sondern nach außen richte, daß aber Knechtschaft, Unbill, Drangsal das Loos des Volkes sei, das zugleich ehrgeizig und feige ist.

Noch sind die beiden „Decennali" betitelten historischen Dichtungen, ebenfalls in Terzinen, zu nennen. In schonungsloser Art erzählt darin der Dichter die Geschichte wichtiger Ereignisse aus den letzten Jahrzehenden; scharf und bitter genug zieht er über Personen- und Zeitgebrechen her. Während Macchiavelli in seinen Gesandtschaftsberichten (Legazioni) und Briefen die Begebenheiten einzeln betrachtet, wie sie erscheinen, und auf die kleineren Wirkungen menschlicher Triebfedern und Willkür Rücksicht nimmt, während er darin die Plane und Absichten der einzelnen, der Fürsten und Republiken, nach ihrem Ehrgeize, ihrem Muthe oder ihrer Furcht, ihrer äußeren Hilfsmittel, Verhältnisse und Lagen, nach den Intriguen der Höfe und den Charakteren der Fürsten und ihrer Diener berechnet, betrachtet er

dagegen in den „Decennalen" größere Zeiträume schon aus einiger Ferne, beurtheilt er dieselben Triebfedern nicht mehr bloß aus dem politischen Gesichtspunkte, sondern auch aus einem moralischen; nicht das Kluge reizt ihn hier allein, auch das Edle und Große; er verläßt das Einzelne und Abgerissene und betrachtet sein Verhältniß zum Allgemeinen: das Innere kommt in Anschlag, die geistigen Quellen der Kraft oder die Ursachen der Schwäche in den Nationen; er warnt vor dem Dunkel der Zukunft und vor der Göttin, welche die Dinge der Erde lenkt. Hier behandelt er die Gegenseite von dem freien Willen der Menschen, das Fatum, die innere Nothwendigkeit, die der große Zusammenhang der Menschheit bedingt, im Dantischen Orakelton, voll treffender Urtheile, Bilder und Gedanken.

Einfachheit und Eleganz ist das Charakteristische der poetischen Formen Machiavelli's. Seine Klarheit und Deutlichkeit ist nicht das Ergebniß vieler Worte und Umschreibungen: kunstlos und besonnen bewegen sich durch die schmucklos und anmuthig dahin eilenden Worte die gedrungenen Gedanken. Erst wenn man den Dichter, den Geschichtschreiber, den Staatsmann Machiavelli neben einander stellt, strahlt die eminente Größe seines Genies im vollen Glanze. Doch haben Viele bei aller Anerkennung dieses Genies nicht vermocht, dem politischen Charakter des florentinischen Staatssecretairs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Erst die vorherrschend combinatorische Thätigkeit der neueren und neuesten Zeit ließ ihm sein Recht angedeihen, indem sie ihn im Verhältnisse zu seiner Zeit und in dem Lichte, welches aus dem Gesammteindrucke seiner Werke hervortritt, darstellte. Männer, wie Herder, Fichte, Luden, Ranke, und von den Engländern Hallam und Macaulay übernahmen es, die Vertheidigung des Schwerbeschuldigten zu führen; vor Allen aber hat sich Gervinus das nicht geringe Verdienst erworben, in einer gründlichen Prüfung des Inhalts der verschiedenen Schriften Machiavelli's eine Ehrenrettung desselben gegeben zu haben. Nicht besser als mit den Worten dieses deutschen Ehrenretters können wir unsere Charakteristik schließen: „In Machiavelli's Haupte bewegte sich fast Alles, was seine Nation und seine Zeit, die eine der ungeheuersten und größten ist, hervorbrachte, und spiegelte sich in seinen Schriften ab. Die romanischen Nationen kennen nach ihm keinen größeren Mann; Alles was dort Boden hatte, sproßte in seinem Geiste. Größeres kann man von einem Menschen niemals sagen. Sein Jahrhundert bezeichnet im Süden den großen Wendepunkt, der den Uebergang von den Bestrebungen in der Kunst zu denen in der Wissenschaft bildet; solche Zeiten treiben überhaupt die Geschichtschreibung zur Blüthe; Machiavelli hat hier die Bahn gebrochen durch seinen großen Ueberblick der menschlichen Verhältnisse und durch sein Aufsuchen der Gesetze der moralischen Welt; er ist der Vater der neueren wissenschaftlichen Behandlungsart der Geschichte. Im politischen Leben bot der Süden von Europa zu seiner Zeit die letzte Kraft auf, um die Reste seiner republikanischen Ordnungen zu halten. Machiavelli schrieb dafür mit Scharfsinn und mit einem rührenden Glauben an den Erfolg dieser Anstrengungen. Auf den Trümmern der Völkerfreiheit pflanzten die Könige von Spanien und Frankreich ihre absolute Herrschaft auf, Machiavelli erkannte die Nothwendigkeit dieser Veränderung und schrieb dafür mit nicht minderem Scharfsinn, aber mit Bitterkeit und einer unwilligen Fügsamkeit in den Zwang. Jene Geschlechter stellten zuerst große stehende Heere auf und veränderten zweckgemäß die militärischen Ordnungen des Mittelalters; jene Fürsten schufen und befestigten das System des politischen Gleichgewichts und die neue Art von Staatskunst, die damit verknüpft war; Machiavelli schrieb seine Bücher vom Kriege und wies auf die spanischen und schweizerischen Ordnungen, wie auf das römische Alterthum; und seine politischen Schriften haben alle Staatsmänner zu jener Zeit für die gründlichste Schule der Belehrung in dem neuen Systeme gehalten. In seinen Schriften liegt das sinkende Geschlecht und das steigende; das Veraltete und Eingewurzelte wie das Neukeimende in den Generationen; der Untergang wie der Aufgang. Sein Genius erkannte das Neue, erkannte dessen Nothwendigkeit und schuf dafür; sein Herz hing am Alten und verließ es nur mit Schmerz. Wenn er in diesem Zwiespalte seines Innern sein Vaterland aufgiebt, die Menschen verachtet und sich jener Bitterkeit überläßt, die seine Schriften durchzieht, wer will ihn darum anklagen, und nicht vielmehr die Geistesstärke

bewundern, mit der er für das Wohl seines Vaterlandes Alles versuchte, Alles opferte, für das Wohl seines Vaterlandes, an dessen Kraft und Würdigkeit er verzweifelte und verzagte."

Macchiavelli's Gesammtwerke sind seit 1531 außerordentlich oft gedruckt worden, hauptsächlich in Florenz und Rom, dann aber auch in Mailand, Genf, Basel, Paris, London, Philadelphia u. a. O. Von den einzelnen Schriften sind besonders häufig erschienen: die florentinischen Geschichten, die Discurse, vor Allem der Fürst. Von diesen Schriften giebt es verschiedene deutsche Uebersetzungen. Die Discorsi erschienen 1776, von dem Kriegsrath Scheffner übersetzt; die „florentinischen Geschichten" in einer Uebersetzung von W. Neumann (Berlin 1809, 2 Bde.) und neuerdings von A. Reumont (Leipzig 1846, 2 Bde.); vom „Principe" kamen im vorigen Jahrhundert mehrere Uebersetzungen heraus, 1745 in Frankfurt, 1751 in Hannover, 1762 ebendaselbst, dann 1804 in Arnstadt, worauf zunächst die Uebersetzung von Rehberg, mit weitläuftigen Bemerkungen, erschien (Hannover 1810 und 1824), später eine vom Grafen von Hohenthal-Städeln (Leipzig 1832), der zugleich den „Antimacchiavell" in einer Uebersetzung mitgab, zuletzt von G. Regis (Stuttgart 1840) und gleichzeitig von K. Riedel (Darmstadt 1840). Außerdem erschienen „Historische Fragmente von Macchiavell" (herausgegeben von H. Leo, 1828) und „Briefe des florentinischen Kanzlers und Geheimschreibers Niccolo Macchiavelli an seine Freunde," übersetzt von H. Leo (Berlin 1826). — Auch von den sämmtlichen Schriften ist eine deutsche Uebersetzung, von J. Ziegler, vorhanden, die viele Anerkennung gefunden hat (Macchiavelli's sämmtliche Werke. 8 Bde. Karlsruhe 1832—1841). — Von den vielen deutschen Schriften über Macchiavelli führen wir nur die treffliche Abhandlung von Gervinus an, welche unter dem Titel: „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert, mit Erläuterungen über den sittlichen, bürgerlichen und schriftstellerischen Charakter des Macchiavelli," in den „historischen Schriften" desselben Verfassers (Frankfurt 1833) erschienen ist. Sie bildet eine Art Macchiavelli'scher Encyklopädie, da in ihr Alles berücksichtigt ist, was als bedeutsam in den vielen verschiedenartigen Schriften des Florentiners hervortritt.

---

## Auswahl von Uebersetzungen Macchiavelli'scher Schriften.

### I. Aus der Schrift: Vom Staate oder Betrachtungen über die zehn ersten Bücher des Titus Livius.

#### So lobenswerth die Gründer einer Republik oder eines Reiches sind, so verabscheuungswürdig sind die Gründer einer Tyrannei.

(Buch 1, Cap. 10.)

Von allen berühmten Männern sind die Häupter und Stifter der Religionen am berühmtesten. Die nächste Stufe nehmen die Gründer der Republiken und Reiche ein. Nach ihnen sind die Männer berühmt, welche als Feldherren entweder ihr eigenes Gebiet oder das ihres Vaterlandes vergrößert haben. Diesen schließen sich die Schriftsteller an, die nach dem verschiedenen Inhalt ihrer Werke und dem Grade der Vollkommenheit derselben gepriesen werden. Jedem Anderen aus der unzähligen Menschenmenge wird einiges Lob zu Theil, je nachdem er es durch seine Kunst oder sein Geschäft erwirbt.

Ehrlos und verabscheuungswürdig sind hingegen die Zerstörer der Religionen, die Zertrümmerer der Reiche und Republiken, die Feinde der Tugend, der Wissenschaft und jeder andern Kunst, welche dem Menschengeschlecht Nutzen und Ehre bringt: ich meine die Gottlosen und Gewaltthätigen, die Unwissenden, die Müßiggänger, die Niederträchtigen und Taugenichtse.

Niemand wird jemals so blödsinnig oder so weise, so böse oder so gut sein, daß er bei freier Wahl zwischen beiden Gattungen von Menschen nicht die Lobenswerthen loben, und die Tadelnswerthen tadeln sollte. Gleichwohl folgen fast alle, durch eiteln Glanz und falschen Ruhm verblendet, mit Willen oder unwissend, den Fußtapfen derer, die eher Tadel als Lob verdienen. Während sie durch Gründung einer Republik oder eines Reiches Unsterblichkeit erringen könnten, wenden sie sich zur Tyrannei und gewahren nicht, welchen Ruhm, welche Ehre, Sicherheit und Ruhe, welche innere Zufriedenheit sie fliehen, um sich der Schmach der Verachtung, dem Tadel, der Gefahr und Unruhe in die Arme zu werfen. Unmöglich würden die Männer, welche als Bürger eines freien Staates leben, oder sich durch Glück und Verdienst zu Fürsten desselben emporschwingen, die Geschichte lesen, sich aus den Ueberlieferungen der alten

Großthaten einen Kenntnißvorrath sammeln, und doch als Bürger lieber ein Cäsar denn ein Scipio; als Fürsten lieber ein Nabis, Phalaris und Dionys, denn ein Agesilaus, Timoleon und Dion sein wollen; denn jene würden sie auf das Tiefste verabscheut, diese ausnehmend gelobt finden, daß Timoleon und die andern in ihrem Vaterlande nicht weniger Macht als Dionys und Phalaris hatten, hingegen bei weitem die größere Sicherheit genossen.

Es lasse sich Niemand durch Cäsar's, von den Schriftstellern hoch gefeierten Ruhm blenden. Seine Lobredner waren durch sein Glück bestochen und durch das Kaiserreich eingeschüchtert, welches so lange unter seinem Namen beherrscht wurde, und den Schriftstellern nicht erlaubte, sich frei über ihn zu äußern. Will man aber wissen, was die Schriftsteller frei von ihm sagen würden, so betrachte man, was sie von Catilina sagen. Noch größeren Abscheu verdient Cäsar, weil der mehr Tadel verdient, welcher ein Unrecht gethan hat, als der, welcher es nur thun wollte. Man betrachte ferner, durch welche Lobeserhebungen sie Brutus feiern; betrachte, daß sie Cäsar's Feind in den Himmel erheben, weil sie, wegen seiner Macht, Cäsar selbst nicht tadeln können.

Wer sich zum Fürsten einer Republik emporgeschwungen hat, möge erwägen, wie viel größeres Lob in den Zeiten des römischen Kaiserreichs die Kaiser verdienten, welche als gute Fürsten unter den Gesetzen lebten, als die, welche auf die entgegengesetzte Weise lebten. Er wird sehen, daß Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin und Marc Aurel, der Prätorianer und der Menge der Legionen zu ihrem Schutze nicht bedurften, weil sie ihre Tugend, die Liebe des Volks und das Wohlwollen des Senats vertheidigte. Er wird ferner sehen, daß für Caligula, Nero, Vitellius und so viele andere lasterhafte Kaiser die Heere des Orients und Occidents nicht hinreichten, um sie vor den Feinden zu sichern, welche ihnen ihr schuldvolles Benehmen und ihr ausschweifendes Leben erzeugt hatten.

Die Geschichte der Kaiser, wohl erwogen, ist eine große Lehre für alle Fürsten, auf welchem Wege sie zum Ruhme oder zum Tadel, zur Sicherheit oder zur Furcht gelangen werden. Von den 26 Kaisern, die von Cäsar bis zu Maximin regierten, wurden 16 ermordet, 10 starben eines natürlichen Todes, und wenn sich unter den Ermordeten ein guter Kaiser fand, wie Galba oder Pertinax, so war doch die Verderbniß der Soldaten, die ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, die Ursache seines gewaltsamen Todes. War unter den Kaisern, die in ihrem Bette starben, ein Lasterhafter, wie Severius, so hatte er dies günstige Geschick seinem ungemeinen Glücke und seiner ausgezeichneten Tapferkeit zu verdanken, zwei Dinge, deren sich wenige Menschen rühmen können.

Dieselbe Geschichte zeigt dem Leser, wie einer guten Regierung Dauer zu geben sei. Alle Kaiser durch Erbfolge waren, mit Ausnahme von Titus, schlechte Regenten; die Kaiser durch Adoption hingegen waren alle gute Fürsten, wie die 5 Kaiser von Nerva bis zu Marc Aurel. Als das Reich wieder den Erben anheimfiel, gerieth es sogleich wieder in Verfall.

Es fasse daher ein Fürst die Zeiten der Antonine in's Auge und vergleiche sie mit den früheren und späteren. Er wähle dann, in welcher Zeit er hätte mögen geboren sein, oder in welcher er hätte regieren mögen. Unter den guten Kaisern wird er den Fürsten sicher in der Mitte sicherer Unterthanen, den Senat mit Ansehen, die Magistrate mit Ehre umgeben sehen. Er wird die reichen Bürger im Genusse ihres Reichthums, Adel und Verdienst erhöht, überall Ruhe und Wohlstand erblicken. Streitsucht hingegen, Zügellosigkeit, Bestechung und Ehrgeiz wird er verbannt sehen. Das goldene Zeitalter wird vor ihm aufsteigen, wo Jeder seine eigene Meinung haben und vertheidigen konnte. Er wird endlich die Welt ihren Triumph feiernd, den Fürsten verehrt und ruhmgekrönt, die Völker von Liebe und Vertrauen durchdrungen erblicken.

Wendet er sich nun zu den Zeiten der anderen Kaiser, so werden sie grauenhaft durch Krieg, zwietrachtvoll durch Aufruhr, grausam im Frieden und Kriege erscheinen. Er wird so viele Fürsten erschlagen, so viele bürgerliche, so viele auswärtige Kriege, Italien kummervoll, durch immer neue Unglücksfälle gebeugt, seine Städte zu Grunde gerichtet und verheert erblicken. Rom wird er verbrannt, das Capitol von den Bürgern, die alten Tempel von den Soldaten zerstört, die feierlichen Gebräuche entweiht, die Familien durch Ehebruch geschändet; er wird das Meer voll Verbannter, die Felsen blutbefleckt schauen. Eine endlose Reihe von Grausamkeiten — Geburt, Reichthum, Aemter und vor Allem Tugend als Todesverbrechen geltend — diesen Anblick wird ihm Rom gewähren. Er wird die Angeber belohnt, die Sclaven gegen ihre Herren, die Freigelassenen gegen den Patron bestochen, und die, welchen Feinde fehlten, von den Freunden ermordet sehen.

Er wird dann am besten erkennen, welchen Dank Rom, Italien und die Welt Cäsar schuldig ist. Und sicherlich, ist er von Menschen geboren, so wird er vor jeder Nachahmung der bösen Zeiten zurückschaudern, und von einem unendlichen Verlangen entflammt werden, den guten zu folgen. Fürwahr, strebt ein Fürst nach Weltruhm, so sollte er wünschen, eine verderbte Stadt zu besitzen, nicht um sie völlig zu zerstören wie Cäsar, sondern um sie wieder aufzubauen wie Romulus. Eine bessere Gelegenheit, Ruhm zu erwerben, kann der Himmel den Menschen nicht gewähren, noch die Menschen verlangen. Wenn, um dem Staate eine gute Verfassung zu geben, nothwendigerweise die Krone niedergelegt werden mußte, so würde der Fürst, der keine Verfassung geben kann, nicht die geringste Entschuldigung verdienen. So mögen denn in Summe, die Männer, welchen der Himmel eine solche Gelegenheit schenkt, erwägen, daß zwei Wege vor ihnen liegen, worunter sie zu wählen haben. Der eine führt sie zu einem Leben voll Sicherheit und zu unsterblichem Nachruhm, der andere zu endloser Seelenangst und nach dem Tode zu unauslöschlicher Schande.

[Uebers. v. Joh. Ziegler.]

## II. Aus den „Florentinischen Geschichten."

### 1. Eine friedliche und eine revolutionaire Rede.

(Buch III.)

[Um eine Probe von der Art zu geben, wie Machiavelli, gleich dem Thucydides und Livius, zur Erhöhung der Lebendigkeit seiner Darstellung, durch Einmischung von Reden, Zustände und

Parteien zu charakterisiren sucht, theilen wir zwei zusammengehörige Reden mit, die uns in jene Zeiten fortwährender politischer Reibungen zu Florenz im 14. Jahrhundert zurückversetzen. Um die Mitte des Jahrhunderts waren bei den Zwistigkeiten zwischen den Albizzi und Ricci die beinahe vergessenen Namen der Guelfen und Ghibellinen wieder in's Leben gerufen worden, indem die Ricci ihre Gegner als Anhänger der letzteren Partei zu verdächtigen suchten. Diese aber wußten geschickt die Ricci in die ihnen gelegte Falle zu ziehen, ohne ihr damit jedoch ganz zu entgehen, denn sie bewirkten nichts, als daß man den Capitani di parte (den Partei-Hauptleuten) die Vollmacht gab, die ghibellinisch Gesinnten auszufinden, und sobald diese ihr neues Amt zu üben begannen, fielen unter ihren ersten Ausfällen die besten Häuser, sowohl Guelfen als Ghibellinen, der Kern der alten Großen. Andere Geschichten treten hierauf dazwischen, bis 1371 Messer Benchi aus der Partei der Albizzi deshalb verloschene Ammoniren (Ausschließen von Aemtern) wieder in Gang brachte. Auch jetzt kam den halben Maßregeln, die man dagegen ergriff, der Krieg mit dem Papste (Gregor XI.) zu Hilfe, der die Aufmerksamkeit nach außen lenkte; allein nach dem Tode des Papstes, 1378, kehrte das Unwesen erneut zurück. Die Guelfen, gegen die Achtmänner des Krieges, die ihre erklärten Gegner waren, erbittert, machten in Verbindung mit allen alten Adeligen eine so wirksame Opposition gegen die Regierung, daß bald das Ansehen der Signorie gegen das der Partei-Hauptleute schwand, und nun trieb man das Ammoniren bis zu einer unsinnigen Höhe. Es entstanden Unruhen, die niederen Zünfte, eifrig nach Rache an den Guelfen, schritten zu Thätlichkeiten. Man wählte darauf friedliche Prioren, unter ihnen den Luigi Guicciardini, und es erfolgte auf mehrere den unteren Handwerkern gemachte Concessionen zu Gunsten der Ammonirten eine achttägige Ruhe. Auf Anstiften der Ammonirten aber stellten die Zünfte ihre Forderungen höher; die Regierung, in dem Glauben, es werde Ruhe bleiben, gab nach. Gino Capponi, ein zeitgenössischer Historiker, der alles dies in seinem Büchelchen über die unter dem Namen des „Tumults der Ciompi" („Tumulto dei Ciompi") bekannte Revolution erzählt, und dem Macchiavelli in seinen florentinischen Geschichten Schritt für Schritt folgt, erzählt nun weiter, daß, da die Unruhen dennoch fortdauerten, die Signoren eines Morgens die Zunfthäupter kommen ließen, um ihnen Vorstellungen zu machen und sie zum Frieden zu ermahnen. Dies ist nun bei Macchiavelli die hier mitgetheilte erste Rede (des Luigi Guicciardini), in welcher er anschaulich macht, wie gute und rechtliche Absichten diese Signorie auszeichnet und fühlen läßt, wie die Ueberlegenheit des Geistes, die Weisheit der Ansicht und die Milde des Verfahrens zu jeder anderen Zeit die beste Wirkung gehabt haben würde. Daß dies hier nicht der Fall war, dafür hat Macchiavelli die Erklärung: die Furcht vor Bestrafung des bereits Geschehenen habe die unteren Klassen zu weiteren Vergehen, zu dem Versuche verlockt, ein kleines Unrecht mit einem größeren zu vergüten. Er sucht zu zeigen, wie ohnmächtig guter Wille ohne Entschlossenheit, Kraft und Einsicht ist, wenn er mit einer erregten Leidenschaft zu kämpfen hat, wie sie in der zweiten der hier mitgetheilten Reden geschildert ist, worin ein Revolutionair die rigorosesten Grundsätze eines Terroristen mit eindringlicher Eloquenz predigt. Diese Rede gründet Macchiavelli auf die Erzählung des Capponi, daß das Volk vor dem Thore St. Pietro Gattolini sich versammelt, sich mit Hand und Kuß auf Leben und Tod zu Schutz und Trutz verbunden habe.]

---

Wenn uns Signoren nicht schon lange das Schicksal dieser Stadt bekannt wäre, demzufolge immer nach Beendigung der äußeren Kriege die inneren beginnen, so würde uns der erfolgte Aufruhr mehr Erstaunen und größeres Mißfallen erregt haben. Allein weil gewohnte Dinge minder in Unruhe versetzen, so haben wir die bisherigen Tumulte geduldig ertragen, besonders da sie ohne unsere Schuld begonnen waren und da wir hofften, auch diese würden, wie alle früheren, irgend einmal ein Ende nehmen, nachdem wir Euch so viele und bedeutende Forderungen bewilligt haben. Allein, da wir wohl merken, daß Ihr nicht ruht, daß Ihr vielmehr wollt, unseren Bürgern solle neue Gewalt geschehen, neue Exile sollen sie treffen, so wächst mit Eurem Unfug unser Unwille. Und wahrlich, wenn wir geglaubt hätten, daß unter unserer Amtsführung die Stadt, durch Opposition oder Concession gegen Euch, zu Grunde gehen solle, so würden wir durch Flucht oder Exil diese Aemter geflohen haben. Allein in der Hoffnung, mit Menschen zu thun zu haben, die einige Menschlichkeit in sich selbst und zu ihrem Vaterlande einige Liebe trügen, haben wir gern diese Ehrenstellen übernommen, indem wir glaubten, mit unserer Leutseligkeit Eure Arroganz überwinden zu können. Allein wir sehen nun durch Erfahrung, je milder wir verfahren, je mehr wir auch nachgeben, desto mehr steigen Euer Uebermuth und Eure unbilligen Forderungen. Und wenn wir dies bemerken, so thun wir dies nicht, um Euch zu beleidigen, sondern um Euch zur Besinnung zu rufen, und weil wir Euch sagen wollen, was Euch zuträglich ist, und es andern überlassen, Euch zu sagen, was Euch wohlgefällt. Sagt uns bei Eurem Glauben! was ist's, das Ihr billigerweise noch von uns heischen könnt? Ihr habt den Capitani di Parte ihre Autorität nehmen wollen, es ist geschehen; Ihr habt die Stimmsäcke verbrennen wollen, habt neue Reformen verlangt, wir haben eingewilligt; Ihr wolltet, daß die Ammonirten in ihre Aemter restituirt würden, es ward gestattet. Wir haben auf Eure

Bitten den Plünderern und Mordbrennern verziehen; und so viele und ehrenvolle Bürger wurden ins Exil geschickt, um Euch zufrieden zu stellen. In Berücksichtigung Eurer sind die Großen mit neuen Verordnungen beschränkt worden. Welches Ende werden diese Eure Forderungen haben, oder wie lange wollt Ihr unsere Nachgiebigkeit mißbrauchen? Seht Ihr nicht, daß wir mit größerer Geduld ertragen, besiegt zu sein, als Ihr, zu siegen? Wohin sollen diese Eure Forderungen diese Eure Stadt endlich führen? Gedenkt Ihr nicht, daß, als sie uneinig war, Castruccio, ein niedriger Bürger von Lucca, sie schlug; ein Herzog von Athen, Euer eigener Condottiere, sie unterjochte? Aber als sie einig war, hat sie ein Erzbischof von Mailand und ein Papst nicht überwinden können, die aus langjährigen Kriegen mit Schmach hervorgingen. Weshalb denn wollt Ihr, daß Eure Zwietracht diese Stadt im Frieden zur Sclaverei führe, die so viele mächtige Feinde im Kriege freilassen mußten? Was werdet Ihr aus Eurer Uneinigkeit anderes ziehen als Knechtschaft, aus den Gütern, die Ihr uns raubet, anderes als Armuth? Denn es sind jene Güter, die mit unserem Betriebe die ganze Stadt ernährten, und nach deren Verluste wir sie nicht weiter ernähren können; und die, welche sie an sich gezogen haben, werden ihr unrecht erworbenes Gut nicht zu erhalten wissen; und daher wird über die Stadt Hunger und Armuth kommen. Ich und diese Signoren befehlen Euch, und wenn es unsere Würde erlaubt, so bitten wir Euch, daß Ihr endlich Euch einmal zur Mäßigung entschließet und ruhig in dem beharren wollet, was wir angeordnet haben; und suchet Ihr gar eine Veränderung, so legt geziemend und nicht mit Tumult und Waffen Eure Forderungen vor; denn wenn sie billig sind, so werden sie jedesmal bewilligt werden, und Ihr werdet dann den Uebelgesinnten keine Gelegenheit geben, zu Eurem eignen Schaden und Nachtheile, Eure Stadt zu Grunde zu richten.

[Gervinus bemerkt: „Wenn man hier schon die ungemeine Kunst der Seelenmalerei und Charakterschilderung bewundert, so wird man noch mehr zum Staunen hingerissen durch die erschütternde Wahrheit und Natur in der anderen Rede des Plebejers an seine aufrührerischen Genossen.“]

Wenn wir erst zu berathen hätten, ob wir die Waffen ergreifen, die Häuser der Bürger verbrennen und plündern, die Kirchen berauben sollten, so würde ich rathsam finden, es zu überlegen, und vielleicht würde ich dazu stimmen, eine ruhige Armuth einem gefahrvollen Gewinn vorzuziehen. Allein, da die Waffen einmal ergriffen sind und vieles Unheil angestiftet ist, so scheint mir's gerathen, zu besprechen, wie wir jene in der Hand behalten und vor den Folgen unserer Unthaten uns sicher stellen können. Ich glaube wenigstens, daß, wenn uns nichts anderes dies lehrte, die Noth es uns lehrt. Ihr sehet die ganze Stadt voll Unmuth und Haß gegen uns; die Bürger schließen sich zusammen, die Signoria ist immer mit den Magistraten. Glaubt mir, sie legen uns Fallen, und rüsten eine neue Gewalt gegen unsere Häupter. Wir haben also zwei Dinge zu suchen und uns in unserer Berathung zwei Ziele zu stecken: das Eine, uns vor der Strafe für das kürzlich begangene Böse zu sichern, das Andere, forthin mit größter Freiheit und Zufriedenheit leben zu können. Es kommt uns also zu, wie mich dünkt, wenn wir die alten Fehler vergeben haben wollen, deren neue zu begehen, mit Verdoppelung des Unheils, mit Häufung von Raub und Brand, und dazu uns zahlreiche Genossen zu schaffen. Denn wo viele fehlen, büßt keiner; und die kleinen Vergehen straft man, die großen und schweren belohnt man. Und wo viele leiden, suchen wenige Rache; denn allgemeines Uebel trägt man geduldiger, als was uns einzeln trifft. Die Häufung des Unrechts also wird uns leichter Vergebung erwirken, und wird uns die Straße bahnen zu den Dingen, die wir zu Gunsten unserer Freiheit verlangen. Und mir scheint, daß wir nach einem gewissen Gewinn streben, denn unsere Gegner sind uneinig und reich; ihre Uneinigkeit also wird uns den Sieg erleichtern, und ihre Reichthümer, wenn sie die unseren geworden sind, werden ihn uns sichern. Und daß Euch nicht jenes Alter ihres Blutes schrecke, auf das sie pochen! denn alle Menschen sind, da sie gleichen Ursprung hatten, gleich alt, und die Natur erschuf uns alle auf eine Weise. Nehmt uns die Kleidung, Ihr werdet uns alle ähnlich finden; legt uns ihre Kleider an, ihnen die unseren, wir werden ohne Zweifel edel und sie unedel erscheinen, denn nur die Armuth und der Reichthum macht uns verschieden. Mich verdrießt es, unter Euch von vielen zu hören, die das Gewissen nagt um die begangenen Dinge und die sich der neuen enthalten wollen. Und wahrlich, sollte es wahr sein, so seid Ihr nicht die Männer, für die ich Euch achtete, die weder Gewissen noch Schande erschrecken sollte, denn die welche siegen, in welcher Art sie auch siegen, haben nie Schmach davon. Und mit dem Gewissen sollten wir nichts zu schaffen haben; denn wer in sich die Furcht vor Hunger und Kerker trägt, den muß nicht die Furcht vor der Hölle ergreifen. Aber wenn Ihr das Verfahren der Menschen beobachten wollt, so werdet Ihr finden, daß alle, die zu großem Reichthum und Macht gelangten, mit Gewalt oder Betrug dahin gelangt sind, und jene Dinge, die sie mit Bevortheilung oder Gewalt an sich rissen, beschönigen sie dann, um die schmähliche Weise des Erwerbs zu bergen, mit dem Namen des Gewinns. Und diejenigen, welche aus zu wenig Klugheit oder zu viel Einfalt diese Weise verschmähen, schwinden in Armuth und Knechtschaft dahin; denn die treuen Knechte sind eben immer Knechte, und die guten Menschen waren von jeher arm; und nie ringen sich aus der Knechtschaft andere los, als die Untreuen und Verwegenen, und aus der Armuth die Raubsüchtigen und Betrüger. Denn Gott und die Natur hat den Menschen ihr Glück in die Hand gegeben, und dieses giebt sich eher dem Raub als dem Fleiße, eher den schlechten als guten Künsten hin. Und darum reiben sich die Menschen einander auf, und den Kürzeren zieht immer der Schwächere. Gewalt also muß man brauchen, wo die Gelegenheit gegeben ist; und diese kann uns nie besser vom Glücke geboten werden, als jetzt, wo die Bürger noch uneinig, die Signoria unentschlossen, die Magistrate bestürzt sind; so daß wir sie leicht unterdrücken können, ehe sie sich vereinigen und entschließen. Auf diese Weise werden wir entweder völlig Herren der Stadt werden, oder an der Herrschaft solchen Antheil erlangen, daß uns die begangenen Fehler werden vergeben und wir die Macht haben werden, sie mit neuer Gewalt zu

bedrohen. Ich gebe zu, diese Partei ist kühn und gefährlich, aber wo die Noth zwingt, da ist die Kühnheit erwogene Klugheit, und an Gefahr haben muthige Männer in großen Dingen niemals gedacht. Diejenigen Unternehmungen, die mit Gefahren beginnen, enden immer mit Belohnung; und nie geht man aus einer Gefahr ohne Gefahr. Und überdies dünkt mich, da wir Kerker und Folter und Tod zurüsten sehen, sei es gefahrvoller, ruhig zu bleiben, als sich zu sichern, denn dort ist das Uebel gewiß, hier ist es zweifelhaft. Wie oft hab' ich Euch klagen hören über die Habsucht Eurer Oberen und die Ungerechtigkeit Eurer Magistrate? Jetzt ist es Zeit, Euch nicht allein von ihnen zu befreien, sondern auch so sehr ihre Oberen zu werden, daß sie mehr über Euch zu klagen und Euch zu scheuen haben, als Ihr sie. Der günstige Augenblick, den Euch die Gelegenheit bietet, fliegt davon, vergebens sucht Ihr ihn wieder zu haschen, wenn er einmal geflohen ist. Ihr seht die Zurüstungen Eurer Gegner; kommt Ihnen zuvor! Wer zuerst die Waffen ergreift, wird ohne Frage Sieger sein mit dem Untergang seiner Feinde und seiner Erhebung, und hieraus wird für viele von uns Ehre blühen und Sicherheit für alle.

(Aus Gervinus.)

## 2. Ermordung des Herzogs Galeazzo Visconti in Mailand.

(Buch VII.)

Während diese Dinge vorgingen, trug sich in der Lombardei ein Ereigniß von größerer Bedeutung zu, das der Vorbote größerer Uebel war. Es lehrte in Mailand die englische Sprache den vornehmsten Jünglingen dieser Stadt Cola Montano, ein gelehrter und ehrgeiziger Mann. Dieser, mochten ihm nun das Leben und die Sitten des Herzogs verhaßt sein, oder mochte ihn vielleicht eine andere Ursache bewegen, verabscheute in allen seinen Reden, unter einem nicht guten Fürsten zu leben. Glorreich und beglückt nannte er die, denen in einer Republik das Licht zu erblicken und zu leben, Natur und Schicksal gestattet. „Alle berühmten Männer seien in den Republiken nicht unter den Fürsten entstanden; denn diese nähren die verdienstvollen Männer, jene tilgen sie, da die Republik Nutzen aus dem Verdienste zieht, der Fürst es fürchtet. Die Jünglinge, mit denen er den vertrautesten Umgang pflegte, waren Giovanni Andrea Lampognano, Carlo Visconti und Girolamo Olgiato. Mit diesen sprach er öfter über die böse Natur des Fürsten, über das Unglück, von ihm regiert zu sein, und gewann so großes Vertrauen auf den Muth und Willen dieser Jünglinge, daß er sie schwören ließ, ihr Vaterland von der Tyrannei dieses Fürsten zu befreien, sobald ihr Alter es erlauben würde. Während also diese Jünglinge von diesem Verlangen durchdrungen waren, das mit den Jahren immer wuchs, beschleunigten die Sitten und das Verfahren des Herzogs und überdies persönlich erlittene Unbilden die Ausführung.

Galeazzo war wollüstig und grausam, und die häufigen Beispiele von beiden hatten ihn sehr verhaßt gemacht. Es genügte ihm nicht, die edlen Frauen zu verführen, er fand auch noch Vergnügen daran, ihre Schande bekannt zu machen; und er war nicht damit zufrieden, seine Unterthanen hinrichten zu lassen, wenn er sie nicht auf eine grausame Art zu Tode marterte. Ferner lebte er nicht ohne die üble Nachrede, seine Mutter ermordet zu haben. Er glaubte nicht, Fürst zu sein, so lange sie gegenwärtig wäre, und benahm sich auf eine Weise gegen sie, daß ihr der Wunsch kam, sich nach ihrem Wittwensitz Cremona zurückzuziehen. Auf dem Wege dahin starb sie, von einer plötzlichen Krankheit befallen. Viele urtheilten daher, ihr Sohn habe sie ermorden lassen.

Der Herzog hatte in Frauen Carlo und Girolamo entehrt, und Giovanni Andrea die Besitznahme der Abtei Miramondo, die der Papst einem Verwandten desselben gegeben, nicht gestattet. Diese Privatunbilden vermehrten das Verlangen dieser Jünglinge, ihr Vaterland dadurch, daß sie sich rächten, von so großem Uebel zu befreien. Sie hofften, sobald es ihnen gelänge, ihn zu tödten, würden nicht nur viele der Edlen, sondern das ganze Volk sich ihnen anschließen. Entschlossen zu diesem Unternehmen, kamen sie häufig zusammen, was bei ihrer alten Vertraulichkeit nicht auffiel. Sie sprachen immer von der Sache, und um mehr ihren Muth zur That zu stählen, stießen Sie mit der Scheide der Dolche, die sie zu diesem Werke bestimmt, einander in die Seite und Brust. Sie beriethen über Zeit und Ort. In der Citadelle schien es ihnen nicht sicher; auf der Jagd ungewiß und gefährlich; zur Zeit, wo er durch die Stadt spazieren ging, schwer, und das Mißlingen leicht, bei einem Gastmahl zweifelhaft. Sie beschlossen daher, ihn bei einem Pompe und öffentlicher Festlichkeit zu tödten, wo sie seines Erscheinens gewiß wären, und unter verschiedenen Vorwänden ihre Freunde versammeln könnten. Sie kamen ferner überein, wenn Einer von ihnen aus irgend einer Ursache vom Hofe zurückgehalten würde, so sollen die andern mit dem Schwerte und den bewaffneten Freunden den Herzog erschlagen.

Man schrieb 1476, und die Weihnachts-Feste waren nahe. Da der Fürst am St. Stephanstage mit großem Pompe die Kirche dieses Märtyrers zu besuchen pflegte, so beschlossen sie, da jetzt Ort und Zeit bequem sei, ihren Gedanken auszuführen. Als der Morgen dieses Feiertages kam, ließen sie einige ihrer vertrautesten Freunde und Diener sich bewaffnen, indem sie sagten, sie wollten Giovanni Andrea beistehen, der einigen Mitbewerbern zum Trotz eine Wasserleitung auf seine Besitzungen zu leiten gedenke. Diese Bewaffneten führten sie in die Kirche, anführend, sie wollten vor ihrer Abreise vom Fürsten Urlaub nehmen. Sie ließen ferner unter verschiedenen Vorwänden mehrere andere ihrer Freunde und Verwandten in die Kirche kommen, in der Hoffnung, wenn die Sache geschehen sei, würde jeder zum Rest des Unternehmens ihnen folgen. Ihre Absicht war, nachdem der Fürst getödtet, mit jenen Bewaffneten sich zurückzuziehen, nach dem Theil der Stadt sich zu wenden, wo sie am leichtesten die Menge zum Aufstand zu bringen glaubten, und diese gegen die Herzogin und die Ersten der Regierung zu den Waffen zu rufen. Sie hielten dafür, daß das Volk wegen des Hungers, der es plagte, leicht ihnen folgen solle, denn sie dachten ihm die Häuser Messer Cecco Simonetta's, Giovanni Botti's und Francesco Lurani's, der drei ersten der Regierung, preiszugeben, und auf diesem Wege sich zu sichern und dem Volke die Freiheit wieder zu geben. Nachdem sie diesen Plan entworfen,

und der Muth zur Ausführung gestählt, begab sich Giovanandrea mit den Andern zu früher Stunde in die Kirche und hörten miteinander die Messe. Hierauf wandte sich Giovanandrea nach einer Bildsäule des heiligen Ambrosius und sprach: „O Schutzpatron unserer Stadt, du weißt unsere Absicht, und zu welchem Zwecke wir uns in so große Gefahren begeben wollen. Sei unsrer Unternehmung günstig, und zeige durch Unterstützung der gerechten Sache, daß die Ungerechtigkeit dir mißfällt."

Dem Herzog andrerseits, als er in die Kirche gehen sollte, begegneten viele Vorzeichen seines nahen Todes. Als es Tag geworden, legte er, wie er mehrentheils pflegte, ein Panzerhemd an, und zog es dann plötzlich wieder aus, als ob es sein Aeußeres verunstalte oder ihn am Körper belästige. Er wollte in der Citadelle Messe hören und fand, daß sein Kaplan mit allem Kirchenschmucke nach St. Stephan gegangen war. Er wollte, daß an dessen Statt der Bischof von Como die Messe feiere, und dieser führte gewisse gegründete Hindernisse an. So beschloß er fast aus Nothwendigkeit in die Kirche zu gehen. Zuvor ließ er seine Söhne Giovan Galeazzo und Hermes kommen, umarmte und küßte sie zu vielen Malen, und schien sich nicht von ihnen trennen zu können. Endlich entschloß er sich zu gehen; er verließ die Citadelle, trat zwischen den Gesandten von Ferrara und den von Mantua in die Mitte, und ging in die Kirche.

Um weniger Verdacht zu erregen und der Kälte zu entgehen, die heftig war, hatten sich die Verschworenen mittlerweile in ein Zimmer des Erzpriesters in der Kirche, ihres Freundes, zurückgezogen. Als sie hörten, daß der Herzog komme, gingen sie in die Kirche, und Giovanandrea und Girolamo stellten sich rechter Hand an den Eingang, Carlo linker Hand. Schon traten die, welche dem Herzog vorhergingen, in die Kirche, dann trat er selbst ein, von einer großen Menge Menschen umgeben, wie es bei dieser Feierlichkeit für einen herzoglichen Pomp passend war. Die Ersten, welche losbrachen, waren Lampognano und Girolamo. Unter dem Anschein, als wollten sie dem Fürsten Platz machen, näherten sie sich ihm, zogen ihre kurzen, spitzen Waffen, die sie in den Aermeln verborgen trugen, und fielen ihn an. Lampognano gab ihm zwei Stiche, den einen in den Bauch, den anderen in die Kehle. Girolamo verwundete ihn gleichfalls in den Hals und in die Brust. Carlo Visconti, weil er näher an der Thüre stand, und der Herzog an ihm vorbei war, als er von den Gefährten angefallen ward, konnte ihn nicht von vorne treffen, sondern durchbohrte ihm mit zwei Stößen Rückgrat und Schulter. Diese sechs Wunden kamen so schnell und plötzlich, daß der Herzog eher zu Boden lag, als fast Jemand die That gewahrte. Er selbst konnte weiter nichts thun oder sagen, außer daß er im Fallen ein einziges Mal den Namen der Mutter Gottes anrief.

Als der Herzog zu Boden lag, erhob sich ein großer Lärm, viele Schwerter wurden entblößt, und wie es in unvorhergesehenen Fällen geht, entfloh der Eine aus der Kirche, der Andere lief dem Tumulte zu, ohne irgend eine Gewißheit zu haben, oder den Grund der Sache zu kennen. Die jedoch, welche dem Herzog am nächsten waren, ihn tödten gesehen und die Mörder erkannt hatten, verfolgten diese. Von den Verschworenen gerieth Giovanandrea, als er sich aus der Kirche zurückziehen wollte, unter die Frauen, welche in großer Anzahl nach ihrer Gewohnheit auf der Erde saßen. In ihre Kleider verwickelt und zurückgehalten, wurde er von einem Mohren, des Herzogs Heiduken, eingeholt und getödtet. Carlo wurde gleichfalls von den Umstehenden erschlagen. Aber Girolamo Olgiato kam im Gewühl aus der Kirche, und als er seine Genossen getödtet sah und keinen anderen Zufluchtsort wußte, ging er in sein Haus. Hier wurde er weder von seinem Vater noch von seinem Bruder aufgenommen, nur die Mutter hatte mit dem Sohne Mitleid und empfahl ihn dem Schutze eines Priesters, der ein alter Freund der Familie war. Dieser warf ihm sein Gewand um und führte ihn in seine Wohnung. Hier blieb er zwei Tage, nicht ohne Hoffnung, daß in Mailand Unruhen ausbrächen, die ihn retten würden. Als dies nicht geschah, fürchtete er an diesem Orte entdeckt zu werden, und wollte verkleidet fliehen. Allein erkannt, fiel er in die Hände der Gerechtigkeit, wo er den ganzen Plan der Verschwörung entdeckte. Girolamo war dreiundzwanzig Jahre alt, und zeigte nicht weniger Muth im Sterben, als er im Handeln gezeigt. Als er nackt vor dem Scharfrichter stand, der das Beil in der Hand hielt, sprach er diese Worte in lateinischer Sprache, denn er war gelehrt: Mors acerba, fama perpetua, stabit vetus memoria facti (Bitter ist der Tod, doch ewig der Ruhm, gedenken wird die späte Nachwelt der That.)

Die Unternehmung wurde von diesen unglücklichen Jünglingen verschwiegen vorbereitet und muthvoll ausgeführt; und dann erst gingen sie unter, als Die, von denen sie glaubten, daß sie ihnen folgen und sie beschützen sollten, sie nicht beschützten und ihnen nicht folgten. Es mögen daher die Fürsten lernen, dergestalt zu leben und auf eine Weise Ehrfurcht und Liebe zu erwerben, daß Keiner hoffen kann, sich, wenn er sie tödtet, zu retten. Und die Andern mögen begreifen, wie eitel der Gedanke ist, der zu große Zuversicht einflößt, daß die Menge, obgleich unzufrieden, in Deinen Gefahren Dir folgen, oder Dich begleiten werde.

[Uebers. von J. Ziegler.]

## III. Die Novelle:

### Belfagor.

Man liest in den alten Jahrbüchern der florentinischen Geschichte, was man schon aus der Erzählung eines heiligen Mannes weiß, dessen Leben bei allen seinen Zeitgenossen hochgepriesen wurde, daß derselbe, in seine Gebete vertieft, mittelst ihrer schaute, wie unzählige Seelen jener armen Sterblichen, die in Gottes Ungnade umkamen, in der Hölle alle oder meistentheils nur darüber klagten, daß sie einzig und allein durch das Heirathen sich in so großes Unglück gestürzt haben. Durch diesen Umstand wurden nun Minos, Radamanth so wie die andern Höllenrichter in höchliches Erstaunen versetzt, weil sie solchen Verleumdungen des weiblichen Geschlechts nicht wohl glauben konnten. Da indessen die Klagen von Tag zu Tag zunahmen und auch der gehörige Bericht über die ganze Sache dem Pluto erstattet war, so kam es zum Beschlusse, den Fall mit

sämmtlichen höllischen Fürsten in reifliche Erwägung zu ziehen und nächstdem die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen, um den Betrug aufzudecken und das Wahre an der Sache herauszustellen. Pluto berief sonach eine Reichsversammlung und sprach daselbst in folgendem Sinne: Wiewol ich, meine Lieben und Getreuen, durch des Himmels Fügung und durch unwiderrufliche Schicksalsbestimmung dieses Reich beherrsche und um deswillen keinem Richterstuhl des Himmels oder der Erde unterworfen sein kann, so habe ich doch beschlossen, weil es gescheidter ist, wenn die Gewaltigen sich den Gesetzen unterwerfen und der Meinung anderer ihr Recht einräumen, Euren Rath einzuholen, wie ich in einer Angelegenheit mich zu verhalten habe, die sonst gar leichtlich zur Unehre unserer Herrschaft ausschlagen dürfte. Es sagen nämlich zwar alle Seelen von Männern, welche in unser Reich kommen, ihre Weiber seien daran schuld. Da uns das aber unmöglich scheint und wir befürchten, wenn wir auf diesen Bericht hin ein Verdammungsurtheil sprächen, möchten wir als allzugrausam verschrieen werden oder, wenn wir es nicht thäten, als allzulässig und ungerecht; da ferner die einen Menschen aus Leichtsinn fehlen, die andern aus Unbilligkeit, wir aber diesem beiderseitigen Tadel ausweichen möchten und nicht wissen, wie das anzugehen ist, haben wir Euch herbeschieden, damit Ihr uns mit Eurem guten Rathe beisteht, und um zu bewirken, daß dieses Reich auch für die Zukunft fortbestehe mit unangetasteter Ehre wie bisher.

Es schien einem jeden dieser Fürsten der vorliegende Fall ein hochwichtiger und sehr beachtenswerther zu sein. Sie waren auch darin miteinander einverstanden, daß die Wahrheit nothwendigerweise erforscht werden müsse; aber über die Art und Weise der Ausführung theilten sich die Meinungen. Der eine hielt dafür, man solle einen, der andere, man solle mehrere Boten zur Erde empor abfertigen, um unter menschlicher Gestalt persönlich zu ergründen, ob die Sache sich wirklich so verhalte. Viele andere dagegen meinten, man brauche nicht so viele Umstände zu machen; man dürfe nur ein paar Seelen durch verschiedene Marter zum Bekenntniß zwingen. Da nun aber die Mehrzahl für den Vorschlag einer Gesandtschaft stimmte, so ging diese Meinung durch, und da sich keiner fand, der freiwillig das Amt übernommen hätte, so entschloß man sich, die Wahl durch das Loos zu entscheiden. Das Loos traf den Erzteufel Belfagor, der vordem, ehe er aus dem Himmel gefallen, ein Erzengel gewesen war und jetzt zwar sehr widerwillig sich zu der Botschaft hergab, aber dennoch durch Pluto's Machtspruch gezwungen sich dazu verstehen mußte, den Beschluß der Rathsversammlung zu vollführen, und die Bedingungen einging, welche förmlich berathen worden waren. Diese bestanden darin, daß dem mit dem Auftrage Betrauten hunderttausend Ducaten überwiesen werden sollten; mit diesen mußte er auf die Welt gehen, in menschlicher Gestalt ein Weib nehmen und zehn Jahre mit ihr leben, sodann eines scheinbaren Todes sterben und nach der Hölle zurückkehrend seinen Vorgesetzten nach der gemachten Erfahrung darüber Bericht erstatten, worin eigentlich die Last und die Lust des Ehestandes bestehe. Es wurde überdies erklärt, daß er während der genannten Zeit allen Ungemächlichkeiten und Uebeln unterworfen sein solle, mit denen die Menschen zu kämpfen haben, und welche Armuth, Gefangenschaft, Krankheit und so manchen andern schlimmen Umstand, der den Menschen begegnen kann, nach sich ziehen; ausgenommen wenn er sich durch Klugheit oder List davon befreie. Belfagor nahm also die Bestallung und sein Geld in Empfang und kam herauf auf die Welt. Er hatte sich aus seinen Schaaren mit Pferden und Dienerschaft versehen und zog sehr stattlich in Florenz ein. Diese Stadt hatte er vorzugsweise zu seinem Aufenthalt erkoren, weil sie ihm den Wucher, den er mit seinem Gelde zu treiben gesonnen war, ganz besonders zu begünstigen schien. Er ließ sich hier Roderigo von Castilien nennen und miethete ein Haus in der Vorstadt Allerheiligen.*) Damit man seiner wahren Herkunft nicht auf die Spur komme, sagte er aus, er habe vor einiger Zeit Spanien verlassen, sich dann nach Syrien gewendet und in Aleppo sein Vermögen gewonnen; er habe es aber verlassen in der Absicht nach Italien zu gehen, in ein menschlicheres, dem bürgerlichen Leben und seinen Neigungen angemesseneres Land, und dort ein Weib zu nehmen. Roderigo war ein sehr schöner Mann, der in einem Alter von dreißig Jahren zu stehen schien. Er verrieth in wenigen Tagen, daß er im Besitz großer Reichthümer sei, und da er sich außerdem bei mehrfachen Gelegenheiten als einen wahrhaft gebildeten und freigebigen Mann zu erkennen gab, so boten ihm manche edle Bürger, die viele Töchter und wenig Thaler im Besitz hatten, ihre Kinder an. Unter allen diesen erwählte Roderigo ein sehr schönes junges Mädchen Namens Onesta, die Tochter des Amerigo Donati, der außer ihr noch drei andere Töchter und drei erwachsene Söhne hatte, und ihre Schwestern waren auch fast mannbar. Obgleich er einer sehr edeln Familie angehörte und in Florenz persönlich sehr in Achtung stand, so war er doch im Verhältniß zu seiner zahlreichen Familie und seinem Adel sehr arm. Roderigo richtete seine Hochzeit mit großem Glanz und Aufwand aus und unterließ nichts von allem, was bei derlei Festen nun einmal herkömmlich ist, denn er war durch das Gesetz, das ihm beim Austritt aus der Hölle auferlegt worden war, allen menschlichen Leidenschaften unterworfen. Er begann sehr bald Geschmack zu finden an Ehre und Herrlichkeit der Welt und sich daran zu erfreuen, von den Menschen gelobt zu werden, was ihm keinen geringen Aufwand verursachte. Ueberdies hatte er noch nicht lange Zeit mit seiner Ehegattin Onesta gelebt, als er sich in dieselbe so außermaßen verliebte, daß er es nicht ertragen konnte, sie traurig oder mißmuthig zu sehen. Frau Onesta hatte neben ihrem Adel und ihrer Schönheit ihrem Roderigo einen Hochmuth zugebracht, wie ihn sogar Lucifer nicht kannte, und Roderigo, der einen wie den andern nun ermessen hatte, erachtete den seiner Frau für den höheren. Er ward aber mit der Zeit noch weit ärger als zuvor, da sie die große Liebe ihres Mannes zu ihr merkte. Und da sie nunmehr dafür hielt, er befinde sich durchaus in ihrer Gewalt, so gebot sie ihm ohne alles Erbarmen oder Rücksicht und scheute sich nicht, wenn er ihr ja etwas versagen wollte, ihn mit Schelten und Schimpfen zu verletzen, was dem Roderigo unglaublichen Aerger verursachte. Dessen ungeachtet machte der Schwieger-

*) Die Allerheiligenkirche in Florenz liegt unterhalb des Ponte Carraja am rechten Ufer des Arno.

vater, die Brüder, die Verwandtschaft, die Pflicht des Ehebundes und vor allem die große Liebe, die er für sie fühlte, daß er es mit Geduld hinnahm. Ich will die großen Kosten übergehen, die er zu ihrer Befriedigung in Beziehung auf neue Trachten und neue Moden aufwandte, in welchen unsere Stadt nach alter Gewohnheit beständig wechselt. Er mußte sich überdies, wollte er in Frieden mit ihr leben, entschließen, dem Schwiegervater seine andern Töchter an den Mann bringen zu helfen, was ihn gewaltige Summen kostete. Ebenso mußte er, um mit seinem Weibe gut Freund zu bleiben, einen ihrer Brüder mit Tüchern nach dem Orient schicken, einen andern mit Seidenzeugen nach dem Westen und den dritten als Goldschläger in Florenz unterbringen. Mit diesen Dingen ging denn allmälig der größte Theil seines Vermögens auf. Um die Zeit des Faschings sodann und um Sanct Johannis, wenn die ganze Stadt nach alter Gewohnheit voller Festlichkeiten ist, und viele edle und reiche Bürger die kostbarsten Gastereien anstellen, wollte Frau Onesta, um nicht andern nachzustehen, daß ihr Roderigo mit dergleichen Festlichkeiten es allen andern zuvorthue. Das alles ertrug er aus den schon angegebenen Gründen leicht und würde es auch, so schwer es an und für sich sein mochte, nimmermehr lästig gefunden haben, hätte er damit nur auch wirklich seine häusliche Ruhe erkauft und so viel gewonnen, dem herannahenden Zeitpunkte seines gänzlichen Unterganges mit Gemächlichkeit entgegenzusehen. Aber es widerfuhr ihm das Gegentheil; denn abgesehen von dem unerschwinglichen Aufwand suchte sie ihn, ihrem widerwärtigen Wesen entsprechend, mit unzähligen Ungelegenheiten heim, und kein Knecht oder Diener konnte es in seinem Hause lange, ja nur Tage oder Wochen, aushalten. Daraus erwuchs denn dem armen Roderigo der empfindlichste Nachtheil, weil er keinen Diener erhalten konnte, der seinem Hauswesen redlich zugethan gewesen wäre, denn nicht allein die menschlichen gingen weg, sondern auch die Teufel, die er in Gestalt von Dienern mitgebracht hatte, wollten lieber in die Hölle zurückkehren und im Feuer verweilen, als auf der Welt unter der Herrschaft dieses Weibes leben. So führte nun Roderigo das ruheloseste und unbehaglichste Leben und hatte es durch seine schlechte Wirthschaft bereits dahin gebracht, daß er mit seinem ganzen beweglichen Besitzthume fertig war und auf die Hoffnung der von Osten und Westen erwarteten Summen zu leben anfing. Noch genoß er guten Credits und borgte auf Wechsel; da er aber auf diese Art nothwendigerweise immer tiefer in Schulden gerieth, machte er sich in kurzer Zeit allen denjenigen verdächtig, die sich auf solcherlei Schliche in Handel und Wandel verstanden. Während nun seine Lage bereits sehr schwankend geworden war, kam plötzlich Nachricht von der Levante und aus dem Westen, einer der Brüder der Frau Onesta habe all das Eigenthum, das ihm Roderigo anvertraut, im Spiel verloren, der andere sei dagegen auf der Rückkehr in einem mit seinen Waaren beladenen Schiffe, ohne versichert zu sein, sammt allem eine Beute der Wellen geworden. Kaum war dies ruchbar geworden, so verbanden sich Roderigo's Gläubiger miteinander in der Besorgniß, er möchte zu Grunde gerichtet sein; da man aber noch nicht darüber ins Reine kommen konnte, weil der Zeitpunkt ihrer Bezahlung noch nicht vorhanden war, so beschlossen sie, ihn sorgfältig bewachen zu lassen, damit er nicht, ehe ihre Berathung einen Erfolg haben könne, sich ihnen durch die Flucht entziehe. Roderigo andererseits sah keine andere Hilfe in seiner Noth und wußte doch, daß er das Gesetz der Hölle nicht überschreiten dürfe, entschloß sich demnach, unter jeder Bedingung zu entfliehen. Er warf sich daher morgens auf ein rasches Pferd und da er nahe am Thore al Prato*) wohnte, eilte er durch dasselbe hinaus. Kaum daß man sich seiner Entfernung versah, so entstand ein Aufruhr unter den Gläubigern, sie wandten sich an die Obrigkeit und schickten ihm nicht nur Gerichtsboten nach, sondern verfolgten ihn insgesammt persönlich. Roderigo war noch keine Meile weit von der Stadt entfernt, als diese Gefahr wider ihn losbrach. Er erkannte seine üble Lage und nahm sich vor, um desto verborgener zu fliehen, die gebahnte Straße zu verlassen und querfeldein weiter zu eilen, wohin ihn sein gutes Glück führe. Er setzte diesen Vorsatz ins Werk, fand aber bald, daß die vielen das Feld durchschneidenden Gräben ihm dabei hinderlich wurden und daß er zu Pferd nicht weiter konnte. Er floh deswegen zu Fuß weiter, ließ sein Roß auf der Straße ledig laufen und sprang von einem Stück Feld zum andern über das mit Weingärten und Röhricht bedeckte Land hin, bis er in der Nähe von Peretola an das Haus des Giovanni Matteo del Bricca kam, des Feldbauers des Giovanni del Bene. Er begegnete dem Giovanni Matteo gerade, als dieser Futter für seine Ochsen heimtrug, stellte sich unter seinen Schutz und versprach ihm, wenn er ihn aus den Händen seiner Feinde rette, welche ihn verfolgen, um ihn im Gefängniß umkommen zu lassen, so wolle er ihn reich machen und vor seinem Scheiden ihm darüber genügende Bürgschaft geben; im entgegengesetzten Falle sei er zufrieden, daß er ihn selbst seinen Gegnern ausliefere. Giovanni Matteo war zwar ein Landmann, aber dennoch ein unternehmender Mensch, und da er der Ansicht war, er könne nicht wohl zu kurz dabei wegkommen, wenn er den Flüchtling rette, so sagte er demselben seine Bitte zu. Er steckte ihn in einen Haufen Dünger, den er vor dem Hause liegen hatte, und bedeckte ihn mit kleinen Rohren und anderm Abgang, den er zum Verbrennen zusammengeworfen hatte. Kaum war man mit Roderigo's Versteckung fertig, als auch schon seine Verfolger herzukamen und durch Drohungen den Giovanni Matteo einzuschüchtern suchten, aber nicht einmal von ihm herausbrachten, daß er ihn gesehen habe. Sie zogen daher weiter und kehrten, nachdem sie ihn zwei Tage umsonst gesucht hatten, ermüdet wieder nach Florenz zurück. Sobald der Lärm vorüber war, holte Giovanni Matteo ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und mahnte ihn an sein gegebenes Wort. Da sprach Roderigo zu ihm: Mein lieber Bruder, ich bin Dir zu großem Danke verpflichtet; aber ich will versuchen, Dir meine Verbindlichkeit auf jede Weise abzutragen. Und damit Du glaubst, daß ich dies im Stande sei, will ich Dir sagen, wer ich bin.

Er theilte ihm hier seine persönlichen Verhältnisse und die Bedingungen mit, unter denen er die Hölle verlassen und sich ein Weib genommen hatte. Er eröffnete ihm überdies die Art und

*) Die Porta al Prato ist das nordwestlichste Thor von Florenz, auf welches eine fast gerade Straße von Allerheiligen aus hinführt.

Weise, auf die er ihn zu bereichern gedachte, und die eben keine andere war, als daß Giovanni Matteo, sobald er von irgend einem Weibe höre, das besessen sei, nur getrost annehmen dürfe, er sei selber in sie gefahren und er werde nicht eher aus ihr weichen, als bis Giovanni komme und ihn vertreibe; damit habe er denn Gelegenheit, sich von den Verwandten der Besessenen nach Belieben bezahlen zu lassen. Nachdem Roderigo diese Erklärung von sich gegeben hatte, wurde er plötzlich unsichtbar. Es waren aber hierauf kaum einige Tage ins Land gegangen, als sich durch ganz Florenz die Neuigkeit verbreitete, daß eine Tochter des Messer Ambrogio Amedei, die an Buonajuto Tebalducci verheirathet war, vom Teufel besessen sei. Die Ihrigen versäumten nicht, alle jene Hilfsmittel dagegen anzuwenden, die bei solchen Unfällen gebräuchlich sind. Man legte ihr den Schädel des heiligen Zenobius auf den Kopf und den Mantel des heiligen Johannes Walbert; aber alle diese Dinge wurden von Roderigo nur verhöhnt; und um jedermänniglich zu überzeugen, daß die Krankheit des jungen Weibes ein böser Geist und keine phantastische Einbildung sei, sprach er lateinisch, disputirte über philosophische Fragen und deckte die Sünden vieler Leute auf, wie zum Beispiel die eines gewissen Klosterbruders, welcher sich über vier Jahre ein in einen Mönch verkleidetes Weib in seiner Zelle gehalten hatte. Dergleichen Dinge erregten natürlich allgemeine Verwunderung. Herr Ambrogio war unterdessen sehr mißvergnügt und hatte fast alle Hoffnung auf ihre Heilung aufgegeben, als ihn Giovanni Matteo besuchte und ihm seine Tochter zu heilen versprach, wenn er ihm fünfhundert Gulden geben wolle, um sich ein Gut in Peretola kaufen zu können. Herr Ambrogio ging auf sein Anerbieten ein; Giovanni Matteo aber ließ, um die Sache aufzustutzen, vorerst etliche Messen lesen, machte allerlei Hocuspocus, und murrte dann dem jungen Weibe die Worte ins Ohr: Roderigo, ich bin hierher gekommen, um Dich aufzusuchen, damit Du mir Wort haltest.

Roderigo antwortete ihm: Ich bin es zufrieden; aber das ist noch nicht genug, um Dich reich zu machen. Sobald ich von hinnen gewichen sein werde, fahre ich in die Tochter des Königs Karl von Neapel und weiche nicht von ihr ohne Dich. Dann kannst Du Dir ein tüchtiges Handgeld ganz nach Deinen Wünschen ausbedingen und mußt mich später in Ruhe lassen.

Nach diesen Worten fuhr er aus ihr aus zur Freude und Verwunderung von ganz Florenz. Es währte hierauf gar nicht lange, so verbreitete sich durch ganz Italien das Gerücht von dem Unglück, das über die Tochter des Königs Karl gekommen war. Die Mittel der Geistlichen wollten nicht anschlagen und da der König von Giovanni Matteo reden hörte, so ließ er ihn zu sich von Florenz entbieten. Matteo kam in Neapel an und heilte sie nach einigen zum Schein angestellten Ceremonien. Aber ehe Roderigo sich davonmachte, sagte er: Du siehst, Giovanni Matteo, ich habe mein Versprechen, Dich zu bereichern, vollkommen gehalten und keine Verbindlichkeit weiter gegen Dich zu erfüllen und wir sind quitt. Hüte Dich daher, mir ferner ins Gehege zu kommen! Denn wie ich Dir bisher Gutes erwiesen, würde ich Dir in Zukunft nur Böses thun.

Giovanni Matteo kehrte daher als sehr reicher Mann nach Florenz zurück, denn er hatte vom König über fünfzigtausend Ducaten empfangen und war nur noch darauf bedacht, diesen Reichthum in Ruhe zu genießen, ohne zu besorgen, Roderigo möchte ihn in seinem friedlichen Genusse zu stören beabsichtigen. Mit einem Male aber wurde er aus seiner Ruhe durch die Nachricht aufgeschreckt, daß eine Tochter König Ludwig's des siebenten von Frankreich vom Teufel besessen sei. Diese Kunde brachte Giovanni Matteo's Gemüth ganz außer Fassung, indem er an die Gewalt dieses Königs und an die letzten Worte Roderigo's dachte. Da nun der König kein Heilmittel für seine Tochter fand und von der Heilkraft Giovanni Matteo's hörte, sandte er zuerst einfach einen Laufer an ihn ab, um ihn herzubescheiden; da dieser aber eine Unpäßlichkeit vorschützte, sah sich der König am Ende gezwungen, die Herrschaft um ihn anzugehen, welche dann den Giovanni Matteo zum Gehorsam nöthigte. Dieser ging daher mit großer Bangigkeit nach Paris, und gab zuvörderst dem König die Erklärung ab, er habe zwar einige Mal allerdings Besessene geheilt, aber darum habe er noch gar nicht die Kraft und die Macht, alle solche Kranke zu heilen; denn es gebe welche von so hinterlistigem Wesen, daß sie weder Drohungen noch Zauber noch geistliche Mittel scheuen; er wolle dessen ungeachtet gern sein Möglichstes thun, bitte aber, wenn es ihm nicht gelinge, um Vergebung und Entschuldigung. Der König versetzte ihm darauf zornig, wenn er seine Tochter nicht heile, so werde er ihn hängen lassen. Giovanni Matteo war hierüber tief betrübt, faßte sich aber doch soweit, daß er die Besessene kommen ließ. Er sprach ihr ins Ohr und empfahl sich demüthig dem Roderigo, erinnerte ihn an die ihm erwiesene Wohlthat und stellte ihm vor, welch ein undankbares Betragen es von ihm wäre, wenn er ihn in solcher Noth im Stiche ließ. Roderigo aber versetzte: Ei Du schurkischer Verräther, wie kannst Du frech genug sein, mir wieder nahe zu kommen? Meinst Du, daß Du Dich wirst lange zu rühmen haben, durch mich reich geworden zu sein? Ich will es Dir und einem jeden zeigen, wie ich nach meinem Belieben auch wieder nehmen kann, was ich gegeben habe. Du sollst nicht wieder von hinnen kommen; ich bringe Dich an den Galgen, es koste was es wolle.

Da nun Giovanni Matteo hieraus erkannte, daß er auf die alte Weise diesmal nichts ausrichtete, so gedachte er sein gutes Glück auf eine andere zu versuchen, verfügte, daß man die Besessene wieder von dannen bringe, und sprach dann zum König: Sire, wie ich Euch schon gesagt habe, giebt es viele Geister, welche so unbändig sind, daß gar nicht mit ihnen auszukommen ist, und dieser hier ist einer von den schlimmsten. Dessenungeachtet will ich noch einen letzten Versuch machen, ihn zu vertreiben. Gelingt es mir, so haben wir beide, Eure Majestät und ich, unsere Absicht erreicht; wo nicht, so bin ich in Eurer Gewalt und muß es Euch überlassen zu entscheiden, wie viel Mitleiden Ihr glaubt, daß meine Unschuld verdient. Ich ersuche Euch nämlich auf dem Platze der Liebfrauenkirche ein hohes Gerüst aufführen zu lassen, das geräumig genug sei für den ganzen Adel und die Geistlichkeit dieser Stadt; dieses Gerüste laßt Ihr mit Seide und Goldstoffen behängen und mitten darauf einen Altar errichten. Am nächsten Sonntag in der Frühe sollt Ihr dann mit der Geistlichkeit und

allen Euren Fürsten und Edelleuten in königlicher Pracht, mit glänzenden reichen Gewändern angethan daselbst erscheinen und dort erst eine feierliche Messe anhören, ehe man die Besessene hinführt. Ich wünsche überdies, daß auf der einen Seite des Platzes wenigstens zwanzig Personen aufgestellt werden, die mit Trompeten, Hörnern, Trommeln, Sackpfeifen, Schalmeien, Zimbeln und andern geräuschvollen Instrumenten aller Art versehen sind und, sobald ich einen Hut schwinge, diese Instrumente laut ertönen lassen, indem sie damit raschen Schrittes auf das Gerüste zuziehen. Diese Dinge, verbunden mit einigen andern geheimen Mitteln, sollen, wie ich hoffe, zur Austreibung eben jenes Teufels genügen.

Der König ließ unverzüglich alle Veranstaltungen treffen, und als der erwartete Sonntagsmorgen kam, und das Gerüste von den hohen Personen und der Platz vom Volke angefüllt war, wurde die Messe gefeiert, und sodann die Besessene auf das Gerüst geführt, geleitet von zwei Bischöfen und vielen vornehmen Herren. Als Roderigo die Volksmenge und die großen Zurüstungen sah, war er ganz verblüfft und sprach bei sich selbst: Was hat sich nun wol der elende Bauerlümmel mit mir ausgedacht? Glaubt er, mich durch das Gepränge einzuschüchtern? Weiß er nicht, daß ich die Pracht des Himmels und das Entsetzen der Hölle zu schauen gewohnt bin? Ich werde ihn schon dafür büßen lassen.

Dann als Giovanni Matteo an seine Seite trat und ihn nochmals bat, auszufahren, sagte er zu ihm: Ei, da hast Du ja eine herrliche Erfindung gemacht. Was gedenkst Du mit all dem Zeuge anzufangen? Glaubst Du hierdurch meiner Uebermacht und dem Zorn des Königs zu entgehen? Du Rüpel! Du Schuft! Du sollst mir hängen; Du magst anfangen, was Du willst.

Als Giovanni Matteo ihn nochmals gebeten, aber nur neue Schimpfreden zur Antwort erhalten hatte, glaubte er, nun weiter keine Zeit verlieren zu dürfen. Er machte also das verabredete Zeichen mit dem Hute, und alle die, welche bestellt waren, den Lärm anzurichten, ließen mit einem Mal ihre Instrumente zum Himmel erklingen und zogen so zu dem Gerüste heran. Bei dem unerwarteten Lärm spitzte Roderigo die Ohren, und da er durchaus nicht wußte, was das war, fragte er voll Staunen und Verwunderung den Giovanni Matteo, was das bedeute. Giovanni Matteo antwortete ihm ganz bestürzt: Weh mir, Freund Roderigo, das ist Deine Frau, die Dich wieder zu sich holen will.

Es läßt sich kaum denken, welche Veränderung es in Roderigo's Stimmung hervorbrachte, als er von seiner Frau reden hörte. Seine Erschütterung war so groß, daß er, ohne zu erwägen, ob es möglich und denkbar sei, daß sie es sei, und ohne etwas zu erwidern, in Furcht und Grausen entfloh und das Mädchen freigab. Belfagor wollte lieber in die Hölle zurückkehren, um von seinen Thaten Rechenschaft abzulegen, als sich von Neuem unter all der Widerwärtigkeit, Unlust und Gefahr dem Joche der Ehe unterwerfen. In die Hölle zurückgekehrt bekräftigte er das Unheil, welches ein Weib in ein Haus bringt; Giovanni Matteo aber, der davon noch mehr zu sagen wußte, als der Teufel, machte sich bald nachher munter und guter Dinge auf den Weg nach Hause.

[Uebers. von A. Keller.]

---

## IV. Aus den Gedichten.

### 1. Der Teufel auf dem Carneval.

Wir waren einst, sind nicht mehr, sel'ge Geister;
Für uns're Herrschbegier
Vertrieb vom Himmel uns der hohe Meister.
Wir kommen nun, um hier
Das Regiment zu führen;
Denn in der Höll' ist schier
Qual und Verwirrung nicht so viel zu spüren.

Und Hunger, Krieg und Blut, und Frost und Hitze
Von uns wird allzumal
Gemach vertheilt auf diesem Menschensitze.
In diesem Carneval
Sei hier nun unser Treiben,
Weil wir von aller Qual
Der Anfang stets gewesen sind und bleiben.

Pluto ist der, Proserpina ist jene,
Die sich ihm zugesellt;
Ihr weichet jedes Erdenweib an Schöne.
Der Sieger aller Welt
Wußt' ihn auch zu besiegen;
Denn eh' nicht Jeder fällt,
Wie dieser fiel, läßt Amor nicht vom Kriegen.

Und alle Lust und Qual verliebter Herzen
Stammt nur von uns allein,
Und Weinen, Lachen und Gesang und Schmerzen.
Wer fühlt der Liebe Pein,
Mag sich an uns nur wenden;
Er soll zufrieden sein:
Wir wissen stets das Leid in Lust zu enden.

[Uebers. von J. D. Gries.]

---

### 2. Aus den vier Capitoli.

Womit es schadet, birgt ein jedes Thier.
Die Schlange liegt im grünen Gras versteckt;
Die Biene bietet süßen Honig Dir,
Doch ihren Stachel hält sie klug verdeckt;
Der Panther birgt den Rachen voller Gier
Und weist Dir nur den Rücken schön gefleckt;
Du zeigst ein Antlitz voller Mild' und Lust
Und birgst ein hartes Herz in Deiner Brust.

---

O hast Du nie gesehn, wie in die Wolken,
Von Hunger schwer bedrängt, ein Adler steigt?
Er führt zur Höhe in den Klauen eine
Schildkröte, die er plötzlich fallen läßt,
Damit am harten Grunde sie zerschmettert
Und er am todten Fleisch sich letzen kann.
So trägt Fortuna einen Mann empor
Hoch zu den Wolken, nicht daß er dort stehe,
Nein, daß sie sich an seinem Sturz erfreue
Und wie er jammert über seinen Fall.

---

Wer bist Du, die ich muß als Göttin grüßen,
So herrlich schmückte Dich des Himmels Gnade?
O weile! Du hast Flügel an den Füßen?

„Ich heiß', auf Eurer Welt bekannt nicht grade,
Gelegenheit, und wenn ich stets mich rege,
So ist es, weil ich steh' auf einem Rade.

Matt sind des Adlers rasche Fittigschläge
Bei meinem Flug, doch dienen mir die Schwinge
Nur, daß ich jeden blend auf meinem Wege.

Die Locken, welche vorn mein Haupt umschlingen,
Sie wallen dicht herab auf Brust und Wangen,
Daß kaum durch sie der schärfste Blick mag bringen;

Doch hinten fehlt mir jedes Haar, und fangen
Wird Keiner mich, der zögernd sich besann,
Wenn flücht'gen Laufs ich ihm vorbeigegangen."

O sprich, wer schreitet hinter Dir heran?
„Die Reue ist's, die nie mich noch verlassen;
Sie wird zu Theil ihm, der mich nicht gewann.

Und Du, geschickt in Reden und Verpassen
Der Zeit, von Träumerei'n erfüllt den Sinn,
Siehst stumpf es kaum und kannst es kaum erfassen,
Wie längst ich Deiner Hand entronnen bin."
(Uebers. von F. Ruperti.)

### 3. Aus den Capiteln vom goldenen Esel.

Die Kraft ist's, die den Völkern Friede schafft;
Der Friede zeuget Muß', und Müßigkeit
Hat manche Städt' und Lande hingerafft.

Ist dann ein Volk zerrüttet eine Zeit
In Ausartung, so kehrt es oft zurücke
Noch einmal zu der alten Tüchtigkeit.

So will die Ordnung deß, der die Geschicke
Der Menschheit lenkt, daß stete Dauer nimmer
Was unter dieser Sonne lebt beglücke.

Es ist, wird immer sein, und war so immer,
Daß Gut' auf Bös und Böses folg' auf's Gute,
Und eins sich pflanze auf des andern Trümmer.

Wohl glaubt' ich stets, daß Gift des Todes ruhte
In Zins und Wucher, und daß Fleischessünde
Der Erdenreiche Geißel sei und Ruthe,

Und daß sich ihrer Größe Ursach finde
Im Wohlthun und im Beten und Enthalten,
Und daß sich hierauf ihre Macht begründe:

Doch denkt wer tiefer'n Sinn weiß zu entfalten,
Dies Uebel g'nüge nicht, sie zu vernichten,
Noch g'nüge dieses Gut, sie zu erhalten.

Der Wahn, Gott werde Wunderwerk verrichten
An uns, dieweil wir faul die Kniee beugen,
Muß Reich' und Staaten gar zu Grunde richten.

Wohl noth ist's, vom Gebete nicht zu weichen,
Und sinnlos sind, die sich zu stören freuen
Ein Volk in seinen heiligen Gebräuchen.

Denn wahrhaft scheint's, daß sie die Gründer seien
Von Zucht und Eintracht, und mit diesen war
Stets gutes Glück und fröhliches Gedeihen:

Doch keiner sei so sinnlos ganz und gar,
Zu harren wenn sein Haus den Einfall droht,
Ob ihn ein Wunder rette vor Gefahr:

Ihn hascht in der Ruinen Sturz der Tod.
(Aus: Gervinus' Abhandlung.)

## XIV. Lodovico Ariosto.

Von den ernsten Geistesproducten, die uns vorzugsweise im vorigen Abschnitte beschäftigt haben, gehen wir zu den heiteren Erzeugnissen der Phantasie eines Dichters über, der wie Macchiavelli zu jenen typischen Naturen gehörte, welche für die verschiedenen Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit gleichsam als Ideale derselben, als Maaßstab für alle anderen Erscheinungen ihrer Gattung dastehen. Was Macchiavelli in Bezug auf die Wissenschaft der Politik und der Geschichtschreibung geworden ist, das bedeutet Ariosto für die Gattung des romantischen Epos. Beide Männer, die uns gleichzeitig an der Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts begegnen, sind, jeder in seiner Art, Verkündiger des mit diesem Säculum anbrechenden neuen Zeitalters in der Entwickelungsgeschichte der europäischen Menschheit, und während noch Bojardo, der unmittelbare Vorgänger Ariosto's, die Blüthe der Denkweise und der Lebensformen des späteren Mittelalters repräsentirt, zeigt Ariosto bereits die erste Entwickelung der modernen Poesie in vollem Glanze.

Lodovico Ariosto wurde am 8. September 1474 in Reggio geboren, jener lombardischen Stadt im Gebiete des Herzogs von Ferrara, deren Statthalter einst Bojardo gewesen. Sein Vater Niccolo Ariosto war Befehlshaber der Citadelle von Reggio (unter Hercules I.), seine Mutter, Daria, aus der edlen Familie der Malaguzzi. Der Erstgeborene unter fünf Brüdern und eben so vielen Schwestern gab Lodovico bereits in seiner frühesten Jugend außerordentliche Fähigkeiten zu erkennen. In der Schulanstalt zu Ferrara zeichnete er sich durch seine lebhafte Wißbegierde, sein glückliches Gedächtniß, seine fruchtbare Einbildungskraft und schnellen Fortschritte aus. Eine lateinische Rede, die er bald nach seiner Ankunft dort hielt, über das Thema „was der Mensch thun und wie er leben müsse, um ein weiser und großer Mann zu werden," zog aller Anwesenden Aufmerksamkeit

auf ihn, und war lange nachher noch der Gegenstand ahnungsvoller Unterredungen über den jugendlich aufstrebenden Genius. Der Vater beabsichtigte, einen Rechtsgelehrten aus dem jungen Ariosto heranzubilden; wohl dachte er sich ihn schon dereinst vor den Gerichtsschranken mit siegender Suada, wohl freute er sich auch des Lobes, das seine lateinischen Poesien von seinen Lehrern ernteten. Aber wenn Lodovico daheim mit seinen Geschwistern Komödien probirte und aufführte, wenn der Vater hörte, und selbst wahrnahm, daß er auch italiänische Dramen frühzeitig schrieb, wie z. B. sein erster Versuch in dieser Gattung Pyramus und Thisbe war, so mißfiel dieses dem wackern, aber mit den Musen weniger vertrauten Manne, weil er nicht unrichtig ahnete, diese vorstrebende Neigung des Sohnes zur Poesie möchte dem Entwurfe, den er in Beziehung auf seinen Beruf mit ihm hatte, Eintrag thun. Kurz, wie der Dichter irgendwo selbst zu verstehen giebt, er fühlte sich versucht, den Vater Ovids gegen den jungen Dichter zu spielen.

Eine Reihe anziehender Einzelheiten aus dem Leben Ariosto's hat uns dieser selbst in seinen „Satiren" überliefert. In einer derselben spricht er von den juristischen Studien, denen er sich, dem Wunsche seines Vaters zufolge (seit 1489) gewidmet hatte. Nachdem er erzählt, daß sein Vater ihn „nicht nur mit Sporen, sondern selbst mit Lanzen und Spießen in Texte und Glossen hineingetrieben, und ihn gezwungen, fünf Jahre an dergleichen Possen zu verschwenden," fährt er also fort: „Aber da er fast alle Mühe fruchtlos und die Zeit verloren sah, ließ er mir endlich nach langem Widerstreben meine Freiheit. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, allein meine gelehrte Erziehung noch nicht vollendet; kaum verstand ich die Uebersetzung des Aesop. Das Glück aber wollte mir so wohl, daß es mir den Gregorio aus Spoleti zuführte, den ich mit Recht ewig segnen muß. — Aber damals war ich noch nicht darauf erpicht, Hekubas zornige Wuth kennen zu lernen, oder wie Ulyß dem Rhesus Pferd und Leben auf einmal raubt. Dann erst wollte ich wissen, wodurch Aeneas die Juno beleidigte, daß sie ihm die Herrschaft des schönen Hesperiens streitig machte. Indem ich hierin mich einlerne, das Erstere aber verschiebe, entflieht die Gelegenheit mir zürnend, weil sie mir ihren Schopf gereicht und ich denselben nicht ergriffen hatte. Die Herzogin hat den unseligen Einfall, mir den Gregor zu nehmen und ihn ihrem Sohne zu geben. Dieser Verlust und andere neue Dinge, welche mich damals betrafen, ließen mich Thalien und Euterpen, so wie überall die neun (Musen) vergessen. Mir stirbt der Vater und ich muß meine Gedanken von der Maria ab zur Martha wenden und aus einem Leser Homers ein Haushalter werden; zwei Schwestern nach einander muß ich zu Männern und ihnen auf eine Art aus dem Hause verhelfen, daß sich die Erbmasse nicht dabei beklagt. Den jüngeren Brüdern, für die ich in Vaters Stelle getreten war, muß ich die Schuldigkeiten erweisen, welche Pflicht und Mitleiden mir auferlegen, zur Universität den Einen, an den Hof einen Andern, und in ein Gewerbe den Vierten bringen, auch darüber walten, daß Laster nicht die weichen Gemüther der Tugend entfremden. Doch nicht dies allein hinderte die Fortsetzung meiner Studien, nnd ließ mich zufrieden sein, nur mein Fahrzeug am Ufer befestigen zu können, um nicht rückwärts zu kommen. Denn so beschwert mit Kummer befand sich damals mein Herz, daß ich mich danach sehnte, die Parze möchte meinen Lebensfaden durchschneiden. Derjenige, dessen süße Gesellschaft meinen Studien Nahrung gab und mit sanfter Nacheiferung mich vorwärts trieb, mein Vater, Bruder, Freund, meine Seele, nicht ihre Hälfte, nein sie selbst, der sie, ohne daß mir davon etwas zurückblieb, mit sich führte, mein Pandolfo starb damals. O schwere Wunde, welche da dem Ariostischen Geschlecht geschlagen ward, von dem er ein Sproß und vielleicht der schönste war. Wenn, wie das Laster Schmach, die Tugend Ehre giebt, dann konnte man von ihm alle Ehre hoffen, die ein edler Geist erstrebt. Zu des Vaters und zweier so theuerer Freunde Tod kam noch, daß ich mich unter des Cardinals von Este Joch gedrückt befand, denn von Julius Wahl bis zu dessen Grabe und noch während sieben Jahren unter Leo gestattete er mir an keinem Orte langen Aufenthalt, und machte aus mir, dem Dichter, einen Reitknecht."



Lodovico Ariosto.

Ariosto studirte also, unter Anleitung des Gregorio aus Spoleti, die römische Literatur. Mit solchem Eifer las er insbesondere die Dichter, daß ihm die höchsten Feinheiten und die schwierigsten Stellen derselben deutlich wurden. Eine glänzende Probe, wie bewandert er im Horaz war, legte er zu Rom ab, wo er in Gesellschaft Leo's X. und vieler gelehrter Prälaten Stellen aus diesem Dichter interpretirte, welche noch Keinem von Jenen verständlich hatten werden wollen. In Gregorio's Schule bildete sich Ariosto auch die ersten richtigen Vorstellungen von antiker Einfachheit, welche er zuerst (noch vor 1500) in seinen beiden Komödien, der Cassaria und den suppositi (die Verwechslungen zweier sich ähnlich sehender Brüder) in Anwendung zu bringen suchte. Die Cassaria dichtete er noch bei Lebzeiten seines Vaters. Es wird erzählt, daß Ariosto einst von seinem Vater mit Vorwürfen bei irgend einem Anlasse überhäuft worden wäre, wobei er sich ganz leidend verhalten, übrigens aber aufmerksam zugehört habe. Derselbe Umstand gab später einem seiner Brüder zu heftigem Tadel über ihn Veranlassung und er wußte sich dagegen siegreich zu vertheidigen. Der Bruder fragte verwundert, warum Lodovico diese trefflichen Gründe nicht auch dem Vater, da ihm derselbe unter gleichen Umständen zürnte, entgegengehalten habe. Der Gefragte erwiederte, daß er mit dem Plane seiner Cassaria umgegangen sei, wo dem Erofilo Aehnliches als ihm selber nun begegnete, wobei er ein Muster einer väterlichen Vermahnung gebraucht habe; hierzu habe ihm die seines eigenen Vaters höchst trefflich geschienen. Um nichts davon zu verlieren, habe er so aufmerksam zugehört, daß er sich zu rechtfertigen gänzlich vergessen hätte.

Der Tod seines Vaters (im Jahre 1500) brachte eine längere Unterbrechung in seinen Studien hervor, doch entzog er sich poetischen Beschäftigungen nicht ganz. Mehr durch seine Kenntnisse und durch die Gewandtheit seines Geistes, als durch sein Dichtertalent empfahl sich Ariosto dem Cardinal Ippolito d'Este, einem Bruder des Herzogs Alfon's I. von Ferrara. Er trat 1503 in die Dienste des Cardinals, und wohnte mit ihm der Wahl Julius II. zum Papste bei. An diesen Papst erhielt Ariosto noch zwei wichtige Missionen, die erste 1509, wo er den gegen die Este übel gelaunten Papst zur Bewilligung von Geld- und Truppen-Subsidien gegen die Venetianer, welche Ferrara bedrohten, bewegen sollte; die zweite 1510, wo der Zorn des Papstes über ein zwischen Alfons und den Franzosen geschlossenes Bündniß zu besänftigen war. Als Leo X. zur päpstlichen Würde gelangte,

hatte sich Ariosto Hoffnung gemacht, dieser große Beschützer der Künste und Wissenschaften, der schon als Cardinal sein besonderer Gönner gewesen, werde auch seine äußeren Verhältnisse verbessern. Er machte eine Reise nach Rom, wurde auch vom Papste liebreich empfangen, aber — „die Hoffnung," schreibt Ariosto, „floh vor mir hinweg in des Himmels unbekannte Regionen, als der heilige Vater mir die Hand drückte und die Wangen küßte."

Der Dichter hatte bereits eine bedeutende Productivität entwickelt, als er den Plan zu einem großen Epos faßte. Die romantische Epopöie Bojardo's hatte ihn zu der Idee einer ähnlichen Dichtung begeistert. Jede Stunde, die er seinem Geschäftsleben abgewinnen konnte, nützte er, um endlich das vielbewunderte Werk zu Stande zu bringen, das seinen Namen verewigt hat. In der Wahl des Stoffes zu einem romantischen Epos scheint er nicht lange unschlüssig gewesen zu sein. Die fabelhaften Thaten des großen Roland waren ein Lieblingsthema der erzählenden Poesie geworden. Sie ließen der Phantasie so weiten Spielraum, als man verlangte, und knüpften doch dem Scheine nach die Fabel an die wahre Geschichte. Sie ließen sich deswegen auch benutzen, um der Familie von Este ein Compliment zu machen, wenn man die ersten Ahnen dieses fürstlichen Hauses, wie es Bojardo bereits gethan, von berühmten Helden aus dem Zeitalter ableitete, wo keine Urkunden und keine Geschichtsbücher das Gegentheil bewiesen. Roland wurde also der Ritter, den Ariosto, wie vor ihm Bojardo und Pulci, zum Helden seines Gedichts oder wenigstens zu dem wählte, der dem Gedichte einen Namen geben mußte. Das Labyrinth, in das der erfinderische Bojardo seine Abenteurer geführt hatte, schien ein so trefflicher Tummelplatz für sie zu sein, daß sich kein besserer erfinden ließ. Statt eine neue Erzählung von vorn anzufangen, trug daher Ariosto kein Bedenken, die Erfindungen Bojardo's gleichsam als historische Facta vorauszusetzen, und in der Erzählung der romantischen Begebenheiten Roland's und seiner Zeitgenossen da fortzufahren, wo Bojardo aufgehört.

Der Cardinal Bembo, der sich selbst Verdienste um die italiänische Literatur erworben, deren weiterhin gedacht werden wird, soll dem Ariosto den wunderlichen Rath gegeben haben, den rasenden Roland zum Helden eines Gedichts in lateinischer Sprache zu machen. Ariosto soll dem Cardinal geantwortet haben, daß er lieber unter den toscanischen Dichtern der erste, als unter den lateinischen kaum der zweite sein wolle. Auch wenn er diese Antwort nicht gegeben hat, hatte er zu viel gesunden Geschmack, um eine Ritterepopöie in der Sprache und Manier der Antike nicht schon beim ersten Gedanken als etwas Widersinniges zu verwerfen. Aber von einer andern Seite verließ ihn anfangs sein sonst so sicherer ästhetischer Tact. Statt den achtzeiligen Stanzen treu zu bleiben, die nun schon seit Boccaccio für die romantische Erzählung in italiänischer Sprache ungefähr dasselbe geworden waren, was für die antike der Hexameter, wollte er sich wieder von der Terzine fesseln lassen, in der Dante seine poetische Vision beschrieben hatte. Der Anfang dieses Versuchs hat sich erhalten. Ariosto scheint ihn aber bald aufgegeben zu haben. Er verwarf, was er schon in terze rime erzählt hatte; und die Stanzen wurden durch ihn das Anmuthigste, was noch je ein italiänischer Vers gewesen war. Aber was so harmonisch an sich jetzt unsere Ohren und Sinne bewegt, und überall jeden Schattirungen seiner Gedanken und Empfindungen, in Ernst und Scherz, treuherziger Gutmüthigkeit, schalkhaftem oder beißendem Spott, in üppiger Fülle, in sparsamerer oder zarterer Andeutung sinnlichen und geistigen Lebens, was jeder Stufe der Leidenschaft, jedem Zauber auch noch so kecker Einbildung sich so innig anschmiegt, — alles dieses, was jetzt bei ihm so leicht, so aus einem Gusse gegossen erscheint, war keineswegs das Werk flüchtiger augenblicklicher, das Wort mit sich fortreißender Begeisterung; es war Wirkung des besonnensten, die Begeisterung leitenden, beherrschenden Kunstfleißes. Es ist nicht unbekannt geblieben, daß Ariosto erst nach manchen Vorbereitungen und Studien des Gesammtschatzes seiner Sprache und des Mechanischen der Poesie mit Zuziehung der gelehrtesten Männer und ihrer Schriften, an seinen epischen Gegenstand sich wagte; auch, daß er langsam arbeitete, des Morgens gewöhnlich nur wenige Stanzen dichtete, und diese des Tags so oft wieder umarbeitete, feilte, rundete, bis sie ihm und seinen Freunden, denen er einzelne Gesänge jedesmal zur Prüfung vorzulegen pflegte, das, was er sagen wollte, auf das

Genügendste auszudrücken schienen. Wie viele Mühe Ariosto sich gab — bemerkt Ranke in seiner mehr erwähnten Abhandlung — kann man auf der Bibliothek zu Ferrara wahrnehmen. Wer da einmal die Autographen Ariosto's und Tasso's sah, wird sich ohne Zweifel verwundert haben, zu wie wenig Veränderungen der letztere, obwohl seine Verse mühevoll vollendet scheinen, Veranlassung fand, während die Handschrift Ariosto's, für dessen Verdienst die Leichtigkeit gehalten wird, durch unzählige Correcturen und wiederholte Umarbeitungen einzelner Stanzen fast unleserlich geworden ist. Diese Leichtigkeit konnte nur durch großen Fleiß erreicht werden. In einem mehr als zehnjährigen Zeitraume vollendete Ariosto die ersten 40 Gesänge seines Gedichtes, die der Oeffentlichkeit als ein Ganzes zuerst 1515 von ihm vorgelegt wurden. Mit welchem Beifalle das Gedicht aufgenommen wurde, zeigen die vier (Andere nennen fünf) Auflagen, in denen es bis zum Jahre 1532 erschien, wo der Dichter dasselbe vielfach verändert und um sechs Gesänge vermehrt in der Gestalt zuerst herausgab, in welcher es der Nachwelt bekannt ist.

Dem Cardinal hatte Ariosto die 40 Gesänge seines „Orlando furioso" gewidmet. Aber kaum waren seit dem ersten Erscheinen des Gedichts anderthalb Jahre verflossen, als der Dichter sich veranlaßt fand, den Dienst des Cardinals zu verlassen. Es wird erzählt, daß dieser, der von den leichten Spielen der Phantasie kein besonderer Freund gewesen, den Dichter in Bezug auf das ihm gewidmete Werk einst gefragt habe: „Aber, Meister Lodovico, wo habt Ihr nur alle die Possen aufgetrieben?" („Dove Diavolo, Messer Lodovico, avete pigliate tante coglionerie?"). Ob nun derartige Spöttereien, oder die kalte Aufnahme, die sein Werk beim Cardinal überhaupt gefunden, oder ob andere Umstände den Dichter vermocht hatten, sein Verhältniß zum Cardinal aufzugeben, weiß man nicht genau. Nicht wahrscheinlich ist es, daß Ariosto bei seiner Menschenkenntniß jenem eine Kälte übelgedeutet habe, auf die er genugsam vorbereitet sein konnte. Er und der Cardinal hatten nie für einander gepaßt. Ariosto war der Geschäfte im Dienste des Cardinals längst überdrüssig, wie seine Satiren beweisen; und eine Kleinigkeit konnte zuletzt beiden wichtig genug scheinen, um dem Mißfallen, das sie an einander fanden, den Ausschlag zu geben. Der Cardinal machte im Jahre 1517 eine Reise nach Ungarn. Ariosto hatte keine Lust, ihn zu begleiten; und beide waren geschieden. Um dieselbe Zeit fügte es sich, daß der Dichter, der an Rechtshändeln nicht mehr Geschmack, als an politischen Verhandlungen fand, wegen des Restes seines väterlichen Vermögens in einen Proceß gerieth. Ohne diesen Umstand hätte er sich vielleicht nicht überreden lassen, nach seiner Trennung von dem Cardinal in den Dienst des regierenden Herzogs von Ferrara, Alfons I., zu treten und noch ein mal sein Glück am Hofe zu versuchen. Mehr Ruhe zwar ließ ihm der Herzog, als der Cardinal. Aber der Bedürfnisse des Dichters waren indessen auch mehrere geworden. Er hatte für seine zwei Kinder zu sorgen, und seine Einnahme reichte nicht weit. Genöthigt, sich mit Bitten um Entlassung oder neue Unterstützung an den Herzog zu wenden, erhielt er Zulage zu seiner Besoldung, aber zugleich auch wieder neue Geschäfte, die ihn fast noch verdrießlicher machten, als alle vorigen. Er wurde (1522) zum Commissarius in der Garfagnana, einem vom Papst an Alfons abgetretenen Districte am Fuße der Apenninen, ernannt, wo er Banden von Räubern und Aufrührern zur Ruhe zu bringen hatte. Ueber den unerquicklichen Aufenthalt in dieser Gegend sagt Ariosto selbst in seiner 5. Satire: „Meines Vaterlandes Reggio angenehme Gegenden waren mir vordem ein süßer Reiz zum Schreiben. Dein Landhaus San Maurizio, der schöne Aufenthalt, die nahe Rhone, der Najaden schattiger, lieblicher Aufenthalt, der durchsichtige Weiher, welcher den Garten umgürtet, der frische Bach, der Kräuter netzt und dann die Mühle treibt, schweben stets meinen Augen vor. Hier umringen mich gegen Südost der nackte Pania (ein Berg) und auf der andern Seite ein Bergjoch, welches eines Pilgrims Ruhm verkündet. Mein Aufenthalt ist eine tiefe Höhle, aus welcher ich den Fuß nicht setzen kann, ohne des waldigen Apennin jähe Abstürze hinansteigen zu müssen. Ich mag zu Hause bleiben, oder in die frische Luft hinauswandeln, so werden mir die Ohren mit Klagen, Zaubereien, Schreien, Diebstählen, Mordthaten, Haß, Rache und Zorn angefüllt. Diesen muß ich freundlich bitten, Jenem

mit verdrießlichen Gesichte drohen, Einen verurtheilen, den Andern lossprechen; täglich muß ich ganze Bogen füllen und dem Herzoge, bald um von ihm Rath zu erholen, bald um wider die Räuber Hilfe zu erhalten, schreiben. In solche Ungebundenheit ist das Land gerathen, da Panther und Löwe*) es zwischen ihren Klauen gehabt haben. Das Land ist so voll Straßenräuber, daß diejenigen, welche sie einzufangen ausgesendet werden, sich vor ihnen verstecken müssen. Nun urtheile, ob Apollo, wenn ich ihn auch in diese Mördergrube zu mir einlade, zu mir zu kommen geneigt sein kann? Aber, wirst Du fragen, wer hat Dich denn genöthigt, von Deinen Studien und der Geliebten also weit Dich zu entfernen? Nicht der Geiz! sondern der Verlust des ferrarischen Stipendiums, welches der Herzog, der Kriegskosten wegen, aufgehoben hat. Damals nahm ich zu ihm meine Zuflucht und sprach: Herr, entweder mußt Du mir nun aus der Noth helfen, oder Dich's nicht verdrießen lassen, wenn ich nach anderem Brode mich umsehe. Weil eben damals die Garfanianer um einen Statthalter baten, so wurde ich dazu bestimmt; der Herzog hat vielleicht die Noth seines Volkes für geringer als die meinige angesehen, sonst hätte er mich nicht zu ihrem Statthalter gemacht; denn zu diesem Amte bedarf es einer größeren Strenge, als wozu ich fähig bin. Wie viel Dank ich auch dem Herzog dafür schuldig bin, so unzufrieden bin ich mit dieser großen Wohlthat." Nach drei Jahren schied Ariosto aus diesem Amte. Sein nächster Aufenthalt war nun wieder Ferrara. Früherhin schon, als er noch in der Garfagnana war, hatte sein Freund Bonaventura Pistofilo, Secretair des Herzogs von Ferrara, sich erboten, ihm die Stelle eines Gesandten beim Papst Clemens VII. zu verschaffen; allein der Dichter lehnte den Vorschlag ab, weil er von Clemens eben so als in Ferrara behandelt zu werden fürchtete. „Für's Erste danke ich Dir," schreibt er seinem Freunde zurück, „daß Du aus einem Stiere mich zu einem Berberhengste machen willst. Wenn Du mich durch Vorstellung der Ehre und Glücksgüter dazu bereden willst, so bediene Dich nur einer anderen Lockpfeife, wofern Du den Vogel ins Netz gehen sehen möchtest. Ehre hatte ich schon so viel als ich verlangen darf. Mir genügt, daß zu Ferrara mehr als sechs Leute auf einmal den Hut vor mir ziehen, da sie wissen, daß ich zuweilen mit dem Herzoge zu Tische sitze und vielleicht eine Gnade für mich und Andere zu erbitten vermag. Wenn mein Vermögen mir in dem Grade genügte als meine Ehre, so würde mein unstetes Verlangen vollkommen gestillt sein. Ich verlange nur so viel, um, ohne von Andern betteln zu dürfen, leben zu können; dies darf ich aber jetzt nicht mehr hoffen, nachdem ich so lange in Leibeigenschaft und Armuth gelebt habe, obgleich so viele meiner Gönner mich davon zu befreien vermochten. Jetzt geb' ich es nicht weiter zu, daß mich die Hoffnung gleich einem Büffelochsen an der Nase umherführe. Jenes Rad, auf dessen obern Theile die Kartenmacher (im Tarokspiel) einen Esel abbilden, schreckt mich ab; wer hinaufsteigt, wird am Vorderleibe ein Esel, während er mit dem Hintertheile Mensch bleibt. So lange ich mich der Hoffnung erinnern werde, die mit den ersten Blättern und Blüthen kam, die dann, ohne den September abzuwarten, entfloh, von dem Tage nämlich an, als Leo die Kirche als Braut heimführte und bei der Hochzeit so viele meiner Freunde roth gekleidet wurden, wo mein Weizen zur Blüthe sich gut anließ, allein nur so viele Tage, als Jene zwischen Kalenden und Iden zählt; so lange, sag' ich, ich mich dieser Dinge erinnern werde, kann ich mich auf fremde Versprechungen nimmermehr verlassen. — — So konnte meiner Hoffnung, da ich nach Rom eilte, ein Jeder zurufen, der für den Medici das Beil schon über seinem Nacken gesehen, ihm während seines Exiles Hilfe geleistet und ihn aus einem schwachen Lamme zu einem Löwen gemacht hatte. Gab Leo mir nichts, so hoffe ich auch von keinem Andern seines Geschlechtes Etwas zu erhalten" (Sat. V.).

Herzog Alfonso fing nach Ariosto's Rückkehr an, sich für das Theater lebhaft zu interessiren, und ließ sogar ein prächtiges Schauspielhaus erbauen, zu dem Ariosto den Plan angegeben hatte. Dies gab dem Dichter Veranlassung seine in früheren Jahren gedichteten vier Komödien (Cassaria, Suppositi, Lena, Negromante) umzuarbeiten und zur Aufführung

*) Die Republik Lucca (welche einen Panther im Schilde führt) besaß die Garfagnana vor Leo X. (dem Löwen).

zu bringen. Die Scolastica, seine fünfte Komödie, fing er an, beendete dieselbe jedoch nicht. Den Bau des Theaters hatte Ariosto selbst dirigirt; derselbe wurde so schön und prachtvoll ausgeführt, daß dieses Schauspielhaus damals seines Gleichen nicht hatte. Die geachtetsten Männer und Cavaliere zu Ferrara rechneten es sich zur Ehre an, in Ariosto's Lustspielen auf dem Hoftheater Rollen zu übernehmen; Francesco, Alfonso's zweiter Sohn, sprach sogar 1528 den Prolog zur „Kupplerin“ (La Lena). In dieser Zeit entstanden auch die „fünf Gesänge,“ welche als Anhang des rasenden Roland in den Ausgaben desselben mit abgedruckt sind. Dabei war Ariosto unermüdet thätig, las eine Menge Ritterromane, um daraus Stoff zu verbessernden Erfindungen für die neue Ausgabe des rasenden Roland zu nehmen. Auch übersetzte er, zum Zwecke der Aufführungen auf dem Hoftheater, mehrere Komödien des Plautus und Terenz, namentlich die Andria und den Eunuchus des Letzteren. Sein literarischer Ruhm hatte sich inzwischen über ganz Europa verbreitet und er stand mit den achtungswerthesten Gelehrten und Staatsmännern, deren er im 46. Gesange des rasenden Roland ein ganzes Register mittheilt, in vertrauten Verhältnissen. Kaiser Carl V., welcher sich im November 1532 in Mantua befand, zeichnete den Dichter besonders aus. Es ist von den Literatoren vielfach hin und her gestritten, ob die Sage, daß der Kaiser Ariosto mit Lorbeer gekrönt, oder habe krönen wollen, ihre Richtigkeit habe. Es circulirt sogar ein übrigens hinsichtlich seiner Echtheit nicht verbürgtes Privilegium mit des Kaisers Unterschrift, welches Ariosto über jenen Act ausgefertigt sein soll. Die Inschrift auf seinem Grabe, welche ihm die Krönung zuspricht, ist zu neu, um zu entscheiden. Die ältere, 40 Jahre nach seinem Tode angefertigte Grabschrift, worin die Worte vorkommen: Vates corona dignissimus unus triplici haben offenbar keine wirkliche Krönung, sondern nur das Verdienst des Dichters überhaupt vor Augen, und seine Zeitgenossen melden von dieser Krönung nicht das Geringste, sein Sohn Virginio widerspricht derselben als einem Gerede.*) Nach achtmonatlichem Kränkeln, welches gleich nach vollendetem Drucke der neuen Ausgabe des Orlando sich einstellte, starb Ariosto am 13. Juni 1533 zu Ferrara. Er ward bei Nacht und beim Scheine von nur zwei Lichtern in San Benedetto zur Erde bestattet. Vier Männer trugen den Sarg. Mönche jenes Klosters bildeten das Leichengeleit. Sein Bruder Gabriel und sein Sohn Virginio bemüheten sich vergeblich, dem Dichter ein angemessenes Grabmal zu errichten. Die Benedictiner, welche sich geehrt fühlten, in ihren Mauern die berühmte Leiche zu bewahren, und die Besuche ungern mißten, welche man an dieser gefeierten Stätte abstattete, die mit zahllosen Inschriften der Besuchenden bedeckt war, mochten nicht geneigt sein, Ariosto's Asche herauszugeben. In der nachher neu erbauten Kirche der Bene-

*) Dieser Sohn hat einige schriftliche Notizen hinterlassen, die, wie es scheint, zu einer Biographie des Dichters hatten ausgeführt werden sollen. Aus dem, was davon noch erhalten ist, theilen wir einige Nummern mit: Unter Nr. 6 heißt es: Der Cardinal habe die Bemerkung gemacht, es würde ihm weit lieber sein, wenn Messer Lodovico seines Dienstes wahrgenommen hätte, anstatt das Buch zu schreiben; unter Nr. 14: Seine Verse waren ihm nie gut genug; er änderte dieselben stets von Neuem, so daß er keinen einzigen von seinen Versen auswendig wußte; unter Nr. 15: In Gartenangelegenheiten trieb er es ebenso, wie mit dem Versemachen; denn nichts, was er gepflanzt hatte, ließ er drei Monate lang auf einer Stelle, und wenn er Pfirsichkerne oder anderes Gesäme in die Erde gelegt hatte, sah und stöberte er so oft nach dem Keime, bis er denselben abbrach, und weil er von Botanik nichts verstand, so hielt er jedes Gewächs, was in der Nähe des Ortes, wo er den Samen in die Erde gebracht hatte, hervorkam, für den Keim der erwarteten Pflanze, und hegte und pflegte dieselbe so lange, bis es nicht mehr zweifelhaft sein konnte, daß er sich geirrt habe. Mir ist erinnerlich, daß er, da er einst Kapern gepflanzt hatte, täglich nachsah und sich über das schöne Wachsthum ungemein freuete. Endlich wies sich's aus, daß das Hervorgekeimte Hollunder und von den Kapern nur einige wenige aufgegangen waren. Nr. 16 besagt: Virgil und Tibull sprachen ihn sehr an; vorzüglich aber pries er Horaz und Catull, weit weniger den Properz. — Nr. 22: Er aß hastig und viel und machte keinen großen Unterschied in den Speisen. Wenn er nach Hause kam und das Brot aufgetragen fand, aß er eins im Auf- und Abgehen; unterdeß kam das Fleisch auf den Tisch: sobald er es erblickte, ließ er sich das Messer in die Hand geben und aß, was ihm zunächst stand. Beim Pausiren in den Gerichten aß er oft noch ein Brot. Ich glaube, er dachte sich dabei nichts und sein Geist war mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt. Ich hörte, daß, als ihn einst ein Fremder bei Tische besuchte, er, während Jener sprach, Alles weggegessen habe, was demselben vorgesetzt worden; nach dem Weggange des Fremden tadelte ihn sein Bruder wegen seines Benehmens; er antwortete bloß, es wäre sein Schaden gewesen und er müsse essen 2c. Nr. 25: Es ist ein grundloses Gerede, daß er gekrönt worden.

dictiner errichtete endlich der ferrarische Edelmann Agostino Mosti dem Ariosto ein würdiges Denkmal von weißem Marmor, mit einer colossalen, wohlgetroffenen Statue des Dichters. Die Beisetzung der Asche in diesem Grabmal, am 6. Juni 1573, begleitete eine kirchliche Feier. Allein auch hier fand jene noch nicht Ruhe: sie mußte 1612 in das noch prächtigere Grabmal wandern, welches sie noch jetzt einschließt und von Ariosto's Urenkel Lodovico ihm errichtet war.

Von Ariosto's Person und Charakter berichten seine Biographen interessante Einzelheiten. Seine Freunde und Bekannten achteten in ihm den Mann von geradem Biedersinn, offener, freimüthiger Denkungsart und Zuverlässigkeit in Wort und That. Er war ein Mann hellen Verstandes, der in Gesellschaft den Dichter nie zur Schau trug; so lebendig auch seine Empfindung war, ließ er sie doch in Gesellschaft am wenigsten vorherrschen. Leidenschaftlich, zuweilen bis zum Aufbrausenden, zum Trübsinn oft gereizt, wußte er doch sich leicht wieder zu gebieten und zumal in der Einsamkeit an dem Lichte seiner poetischen Welten emporzurichten. Diese suchte und liebte er auch, zu seinen dichterischen Phantasien und Entwürfen sie benutzend. Nichts desto weniger war er der Gesellschaft keineswegs abgeneigt, und wo die Menschen darin ihn nur ein wenig anzogen, heiter, voll aufgeweckten Witzes, besonders im Kreise schöner und geistreicher Damen. Bei allem Selbstgefühl war er bescheiden, anspruchslos, gegen fremde Verdienste keineswegs ungerecht, Feind aller Ceremonien. Sein Aeußeres entsprach seinem gediegenen männlichen Charakter. Er war groß von Person, gesunder und kräftiger Leibesbeschaffenheit, rührig, behend, ein so rascher Fußgänger, daß er einmal Morgens von Carpi aus in Pantoffeln und einer Hausjacke spazieren gehend, über die Hälfte des Weges nach Ferrara (an fünf Meilen) und freiwillig noch, als er seine Zerstreuung wahrgenommen, den ganzen Weg nach Ferrara vollendete. Wie er ein treuer Freund seiner Freunde war, so auch ein zärtlicher Sohn und Bruder, ein wahrer Vater und Wohlthäter seiner zahlreichen Geschwister; dabei genügsam für sich, mäßig im Essen und Trinken, mäßig auch im Studiren. Dem weiblichen Geschlechte war er sehr hold, doch bemühten sich Neugierige vergebens, die Dame seines Herzens auszukundschaften. Es wird als gewiß angenommen, daß Ariosto, ohne mit einer Frau ehelich verbunden gewesen zu sein, zwei Söhne hatte; von diesen wurde der eine später durch seinen Vater legitimirt. Aus dem betreffenden Documente geht hervor, daß seine Mutter Orsolina hieß: der Zuname ist „honestitatis causa" verschwiegen. Als Ariosto's Vermögensumstände sich — nach dem Aufenthalte in der Garfagnana — bedeutend verbessert hatten, kaufte er für sich und seine Schwestern ein eigenes Haus mit einem Garten. Dieses Haus wird noch jetzt in Ferrara in der Straße Mirasole gezeigt.

Zu den frühesten Schriften Ariosto's gehören seine Komödien. Es sind deren fünf. Die beiden ersten, die „Cassaria" und „I Suppositi" („die Untergeschobenen", oder, wie sie gewöhnlich deutsch bezeichnet wird: „die Verwechselungen") waren ursprünglich in Prosa geschrieben, später aber vom Dichter umgearbeitet und in reimfreie Jamben gebracht worden. Beide Stücke verrathen fast in jedem Zuge den Schüler der alten römischen Komödiendichter. Es war ein wenig lohnende Arbeit, Sittengemälde aus dem häuslichen Leben der Alten so zu modernisiren, wie Ariosto versuchte. Die Sclavenhändler, die mit schönen Mädchen und Knaben als Waare handeln, die Kuppler und Kupplerinnen, die lockeren Söhne und Mündel, die ihre Väter und Vormünder durch pfiffige Sclaven prellen und die doch oft zu platten Späße der Bedienten und Kupplerinnen, waren auf einem Theater des neueren Europa Geschöpfe und Scenen aus einer anderen Welt. Unter den achtzehn Personen der Cassaria sind nicht weniger als acht nach den Sclaven des Plautus und Terenz copirte Knechte oder Bediente, deren Reden etwa die Hälfte des Dialogs im ganzen Stück betragen. Nächst ihnen spielen die bedeutendsten Rollen zwei junge Burschen, die mit Hilfe der Knechte einen Alten betrügen, und einen Kuppler (ruffiano) dazu; dann der Kuppler selbst, und die beiden Mädchen, die er als sein Eigenthum auf das Vortheilhafteste zu verhandeln sucht. Um diese den alten Komikern abgeborgten Personen in der neuen Welt unterzubringen, wird

eine Stadt erdichtet, die Metellino heißt; und in diesem utopischen Metelline, wo man ungefähr auf halb europäischem, halb auf morgenländischem Fuße lebt, muß sich moderne Denkart mit der antiken vertragen, so gut es eben gehen will. Ein Dichter von so hellem Blick und so festem Tact, wie Ariosto, konnte die Charaktere, die er zur Bearbeitung wählte, nicht auffallend verzeichnen; aber er war bei der Richtigkeit und Wahrheit seiner Zeichnung auf die allgemeinen Charakterumrisse eingeschränkt, die keinem Zeitalter und keinem Volke ausschließlich angehören. Was auf den griechischen und römischen Theatern ein lebendiges Gemälde der griechischen und römischen Welt gewesen war, wurde nun kalte Copie eines den meisten Zuschauern unbekannten Gemäldes. Dieser Mangel der Bestimmtheit, ohne die alle komische Darstellung bald ermüdet und nie befriedigt, konnte durch die Reinheit der Sprache und die Natürlichkeit des Dialogs in Ariosto's Cassaria nicht ersetzt werden. Erscheint die „Cassaria" als eine Nachbildung der Aulularia des Plautus, so ist der Inhalt des zweiten Stückes: „I Suppositi", wie im Prolog nicht verhehlt wird, zum Theil den „Eunuchen" des Terenz und den „Gefangenen" des Plautus nachgeahmt, doch mit Modificationen und Zusätzen genug, um das Ganze als ein neues Stück bestehen zu lassen. Die Scene ist in Italien und die Charaktere sind dem neueren Zeitalter merklich näher gerückt. Unter Anderen spielt ein Doctor juris eine ergötzliche Rolle, zumal wenn er lateinische Brocken fallen läßt, die sein Schmeichler wie Goldkörner auffängt. Ein Diener aus Siena und ein Ferrarese geben der Composition einen bestimmteren Charakter. Statt des von einem Kuppler an den Meistbietenden verhandelten Frauenzimmers ist es hier eine junge Dame, Namens Polinessa, welche eine anständigere Intrigue im neueren Stil veranlaßt. — Die dritte Komödie „la Lena" („die Kupplerin") versetzt uns wieder in eine halb antike, halb moderne Welt, obgleich das Stück in Ferrara spielt. Das vierte Stück: „il Negromante", hat wegen der Unwahrscheinlichkeit der Intrigue die meisten Gegner gefunden. Dagegen erfreute sich das letzte, die „Scolastica" oder das Studentenstück, wegen des dem Geiste der neueren Zeit mehr angepaßten Inhalts — die Hauptpersonen sind zwei verliebte Studenten — großer Anerkennung. Ariosto hat es jedoch unvollendet zurückgelassen. Von der 4. Scene des vierten Actes an soll sein Bruder Gabriel es zu Ende geführt haben. Trotz aller ihrer Mängel gehören die Komödien Ariosto's doch immer noch zu den vorzüglicheren unter den komischen Sittengemälden der italiänischen Literatur. Sie zeichnen sich überdies durch einen frischen und leichten Dialog aus.

Während Machiavelli's allerdings höher stehende Komödien in ungebundener Rede abgefaßt sind, findet sich in den Ariostischen der verso sciolto (der reimlose Vers) in der Form des verso sdrucciolo (des fünffüßigen Jambus mit daktylischem Schlusse) angewandt. Ariosto gehört mit zu den Ersten, welche sich des reimfreien Verses bedienen. Der verso sciolto oder libero (dalla rima), der vom Reim befreite Vers, wird seitdem sowohl in der Tragödie, wie in der Komödie, im Lehrgedichte, in der Satire und Idylle fast ausschließlich gebraucht. Gewöhnlich ist es aber der vollzählige elfsilbige Vers, verso endecasillabo piano, der hierbei angewandt wird, der von Ariosto gebrauchte überzählige Vers, der Endecasillabo sdrucciolo hat jedoch wenig Nachahmung erweckt. Der Terzinenform bediente sich Ariosto für seine Satiren, die zu den Producten seiner späteren Lebensperiode gehören. Bereits im funfzehnten Jahrhundert hatte Antonio Vinciguerra eine Probe von satirischer Poesie geliefert, die jedoch nicht sehr glücklich ausgefallen war. Gewöhnlich aber wird dem Ariosto das Verdienst zugeschrieben, den Italiänern die Satire gegeben zu haben. Freilich, wenn nur dasjenige satirische Gedicht Anspruch auf die Bezeichnung eines wahrhaft poetischen Erzeugnisses machen darf, welches weniger die Ergießung eines verletzten Privatgefühls, als Product einer heiteren, unbefangenen, ästhetisch aufgefaßten Ansicht der Mängel und Thorheiten der Menschen und der Zeit ist, so dürften die satirischen Episteln Ariosto's nur mit Einschränkung das Lob verdienen, das sie nicht bei seinen Landsleuten allein erhalten haben, und vielleicht dürfte dieser Beifall mehr in dem zufälligen Reize, den eben jene persönlichen Motive für Viele haben, und in dem literarhistorischen Interesse liegen, das diese sogenannten Satiren durch die reichen Anspielungen auf Umstände und Verhältnisse seiner Zeit und seines

eigenen Lebens haben. Wäre Ariosto als Satiriker unbefangener gewesen, so würde ihm der Ton brieflicher Vertraulichkeit sehr zu statten gekommen sein, um mit horazischer Anmuth zu spotten und zu unterrichten. Aber seine sieben satirischen Briefe scheinen mehr bestimmt, seinem Unwillen und seiner übeln Laune Luft zu machen. Deswegen vermißt man in ihnen ganz den heiteren Sinn, der fast alle übrigen Gedichte Ariosto's auszeichnet. Statt, nach dem Beispiele des Horaz und Lucian, scherzend, selbst muthwillig, aber immer mit freier Seele, zu spotten, wie es der Muse, wenn sie das Sittenrichteramt ihrer würdig verwalten will, geziemt, verfällt Ariosto bald als Strafprediger in den rauhen Juvenalischen Ton, bald drückt er nur seinen Mißmuth, besonders seine Unzufriedenheit mit den Großen aus, von denen er abhängig war. Nur hier und da, wenn es ihm leichter um's Herz wird, kömmt er auf den rechten Weg der neckenden Ironie und des heiteren Spottes. Als Beiträge zur geheimen Geschichte des Dichters sind diese Satiren allerdings der psychologischen Aufmerksamkeit werth. Man lernt aus ihnen, wie der kluge Ariosto, der als Weltmann sich ohne Zwang in alle nicht unedlen Verhältnisse zu fügen schien, den Freiheitssinn im Innersten seines Herzens bis zum Eigensinn trieb, sich seiner Verbindung mit dem poetisch von ihm hoch gepriesenen Hause Este als einer kaum erträglichen Knechtschaft schämte, und seine Ketten nur deswegen nicht jeden Augenblick zerriß, weil er als freier Mann nicht verhungern wollte.

Die erste dieser Satiren fällt in die Periode, wo sich Ariosto mit dem Cardinal Ippolito von Este ganz entzweite. Man kann sie als ein Gegenstück zu den Stellen im rasenden Roland ansehen, wo derselbe Cardinal verherrlicht wird. Ariosto schreibt in dieser Epistel seine Apologie. Er sucht das Ungebührliche der Zumuthung, den Cardinal nach Ungarn zu begleiten, zuerst durch eine Schilderung dieses, nach seiner Meinung abscheulichen Landes zu erläutern, wo er, mit seiner katarrhalischen Constitution, „fast unter dem Pole," nicht so viel von dem kalten Boden, als von den geheizten Stuben würde auszustehen gehabt haben. Er habe ja doch „für seine schnöde Sclaverei vom Cardinal nicht so viel erhalten, daß er bei Hofe seine Zeche bezahlen könne." Und hier reißt ihn die Bitterkeit fort, den Apoll und die Musen anzuklagen, und alle Dichter aufzufordern, „ihre Verse ins Feuer zu werfen und dafür die Kunst zu lernen, Aemter und Pfründen zu erschleichen. Wenn der heilige Cardinal geglaubt habe, ihn durch Gaben zu erkaufen, so gebe er ihm diese Gaben zurück, und trete dafür wieder in den Genuß seiner vorigen Freiheit." — Weniger persönlich und reicher an feinen Zügen ist die zweite Satire. Sie zeichnet die Kriecherei und das knechtische Wettrennen um Beförderung besonders unter den geistlichen Höflingen. Nach Rom, meint er, müsse man gehen, um die Zeit, „wann die Cardinäle, wie die Schlangen, die Häute wechseln," und wann das Rad — der unter dem Namen der Rota Romana bekannte Gerichtshof — „das nicht nur den gottlosen Ixion züchtigt, sich mitten in Rom dreht, um mit langen Processen die armen Seelen zu martern." Da müsse man, um Zutritt vorzüglich bei den spanischen Herren zu erhalten, einen spanischen Laufjungen „mein Herr" betiteln, um von ihm angemeldet zu werden und die Antwort zu vernehmen, die denn hier auch, komisch genug, in spanischer Sprache mitten in die italiänischen Verse hinein gereimt ist: „Jetzt geht es nicht, Ihr werdet besser thun, morgen früh wieder zu kommen" u. s. w. Der Ton wird nun immer munterer. Der Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten, wird für eben so bedenklich erklärt, als der, zu heirathen. Denn „ein Geistlicher sei übel daran, wenn ihm die Lust komme, eine Frau zu nehmen, und wer eine Frau habe, müsse sich die Lust vergehen lassen, ein Priester zu werden." Bald darauf heißt es von der päpstlichen Regierung: „Auf der einen Seite steht das Papier voll von Excommunicationen, auf der anderen wird dem wilden Mars voller Ablaß ertheilt. Sollen Schweizer oder Deutsche gemiethet werden, so muß Geld da sein, und der Diener hat den Schaden zu tragen." Fast dasselbe Thema wird in der dritten Satire, nur mit mehr persönlicher Bitterkeit gegen den Papst Leo X., variirt. Ariosto erzählt seinem Vetter Malaguzzo, daß er mit dem Herzog Alfons noch ziemlich gut zurecht komme, weil dieser neue Gönner ihm wenigstens mehr Ruhe lasse, als der vorige. Uebrigens würde es ihm

noch besser gehen, wenn ihn sein Vater sogleich nach seiner Geburt wie Saturn seine Kinder behandelt, das heißt, lebendig gespeiset hätte. Dieser inhumane Gedanke erinnert ihn an seine Lebensgeschichte, besonders an die schmeichelhaften Versprechungen, mit denen ihn der Papst Leo getäuscht hatte. Dafür muß dieser Papst und sein Hof unter der Feder des Dichters büßen. Ein Märchen wird von einem Hirten erzählt, der dem großen Oberhirten eine Quelle anwies, und dafür selbst nichts zu trinken und nichts, nur seine Heerde zu tränken, bekam, weil an so viele Vettern und Nepoten und an die guten Freunde, die geholfen hatten, ihm den schönsten aller Mäntel umzuhängen, zuerst die Reihe kommen mußte. — In der vierten Satire giebt er eine Beschreibung seines Aufenthalts in der Garfagnana, von dem wir bereits oben gesprochen; in der fünften, die den eigentlichen Ton der Satire am besten trifft, ertheilt er seinem Vetter Annibale Malaguzzo, welcher sich vermählen will, gute Lehren, wie er eine Gattin wählen und sich mit ihr im Ehestande verhalten solle. Die sechste Satire ist ein Sendschreiben an Pietro Bembo, welchen er bittet, für seinen Sohn Virginio einen würdigen Lehrer zu suchen. Dabei tadelt er Sitten und Lehrart der Lehrer seiner Zeit. Die siebente enthält die Antwort auf einen Antrag eines Freundes, Pistofilo, welcher sich erboten hatte, dem Dichter die Stelle eines Gesandten beim römischen Hofe zu verschaffen. Indem er dies ablehnt, entwickelt er seine Lebensmaximen. — Ariosto's Satiren sind, abgesehen von dem psychologischen Interesse, das sie gewähren, auch wegen ihrer großentheils edlen Sprache und des treuherzigen gediegenen Sinnes, den sie überall verrathen, so wie wegen der vielen kräftig anschaulichen Gemälde des Lebens, mit großem Beifalle aufgenommen worden. Eine deutsche Uebersetzung derselben hat Ahlwardt (Berlin, 1794) herausgegeben.

Ehe wir zu dem Hauptwerke Ariosto's übergehen, erwähnen wir noch seiner kleinen lyrischen Gedichte, der Sonette, Canzonen, Madrigale, die zum großen Theile in der früheren Lebensperiode gedichtet wurden. Als ein eigenthümlicher Zug wird hervorgehoben, daß in ihnen die poetische Aufmerksamkeit auch auf die geistigen Vorzüge gelenkt wird, während die gleichzeitigen Petrarchisten von den schönen Locken, Lippen, Händen und besonders von schönen Augen so viel zu melden haben, daß sie die geistigen Eigenschaften ihrer Damen nur beiläufig bemerken. Ariosto's zwanzig „capitoli amorosi", die in Terzinen gedichtet als Elegieen im antiken Sinne des Wortes bezeichnet werden, lassen erkennen, daß der Dichter mit dem romantischen Stil den classischen Geist des Ovid, Catull und Tibull nicht unglücklich zu verschmelzen wußte. Indem diese „capitoli" der Lust und dem süßen Rausche der Liebe mehr als ihren Schmerzen huldigen, verletzen sie doch auch auf der Grenze wollüstiger Schilderung nicht den Anstand und das ästhetische Gefühl, wie denn auch in ihnen der verständige und klare Sinn nicht zu verkennen ist, der in den Gebilden dieses phantasiereichen, kecken Dichters fast immer hervortritt.

Von dem Hauptwerke Ariosto's, dem „Rasenden Roland" („Orlando furioso") haben wir oben in der Lebensdarstellung des Dichters Einiges angeführt, was sich auf die Entstehung und den Umfang des Gedichtes bezieht. Was den Inhalt desselben betrifft, so haben wir bereits früher, bei der Besprechung des „Verliebten Roland", den Punkt angegeben, wo sich das Gedicht des Ariosto mit dem des Bojardo zuerst berührt.*) So begegnen wir gleich im Eingange des „Rasenden Roland" der schönen Angelica — Tochter des Galafron, Chans von Catay — und ihren Rittern Roland und Rinaldo, dem tapferen Sacripant und dem schrecklichen Ferragu, der Heldin Bradamante und dem Ruggiero (Rüdiger).**) Roland — so beginnt die Erzählung Ariosto's — kommt mit seiner schönen

*) Vgl. Seite 212.

**) Ruggiero, einer der Haupthelden des Gedichts, wird als Stammvater des Hauses Este angesehen, dessen Verherrlichung Ariosto in seinem Werke mit bezweckte. — Bojardo webt die fabelhafte Genealogie Ruggiero's auf folgende Weise: Nach der Eroberung von Troja suchten die Griechen den Astyanax, Hektor's Sohn, um das Geschlecht des Priamus ganz zu vertilgen. Astyanax floh nach Sicilien und vermählte sich in der Folge mit der Königin von Syracus, die ihm einen Sohn, Namens Polydor, gebar. Von diesem stammten Chlodowig und Constans. Der Letztere ward Stammvater

Angelica aus fernen Landen zurück, um die Heidenkönige Marsilio und Agramant, die den Kaiser Carl mit Krieg überzogen haben, ihr thörichtes Thun bereuen zu lassen. Aber die Reize Angelica's verwirren den Rittern die Köpfe. Schon hatte sich ein Zwist zwischen Roland und seinem Vetter Rinaldo wegen der von Beiden geliebten Schönen entsponnen. Da übergiebt Carl der Große dieselbe der Obhut des alten Herzogs von Bayern und verspricht sie demjenigen der beiden Nebenbuhler, welcher sich in der Schlacht durch die größten Heldenthaten auszeichnen werde. Die Schlacht endet aber zum Nachtheil des Christenheeres; der Herzog von Bayern geräth dem Feinde in die Hände, Angelica benutzt diese Gelegenheit und entflieht in einen dem Schlachtfelde nahe liegenden Wald, wo sie dem Rinaldo begegnet, der seinem Pferde Bajard, das ihm entlaufen ist, nacheilt. Angelica, die ihn haßt, seitdem sie vom Quell des Hasses getrunken, flieht vor ihm weiter, bis sie an das Ufer eines Flusses kommt, wo sie den Saracenen Ferragu antrifft, dem der Helm in den Fluß gefallen war, als er damit Wasser schöpfen wollte. In diesem Geschäfte stört ihn der Angstruf der vor dem nacheilenden Rinaldo fliehenden Angelica. Ferragu, ebenfalls einer ihrer Verehrer, wirft sich dem Rinaldo entgegen und es beginnt ein heftiger Kampf. Während sie einander mit schweren Hieben zusetzen, bemerken sie, daß ihre Dame bereits wieder davon geritten ist. Sie stehen sogleich vom Kampfe ab, um sie wieder einzuholen, setzen sich, weil es an einem zweiten Pferde fehlt, auf das Pferd des Ferragu und geben sich das Wort, den Kampf erst dann zu beendigen, nachdem sie die Entflohene gefunden haben würden. Diese setzt ihre Flucht rastlos fort, bis sie am folgenden Tage in ein Gebüsch gelangt, das sie einladend genug findet, um darin ein wenig auszuruhen. Kaum hatte sie sich auf einen Rasen hingelegt, als sie durch die Hufschläge eines Pferdes wieder aufgeschreckt wird. Der nahende Reiter war der Circassierkönig Sacripant, der, gleichfalls von Liebe zu Angelica entbrannt, ihr vom Orient in den Westen nachgefolgt war. Sie hört seine bitteren Klagen, tritt ihm gegenüber, erzählt ihm, was sich seit ihrer Entfernung von ihm zugetragen — da kommt aus dem Walde ein Ritter im schneeweißen Gewande, zu nicht geringem Verdrusse Sacripant's, der eben noch im Vorgenusse ersehnten Liebesglücks geschwelgt hatte. Beide Ritter fallen sich mit großer Wuth an und Sacripant wird aus dem Sattel gehoben. Der Unbekannte sprengt davon, bald darauf erscheint ein ihn suchender Bote und von ihm erfahren Angelica und Sacripant, daß dieser von der „berühmten" Bradamante niedergestreckt worden sei. Alsbald besteigt Sacripant das Roß, setzt die wiedergefundene Geliebte hinter sich und reitet davon. Auf ihrem Wege begegnet ihnen Bajard, Rinaldo's Pferd. Vergebens bemüht sich Sacripant, es zu fangen: doch sanft und freundlich nähert es sich der Dame. In demselben Augenblicke sieht diese den Rinaldo zu Fuß ankommen. Voll Begierde, dem Gehaßten durch schnelle Flucht zu entrinnen, beschwört sie den Sacripant, mit ihr fortzueilen. Rinaldo ist jedoch nicht mehr weit entfernt. — So weit der erste Gesang.

Ein neuer Kampf beginnt. Während desselben ergreift Angelica wieder die Flucht und begegnet im Walde einem alten, in der Schwarzkunst wohl erfahrenen Eremiten, dem sie ihre Absicht entdeckt, daß sie Frankreich verlassen wolle, um Rinaldo's Verfolgungen zu entgehen. Der Alte sendet einen Dämon zu den zwei kämpfenden Rittern, welcher ihnen die lügenhafte Nachricht bringt, Angelica habe den Roland gefunden, und sei mit ihm nach Paris gezogen. Sogleich eilt auch Rinaldo dahin, und trifft daselbst gerade zur Zeit ein, wo Carl der Große eine Schlacht gegen den König Agramant verloren hat, und den Rest seines Heeres versammelt, um eine Belagerung auszuhalten. Rinaldo, kaum angekommen, wird von dem bedrängten Kaiser nach England abgeschickt, um dort Hülfstruppen zu verlangen. — Bradamante war indessen, nachdem sie den Sacripant aus dem Sattel gehoben,

---

eines Geschlechtes, aus welchem Pipin, der Vater Carls des Großen, hervorging. Ein Nachkomme Chlodowig's war Ruggiero, Herr von Risa (Reggio). Dieser vermählte sich mit Galaciella, der Tochter Agolants, Großvaters des Königs Agramant von Afrika, und ward von seinem eigenen Bruder, Beltram, ermordet. Beltram wollte auch Galaciellen aus dem Wege räumen; sie entfloh aber nach Afrika und gebar dort Zwillinge, eine Tochter, Marfisa (die im Verfolg dieses Gedichts eine große Rolle spielt), und einen Sohn, Ruggiero, von dem das Haus Este abstammen soll.

beschäftigt, ihren Geliebten Ruggiero aufzusuchen. Sie begegnet aber dem bösen und falschen Pinabel, welcher auf ihr Verderben sinnt und sie in eine steile Gebirgsgegend lockt, wo er sie in eine tiefe Höhle hinabstürzt. Bradamante findet aber nicht, wie der Bösewicht es wollte, hier ihren Tod; sie erholt sich bald von der Betäubung, entdeckt eine unterirdische Halle und in dieser das leuchtende Grab des Zauberers Merlin. Melissa, eine wohlthätige Zauberin, enthüllt ihr die Zukunft und läßt sie die Erscheinung aller Helden des Hauses Este schauen, die herrliche Nachkommenschaft, welche aus ihrer Verbindung mit Ruggiero hervorgehen soll. Und da dieser Jüngling sich gegenwärtig noch in der magischen Burg des weisen Zauberers Atlas aufhält, lehrt sie Bradamanten die Mittel zu seiner Befreiung. Atlas befindet sich im Besitz des Hippogryph, eines geflügelten Pferdes, und eines Schildes von so blendendem Glanz, daß, wem er in die Augen fällt, leblos hinsinkt. Es giebt nur ein Mittel zur Entkräftung dieses Zaubers, — nämlich denjenigen Ring, welcher einst der schönen Angelica gehörte, ihr aber von Brunello, einem verschmitzten Höfling Agramant's, entwendet wurde, der ihn nun am Finger trägt und sich gerade auf dem Wege nach der von Geistern aus Stahl erbauten Zauberburg befindet, um den Ruggiero zu befreien, und ihn sodann dem König Agramant auszuliefern. Melissa benachrichtiget Bradamanten von diesem Vorhaben, und räth ihr, den Brunello zu tödten, und den Geliebten mit Hilfe des Ringes für sich zu befreien. (Gesang 2. 3.).

Bradamante begiebt sich alsbald auf den Weg, und trifft mit Brunello zusammen, der sich ihr sogleich selbst zum Führer nach der Zauberburg anbietet. Nach vielen Beschwerden kommen sie endlich in eine wilde Gebirgsgegend, wo die Burg auf einen himmelhohen Felsen steht. Nun schreitet sie muthig ans Zauberschloß, stößt in ihr Horn und fordert den Zauberer zum Kampfe heraus. Dieser erscheint sogleich auf seinem Hippogryph, ohne Keule, Speer und Degen, doch zur Linken hat er den Zauberschild und in der Rechten ein Zauberbuch. Aber auf Bradamante äußerte sein Blendwerk keine Wirkung, da der Ring sie von allem Trug bewahrte. Als der Zauberer den blinkenden Schild enthüllt, schließt sie die Augen und wirft sich zur Erde, als läge sie ganz betäubt, damit Atlas herabkomme, sich ihrer zu bemächtigen. Ihre List gelingt. Schon eilt er herab, sie mit einer Kette zu umwinden, da erhebt sich Bradamante, reißt ihn zu Boden, dringt mit dem Schwert auf ihn ein, doch seine ehrwürdige Gestalt und das traurige Angesicht erwecken ihr Mitleid; sie schenkt ihm das Leben und er muß sie, mit seiner Kette umwunden, in das Innere der Zauberburg führen. Diese aber verschwindet plötzlich und eine öde Felsenwand steht da. Die gefangenen Damen und Ritter, aus ihren ehemaligen Prunkgemächern in's freie Feld versetzt, treten ihr entgegen, endlich auch der Geliebte Ruggiero, der sich entzückt ihr anschließt. Beide gehen in das Thal. Der Geliebte besteigt den Hippogryph, welcher in demselben Augenblicke mit ihm zum Himmel emporsteigt, und läßt die Jungfrau jammernd über den kaum gefundenen und schon wieder verlorenen Jüngling zurück. — Der Dichter führt uns nun Rinaldo vor, der von einem Sturme nach Schottland verschlagen ist. Bei der Durchirrung eines großen Waldes kommt er in eine Abtei, und wird von den Mönchen gastfreundlich aufgenommen. Auf seine Frage: ob es denn hier keine Abenteuer zu bestehen gebe? erzählen ihm die Mönche, daß sich ihm so eben die schönste Gelegenheit anbiete, die schottische Königstochter Ginevra von Schmach und Tod zu befreien, indem Lurcan, einer der ersten Barone des Reiches, sie bei dem König angeklagt habe, sie hätte Nachts einen Ritter zu sich auf den Balcon steigen lassen. Nach den Gesetzen des Landes muß sie den Feuertod sterben, wenn nicht binnen einem Monat sich ein Ritter findet, der für ihre Unschuld und Ehre kämpft. Der König habe demjenigen, der ihre Vertheidigung übernehmen wolle, die Hand der schönen Tochter selbst zum Lohne bestimmt. Rinaldo begiebt sich, von einem Waffenknecht aus der Abtei begleitet, sogleich auf den Weg. In einem Walde dringt ein Angstgeschrei an ihr Ohr; sie eilen dem Schalle zu, und erblicken ein reizendes Mädchen, von zwei Räubern angefallen. Beide ergreifen die Flucht; Rinaldo, um sich nicht zu verweilen, hebt das Mädchen zu sich auf das Pferd, und befragt sie um ihr trauriges Schicksal (Ges. 4.).

Aus ihrer Erzählung erfährt er, daß sie von Jugend auf im Dienste der Prinzessin Ginevra war, und Dalinda heißt. Durch sie kam eigentlich Ginevra in jenes Unglück. Dalinda liebte den Herzog von Albanien (Polineß), und erlaubte ihm nächtliche Besuche, wozu sie die Gemächer der Königstochter wählte. Bald aber entdeckte sie, daß der Herzog ihr nur Liebe heuchle, im Ernste aber von heftiger Leidenschaft für die Prinzessin brenne. Die unglückliche Zofe muß ihm sogar noch Beistand leisten, wozu er sie um so leichter bewegt, indem er ihr vorstellt, daß er die Prinzessin nicht wirklich liebe, sondern nur ihr rechtmäßiger Gatte werden wolle, und daß Dalinda dann auf seine ganze Dankbarkeit rechnen könne. Diese thut nun zwar Alles, was in ihren Kräften steht, um die Prinzessin dem Herzog gewogen zu machen: allein alle Mühe ist vergebens, da Ginevra schon einen Andern liebt, — den Ritter Ariodant, der einer der ersten Reichsbarone, und ein Wunder von Muth und Tapferkeit ist. Da der Herzog sich nun aller Hoffnung beraubt sieht, empört sich sein beleidigter Stolz, und seine verschmähte Liebe verwandelt sich in glühenden Haß. Sein ganzes Trachten geht jetzt nur dahin, Ginevra in solche Schmach zu bringen, von welcher weder Tod noch Leben sie befreien können. Er beredet Dalinden, bei ihren nächsten nächtlichen Zusammenkünften auf dem Altan sich mit den Kleidern und dem Geschmeide der Prinzessin zu schmücken. Nun vertraut er dem Ariodant, gleichsam als ein Geheimniß, zu dessen Mittheilung Ehre und Freundespflicht ihn dränge, daß er selbst der von Ginevren Begünstigte, Ariodant aber nur durch Liebesheuchelei und schöne Worte von ihr betrogen werde. Da Ariodant dem Lästerer aber nicht glauben will, erbietet dieser sich, den Beweis durch die That zu führen; Ariodant möge nächtlicher Weile vor dem Altan der Prinzessin erscheinen, und sich dann selbst überzeugen. Es geschieht. Ariodant nimmt aber, aus Furcht vor heimlichem Verrath, seinen Bruder Lurcan mit sich, doch ohne ihm das eigentliche Geheimniß bekannt zu machen. Dieser soll sich zwar in beträchtlicher Entfernung von dem Schauplatze der Verrätherei halten, ist aber, aus Besorgniß einer Gefahr, dem Bruder bis in die Nähe weniger Schritte heimlich nachgegangen. Dalinda, der Prinzessin an Wuchs und Geberden ähnlich, erscheint nun, vom hellen Mondesglanz beleuchtet, in Ginevra's Kleidern. Der Herzog kommt, und steigt über die Strickleiter auf den Altan, liebkost Dalinden, und wird von ihr geliebkost. Der getäuschte Ariodant geräth in Verzweiflung, und will sich mit dem eigenen Schwerte die Brust durchbohren. In diesem Augenblicke eilt Lurcan hinzu, und hält ihn vom Selbstmorde ab. Nach einigen Tagen bringt ein Wanderer die Nachricht, Ariodant habe sich von einem hohen Fels in's Meer gestürzt. Der Hof und das ganze Land betrauert seinen Tod, mehr als Alle noch Lurcan, der ihn zu rächen beschließt. Vergebens macht der König bekannt, welchen Lohn er dem Vertheidiger der Ehre seiner Tochter bestimme. Ein Monat vergeht, ohne daß Jemand es wagt, sich im Kampfe gegen den furchtbaren Lurcan zu stellen. Indessen fing der Herzog zu zweifeln an, ob Dalinda ihm so ganz ergeben sei, und gerieth auf den Verdacht, sie möchte vielleicht doch seinen schändlichen Trug offenbaren. Er macht das Mädchen glauben, er wolle sie auf seine Burg senden, um sie vor des Königs Zorn zu sichern; diejenigen aber, die er zu ihren Führern bestimmt, haben den Auftrag, sie zu tödten. Rinaldo befreit sie nun aus den Händen der beiden Mörder und übernimmt Ginevra's Vertheidigung desto muthiger, da die Unschuld der Prinzessin und die abscheuliche Verleumdung derselben durch Dalindens Erzählung ihm so klar geworden ist. Er klagt den Herzog öffentlich an, fordert ihn zum Kampfe, und tödtet den Verräther, der nun sterbend Alles gesteht. Unerkannt war Ariodant Zeuge des Kampfes gewesen. Er hatte sich nicht, wie das Gerücht lautete, den Tod gegeben, sondern, nachdem er von dem Felsen in's Meer gesprungen war, sich schwimmend wieder an das Ufer gerettet. Inzwischen erhielt er von dem blutigen Schicksal Ginevra's Kunde, und eilte, um sie zu retten, in den Kampf gegen seinen Bruder Lurcan. Da jedoch Polineß von Rinaldo getödtet worden, wird sein Kampf überflüssig: er entdeckt sich, erhält die Hand der Geliebten und das erledigte Herzogthum.

Von dieser Episode führt uns der Dichter (im 6. Gesange) wieder zu **Ruggiero**, dessen Luftreise auf dem Hippogryph damit endet, daß er auf eine wundervolle Insel, in

das Reich der Zauberin Alcina gebracht wird. Sie, die hier schon so viele Ritter in ihr Liebesnetz verstrickt, und diejenigen, welche die Gunst der Wandelbaren verloren, in Bäume, Thiere, Quellen, Steine u. dgl. verwandelt hatte, entbrennt nun auch schnell für Ruggiero. Eigentlich hatte Atlas dieses Mittel ersonnen, um seinen geliebten Pflegesohn, fern von den Gefahren des Krieges, im Schooße der Ruhe in Sicherheit zu erhalten. Allein dieser buhlerische Aufenthalt taugt nicht zu den Planen der guten Melissa, welche nur darauf sinnt, das edle Paar, Ruggiero und Bradamante, zu vereinigen. Sie erklärt demnach der letztern geradezu, in welchen Gefahren der Verführung Ruggiero schwebe, und verlangt von ihr den Zauberring der Angelica. In der angenommenen Gestalt des alten Atlas begiebt sie sich mit diesem untrüglichen Talisman auf Alcina's Zauberinsel, und erfüllt den jungen Ritter, indem sie alles Blendwerk vernichtet und ihm die Wahrheit zeigt, mit dem Gefühl der tiefsten Schaam. Er erkennt nun Alcinens wirkliche Gestalt als eben so häßlich, wie sie ihm vorher durch Zaubertäuschung reizend erschienen war.

Wir werden hierauf (Ges. 8.) zur schönen Angelica zurückgeführt, die, nachdem sie einem für sie in Liebe entbrannten alten Eremiten entflohen, am Ufer des Meeres von Seeräubern ergriffen, und nach Ebuda, einer nahe bei Irland gelegenen Insel gebracht wird, deren König den Zorn des Meergottes Proteus auf sich gezogen hatte. Diesen zu besänftigen muß täglich eine schöne Jungfrau auf einem Felsen ausgesetzt werden, als Beute für ein Ungeheuer, welches sie zu verschlingen kommt. Schon ist Angelica an die Klippe gebunden und erwartet den Tod, da — verläßt der Dichter sie, um uns von Roland zu erzählen. Die belagerte Stadt Paris befindet sich in der bedrängtesten Lage; nur ein wunderbarer Regen vermag die vom Feinde veranlaßte Feuersbrunst zu löschen. Aber inmitten der allgemeinen Zerstörung denkt Roland nur an die schöne Angelica. Er verläßt, unwillig über den Kaiser, der sie ihm entrissen, Paris, und durchstreift in schwarzer Rüstung die Länder, um die Verlorene aufzusuchen. Im 9. Gesange finden wir ihn an der Grenze der Normandie. Er wird hier zu einer Expedition nach der Insel Ebuda aufgefordert, und folgt dieser Aufforderung um so mehr, weil er seine Geliebte dort vielleicht zu finden und zu erretten hofft. Widrige Winde nöthigen ihn, in die Mündung der Schelde einzulaufen, wo ihm Olimpia, Tochter eines Grafen von Holland, ihre Geschichte erzählt und ihn um Hilfe bittet. Der König der Friesen, Cimosco, hat sie zwingen wollen, seinen Sohn zu heirathen; da sie es aus Treue gegen ihren abwesenden Geliebten, den Herzog von Seeland, Bireno, verweigert, bekriegt er ihren Vater, bringt ihn und ihre Brüder durch Hilfe eines Feuergewehrs, welches er besitzt, um, und beraubt sie ihres ganzen Erbtheils. Sie fügt sich scheinbar in die Verbindung mit seinem Sohne, läßt ihn aber beim Eintritt in die Brautkammer ermorden, und rettet sich durch die Flucht. Unterdessen wird Bireno, der eine Macht zu Olimpia's Beistande ausgerüstet hat, gefangen genommen, und der Friesenkönig droht ihn hinzurichten, wenn sich Olimpia nicht vor Verlauf einer gewissen Zeit freiwillig in seine Gewalt begiebt. Hierzu ist sie auch entschlossen, nur bittet sie Roland, auf Erfüllung des Vertrages, daß nämlich Bireno dagegen befreit werde, zu dringen. Roland erlegt den Cimosco, befreit Bireno, setzt ihn und Olimpia in ihre Besitzungen wieder ein, und verlangt von der ganzen Beute nur das Feuergewehr, welches er in den Grund des Meeres versenkt, damit sich die noch unbekannte Erfindung nicht weiter verbreite. Hierauf schifft er sich wieder nach der Insel Ebuda ein. Olimpia vermählt sich mit Bireno; auf der Rückfahrt von Holland nach Seeland werden sie von widrigen Winden abwärts getrieben, und landen an einer wüsten Insel, wo Bireno, der schon eine neue Leidenschaft für die Tochter des Friesenkönigs gefaßt hat, die schlafende Olimpia verläßt.

Ruggiero hat sich inzwischen mit Hilfe des Ringes, den ihm Bradamante durch Melissa zugesandt, aus Alcina's Zauberpalaste gerettet und war von da in das Reich der Logistilla, einer weisen und thätigen Schwester der Alcina gekommen. Nachdem er durch sie den Hippogryph zähmen gelernt, nimmt er seine Richtung nach Frankreich. Ueber die Insel Ebuda dahinfliegend, erblickt er die an den Felsen gebundene Angelica, gegen welche das Ungeheuer, dem sie zur Beute zu werden bestimmt war, schon heranzieht. Er bekämpft

es zuerst aus der Luft mit seiner Lanze; da er aber die Haut des Seethieres undurchdringlich findet und durch das emporgespritzte Wasser in Gefahr geräth, entblößt er seinen Zauberschild, der es blendet und betäubt. Vorher hat er aber der Angelica seinen Ring an den Finger gesteckt, damit er den Zauber nicht unwirksam mache und um sie nicht zugleich mit zu blenden. Während das Ungeheuer erstarrt da liegt, entfesselt er Angelica, nimmt sie auf den Hippogryph und läßt sich an der äußersten Spitze der Bretagne mit ihr in einem Gehölze nieder, wo wir ihn im Anfange des 11. Gesanges finden, den wir unten in der Auswahl, nach der Schlegel'schen Uebersetzung, vollständig mittheilen.

Die Schönheit des befreiten Mädchens hatte die Begierde Ruggiero's entzündet. Angelica weiß sich gegen seine leidenschaftliche Bestürmung keine bessere Hilfe zu verschaffen, als dadurch, daß sie den Zauberring, den er ihr vorher an den Finger gesteckt, in den Mund nimmt und dadurch plötzlich unsichtbar wird. Um des getäuschten Jünglings Unglück zu vollenden, reißt sich auch der an einen Baum gebundene Hippogryph los, schwingt sich in die Lüfte empor und verschwindet dort. Ruggiero trifft zu Fuß weitergehend auf Bradamante, die wüthend mit einem Riesen kämpft. Sie wird durch einen Keulenschlag betäubt, der Riese nimmt sie auf die Schulter und läuft weg, von Ruggiero wüthend verfolgt. Nun knüpft die Erzählung wieder an Roland an, den wir verlassen hatten, als er sich nach Olimpia's Befreiung nach der Insel Ebuda wieder eingeschifft. Hier findet er wiederum ein Mädchen an den Felsen gebunden, als Opfer für das Ungethüm, und dieses Mädchen ist dieselbe Olimpia. Sie war, nachdem der treulose Bireno sie verlassen, von Seeräubern ergriffen und nach Ebuda geführt worden. Roland befreit sie, und die von ihm zweimal Gerettete wird alsbald die Gemahlin des Königs von Irland.

Nach seiner Heldenthat auf Ebuda verläßt Roland die Insel und besteht auf dem festen Lande, wo er die geliebte Angelica vergebens aufsucht, eine Reihe von Abenteuern (12. 13. Ges.). Er gelangt, unter anderem, in eine tiefe Grotte, wo ein altes Weib bei einem weinenden Mädchen sitzt, das er um ihr Leid fragt. Das Mädchen ist Isabella, Tochter des Königs von Galizien. Bei einem Turnier hatte sie sich in den Prinzen von Schottland, Zerbino verliebt, und war von diesem entführt worden. Da er jedoch nach Schottland zurückkehren mußte, konnte er die Entführung nicht vollbringen. Er vertraut das Mädchen seinem Freunde Oderich an, der dasselbe für Zerbino auf ein Schiff bringt. Ein heftiger Sturm entsteht: Oderich springt mit Isabella und einigen Anderen in einen Kahn. Sie kommen an die Küste. Oderich will der Geliebten seines Freundes Gewalt anthun, sie schreit um Hilfe und Oderich muß fliehen. Isabella wird von einem fremden Kaufmanne ergriffen, der sie dem Sultan verkaufen will. Räuber dringen in die Grotte, sie werden aber alle von Roland erschlagen. Die Alte entflieht, und Roland rettet Isabella aus der Höhle. — Im folgenden (14.) Gesange führt uns der Dichter nach Paris, das von zwei feindlichen Heeren eingeschlossen ist, deren eines von Marsilio, dem Könige der spanischen Saracenen, während das andere von dem africanischen Könige Agramant befehligt wird. Plötzlich erscheint die Scene mit den Wundern der christlichen Religion reich ausgeschmückt. Der Kaiser in Paris fleht mit dem Volke zu Gott um Schutz. Gott schickt den Erzengel Michael, das Christenheer in der Picardie glücklich nach Paris zu führen und unter den Saracenen Zwietracht zu veranlassen. Der Engel findet die Zwietracht im Kloster und das Schweigen beim Schlaf und schickt Beide an ihre Posten. So kommt Rinaldo mit dem Hilfsheere glücklich nach Paris. Ein buntes Schlachtgemälde führen uns nun die folgenden Gesänge vor; doch wechseln mit der Schilderung des Schlachtgetümmels Episoden zärtlich rührenden Inhalts. So ist (im 18. und 19. Ges.) die Geschichte von der Freundschaft zweier am Kampf betheiligten Saracenenjünglinge, des Cloridan und Medoro erzählt, welche in der bewunderten Geschichte vom Nisus und Euryalus in Virgil's Aeneide ihr Vorbild hat. Einer jener Jünglinge erregt im Verlauf der Dichtung noch besonderes Interesse durch das Verhältniß, in welches Angelica zu ihm tritt. Diese war, nachdem sie mittelst des Zauberringes sich unsichtbar gemacht, und einen großen Theil Frankreichs durchzogen hatte, um eine gute Gelegenheit zur Rückkehr in ihr väterliches Reich

zu finden, nach Paris gekommen, und zwar zuerst auf dem Schlachtfelde vor der Stadt gerade auf diejenige Stelle, wo der schöne Medoro, getrennt von seinem Freunde, der getödtet worden, schwer verwundet in seinem Blute lag. Angelica wird alsbald von Liebe zu ihm verzehrt. Sie verbindet die Wunde und läßt ihn in die Hütte eines Hirten bringen, wo sie durch ihre Pflege seine Heilung bewirkt. Mehrere Wochen verweilt das liebende Paar in der armseligen Hütte, bis Angelica des einsamen Aufenthaltes müde wird und den Geliebten bestimmt, mit ihr die Reise nach dem Orient anzutreten, um dort die Königskrone ihres Reiches anzunehmen. Sie machen sich auf den Weg, kommen durch Spanien und werden durch eine Reihe von Abenteuern aufgehalten.

Unterdessen hatte Roland unter den Saracenen vor Paris ein großes Blutbad angerichtet. Indem er einen seiner wildesten Gegner, den Mandricard verfolgt, kommt er (23. Ges.) in schwüler Mittagszeit in eine schöne ländliche Gegend, wo er sich an einer Quelle lagert. Umherblickend gewahrt er, daß in alle Baumrinden der Name Angelica eingeschnitten ist, und bemerkt zu seinem noch größeren Erstaunen Medoro's Namen neben jenem. Er befindet sich in der Nähe jener Schäferhütte, welche die beiden Liebenden bewohnt, und die ganze Umgebung verkündet ihm nur zu deutlich das Glück der Liebe und — sein eigenes Unglück. Von dem Hirten bald noch besser unterrichtet, wird er vom bittersten Schmerz ergriffen, der sich bis zur Verzweiflung steigert, und hier — gerade in der Mitte des ganzen Gedichtes — tritt nun derjenige Moment ein, von welchem die Dichtung den Namen erhalten. Wüthend stürzt Roland aus der Hütte in den Wald, der von seinem Heulen und Toben wiedertönt. Der rasende Roland durchzieht nun ganz Frankreich und Spanien, und trifft endlich zu Barcelona gerade in dem Augenblicke ein, als Medoro und Angelica sich daselbst einschiffen wollen. Roland erkennt in seiner wilden Raserei die Urheberin seines Wahnsinns nicht, und wird, in diesem entsetzlichen Zustande, auch von ihr nicht erkannt. Es fehlt nur wenig, daß sie nicht auch ein Opfer der Wuth desjenigen werde, dem sie die Vernunft geraubt; nur durch Hilfe des unsichtbar machenden Ringes entgeht sie der Todesgefahr, denn ohne diesen Talisman würde Roland sich an ihr gerächt haben, ohne es selbst zu wissen. Gerettet, schifft sie sich nun ein, und eilt mit Medoro nach Indien, den Thron von Catay mit ihm zu besteigen, indeß Roland ruhelos umherschweift, und endlich gar nach Afrika kommt, wo er sich seiner Wuth auf gleiche Weise überläßt.

Wir gehen nun auf die Partieen des Gedichtes zurück, in denen uns die Schicksale Ruggiero's und der Bradamante erzählt werden.

Nachdem der Jüngling die schöne Angelica und sein Flügelpferd zu gleicher Zeit verloren, ersann der alte Zauberer Atlas ein neues Mittel, sich seiner wieder zu bemächtigen. Er ließ einen Zauberpalast entstehen; Ruggiero, seines Weges einherziehend, glaubt einen Riesen zu sehen, welcher die geraubte Bradamante eilig in jenen Palast trägt. Er verfolgt den Räuber bis in den Palast; aber im Augenblicke, da er in denselben eintritt, schließt sich plötzlich das Thor, und spurlos verschwunden ist die Schöne sammt dem Riesen. Er glaubt die Stimme der Geliebten, ihn um Hilfe rufend, zu hören, und durchsucht das ganze Gebäude, ohne sie zu finden. Bradamante, die ihn indeß zu Marseille vergebens voll Ungeduld erwartet, erfährt nun von der guten Melissa das Schicksal des Eingeschlossenen, und begiebt sich mit ihr sogleich nach dem Zauberschlosse. Unterweges entwirft ihr Melissa (13. Ges.) ein Gemälde aller der berühmten Frauen, welche aus ihrer Verbindung mit Ruggiero hervorgehen und durch Schönheit und Tugend die Zierden des Hauses Este sein werden. Als sie beim Zauberpalaste ankommen, heißt Melissa Bradamanten allein hingehen, belehrt sie über das, was sie zu thun habe, und zieht sich zurück, weil sie von dem alten Atlas erkannt zu werden befürchtet. Allein Bradamante befolgt ihre Vorschrift schlecht. Durch die Täuschung des Zauberers erscheint ihr vor dem Schlosse ein dem Ruggiero gleichendes Phantom, welches um Hilfe ruft. Um den wirklichen Ruggiero zu befreien, sollte nun Bradamante, der erhaltenen Vorschrift gemäß, das Phantom mit ihrem Schwerte durchstoßen; sie vermag es aber nicht; die Luftgestalt flieht, immer laut rufend, ins Schloß; Bradamante folgt, das Thor schließt sich, und sie ist nun eben so ge-

fangen, wie Ruggiero selbst. Beide eilen nun umher, um sich zu finden, und finden sich auch immerfort, ohne sich zu erkennen. Ihre Befreiung aus dem Zaubergefängniß wird endlich durch Astolf, einen derjenigen Ritter, die zugleich mit Ruggiero aus Alcinens Zauberreich entflohen, glücklich bewirkt. Er kommt, nachdem er viele Länder durchzogen, viele Abenteuer bestanden hat, endlich vor die Zauberburg des Atlas, wird gleichfalls hineingelockt und eingeschlossen. Er hat aber zwei Talismane bei sich, die er von der weisen Zauberin Logistilla erhielt: ein Buch, welches die Lösung und Vernichtung aller Zauberblendwerke lehrt, und ein Horn, vor dessen fürchterlichem Schall alles in Schrecken geräth und entflieht. Durch diese beiden Mittel gelingt es ihm leicht, sich und die Uebrigen zu befreien; er stößt in das Horn, und der Zauberpalast stürzt zusammen. (22. Ges.). Nun erblicken und erkennen sich Ruggiero und Bradamante. Unter den Abenteuern, welche ihnen unterwegs aufstoßen, ist das mit dem Zauberschilde des Atlas das vorzüglichste. Ruggiero muß in der Nähe eines Schlosses mit Mehreren kämpfen, von denen er angegriffen wird. Er trägt bei diesem Kampfe, wie gewöhnlich, den Zauberschild des Atlas, jedoch ganz verhüllt. Zufällig aber reißt einer der Gegner mit seiner Lanze die Hülle ab; in dem Augenblicke stürzen Alle, von dem Zauberglanze geblendet, wie leblos zur Erde. Ruggiero, über diesen unerwarteten, nicht durch Tapferkeit erfochtenen Sieg höchst beschämt, ergrimmt gegen den Schild, und versenkt ihn in eine Quelle, woraus er nicht mehr ans Tageslicht kam. Bradamante wurde bei jenem Kampfe von Ruggiero getrennt, kommt, nach langem Umherwandern, endlich auf ihr Familienschloß Montalban, und läßt von hier aus den Verlornen überall aufsuchen. Dieser hatte indeß ihren Zwillingsbruder Ricciardetto, der Schwester täuschendes Ebenbild, vom Tode befreit. Ricciardetto verliebte sich in die schöne Fleur-d'Epine, die Tochter des Saracenen-Königs Marsilio; es gelingt ihm, sich in weiblicher Kleidung einzuschleichen, zuerst das Vertrauen, und endlich auch das Herz der Prinzessin zu gewinnen. Nach längerer Zeit wird der Betrug entdeckt, und der erkannte Ricciardetto zum Tode verurtheilt. Eben soll der Holzstoß angezündet werden, da erscheint Ruggiero, richtet unter den Henkern und Soldaten ein gräßliches Blutbad an, und befreit den Jüngling.

Ruggiero fühlt sich indeß in seinem Innern sehr beunruhigt. Er hatte Bradamanten versprochen, sich taufen zu lassen. Nun drängt sich ihm aber die Betrachtung auf, daß jetzt gerade nicht die schickliche Zeit dazu sei, denn er hat vernommen, daß König Agramant, sein Gebieter, sich vor Paris in großer Bedrängniß befinde. Pflicht und Ehre fordern ihn auf, dem Könige jetzt Beistand zu leisten. Er meldet Bradamanten seinen Entschluß, wobei er ihr das Versprechen erneuert, er werde zum christlichen Glauben übertreten, sobald Agramant aus seiner bedrängten Lage gerettet sei. Bald hierauf befreit er zwei Vettern der Geliebten. Bei diesem Unternehmen helfen ihm zwei Brüder derselben und die saracenische Heldin Marfisa, die zwar schon früher aufgetreten ist und einige große Thaten verrichtet hat (Ges. 18—20), nun aber (26. Ges.) zuerst in die Haupthandlung eingreift. Nach mehreren rühmlich bestandenen Abenteuern trennt sich der tapfere Bund; Ruggiero und Marfisa eilen ihrem Könige Agramant, die übrigen dem Kaiser zur Hilfe. Diesem aber war durch das Heidenheer eine schreckliche Niederlage bereitet worden. Die Klagen der Unglücklichen dringen zum Erzengel, der, ergrimmt darüber, daß die „Zwietracht" ihren Auftrag nur zur Hälfte vollzogen, hernieder eilt. Er findet dieselbe in einem Kloster bei den gegeneinander höchst aufgebrachten Mönchen. Voller Zorn mißhandelt er die Ungehorsame und schickt sie in das Lager des Königs Agramant. Nun aber erfüllt die „Zwietracht" ihre Pflicht im höchsten Grade; sie entflammt im heidnischen Lager alle Ritter und Damen zu Zwist, Zank und Streit von solcher Heftigkeit, daß ein allgemeines Wüthen und Kämpfen entsteht (27. Ges.).

Unter den uneinig gewordenen Rittern ist Rodomont der wüthendste. Ergrimmt insbesondere über das weibliche Geschlecht, von dessen Treulosigkeit er sich mißhandelt fühlt, eilt er aus dem Lager und kommt endlich in eine schöne, aber sehr einsame Gegend, in der er eine kleine Bergcapelle findet. Diese wählt er zu seinem Aufenthalt. Eines Tages sieht er ein Fräulein, von einem Mönch geleitet, daherziehen. Es ist jene Isabella, deren Liebes-

verhältniß zum Prinzen Zerbino wir bereits kennen. Dieser war in der Schlacht mit den Heiden getödtet worden und Isabella führt jetzt seinen Leichnam in einem Sarge nach Marseille. Auf diesem Wege trifft sie Rodomont, der, die schöne Gestalt kaum erblickend, von heftiger Leidenschaft für sie entbrennt, ihr anfangs mit höflichem Betragen entgegenkommt und seine Liebe sogleich erklärt. Da seine Artigkeiten keinen Erfolg haben, geht er zu gewaltsamen Versuchen über. Isabella ersinnt eine List, welche dahin zielt, eher das Leben, als die Treue gegen den Geliebten, dessen Leiche sie bei sich führt, aufzugeben. Wie ihr diese List gelingt, wie sie durch Rodomont den von ihr gewünschten, von ihm nicht geahnten Todesstreich empfängt, wird im 29. Gesange erzählt, aus dem wir, in der Auswahl, die betreffenden Stanzen (nach der Gries'schen Uebersetzung) mittheilen.

Während Rodomont, erschüttert durch die nicht gewollte That, diese in würdigster Art zu sühnen sucht, vollführt die „Zwietracht" im heidnischen Feldlager ihr Geschäft mit großem Erfolge. Agramant erleidet durch Rinaldo mit seinen Schaaren und andererseits durch den Kaiser eine gewaltige Niederlage und zieht sich mit dem Reste seines Heeres nach Arles zurück. Hier versammelt er in Gemeinschaft mit Marsilio neue Kriegsvölker und ruft die vom Heere abwesenden Ritter zurück. Alle erscheinen, nur nicht Rodomont, der von Isabella's Grabmal sich nicht zu trennen vermag. Aber die schöne Marfisa erscheint, angezogen von Ruggiero, der, noch an den Wunden darniederliegend, welche er in einem durch die „Zwietracht" veranlaßten Zweikampfe mit Gradasso empfangen, in seinem Zelte bleiben muß. Marfisa, zu der er in ein zärtlich freundschaftliches Verhältniß getreten war, weicht wenig von seiner Seite. Bradamante aber, die in ihrem Schlosse Montalban im Schooße der Ihrigen lebt, erhält bald die Kunde von jenem Verhältnisse. Ehe sie davon noch etwas gewußt, hatte sie Ruggiero's Ausbleiben in rührenden Klagen beweint. Da bringt ihr ein vorüberziehender Ritter die Nachricht von der Treulosigkeit des Geliebten, der sich nächstens mit Marfisa vermählen werde. Bradamante wird von Verzweiflung ergriffen. Schon ist sie im Begriffe, sich selbst zu tödten, doch der „bessere Geist" hält sie noch davon ab. Sie bewaffnet sich, nimmt den goldenen Speer, der jeden Gegner aus dem Sattel hebt, und reitet ganz allein fort, um an Ruggiero und Marfisa Rache zu nehmen. Unterweges besteht sie mehrere Abenteuer, aus denen sie stets als siegreiche Heldin hervorgeht. Sie hört von Agramant's Niederlage und seinem Rückzuge nach Arles, und eilt dahin, in der Erwartung, auch ihren Ruggiero dort zu finden. Aber ehe sie noch dahin kommt, erfährt sie, daß Rodomont, dessen ganzes Beginnen ihr erzählt wird, mehrere fränkische Ritter besiegt habe, und sie nun gefangen halte. Sogleich eilt sie nun dahin, fordert ihn auf seiner Brücke zum Kampfe und erklärt sich als Rächerin der von ihm getödteten Isabella. Die Bedingungen des Kampfes sind: Unterliegt Bradamante, so wird auch sie Rodomont's Gefangene; wird aber er besiegt, so muß er alle gefangenen Ritter in Freiheit setzen, und Bradamanten seine Waffen geben, welche sie dann, statt der abzunehmenden Waffen der anderen Ritter, an Isabellens Grabmal aufstellen werde. Rodomont wird sogleich beim ersten Anfalle mit der goldenen Lanze aus dem Sattel gehoben, liegt einige Zeit betäubt auf dem Boden, geräth dann, zu sich kommend, in Wuth, schleudert seine Waffen weit von sich, und eilt fort, sich und seine Schmach, fern von allen Menschen, in einer dunkeln Höhle zu verbergen. Endlich kommt Bradamante zu Arles an, und läßt dem Ruggiero verkünden: es sei ein Ritter da, der ihn zum Kampfe fordere, um ihm zu beweisen, daß er treulos und ein Verräther sei. Während er sich rüstet, verlangen andere Ritter vom Könige Agramant die Erlaubniß, mit dem Fremden kämpfen zu dürfen. Schon hat Bradamante zwei derselben auf den Sand gestreckt; der dritte ist Ferragu; auch er muß sogleich den Sattel räumen und hierauf den Ruggiero herbeirufen (Ges. 30 – 35).

Aber noch vor ihm erscheint Marfisa. Beide Kriegerinnen kämpfen mit Erbitterung; der Streit mit Schwert und Speer wird mehrmals erneuert, und stets unterliegt Marfisa. Während dieses langwierigen Kampfes kommen, sowohl aus dem saracenischen als auch aus dem fränkischen Lager, Schaaren von Rittern heraus und werden bald handgemein. Endlich erscheint Ruggiero. Von Schmerz und Wuth getrieben sprengt Bradamante ihm entgegen;

aber es kommt nicht zum Kampfe. Er bittet sie dringend ihn zu hören, da er ihren Zorn nicht begreifen kann. Sie ziehen sich endlich aus dem Kampfgewühle in einen nahen Cypressenhain zurück, in dessen Mitte ein Grabmal von weißem Marmor steht. Marfisa sieht sie von weitem, glaubt, sie zögen sich nur deshalb dahin, um ihren Kampf zu enden, und folgt ihnen. Bradamante aber, überzeugt, Marfisa eile ihnen nur aus Liebe nach, schleudert den Speer nach ihr, und greift sie endlich mit dem Schwerte an. Ruggiero will die kämpfenden Heldinnen trennen; vergebens! Sogar mit Dolchen dringen sie auf einander ein, und die wuthentbrannte Marfisa wendet sich nun gegen den Vermittler, der von ihr auch einen schweren Hieb auf den Kopf erhält, nun gleichfalls ergrimmt, einen Streich nach ihr führt, aber nicht sie, sondern den Stamm einer der Cypressen, die am Grabmale stehen, tief verwundet. Plötzlich erbebt die Erde, und eine Stimme tönt aus dem Grabe herauf: „Der Hader ende zwischen Euch! Wild ist's und unerlaubt, wenn eine Schwester fällt durch Bruderhände —". Es ist die Stimme des Atlas, der ihnen nun die ganze Geschichte ihrer geschwisterlichen Verwandtschaft erzählt. Marfisa, Bradamante und Ruggiero versöhnen und umarmen sich, und der letztere erzählt nun in vielen Strophen die Geschichte seines Hauses, woraus denn am Schlusse auch hervorgeht, daß seine und Marfisens Ahnen schon seit der Regierung Constantins Christen waren. Marfisa beschließt nun, sogleich zum Heere Carls zu eilen, sich taufen zu lassen und von nun an für den Glauben ihrer Väter zu kämpfen. Auch Ruggiero wünscht ein Gleiches zu thun, sieht sich aber daran gehindert, da er dem Könige Agramant den Schwur der Treue geleistet. Er beschließt, so lange bei ihm zu bleiben, bis günstigere Ereignisse ihn von seinem Schwure entbinden werden. Bradamante und Marfisa billigen seinen Entschluß; er geht nach Arles, während die beiden Heldinnen sich in das Lager des Kaisers begeben. (36. Ges.)

Die Dichtung kehrt hierauf zu Astolf zurück. Nachdem dieser, wie oben erzählt, das Zauberschloß des Atlas vernichtet hatte, fand er den Hippogryphen, der dem Ruggiero entflohen war. Sein Wunsch, die ganze Welt in kurzer Zeit zu umkreisen, konnte nun erfüllt werden. Er entledigt sich seiner Rüstung und der Waffen bis auf den Degen; auch behält er das schützende Horn, besteigt alsdann den Hippogryphen und schwebt durch die Lüfte fort. Sein Flug geht zuerst bis nach Afrika, und in Aethiopien läßt er sich herab. Hier herrschte der mächtige und unendlich reiche König Senap, der jedoch, bei allem Ueberflusse, unglücklich genug war. Er entbehrte des Augenlichtes und konnte zudem seinen Hunger nie stillen. Diese Strafe war von Gott über ihn verhängt, weil er sich in früher Jugend vom Stolze hatte verleiten lassen, mit einem Heere nach dem himmelhohen Gebirge zu ziehen, auf welchem, der Sage nach, das irdische Paradies sich befinden sollte. Doch war ihm geweissagt, er würde einst durch einen auf geflügeltem Rosse aus der Luft kommenden Ritter von seinem Elende befreit werden. Da er nun Astolfs Ankunft vernimmt, läßt er ihn zu sich kommen. Kaum hatte sich der König mit ihm zur Tafel gesetzt, als sieben scheußliche Unthiere aus der Luft geflogen kommen, dieselben, welche stets da sind, wenn Senap Speisen und Getränke zu sich nehmen will, um sie ihm zu entziehen. Vergebens bekämpft der tapfere Astolf das ekelhafte Gethier; endlich gelingt es ihm, durch sein fürchterlich tönendes Horn die „Harpyen" zu verscheuchen. Sie fliegen empor. Astolf besteigt den Hippogryphen und verfolgt sie, ihnen immerfort in die Ohren blasend, durch die Luft, bis zu jenem dem Senap einst so gefährlichen Hochgebirge, in dessen Tiefen sie nun versinken. Auf dem Gipfel des Berges erblickt Astolf eine paradiesische Gegend; ein würdiger Greis naht sich dem Paladin; es ist kein anderer, als der Evangelist Johannes, der mit Enoch und Elias gemeinschaftlich das Paradies bewohnt. Von ihm erhält Astolf die Nachricht von der Raserei seines Vetters Roland und erfährt zugleich, daß Gott ihm diese Strafe bloß wegen seiner Liebe zur Heidin Angelica gesandt habe, daß drei Monate in diesem bejammernswerthen Zustande zur Büßung für seine Fehler hinreichen, daß Gott selbst diese Frist bestimmt habe und daß endlich Astolf ausersehen sei, hier die Mittel kennen zu lernen, durch welche Roland seinen Verstand wieder erhalten könne. Um nun aber die Arzenei zu bekommen, muß Astolf sich zu einer Reise in den Mond, wo jene aufbewahrt

ist, entschließen. Der heilige Mann begleitet ihn auf dieser Reise. Am Zielpunkt angekommen, finden sie eine Menge sonderbarer Dinge vor, meist solche, die uns auf Erden gar nicht gewährt werden, oder doch verloren gehen — sei's durch Ungefähr, durch Zeit, durch Schicksal, durch Versehen. Zu diesen Dingen gehört auch der Verstand. Als feiner Liqueur war er hier in Flaschen gebracht; eine dieser Flaschen trug die Aufschrift: Rolands Verstand. Andere Namen fanden sich auf anderen Flaschen; auch Astolf findet sein Verstandesfläschchen, das er an die Nase hält, um den Geist einzuziehen. Ehe er den Mond verläßt, wird er vom Apostel in ein Schloß geführt, an dessen Seite ein Fluß abwärts hinfließt. Es ist der Palast der Parzen, die hier die Lebens- und Schicksalsfäden spinnen und zerschneiden. (Ges. 33—35.)

Als Astolf — mit der Flasche „Rolands-Verstand" versehen — wieder vom Monde auf die Erde, und zunächst nach Aethiopien gekommen war, brachte er dem Senap Heilung von seiner Blindheit. Der dankbare Fürst giebt ihm dafür ein zahlreiches Heer von Hilfstruppen gegen den König Agramant. Dieses Heer besteht aber nur aus Fußvolk; die Reiterei fehlt gänzlich. Astolf weiß sich aber zu helfen. Er kniet auf dem Hochgebirge nieder, und läßt, ein zweiter Deukalion, Steine herabrollen, welche sich sogleich in Pferde sammt Sattel und Zeug verwandeln und also von dem Fußvolke sogleich bestiegen werden. Mit diesem Kriegsheere zerstört und verwüstet Astolf die reichen Länder des Königs Agramant in Afrika. Als dieser die Nachricht davon erhält, will er Frankreich sogleich verlassen und seinem Reiche zu Hilfe eilen. Vor dem Abzuge aber macht er dem Kaiser den Vorschlag, den Krieg durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Carl bestimmt dazu den Rinaldo, Agramant den Ruggiero. Dieser, so sehr auch die ehrenvolle Auszeichnung ihm schmeichelt, ist doch in Verzweiflung, daß er sich mit dem Bruder seiner Geliebten schlagen soll. Astolf hat indessen beschlossen, Agramants verheerte Staaten zu verlassen und mit seinen Truppen zur Befreiung Frankreichs zu eilen. Dem edlen Vorsatze steht aber das Hinderniß entgegen, daß er keine Flotte hat, um sein Heer überzuschiffen. Doch weiß er diesen Mangel bald eben so leicht, als jenem der Pferde, abzuhelfen: er wirft aus vollen Händen Ceder-, Palm- und Lorbeerblätter ins Meer, und sie verwandeln sich augenblicklich in Schiffe. Während nun diese Flotte auf günstigen Wind zur Abfahrt wartet, führt der Zufall in ihre Mitte diejenigen Schiffe, welche die vom besiegten Rodomont frei gegebenen fränkischen Ritter in ihr Vaterland zurück bringen sollen. Die wackern Gefährten waren hier eben versammelt, als sie ein plötzlich entstehendes Getöse vernehmen, welches sich bald über das ganze Ufer verbreitet. Ein einziger Mensch, nackt und wüthend, verursacht diesen Tumult. Mit einem ungeheuren Knüttel bewaffnet, wagt er, das ganze Heer anzufallen. Schon hat er mehr als hundert getödtet; die andern fliehen, und schießen aus der Entfernung Pfeile nach ihm. Astolf und die übrigen Ritter eilen herbei, und erkennen mit Mühe in den entstellten Gesichtszügen den unglücklichen Roland. Der traurige Zustand des Armen rührt alle seine Freunde und Waffenbrüder zu Thränen. Astolf eilt nach seinem Zelte, um die Flasche „Rolands-Verstand" zu holen. Die andern schließen ihn in immer engere Kreise ein, bis sie ihn endlich ergreifen, und es ihnen gelingt, ihn mit Stricken zu binden und zu Boden zu werfen. Dann wird er an das Ufer des Meeres gebracht und rein gewaschen. Astolf stellt das Fläschchen dem Roland so vor die Nase, daß er den Geist hinaufzieht und einathmet. In dem Augenblicke ist er so vernünftig, als er es je gewesen, und mit seiner Raserei entflieht auch zugleich seine Liebe zur schönen Angelica. Man giebt ihm Kleider und Waffen, da er von Begierde brennt, sein Vaterland zu befreien. Die Flotte segelt nach der Provence, die Landtruppen belagern Biserta, die Hauptstadt in Agramants Reich. Astolf leitet die Belagerung, und Roland ist ihm zur Seite. Inzwischen hatte auch der Kampf zwischen Rinaldo und Ruggiero begonnen. Der letztere schonte seinen Gegner und vertheidigte sich nur schwach. Die weise Melissa eilt herbei, diesen ungleichen Streit zu endigen. Sie weiß den Agramant durch Blendwerk dahin zu bringen, daß er den geschlossenen Vertrag bricht und auf das christliche Heer einen allgemeinen Angriff thut. Rinaldo und Ruggiero werden durch das Kampfgetümmel getrennt. Agramant, nochmals geschlagen, sammelt den Rest seines Heeres, um sich damit nach Afrika einzuschiffen. (Ges. 38. 39.)

Sein Unglück läßt ihn aber auf hoher See die von Astolf geschaffene Flotte begegnen, die vom tapfern Dudo befehligt wird. Er wird in der Nacht angegriffen, ein Theil der Schiffe genommen, der andere verbrannt oder in den Grund gebohrt. Agramant selbst entkommt nur mit Mühe; aber schon erwartet ihn ein neues Unglück. Sich der afrikanischen Küste nähernd, erblickt er Biserta, die Hauptstadt seines Reiches, in Flammen. Astolfs Landmacht hatte sie belagert, eingenommen und zerstört. Der unglückliche König geräth in Verzweiflung, wird durch seinen Freund Sobrin mit Mühe vom Selbstmord zurückgehalten, dann aber von einem plötzlich entstandenen Sturm von der Küste zurückgeschleudert und auf ein ödes Eiland verschlagen, wohin auch Gradaß, König von Sericau, kommt. Nach langem gemeinschaftlichen Berathen fassen hier beide den Entschluß, den Roland und zwei seiner Ritter zum Kampfe auf Lipadusa, einer der afrikanischen Küste nahe liegenden Insel, aufzufordern. Roland nimmt die Aufforderung an und erscheint mit Olivier und Brandimarte gegen Agramant, Gradaß und Sobrin. So wird denn auf dem einsamen öden Eiland ein Kampf mit außerordentlicher Tapferkeit geführt. Brandimarte wird getödtet, Olivier schwer verwundet; endlich aber siegt Roland, und tödtet die beiden Könige. Sobrins Wunden entströmt das Blut. Roland pflegt ihn eben so wie den Olivier, kann sich aber seines glänzenden Sieges nicht freuen, sondern ist untröstlich über den Tod seines Freundes Brandimarte. Unterdessen hat sich Ruggiero in Frankreich eingeschifft, um nach Afrika zu segeln und dem König Agramant zu folgen, an welchen er sich noch immer durch Pflicht und Eid gebunden glaubt. Auch er wird von einem Sturm ergriffen, sein Schiff scheitert an wilden Klippen. Noch von den Wellen umhergeworfen, erinnert er sich seines Vorsatzes, Christ zu werden, und thut neuerdings ein sehr ernstliches Gelübde. Kaum gelandet auf der Felseninsel, findet er einen Eremiten, welcher ihn sogleich tauft.

Rinaldo, von seiner Leidenschaft für Angelica durch einen Trunk aus der Quelle des Hasses geheilt, vernimmt Rolands Genesung und seinen Aufenthalt auf der Insel Lipadusa. Er eilt dahin und trifft ein, nachdem er unterwegs einige Abenteuer selbst bestanden, noch mehrere aber, wie z. B. die schöne Geschichte vom bezauberten Becher, erzählen gehört hat. Er findet den Roland, über Brandimarte's Leichnam trauernd. Beide begeben sich nach Sicilien, um dem Todten ein würdiges Leichenbegängniß zu feiern. Auch Olivier ist bei ihnen und wird endlich durch Gebet und Segnung des frommen Eremiten, zu dem die Ritter sich führen lassen, vollkommen geheilt.

Ruggiero, der vor Kurzem Getaufte, wird vom Eremiten den übrigen Rittern vorgestellt und von ihnen herzlich aufgenommen. Einen innigen Freundschaftsbund schließt er bald mit Rinaldo, dem Bruder seiner geliebten Bradamante. Alle schiffen sich ein, segeln nach Frankreich und landen im Hafen von Marseille. Hier kommt auch Astolf zu ihnen, nachdem er seine Luftreise geendet und den Hippogryph in Freiheit gesetzt hat. Zu Arles werden die Ritter von Carl dem Großen huldvoll empfangen. Ruggiero, seine Schwester Marfisa und Bradamante sind voll Entzückens, sich endlich wieder zu finden. — Der Dichter verwendet nun den Schluß der Dichtung auf die Vereinigung Ruggiero's und Bradamantens.

Rinaldo macht seinem Vater, dem Herzog Haimon, bekannt, daß er die Schwester Bradamante dem Ruggiero zur Gemahlin verheißen habe. Der Herzog geräth hierüber in heftigen Zorn, denn er hat die Tochter dem Sohne des griechischen Kaisers Constantin versprochen, und will sie durchaus als Kaiserin auf dem Throne sehen. Bradamante ist in Verzweiflung. Ruggiero beschließt, von Wuth entflammt, den jungen Leo (des Kaisers Sohn) zum Zweikampfe zu fordern, ihn und seinen Vater zu entthronen und sich durch diese Heldenthat würdig zu machen, selbst von Bradamantens Aeltern gerne als Eidam anerkannt zu werden. Bradamante wagt es nicht, sich dem Willen ihrer Aeltern offen zu widersetzen, sondern schlägt einen bessern Weg ein, indem sie sich unmittelbar an Carl den Großen wendet, der zu ihrem Vortheile den Befehl erläßt, daß kein Ritter ihre Hand erhalten könne, welcher sie nicht zuvor im Kampfe besiegt habe. Haimon und dessen Gemahlin, über diesen Befehl höchst aufgebracht, verschließen die Tochter in eine sehr stark

befestigte Burg. Bradamante, die sonst so gefürchtete Heldin, unterwirft sich mit kindlicher Ergebenheit und Demuth. Ruggiero schreitet indeß zur Ausführung seines Entschlusses. Er findet den griechischen Kaiser an der Spitze seines Heeres in der Gegend der Stadt Belgrad, welche er den Bulgaren wieder entreißen will. Das Heer der Griechen ist vier Mal stärker als das bulgarische. Leo tödtet mit eigener Hand den König der Bulgaren, die nun eine Niederlage erleiden und entfliehen. Ruggiero benutzt die Gelegenheit, sammelt die Flüchtigen, stellt sich an ihre Spitze, greift die bisher siegreichen Griechen an und schlägt sie, ihrer Ueberzahl ungeachtet. Leo wird von Bewunderung über Ruggiero's Heldenthaten ergriffen, und wünscht die Freundschaft des Unbekannten. Die Bulgaren bieten ihm nach gewonnener Schlacht Reich und Krone an, die er aber nicht eher annehmen will, als bis er den jungen Leo getödtet haben wird, welchen er nun, sich von dem Heere trennend, ganz allein verfolgt. Er kommt in eine Stadt und steigt in einer Herberge ab, wo man an seinem Schilde in ihm denjenigen Krieger erkennt, der dem Kaiser den Sieg entrissen hatte. Der Commandant des Platzes läßt ihn im Schlafe überfallen und gefangen nehmen und den Kaiser davon sogleich benachrichtigen. Leo, verharrend in seiner für Ruggiero gefaßten Vorliebe, glaubt in dessen gefährlicher Lage eine günstige Gelegenheit zu finden, sich die ersehnte Freundschaft desselben zu erwerben. Unglücklicher Weise aber hat Ruggiero den Sohn Theodorens, der Schwester des Kaisers, in der Schlacht getödtet, und diese dringt nun so sehr auf seinen Tod, daß der Bruder ihr die geforderte Genugthuung nicht versagen kann. So wird denn Ruggiero der Rachedürftigen ausgeliefert, gefesselt in ein unterirdisches Gefängniß geworfen und mit dem schmählichsten Tode bedroht.

Unterdessen hat Carl der Große den Befehl bekannt gemacht, daß derjenige, der Bradamanten zur Gattin erhalten wolle, um sie kämpfen müsse. Haimon und die Herzogin sehen sich gezwungen, dem Machtspruche des Kaisers zu weichen und die Tochter an seinen Hof zu führen, welchen Ruggiero schon verlassen hatte. Bradamante ahnet zwar nicht die Gefahr, in welcher er sich befindet, geräth aber doch in Erstaunen und Angst, da sie weder erfahren kann, weshalb er sich entfernt habe, noch wo er sich befinde. Die grausame Theodora dringt auf seinen Tod, aber der edelmüthige Leo kann es nicht dulden, daß ein so tapferer Ritter so schmählich sterbe. Er besticht die Wächter, geht selbst in das Gefängniß, befreit und verbirgt ihn in seinem eigenen Hause so lange, bis er ihn mit Waffen versehen und in Sicherheit bringen kann. Gegen solchen Edelmuth kann Ruggiero's Haß nicht bestehen, er sinnt nur darauf, dem Retter seines Lebens genügende Beweise der Dankbarkeit zu geben. Hierzu bietet sich ihm aber bald eine unerwartete Gelegenheit. Leo erfährt, welchen Befehl Carl der Große an Bradamante's Freier ergehen ließ, erklärt dem Ruggiero, er fühle sich in der Waffenführung zu schwach, und dringt daher in diesen, sich für ihn zum Kampfe zu stellen und in seiner Rüstung und in seinem Namen zu kämpfen. Er läßt nicht ab, bis jener einwilligt und mit abreiset. Der zum Kampf um die Braut bestimmte Tag erscheint. Ruggiero kämpft in Leo's Waffenrock mit dessen Schilde, kenntlich durch die Devise, mit Bradamante. Der Kampf dauert den ganzen Tag, und da Ruggiero Bradamanten nicht besiegt, wird er für besiegt erklärt. Düster kehrt er in sein Zelt zurück; vergebens sucht Leo durch das liebevollste Benehmen und durch Ergießung seiner Dankgefühle ihn zu besänftigen und zu erheitern. Er verläßt in der Nacht den Hof und flieht in einen einsamen Wald, entschlossen, dort den Tod zu finden.

Bradamante befindet sich in nicht geringer Verzweiflung. Marfisa eilt ihr zur Hilfe. Sie tritt vor den Kaiser mit der festen Erklärung, Bradamante sei nicht mehr frei, da sie in ihrer eigenen Gegenwart, wie auch vor Roland, Rinaldo und Olivier, dem Ruggiero Lieb' und Treue geschworen habe, folglich keines Andern Hand mehr annehmen könne; sie selbst (Marfisa) werde Bradamanten gegen jeden kampflustigen Freier vertheidigen. Nun zerfällt der ganze Hof in zwei Parteien, die eine für den abwesenden Ruggiero, die andere für den Leo, der den Kampf mit Bradamante aufnehmen soll. Marfisa macht nun den Vorschlag, daß Leo mit ihr selbst um Bradamante kämpfe, die dann der Preis des Siegers werden soll. Leo, der von Ruggiero's Entfernung noch nichts weiß, nimmt die

Ausforderung an, in der Meinung, daß dieser den Kampf für ihn bestehen werde. Groß ist aber seine Angst, da er Ruggiero's Flucht erfährt. Von Furcht und Schrecken gefoltert, sendet er nach allen Seiten Boten aus, um den Entflohenen wieder zurückzubringen. So wird denn der Knoten immer verwickelter; ihn zu lösen, muß Melissa erscheinen. Sie benachrichtigt den Prinzen Leo, daß der Ritter, welchen er überall aufsuchen lasse, sich das Leben nehmen wolle und daß es bei ihm stehe, dieses zu erhalten. Ohne weitere Erklärung führt sie ihn in den Wald, wo sie den Ruggiero finden, seit drei Tagen auf der Erde liegend und entschlossen, hier zu sterben. Der freundschaftlichen Wärme des edlen Jünglings gelingt es endlich, dem Leidenden das Geheimniß seines Namens und seiner Liebe zu entreißen, worauf er den erstaunten Nebenbuhler zärtlich in seine Arme schließt, Bradamanten entsagt und endlich bei dem Frankenkaiser selbst für Ruggiero um sie wirbt. Um das Glück des letzteren voll zu machen, erscheint nun eine bulgarische Gesandtschaft, die ihm die früher ausgeschlagene Krone aufdringt. Selbst der ehrgeizige Herzog Haimon und seine Gemahlin geben nun ihre Einwilligung, und so wird denn die Vermählung des neuen Königs Ruggiero mit Bradamante unter den glänzendsten Hoffesten vollzogen. Nur eine düstere Erscheinung tritt störend in die allgemeine Freude ein; es ist Rodomont, der einzige von den drei nach Frankreich gekommenen Saracenen-Königen, der noch am Leben und nach Afrika nicht zurückgekehrt ist. Er hatte sich in seinem einsamen Aufenthalte selbst das Gelübde auferlegt, sich ein Jahr lang aller Waffenthaten zu enthalten. Diese Zeit ist nun vorüber, und er erscheint düster und schrecklich in schwarzer Rüstung an Carls Hofe bei dem feierlichen Gelage vor der Tafel, an welcher die Neuvermählten links und rechts neben dem Kaiser sitzen. Mit lauter Stimme ruft er den Ruggiero an, schilt ihn einen Verräther an seinem Glauben und an seinem König und fordert ihn zum Kampfe. Alles geräth in Furcht; nur Ruggiero erhebt sich furchtlos, ergreift die Waffen, kämpft und tödtet den Gegner, der fluchend den Geist aufgiebt. Damit schließt der letzte Gesang des Werkes.

Außer den 46 Gesängen des „Rasenden Roland" hat Ariosto, wie bereits oben erwähnt, noch das Bruchstück eines anderen episch-romantischen Gedichts hinterlassen, welches, als ein selbstständiges Ganzes, dem Roland folgen sollte. Nach dem Tode des Dichters wurden die ersten fünf Gesänge des Gedichtes vorgefunden. Sie erschienen, von dem Sohne Ariosto's, Virginio, herausgegeben, zuerst 1545, als Anhang des „Rasenden Roland", und wurden seitdem unter der Bezeichnung der „Fünf Gesänge" („Cinque canti") öfter mit dem „Rasenden Roland" zusammen gedruckt. Was den Inhalt derselben betrifft, so finden wir im Anfang des Gedichtes die Feen, welche zwar oft uneinig unter sich, immer aber darin einverstanden sind, daß eine die andere in ihren Unternehmungen gegen die Menschen nicht stören dürfe, auf dem Hochgebirge Asiens versammelt. Viele derselben klagen über die mannigfachen Beleidigungen, welche ihnen von den Paladinen Carls widerfahren, und man beschließt, sich an den Beleidigern, ja an Carl selbst zu rächen. Alcine, durch Ruggiero's Flucht auf's Aeußerste erbittert, wird mit diktatorischer Gewalt zur Vollstreckerin des Beschlusses erkoren. Nach langer Erwägung erkennt sie den Neid als den besten Gehilfen zum Sturze des abendländischen Reichs. Sie steigt durch eine Schlucht des Imaus in das Reich des Todes, um ihn aufzusuchen, und findet ihn, wie er eben eine giftige Schlange verzehrt. Der Neid, dem Carls Glück längst zum Aerger war, ist, ihr Begehren vernehmend, zu der Unternehmung bereit. Er eilt zum Grafen Gan von Mainz und regt in ihm die alte Feindschaft zwischen den Häusern Mainz und Clermont auf's Neue an, indem er ihm im Traume alle Clermonts in den höchsten Ehren, die Mainzer dagegen vom Volke verlacht und verspottet zeigt. Carl, bekrönt mit Glück und Ruhm nach Besiegung Marsils und Agramants, theilt an seine Getreuen, besonders an die Mitglieder des Hauses Clermont, große Belohnungen aus. Dies kann Graf Gan nicht ertragen, und giebt vor, er wolle zu Lösung eines Gelübdes nach dem heiligen Grab pilgern. In Wahrheit aber will er zum Kalifen von Aegypten und zum Könige von Syrien, um sie zum Kriege gegen Carl anzureizen. Schon vorher hat er mit mehreren Königen Europa's zu gleichem Zwecke verhandelt. Er reist nun ab, wird aber

durch einen Wind, den Alcina erregt, von seinem Wege ab und an das Zauberland der Fee Gloricia getrieben. Diese ist zwar vom vortrefflichsten Charakter, allein sie muß, nach dem allgemeinen Grundsatze der Feen, den Plan der bösen Schwester Alcina unterstützen. Nach freundlichem Empfange läßt sie den Grafen Gan im Schlafe fangen, in ein Luftschiff bringen und in diesem nach Alcinens Insel fahren. Hier verständigen sich leicht Gan und Alcina über ihre ferneren Pläne. Sie giebt ihm einen Ring, in welchem ein dienstbarer Geist verschlossen ist, und macht die Höllengeister stumm, damit nicht durch deren Hilfe der Zauberer Malagis von Clermont ihre Absichten entdecke und vereitle. Dann läßt sie den Mainzer durch die Luft nach Aegypten bringen, wo er sich mit dem Kalifen zum Untergange des Abendreichs verbindet.

Dies ist der Inhalt des ersten Gesanges, welcher, wie man sieht, eine sehr breite Basis darbietet, um ein an Begebenheiten und Beziehungen reiches episch-romantisches Gedicht darauf zu begründen.

Desiderius steht nun gegen Carl auf und wird von Roland bekämpft. Der Kaiser selbst zieht gegen den Böhmenkönig und belagert Prag. Die Notizen, die uns Ariost hier vom Kriegsschauplatze giebt, sind geeignet, unsere terrainkundigen Taktiker, welche vielleicht den Operationen mit der Landkarte in der Hand folgen möchten, in einige Verlegenheit zu bringen. Schon ist Prag nahe daran, erobert zu werden, als Gan, der zu Carl zurückgekehrt ist und das Ohr des guten leichtgläubigen Kaisers gewonnen hat, auf andere Hilfe sinnt. Carl geht auf den Vorschlag des Feindes ein, daß zehn Ritter von jeder Seite den Krieg entscheiden sollen. Nun werden die Christen-Helden, welchen Carl den Kampf aufzutragen gedenkt, durch Gan's Ränke dem Kaiser verdächtig gemacht, theils wirklich zur Empörung gereizt, theils auf andere Art beseitigt. Zwar wird Gan, der mit Vollmachten Carls nach Frankreich gereist ist, von Bradamanten mit Marfisens Hülfe gefangen. Allein der Schade, welcher dem Kaiser durch seine Ränke geschehen, ist vor der Hand nicht wieder gut zu machen, noch die allgemeine Verwirrung zu lösen. Des Kaisers Heer wird bei Prag völlig auf's Haupt geschlagen. Alles drängt sich auf der Flucht nach der Brücke. Carl wird im Gedränge von der Brücke in's Wasser gestoßen, und niemand bekümmert sich weiter um ihn Nur der Trefflichkeit seines Pferdes verdankt er seine Rettung. — Hier schließt das Bruchstück.

Diese „fünf Gesänge" schließen sich weniger an das große Gedicht Ariosto's — denn die in dem Fragment auftretenden Personen, obgleich zum Theil mit den im „Roland" identisch, kommen in ganz anderen, den im „Roland" geschilderten widersprechenden Verhältnissen vor —; sie bilden vielmehr den Anfang eines anderen Gedichtes, das wahrscheinlich den Tod des Ruggiero zum Zielpunkt haben sollte. Das Fragmentarische der fünf Gesänge erhellt besonders aus der Rauhheit der Versification, welche dem an den Rhythmus im „Rasenden Roland" gewöhnten Ohre befremdend und unangenehm vorkommt; die polirende Feile in Ariosto's feinfühlender Hand hat die Unebenheiten noch nicht weggetilgt.

Gerade die Leichtigkeit der Sprache, die durch die, wie erwähnt, vielfach angewandte Feile im „Rasenden Roland" zu einer ungewöhnlichen Vollkommenheit gebracht wurde, die Durchsichtigkeit des Stils ist eine der Hauptursachen, welche dieses Gedicht zu einem Lieblingswerke der Italiäner gemacht haben, und weshalb ebensowohl der große Haufe es liest und an ihm Gefallen findet, wie die Gebildeten aller Nationen. Als Galilei einst gefragt wurde, durch welche Mittel er es dahin gebracht habe, seinen astronomischen Schriften einen so hohen Grad von Klarheit und Anmuth zu geben, erklärte er, dies Talent allein dem unausgesetzten Studium des Ariosto zu verdanken. Die italiänischen Kunstrichter verbreiten sich ausführlich über das Lobenswerthe des Ariosto'schen Stils. Einer von ihnen, Gravina, findet die Abwechselungen in Ausdruck und Rhythmus einem solchen Gegenstande vollkommen anpassend; seine Reime, setzt der Kritiker hinzu, sind ungezwungene Folge des Gedankens, nicht etwa der metrischen Nothwendigkeit. Seine Beschreibungen gehen in's Kleinste, aber mit so viel Glück und so großer Klarheit im Einzelnen, daß sie hierin dem Farnesischen Herkules gleichen, der durch die Feinheit in der Bearbeitung jeder Ader und der Muskeln nur um so größer erscheint. Aber weder Gravina, noch andere Kritiker sind blind

für Ariosto eingenommen. Seine wärmsten Vertheidiger erkennen es an, daß er zuweilen unter seinen Gegenstand herabgesunken sei. Man tadelte die Nichtbeachtung des Schicklichen, die ausschweifenden Uebertreibungen, die harten Metaphern und die zu gesuchten Gedanken — Verstöße, die zuweilen in dem Gedichte angetroffen werden. Aber freilich wiege für die meisten Leser der Zauber seiner Sprache alle jene Fehler wieder auf, und die Lebendigkeit der Schilderungen, die heitere Beweglichkeit des Gedichtes, lassen dem Leser kaum Zeit, einen Tadel auszusprechen, da er fortwährend im Gefühle der Bewunderung bleibe. Als ein großes zusammenhängendes Gedicht werde der „Rasende Roland" kaum von einem anderen Gedichte seiner oder der späteren Zeit übertroffen. Der Dichter stehe dagegen — nach dem Ausspruche einiger Beurtheiler — hinter Dreien, aber auch nur hinter Dreien seiner Vorgänger zurück. Er habe nicht die Stärke, Einfachheit und Wahrheit der Natur des Homer, nicht die gehaltene Majestät und die reine Sprache des Virgil, nicht die Originalität und Kühnheit des Dante. Die passendste Vergleichung zwischen ihm und einem anderen Dichter sei die mit Ovid, dessen Metamorphosen aber immer noch vom „Rasenden Roland" übertroffen würden, zwar nicht in der Fruchtbarkeit der Empfindung oder in der Abwechselung der Bilder und Gedanken, aber in der Reinheit des Geschmackes, in der Anmuth der Sprache und in der Harmonie des Versbaues.

Der Beifall, dessen der „Rasende Roland" sofort bei seinem Erscheinen sich erfreute, und welcher an 70 Auflagen binnen 70 Jahren kaum genug hatte, bewies, wie richtig Ariosto den Ton getroffen hatte, welcher in den Verhältnissen des Zeitalters verbreitet lag, und welcher sofort laut ward, als Ariosto ihm die Zunge gelöst hatte. Es ist interessant zu lesen, was Bernardo Tasso, der Vater des berühmten Torquato, in einem 1559 an Varchi geschriebenen Briefe über den „Rasenden Roland" sagt: „Es giebt keinen Gelehrten, keinen Künstler, weder Jüngling noch Jungfrau noch Greis, welchem eine einmalige Lesung des „Rasenden Roland" genügen möchte. Dies Gedicht dient dem Reisenden zur Erholung, welcher vom Wege ermüdet, sein Mißbehagen und seine Ermattung durch das Singen einiger Stanzen aus demselben hintergeht. Du kannst diese Stanzen selbst auf den Gassen und Feldern singen hören, und das alle Tage und von Leuten jeder Art." Gegen diese Bemerkung Bernardo's sticht sehr ab, was sein Freund Speroni in einem Briefe ihm schrieb, der freilich sein Befremdliches verliert, wenn man erwägt, daß derselbe den „Amadis" Bernardo's über den „Rasenden Roland" zu setzen vermochte: „Ariosto's Gedicht," sagt er, „kann einem Frauenzimmer verglichen werden, an welcher wenige Theile schön sind: doch wohnt ihr ein unbekanntes Etwas bei, wodurch sie den Leuten gefällt; und dieses gehört nicht ihm, sondern Anderen an; ich meine nämlich, daß die Erfindung und Anordnung seines Werkes nebst den Namen der Ritter demjenigen angehören, den zu nennen er nicht für werth gehalten, oder besser gesagt: nicht gewagt, aus Besorgniß, die Welt würde, wofern er ihn nennte, inne werden, daß er gegen Bojardo sich benommen wie Martano gegen Griffone."*) — An einer andern Stelle sagt derselbe Speroni: „Ariosto ist für Gelehrte und Ungelehrte schön und anmuthig, kraft Dessen (Bojardo), gegen welchen der Dichter um so undankbarer war, je mehr er zur Dankbarkeit gegen ihn verpflichtet gewesen wäre." — Nicht minder parteiisch eingenommen gegen Ariosto äußert sich Jacobus Gaddius (in seinem Buche de scriptoribus non ecclesiasticis). Er nennt Bojardo einen Dichter in der gemeinen Mundart aber einen nicht gemeinen Knüpfer der sinnreichsten Knoten, fruchtbar an außerordentlichen Erfindungen, so daß mit Hülfe seiner Erfindungen Ariosto's Dichtung ihre größten Reichthümer besitzt. Hier ist also der vortreffliche Lodovico eines Diebstahls zu zeihen, und muß hier die verdiente Strafe erleiden, zur gerechten Satisfaction des lobenswürdigen Bojardo, welcher, ausgeweidet, geblendet, und von seinem Mitbürgern des Herzens beraubt, bei mir dem Ausheimischen, Ariosto's Urenkel, Verschwägerten, Hülfe gesucht hat." Nachdem nun Gaddius ein Register von den angeblich

*) Rasender Roland XVII, St. 110. Martano schmückt sich mit Griffones Waffen und Kleidung, nimmt dessen Roß, und begiebt sich, während letzterer schläft, zum Könige, welcher ihn für Griffone haltend, ihm die Kampfpreise, welche dieser gewonnen hatte, aushändigt.

aus Bojardo entlehnten Stellen Ariosto's mitgetheilt hat, setzt er hinzu: „Dieses Alles hat Ariosto gestohlen und geplündert, wobei er nur hin und wieder einen Namen oder eine Partikel geändert hat. Ein großer Theil des dem Ariosto gespendeten Lobes ist daher einem Plagiarius zu Gute gekommen, und muß für Bojardo in Anspruch genommen werden, welcher der Erfinder der ausgezeichneteren Sachen ist." —

Seitdem Bojardo's „Verliebter Roland" in Deutschland bekannter geworden, hat es auch nicht an einzelnen Stimmen gefehlt, welche die Verdienste Ariosto's dadurch, daß er ein Nachfolger Bojardo's gewesen, geschmälert wissen wollen. Eine treffende Vergleichung beider Dichter hat Leopold Ranke in seiner mehrerwähnten akademischen Abhandlung gegeben. Wir folgen derselben um so lieber, als sie zugleich Punkte berührt, die von anderen Kritikern theils übersehen, theils als nebensächliche behandelt worden sind, und indem sie zugleich eine richtigere Würdigung Ariosto's zu vermitteln geeignet sind. Ariosto's eigenthümliches Talent liegt in der durchgebildeten Anschauung einiger Momente, die er in deutlichem Umriß darlegt: mit Vergnügen, Wohlgefallen und Absicht geht er auch auf das Kleine ein: Moment nach Moment bringt er so recht mit Behagen und Genuß hervor und stellt sie auf das lebendigste vor unsere Augen. In Bojardo herrschen Vorstellung und Dichtungen des Mittelalters schlechterdings vor; wird ein Alexander erwähnt, so ist es der mythische, Tristan und Isolde dienen zu Gleichnissen. Bei Ariosto dagegen ist der Hintergrund allgemeiner Vorstellungen aus den Alten entnommen und das Alterthum erficht in ihm einen entschiedenen Sieg. Die Frauen sind so schön wie von Phidias gebildet, oder sie sind in künstlicher Arbeit erfahren, wie Pallas, oder ihr Alter ist das der Hekuba und der Cumanerin. Will er einen Mann loben, so war Nireus nicht so schön, Achill nicht so stark, Ulyß nicht so kühn, Nestor der so lange lebte und so viel wußte, nicht so klug. „Grausames Jahrhundert," ruft er einmal aus, „voll von Thyesten, Tantalen und Atreen: in welchem Scythien ist dies Kriegssitte! Er war der kühnste Jüngling von den äußersten Küsten der Inder, bis da, wo die Sonne sinkt. Bei einem Polyphem hätte er Gnade gefunden, aber Du bist ärger als ein Cyklop und Lästrygone!" Der Duft ist bei ihm wie von Indiern und Sabäern: ein Gastmahl, wie es kein Ninus genießen könnte; der Buhle der Alcina wird bei ihr Atys genannt. Wie Roland mit dem Meerungethüm sich so gewaltsam gebahrt, vergißt der alte Proteus seine Heerdeund flieht über den Ocean: Neptun läßt den Wagen mit Delphinen bespannen und geht zu den Aethiopen.

Durch diese unverhüllten Nachahmungen des Alterthums, sowie durch die ausgeführten und durchgehenden Darstellungen moderner Dinge erlitt der überkommene Stoff eine völlige Verwandlung; die Veränderung, die die Sprache durch Ariosto erfuhr, ging derselben zur Seite. Nicht minder war er auf den freien Fluß seiner Stanzen bedacht. Er entfernt Parenthesen, welche die Construction unterbrechen, das Zusammenstoßen harter Consonanten, schwere Reime: er vereinigt den Gedanken, der die Stanze schließt und der sich in die drei Verse am Ende ausdehnte, in den rhythmischen Fall der beiden letzten: er versäumt nicht auf das Volk zu hören, das seine Verse gar bald auf den Straßen sang, und die Veränderungen sich anzueignen, die sie im Munde desselben erlebt haben. Und so brachte er dies verwunderungswürdige Werk hervor, um deswillen ein Jahrhundert seinen Namen dem anderen unter denen überliefert, die der Vergessenheit entgangen sind. Allenthalben tritt er uns selbst entgegen, ein heiterer Mensch, im Grunde gut, obwohl er nicht einem Begriffe oder Ideale, sondern seiner Natur nachlebt, der seine Erfahrungen und Neigungen mit Behagen vor uns enthüllt. Freilich, wie sehr man bildende Kraft der Phantasie, unerschöpfliche Darstellungsgabe an ihm bewundern mag, so wird man doch, wenn man ihn lange fortliest, höhern Schwung der Seele und wirksames Gefühl für die höchsten Interessen bei ihm vermissen. Immer aber — so urtheilt Ranke — werden der „Verliebte" und der „Rasende Roland" als die gelungensten Hervorbringungen der italiänischen Romantik zu betrachten sein. Dem ersten wird man vielleicht in Erfindung und tieferer Poesie, dem anderen in der Ausbildung einzelner Momente, anschaulicher Darstellung, glücklicher Verknüpfung und der Sprache den Preis zuerkennen müssen.

Treten bei einer solchen Vergleichung Ariosto's mit Bojardo die eigenthümlichen Vorzüge und Schwächen jenes Dichters in ein helles Licht, so läßt ein Vergleich Ariosto's mit den Epikern des Alterthums den unterscheidenden Charakter antiker und moderner Dichtkunst, oder, um eine durch und seit Schiller üblich gewordene Bezeichnung zu gebrauchen, der naiven und sentimentalen Poesie erkennen. Als Hauptvertreter der ersteren ist Homer, als der der letzteren Ariosto oft genug genannt worden. Seine Landsleute nennen den Ariosto — der mit mehreren anderen untergeordneten Dichtern das Prädicat il divino, „der Göttliche," theilt — den ferrarischen Homer, und viele Kunstrichter haben versucht, den Sänger der „Ilias" und den Dichter des „Rasenden Roland" in eine Parallele zu bringen. Keinem von ihnen vielleicht ist diese Vergleichung mehr gelungen, als **Wilhelm von Humboldt**, dem berühmten Staatsmanne und Gelehrten. In seinen „Aesthetischen Versuchen," die zunächst durch Göthe's Hermann und Dorothea veranlaßt worden, berührt er tief eingehend auch die Frage über den Unterschied der naiven und sentimentalen Poesie, und bei dieser Gelegenheit liefert er eine vergleichende Charakteristik Homers und Ariosto's, aus welcher die von ihm bewunderten Eigenthümlichkeiten des Letzteren klar genug hervortreten. Hier die betreffende Stelle:

„Wo lebt, seit Homer, in einem anderen Dichter eine solche Fülle und ein solcher Reichthum von Gestalten, wo eine solche nie stillstehende, sich immer wieder aus sich selbst erzeugende Bewegung, wo strömt ein so unversieglicher Quell ewig neuer und überraschender Erfindungen, als in den Gesängen Ariosto's? Welcher andere neuere Dichter erscheint nicht, von diesen Seiten mit ihm verglichen, arm und dürftig, ernst und feierlich, trocken und schwer? Wenn die höchste Bewegung und die lebendigste Sinnlichkeit das Wesen der Dichtkunst ausmachen, und Niemand anstehen wird, dem Homer hierin den Vorzug einzuräumen, so gebührt dem italiänischen Sänger unstreitig gleich die erste Stelle nach ihm. — Und doch, welche ungeheure Verschiedenheit, wie stark ausgezeichnet der eben geschilderte Unterschied! Im Homer tritt immer der Gegenstand auf und der Sänger verschwindet. Achill und Agamemnon, Patroklos und Hektor stehen vor uns da; wir sehen sie handeln und wirken, und vergessen, welche Macht sie aus dem Reiche der Schatten in diese lebendige Wirklichkeit hervorgerufen hat. Im Ariosto sind die handelnden Personen uns nicht weniger gegenwärtig; aber wir verlieren auch den Dichter nicht aus dem Auge, er bleibt immer zugleich mit auf der Bühne, er ist es, der sie uns zeigt, ihre Reden erzählt, ihre Handlungen beschreibt. Im Homer entsteht Begebenheit aus Begebenheit, alles hängt fest mit einander zusammen und erzeugt sich selbst eins aus dem anderen. Ariosto knüpft seine Fäden nicht nur lockerer zusammen, sondern wenn sie auch noch so fest verbunden wären, so zerreißt er sie selbst wie in muthwilligem Spiel, und läßt immer mehr die Herrschaft seiner Willkühr, als die Festigkeit seines Gewebes blicken; er unterbricht sich mit Fleiß, springt von Geschichte zu Geschichte über, scheint (und darin liegt zum Theil seine größte Kunst versteckt) nur nach Laune aneinander zu reihen, ordnet aber im Grunde nach den inneren Gesetzen der Sympathie und des Contrastes der Empfindungen, die er in seinem Zuhörer weckt. Aber dieser Umstand liegt bei Weitem nicht bloß in der Composition des Ganzen; wir finden ihn eben so gut in jeder einzelnen Schilderung, in jeder einzelnen Stanze wieder. Homer beschreibt eigentlich nie; die Phantasie seines Lesers befindet sich nie in dem Zustande, wo sie, wie sonst der Verstand, bloß die einzelnen Züge, die ihr gezeigt werden, aufnimmt, aneinander reiht, und so ein Ganzes zusammensetzt; wie sie dem Sänger folgt, stehen die Gestalten vor ihr da; sie hat sie nicht von ihm empfangen und doch auch nicht allein erzeugt; auf eine unerklärbare Weise ist beides zugleich und auf einmal vor sich gegangen. Ariosto beschreibt immer, zeigt uns immer absichtlich Zug für Zug; und obgleich die Einbildungskraft durch ihn gleichfalls frei und lebendig beschäftigt und echt dichterisch gestimmt wird, so hat sie doch nie gleich rein bloß den Gegenstand und noch bei weitem weniger nur das Ganze vor sich; auch der Theil, auch die einzelnen Züge des Gemäldes hat der Dichter so behandelt, daß sie für sich die Phantasie gewinnen und sie von dem Ganzen abziehen. Im Homer ist durchaus bloß die Natur und die Sache, im Ariosto immer zugleich auch die Kunst und die Person, sowohl die des Dichters als die des Lesers.

Denn wenn der Leser sich selbst vergessen soll, darf er nicht an den Dichter erinnert werden. Beide besitzen einen hohen Grad von Objectivität, beide bezeichnen sinnliche und lebendige Gestalten; aber nur im Homer leuchtet das Streben nach der vollendeten Darstellung seines Gegenstandes hervor. Beide sind treue Maler der Welt und der Natur, aber Ariosto gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Farben, Homer zeichnet sich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Composition aus.

„Der so eben geschilderte Contrast muß jedem Leser Homer's und Ariosto's auffallend sein, welcher die Totalwirkung, die beide Dichter auf ihn machten, in sein Gedächtniß zurückruft. Entwickelt man denselben genauer, so findet man den zweifachen Charakter derselben. Homer verbindet eine ungeheure Menge von Gestalten in eine einzige Gruppe; Ariosto faßt eine vielleicht noch größere Anzahl, in vielfache Gruppen vertheilt, nur gleichsam in denselben Rahmen ein. Im Homer strebt Alles durchaus zum Ganzen; es ist überall Einheit: Einheit der Handlung, der Charaktere, der Gesinnungen, der Empfindungen; die Verschiedenheit, die bis in ihre feinsten Züge nuancirt ist, wird immer nur als eine Stufenfolge von Bestimmungen gezeigt, die sich in sich zu einem Ganzen zusammenschließt. Ariosto kann eben so wenig der Einheit, als Homer des Reichthums und der Mannigfaltigkeit entbehren; es ist einmal ohne beide keine dichterische Wirkung möglich. — Wenn auch die Helden Ariosto's eben so als die Helden Homer's alle Hauptseiten des menschlichen Charakters vollständig darstellten, so würde man dennoch immer nur in diesen den Reichthum der Menschheit, in jenen blos die Verschiedenheit der Menschen zu sehen glauben.

„Wenn Homer sich strenger an das Ganze hält, Ariosto mehr den einzelnen Theil heraushebt, so muß der erstere mehr auf die Form, der letztere mehr auf dem Effect rechnen, den in der Verbindung eine Figur mit der andern macht. — Homer arbeitet überall auf die Form; erst in den einzelnen Figuren, in ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, dann in der Verbindung derselben, wo er eine an die andere, oder mehrere zusammen, oder endlich alle in ein Ganzes verknüpft. Darum läßt sich die ganze Ilias oder Odyssee am Ende wie eine einzige Statue oder wenigstens wie eine einzige Gruppe betrachten.

„Daß Ariosto auch einzelnen Zügen seiner Schilderungen eine vom Ganzen unabhängige Wichtigkeit einräumt, und daß er den Ton seines Gesanges vor der Form seines Stoffes vorwalten läßt, dies beides kommt darin zusammen, daß er, weniger ausschließend mit seinem Gegenstande beschäftigt, öfter in sich selbst zurückblickt. Statt die Wirkung auf das Gemüth seiner Zuhörer allein am Ende dem Ganzen seines Gemäldes zu überlassen, wendet er sich selbst, noch während seines Laufes, immerfort zu ihnen hin, und hat mehr den Effect, den er auf sie macht, als seinen Stoff vor Augen. Daher ist es auch seinem Leser in den meisten Fällen beinahe gleichgiltig, welche Gestalt, welche Reihe von Begebenheiten er ihm vorführt, sobald nur überhaupt dasselbe Leben und dieselbe Bewegung bleibt."

Bei aller überwiegenden Meisterschaft in der Schilderung des Einzelnen legt sich doch um die reiche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die heitere, fein schalkhafte Lebensanschauung des Dichters wie ein Alles verbindender Duft. Wie schön ist dies in Göthe's „Tasso" (Akt I.) ausgedrückt, in jener trefflichen Schilderung Ariosto's, die Göthe dem Antonio in den Mund legt:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruh'n,

Bedeckt vom Schnee der leichtgetrag'nen Blüthe,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben,
Und läßt uns bunte Wunderfische sehen;
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt,
Die Schalkheit lauscht im Grünen hold versteckt,
Die Weisheit läßt von einer gold'nen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhab'ne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl gestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Dieser begeisterten Lobrede stehen in dem Stücke allerdings kurz vorher gesprochene Worte der Prinzessin gegenüber, in welchen sie von Tasso sagt, daß er sein Gedicht zum Ganzen runden, nicht Märchen über Märchen häufen will, die wie lose Worte verklingen. Indem Göthe sie diese bedeutungsvollen Worte sprechen läßt, drückt er den Gedanken an den zu übertreffenden Ariosto aus. Die Verse der Prinzessin läßt daher auch Tieck im „Phantasus" einen der Freunde anführen, welche streiten, ob man den „Rasenden Roland" ein vollendetes Gedicht nennen könne, da es nur einzelne Theile seien, und diese, ohne ein organisches Ganzes, im strengeren Sinne nur Fragmente von und zu Gedichten heißen könnten. Richtig ist dagegen bemerkt worden, daß von Ariosto verlangen, er hätte aus seinem Stoffe ein Ganzes bilden sollen, verlangen heiße, er hätte die Welt der ihre Thatkraft in Einzelkämpfen zersplitternden Ritter als eine große und würdige betrachten sollen, was doch wider seine Anschauungen und seine Natur lief. Ariosto ist Dichter genug und eigenthümlich genug, um fordern zu können, daß er mit seinem eigenen Maße gemessen werde, wie es in dem Gedichte deutlich genug liegt. Und von diesem Gesichtspunkte aus kann es als kein Vorwurf für den romantischen Epiker gelten, wenn ein neuerer deutscher Aesthetiker*) vom „Rasenden Roland" sagt: „Die feste Zeichnung, welche das Epos fordert, zerfließt in nie ruhendem Rinnen der Gestalten, die fruchtbarste Erfindung und die lebendigste sinnliche Vergegenwärtigung echt epischer Kräfte wirken nicht episch, weil kein Bild verweilt . . . es ist ein künstlerisch entfaltetes, ausgedehntes Märchen, gewiß kein Epos." Sagt doch derselbe Aesthetiker gleich darauf: „Das großartige historische Epos war längst nicht mehr möglich. Wohl aber war die Zeit einer Neben- und Spielart mit glänzenden Farben und berauschendem Dufte gekommen, die der nicht etwa travestirenden, sondern mit dem Scheine des Ernstes fein parodirenden Art. Und von dieser ist Ariosto der unvergleichliche und unerreichbare Repräsentant."

Von den Literarhistorikern unserer Zeit, die sich ausführlicher mit Ariosto beschäftigen, ist es besonders E. Ruth (in seiner „Geschichte der italiänischen Poesie" Theil II), der verschiedene, häufig bereits gemachte und zurückgewiesene Vorwürfe gegen den Dichter des „Rasenden Roland" erhebt. Ruth beschuldigt ihn des Mangels an Erfindungsgabe, da er alle seine Figuren aus des Bojardo „Verliebten Roland" entlehnt und die von diesem angelegten Fäden nur weiter gesponnen habe. Wenn aber — bemerkt dagegen Loebell**) — die Erfindung des Stoffes zu den unerläßlichen Erfordernissen der vollkommenen Poesie gehört, so muß Homer auf seinen Platz in der ersten Reihe der Dichter verzichten. Indem Ariosto Bojardo's Erzählung fortführt, gewinnt er den Vortheil eines Stoffes, der dem feinen Publicum, für welches er dichtete, genau bekannt war; denn nur in den Zeiten gesunkener Kunst sucht man Wirkung durch das Unbekannte und Unerhörte. Ariosto ersetzt dadurch bei jenem literarisch gebildeten Hörer- oder Leserkreise die vertraute Bekanntschaft

*) F. Th. Vischer in seiner „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" (1846 ff. Th. III S. 1302).

**) J. W. Loebell: „Die Entwickelung der deutschen Poesie &c." II. Bd. (1858).

mit den volkspoetischen Ueberlieferungen, welche die Dichter der poetischen Blüthezeiten bei allen Ständen voraussetzen durften. Weiter wird unser Dichter von Ruth getadelt wegen des Mangels einer sittlichen Haltung seiner Helden und Heldinnen; wegen der Zweck- und Planlosigkeit ihrer Thaten und wegen einer durchgängigen Verspottung des Ritterthums, welches doch so viele ernste, gehaltvolle und würdige Seiten gehabt habe. Auch diese Beschuldigung wird von dem genannten Historiker zurückgewiesen: Daß Ariosto für große Eigenschaften des Ritterthums keinen Sinn und keinen Preis gehabt, ist unrichtig, wohl aber fühlte er sich als Poet berechtigt, die Thaten des Ritterthums, welches er, wie er es in der Ueberlieferung vorfand, behandelte, die Thaten ruhelosen, nach Abenteuern dürstenden Umherstreifens eben nicht als gehaltvolle und würdige zu betrachten, sondern als leere, innerlich um so nichtigere, je prunkender sie auftreten. Diesen Prunk, die riesenhaften Uebertreibungen, welche die Sage ihnen geliehen, läßt er ihnen und dichtet in diesem Sinne fort, um die ironische Verspottung aus der Schilderung der Thaten von selbst hervorgehen zu lassen. Darum sind diese Thaten eben so sehr von allem ernsten Zwecke entkleidet, als die Charaktere von sittlicher Haltung.

Indem wir nun zu den deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen des Ariosto'schen Werkes übergehen, erinnern wir zunächst an das berühmte, gegen alle Uebertragungen gerade dieses Dichters gerichtete Wort des Cervantes. Es findet sich Buch 1, Capitel 6 des „Don Quixote"; der Pfarrer mustert dort mit dem Barbier die Bibliothek des Junkers und vermuthet in derselben unter anderen Ritterbüchern auch Ariosto's Roland. „Wenn ich ihn hier finde," sagt der Pfarrer, „und er redet eine andere Sprache als seine eigene, so werde ich nicht die mindeste Achtung gegen ihn behalten; redet er aber in seiner Muttersprache, so sei ihm alle Hochachtung;" und hernach: „wir hätten es gern dem Herrn Capitain erlassen, ihn in's Spanische zu übersetzen und zum Kastilianer zu machen." Wenn aber Ariosto nicht einmal in eine so verwandte Mundart, wie die spanische der italiänischen ist, übertragen werden konnte, ohne „seine eigene Trefflichkeit einzubüßen:" in welcher Sprache würde man dann ein besseres Gelingen hoffen dürfen? Gleichwohl kann sich die deutsche Uebersetzungs-Literatur wohlausgeführter Versuche, Geist und Form des Ariosto treu und charakteristisch wiederzugeben, rühmen. Der erste gelungenere Versuch wurde, vor 60 Jahren, von A. W. Schlegel gemacht. In dem von ihm und seinem Bruder herausgegebenen „Athenäum" findet sich (Bd. II. 1799) der elfte Gesang des „Rasenden Roland" vollständig im Versmaß des Originals übersetzt. (Wir theilen diese Uebersetzung unten in der „Auswahl" mit). Es waren bereits verschiedene Uebersetzungen und Bearbeitungen des Roland in Prosa und Versen vorhanden. Als ältestes Werk dieser Art ist anzuführen: „Die Historia vom Rasenden Roland ... In Teutsche Poesie übersetzt (durch Dietrich v. d. Werder). Leipzig 1636." Wir nennen außerdem Wilhelm Heinse's verfehlte Uebersetzung in Prosa: „Roland der Wüthende" (4 Bde. 1782 ff.) und die nur in 2 Theilen erschienene Bearbeitung von Lütkemüller (1797), deren größter Vorzug die ausführlichen und gründlichen Erläuterungen sind. Wieland's „Neuer Teutscher Merkur" hatte (im Maiheft 1794) Proben einer neuen Uebersetzung des Orlando Furioso in reimfreien jambischen Stanzen gebracht, und was bei dieser Gelegenheit Wieland über die an einen Uebersetzer des Ariosto zu stellenden Anforderungen bemerkt, sei hier kurz mitgetheilt. Ein Dichter, am allerwenigsten Ariosto — sagt Wieland — darf nicht in Prosa übersetzt werden. Dies nehme ich hier als ein Gesetz an, das auf Gründen beruhet, die, wie ich glaube, von allen Kennern und Freunden der Dichtkunst anerkannt werden. Aber ein anderes, nicht weniger aus der Natur der Sache abgeleitetes Gesetz ist: daß der Uebersetzer eines Dichters, wie Ariosto, sich eine — an sich schon mit großen Schwierigkeiten umgebene — Arbeit nicht durch freiwillig sich selbst auferlegte Fesseln noch schwerer, und in gewissem Sinne unmöglich mache. Den Orlando Furioso in eben so viel Zeilen und Stanzen mit Reimen getreu zu übersetzen, halte ich für unmöglich; ja ich habe sogar, nach vielen selbstgemachten Versuchen, die Hoffnung aufgegeben, daß eine Uebersetzung, die dem Original so nahe käme, als ich wünsche, ohne Reime, in achtzeiligen jambischen Stanzen, die mit den Ariosto'schen immer

parallel fortgehen, zu bewerkstelligen sei, ohne diese letzteren auf das Bett des Prokrustes zu legen, und bald zu stutzen, bald gewaltsam auszudehnen. Fünf Jahre, nachdem Wieland dies geschrieben, erschien die obenerwähnte Schlegel'sche Uebersetzung des 11. Gesanges im Versmaße und mit den Reimverschlingungen des Originals. Schlegel begleitete seinen Versuch mit einem (an L. Tieck gerichteten) Schreiben, in welchem er sich unter anderem über seine Behandlung der italiänischen Stanze folgendermaßen aussprach: „Die italiänische Octave hat durch den Wellengang der Verse und die Verfließung der anfangenden und schließenden Vocale der Wörter in einander an Mannigfaltigkeit unstreitig viel vor den unsrigen voraus. Ich glaubte daher mich nicht auf die üblich gewordene Form der letzten (nämlich daß von den verschlungenen dreifachen Reimen die weiblichen vorangehen und die männlichen folgen, und daß die Schlußreime weiblich sind) einschränken zu dürfen, sondern habe mir in Ansehung des Gebrauchs und der Anordnung der männlichen und weiblichen Reime gar keine Regel vorgeschrieben, bald diese, bald jene vorangesetzt, auch mit männlichen geschlossen, und dann wieder ganze Strophen mit weiblichen Endungen gemacht. Die Hauptsache ist, daß das Ohr gleich vom Anfange an den Wechsel gewöhnt wird; er muß also immerfort angebracht werden, weil eine lange einförmige Reihe die Erwartung und Forderung ihrer Fortdauer hervorbringt. Für diese Freiheit läßt sich selbst das Vorbild der italiänischen Dichter anführen: mit den männlichen Reimen machen sie sich zwar eben nichts zu thun, aber sie mischen nach Belieben, wiewohl selten, die sogenannten sdruccioli*) ein."

Eine größere Freiheit in der Behandlung der achtzeiligen Stanze der Italiäner hatte sich dreißig Jahre bevor diese Schlegel'sche Uebersetzung erschien, Wieland genommen, freilich nicht bei einer Uebertragung aus dem Italiänischen, sondern in jenem größeren Gedichte, welches für die Geschichte der deutschen Verskunst als der erste gelungene Versuch, die epische Versart der Italiäner nachzubilden, wichtig ist. Wir meinen das 1768 zuerst erschienene Gedicht „Idris" (oder „Idris und Zenide"). Um in die Ottaven den Wohllaut des Wechsels und der Mannigfaltigkeit zu bringen, entsagt Wieland der Gesetzmäßigkeit der Italiäner in doppelter Weise. Er bindet sich nicht an die Regel der Zahl und Stellung der Reime und macht die einzelnen Verse bald länger, bald kürzer. Dadurch entgeht er der lästigen Eintönigkeit, muß aber freilich dem großartigen Eindruck der über dem Ganzen schwebenden Ruhe, welcher in der Symmetrie der Glieder liegt, entsagen. In dem Maße etwa, wie sich Schlegel nach den von ihm angeführten Grundsätzen in der Behandlung der Ottaven von Wieland entfernt, weichen die späteren Uebersetzer des Ariosto, J. D. Gries und K. Streckfuß, darin wieder von Schlegel ab. Aber nicht mit Unrecht ist behauptet worden, daß die Ottaven beider Uebersetzer nach ihren den Wielandischen schnurstracks entgegenstehenden Grundsätzen bei aller meisterlichen Kunstfertigkeit, durch den stets gleichen Silbenfall eine Monotonie und Monorhythmie erhalten, welche auf die Länge höchst ermüdend wirken, wie denn Platen's Wort: „der italiänische wogende Rhythmus wird jenseits des Gebirgs klappernde Monotonie" nicht selten auch bei der besten deutschen Uebersetzung bestätigt wird. — Die Uebersetzung des „Rasenden Roland" von Gries (in fünf Bänden) erschien zuerst 1804 und in den folgenden Jahren; eine zweite vollständig umgearbeitete Auflage kam 1827 heraus; ihr folgte eine gleichlautende vom Jahre 1844. Von dieser Uebersetzung sagte Göthe (in einem Briefe an Gries): „Höchst vergnügsam ist es zu schauen, wie sich jene buntbewimpelte südliche Lustjagd so heiter und freundlich auf den Elementen unserer ernsten Sprache bewegt." Die Uebersetzung von Streckfuß erschien zuerst 1818 bis 1824 in 6 Bänden, von denen der letzte eine Uebersetzung der „Fünf Gesänge" enthält. Die zweite umgearbeitete Ausgabe letzter Hand, 1849 erschienen, enthält ein schätzbares Namen-Register, sowie eine Biographie des Dichters. Gries hatte es für überflüssig erachtet, seiner Uebersetzung, die freilich mit vielen unnöthigen Anmerkungen versehen ist, eine Biographie beizugeben, „da wir in Fernow's Leben Lodovico Ariosto's (Zürich 1809) eine so ausführliche und genaue Biographie desselben besitzen, wie selbst die Italiäner sich deren nicht rühmen können." Der Vollständigkeit halber

*) Vgl. S. 278.

erwähnen wir noch einer Uebersetzung von H. Kurz (1842). — Die in der folgenden Auswahl mitgetheilten Stücke sind — bis auf die Schlegel'schen — den Uebersetzungen von Gries und Streckfuß entnommen.

---

## Auswahl von Uebersetzungen aus Ariosto's „Rasendem Roland."

### 1. Eingang.

(Gesang I., Stanze 1—3.)

Die Frau'n, die Ritter sing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteu'r, die feinen Sitten,
So man geseh'n zur Zeit der Mohrenzüge.
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da sie mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, gestritten,
Der sich vermaß mit trotzigem Versprechen,
Den Tod Trojans an Kaiser Carl zu rächen.

Was man in Reim und Prosa nie erdachte,
Mach' ich zugleich von Roland Euch bekannt,
Wie ihn die Liebe toll und rasend machte,
Da man doch sonst ihn so gescheidt genannt:
Wenn sie, die auch beinah so weit mich brachte,
Und Tag für Tag mein kleines Maß Verstand
Noch schmälert, mir genug davon will gönnen,
Um enden, was ich Euch versprach, zu können.

Und Ihr, aus Herkul's herrlichem Geschlechte,
Hippolytus, die Zierde unserer Zeit,
Empfangt mit Huld von dem Euch eig'nen Knechte,
Was er Euch weihen kann und willig weih't.
Der gern zum Dank ein bess'res Opfer brächte,
Ist zu der Feder Thaten nur bereit;
Verschmäht mich nicht um die geringe Gabe,
Ich biete ja Euch alles was ich habe!

[Uebers. von A. W. Schlegel.]

### 2. Angelica's Flucht.

(Gesang I., Stanze 33 — 45.)

Sie flieht auf wilden, menschenleeren Wegen
Durch finst'rer Wälder grauenvolle Nacht.
Wenn nur der Zweige, wenn des Laubs Bewegen
Die Eichen, Ulmen, Buchen rascheln macht,
Wird sie durch schnelle Furcht aus ihren Stegen,
Bald hie, bald dort, auf fremde Bahn gebracht;
Denn jeder Schattenstreif auf Höh'n, in Gründen,
Scheint hinter ihr Rinalden zu verkünden.

Wie wenn ein junges Reh auf Heimatauen
Durch des Gebüsches Laub die Mutter sieht,
Gepackt am Halse von des Pardels Klauen,
Der ihr das Blut aus Brust und Seiten zieht;
Wie es dann zitternd und voll Angst und Grauen
Aus Wald zu Walde vor dem Wüthrich flieht
Und, wenn es fliehend streift an eine Hecke,
Schon glaubt, daß es dem Wild im Rachen stecke.

Den Tag, die Nacht, die Hälfte noch der Stunden
Des andern Tag's schweift sie auf irrer Fahrt,
Bis sie zuletzt ein hold Gebüsch gefunden,
Dem sanfter Wind stets kühle Luft bewahrt.
Zwei klare Bäche, die es es rings umwunden,
Erhalten stets den Rasen frisch und zart;
Und ihre Fluth, die sich an kleinen Kieseln
Melodisch bricht, ergötzt durch lindes Rieseln.

Hier, da sie von Rinald durch tausend Meilen
Sich glaubt getrennt und sicher sich zu sehn,
Kann sie dem Wunsch, ein wenig zu verweilen,
Durch Weg und Hitze matt, nicht widerstehn;
Steigt unter Blumen ab und läßt derweilen
Ihr abgezäumtes Roß zur Weide gehn;
Und dieses irrt umher an klaren Wogen,
Die rings den Strand mit frischem Gras umzogen.

Und sieh, von blüh'ndem Dorn und Rosensprossen
Zeigt ihr ein nah' Gebüsch sein stilles Dach.
Durch Eichenschutz der Sonnengluth verschlossen,
Bespiegelt sich's im silberhellen Bach
Und beut, von dichter Schattennacht umflossen,
Im innern Raum ein kühles Laubgemach;
Denn wie die Zweig' und Blätter sich verschlingen,
Kann sie kein Blick, der Sonne selbst, durchdringen.

Ein Rasenbett in des Gebüsches Mitte
Läd't ein zur Ruh' im kühlen Aufenthalt,
Die Schöne tritt hinein mit leisem Schritte
Und legt sich nieder und entschlummert bald.
Allein sie lag nicht lang', als Rossestritte,
So wie ihr däucht, sich nahen durch den Wald.
Sacht steht sie auf und sieht mit bangem Gaffen
Am Ufer einen Rittersmann in Waffen.

Sie fühlt ihr Herz von Furcht und Hoffnung schwellen;
Ob's Feind sei oder Freund, begreift sie nicht.
Sie steht und lauscht, den Zweifel aufzuhellen,
So daß kein Athemzug die Luft durchbricht.
Der Ritter steigt vom Pferd am Rand der Wellen,
Lehnt auf den einen Arm das Angesicht
Und scheinet bald, versenkt in tiefes Sinnen,
Das Ansehn eines Steines zu gewinnen.

So ließ sein Haupt der traur'ge Ritter hängen,
Nachdenkend, Herr, wohl eine Stunde gut.
Dann strömt' er aus in so betrübten Klängen,
Und doch so lieblich seiner Klagen Fluth,
Daß Mitleid wohl den Felsen müßte sprengen,
Besänft'gen selbst des wilden Tigers Wuth.
Er weint' und seufzte so, daß Stromesbahnen
Die Wange glich, die heiße Brust Vulkanen.

Gedanke, sprach er, der mein Herz entglommen
Und eisig macht und stets es nagt und drückt!
Was soll ich thun? Ich bin zu spät gekommen,
Ein Andrer hat die süße Frucht gepflückt.
Kaum hab' ich Wort und Blick von ihr bekommen,
Und jenem ist der schönste Raub geglückt.
Muß ich der Frucht so wie der Blüth' entsagen,
Warum für sie mein Herz noch länger plagen?

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose,
Die einsam, in des Gartens sich'rer Hut,
Am Mutterstrauch, umhegt vom zarten Moose,
Von Heerd' und Hirten unbetastet ruht.
Dann huldigt ihr des sanften West's Gekose,
Die thau'nde Morgenröth' und Erd' und Fluth;
Der holde Jüngling, die verliebte Dirne
Begehren sie zum Schmuck für Brust und Stirne.

Doch kaum vom grünen Zweig, dem sie entblühte,
Kaum abgetrennt vom mütterlichen Stiel,
Verliert sie Anmuth, Schönheit, was die Güte
Des Himmels gab, was Menschen wohlgefiel.
Ein Mädchen, das die unschätzbare Blüthe,
Mehr werth als Aug' und Leben, giebt zum Spiel
Für Einen hin, wird bei den Andern allen,
Die sie vorhin geliebt, im Preise fallen.

Den Andern sei sie schlecht, und dem nur theuer,
Dem sie so reichlich ihre Schätze bot!
Undankbar Glück, grausames Ungeheuer!
Die Andern prassen, und ich sterb' in Noth.
So kann jemals erlöschen dieses Feuer?
So kann ich selbst begehren meinen Tod?
Ha, eher mag mein Leben heut' zerstieben,
Als daß ich leb' und sie nicht dürfe lieben!

Wird Jemand mich nach dessen Namen fragen,
Der so viel Thränen weint am Quellenrand,
So werd' ich ihm Circassiens König sagen,
Den von der Lieb' entflammten Sacripant.
Auch sag' ich dies, daß seine bittern Plagen
Zuerst und einzig schafft der Liebe Brand.
Liebhaber ist auch Er der holden Schönen,
Und sie erkannt ihn wohl in seinem Stöhnen.

[Uebers. von Gries.]

---

### 3. Elfter Gesang.

(Vgl. S. 285 und 301.)

Wiewohl ein muthig Roß zurück sich wenden
In vollem Lauf vom schwachen Zügel läßt,
Hält die Vernunft doch selten in den Händen
Den Zaum der wüthenden Begierden fest,
Wenn des Vergnügens Reize sie verblenden;
So wie der Bär den Honig nicht verläßt,
Wenn der Geruch ihm in der Nase steckt,
Wenn er ein Tröpfchen am Gefäß geleckt.

Was könnte wohl den wackern Rüd'ger zähmen,
Nicht Alles, was die Sinne nur verlangen,
Der reizenden Angelica zu nehmen,
Die nackt mit ihm im stillen Busch befangen?
Um Bradamante wird er sich nicht grämen,
An der sein Herz so innig sanft gehangen.
Und ist sie auch in seinem Sinn geblieben,
Er wär' ein Thor, nicht diese auch zu lieben,

Bei der nicht besser seiner Keuschheit Größe
Xenokrates bewiesen hätt' als er.*)
Er sucht in Eil, wie er die Rüstung löse,
Schon abgeworfen hat er Schild und Speer:
Als sie, die Augen schamhaft auf die Blöße
Des holden Leibes senkend, ungefähr
Den kostbar'n Ring am Finger sich erblickte,
Den in Albracca ihr Brunell entrückte.

Dies ist der Ring, womit sie auf sich machte
Nach Frankreich, als sie dort zuerst erschien
Mit ihrem Bruder, der die Lanze brachte,
Die dann Astolf geführt, der Paladin;
Womit sie alle Zauberei'n verlachte
Des Malagys, am Steine des Merlin,
Und Roland eines Tags und and're Leute
Aus Dragontinens Sklaverei befreite;

Womit sie unsichtbar dem Thurm entsprungen,
In den ein böser Alter sie gebannt.

*) Xenokrates aus Chalcedon, ein altgriechischer Philosoph, wegen seiner Enthaltsamkeit berühmt.

Doch warum zähl' ich auf, was ihm gelungen?
Euch sind die Wunder ja wie mir bekannt.
Brunell war selbst bis in ihr Schloß gedrungen,
Ihn ihr zu stehlen für den Agramant.
Seitdem war stets das Glück ihr ungewogen,
Bis es zuletzt sie um ihr Reich betrogen.

Da sie ihn, wie gesagt, am Finger schaut,
Ist sie so voll von Staunen und Vergnügen,
Daß sie der Hand, dem Auge kaum vertraut,
Und sorgt, daß eitle Träume sie betrügen.
Sie zieht ihn ab, nimmt leis' und ohne Laut
Ihn in den Mund, und schnell wie Blitze fliegen,
Ist sie den Augen Rüdigers versteckt,
So wie die Sonne, wenn sie Nebel deckt.

Nach allen Seiten sieht sich Rüd'ger um,
Und macht im Kreise, wie ein Toller, Sprünge.
Allein er bleibt vor Scham und Aerger stumm,
Sobald ihm etwas einfällt von dem Ringe,
Flucht dann auf sich und schilt sich blind und dumm,
Daß er gefallen sei in diese Schlinge.
Er klagt der Schönen schwarzen Undank an,
Die ihm zum Lohn der Rettung dies gethan.

O undankbares Mädchen! konnt' ich glauben,
So sagt er, daß ich dies verdient um Dich?
Was willst Du doch den Ring mir lieber rauben,
Als zum Geschenk von mir ihn haben? Sprich!
Gern will ich Alles Deinem Wunsch' erlauben,
Nimm meinen Schild, mein Flügelroß und mich.
Nur daß Du mir Dein holdes Antlitz zeigest!
Ich weiß, Du hörst, Grausame, und Du schweigest.

Der Born wird häufig rings von ihm umgangen,
Und wie ein Blinder tappt er, weil er ruft.
Wie oft, indem er wähnt sie zu umfangen,
Greift er mit seinen Armen leere Luft.
Sie ist indeß schon weit davon gegangen,
Und ruht sich erst bei einer Felsengruft,
Geräumig, tief in einen Berg gegründet,
Wo sie an Nahrung ihr Bedürfniß findet.

Ein alter Hirt, der eine große Heerde
Von Stuten hat, pflegt hier sich einzustellen.
Im Thale irrend weideten die Pferde
Das zarte Gras am Rande frischer Quellen,
Und sengte dann des Mittags Gluth die Erde,
So wurden sie rings um die Höhl' in Ställen
Davor bewahrt: hier weilt' Angelica
Den ganzen Tag, derweil sie Niemand sah.

Am Abend glaubt sie neu gestärkt zu sein,
Ihr scheint nicht nöthig, hier zu übernachten.
Sie wickelt sich in grobe Tücher ein,
Allzu verschieden von den heitern Trachten,
Die sonst von allen Farben, zart und fein,
Die Dienerinnen ihr zum Schmuck erdachten.
Und doch, die niedre Hüll' um ihren Leib,
Erscheint sie als ein schön und edles Weib.

Wer Amaryllis preiset und Neären,
Und Galate'n, die Flücht'ge, schweige still:
Denn keine war so schön, ich will's bewähren;
Ihr müßt verzeihen, Thyrsis und Myrtill!
Die Schöne wählt nun aus der Schaar der Mähren
Sich eine aus, die sie am liebsten will.
Es steigen jetzt Gedanken in ihr auf,
Nach Morgenland zu lenken ihren Lauf.

Doch Rüdiger, der nichts hat unterlassen,
Und lang' umsonst gehofft sie zu erbitten,
Muß endlich in's Unmögliche sich fassen,
Und merkt, sie sei schon fern von seinen Tritten.
Er geht dahin, wo er sein Pferd gelassen,
Für Himmel und für Erde gleich beritten;
Und findet, daß es, nach zerriss'nem Zügel,
Sich in die Luft erhebt auf freiem Flügel.

Es war ein großer Zuwachs seiner Schmerzen,
Daß er nunmehr den Greifen auch vermißt.
Zur Qual gereicht's nicht minder seinem Herzen,
Als die an ihm gelung'ne Weiberlist.
Allein am wenigsten kann er verschmerzen,
Daß ihm der theure Ring verloren ist,
So sehr nicht um die Kräfte, die drin leben,
Als weil sein Fräulein ihm dies Pfand gegeben.

Er legt den Harnisch, deß er sich entladen,
Unmuthig an, den Schild dann auf den Rücken.
So wendet er sich von des Meer's Gestaden
Zu einem weiten Thal, das Wälder schmücken,
Und forschet immer nach gebahnten Pfaden,
Wo er in schatt'ger Nacht sie kann erblicken.
Er ging nicht weit noch, als im dicksten Wald
Zur Rechten ihm ein laut Getös' erschallt.

Er hört Getöse und ein furchtbar Klirren
Geschlag'ner Waffen, eilt dahin zu geh'n
Durch Sträuche, die er mühsam muß entwirren,
Und findet Zwei im engen Raum sich dreh'n,
Die sich durch nichts im Kampfe lassen irren,
Und heiß erbittert sich auf's Leben geh'n.
Der Ein' ein Riese, wild wie ein Gewitter,
Der And're ist ein wack'rer kühner Ritter.

Und dieser schirmet mit dem Schild und Schwert,
Nach allen Seiten springend, sich behende,
Daß nicht auf ihn die Keule niederfährt,
Womit ihm droh'n des Riesen beide Hände,
Und auf dem Platze liegt schon todt sein Pferd;
Hier wartet Rüd'ger, wie der Kampf wohl ende:
Bald neigt sich sein Gemüth, der Wunsch wird rege,
Daß doch der Ritter überwinden möge.

Nicht, daß er ihm deswegen Hilf' ertheile,
Er tritt beiseit, zu sehen was geschieht.
Sieh da! der Große traf mit schwerer Keule
Des Kleinern Helm, der sie zu langsam mied.
Der Ritter fällt zu Boden von der Beule;
Der And're, der betäubt ihn liegen sieht,
Entschnallt den Helm, auf ihn herab gebücket,
Und macht, daß Rüd'ger sein Gesicht erblicket.

Er sah das Antlitz seiner schönen, süßen,
Geliebtesten Gebiet'rin Bradamante
Vor sich enthüllt, und wie er in des Riesen
Vom Tod bedrohten Gegner sie erkannte,
So kann kein Pfeil zum Ziele schneller schießen,
Als er auf ihn mit bloßem Degen rannte.
Doch der beut keinem zweiten Kampf den Leib,
Und wirft die Arm' um das ohnmächt'ge Weib.

Er nimmt sie auf, und trägt sie auf dem Nacken,
So wie der Wolf hinweg das Lämmchen trägt,
So wie der Adler in den Klau'n zu packen
Die Taube oder and're Vögel pflegt.
Sogleich ist Rüdiger ihm auf den Hacken:
Kein Heil für ihn, als wenn er sie erjägt.
Allein mit so gewalt'gem Schritt entweichet
Der And're, daß sein Aug' ihn kaum erreichet.

Der Eine lief, der And're setzte nach,
Auf einem Pfad, bedeckt von braunen Schatten,
Der immer sich erweiternd allgemach,
Sie aus dem Walde führt auf off'ne Matten.
Doch jetzt zum Roland, mehr hiervon hernach!
Die Waffe, die dem Friesenfürst zu Statten
Gekommen war, hatt' er in Meeresgründe
Geworfen, daß kein Mensch sie jemals finde.

Doch wenig half es, denn der alte Sünder,
Der immerdar das Heil der Menschen stört,
Der von den irdschen Blitze war Erfinder,
Nach dessen Bild, der aus den Wolken fährt,
Ließ, nicht zu minderm Fluch für Eva's Kinder,
Als da er mit dem Apfel sie bethört,
An's Licht sie ziehn durch einen Nekromanten
In Zeiten, die noch unsre Väter kannten.

Das höllische Geräth, aus jenen Tiefen
Auf hundert Klafter wohl herauf gebannt,
Wo seine Kräfte lange Jahre schliefen,
Ward erst getragen in der Deutschen Land.
Die fingens an auf manche Art zu prüfen,
Der arge Feind schärft ihnen den Verstand
Zu unserm Schaden, und so fanden sie
Des Dings Gebrauch zuletzt nach vieler Müh'.

Bald ist Italien, Frankreich, allen Reichen
Der Welt dies grause Kunststück aufgeschlossen.
Hier muß sich Erz in glüh'nder Ess' erweichen,
Und wird in hohle Formen dann gegossen;
Dort bohrt man Eisen; Namen gibts und Zeichen,
Für tausend neue Arten von Geschossen.
Von Büchsen, Mörsern hört man mit Erstaunen,
Einfachen bald, bald doppelten Karthaunen.

Feldschlangen, Feuerkatzen, Falkonetten,
Und wie sie sonst die Meister nennen mögen,
Wovor nicht Stahl noch Marmorwände retten:
Sie bahnen sich den Weg mit Donnerschlägen.
Ach, armer Krieger! bring' zu Schmiedestätten
All' Deine Waffen, ja sogar den Degen,
Und schult're die Muskete nur statt dessen,
Sonst, glaub mir, wird kein Sold Dir zugemessen.

Wie fandst du je, verbrecherische, schnöde
Erfindung, Raum in eines Menschen Sinn?
Durch dich ist jetzt das Feld des Ruhmes öde,
Durch dich der Waffen schönster Preis dahin.
Daß Keiner sich, dem Arm zu trau'n, entblöde,
Denn Muth und Tapferkeit bringt nicht Gewinn.
Durch dich vollführt Gewandtheit, Kühnheit, Stärke
Nicht auf dem Kampfplatz mehr der Prüfung Werke.

Durch dich erlag schon und wird noch erliegen
So große Zahl der edlen Herrn und Ritter,
Eh' wir das Ende seh'n von diesen Kriegen,
Für alle Welt, mehr für Italien bitter.
Drum sagt' ich, und es kann gewiß nicht trügen:
Von Allen, die nur säugten ird'sche Mütter,
War dieser gräuelvollen Künste Meister
Der böseste, gehässigste der Geister.

Und immer glaub' ich, daß ihn Gott verflucht
Zum tiefsten Abgrund in den Höllenreichen,
Wo er vermaledeiet und verrucht,
An Judas Seele findet seines Gleichen.
Doch folgen wir dem Ritter, welcher sucht
In Eil Ebuda's Eiland zu erreichen,
Wo man die jungen Frauen, schön und zart,
Zur Speise für ein Seeunthier bewahrt.

Allein je mehr der Ritter Eile heget,
Je minder, scheint es, fragt der Wind danach.

Ob er sich rechts, ob von der Linken reget,
Ob selbst im Rücken: immer ist er schwach,
So daß er kaum das Fahrzeug fortbeweget,
Und unterweilen läßt er gänzlich nach.
Bald müssen sie, von vorne angegriffen,
Umkehren, oder hin und wieder schiffen.

Denn Gottes Wille war's, daß er nicht ehe
Als Irlands König käm' an jenen Strand,
Auf daß mit größ'rer Leichtigkeit geschähe,
Was Euch in wenig Blättern wird bekannt.
Da sie sich sahen in der Insel Nähe,
Sprach Roland zum Piloten: Halt hier Stand,
Gib mir das Boot! Ich will zum Felsen eben
Ohn' anderes Geleit' mich hinbegeben.

Und lege mir das stärkste Tau hinein,
Den größten Anker so im Schiff vorhanden.
Du sollst schon seh'n, wozu es gut wird sein,
Wenn ich das Ungeheu'r im Kampf bestanden.
Man warf die Schlupp' ins Meer mit ihm allein,
Und dem Geräth, das sie am besten fanden.
Die Waffen alle, bis auf seinen Degen,
Ließ er zurück; und so der Klipp' entgegen.

Er zieht die Ruder an und kehrt den Rücken
Der Seite zu, wo er zu landen strebt.
So pflegt der Krebs ans Ufer anzurücken,
Wenn er sich aus der salz'gen Tiefe hebt.
Es war die Stunde, wo vor Phöbus Blicken
Aurora schön in goldnen Haaren schwebt,
Der halb sich zeigend schon, und halb verstecket
Die Eifersucht des alten Tithon wecket.

Er naht dem nackten Fels bis auf die Weite,
Die wohl ein Stein durchfliegt aus rascher Hand.
Ihn dünkt, daß in sein Ohr ein Stöhnen gleite,
Allein so schwach, er hätt' es kaum erkannt.
Er wendet nun sich ganz zur linken Seite,
Und sieht, den Blick gerichtet auf den Strand,
An einen Stamm' gebunden, unverholen
Ein nacktes Weib, vom Meer bespühlt die Sohlen.

Noch kann er, wer sie sei, sich nicht enthüllen,
Denn sie ist fern und senkt ihr Antlitz nieder;
Sie zu erkennen reizt ihn Wunsch und Willen,
Er rudert hin und rühret frisch die Glieder.
Allein er hört indeß die Küste brüllen,
Die Wälder und die Höhlen hallen wieder,
Die Wogen schwellen: seht das Unthier kommen!
Die See verbergend, kommt es angeschwommen.

Wie von Gewittern schwanger und von Güssen
Die Wolke steigt aus dunklem, feuchten Thal;
Sie deckt die Welt mit mächt'gen Finsternissen,
Und zu erlöschen scheint des Tages Strahl:
So schwimmt das Seethier, und dem Blick entrissen
Wird von der Last die See mit einem Mal.
Die Wogen brausen: Roland schaut, der kühne,
Gefaßt es an, ihm wankt noch Herz, noch Miene.

Besonnen achtet er auf alle Sachen,
Und regt sich, schnell was er beschließt zu thun.
Zugleich das Fräulein vor dem Meeresdrachen
Zu schirmen und zu kämpfen, wirft er nun
Sich zwischen ihn und sie mit seinem Nachen;
Er läßt sein Schwert still in der Scheide ruhn,
Nimmt bei dem Tau das Anker in die Hand
Und hält mit großer Brust dem Unthier Stand.

Kaum naht der Kraken sich mit großen Schwüngen,
Und nimmt im Kahn ihn wahr auf wenig Schritte,
So öffnet er den Rachen zum Verschlingen,
Daß wohl ein Mann zu Pferd hinein da ritte.
Doch Roland eilt, ihm in den Schlund zu bringen
Mit seinem Anker, und (bemerkt, ich bitte!)
Auch mit dem Boot'; und läßt des Ankers Zacken
Den Gaumen und die weiche Zunge packen;

So daß die furchtbar'n Kiefer ausgereckt,
Sich weder senken noch erheben mögen.
So pflegt der Bergmann, der im Schachte steckt,
Wo er sich Bahn macht, Stützen anzulegen,
Damit ihn nicht ein jäher Sturz bedeckt,
Indeß er forschet nach des Erzes Wegen.
Des Ankers Spitzen trennt ein solcher Raum,
Im Sprung erreicht die ob're Roland kaum.

Sobald die Stütze steht, und er die Pforten
Der Kehle weiß gesichert hinter sich,
Zieht er sein Schwert, und führt bald hier, bald
borten,
In dieser dunklen Höhle Hieb und Stich.
Wie man sich wehren kann in festen Orten,
Wenn sich der Feind schon in die Mauern schlich:
So viel kann auch das Ungeheuer machen,
Da es den Ritter trägt in seinem Rachen.

Bald schleudert es vor Schmerz sich auf die Wellen
Und zeigt den Rücken und die schupp'gen Seiten,
Taucht bald den Bauch bis zu den tiefsten Stellen,
Daß Sand und Schlamm sich rings herum
verbreiten.
Doch Frankreich's Ritter, da die Wasser schwellen,
So rettet er mit Schwimmen sich bei Zeiten.
Er läßt den Anker sitzen, und ergreifet
Das Tau, das hintennach am Anker schleifet.

Und schwimmt damit in Eil zum Felsenstrande;
Da faßt er Fuß, und zieht den Anker leicht
Zu sich heran, der an des Schlundes Rande
Die Spitzen einbohrt und nicht wankt noch weicht.
Das Ungeheuer folgt dem hanf'nen Bande,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, von der Ein Rucken mehr kann helfen,
Als wie ein Krahn zu zieh'n vermag in zwölfen;

Gleich einem wilden Stier, der eine Schlinge
Sich fühlt um's Horn geworfen unverseh'n:
Er kommt nicht los, wie er auch tob' und springe,
Mit Wälzen, Aufstehn und im Kreise Dreh'n;
So schnellt das Seethier sich in tausend Ringe,
Es folgt dem Strick und kann ihm nicht entgeh'n,
Aus seinem altgewohnten Aufenthalt
Gezogen nun durch jenes Arm's Gewalt.

Sein Schlund ergießt so große Ströme Blut,
Daß heut' dies Meer das rothe könnte heißen.
Da schlägt sein Leib mit solcher Macht die Fluth,
Ihr sähet sie bis auf den Grund zerreißen,
Den Himmel badend und der Sonne Gluth
Verbergend, dann zerstäubt empor sie schmeißen.
Das Tosen hallet wieder in den Lüften,
Von Berg und Wald und ferner Ufer Klüften.

Der alte Proteus kommt aus seiner Grotte
Bei dem Geräusch hervor, und da er sieht,
Wie Roland furchtbar haust, und als zum Spotte
Den riesenhaften Fisch an's Ufer zieht,
Erschrickt er, daß er die zerstreute Rotte
Vergessend durch den Ocean entflieht.
Der Aufruhr mehrt sich: die Delphin am Wagen,
Will selbst Neptun zum Mohrenlande jagen.

Die Nereiden mit zerstreuten Haaren,
Und Ino, weinend auf dem Arm den Sohn,*)

*) Ino, von ihrem rasenden Gatten Athamas verlassen, stürzte sich mit ihrem Sohne Melicertes in die See. Beide wurden Meergötter.

Tritonen, Glauken und die andern Schaaren,
Sie wußten nicht, betäubt, wohin sie floh'n.
Doch Roland kann nun seine Kräfte sparen,
Ermattet ist das grause Seethier schon,
Und eh' es auf dem Sand noch angekommen,
Hat Qual und Noth das Leben ihm genommen.

Vom Eiland hatten sich nicht wenig Leute
Hinzugedrängt, zu schau'n die seltne Schlacht,
Von denen, weil verletzter Wahn sie reute,
Das heil'ge Werk für Frevel ward geacht't.
Sie sagten, daß es neues Unglück deute,
Daß Proteus Grimm, noch ärger angefacht,
Verbreiten auf dem Land' die Meeresheerde,
Und ganz den alten Krieg erneuern werde.

Und besser sei es, Gnade zu erflehen
Von dem erzürnten Gott, eh' sie es büßen;
Das könne nur durch Rolands Tod geschehen,
Wenn sie zu Proteus Sühn' in's Meer ihn stießen.
So wie von Brand zu Brand die Flammen wehen,
Und bald sich über eine Fläch' ergießen:
So stürmt die Wuth aus Einer Brust in alle,
Daß Roland in die Fluth als Opfer falle.

Der waffnet sich mit Schleuder, der mit Bogen,
Mit Lanz' und Degen ist ein And'rer da.
Sie greifen ihn, zum Strand hinabgezogen,
Von allen Seiten an, und fern und nah.
Der Ritter sieht unglaublich sich betrogen,
Da ihm so undankbare Schmach geschah;
Der Tod des Kraken wird an ihm gerochen,
Wovon er Lohn und Ehre sich versprochen.

Allein so wie, gezogen auf die Märkte
Von Russen oder Polen, wohl der Bär
Die Hündchen, deren Muth die Zahl verstärkte,
Ganz ohne Furcht läßt klaffen um sich her,
Und thut nur nicht, als ob er sie bemerkte:
So fürchtet auch der Ritter sich nicht sehr
Vor dem Gesindel, weil er ihre Mengen
Mit einem Hauch' kann auseinander sprengen.

Wie er sich dreht und Durindana zückt,
Sind sie bebend, sich aus dem Weg' zu raffen,
Es hatte sich das tolle Volk berückt,
Als würd' er wenig Händel ihnen schaffen,
Weil seine Schultern nicht der Harnisch drückt,
Kein Schild am Arm', noch irgend andre Waffen;
Daß seine Haut so hart wie Diamant
Von Kopf zu Fuß, war ihnen nicht bekannt.

Was Andre nicht an Roland können üben,
Ist ihm darum an ihnen nicht verwehrt.
Er tödtet dreißig mit ein Dutzend Hieben;
Verrechn' ich mich, so ist's der Müh' nicht werth.
Bald hat er sie vom Strande rings vertrieben,
Die Frau zu lösen, schon sich hingekehrt,
Als neuer Aufruhr und ein neues Toben
Von einer andern Seite sich erhoben.

Da die Barbaren hier die ganze Zeit
Beschäftigt wurden von des Ritters Siegen,
So waren die von Irland ohne Streit
An manchem Ort' der Insel ausgestiegen.
Und ohn' Erbarmen mußte weit und breit
Vor ihren Streichen alles Volk erliegen.
Sei's Grausamkeit nun oder strenges Recht,
Sie achteten noch Alter, noch Geschlecht.

Die Gegenwehr kann nichts beinah' bedeuten,
Der Anfall war zu unverseh'ns genaht,
Die kleine Stadt besetzt von wenig Leuten,
Und diese Wen'gen wußten keinen Rath.
Geplündert ward das Gut, der Flammen Beuten
Die Häuser, und das Volk gemäht wie Saat.
Die Mauern machte man dem Boden eben,
Und ließ nicht eine Seele drinnen leben.

Roland, als ob ihm Alles nichts verschlüge,
Geschrei und lautes Toben, Sturz und Brand,
Ging hin zu ihr, die an der Felsenstiege
Dem Seeunthier zum Raub gefesselt stand.
Ihm dünkt, er seh' an ihr bekannte Züge,
Je mehr er naht, je mehr scheint sie bekannt.
Olimpia ist's, er hat sich nicht geirrt,
Der solch ein Lohn für ihre Treue wird;

Olimpia, der nach dem erlitt'nen Harme
Von Amor, auch das Glück sich grausam wies,
Und sie denselben Tag von einem Schwarme
Seeräuber nach Ebuda führen ließ.
Wie er zum Felsen kehrt, erkennt die Arme
Den Roland auch; doch ihre Blöße hieß
Das Haupt sie senken und sich nicht entblöden,
Ihn anzuseh'n, geschweig' ihn anzureden.

Roland befragt sie, welch ein hart Geschick
Zu dieser Insel sie von dort verschlagen,
Wo er sie ließ, in des Geliebten Blick
Beseligt, mehr als Worte können sagen.
„Ich weiß nicht, Ritter," gab sie ihm zurück,
„Soll ich Euch danken, oder mich beklagen?
Euch danken, daß Ihr meinen Tod gewendet?
Beklagen, daß mein Elend heut' nicht endet?

„Ich muß Euch danken, daß Ihr mich bewahrt
Vor einem allzu schmählichen Verderben;
Denn allzu schmählich wär' die Todesart,
Im ekeln Bauch des Ungeheuers sterben.
Doch dank' ich's nicht, daß Ihr mein Leben spart,
Weil nur der Tod mir Lind'rung kann erwerben.
Ich werd' Euch danken, wenn Ihr mir ihn gebt,
Der einzig aller Qual mich überhebt."

Dann fährt sie fort mit Jammern zu erzählen,
Wie ihr Gemahl verrätherisch verfahren,
Der ihren Schlaf genutzt sich wegzustehlen;
Und wie sie dann geraubt sei von Corsaren.
Doch immer trachtend, Stellungen zu wählen,
Die ihre Reize minder offenbaren,
Steht sie gewandt, wie man Dianen malt,
Wenn auf Aktäons Stirn sie Wasser strahlt.

Denn sie entflieht dem Blick mit Brust und Leibe,
Und giebt ihm lieber Seit' und Rücken Preis.
Der Ritter schmählt, wo doch sein Schiff nur bleibe,
Weil da sich Kleider finden, wie er weiß,
Zur Hülle dem von ihm gelösten Weibe.
Indeß er dies bedenkt mit allem Fleiß,
Kommt Obert, Irlands Fürst, dem man entdeckt,
Das Unthier lieg' am Ufer ausgestreckt.

Es sei ein Ritter aus und ein geschwommen,
Ihm einen Anker in den Schlund zu keilen;
Dabei gezogen, sei's herangekommen,
Wie man den Strom auf Schiffe zieht mit Seilen.
Obert, der prüfen will, was er vernommen,
Begiebt sich selbst hin, ohne zu verweilen,
Indeß sein Volk mit Feuer und mit Schwert
Ebuda's Eiland überall verheert.

Der Ritter, war er gleich mit Blut befleckt,
Von Näss' entstellt und durch und durch getränket,
Entstellt vom Blut, das ganz ihn überdeckt,
Als er im Schlund des Kraken sich versenket,
Ward von Hiberniens König doch entdeckt.

Zumal da dieser bei sich selbst schon denket,
Sobald man von dem kühnen Streich ihm sagt,
Roland, kein Andrer habe das gewagt.

Er kannt' ihn wohl, weil er, mit den Infanten
An Frankreichs Hof' gepflegt, erst vor dem Jahr,
Nach seines Vaters Tod von Abgesandten
Zum Thron berufen, weggereiset war.
Er wurde drum den wackersten Bekannten,
Den er so oft gesprochen, froh gewahr,
Lief hin, umarmt' ihn, hieß ihn froh willkommen,
Sobald er sich den Helm vom Haupt genommen.

Es zeigte Roland nicht gering're Freude,
Den König, als der König ihn zu seh'n.
Sie wiederholten die Umarmung Beide;
Was Obert noch nicht völlig kann versteh'n
Erzählt ihm Roland von Olimpia's Leide:
Wie und von wem Verrath an ihr gescheh'n,
Biren hat treulos sich der That erkühnet,
Um den sie es am wenigsten verdienet.

Hierauf erzählt er alle die Beweise
Von Liebe, die sie dem Verräther bot:
Wie sie für ihn zur Armen ward, zur Waise,
Ja für ihn gehen wollte in den Tod;
Und daß er sie aus eig'ner Kenntniß preise,
Ein Zeuge ihrer Treu wie ihrer Noth.
Indeß er sprach, sah man aus ihren hellen
Gesenkten schönen Augen Thränen quellen.

Ihr schönes Antlitz war so anzuschauen,
Wie sich im Frühling wohl der Himmel weist,
Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings der Wolken Flor zerreißt,
Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Im Laube dann den Liederreih'n ergeußt,
So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel Amor, sonnt sich an den Blicken.

Und in der schönen Augen Strahl entglühet
Er gold'ne Pfeil', und löscht sie in der Quelle,
Die sich durch roth' und weiße Blumen ziehet;
So stählend, zielt er dann mit Kraft und Schnelle
Auf jenen Jüngling, der ihm nicht entfliehet,
Ob dreifach Erz ihm um den Busen schwelle,
Der, weil sein Blick um Aug' und Haar ihr spielet,
Er weiß nicht wie, sein Herz getroffen fühlet.

Olimpia's Reize waren zart gewoben,
Von seltner Art, und nicht die Stirn allein,
Haar, Aug' und Wange waren schön zu loben,
Der Mund, die Nase, Hals und Schultern; nein,
Von da hinab wo sich die Brust erhoben,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu sein
War so erlesen, daß auf weiter Erden
Wohl nichts damit verglichen konnte werden.

Den frischen Schnee an Weiße überwindet,
Das Elfenbein an Glätte die Gestalt,
Es gleichen ihre Brüstchen, weich gerundet,
Der Milch, die schäumend im Gefäß noch wallt,
Und zwischen ihnen ist ein Raum gegründet,
Der sanft sich senkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wie zwischen kleinen Hügeln schatt'ge Thale,
Wo noch der Schnee nicht schmolz vom Frühlingsstrahle.

Die schlanken Seiten, wie ein Spiegel eben,
Der reine Leib, und diese weißen Lenden,
Mit Fleiß gebildet schienen sie zu leben
Aus Phidias, ja größ'rer Meister Händen.
Auch jene Reize muß ich noch erheben,
Die sie umsonst den Blicken will entwenden.
Kurz, von dem Haupt' bis zu den Füßen nieder
Enthüllen alle Schönheit ihre Glieder.

Wenn sie der Phryger Hirt auf Ida's Weiden
Gesehen hätte, weiß ich nicht zu sagen,
Ob Venus, übertraf sie gleich die beiden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Vielleicht hätt' ihn, das Gastrecht zu verleiden,
Verbot'ne Lust nach Sparta nicht verschlagen.
Er hätte wohl gesagt: bleib, Helena,
Beim Menelaus! Ich will diese da.

Und wäre sie in Kroton einst gewesen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Juno's Tempel, als, von ihm erlesen,
Der Schönsten Zahl entkleidet zu ihm kam,
Und er, zu schaffen ein vollkommnes Wesen,
Von Dieser eins, von Jener andres nahm:
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff des Schönen.

Ich glaube nicht, daß jemals vor Biren
Der holde Leib so nackt sich sehen lassen.
Wie konnt' er sonst die Grausamkeit begeh'n,
Und in der öden Wildniß sie verlassen?
Obert ist ganz entzündet sie zu seh'n,
Sein Busen kann das Feuer nicht mehr fassen.
Er tröstet eifrig sie, und macht ihr Muth,
Aus ihrem Unglück komme noch ein Gut.

Er schwört, er will nach Holland sie begleiten,
Sie wieder einzusetzen in ihr Recht,
Und furchtbar dem Vergeltung zu bereiten,
Der sich des Meineids und Verraths erfrecht;
Mit allen Kräften Irlands will er streiten,
Nicht ruh'n, noch zögern, bis er sie gerächt.
Er schickt indeß in dies und jenes Haus
Nach Röcken und nach Frauenkleidern aus.

Es that nicht Noth, daß sie sie weit verschrieben,
Noch aus der Insel sie zu suchen gingen,
Weil ihrer täglich von den Frauen blieben,
Die jenes Unthier pflegte zu verschlingen.
In Kurzem hat sie Obert aufgetrieben
Von jedem Schnitt, und läßt vor allen Dingen
Olimpia kleiden; doch er findet leider,
Nach Wunsche sie zu schmücken, keine Kleider.

So schöne Seide, Gold, so fein gesponnen,
Hat Florentiner Kunst nie aufgewandt,
So zarte Stickerei ward nie ersonnen,
Und ausgeführt mit Fleiß und mit Verstand,
Daß diese holde Zier dadurch gewonnen, —
Und wär' es auch ein Werk von Pallas Hand; —
Daß es verdiente, Reize zu umhüllen,
Die ihn mit sehnender Erinn'rung füllen.

Aus manchen Gründen zeigt der Paladin
Sich über diese Liebe sehr zufrieden;
Denn außer daß die Rache sicher schien,
Die dem Biren vom König' war beschieden,
So wurde durch dies Mittel auch für ihn
Ein schwer und lästig Hinderniß vermieden,
Olimpia's wegen kam er nicht dorthin,
Nur retten wollt' er seine Herrscherin.

Daß sie nicht da sei, war er bald im Klaren,
Doch nicht, ob sie nicht da gewesen war,
Weil auf der Insel All' ermordet waren,
Und Keiner blieb von solcher großen Schaar.
Man ging den Tag darauf, zur See zu fahren,
Und Alle machten Ein Geschwader zwar.
Der Ritter ging nach Irland mit den Andern,
Es war sein Weg nach Frankreich heimzuwandern.

Doch er verweilt in Irland sich nur wenig,
Kaum einen Tag; kein Bitten hält ihn dort,
Denn Liebe, die ihn treu und unterthänig
Nach seiner Dame sendet, treibt ihn fort.
Er reiset ab, doch er empfiehlt dem König
Olimpien erst, und fordert noch sein Wort.
Es war nicht nöthig, denn er leistet' ihr
Aus eig'nem Antrieb über die Gebühr.

In kurzer Zeit berief er die Vasallen,
Schloß mit dem König' Englands den Verein,
Und dem von Schottland auch; und nahm mit allen
Castellen Holland schnell und Friesland ein,
Bewog dann Seeland, von ihm abzufallen,
Und ließ den Krieg nicht eh' geendigt sein,
Bis er den Tod gegeben dem Verräther;
Zu kleinen Lohn für solcher Thaten Thäter.

Nun ließ sich Obert mit Olimpia trauen,
Statt Gräfin ward sie Königin genannt. —
Doch es ist Zeit nach Roland umzuschauen,
Der Tag und Nacht im Meer die Segel spannt,
Bis er sie fallen läßt an schlaffen Tauen,
In jenem Port, der erst ihn ausgesandt.
Er springt auf seinen Brigliador in Waffen,
Und hat nichts mehr mit Wind und Fluth zu schaffen.

Ich glaub', er hat den Winter viel verrichtet,
Was nicht verdient der Welt es zu verhehlen.
Doch weil der Ruf die Dinge nicht berichtet,
So ist's nicht meine Schuld, wenn sie hier fehlen;
Denn Roland war stets mehr darauf gerichtet,
Das Tapferste zu thun als zu erzählen.
Nie hat man eine That von ihm erfahren,
Wenn keine Zeugen gegenwärtig waren.

Er streifte still durch mancherlei Reviere,
So daß man nichts den Winter von ihm hörte.
Doch als die Sonn' in jenem klugen Thiere,
Das Phrixus ritt, am Himmel sich verklärte,
Und im Geleite lieblicher Zephyre
Der süße Frühling heiter wiederkehrte:*)
Entfalteten sich Rolands Wunderthaten
Mit jungen Blumen und erneuten Saaten.

Durch Berg und Thal, auf Feldern und auf Wegen
Irrt' er umher von Kümmerniß und Gram,
Als er aus kaum betretenen Waldgehegen
Ein lautes Schrei'n, ein jammernd Weh vernahm.
Er spornt sein Roß, und faßt den treuen Degen,
Und eilt dahin, woher der Laut ihm kam.
Allein ich will ein andermal Euch sagen,
Wenn's Euch beliebt, was drauf sich zugetragen.

[Uebers. von A. W. Schlegel.]

---

## 4. Roland's Raserei.

(Gesang XXIII., Stanze 100—136.)

— — — — — — — — — — — —

Er kommt an einen Bach, der seine Wogen,
Hell wie Krystall, durch schöne Matten zieht,
Die, mannigfach bemalt auf grünen Räumen,
Beschattet sind von vielen schönen Bäumen.

*) Der Widder, auf welchem Phrixus, der Wuth seiner Stiefmutter entfliehend, von Theben nach Kolchis durch die Lüfte ritt, ward von den Göttern in den himmlischen Thierkreis versetzt. Die Sonne tritt mit dem Frühlingsanfang in das Zeichen des Widders.

Dem Vieh, dem nackten Hirten, ward die Milde
Des Schattens lieblich durch den Mittagsbrand;
Daher der Graf, mit Panzer, Helm und Schilde,
Auch vor der Kühlung keine Scheu empfand.
Um auszuruhen, naht' er dem Gefilde,
Wo er ein schlimmes, hartes Lager fand
Und einen Aufenthalt voll herber Plage,
An diesem bittern, unglücksel'gen Tage.

Er blickt umher und sieht am Rand der Wellen
Die Bäume rings bedeckt mit Schreiberei.
Sobald er sie beschaut, muß ihm erhellen,
Das dies die Handschrift seiner Göttin sei.
Denn dies war eine der erwähnten Stellen,
Wohin die schöne Fürstin von Catay,
Als sie des Hirten Haus zum Sitz erkoren,
Gar oft zu kommen pflegte mit Medoren.

Angelica, Medor, vielfach verschlungen,
Erblickt er da und dort, rings um den Fluß.
Von so viel Nägeln wird sein Herz durchdrungen,
Wie er der Lettern wahrnimmt mit Verdruß.
Vielfältig sucht er nach Entschuldigungen,
Um nicht zu glauben, was er glauben muß.
Er sagt sich vor, geschrieben sei der Name
Von einer andern so geheiß'nen Dame.

Dann sagt er sich: Ich kenne diese Züge,
So oft gelesen hab' ich sie von ihr.
Vielleicht ist der Medor nur eine Lüge,
Vielleicht auch giebt sie diesen Namen mir.
So sucht der Graf, daß er sich selbst betrüge,
Die Wahrheit zu entfernen mit Begier,
Und weiß, im Kummer noch, mit regem Walten
Die selbstgeschaff'ne Hoffnung zu erhalten.

Doch immer nur entflammt er, durch das Streben
Ihn zu verlöschen, heft'ger den Verdacht:
Dem Vogel gleich, der auf der Stange kleben,
Im Netze hangen blieb, und nun, bedacht
Durch Flügelschlag die Freiheit sich zu geben,
Durch sein Bemüh'n sich immer fester macht.
Der Graf gelangt dahin, wo, wie ein Bogen
Der Fels sich hinbeugt ob der Quelle Wogen.

Die Grotte war am Eingang mit Gewinden
Von wilder Reb' und Eppich eingefaßt;
Hier hielt gar oft, bis zu des Mittags Schwinden,
Sich das beglückte Liebespaar umfaßt;
Hier war ihr Nam' allüberall zu finden,
Mehr als an jedem andern Ort der Rast,
Geschrieben bald mit Kohle, bald mit Kreide,
Und eingeschnitten bald mit scharfer Schneide.

Der Graf stieg traurig ab, trat in die Pforte
Und sah bei'm Eingang an der Grotte Wand,
Mit frischen Lettern, schien es, viele Worte,
Die dort Medor hinschrieb mit eig'ner Hand.
Die Lust, die er genoß an diesem Orte,
Bezeugt' ein Spruch, gereimt und wohl gewandt;
In seiner Sprache mocht' er artig klingen
Und läßt, wie folgt, sich in die uns're bringen:

Ihr Bäum' und Au'n, von klarer Fluth umflossen,
Du dunkle Grotte, schattenkühl und hold,
Wo nackend lag von meinem Arm umschlossen,
Sonst allen karg mit süßem Minnesold,
Angelica, von Galafron entsprossen:
Für jeden Dienst, den ihr ihm oft gezollt,
Kann euch Medor, zu arm, auf and're Weise
Nicht dankbar sein, als daß er stets euch preise;

Und diese Bitt' an Herr'n und Frauen wage,
An jeden, den der Liebe Glück belohnt,

Den Absicht oder Zufall her verschlage,
Ob er im Land, ob in der Fremde wohnt,
Daß er zu Gras und Baum und Schatten sage,
Zu Grott' und Bach: Hold sei euch Sonn' und Mond!
Schütz' euch der Nymphen Chor vor aller Fährde,
Daß nie ein Hirt hier weide seine Heerde!

Arabisch hatte dies Medor gesungen,
Was Roland fertig, wie Latein, verstand;
Denn von den vielen ihm bekannten Zungen,
War diese fast am Besten ihm bekannt,
Wodurch er oft sich aus der Noth gerungen
Auf mancher Fahrt durch's Saracenenland.
Doch rühm' er nicht, daß sie ihm Vortheil machte,
Weil sie ihm jetzt weit größern Schaden brachte.

Drei, vier, sechsmal liest er die Schrift der Wände
Und martert sich (obwohl's umsonst geschieht),
Zu sehen, daß dort nicht geschrieben stände,
Was er nur heller stets und klarer sieht;
Wobei, wie eingeklemmt durch kalte Hände,
Sich jedesmal sein Herz zusammen zieht.
Er kann zuletzt vom Steine nicht mehr trennen
Aug' und Gemüth, er selbst ein Stein zu nennen.

Nun läßt der Schmerz die Beute nicht mehr fahren:
Fast, daß er jetzt dem Wahnsinn schon erliegt.
O glaubt es dem, der selber es erfahren,
Dies ist der Schmerz, der alle weit besiegt!
Das Kinn ist auf die Brust hinabgefahren,
Gesenkt die Stirn, der aller Muth entfliegt.
Er findet, so vertieft in seine Plagen,
Kein Naß zu Thränen, keinen Laut zu Klagen.

Der heft'ge Schmerz muß innen sich verschließen,
Weil er zu rasch hervor will aus dem Grund.
So kann das Naß dem Kruge nicht entfließen,
Der weiten Bauch hat und verengten Mund;
Denn wird er plötzlich umgekehrt, so schießen
Mit solcher Hast die Wasser nach dem Spund,
Daß sie sich selbst den engen Weg verstopfen,
Mühsam entrinnend, Tropfen nur um Tropfen.

Dann, zu sich kommend, sinnt er auf Erklärung
Der Möglichkeit, unwahr sei solch' Vergeh'n.
Er glaubt, wünscht, hofft, es sei nur auf Entehrung
Des Namens seiner Herrin abgeseh'n,
Vielleicht ihm selbst zu tödtlicher Beschwerung,
Damit er soll' in Eifersucht vergeh'n;
Und habe der, wer auch gewagt die Lüge,
Sehr täuschend nachgemalt der Schönen Züge.

Durch solcher Hoffnung mühevolles Ringen
Weckt er den Lebensgeist ein wenig auf
Und eilt, sich auf den Brigliador zu schwingen,
Denn Phöbus läßt der Schwester schon den Lauf.
Nach kurzem Wege nimmt er wahr, es dringen
Rauchwolken aus dem nahen Dach herauf;
Schon hört er Rinder brüllen, Hunde bellen,
Und kommt zum Hof, um Wohnung zu bestellen.

Matt steigt er ab und läßt nun Brigliadoren
Durch einen wackern Knecht zum Stalle zieh'n.
Der nimmt die Waffen, der die gold'nen Sporen,
Der putzt die Rüstung für den Paladin.
Dies war das Haus, wo ehemals Medoren,
Der krank hier lag, ein hohes Glück erschien.
Vom Schmerz gesättigt, nicht auf and're Weise,
Verlangt der Graf nur Lager, keine Speise.

Je mehr er strebt sich Ruhe zu erjagen,
Je mehr erlangt er Marter nur und Streit,
Denn alle Fenster, Wänd' und Thüren tragen
Die Schrift, die er so oft vermaledeit.
Er möchte gern, und wagt es nicht zu fragen,
Weil er besorgt, zu deutlich werd' ein Leid,
Zu offenbar, das er in Nebelschwäzre
Zu hüllen wünscht, damit es minder schmerze.

Es hilft ihm nicht, sich selber zu betrügen;
Man spricht davon, auch ohne daß er fragt.
Der Hirt gewahrt den Gram in seinen Zügen
Und hätt' ihn gern aus Mitleid ihm verjagt;
Drum trägt er jetzt, was Manche mit Vergnügen
Von ihm gehört und was er jedem sagt,
Der's hören will, des Liebespaars Geschichte
Dem Grafen vor, ausführlich im Berichte:

Wie auf Angelica's inständig Bitten
Er in die Hütte den Medor gebracht,
Der großen Schmerz von einer Macht erlitten,
Die sie gepflegt und bald gesund gemacht;
Wie sie indeß in ihres Herzens Mitten
Weit schwerer sei verletzt durch Amors Macht,
Der solchen Brand erregt aus kleinen Funken,
Daß Jene ganz in Flammen sei versunken.

Und wie die Schöne dann, obwohl entsprossen
Vom größten Herrn im ganzen Morgenland,
Bedrängt von Amors mächtigen Geschossen,
Den armen Knecht beglückt mit ihrer Hand.
Des Hirten Rede ward damit beschlossen,
Daß er sich holen ließ das gold'ne Band,
So ihm das Fräulein für die gute Wohnung
Bei ihrem Scheiden daließ zur Belohnung.

Zum Beile wird das Ende der Erzählung
Und nimmt vom Hals mit einem Schlag das Haupt,
Da nach so langer, wiederholter Quälung
Der Henker Amor sich gesättigt glaubt.
Wohl strebt der Graf nach seiner Pein Verhehlung,
Allein umsonst; ihm ist die Kraft geraubt.
Dem Mund und Aug' entquellen Seufzer, Zähren;
Will oder will er nicht, er kann's nicht wehren.

Und kaum verläßt der Hirt des Zimmers Schwelle,
Da zügelt er der Schmerzen Lauf nicht mehr.
Aus seinen Augen strömt der Thränen Welle
Die Wangen nieder, bis zum Busen her.
Er seufzt und stöhnt, und wirft von einer Stelle
Zur andern, ruhlos, sich im Bett umher;
Und härter scheint ihm, stechender dies Bette,
Als ob es Stein' und Nesseln in sich hätte.

So quält er sich, da fällt ihm ein mit Grauen,
Daß dieses selbe Bett, in dem er weilt,
Gewißlich von der schnödesten der Frauen
Oftmals mit ihrem Buhlen ward getheilt.
Mit Abscheu muß er nun dies Lager schauen,
Und schneller nicht, als Roland ihm enteilt,
Springt auf der Hirt, der in des Schlummers Drange
Sich niederstreckt', und sieht im Gras die Schlange.

Auf einmal nun erfüllt mit wildem Hassen
Ihn dieser Landmann, dieses Bett, dies Haus;
Und alsogleich, ohn' auf den Mond zu passen,

Noch ob dem Tag' ein Schimmer fliegt voraus,
Eilt er, die Waffen und das Roß zu fassen,
Flieht mitten in des Waldes dunkeln Graus
Und öffnet nun, einsam am öden Orte,
Mit Schrei'n und Heulen seinem Schmerz die Pforte.

Er hört nicht auf zu klagen und zu weinen,
Gönnt Tag und Nacht sich keine Ruh noch Rast.
Auf harter Erde liegt er in den Hainen,
Denn Städt' und Dörfer sind ihm jetzt verhaßt.
Es muß zuletzt ihm selbst ein Wunder scheinen,
Daß solchen Thränenquell sein Auge faßt,
Daß immer noch die Seufzer sich vermehren;
Und oftmals spricht er so bei seinen Zähren:

Das sind nicht Thränen mehr, muß ich vermuthen,
Was vollen Stromes meinem Aug' entweicht
Nicht g'nügten für den Schmerz der Thränen Fluthen,
Sie waren all', eh' er die Hälft' erreicht.
Der Lebenssaft, gedrängt von innern Gluthen,
Flieht auf dem Weg, der zu den Augen reicht;
Er ist's, was sie in solcher Fülle spenden,
Und wird zugleich mir Schmerz und Leben enden.

Und sie, die Zeugen meiner Qual zu nennen,
Sind Seufzer nicht; die kenn' ich nur zu gut.
Sie lassen nach; doch nie ist zu erkennen,
Daß dieser Sturm in meinem Busen ruht.
Amor erregt ihn, will mein Herz verbrennen
Und facht mit wildem Flügelschlag die Gluth.
Durch welches Wunder, Amor, hält'st Du's immer
In hellem Brand, und ach! verzehrst es nimmer?

Ich bin nicht der, den mein Gesicht läßt schauen;
Der Roland war, liegt todt in Grabesnacht.
Durch Treubruch hat die schnödeste der Frauen
Grausamer Weis' um's Leben ihn gebracht.
Ich bin sein Geist, der, unter Qual und Grauen,
Von ihm getrennt, in dieser Hölle wacht,
Damit er noch mit diesem Schattenleibe
Dem, der auf Liebe traut, ein Beispiel bleibe.

Die ganze Nacht irrt' er umher im Haine;
Und als des Tages Fackel sie vertrieb,
Da führt' ihn sein Geschick bei'm Morgenscheine
Zur Quelle, wo Medor die Verse schrieb.
Dies Zeugniß seiner Schmach am Felsensteine
Entflammt' ihn so, daß ihm kein Tropfen blieb,
Den Haß, Wuth, Zorn und Ingrimm nicht durchschäumen;
Und seinen Stahl entblößt er ohne Säumen,

Zerhaut die Schrift, den Stein und sprengt die Scherben
Bei kleinen Splittern in die Luft empor.
Weh dieser Höhl', und jedem Baum Verderben,
An dem man liest: Angelica, Medor.
Nicht Schatten mehr, noch Kühlung zu erwerben
Bleibt hier den Heerden und der Hirten Chor.
Die Quelle selbst, die reinen, klaren Fluthen,
Sind nicht geschützt vor seines Zornes Gluthen.

Denn Aest' und Klötze, Stämme, Stein und Schollen
Wirft er in sie hinein ohn' Unterlaß:
Und daß sie nie sich wieder läutern sollen,
Trübt er bis auf den Grund das klare Naß.
Ermattet nun, mit Schweiß wie überquollen,
Da sein erschöpfter Athem nicht dem Haß,
Der Wuth, dem Zorne mehr vermag zu fröhnen,
Sinkt er auf's Feld mit Aechzen und mit Stöhnen.

Zu Boden sinken die erschlafften Glieder;
Er starrt zum Himmel auf und spricht kein Wort.
Dreimal entflieht die Sonn' und kehret wieder,
Und ohne Speis' und Schlummer liegt er dort.
Der Schmerz drückt immer mehr den Geist danieder,
Und endlich fliehn ihm alle Sinne fort.
Am vierten Tag, zum Tollen umgeschaffen,
Reißt er vom Leibe Panzerhemd und Waffen.

Das Schwert wird da-, dorthin der Helm geschmissen,
Der Harnisch weit, und weiter noch der Schild;
Kurz, alle seine Waffen, sollt ihr wissen,
Zerstreut er rings im waldigen Gefild.
Dann zeigt er, da er sein Gewand zerrissen,
Den rauhen Bauch, Brust, Rücken, nackt und wild.
Und so beginnt die Raserei zu toben,
Furchtbar, wie keine jemals sich erhoben.

Je heft'ger nun sich Wuth und Tollheit regen,
Sinkt jeder Sinn in immer tief're Nacht.
Ihm fällt nicht ein, die Hand an's Schwert zu legen,
Sonst hätt' er wohl der Wunder viel vollbracht;
Doch er bedarf nicht Streitaxt, Beil, noch Degen,
Bei seines Armes ungeheurer Macht.
Hier zeigt er wohl, was seine Kraft verrichte:
Ein Ruck entwurzelt gleich die höchste Fichte.

Nach ihr entwurzelt' er noch mehr dergleichen,
Als wär' es Fenchel, Dill und Attich nur;
Was auch sodann den alten Ulmen, Eichen,
Bucheschen, Birken, Tannen widerfuhr.
Wie Vogler pflegen, um den Heerd zu gleichen
Für ihre Netze, von bewachsner Flur
Die Stoppel, Bins' und Nessel wegzuräumen,
So macht' er's mit dem Zirn und andern Bäumen.

Der Hirten Schaar, die das Gekrach vernommen,
Läßt ihre Heerd' im Walde rings zerstreut
Und rennt von da- und dorther, angstbeklommen,
Um zu erfahren, welches Unglück dräut.

— — — — — — — — — — —

(Gesang XXIV., Stanze 5—14.)

Wie diese nun die Thaten sehn des Tollen
Und seine Stärke, so unglaublich groß:
Da fliehn sie, ungewiß, wohin sie wollen;
Bei schnellem Schrecken ein gewöhnlich Loos.
Der tolle Graf verfolgt die Unglücksvollen,
Packt einen an und reißt den Kopf ihm los,
Nicht minder leicht, wie Jemand eine Feige
Vom Baume bricht, ein Blümchen pflückt vom Zweige.

Er faßt den schweren Rumpf bei einem Beine,
Als Keul' ihn brauchend für die andre Schaar.
Zwei streckt er hin zum Schlafen im Vereine,
Und wohl am jüngsten Tag erwacht dies Paar.
Schnell fliehen nun die Andern aus dem Haine,
Denn Rath und Fuß beflügelt die Gefahr.
Der Tolle wäre nicht zurück geblieben,
Hätt' ihn die Wuth nicht auf ihr Vieh getrieben.

Der Ack'rer Schaar, gewarnt durch diese Proben,
Läßt auf dem Felde Sichel, Karst und Pflug
Und steigt auf Haus und Kirch' hinauf bis oben,
Denn Weid' und Ulme sind nicht sicher g'nug.
Hier sehn sie nun das ungeheure Toben,
Das jetzt durch Schlag, Stoß, Biß und Tritt im Flug
Aufreibt, vertilgt der Pferd' und Ochsen Haufen;
Wohl ist's ein Renner, der ihm kann entlaufen.

Schon widerhallt ringsum, aus einer Menge
Von nahen Dörfern, lärmendes Getön,
Geheul und Hörner- und Trompetenklänge,
Und häuf'ger noch der Glocken dumpf Gedröhn.
Mit Bogen, Schleudern holpern im Gedränge
Wohl tausend Mann herunter von den Höh'n.
Nicht wen'ger kommen aus dem Thal gestiegen,
Um den Verrückten bäurisch zu bekriegen.

So wie die Meereswell' aus salz'ger Weite,
Vom Süd erregt, erst spielend kommt heran;
Doch größer, als die erste, wird die zweite,
Und noch gewalt'ger folgt die dritte dann,
Und jedesmal mehrt sich der Wellen Breite
Und wälzt sich höher zum Gestad' hinan:
So mehren wider Roland sich die Rotten,
Die auf ihn los thalab, bergaufwärts trotten.

Er brachte Zehn und aber Zehn um's Leben,
Die in die Händ' ihm rannten, ordnungslos,
Und wußte deutlich den Beweis zu geben,
Weit von ihm bleiben sei das beste Loos.
Ihm Blut zu rauben ist nur eitles Streben,
Denn ihn verletzt kein Eisenhieb noch Stoß.
Ihm schenkte diese Gunst des Höchsten Güte,
Damit er seinen heil'gen Dienst behüte.

War Roland irgend sterblich nur zu nennen,
So war er hier zu sterben in Gefahr,
Und lernte, was es heißt, vom Schwert sich trennen
Und kühn sein wollen, aller Waffen baar.
Die Bauern fliehn davon, da sie erkennen,
Es krümmt ihm keiner ihrer Streich' ein Haar.
Der Graf, da Alles vor ihm weicht voll Schrecken,
Nimmt seinen Weg nach einem kleinen Flecken.

Die Furcht zwang Jedermann, das Dorf zu meiden,
Und weder Klein noch Groß hielt drinnen Rast;
Doch fand er dort, des Hungers Trieb zu weiden,
Der Speise g'nug, wie sie für Bauern paßt.
Ohn' Eicheln nun und Brot zu unterscheiden,
Gereizt vom Hunger und der gier'gen Hast,
Eilt' er mit Hand und Zahn die Kost zu packen,
Wie er sie eben traf, roh und gebacken.

Von dannen nun die Gegend rings durchstreifend,
Jagt' er nach Wild und Menschen, wie sich's fand;
Und oftmals fing er, in den Wäldern schweifend,
Damthier und Reh, so flüchtig und gewandt.
Oft Bären auch und wilde Schwein' ergreifend,
Warf er sie nieder mit der bloßen Hand
Und stopfte dann, mit gräßlichem Behagen,
Ihr Fleisch sammt Haut und Haar in seinen Magen.

Er irrt umher im ganzen Frankenlande,
Bis eines Tags er eine Brück' erreicht
An einem hohen, steil abschüss'gen Strande,
Der einen Fluß umhegt, nicht schmal noch seicht.
Ein hoher Thurm steht an des Flusses Rande,
Von dem der Blick weit in die Gegend reicht.

[Uebers. von Gries.]

---

## 5. Zerbino's Tod.

(Gesang XXIV., Stanze 70—90.)

Zerbin versucht den Kampf auf allen Wegen,
Doch nichts gelingt, was er sich vorgesetzt;
Des Feindes Rüstung wird von seinen Schlägen
Auch nicht bis auf die kleinste Spur verletzt.
Und Mandricard, so kräftig wie verwegen,
Hat schon in solchen Vortheil sich gesetzt,
Daß er wohl sieben, achtmal ihn zerstochen,
Den Schild zerstört, den halben Helm zerbrochen.

Schon vieles Blut ist dem Zerbin entgangen,
Es sinkt die Kraft; doch scheint's, er fühl' es nicht.
Sein frisches Herz, von keiner Furcht befangen,
Erhält den Körper, dem die Kraft gebricht.
Allein sein Fräulein, außer sich vor Bangen,
Naht Doralisen, bleich im Angesicht,
Und fleht und bittet sie um Gottes willen,
Sie möge doch den wilden Zweikampf stillen.

Und diese, zweifelnd wie der Kampf sich wende,
So gut wie reizend, kann nicht widersteh'n;
Sie beut zu Isabellens Wunsch die Hände
Und stimmt den Mohren, Frieden einzugeh'n.
Auch in Zerbinen nimmt der Zorn ein Ende,
Die Rachgier weicht vor Isabellens Fleh'n.
Fort setzt er seinen Weg auf ihr Ermahnen
Und endet nicht den Kampf um Durindanen.

Doch Fleurdelys, die den berühmten Degen
Des Paladins so schlecht vertheidigt sieht,
Weint vor Verdruß und quält die Stirn mit Schlägen,
Denn schweigend muß sie dulden was geschieht.
Sie wünscht nur ihren Brandimart zugegen;
Und wenn sie je ihn fand und ihm's verrieth,
So glaubt sie wohl, daß Mandricard nicht lange
Nach dieser Zeit mit Durindanen prange.

Sie späht umsonst nach ihm auf alle Weise;
Von früh bis Abends thut sie nichts als dies
Und kommt stets weiter ab von seinem Gleise,
Denn Brandimart zog wieder nach Paris.
So lange ging durch Berg und Thal die Reise,
Bis sie zuletzt auf eine Brücke stieß,
Wo sie den armen Paladin erkannte.
Doch sehen wir, wohin Zerbin sich wandte!

Des Schwertes Hingab' hatt' ihn mehr verdrossen,
Als jeder and're Schmerz, der ihn befällt;
Obwohl er so viel Blut im Kampf vergossen,
Daß er nur mühsam sich zu Pferde hält.
Jetzt, da der Zorn, als ein'ge Zeit verflossen,
Weicht mit der Hitze, wird der Schmerz geschwellt.
Es schwillt der Schmerz, er fühlt es, so gewaltsam,
Daß ihm das Leben schwindet unaufhaltsam.

Er hält am Ende still bei einer Quelle,
Denn weiter läßt die Schwäche nicht ihn geh'n.
Nicht was sie sagen soll, weiß Isabelle,
Noch was sie thun soll, um ihm beizusteh'n.
Sie sieht ihn sterben, einzig, weil zur Stelle
Die Hilfe fehlt; kein Ort ist rings zu seh'n,
Wo sie zu einem Arzt in's Haus ihn lege,
Der ihn aus Mitleid oder Lohnsucht pflege.

Nichts bleibt ihr übrig, als vergeblich Klagen;
Auf Himmel und Verhängniß schilt sie laut.
Warum nicht, ruft sie, schlang mit meinen Plagen
Das Meer mich ein, als ich mich ihm vertraut?
Zerbin, auf sie den matten Blick geschlagen,
Wird mehr gequält vom Jammern seiner Braut,

Als von den Schmerzen, die ihn selbst durchbringen
Und die ihn nun dem Tode näher bringen.

So möge, spricht er, Deine Liebe dauern,
Reißt, o Geliebte, nun der Tod mich fort,
Wie nicht mein Sterben mich erfüllt mit Trauern,
Nur, daß Du hier bleibst ohne Schutz und Hort.
Denn faßte mich mit allen ihren Schauern
Die letzte Stunde nur an sicherm Ort,
So stürb' ich froh, befreit von allem Leide,
Weil ich an Deiner Brust vom Leben scheide.

Doch da mein Unglück will, daß ich zur Stunde
Dich lassen soll, wer weiß in wessen Hand:
So schwör' ich Dir, bei diesem Aug' und Munde,
Bei diesem Haar, das mich so fest umwand,
Verzweifelnd steig' ich zu dem finstern Schlunde
Der Höll' hinab, wo des Gedankens Brand,
Daß ich Dich so verließ, mit heiß'rer Lohe
Mich martern wird, als was mich sonst bedrohe.

Zu ihm hinab ihr weinend Antlitz bückte
Die holde Braut, von bitterm Schmerz erfaßt,
Indem sie ihren Mund auf seinen drückte,
Der schmachtend welkte, wie die Rose fast,
Die, weil man nicht zu rechter Zeit sie pflückte,
Auf ihrem schattigen Gebüsch erblaßt.
Mein Leben, sprach sie dann, auf keine Weise
Beginnst Du ohne mich die letzte Reise.

Laß, Theurer, deshalb keine Furcht Dich quälen;
Zu Höll' und Himmel geb' ich Dir Geleit.
Vereint, ich weiß, entfliehen uns're Seelen
Und bleiben dann vereint in Ewigkeit.
Wenn sich Dein Auge schließt — es kann nicht fehlen,
Mich tödtet alsobald das inn're Leid.
Und wenn auch nicht, so will ich Dir versprechen,
Noch heute soll Dein Schwert mein Herz durchstechen.

Auch unsern Leibern hoff' ich viel zum Frommen,
Und mehr im Tod', als da sie noch gelebt.
Vielleicht wird bis hieher ein Wand'rer kommen,
Der mitleidsvoll beisammen sie begräbt.
So redet sie und sammelt, schmerzbeklommen,
Den letzten Rest des Lebens, das entschwebt,
Von seinem Munde mit begier'gen Lippen,
Um auch den kleinsten Hauch noch einzunippen.

Der Jüngling sucht den schwachen Ton zu heben:
Ich bitte Dich, mein Abgott, spricht Zerbin,
Bei jener Liebe, die Dir Muth gegeben,
Um meinethalb Dein Vaterland zu flieh'n;
Ja, wenn ich darf, befehl' ich's: Bleib' am Leben,
So lang' es Gott nicht selbst Dir wird entzieh'n.
Und nie, in keinem Fall, vergiß, Geliebte,
Daß ich, so sehr man lieben kann, Dich liebte.

Gott wird vielleicht auch künftig Deiner wahren
Und Dich beschützen wider alles Leid;
So wie er that, da von den Räuberschaaren
Der römische Senator*) Dich befreit.
So schützt' er, Dank ihm! Dich in Meer'sgefahren
Und wider des Biscajers Schändlichkeit.
Und sollt' am Ende jeder Beistand fehlen,
So darf man Tod als klein'res Uebel wählen.

Kaum kann dies Wort den Lippen sich entwinden,
Auch, glaub' ich, blieb der Schluß ihr wohl verhehlt.
Sie sieht den Jüngling gleich dem Lichte schwinden,
Dem es an Wachs, an anderm Brennstoff fehlt.
Wo wär' ein Ausdruck für den Schmerz zu finden,
Der Isabellen faßt, als nun entseelt,
Bleich, ausgestreckt, ohn' einiges Erwarmen
Der theure Jüngling liegt in ihren Armen?

Sie wirft sich auf die blutbedeckte Leiche,
Die ihrer Zähren Strömung überwallt;
Und rings umher, so weit die Stimme reiche,
Ertönt von ihrem Schreien Feld und Wald.
Nicht Brust noch Wangen schonen ihre Streiche;
Sie martert sie, zerschlägt sie mit Gewalt,
Zerrauft ihr gold'nes Haar, grausamen Strebens,
Und ruft den theuern Namen stets vergebens.

Von solchem Schmerz ward ihre Brust durchschnitten,
In solche Wuth versetzte sie die Qual,
Daß sie gewiß, trotz ihres Freundes Bitten,
Den Busen sich durchstach mit seinem Stahl,
Kam nicht ein Klausner jetzt herangeschritten,
Der aus der nahen Zelle manchesmal
Zum frischen Born des Waldes wiederkehrte
Und durch sein Kommen ihrer Absicht wehrte.

Der fromme Mann, die reinste Güte hegend
Bei jener Klugheit, so Natur verleiht,
Mit thät'gem Trieb der Christenliebe pflegend,
Voll guter Beispiel' und Beredtsamkeit,
Ermahnt, durch kräft'ge Gründe sie bewegend,
Die Tiefbetrübte zur Geduld im Leid,
Und zeigt ihr in dem Spiegel seines Mundes
Die Frau'n des alten und des neuen Bundes.

Dann sucht er zu der Einsicht sie zu bringen,
Zufriedenheit sei nur in Gott allein,
Und alles, was man hofft von ird'schen Dingen,
Sei schnell vereilend, nur ein leerer Schein.
Durch solche Worte wußt' er sie vom Dringen
Des störrig bösen Triebes zu befrei'n;
Und sie begehrte nun, ihr künft'ges Leben
Dem Dienste Gottes gänzlich zu ergeben;

Doch scheidend nicht vom treuen Liebewalten,
Nicht scheidend von der Leiche des Zerbin.
Die will sie bei sich, Tag und Nacht, behalten,
Sie soll, wohin sie gehe, mit ihr ziehn.
Sie hob demnach, mit Hilfe dieses Alten,
Der stark genug für seine Jahre schien,
Auf das betrübte Roß Zerbins Gebeine,
Und lange zogen sie umher im Haine.

---

### 6. Isabella's Liebe und Tod.

(Gesang XXIX., Stanze 11—30)

Fest steht in ihr der Vorsatz: Sie entreißt
Sich lieber mit der eignen Hand das Leben,
Eh' sie dem Heiden willig sich erweis't —
Nichts macht sie mehr, als der Gedanke beben,
Die Treue dem zu brechen, der den Geist
In ihren Armen jüngst hat aufgegeben
Und dem sie, als sein Aug' im Tode brach,
Noch ew'ge Keuschheit fromm gesinnt versprach.

Sie sieht in ihm die blinde Gier sich mehren,
Stets brünst'ger scheint er und sie weiß nicht Rath.

---

*) Roland.

Sie weiß, Nichts kann ihr Hilf' und Schutz gewähren,
Beschließt der Heide die verruchte That.
Sie sinnt und sinnt, ihn von sich abzuwehren,
Und findet endlich einen sichern Pfad,
Um zu erhalten ihrer Keuschheit Blume —
So hört es denn zu ihrem ew'gen Ruhme.

Schon naht er ihr mit plumper Heftigkeit,
Mit wilder Brunst in That und Wort und Blicke,
Und weit entfernt von jener Höflichkeit,
Die er gezeigt im ersten Augenblicke.
Da spricht sie: „Herr, gewährt mir Sicherheit
Für meine Ehr' — und, Euch zum größten Glücke,
Empfangt dann ein Geschenk von höherm Werth,
Als wenn ihr mich Unselige entehrt.

Für eine Lust von einem Augenblick,
Die sonst die Welt Euch beut im Ueberflusse,
Verachtet nicht ein dauernd großes Glück,
Weit über jedem anderen Genusse.
Wohl tausend Frau'n, hold von Gesicht und Blick,
Sind schnell für Euch bereit zu Lieb' und Kusse,
Doch das Geschenk, das ich Euch zugedacht,
Wird Euch von keiner Andern dargebracht.

Ich habe Wissenschaft von einem Kraute,
Das, wie ich sah, hier nah sich finden läßt.
Es macht, gekocht mit Epheu und mit Raute
Und mit Cypressenholz, die Menschen fest.
Denn wenn der Saft daraus herniederthaute,
Von einer reinen Jungfrau Hand gepreßt,
So braucht man dreimal sich damit zu baden
Und Schwert und Feuer wird dann nimmer schaden.

Man wäscht sich dreimal, und ununterbrochen
Währt einen Mond die Unverwundbarkeit;
Allein die Kraft verschwindet nach vier Wochen
Und dann wird wieder dieser Saft erneut.
Und gern und willig sei es Euch versprochen:
Ich mach' und Ihr erprobt den Saft noch heut'
Wenn ich nicht irre, wird dies mehr Euch nützen,
Als heut noch ganz Europa zu besitzen.

Doch fordr' ich einen Lohn von Euch dafür —
Ihr sollt mir jetzt auf Eure Treue schwören,
Den keuschen Sinn inskünft'ge nimmer mir
Mit Worten und mit Thaten zu beschweren.
Sie spricht's und macht den Fürsten von Algier
Zur ersten Ehrbarkeit zurücke kehren.
Er will, um unverwundbar sich zu sehn,
Mehr noch, als sie verlangt, ihr zugestehn.

So lange halten will er sein Versprechen,
Bis er des Wundersaftes Kraft erfuhr;
So lange wird ihm nicht die Kraft gebrechen,
Zu bändigen die grimmige Natur.
Doch dann gedenkt er den Vertrag zu brechen,
Denn Gott und Heil'ge sind zum Spott ihm nur,
Das ganze Afrika, das Land der Lügen,
Weiß er im Bruch der Treue zu besiegen.

Beschworen hat er mehr als tausend Male,
Daß er sie nimmermehr beläst'gen will,
Nur soll sie schaffen, was bei Gluth und Stahle
Ihn ähnlich macht dem Cycnus und Achill.
Sie klimmt durch Felsenhäng' und dunkle Thale,
Von Stadt und Dorfe fern, dahin, wo still
Die Matten blühn, und sammelt viele Kräuter
Und Rodomont ist immer ihr Begleiter.

Viel Kräuter waren hier und dort gefunden,
Mit, ohne Wurzeln, und es schien genug.
Spät kehrten sie zum Haus nach vielen Stunden,
Wo sie, der Keuschheit schönes Muster klug,
Bis daß der Rest der Nacht dahingeschwunden,
Die Kräuter kochte mit erhab'nem Trug;
Bis die geheimnißvollen Werke fertig,
Blieb Algiers König immer gegenwärtig.

Die Nacht vertrieb er sich die Zeit und spielte,
Indem er dort mit seinen Knappen saß,
Und da Er Gluth vom nahen Feuer fühlte,
— Es braunt' im engen Haus ohn' Unterlaß,
Bekam er einen heißen Durst und kühlte
Ihn ab in griech'schem Wein und leert' ein Faß,
Das seine Knappen kurz vorher bekommen,
Indem sie's einem Reisenden genommen.

Gewöhnt ist Rodomont nicht an den Wein,
Weil Mahom's Sätze diesen Trank verwehren,
Doch scheint er ihm ein Göttersaft zu sein,
Daß Nektar, Manna Nichts dagegen wären.
Er gießt ihn flaschenweis' in sich hinein
Und schmäht dazu auf seines Glaubens Lehren.
Der gute Wein, der glatt hinuntergeht,
Macht, daß sein Kopf sich wie ein Kreisel dreht.

Die Pfann', in der gekocht die Kräuter waren,
Nahm Isabell' indessen von dem Heerd
Und sprach zu ihm: Jetzt soll sich's offenbaren,
Ob, was ich sagte, sich als wahr bewährt.
Sie, die das Falsche scheidet von dem Wahren
Und selbst den Rohsten klug macht und gelehrt,
Die sichere Erfahrung soll's beweisen
An meinem eignen Leib mit Deinem Eisen.

Ich will die Erste sein, Dir zu erproben,
Welch Glück, welch Wunder diese Mischung schafft,
Vielleicht hat sich in Dir Verdacht erhoben,
Als wäre tödtlich giftig ihre Kraft.
Drum salb' ich denn sogleich mich selbst von oben
An Kopf und Hals und Brust mit diesem Saft
Dann prüfe Deine Kraft und Deinen Degen.
Der wird nicht schneiden, jene Nichts vermögen.

Sie salb't sich, wie sie sprach, und hält vergnügt
Dem leicht Betrog'nen nackt den Hals entgegen.
Und unvorsichtig und vom Wein besiegt,
Vor dessen Macht Nichts Schild und Helm vermögen,
Haut jenes Vieh, dem schon ihr Wort genügt,
So mit der Hand, so mit dem grausen Degen,
Daß Er das schöne Haupt, wo Amor weilt,
Mit einem Hieb von Brust und Rücken theilt.

Drei Sprünge macht es und mit hellem Laute
Ertönt daraus im Fallen noch: Zerbin!
Dem folgend, sie so selt'nen Weg sich baute,
Um der Gewalt des Heiden zu entfliehn.
O Seele, der nicht vor dem Tode graute,
Um das Gebot der Treue zu vollziehn,
Der einst — jetzt eine unbekannte Tugend —
Die Keuschheit mehr als Leben war und Jugend

Beglückte, schöne Seele, geh' in Frieden!
Und hätten also meine Reime Macht,
Wie Dich zu preisen nimmer sie vermieden,
Mit aller Kunst, die hold die Rede macht,
Nach tausend Jahren würde noch hienieden
Mit Preis und lautem Ruhme Dein gedacht —
Mögst Du zum höchsten Sitz in Frieden gehen
Und Andre mögen auf Dein Vorbild sehen!

Zu dieser einz'gen That voll Größe richtet
Der Schöpfer seinen Blick herab und spricht:
Sie, deren Tod das Reich Tarquin's vernichtet,*)
Erreicht doch Dich an Preis und Ruhme nicht.
Und deshalb sei nun ein Gesetz errichtet,
Deß Kraft der Lauf der Zeiten nimmer bricht.
Ich schwör' es bei den unverletzbar'n Fluthen,**)
Fest steh' es bei den Edeln und den Guten:

Es sollen die, so Isabelle heißen,
In Zukunft stets von hohem Geiste sein.
Die schönen Frau'n, die Edeln, Wackern, Weisen
Und Ehrbar'n schmücke dieser Nam' allein.
Und reichen Stoff, das Herrlichste zu preisen,
Soll er dem hohen Lied der Dichter leihn.
Vom Helikon, Parnaß und Pindus nieder
Schall: Isabelle! Isabelle! wieder.***)

Gott sprach es und erhellte wundersam
Ringsum die Luft und glättete die Wogen.
Zum Arm Zerbin's im dritten Himmel kam,
Wie Gott befahl, der keusche Geist geflogen.
Auf Erden aber bleibt voll Schmach und Scham
Der mitleidslose Heide arg betrogen,
Den, als er den zu vielen Wein verdaut,
Sein Irrthum reut, und dem's im Herzen graut.

[Uebers. von Streckfuß.]

## 7. Ruggiero's (Rüdiger's) Kampf mit Mandricard.

(Gesang XXX, Stanze 45—68.)

Kaum hört der stolze Chan das Horn ertönen,
Das ihn zum Kampfe ruft mit hehrem Laut,
Da will er nichts mehr wissen vom Versöhnen,
Springt aus dem Bett, schreit nach den Waffen laut
Und zeigt solch grimmig Angesicht der Schönen,
Daß Doralise selbst sich nicht getraut,
Von Stillstand mehr zu reden, noch von Frieden;
Und so ist endlich nun der Kampf entschieden.

Er waffnet sich und wartet, schnell geschäftig,
Der Dienste kaum, die ihm der Knapp' erwies.
Dann steigt er auf das Roß, so stark und kräftig,
Einst jenes großen Schützers von Paris,†)
Und jagt es nach dem Platze, wild und heftig,
Den man zum großen Kampf bereiten ließ;
Und als der König und sein Hof gekommen,
Wird gleich hernach der Angriff vorgenommen.

Die Helme, die auf ihren Häuptern prangen,
Befestigt man, giebt Jedem seinen Speer;
Und rings im Volk erbleichen tausend Wangen,
Als die Trommet' erschallet, stolz und hehr.
Die beiden Ritter legen ein die Stangen
Und sprengen mit gesporntem Roß daher,
Und treffen sich mit so gewalt'gem Pralle,
Als öffne sich der Grund, der Himmel falle.

Der weiße Vogel kommt von beiden Seiten,*)
Der Jupitern oft durch die Lüfte trug;
Wie in Thessalien er in frühern Zeiten
Mehrmals erschien, doch andre Flügel schlug.**)
Wie kühn und stark ein Jeder sei im Streiten,
Zeigt schon der Lanzen Führung klar genug;
Mehr noch, das Jeder Held bei'm Prall der Speere
Ein Thurm im Winde schien, ein Fels im Meere.

Die Splitter sprangen bis zum Himmelsbogen,
Erzählt Turpin, und diesmal spricht er wahr;
Denn mancher kam verbrannt zurückgeflogen,
Der bis zum Feuerkreis gedrungen war.
Die Ritter hatten schon das Schwert gezogen
Und sprengten nun, kühn trotzend der Gefahr,
Von neuem auf einander los und stießen
Zuerst dahin, wo die Visire schließen.

Sie stießen beide nach der Helme Gittern,
Nicht nach den Rossen, um vom Sitz herab
Den Feind zu ziehn, was unrecht schien den Rittern,
Weil nicht das Roß den Grund zum Kampfe gab.
Wer glaubt, hier einen Kampfvertrag zu wittern,
Kennt nicht den alten Brauch und irrt weit ab.
Ohn' einigen Vertrag war's ein Verbrechen
Und ew'ge Schande, nach dem Roß zu stechen.

Von den Visiren, zwar gedoppelt beide,
Ward solche Wuth nur mühsam abgewehrt.
Nun schmettert, Schlag auf Schlag, der Schwerter Schneide,
Noch dichter als der Hagel niederfährt,
Der Laub und Ast zerschlägt, Halm und Getreide,
Und die gehofften Ernten ganz verheert.
Was Balisard' und Durindana thaten
In solcher Hand, das könnt Ihr leicht errathen.

Doch fällt kein Hieb, der ihrer würdig wäre;
So sehr noch nehmen Beide sich in Acht.
Der Tartar hat des ersten Vortheils Ehre
Und bald auch hätt' er Rüd'gern umgebracht.
Durch einen Hieb von größter Kraft und Schwere
Wird in der Mitte Rüd'gers Schild zerkracht,
Zerrissen wird der Panzer mit Gekreische,
Und das verruchte Schwert dringt bis zum Fleische.

Die Herzen aller, die es sahn, umeis'ten
Sich in der Brust bei Rüdigers Gefahr;
Denn man erkannt', es neigten sich die Meisten
Zu seinem Vortheil, wenn nicht Alle gar.
Und wenn's dem Glücke nur gefiel, zu leisten,
Was hier gewünscht ward von der größern Schaar,

---

*) Lucretia, die durch ihren Tod des Tarquinius Vertreibung aus Rom veranlaßte.

**) Des Styx; ein Schwur, der den alten Göttern unverbrüchlich war.

***) Diese zu Gunsten aller Isabellen gegebene Verheißung ist ohne Zweifel eine Huldigung des Dichters für Isabelle von Este, vermählte Herzogin von Mantua, die Schwester Alfonso's und Hippolyts.

†) Roland's.

*) Beide Kämpfer führten im Schilde den weißen Adler (später das Wappen des Hauses Este).

**) Der Dichter spielt an auf die Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus, bei Pharsalus in Thessalien, wo beide Heere den römischen Adler führten, der andre Flügel schlug, nämlich nicht weiße, sondern schwarze. Ariost sagt mehrmals, weil er, dem Virgil, Ovid und Florus folgend, vermuthlich annimmt, die spätere Schlacht des Octavianus und Antonius gegen Brutus und Cassius sei auf eben diesem Platze geschehen.

So wäre Mandricard schon längst gefallen;
Daher sein Hieb Verdruß erregt bei Allen.

Ich glaub', ein Engel mußte drein sich legen,
Um Rüd'ger diesem Streiche zu entziehn.
Doch ungesäumt erwiedert er dagegen,
Furchtbarer als er jemals noch erschien.
Er schmettert auf des Tartars Haupt den Degen;
Allein des Zornes Gluth durchlodert ihn
Mit solcher Hast, daß ich ihn minder schelte,
Wenn er den Hieb nicht mit der Schärfe fällte.

Doch wäre Balisarda scharf gefallen,
So war vergeblich Hektors Helm gefeit.
Der Tartar läßt den Zaum der Hand entfallen,
Betäubt durch dieses Schlags Gewaltsamkeit.
Er nickt dreimal, als dächt' er hinzufallen,
Und läßt den Brigliador, von alter Zeit
Euch wohl bekannt, umher im Felde jagen,
Betrübt, nicht mehr die vor'ge Last zu tragen.

Nie von so fürchterlichem Zorn entbrannte
Der wunde Leu, die Schlange, die man trat,
Wie jetzt der Tartar, da er sich ermannte
Vom Schlage, der ihm Sinn geraubt und Rath.
Und wie sein Zorn, sein Stolz sich höher spannte,
Erwuchs auch Stärk' und Muth in gleichem Grad.
Er spornt, auf seinen Gegner loszuspringen,
Den Brigliador und eilt den Stahl zu schwingen.

Im Bügel steht er auf, zielt mit Vertrauen
Dem Feinde nach dem Helm und denkt nunmehr,
Er werd' ihn sicher bis zur Brust durchhauen;
Doch Rüd'ger ist geschwinder noch als er,
Und eh der Arm vollbringt die That voll Grauen,
Jagt er das Schwert hinauf von unten her.
Rechts, unterhalb der Achsel, trifft die Spitze
Und bohrt in's Kettenhemd mit weitem Schlitze.

Kaum kehrte glücklich Balisarda wieder,
Als warmes Blut in Strömen sich ergoß;
Und so geschwächt sank Durindana nieder,
Daß minder Nachtheil aus dem Schlag' entsproß.
Doch Rüd'ger kniff vor Schmerz die Augenlider
Und fiel zurück bis hinten auf das Roß.
Hätt' auf dem Haupt ein schlecht'rer Helm gesessen,
So würd' er niemals diesen Schlag vergessen.

Er zaudert nicht, sprengt rasch dem Feind' entgegen
Und drohet auf der Rechten ihm Gefahr;
Auch schien dem Schwerte wenig dran gelegen,
Wie fein der Stahl, wie gut die Härtung war.
Nichts widerstand dem unausweichbar'n Degen;
Er war gefeit, und solchermaßen zwar,
Daß ohne Wirkung sind vor seiner Klinge
Gefeiter Stahl, gefeite Panzerringe.

Durch haut er alles, was ihm vorgekommen,
Bis er dem Tartar in die Seite fällt.
Der flucht zum Himmel auf, von Wuth entglommen,
Furchtbarer als das Meer, vom Sturm geschwellt.
Zusammen jetzt die höchste Kraft genommen,
Eilt er, den Schild, der im azurnen Feld
Den weißen Vogel zeigt, weit weg zu senden,
Und packt das mächt'ge Schwert mit beiden Händen.

Ha! sagt ihm Rüd'ger, g'nugsam läßt Du schauen,
Daß Du dies Zeichen unverdient geführt.
Jetzt wirfst Du's weg und hast's vorhin zerhauen;
Nicht sagen kannst Du mehr, daß Dir's gebührt.
So redend, hat er schon, nicht ohne Grauen,
Der mächt'gen Durindana Wuth gespürt,
Die auf die Stirn ihm fällt mit solcher Bürde,
Daß ein Gebirg ihn minder drücken würde.

Schon hat sie sein Visir entzwei geschlagen;
Ein Glück, daß sie sich abkehrt vom Gesicht!
Den Sattel jetzt, mit Eisen wohl beschlagen,
Schützt doch die doppelte Bekleidung nicht.
Der Harnisch sammt dem Waffenrock ertragen
Nicht mehr, als Wachs, des starken Schwerts Gewicht,
Und Rüd'gern wird der Schenkel so verwundet,
Daß er erst lang hernach davon gesundet.

Schon waren längst die Waffen dieser Beiden
Mit Doppelstreifen ihres Bluts benetzt,
So daß von denen, die am Schau'n sich weiden,
Der den, der diesen für den Besten schätzt.
Doch Rüd'ger eilt, den Zweifel zu entscheiden
Mit diesem Schwert, das Manchem zugesetzt,
Und sucht mit rauhem Stoß den Ort zu fassen,
Den der geworfne Schild jetzt frei gelassen.

Das Schwert durchbohrt des Panzers linke Seite
Und öffnet sich zum Herzen den Verschluß,
Wo es hineindringt über Spannenweite;
So daß der Tartar nun verzichten muß
Auf jenen Aar, der Anlaß gab zum Streite,
Und auf des hochberühmten Schwerts Genuß,
Ja, selbst verzichten auf das theure Leben,
Was mehr ihn schmerzt, als Schild und Schwert zu geben.

Der Arme will nicht ungerächt erblassen:
Im Augenblick, da er den Stoß erhält,
Hebt er das Schwert, nicht lang' ihm mehr gelassen,
Und hätte Rüd'gern wohl den Kopf zerspellt,
Konnt' er es noch mit voller Stärke fassen;
Doch großen Theil der Kraft verlor der Held.
Die Wunde, die er unter'm Arm bekommen,
Hatt' ihm zu viel der Macht und Kraft genommen.

Als Mandricard von Rüd'gern ward erstochen,
Empfing auch dieser einen Hieb, nicht klein;
Ein dicker Eisenring ward ihm zerbrochen
Und eine Pickelhaube hinterdrein,
Und Durindana drang durch Haut und Knochen
Zwei Finger tief in Rüd'gers Kopf hinein.
Der Ritter muß betäubt zur Erde fallen,
Indeß dem Haupte blut'ge Bäch' entwallen.

Zuerst herab sinkt Rüd'ger auf die Auen,
Und noch so lange hält sich dann sein Feind,
Daß allen fast, die dieses Ende schauen,
Der Mandricard des Kampfes Sieger scheint.
Die Schöne nun, in gleichem Wahnvertrauen,
Die diesen Tag schon oft gelacht, geweint,
Dankt Gott, zum Himmel ausgestreckt die Hände,
Daß er dem Kampf verliehn ein solches Ende.

Doch als nunmehr durch offenbare Zeichen
Wer lebt, sich lebend zeigt, wer todt ist, todt:
Da wechseln Freud' und Leid mit ihren Reichen,
Und jene herrscht, wo dieses erst gebot.
Der Fürst, die Herrn, die Tapfern seinesgleichen

Nahn Rüd'gern jetzt, der sich erhebt mit Noth,
Und herzen ihn, indem sie, voller Freuden,
Des Ruhms und Lobes reichstes Maaß vergeuden.

[Uebers. von Gries.]

## 8. Bradamante's Eifersucht.

(Gesang XXXII, Stanze 10—46.)

Indessen klagt mit Schmerzen Bradamante,
Wie sich die Frist der zwanzig Tage dehnt,
Nach deren Ablauf Er, für den sie brannte,
Zu ihr, zum Glauben heimkehrt, wie sie wähnt.
Noch nie hat der Gefang'ne, der Verbannte,
Mit heißerm Wunsch den Tag herangesehnt,
Der ihm eröffnen soll des Kerkers Thüren,
Ihn soll zurück zur theuern Heimath führen.

Sie denkt, in dieser Harrensqual, entweder
Sei wohl der Pyrois, der Aëthon*) lahm,
Ach, oder gar zerbrochen eins der Räder,
Die sich so langsam dreh'n zu ihrem Gram.
Weit länger scheint ihr dieser Tage jeder,
Als der, dem Josua seinen Flug benahm;
Und jede Nacht scheint länger zu verziehen,
Als die, so dem Alcid' das Sein verliehen.

O wie anjetzt der Ratzen, Dachse, Bären
Beglückte Schlafsucht ihren Neid erweckt!
Sie wünscht, so lange diese Tage währen,
Ihr Augenpaar von stetem Schlaf gedeckt;
Und nichts zu hören mehr ist ihr Begehren,
Bis Rüd'gers Stimme sie vom Schlummer weckt.
Allein ihr bleibt nicht dieses nur benommen:
Sie kann zum Schlaf nicht eine Stunde kommen.

Sie wirft sich auf den Federn, ihr ein Grauen,
Stets ruhelos, bald da, bald dort umher.
Oft öffnet sie das Fenster, um zu schauen,
Ob Tithons Gattin, bei der Wiederkehr
Des frühen Lichts noch auf des Himmels Auen
Nicht streuet Ros' und Lilie vor ihm her.
Und wird es Tag, so ist ihr heiß Verlangen,
Daß erst die Sterne doch am Himmel prangen.

Als nun die Zeit um ist auf wenig Tage,
Erwartet sie mit hoffender Begier
Allstündlich fast den Boten, der ihr sage
Was sie ersehnt: Dein Rüd'ger kommt zu dir!
Oft steigt sie auf den Thurm, deß hohe Lage
Beherrscht die Fluren und das Waldrevier,
Und wo man einen Theil des Wegs entdeckte,
Der sich von Frankreich her zum Schloß erstreckte.

Erblickt sie Waffenglanz auf dieser Fährte,
Nur irgend was, das einem Ritter gleicht,
Dann glaubt sie schon, es sei der Langentbehrte,
Und jedes Wölkchen ihres Aug's entweicht.
Und nähern sich Fußgänger, Unbewehrte,
Gleich hofft sie dann, ein Bote sei's vielleicht.
Und daß noch nie die Hoffnung eingetroffen,
Hält sie nicht ab, ein andermal zu hoffen.

Ihm zu begegnen denkt sie, legt bisweilen
Die Waffen an und steigt hinab zum Plan.
Sie trifft ihn nicht, und hofft, er sei derweilen
Auf anderm Weg gelangt nach Montalban,
Und steigt vergebens, mit demselben Eilen,
Womit sie auszog, nun den Berg hinan.
Der Ritter wird nicht da noch dort gefunden,
Und schon war die ersehnte Frist entschwunden.

Schon war die Frist um einen Tag vergangen,
Um zwei, um sechs, um acht, um zwanzig schon;
Und noch ist er nicht hier, noch immer langen
Nicht Boten an — da schallt ihr Jammerton,
Der wohl die Furien mit dem Haar von Schlangen
Erweicht' in jener dunkeln Region.
Sie läßt nicht mehr die schönen Augen trocken,
Zerreißt die weiße Brust, die gold'nen Locken.

Ist wirklich, sprach sie, dies mein Wunsch und Trachten?
Den soll ich suchen, der sich birgt und flieht?
Den schätzen, der mir lohnet mit Verachten?
Den bitten, der selbst Antwort mir entzieht?
So soll mein Herz nach meinem Hasser schmachten,
Der seinen Werth in solchem Lichte sieht,
Daß, um sein Herz zur Liebe hinzuneigen,
Wohl eine Göttin muß vom Himmel steigen?

Der Stolze weiß die Liebe meiner Seele
Und will mich zur Geliebten nicht, noch Magd.
Der Harte weiß, daß ich zum Tod mich quäle,
Und bis zum Tod wird Hilfe mir versagt.
Und daß ich meine Qual ihm nicht erzähle,
Weil doch sein Starrsinn vor Erweichung zagt,
Verbirgt er sich vor mir, so wie die Schlange,
Um wild zu bleiben, flieht vor dem Gesange.

O halt' ihn, Amor, ihn, deß eil'ge Schritte
So schnell entflieh'n vor meinem trägen Nah'n!
Wo nicht, so laß mich sein nach alter Sitte
Nicht dir noch einem Andern unterthan.
Doch daß du Mitleid fühlst bei meiner Bitte,
Wie thöricht, wie betrüglich ist der Wahn!
Du willst ja Luft und Speis' und Nahrung saugen
Aus diesem Thränenbach zerweinter Augen.

Doch über wen darf meine Klag' erschallen,
Als über mein Verlangen, daß nie ruht,
Das mich erhebt bis zu des Himmels Hallen,
Bis ihm den Fittig sengt der Sonne Gluth?
Dann schwindet ihm die Kraft, es läßt mich fallen
Aus luft'gen Höh'n; doch endet nicht die Wuth.
Der Fittig wächst auf's neu, verbrennt sich wieder,
Und wiederum stürz' ich zur Erde nieder.

Doch mehr, als dieses, muß ich mich verklagen,
Daß ich ihm aufgethan des Busens Pfad.
So konnt' es die Vernunft vom Throne jagen,
Um ihm zu widerstehn weiß ich nicht Rath.
Aus schlimmen treibt es mich in schlimm're Lagen;
Wie zügl' ich dies, das keinen Zügel hat?
Es macht mir kund, daß es zum Tod mich führe,
Damit ich, harrend, mehr der Leiden spüre.

Allein warum mich über mich beschweren?
Ich liebte Dich; mein einz'ger Fehl war dies.
Und ist es wohl für Wunder zu erklären,
Daß sich ein schwaches Weib besiegen ließ?
Warum mich waffnen sollt' ich und bewehren,
Da sich vor mir die höchste Schönheit wies?
Warum dem Adel nicht, der Weisheit trauen?
Unselig, wer nicht darf die Sonne schauen!

*) Pyrois, Aëthon — zwei von den vier Pferden des Sonnenwagens.

Und nicht das Schicksal nur hat mich getrieben,
Auch jenes Wort, des festen Glaubens werth;
Mir ward die höchste Seligkeit beschrieben,
Die dieser Liebe sei zum Lohn bescheert.
Ach! ist dies Wort ein leerer Hauch geblieben,
War jener Rath Merlins so ganz verkehrt,
Vielleicht ein Trug — wohl kann ich ihn verklagen,
Doch meiner Liebe kann ich nicht entsagen.

Merlinen klag' ich an, mit ihm Melissen,
Und klagen soll in Ewigkeit mein Mund.
Durch Geister aus der Hölle Finsternissen
Ward meines Stammes reiche Frucht mir kund,
Damit ich würd' in Sklaverei gerissen
Durch Hoffnungswahn; ich sehe nicht den Grund,
Wenn zu der That sie nicht der Neid entschieden
Ob meinem süßen, sichern, heil'gen Frieden. —

So nimmt der Schmerz sie ein, daß keine Stelle
Mehr übrig bleibt, wo Tröstung wohnen kann.
Die Hoffnung doch betritt des Busens Schwelle
Und siedelt sich in ihrem Herzen an.
Zeigt ihr in der Erinn'rung frischer Helle
Was scheidend ihr gesagt der theure Mann
Und läßt zum Trotz der andern Leidenschaften,
Sie an dem Glauben seiner Rückkehr haften.

Durch diese Hoffnung ward sie hingehalten
Fast einen Mond nach jener Zeit Verfluß;
Und leichter trug sie durch ihr mildes Walten,
Als sonst vielleicht, den Kummer und Verdruß.
Doch als sie einst, wie sie es pflegt' zu halten,
Die Straße zog, die Rüd'ger kommen muß,
Geschah es, daß man eine Kund' ihr sagte,
Die nun, zuletzt, die Hoffnung auch verjagte.

Ein Ritter aus Gascogne kam gegangen
Und g'rades Wegs vom Heer aus Afrika;
Denn seit dem Tage war er dort gefangen,
Als bei Paris die große Schlacht geschah.
Von Manchem ward zu reden angefangen,
Bevor sie am bestimmten Ziel sich sah.
Nach Rüd'gern fragt sie dann; da bleibt sie stehen,
Ohn' über diesen Punkt hinauszugehen.

Gut gab der Ritter Auskunft, denn mit Allen
An jenem Hofe war er wohl bekannt.
Er sagt' ihr, was mit Rüd'gern vorgefallen,
Der harten Kampf mit Mandricard bestand
Und, schwer verletzt, nachdem sein Feind gefallen,
Wohl einen Mond sich nah am Tode fand.
Und hätt' er hiermit den Bericht geendet,
War alle Schuld von Rüd'gern abgewendet.

Allein nun sagt er, bei den Saracenen
Sei eine Jungfrau, die Marfisa heißt,
Nicht minder schön als kühn und stark von Sehnen,
In jeder Waffenart geübt und dreist.
Die liebe Rüd'ger, und sie liebe Jenen,
Auch sehe man die Beiden allermeist
Beisammen nur; daher werd' angenommen,
Es sei bis zur Verlobung schon gekommen;

Und alsobald es Rüd'gers Wunden leiden,
Werd' öffentlich das Ehebündniß kund.
Und jeder König, jeder Fürst der Heiden
Erfreue sich darob aus gutem Grund;
Denn da man kennt die Tapferkeit der Beiden,
So hoffen sie, es werd' aus diesem Bund

In kurzer Zeit ein Kriegerstamm entstehen,
Stark, muthig, wie die Welt noch nie gesehen.

Der Ritter glaubte selbst, was er erzählte,
Nicht ohne Grund; denn bei der Mohrenschaar
War Keiner, der nicht diese Meinung wählte,
Man sprach davon ganz laut und offenbar.
Der Achtung Zeichen, die man nicht verhehlte,
Erregten das Gerücht von diesem Paar;
Denn geht ein solcher Ruf, gut oder schändlich,
Zum Mund heraus, so wächst er fort unendlich.

Daß sie mit ihm, als ihrem Kampfgenossen,
In's Lager kam, nie sonder ihn sich wies,
Dadurch war dies Gerücht zuerst entsprossen;
Allein was ihm den Wachsthum gab, war dies,
Daß sie, die mit Brunellen, rasch entschlossen,
Von dannen zog (wie ich Euch wissen ließ),
Ganz unverlangt zurück in's Lager kehrte,
Blos weil sie Rüd'gern dort zu seh'n begehrte.

Blos um den Freund zu seh'n, der, hart geschlagen,
Danieder lag, kam sie zum Lagersort;
Nicht einmal nur, sie kam an vielen Tagen,
Blieb Tags bei ihm und ritt am Abend fort.
Und mehr noch gab den Leuten dies zu sagen,
Daß sie, die sonst (das weiß ein Jeder dort)
Die ganze Welt verachtet, übermüthig,
Nur gegen Rüd'ger freundlich war und gütig.

Kaum endigte der Ritter diese Kunde,
Als Bradamante, plötzlich übermannt
Vom ungeheuern Schmerz der tiefsten Wunde,
Nur mühsam Kraft sich zu erhalten fand.
Sie wandt' ihr Roß, kein Wort entfuhr dem Munde;
Von Eifersucht, von Grimm und Zorn entbrannt,
Trieb sie die Hoffnung von sich ohne Schonung
Und kam in voller Wuth zu ihrer Wohnung.

Sie wirft, ohn' erst die Rüstung abzulegen,
Sich mit dem Antlitz in das Bett hinein;
Und um durch Schreien nicht Verdacht zu regen,
Stopft sie in ihren Mund die Locken ein.
Von Neuem tönt ihr jedes Wort entgegen,
Das sie vernahm, und steigert so die Pein,
Daß sie die Last nicht länger kann ertragen
Und sich verlüften muß durch lautes Klagen:

Unselige! wem soll ich je vertrauen?
Ja, treulos nenn' ich Jeden nun und wild,
Muß ich Dich, Rüd'ger, wild und treulos schauen,
Den ich für so beständig hielt, so mild.
Sahst Du im Trauerspiel mit tiefem Grauen
Je einer Unthat, eines Frevels Bild,
Das Dir nicht schwach und unbedeutend schiene
Bei dem, was Du gethan, was ich verdiene?

Wohl, Rüd'ger, mag kein Ritter Dich erreichen
An kühnem Geist, an herrlicher Gestalt,
An Sitt' und Anmuth muß Dir Jeder weichen,
Und Keiner reicht an Deines Arms Gewalt.
Du, in so mancher Tugend ohne Gleichen,
Warum errangst Du nicht den sichern Halt,
Nicht diese Treue, stark und unverletzbar,
Vor allen andern Tugenden unschätzbar?

Und weißt Du nicht? Wo diese nicht zu finden,
Bleibt Adelsitt' und Tapferkeit verhehlt;
Wie alle Ding' in Finsterniß verschwinden,
Wie schön sie sind, wo Strahl des Lichtes fehlt.
Leicht war's, mit Trug ein Mädchen zu umwinden,

Das Dich zum Herrn, Idol und Gott erwählt,
Das wohl Dir glaubte, selbst das Gluthgefunkel
Des Sonnenballs sei wärmeleer und dunkel.

Grausamer, welch' Verbrechen schafft Dir Reue,
Wenn deren Mord nicht, die Dich liebt und ehrt?
Brichst Du so leicht den hohen Schwur der Treue,
Von welcher Last wird dann Dein Herz beschwert?
Welch' ist die Qual, die Deinen Feind bedräue,
Wird Deiner Freundin solche Pein bescheert?
Gerechtigkeit wohnt nicht im Himmel droben,
Bleibt meine Rache länger noch verschoben!

Ist als das ärgste, was der Mensch versünde,
Undankbarkeit, die schändliche, bekannt;
Ward ihrenthalb in düst're Höllenschlünde
Des Himmels schönster Engel einst verbannt;
Harrt schwere Geißel stets auf schwere Sünde,
Wenn sich das Herz zur Buße nicht gewandt:
So zittre vor der Geißel rauhem Gruße,
Denn Du bist undankbar und weigerst Buße.

Auch wegen Raub hab' ich Dich anzuklagen,
Und klein ist jedes Laster gegen ihn.
Daß Du mein Herz behältst, will ich nicht sagen;
Denn hiervon sei Lossprechung Dir verlieh'n.
Doch Du warst mein, und konntest dennoch wagen
Dich, wider alles Recht, mir zu entzieh'n.
O gieb Dich mir zurück! Du mußt ja wissen,
Nicht selig wird, wer fremdes Gut entrissen.

Du ließest mich, ich will Dich nicht verlassen;
Und wollt' ich's auch, doch wär' es mir verwehrt.
Allein ich kann und will mein Leben lassen,
Um zu entflieh'n der Qual, die mich verzehrt.
Nur, ungeliebt von Dir jetzt zu erblassen,
Das ist mein Schmerz; denn ward es mir gewährt,
Da, als ich noch Dir theuer war, zu sterben,
Nie könnt' ich einen sel'gern Tod erwerben.

Sie spricht's, entschlossen sich den Tod zu geben,
Springt auf vom Bett und eilt, in voller Wuth,
Das Schwert an ihre linke Brust zu heben;
Doch wohl, daß sie der Wehr sich nicht entlud!
Jetzt eilt der bess're Geist sie zu umschweben
Und spricht zu ihr: O Du, so hohem Blut
Entsproff'ne Jungfrau, wie? Du wärst im Stande,
Dem Leben zu entflieh'n mit solcher Schande?

Ist's besser nicht, Du eilst in's Feld der Waffen,
Das Jedem einen Tod mit Ehre beut?
Sieht Rüd'ger dort das Leben Dir entraffen,
Vielleicht doch, daß er Deinen Fall bereut!
Und müßt' er selber Dir den Tod verschaffen,
Wer wäre dann im Sterben mehr erfreut?
Ihm kommt es zu, vom Leben Dich zu scheiden,
Denn er ist Ursach, daß Du lebst in Leiden.

Vielleicht auch kannst Du, ehe Du vollendet,
Dich an Marfisen rächen, die durch List
Und unehrbare Lieb' ihn Dir entwendet
Und einzig Ursach Deines Todes ist.
Dies nun, worauf sich ihr Gedanke wendet,
Schien besser ihr; sie schafft' in kurzer Frist
Sich einen Waffenschmuck, der zeigen sollte,
Daß sie, verzweifelnd, nichts als sterben wollte.

[Uebers. von Gries.]

## 9. Astolfo's Ritt in den Mond.

(Gesang XXXIV, Stanze 48—86.)

Er steigt auf's Flügelroß, um solcher Weise
Bis auf den Gipfel dieses Bergs zu gehn,
Der mit dem höchsten Kulm vom Mondeskreise
Nur noch um wenig scheint entfernt zu stehn.
Verächtlich dünken ihm die Erdengleise,
Gen Himmel treibt ihn die Begier, zu sehn.
Stets höher schwingt er sich zum Himmelsbogen,
Bis er zuletzt des Berges Kulm erflogen.

Der Blumen Schaar, auf diesen frohen Auen
Erzeugt vom Zephyr, ist wie Perlen schier,
Wie Gold, Rubin und Chrysolith zu schauen,
Wie Demant, Hyacinth, Topas, Sapphir.
Des Grases Grün, wär's hier nur anzubauen,
Besiegte sicher der Smaragden Zier.
Nicht minder lieblich ist das Laub an Zweigen,
Die immer Frucht und immer Blüthe zeigen.

Die Vöglein singen in belaubter Halle,
Weiß schimmernd, roth, grün, gelb und himmelblau.
An reiner Klarheit weichen die Krystalle
Dem stillen See, dem Murmelbach der Au.
Ein sanfter Wind, von welchem scheint, er walle
In immer gleichem Zeitmaaß, mild und lau,
Erregt die Luft mit leisem Flügelschlage,
Und nie beschwerlich wird die Gluth der Tage.

Er raubt den Wohlgeruch von allen Seiten,
Den Blüthe, Frucht und Grün so reich gewährt,
Um eine duft'ge Mischung zu bereiten,
Die stets mit holdem Süß die Seele nährt.
Ein Schloß erhebt sich in den ebnen Weiten,
Von hell lebend'gen Flammen wie verklärt;
Ein glänzend Licht scheint von ihm auszustrahlen,
Wie nimmer glänzt in unsern Erdenthalen.

Der Herzog lenkt sein Roß, doch sonder Eilen
Und mit bequemen Schritten, zum Palast,
Der mehr im Umkreis hat als sieben Meilen,
Und freut der Gegend sich, die ihn umfaßt.
Er urtheilt, jene Welt, wo wir verweilen,
Sei der Natur, dem Himmel selbst verhaßt
Und, gegen diese, häßlich, bös und stinkend,
So mild ist sie, so hell und freudeblinkend.

Dem Lichtpalaste nähert sich der Schauer
Und hemmt, betäubt von Staunen, seinen Pfad.
Aus einem Edelstein besteht die Mauer,
Von rötherm Glanz, als der Karfunkel hat.
O Wunderwerk! Dädalischer Erbauer!
Wo ist bei uns ein Werk, das diesem naht?
Nun schweige nur ein Jeder, der die sieben
Weltwunder rühmt so laut und übertrieben.

Um im beglückten Haus ihn zu empfangen,
Naht sich ein würd'ger Greis dem Paladin.
Roth ist des Mantels, weiß des Kleides Prangen,
Dies gleich der Milch und jenes dem Carmin.
Weiß sind die Locken, weiß sind ihm die Wangen
Von Haaren, die bis auf die Brust sich ziehn.
Ehrwürdig ist sein Antlitz anzuschauen,
Den Auserwählten gleich in Edens Auen.

Er sprach zu ihm, der ehrerbiet'ger Weise
Vom Rosse stieg, mit heiterm Angesicht:
O Held, den Gott geführt auf selt'nem Gleise
Zu dieses ird'schen Paradieses Licht,
Verstehst Du gleich die Absicht Deiner Reise,
Den wahren Endzweck Deiner Sehnsucht nicht;

Doch glaube nur, Dir ist die Bahn vom Norden
Nicht ohn' ein tief Geheimniß frei geworden.

Zu lernen, wie dem Kaiser beizustehen,
Der Glaub' aus der Gefahr zu retten sei,
Kamst Du, um hier mit Rath Dich zu versehen,
Auf langem Weg' ohn' allen Rath herbei.
Doch leg', o Sohn, das Heil, so Dir geschehen,
Nicht Deiner Klugheit, Deinem Muthe bei;
Denn nicht Dein Horn und nicht Dein Roß mit Schwingen
Half Dir dazu, gab Gott nicht das Gelingen.

Es ist noch Zeit, dies weiter auszuführen
Und alles, was Du thun sollst, sag' ich Dir.
Du mußt Beschwer vom langen Fasten spüren,
Drum komm und letze Dich zuvor mit mir.
Der Greis hört nicht zu reden auf im Führen
Und setzt den Herzog in Erstaunen schier,
Ihm sagend, er sei's, der von Gott getrieben,
Das Evangelium des Herrn geschrieben;

Johannes, den der Herr geliebt vor Allen,
Von dem die Rede bei den Brüdern scholl,
Er werde nie anheim dem Tode fallen;
Von welchem Gottes Sohn so gnadenvoll
Zu Petrus sprach: Weshalb kann Dir mißfallen,
Daß er mein Kommen so erwarten soll?
Sagt' er auch nicht: Er soll den Tod nicht tragen,
So sieht man doch, er wollte dieses sagen.

Er kam hierher und fand Gesellschaft oben;
Denn früher kam Erzvater Henoch an,
Prophet Elias ward hieher erhoben,
Die beide nicht den letzten Abend sahn,
Und die, der bösen Pestluft überhoben,
Ein ew'ger Lenz so lange wird umfahn,
Bis die Posaun' ankündigt allem Volke,
Christ kehre wieder auf der weißen Wolke.

Sehr freundlich ward dem Paladin indessen
Von diesen Heil'gen Wohnung hier verliehn;
Und auch sein Flügelroß ward nicht vergessen,
Man reicht ihm Korn, so viel genügend schien.
Ihm selber gab man Edens Frucht zu essen,
Von solchem Wohlschmack, daß der Paladin
Das erste Paar sich fast entschuldigt dachte,
Wenn solches Obst es ungehorsam machte.

Nachdem Astolf, erschöpft von weiter Reise,
Der menschlichen Natur den Zoll gebracht,
Der ihr gebührt, sowohl an Ruh' als Speise
(Denn alles Nöth'ge ward hier wohl bedacht),
Und nun Aurora scheidet von dem Greise,*)
Den ihr sein Alter nie verhaßt gemacht:
So sah er schon, dem Lager kaum entnommen,
Den gottgeliebten Jünger zu ihm kommen.

Der Heil'ge, da er ihm die Hand gegeben,
Sprach erst von manch geheimem Gegenstand.
Dann sagt' er: Sohn, Du kommst aus Frankreich eben,
Doch ist, was dort geschah, Dir unbekannt.
Wiss', Euern Roland, der auf falsches Streben
Die Gaben, so ihm anvertraut, gewandt,
Ihn strafte Gott, der, wen er liebt, am mehrsten,
Wenn solcher sich empört, auch straft am schwersten.

Eu'r Roland, welchem Gott, als er geboren,
Die höchste Kraft, den höchsten Muth verliehn,
Und daß kein Stahl vermag ihn zu durchbohren,
Was menschlicher Natur zuwider schien;
Dieweil er zu dem Amt ihn auserkoren,
Den heil'gen Glauben aus Gefahr zu ziehn,
Wie er den Simson wider Philistäer
Erkor zum Hort und Schutze der Hebräer;

Eu'r Roland hat, für die so reich gewährte
Wohlthat des Herrn, ihm schlechten Dank gebracht.
Denn als sein Volk am meisten ihn entbehrte,
Hatt' er, ihm beizustehn, am mind'sten Acht;
Weil ihn blutschänd'rische Begier verzehrte,
Zu einer Heidin, so, daß er gedacht,
Zweimal und mehr, mit mörderischen Waffen
Den treuen Vetter*) aus der Welt zu schaffen.

Drum machte Gott, daß er mit nackten Lenden
Und Bauch und Brust als Toller rennt umher,
Und ließ ihm den Verstand entziehn und blenden;
Nun kennt er Andre, kennt sich selbst nicht mehr.
So, lesen wir, erlitt von Gottes Händen
Nebucadnezar einst die Strafe schwer;
Denn sieben Jahre lang, von Wuth besessen,
Hatt' Er, gleich Ochsen, Gras und Heu zu fressen.

Doch weil der Graf in viel geringerm Grade,
Als jener Fürst, der Sünde schuldig ist:
So setzt, zur Büßung seiner Schuld, die Gnade
Des Höchsten ihm drei Monde nur zur Frist.
Und wisse nun, daß Du auf solchem Pfade
Hierher gelangt nur zu dem Zwecke bist,
Um zu empfahn von uns die sichre Kunde,
Wie Roland von der Raserei gesunde.

Wahr ist's, noch andre Reise muß geschehen,
Und ganz verlassen mußt Du diese Welt.
Du sollst mit mir zum Mond hinüber gehen,
Der von Planeten uns zunächst sich hält;
Denn dort nur ist die Arzenei zu sehen,
Die Rolands Geister wiederum erhellt.
Wenn in der nächsten Nacht der Mond uns über
Dem Haupte steht, so reisen wir hinüber.

So über dies, als andres mehr, verbreitet
Der Jünger sich am Tage gegen ihn.
Doch als in's Meer hinab die Sonne gleitet
Und oben nun des Mondes Horn erschien,
Ward alsobald ein Wagen zubereitet,
Den man gebraucht, die Himmel zu durchziehn,
Der in Judäa's Bergen, wie wir wissen,
Elias einst dem ird'schen Blick entrissen.

Vier Rosse, die der Flammen Roth besiegen,
Spannt an die Deichsel nun der heil'ge Mann;
Und da er mit Astolfen eingestiegen,
Nimmt er den Zaum und treibt sie himmelan.
Der Wagen eilt die Lüfte zu durchfliegen
Und langt gar bald im ew'gen Feuer an;
Wobei jedoch, so lang' er es durchrannte,
Der Greis das Wunder that, daß es nicht brannte.

Dem Feuerkreis entronnen, führt zum Reiche
Des Mondes sie nunmehr ihr kühner Pfad.
Sie seh'n daß dieser fast dem Stahle gleiche,
Der, gut geglättet, keinen Flecken hat,
Und daß er uns're Kugel wohl erreiche
An Größ' und Umfang, oder bald ihr naht;
Die Erdenkugel, sag' ich, sammt dem Meere,
Das rings umgiebt und einengt ihre Sphäre.

Zwiefach erstaunt der Herzog, zu erfahren,
Daß dieses Land so groß ist nahebei,
Das, angeschaut von Erdbewohnerschaaren,

*) — von dem Thitonus, ihrem Gemahle.

*) Rinado, Rolands Nebenbuhler bei Angelika.

Aussieht, als ob's ein kleiner Teller sei;
Und daß er, um die Erde zu gewahren
Zusammt dem Meer, die Augen alle zwei
Sehr schärfen muß; denn leer an eig'nem Lichte,
Erhebt ihr Bild sich wenig zum Gesichte.

Ganz anders, wie auf unser'm Erdenkreise,
Sind oben dort die Felder, Flüsse, See'n:
Die Eb'nen, Thäler, Höh'n von andrer Weise,
Mit Städten und mit Schlössern wohl verseh'n,
Mit Häusern, die Astolf auf keiner Reise
Vorher noch nachher, je so groß geseh'n.
Auch weite Wälder giebt's im Mondgefilde,
Wo stets die Nymphen jagen nach dem Wilde.

Der Herzog will nicht alles dies erkunden,
Denn nicht deswegen kam er ja hieher;
Und in ein Thal, von Bergen rings umwunden,
Geleitet der Apostel ihn nunmehr,
Wo wunderbarlich alles wird gefunden,
Was man verliert, es sei durch Ungefähr,
Durch Zeit, durch Schicksal, durch Versehn: dort oben
Wird, was man hier verloren, aufgehoben.

Nicht Reiche nur und Schätze, will ich sagen,
Die oft das unbeständ'ge Rad verkehrt;
Auch jenes alles wird dorthin getragen,
Was uns das Glück nicht nimmt und nicht gewährt.
Dort oben ist viel Ruhm, den mit dem Nagen
Des Holzwurm's hier die läng're Zeit verzehrt;
Gelübde sind alldort, Gebet' ohn' Ende,
Die von uns Sündern geh'n in Gottes Hände.

Dort finden sich der Liebe Seufzer, Thränen,
Die leere Zeit, die man beim Spiel verbringt,
Die Muße, die Unwissende vergähnen,
Die eitel'n Plane, die man nie vollbringt.
In solcher Meng' ist das vergeb'ne Sehnen,
Daß es des Raumes größten Theil verschlingt.
Was Du verlor'st allhier, mit einem Worte,
Das alles findest Du an jenem Orte.

Der Ritter fragt, indem er manche Gänge
Durch diese Haufen macht, gar vielerlei,
Geschwoll'ner Blasen sieht er eine Menge,
Und drinnen schallt's wie Aufruhr und Geschrei.
Er hört, daß dies das alte Staatsgepränge
Der Lydier, Perser und Assyrer sei,
Der Griechen auch, so hoch berühmt vor Jahren,
Und deren Namen wir noch kaum bewahren.

Nicht weit davon sind Gold- und Silber-Angeln
In großer Zahl; und dies sind insgemein
Geschenke, die, um Gnaden zu erangeln,
Man Kön'gen, Fürsten, Gönnern pflegt zu weihn.
Auch Schlingen giebt's, die nicht der Blumen mangeln
Zur Hüll' und Zier; dies sind die Schmeichelei'n.
Auch sieht man in Gestalt geplatzter Heimchen
Die manchen Herrn gesung'nen Ehrenreimchen.

Goldketten, steingeschmückte Fesseln deuten
Liebschaften an, die schlecht zu Ende geh'n;
Die Adlerklau'n sind Macht, so ihren Leuten
Oft unvorsicht'ge Fürsten zugesteh'n.
Die Blasebälge mit gespannten Häuten
Sind Fürstenrauch und Gunst, die leicht verweh'n,
Den Ganymeden erst erzeigte Güte,
Die bald entweicht mit ihrer Jahre Blüthe.

Von Stadt und Schloß sind Trümmer hier zu schauen,
Die man mit großen Schätzen zugedeckt.
Tractaten sind's, erfährt er im Vertrauen,
Und die Verschwörung, die sich schlecht versteckt.
Auch Schlangen giebt's mit dem Gesicht von Frauen:
Das Werk, das Dieb' und Münzer ausgeheckt;
Zerbroch'ne Flaschen auch von mehrer'n Sorten:
So zeigt elender Höfe Dienst sich dorten.

Auch Suppen sieht er, aus dem Napf gelassen,
Und fragt den Lehrer, was denn diese sei'n,
Almosen sind's, die einer hinterlassen,
Um nach dem Tod der Armuth sie zu weih'n.
Er geht vorbei an großen Blumenmassen,
Wohlriechend einst, jetzt stinkend ungemein;
Und das Geschenk war dieses (darf man's sagen),
Das Constantin Sylvestern übertragen.*)

Leimruthen sieht er dort in großer Menge,
Und dies ist Euer Reiz, ihr schönen Frau'n
Zu lange währt's, wenn ich das alles sänge,
Was man dem Herzog wies in jenen Au'n.
Ich glaube nicht, daß ich das End' erzwänge,
Denn was hier vorkommt, das ist dort zu schau'n.
Nur Thorheit gab's nicht viel noch wenig oben;
Denn die bleibt hier, wird nie vom Fleck gehoben.

Auf ein'ge Werk' und Tage von den Seinen
Stößt nun Astolf, die er verloren hat.
Er kennt sie nicht, so wie sie hier erscheinen,
Wenn kein Erklärer jetzt in's Mittel trat.
Nun kommt, was Alle so zu haben meinen,
Das Keiner je den Höchsten darum bat:
Daß heißt, Verstand; und dessen Haufen machen
Allein mehr aus, als all' die andern Sachen

Als seiner Liquor war er hier zu sehen,
Der, nicht sehr fest verschlossen, leicht verraucht.
Man sah in Flaschen aller Art ihn stehen,
Groß oder klein, wie man sie nun gebraucht.
Die ließ sich als die größte leicht erspähen,
Die den Verstand des Grafen eingehaucht.
Man kannte sie aus allen, die hier blieben:
Roland's Verstand, war draußen angeschrieben;

Wie auf den andern auch Inschriften standen,
Wodurch man, weß Verstand es sei, erfährt.
Auch von Astolf's Verstand war viel vorhanden;
Doch schien ihm dies weit größer'n Staunens werth,
Daß Namen von so Vielen hier sich fanden,
Die, glaub't er, niemals einen Gran entbehrt.
Und nun entdeckt sich's, daß sie wenig haben,
Denn er befand sich hier in großen Gaben.

Der kam durch Liebe drum, und der durch Ehre;
Durch Hoffnung der, die er auf Fürsten setzt;
Der, da er Reichthum sucht' auf falschem Meere;
Der, durch Gemäld' und Edelstein' ergetzt
Und dieser durch der Zauberkunst Chimäre,
Und der durch And'res, was er höher schätzt.
Auch den Sophisten und den Astrologen,
Den Dichtern auch, war viel davon entzogen.

Der Herzog nahm, da dies ihm zugegeben
Von dem Apostel ward, sein Fläschchen fort.
Bloß an die Nase braucht' er es zu heben,
So zog denn der Verstand an seinen Ort.
Daß er gar lange Zeit ein weises Leben
Seitdem geführt, giebt uns Turpin sein Wort;
Bis ihn hernach ein Fehler, den er machte,
Um sein Gehirn zum zweitenmale brachte.

[Uebers. von Gries.]

---

*) Vgl. die Anmerkung zur Uebersetzung aus Dante's Hölle XIX, Vers 115 (S. 53).

# XV. Zeitgenossen Ariosto's.

Im letzten Gesange des „Rasenden Roland" werden, wie früher bereits im 37. Gesange, viele Namen von Frauen und Männern zusammengestellt, welche zur Zeit des Dichters sich eines großen Rufes in Italien erfreuten. Seines berühmtesten literarischen Zeitgenossen, des Machiavelli, erwähnt Ariosto nicht: in dem Abschnitte über Machiavelli haben wir (S. 234) die Worte desselben angeführt, welche auf diese ihm ungerechtfertigt scheinende Auslassung Bezug nehmen. Von Denen, welche die Ariosto'schen Stanzen genannt, sind Viele, bis auf ihre Namen, der Vergessenheit anheimgefallen; Andere jedoch, wenngleich sie nicht die Berühmtheit eines Ariosto oder Machiavelli erlangt haben, können in einer Entwickelungsgeschichte des italiänischen Geistes nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Mit jenen Beiden hatte die Zeit begonnen, von der ein späterer Schriftsteller, Maffei, sagt: „Gebt mir ein Buch aus diesem Jahrhundert; ohne Werk und Verfasser zu kennen, bin ich im voraus überzeugt, es sei gut." Es war der Einfluß der altclassischen Studien, von dem wir in den früheren Abschnitten oft genug zu sprechen Gelegenheit gefunden, welcher nicht allein für die Entwickelung der italiänischen Literatur fruchtbar geworden war, sondern auch die Blüthen der ästhetischen und literarischen Cultur überhaupt gezeitigt hatte. Anfangs suchte man nur die Alten zu verstehen; man ging nicht über sie hinaus; sie waren weniger wirksam, weil sie eine productive wissenschaftliche Thätigkeit veranlaßt hatten, als durch die Nachahmung, die sie hervorriefen. Man fing darauf an, mit den Alten in ihrer Sprache zu wetteifern; doch so weit diese unmittelbare Nachahmung der Alten in ihrer Sprache auch getrieben wurde, so konnte man damit doch nicht das gesammte Gebiet des Geistes umfassen. Es entwickelte sich der neue Gedanke, die Alten in der Muttersprache nachzuahmen; nicht im Einzelnen wollte man mit ihnen wetteifern; mit jugendlicher Kühnheit warf man sich in dies neue Feld.

Indem wir uns in diesem Abschnitte mit den hervorragenderen Zeitgenossen Ariosto's und ihren Schriften, d. h. mit den wichtigeren Erzeugnissen der Literatur aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts beschäftigen, treten wir zuerst in jenen Kreis von Männern, die den Alten geistig nahe genug gestanden und in das Wesen und die Formen ihrer Werke tief eingedrungen waren, um, gestützt durch eigene natürliche Begabung, bleibende Schöpfungen theils in der Sprache und in den Formen der Alten, theils in der eigenen oder in beiden zugleich zu hinterlassen. Die in lateinischer Sprache verfaßten Schriften dieser Männer bezeichnen die Blüthe dieser Literatur, und der Zeitraum von 1520 bis 1550, in welchem die betreffenden Schriften erschienen, ist für diese Literatur bedeutender geworden, als irgend ein Zeitabschnitt nach der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften. Wir beginnen zuerst mit Sannazaro, der bereits im vorgerückten Alter stand, als Ariosto berühmt zu werden anfing.

Jacopo Sannazaro oder San Nazaro stammte aus einer alten angesehenen Familie, welche sich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Neapolitanischen niedergelassen hatte. In der Hauptstadt dieses Landes, am 23. Juli 1458 geboren, verdankte Sannazaro hauptsächlich dem Unterrichte des Giovinianο Pontano*) seine gelehrte Bildung und die vorzügliche Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, die ihn auszeichnete. Früh schon entwickelte sich sein poetisches Talent, das durch eine Jugendliebe stark genährt

*) Pontano war Vorsteher der neapolitanischen Akademie, eines der ältesten derartigen Institute, die von großem Einflusse auf die Entwickelung der Literatur und Sprache geworden sind. Jene Akademie wurde im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts an Alfons' V. Hofe gestiftet und vereinigte die gelehrtesten Männer der Stadt zu literarischen Zwecken. Mehrere berühmte Philologen und Dichter gingen aus ihr hervor; unter ihnen Lorenzo Valla und Sannazaro, welcher Letztere den akademischen Namen Actius Sincerus führte.

wurde. Unter dem Namen Harmosyne oder Filli besang er seine Geliebte, von der wir nur wissen, daß sie Carmosina Bonifacia geheißen und seine Liebe unerwiedert gelassen hatte. Vergebens suchte der Dichter gleichgültig gegen die Geliebte zu werden; er trennte sich von ihr und ging nach Frankreich. Allein die Sehnsucht nach ihr trieb ihn wieder in die Heimath zurück, wo er nach seiner Ankunft die Geliebte nicht mehr fand: sie war während seiner Abwesenheit gestorben. Mit ihr zugleich scheint auch die italiänische Muse für ihn gestorben zu sein: er dichtete fortan fast nur noch in lateinischer Sprache. Während seiner Abwesenheit hatte er seine Arcadia, ein Gedicht, das von ihm bereits in der Heimath begonnen worden, vollendet; es ist dasjenige unter seinen Werken, welches, als eine der vollendetsten Schöpfungen in italiänischer Sprache, den Namen des Dichters verewigt hat. Sannazaro's Dichterruhm wurde am Hofe von Neapel anerkannt und gefeiert. Der König Ferdinand und seine Söhne Alphons und Friedrich gewannen den Dichter so lieb, daß sie ihn auf ihren Reisen und Feldzügen zum Begleiter wählten. Nach Friedrich's Thronbesteigung (1496) schien ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet. Als ein erstes Zeichen der königlichen Gnade erhielt er die in der Vorstadt Chiaga, unweit des Meeres und des Einganges zum Posilippo herrlich gelegene Villa Mergoglino oder Mergellina zum Geschenke, und ein Jahrgehalt von 600 Ducaten. Während der Stürme, die gegen das Ende des Jahrhunderts über das Königreich Neapel und dessen aragonischen Regenten hereinbrachen, hatte Sannazaro Gelegenheit, dem unglücklichen Könige seine Treue zu erkennen zu geben; er folgte diesem, als er 1501 auf sein Reich Verzicht leisten mußte, in sein Exil nach Frankreich. Erst nach dem Tode dieses Königs (1504) kehrte er nach Neapel zurück. Hier lebte er seinen Studien und dem Verkehre mit Gelehrten. Eine Hofdame der Königin, die er unter dem Namen Cassandra feierte, wurde der Gegenstand einer idealen Liebe des Dichters. Bei dem platonischen Charakter dieser Liebe sah er es ohne Eifersucht, daß Donna Cassandra sich mit einem Edelmanne vom Hofe verlobte. Ja er war so sehr für die Ehre seiner Dame besorgt, daß, als deren Verlobter von seinem Verlöbniß zurückzutreten sich bemühte, er den Papst ersuchte, die Einwilligung in dessen Aufhebung zu versagen. Als der Edelmann gleichwohl seinen Zweck erreichte, ward Sannazaro deshalb wider den Papst so aufgebracht, daß er sich nie entschließen konnte, das Gedicht de partu virginis, um dessen Vollendung Leo ihn dringend und mit reichlichen Geschenken anging, zu Ende zu bringen. Auf seinem Landgute baute er dagegen zur Ehre der heiligen Jungfrau eine Kirche und stiftete ein Serviten-Kloster, das er reich dotirte. Die 1527 zu Neapel ausgebrochene Pest nöthigte ihn zur Flucht nach La Somma, einem Dorfe unfern der Spitze des Vesuvs. Eine Meile von hier wohnte während der bedrängten Zeit auch seine Geliebte Cassandra Der siebzigjährige Dichter unterließ an keinem Tage, ihr zu Fuße einen Besuch abzustatten. Hier erhielt er die Nachricht, daß die Franzosen, welche in seiner Villa Mergellina lagen, von den Leuten des Prinzen Philibert von Savoyen massacrirt worden und die Villa selbst geschleift sei. Der Dichter erkrankte; die bald darauf eingelaufene Kunde vom Tode seines Feindes Philibert in einem Treffen gewährte ihm einigen Trost. Der sanfte Dichter ging in seinem Rachegefühl so weit, daß er sich bei dieser Nachricht im Bette aufrichtete und versicherte, nun vergnügt sterben zu können, da sein Gegner für die ihm zugefügte Beleidigung auf diese Art bestraft worden. „Mars hat die Rache Apollo's ausgeführt" („La vendetta d'Apollo ha fatto Marte!") rief er aus. Bald darauf (1530) starb er zu Neapel im Hause seiner Cassandra. Sein Leichnam ward in dem von ihm gestifteten Serviten-Kloster beigesetzt. Man sieht dort noch sein mit Lorbeern umkränztes marmornes Brustbild zwischen den Bildsäulen Apollo's und Minerva's. Das Aergerniß, welches die heidnischen Bilder an heiliger Stätte gaben, hat man dadurch zu beseitigen gesucht, daß man über Apollo den Namen David und über Minerva den Namen Judith geschrieben hat. Die von Bembo verfertigte Grabschrift:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus Musa proximus et tumulo.*)

*) „Streuet Blumen der heiligen Asche: hier ruht Sannazaro;
Mit Dir, sanfter Virgil, theilet er Muse und Grab!"

spielt auf das am Eingange des Posilippo errichtete Denkmal an, das unter dem Namen Virgil's Grab bekannt ist.

Außer seinem Gedichte „Arcadia" hat Sannazaro noch Sonette und Canzonen in italiänischer Sprache hinterlassen, die sich durch Innigkeit, Anmuth und Simplicität den petrarchischen nähern. Zartheit im Ausdruck, Innigkeit in der Empfindung zeichnen auch seine „Arcadia" aus, die, aus einer Reihe mit Prosa untermischter Schäfergedichte bestehend, eine Lieblingslectüre der Italiäner geworden ist. Dieses Gedicht (es führt in den Werken Sannazaro's den einfachen Titel: Arcadia, poema di Jacopo Sannazaro) wurde im sechzehnten Jahrhundert in 60 Auflagen gedruckt. (Die erste Ausgabe erschien 1502 in Venedig.)

Boccaccio's „Ameto" wird mit Recht das Vorbild der „Arcadia" genannt, welche zwar nicht als ein Hirten-Roman gelten kann, doch für diese Art von Poesieen zuerst das Feld eröffnet zu haben scheint. Gleich dem „Ameto" besteht dieses Werk aus Prosa und Versen, eine Schreibart, die auch in den folgenden Dichtungen dieser Gattungen angenommen wurde, wobei indessen die Prosa gewöhnlich überwiegt und Sonette oder Eklogen nur gelegentlich der Abwechselung wegen oder als eine Art von Zwischenspiel eingemischt sind. Die Arcadia enthält jedoch ungefähr gleich viel Prosa und Verse, indem, nach den eigenen Worten des Dichters, es seine Hauptabsicht war, eine Reihe von Eklogen zu schreiben, wobei die Prosa nur dazu dienen sollte, sie in eine Art von Verbindung zu bringen. Auch umfaßt die Arcadia eigentlich keine Geschichte mit einem gehörigen Anfange und Schlusse, was bei einem Romane doch wesentlich ist. Sie besteht nämlich ganz aus Schilderungen der Beschäftigungen und Zeitvertreibe der Hirten, deren Handlungen und Gefühle der Einfachheit des ländlichen Lebens gewöhnlich gut angepaßt sind. Der Dichter, der unter den Namen Ergasto und Sincero in dem Werke eine Hauptrolle spielt, verläßt, wie darin erzählt wird, Italien wegen einer unglücklichen Liebe (Prosa 7)*) und begiebt sich nach einer Ebene auf dem Gipfel des Berges Parthenius, einer reizenden nur von Hirten bewohnten Gegend Arkadiens (Prosa 1). Letztere kommen manchmal zusammen, um in Wechselgesängen über die Grausamkeit ihrer Geliebten zu klagen (Egloga I, 4, 8) oder das Fest ihrer Göttin Pales zu feiern (Prosa 3) oder am Grabe irgend eines verstorbenen Gefährten das Lob desselben zu singen (Prosa 5). Unter dem Namen der Massilia, von welcher der Verfasser vorgiebt, daß sie die berühmteste Sibylle Arkadiens gewesen, beweint er den Tod seiner Mutter. Ergast veranstaltet an ihrem Grabe Leichenspiele und theilt die Preise unter den Siegern aus (Prosa 10, 11). Das Werk enthält auch viele Anspielungen auf die Unfälle der vertriebenen Beherrscher von Neapel, welche die Gönner Sannazaro's gewesen waren. Ferner erzählt er seine Liebesgeschichte mit der schönen Carmosina, feiert ihre Reize (Prosa 4) und beklagt ihren Tod (Egloga 12) unter den oben in der Biographie erwähnten Namen. Endlich trifft er eines Morgens eine liebliche Najade, die ihn unter den Boden des Meeres führt und ihn die Höhlen sehen läßt, aus der alle Ströme der Erde und namentlich der Sebeto entspringen. Solche unterseeischen Reisen waren bei den italiänischen Dichtern sehr beliebt, welche darin wahrscheinlich die Excursion des Hirten Aristäus in dem vierten Buche der Georgica Virgil's (v. 360 ff.) nachahmten. Nach dieser Besichtigung der Stromquellen kommt Sannazaro auf einem Wege, dessen unverständliche Beschreibung zukünftigen Reisenden nichts nützen kann, am Fuße eines Berges in Italien wieder an das Tageslicht hervor und schließt das Werk mit seiner Rückkehr nach Italien (Prosa 12). In der Arkadia sind die Eklogen hauptsächlich in Versi sdruccioli geschrieben, deren Erfindung einige Schriftsteller dem Sannazaro zugeschrieben haben. Sie bestehen, wie bereits bemerkt, meist aus Klagen um den Tod eines Hirten oder über die Grausamkeit einer Schäferin, oder aus Wettgesängen um einen bestimmten Preis, als einen Hirtenstab, ein Lamm, einen Becher mit nicht sehr züchtigen Schnitzbildern u. s. w. Einige dieser Hirtengesänge werden zu den besten italiänischen Canzonen gerechnet.

---

*) Die 12 Abtheilungen des Gedichts sind überschrieben: Prosa prima, Egloga prima, Prosa segonda u. s. w.

Eine gleiche, vielleicht noch größere Berühmtheit, als durch seine italiänischen Poesieen, hat Sannazaro durch seine lateinischen Gedichte erlangt. Man hat von ihm außer einem größeren Gedichte in drei Büchern: Elegieen, Eklogen und Epigramme. Die letzteren werden immer mit Vergnügen gelesen werden. Am berühmtesten von seinen Epigrammen ist dasjenige geworden, welches er auf die Stadt Venedig gemacht hatte. Der venetianische Senat zahlte ihm für jeden Vers desselben 100 Ducaten, und Tizian erhielt den Auftrag, das Portrait des Dichters zu malen, welches unter den Gemälden der Edelsten der Republik im Dogenpalast aufgestellt wurde. Wir theilen das Epigramm in einer Anmerkung mit*). Das erwähnte größere Gedicht führt den Titel: de partu virginis („von der Geburt der Jungfrau") und erschien zuerst 1522; es ist seitdem oft gedruckt und in's Italiänische wie in andere Sprachen übersetzt worden. (Eine deutsche Uebersetzung erschien zugleich mit dem lateinischen Original 1826: „Jacobi Sannazari de partu virginis carmen tripartitum. Lateinisch und deutsch von F. L. Becher"). Dieses Gedicht hat große und originelle Schönheiten, die aber durch die seltsamste Vermischung der christlichen Mysterien mit den heidnischen Mythen entstellt werden. Alles wimmelt von Dryaden und Nereiden. Die heilige Jungfrau, welche nicht anders, als die Hoffnung der Götter genannt wird, liest nicht etwa die Psalme Davids, sondern die Verse der Sibyllinen. Nicht Jesaias, sondern Proteus verkündigt das Geheimniß der Menschwerdung u. s. w. Abgesehen von diesen Wunderlichkeiten dürfte man, nach der Ansicht geschmackvoller Philologen, nicht leicht etwas Aehnliches an Reinheit, Eleganz und Wohlklang des Versbaues finden. Worte ohne klassische Autorität, zweifelhafte Sprachformen und moderne Gedanken und Ansichten, die in lateinischen Versen so häufig sind, kommen in Sannazaro's Versen so gut wie gar nicht vor, denn sein reiner Geschmack hat ihn ein so echt Virgilianisches Colorit für dieselben erwählen lassen, und sein geübtes Ohr, verbunden mit der größten Leichtigkeit in Handhabung der Sprache, seine Verse so melodisch gemacht, daß er keinen Nebenbuhler zu scheuen braucht. Die Fischer-Eklogen des Sannazaro, welche noch mehr bekannt geworden sind, verdienen wenigstens dasselbe Lob: sie scheinen die Schönheit und Anmuth des herrlichen Golfes zu athmen, den sie beschreiben. In seinen Elegieen endlich kann er mit Tibull wetteifern. Nur da, wo Sannazaro nach lyrischer Erhabenheit strebt, fühlt man, daß er sich nicht in seiner Sphäre bewegt, die Gedanken stehen dann unter dem Ausdrucke, und er ist auch nicht frei von gezierten und geschraubten Wendungen; im Uebrigen aber dürfte es sehr schwierig sein, kalte und prosaische Stellen, wie wohl in den Werken anderer neu-lateinischer Dichter, in seinen Gedichten wahrzunehmen.

Um nun gleich von den berühmtesten dieser Neulateiner zu sprechen, so verdient Marcus Hieronymus Vida aus Cremona, nach der Meinung Einiger ein nicht geringeres Lob als Sannazaro; seine Lehrgedichte über die Dichtkunst (de arte poetica) und über das Schachspiel (Scacchia, schacchiae ludus,) wurden im Jahre 1527 gedruckt, seine Christiade (Christias), die allerdings den Namen eines epischen Gedichts verdient, im Jahre 1535, und das Gedicht über den Seidenwurm (Bombyx) im Jahre 1537. Vida's Vorschriften und Lehren waren klar und verständig, und man bewundert in seinem „Schachspiel" und in dem Gedichte vom Seidenwurm die Kunst, mit welcher er die abstractesten Theorieen

*) Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toti ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Pelago Tiberin praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

Der alte Opitz hat dies so übersetzt:

Als jüngst Neptun im Schooß der grauen Adria
Venedig steh'n und Land und See beherrschen sah,
Sprach er: Zeus, rühme nicht mehr Tarpejen's Höhe
Und Deines Mavors Stadt! Gefällt die Tiber Dir
Mehr, als das Meer, so sieh die Städt' an und gestehe:
Die Menschen haben dort gebaut, die Götter hier.

und Beschreibungen, die sich ganz und gar nicht für eine poetische Darstellung zu eignen scheinen, in seiner eleganten und classischen Sprache auszudrücken verstanden hat. Die „Christiade" ist, besonders wenn wir auf die poetische Sprache Rücksicht nehmen, kein so außerordentlicher Beweis von Vida's großem Talente, aber der Gegenstand selbst ist geschickter gehandhabt als in Sannazaro's ähnlichem Gedichte. Ueberhaupt steht Vida, trotz mancher glänzender Partieen, unter denen sich besonders der Schluß des zweiten Buchs von der Dichtkunst auszeichnet, unter dem neapolitanischen Dichter. Sein Versbau ist hart und mit Spondeen zu sehr überladen, die Elisionen sind zu häufig und die Cäsur nicht selten vernachlässigt. Die Sprache endlich hat selbst an solchen Stellen, wo der Gegenstand es wohl zugelassen haben würde, nicht den gehörigen Schwung.*) (So das Urtheil Hallani's.)

Girolamo Fracastoro erwarb sich seinen Ruhm durch das Gedicht von der „Syphilis", welches 1530 erschien. Hat man sich nur einmal über die Wahl dieses Gegenstandes zufrieden gegeben, so muß jeder Leser mit großer Bewunderung von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Digressionen und von der Kraft und dem Adel der Sprache erfüllt werden. Niemand hat es so wie er verstanden, die Lehren einer durchaus praktischen Wissenschaft in die höchste Anmuth einer reizenden Poesie zu kleiden, ohne Schwulst, ohne Uebertreibung, ohne Dunkelheit und im Allgemeinen auch mit einer außerordentlichen Wahrheit und Treue.**)

Bei einer Vergleichung dieser Dichter unter einander stellt sich heraus, daß Fracastoro der größere Dichter ist, Sannazaro ihn aber in der Kunst des lateinischen Versbaues übertrifft. In der gegenwärtigen Zeit, bemerkt der englische Literar-Historiker Hallam, sehen diejenigen welche überhaupt meinen, daß gar nichts in lateinischer Sprache gedichtet werden soll, weil sie sich einbilden, es sei nicht möglich, sich in dieser Weise gut auszudrücken, auch auf Dichter, wie Fracastoro und Sannazaro waren, mit vornehmem Hochmuth herab. Solchen kann man eigentlich gar nicht antworten, weil sie nicht wissen, was gute lateinische Gedichte sind und es daher sich nicht der Mühe lohnt, ihnen zu widersprechen. Noch hat Niemand behauptet, daß Sannazaro auf einer Stufe mit Ariosto stände. Aber das kann man mit Wahrheit behaupten, daß seine Gedichte in jeder Beziehung die meisten der gleichzeitigen Italiäner übertreffen, und daß sein Ruf durch ganz Europa verbreitet war.

Nach diesem berühmten Triumvirate verdient Bembo besonders genannt zu werden, ein fruchtbarer lateinischer Dichter, der auch sonst zu den bedeutendsten Schriftstellern Italiens aus dieser Zeit gerechnet werden muß. Sein Verdienst war es unter anderem, daß die italiänische Sprache die ihr gebührende Stelle neben der lateinischen Sprache erhielt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert war in Italien die Liebe zur alten Literatur in einem solchem Grade herrschend geworden, daß die Landessprache, mit aller ihrer Schönheit, ihrem Reichthume und der Bildung, die sie unter Boccaccio's Händen erlangt hatte, aus einer argen Pedanterie für kaum würdig erachtet wurde, bei erhabenen und großen Gegenständen gebraucht zu werden. In einer Rede, welche Romulo Amaseo, einer der guten Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, zu Bologna im Jahre 1529 vor dem Kaiser und dem Papste hielt, ertheilte er nicht allein der lateinischen Sprache die größten Lobsprüche, sondern entblödete sich auch nicht, zu sagen, daß die italiänische Sprache allein für den Kramladen und die Werkstätte, so wie für den Verkehr mit gemeinen Leuten tauge. Seine Ansicht war allerdings stark ausgesprochen, aber sie war nicht ungewöhnlich in diesem Zeitalter. Auf dieselbe

*) Vida, dessen „Dichtkunst" eine Zeitlang als poetischer Codex galt, starb 1566. Sein Gedicht über das Schachspiel („Scacchia"), erschien zuletzt in einer deutschen Miniaturausgabe 1821 (in Rudolstadt). Seine „Christiade" ist deutsch übersetzt von J. D. Müller, unter dem Titel: „Jesus Christus", Hamburg 1811.

**) Girolamo Fracastoro, geb. 1483, gest. zu Verona 1553, gehörte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit, und hat sich als Arzt und Dichter gleich berühmt gemacht. Außer seinem oben erwähnten Gedichte „Syphilis" oder „de morbo gallico" und anderen lateinischen Schriften, hat er in italiänischer Sprache Briefe und lyrische Poesieen hinterlassen, von denen die letzteren wegen ihrer Eleganz und Zartheit vorzüglich geschätzt sind. Fracastoro's poetische und philosophische Schriften sind 1857 in einer deutschen Uebersetzung erschienen (Hamburg 3 Hefte).

Streitfrage bezieht sich ein Dialog Speroni's*), in dem unter anderen eine der sprechenden Personen (wahrscheinlich Lazaro Buonamici, ein großer Gelehrter) seine Muttersprache eine bloße Corruption der lateinischen Sprache schilt.

Unter diesen Umständen war es nicht gering anzuschlagen, daß Bembo, der als lateinischer Schriftsteller eines weit ausgebreiteteren Rufes genoß als Amaseo, einer der Ersten sein wollte, der seiner Muttersprache die Ehre wieder verschaffte, indem er die Eleganz und glückliche Wahl des Ausdrucks mit demselben Geschmack, den er sich in der lateinischen Sprache erworben hatte, auf dieselbe übertrug. Daher heißt es in Speroni's oben angeführtem Dialoge, daß zu jener Zeit die allgemeine Ansicht bestanden habe, es würde Niemand italiänisch schreiben, der im Stande wäre, lateinisch zu schreiben, und daß dies Vorurtheil zwar einigermaßen durch Poliziano's Gedicht auf das Turnier Julians von Medici widerlegt wäre, aber doch nicht früher ganz vertilgt worden sei, als bis Bembo seine Landsleute von neuem ihre Muttersprache achten gelehrt habe.

Pietro Bembo, eines venetianischen Patriciers Sohn, wurde am 20. Mai 1470 zu Venedig geboren. Acht Jahre alt begleitete er seinen Vater nach Florenz, wohin dieser als Gesandter seiner Republik gegangen war. Während eines zweijährigen Aufenthaltes daselbst hatte der Knabe Gelegenheit, die toscanische Sprache (das volgar illustre), um welche er sich später bedeutende Verdienste erworben, hinlänglich kennen zu lernen. Die altclassischen Studien, die er darauf unter der Leitung geschickter Lehrer, besonders zu Padua, trieb, zogen ihn zu sehr an, als daß er den Wunsch seines Vaters, sich den Staatsgeschäften zu widmen, hätte erfüllen mögen. Seine Wißbegierde trieb ihn bis nach Messina, wo der berühmte Constantinus Lascaris Vorlesungen über die griechische Sprache hielt. Nachdem er verschiedene Jahre abwechselnd zu Venedig und Ferrara im Umgange mit Aldo Manuzio, Jacopo Sadoleto, Niccolò Leoniceno und anderen „Humanisten" verlebt hatte, ging er 1506 an den Urbiner Hof, wo der Herzog Guidubaldo und seine geistreiche Gemahlin Elisabeth einen Kreis schöner Geister um sich versammelt hielten. Dort blieb er, mit ausgezeichneter Achtung behandelt, bis zum Tode der Herzogin (1512), worauf er nach Rom ging und mit einem Jahrgehalt von 3000 Scudi als apostolischer Sekretär in Leo's X. Dienste trat. Nach dem Tode dieses Papstes (1523) ließ er sich zu Padua nieder, um im Genusse ansehnlicher Pfründen seine noch übrigen Jahre den Wissenschaften zu leben. Doch 1539 erhob ihn Paul III. auf Contarini's und Sadoleto's Vorschlag zur Cardinalswürde. Es wird erzählt, daß Bembo anfangs die neue Ehre nicht annehmen wollte, daß jedoch die Worte des gerade Messe lesenden Priesters „Petre sequere me", welche Bembo auf sich bezog, ihn nachzugeben bestimmt hätten. 1541 erhielt er das Bisthum Gubbio, und drei Jahre später das von Bergamo; er mußte aber, auf Verlangen des Papstes, der ihn sehr schätzte, in Rom bleiben. Seine letzten Jahre waren ganz den Pflichten seines Amtes gewidmet, und er bemühte sich durch strenge Aufmerksamkeit auf sich selbst die nachtheiligen Eindrücke zu tilgen, die sein früheres eben nicht exemplarisches Leben an dem üppigen Hofe Leo's auf die Römer gemacht hatte. Er starb am 18. Januar 1547 im 78. Lebensjahre und hinterließ einen natürlichen Sohn als seinen Erben.

Bembo ist in seinen Schriften, den lateinischen sowohl wie italiänischen, wesentlich Nachahmer mustergültiger Autoren, eines Cicero, Petrarca, Boccaccio. Nichts desto weniger gebührt ihm das Verdienst, durch Beispiel und Aufmunterung sehr viel zur Begründung eines besseren Geschmacks und zur Verbreitung wahrer Bildung beigetragen zu haben. Das höchste Lob wurde ihm in dieser Beziehung von Ariosto gespendet, der im letzten Gesange seines Orlando (46, St. 15) von ihm sagt:

> Bembo, der unsere Sprache rein und hold,
> Dem schmutzigen, gemeinen Brauch entzogen
> Und selbst bewiesen, was sie sein gesollt.

*) Sperone Speroni (1500—1588) ein Paduaner, gehört zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern des sechszehnten Jahrhunderts. Außer Reden und Briefen hat er Abhandlungen (discorsi) und „Dialoge" hinterlassen, welche philosophische, kritische und ästhetische Gegenstände in einer meister-

Was seine Verdienste um die italiänische Sprache betrifft, so war er allerdings einer der ersten von denen, die zur Sprache und Manier Petrarca's zurückkehrten, so daß er als das Haupt der zahlreichen Schaar der Petrarchisten, zu welcher fast alle Cinquecentisten gehören, angesehen wird. Er ahmte indessen, wie die meisten seiner Nachfolger, nur den Stil jenes Dichters nach, ohne von ähnlichen Gefühlen beseelt zu sein. Frostige Correctheit und Armuth an Gedanken ist der Charakter seiner meisten Poesieen und selbst die zu seiner Zeit vielgepriesene Trauer-Canzone „auf den Tod seines Bruders" ist voll von Wiederholungen und so ganz aus petrarchischen Phrasen zusammengesetzt, daß sie ein strenger Kritiker (Tassoni) mit der Fahne des bekannten florentinischen Spaßmachers Arlotto verglich, welche aus lauter gestohlenen Lumpen zusammengeflickt war.*) Doch bilden Bembo's lyrische Poesieen nur den kleinsten Theil seiner Schriften. Sein Canzoniere enthält außer einigen Canzonen und 148 Sonetten (später sind noch mehrere gesammelt erschienen) ein die platonische Liebe betreffendes Gedicht in Stanzenform. Die erste Ausgabe der „Rime di Petro Bembo" erschien 1530 zu Venedig. Außerdem finden sich in ungebundene Rede eingestreute Verse Bembo's in einer Schrift, die er in seinem 28. Jahre verfaßte und die unter dem Titel: Gli Asolani („Asolanische Untersuchungen," so genannt nach dem Orte Asolo im Venetianischen) 1505 zuerst erschien. Man hatte diese Schrift gewöhnlich unter die Novellen und Romane rubricirt, doch hat sie von diesen nichts, als etwa die Einkleidung, in welche Bembo den Anfang der Schrift gebracht hat. Er wollte eine feierliche Zusammenkunft von Herren und Damen bei der Vermählung einer Königin von Cypern auf einem Landschlosse zu Asolo nur als Veranlassung benutzen, um diese Gesellschaft über das Wesen, die Freuden und die Leiden der wahren Liebe disputiren zu lassen. Diese Schrift hat die tusculanischen Untersuchungen des Cicero zum Vorbilde. Sie entwickelt die Annehmlichkeiten und traurigen Folgen der irdischen Liebe, zeigt ihre Eitelkeit, und führt endlich auf die reine göttliche Liebe, in welcher der Mensch allein wahre Glückseligkeit finde. Mehr Verdienst als dieser Dialog über die Liebe haben die grammatischen Gespräche, die Bembo unter dem Titel: „Delle volgar lingua" („von der italiänischen Sprache") herausgegeben hat. Durch diese Schrift, die gewöhnlich als „Prose del Bembo" citirt wird, legte er er den Grund zu einer raisonnirenden Grammatik seiner Muttersprache. Sie erhielt unter den italiänischen Grammatikern und Kritikern ein gesetzgebendes Ansehen, besonders auch deswegen, weil die Sprache, für die jene Grundsätze aufgestellt worden, hier mit classischer Correctheit geschrieben war. Dieselbe Correctheit der Sprache, sowie ferner Eleganz des Ausdrucks neben einer gewissen

---

haften Prosa behandeln. „Kein italiänischer Schriftsteller", sagt Bouterwek, „hat den Stil der antiken Prosa, ohne ihn ängstlich zu copiren, mit soviel Natur, Verstand, Feinheit und Leichtigkeit im Geiste seiner Muttersprache nachgeahmt, als Speroni."

*) Hier einige Strophen aus dieser Canzone (Str. 1, 5 und 6) in einer prosaischen Uebersetzung: „. . . Liebliche Seele, die du aus dieser irrenden Welt im jugendlichsten Alter entweichend, mich in ewige Betrübniß gesetzt hast, blicke aus den stets seligen Gefilden, die du nun bewohnst, jenem Liebenden theuer, dessen Wegnahme du nicht mehr fürchten darfst, auf die Erde herab, und schaue dahin, wo deine Hülle ein schöner Marmor einschließet, und höre mich, den du den harten Stein unterm Rufen nach dir netzen siehest. Verschlossen und genommen ist mir die reinste Freude, gebrochen die treueste Stütze in meinem Leben, mein Bruder, an jenem Tage, wo du im Fluge davon eiltest. Seitdem brach mir kein froher, sicherer Tag an, und ich begehre dessen nicht mehr. Meinen Tagen hast du ihre Sonne, meinen Nächten ihre Sterne entzogen; beschwerlich und kränkelnd ist das Element, in welchem ich spreche und athme. Erschüttert zeigt sich mir die Erde, schwarz und verstört der Himmel, und tausend Weh, und tausend Trübsal erblick' ich wohin ich auch schaue. Werth und holdes Wesen entschwanden uns mit dir, siechend legte sich die Welt, die Tugend verlöschte ihre heitersten Lichter. Quellen und Flüsse versagten die alte Ader und die gewohnten Gewässer; vom Sange ließen die Vöglein; nackt zeigten sich die Fluren, da Kräuter und Blumen dieselben verließen, und den Wald das Laub nicht mehr einhüllet. Um den Parnaß legte sich ein ewiger Wolkenschleier, in wilde Eichen wandelten seine Lorbeeren sich, seiner Göttinnen Gesang, so lieblich vordem, ward ein trauerndes klägliches Lied; und mit betrübtem Tone erschallte vom Hügel oftmals der Ruf, wohin bist du gegangen, o Bembo? Auf dein geweihtes, ehrenvolles Grab sank, sich selber zur Last, Dein alter Vater mit zerfleischter Brust und todesvollem Angesichte, und sprach: Taubes, dem Mitleide feindlich abgewandtes, beutesüchtiges, grausames Schicksal, ungerechtes Schicksal, auf meinen völligen Umsturz allein sinnendes Schicksal, warum hast du mich nicht vielmehr dieser lästigen Bürde enthoben, die ich über Zeit und Wunsch hinaus schleppe, und legtest ihm nicht meine Jahre hinzu, dem du sein ganzes Leben vor der Zeit entrissest &c."

Einfachheit zeichnen seine italiänischen Briefe aus, von denen 1587 vier Bände erschienen. Aber auch in diesen Briefen, die allerlei wirkliche Verhältnisse des bürgerlichen, literarischen und häuslichen Lebens berühren, konnte Bembo die ängstliche Bemühung, sich immer elegant und ciceronianisch auszudrücken, nicht verstecken. Doch affectirte er weder Witz noch Gesinnung.

Dieselbe Bedeutung, welche diese Briefe für die italiänische Sprache haben, wird auch seinen lateinisch geschriebenen Briefen in Bezug auf ihre Latinität beigelegt. Sie werden — und unter ihnen besonders seine im Namen Leo's X. verfaßten Briefe und die Epistolarum familiarum libri VI. — allen denjenigen empfohlen, „welche sich in der ächten Latinität üben und ihrem Stil den wahren Color dieser Sprache geben wollen." Nicht gleich empfehlenswerth ist Bembo's letztes Werk, die „Venetianische Geschichte," die er zuerst in lateinischer Sprache abfaßte, sie aber später selbst in's Italiänische übersetzte. Der Ruf, in welchem er als einer der ersten Gelehrten stand, hatte den Senat von Venedig veranlaßt, ihm, dem damals Sechzigjährigen, die Fortsetzung der Geschichte seines Vaterlandes anzutragen, die bis auf das Jahr 1487 von Andrea Navagero*), auch auf Verlangen des venetianischen Senats, erzählt war. An die Erzählung des Navagero schloß Bembo die seinige an, ohne von der Idee seines Gegenstandes begeistert zu sein, und ohne das Bedürfniß einer patriotischen Unternehmung zu fühlen. Weil sein Vorgänger unter dem latinisirten Namen Naugerius lateinisch geschrieben hatte, schrieb auch er die Fortsetzung der venetianischen Geschichte lateinisch. Aber er übersetzte sein eignes Werk in seine Muttersprache. Aber weder in der lateinischen, noch in der italiänischen Bearbeitung ist es mehr als eine ängstliche Nachahmung des Stils des Livius und noch mehr des Cicero, ohne antike Kraft und Wahrheit. Man sieht in jeder Zeile und fast in der Wahl jedes Wortes den eleganten, aber nirgends den praktisch denkenden Kopf. Als lateinischer Autor trieb er die Affectation der ciceronianischen Latinität, die zu den neueren Begebenheiten nicht passen wollte, bis zur Entstellung der Namen und Sachen, und sogar bis zum Aergerniß für die Christenheit, ob er gleich selbst einer ihrer höchsten Würdenträger war; denn er sprach, um sich nur nicht unlateinisch auszudrücken, von unsterblichen Göttern, wo von Gott die Rede war, und kleidete auch die christlich-geistlichen Aemter und Functionen in die Terminologie des Heidenthums. Da er es mit weltlichen Würden und Dingen eben so machte, ist seine italiänische Bearbeitung seines Werkes für den Historiker brauchbarer, als die lateinische; diese hat, bei aller Aengstlichkeit, doch eine scheinbar antike Schönheit. Aber die Uebersetzung einer Nachahmung konnte nicht wohl anders, als so frostig ausfallen, wie sie in der That ausgefallen ist. Ueberdies hat die Weglassung aller Zeitbestimmungen, der Mangel an pragmatischer Verknüpfung der Begebenheiten und die Dürftigkeit der Nachrichten starken und gerechten Tadel gefunden.**)

Bembo's schriftstellerische Vorzüge, weniger die Mängel, finden sich in den gleichzeitigen Schriften eines Mannes wieder, der freilich während eines geschäftsreichen Lebens nicht so viel Muße fand, seine Feder zu üben, wie Jener. Wir sprechen von dem Grafen Bal-

---

*) Navagero gehört auch zu den von Ariost im 46. Ges. des Roland erwähnten Männern. Er war ein Schüler des gelehrten Marc. Mussurus, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, Gelehrter, Geschichtsschreiber und Latinist.

**) Von den officiellen venetianischen Geschichtsschreibern ist Bembo, obwohl sein Name die größere Berühmtheit erlangt hat, keineswegs der bedeutendste: als Historiograph wurde er von seinen nächsten Fortsetzern bei weitem übertroffen. Seines nächsten Vorgängers, Navagero, haben wir oben erwähnt; er führte die Geschichte bis zum Jahre 1487. Bembo's historia veneta in zwölf Büchern, geht von diesem Zeitpunkt bis auf den Tod Julius II. (1513). Von da an setzte im sie Auftrage des Senats, der Venetianer Paul Paruta in seiner italiänisch geschriebenen Istoria veneziana zunächst bis zum Jahre 1551 fort, und ergänzte diese durch drei Bücher vom cyprischen Kriege (1570—1572). Seine Schriften zehören zu den besten italänischen Geschichtswerken. Ein weiterer Fortsetzer ist Andrea Morosini (Maurocenus), der in 18 Büchern die Jahre 1611 bis 1615 behandelte. Battista Nani's Storia della Rep. Veneta führt die Geschichte bis zum Jahre 1671 fort; an sie schließen sich die historiarum libri VII. des Mich. Foscarini an, die mit dem Jahre 1690 endigen. Der Liberator Apostolo Zeno gab eine Sammlung der sämmtlichen venetianischen Geschichtswerke heraus. (Istorici delle cose Veneziane i quali hanno scritto per publico decreto. 10 Bde. 1718—1722.)

dassar Castiglione, „einem der besten Ritter von der Welt," wie ihn Kaiser Carl V. nannte, als er die Nachricht von dem Tode desselben erhalten hatte.

Baldassar Castiglione, im Mantuanischen geboren, unbestimmt, ob im Jahre 1468 oder 1478, erhielt seine erste Bildung von Georg Merula und Demetrius Chalkondylas. In Mailand, wo er studirte, legte er zugleich seine erste Waffenprobe unter Lodovico Sforza ab und widmete sich darauf dem Dienste des ihm mütterlicherseits nahe verwandten Markgrafen Gonzaga. In seiner Begleitung wohnte er 1499 dem feierlichen Einzuge Ludwig's XII. in Mailand bei, den er in einem seiner Briefe beschreibt. Fünf Jahre später trat er in die Dienste des Herzogs Guidubaldo von Urbino, an dessen musenfreundlichem Hofe er unter anderen bedeutenden Zeitgenossen auch den Bembo kennen lernte. Nachdem er einige Jahre hier verweilt, ging er 1506 als Gesandter des Herzogs nach England, wo er von Heinrich VII. mit ungewöhnlicher Auszeichnung behandelt wurde. Die nächste Gesandtschaftsreise führte ihn nach Mailand zu Ludwig XII. Nach dem Tode Guidubaldo's (1508) nahm er bei dessen Nachfolger, Francesco Maria della Rovere, Dienste, in welcher er sich auch als tapferer Kriegsmann auszuzeichnen Gelegenheit hatte. Es folgten einige ruhig in glücklicher Ehe verlebten Jahre. Aber diese gewährte ihm nur ein kurzes Glück, da der Tod ihm bald seine Gattin raubte. Der Gram über ihren Verlust warf ihn in das Getümmel der Welt zurück. Er ging 1519 als Gesandter des Markgrafen Federico Gonzaga nach Rom, wo ihn sein langer Aufenthalt in den vertrauten Umgang mit den größten Männern des nach Leo X. genannten Zeitalters verflocht. Als bedeutender Kunstkenner lebte er dort besonders im innigsten Verkehr mit Raphael und dessen erstem Schüler Giulio Romano. Den letzteren bemühte er sich, wie aus seinen Briefen zu ersehen, in die Dienste des Markgrafen, dessen Gesandter er war, nach Mantua zu ziehen. Als Raphael gestorben war, schrieb Castiglione an seine Mutter Aloysia (13. August 1520): „Ich bin gesund, es ist mir aber, als wäre ich nicht mehr in Rom, da mein armer Raphael nicht mehr ist." In lateinischen Gedichten drückte er seine Klagen über diesen Verlust aus. Zwei Jahre später focht er unter Mantua's Fahnen für die Sforzas gegen die Franzosen und machte sich durch seinen Heldenmuth von neuem berühmt. Papst Clemens VII., in verwickelten Verhältnissen mit Carl V., legte die Ausgleichung dieser wichtigen Angelegenheit uneingeschränkt in Castiglione's Hände, welcher 1525 nach Madrid ging und bald des Kaisers Gunst im höchsten Grade gewann. Seine Briefe aus Madrid beweisen sowohl die Wichtigkeit des ihm anvertrauten Geschäftes, als seine Gewandtheit in dessen Ausführung, so wie seinen Eifer für den Vollmachtgeber. Allein er hatte es mit dem mißtrauischen Clemens VII. zu thun, dessen immer zaghafte Politik vor energischen Schritten zurückbebte; von seiner Unsicherheit und Besorgnissen getrieben, vertraute er sich feindseligen Rathgebern an und verschmähete die Vorschläge seiner Getreuen. Castiglione konnte den Frieden nicht abschließen. Rom fiel durch Bourbon, und deutsche Söldlinge brachten es in großes Elend. Castiglione, welcher das Unglück vorausgesehen und den Papst gewarnt hatte, ward nun von Letzterm beschuldigt, seine Pflicht vernachlässigt und zur Abwendung dieses Unheils die erforderlichen Schritte nicht gethan zu haben. Siegreich führte Castiglione seine Rechtfertigung. Aber sein Herz war gebrochen. Carl's V. gesteigerte Gunst und das angetragene Bisthum von Avila konnten ihm die verlorene Ruhe nicht wiedergeben. Der Kummer warf ihn auf's Krankenlager. Er starb 1529 zu Toledo.

Die berühmteste Schrift Castiglione's ist: „Il Cortigiano," „der Hofmann." (Il libro del Cortigiano, del Conte Baldassare Castiglione.) In diesem aus vier Büchern bestehenden und in Form eines Gespräches verfaßten Werkchen, ist das Ideal eines ritterlichen und gebildeten Hofmannes in einer eben so prunklosen wie correcten Manier gezeichnet. Auf systematische Durchführung leistet der Verfasser schon in der Einleitung ausdrücklich Verzicht. Sie würde die anschauliche Charakteristik nur geschwächt haben. Er läßt eine Gesellschaft von Männern und Frauen aus den ersten Ständen (unter ihnen auch Bembo) auf dem Schlosse zu Urbino die Untersuchung der Eigenschaften eines preiswürdigen Gesellschafters der Fürsten, unter dem Vorsitz der Herzogin Elisabeth, so ungezwungen ver-

handeln, wie es der Hofton seiner Zeit, der immer noch ein wenig an die ritterlichen Liebesgerichte (Corti d'amore) erinnerte, nur irgend erlaubte. Jeder Herr und jede Dame müssen sagen, welche Tugenden sie an einem geliebten Gegenstande am meisten lieben. Dies führt denn in leichtem Uebergange zur Entwickelung des Ideals, nach welchem der Graf Castiglione sich selbst auszubilden bemüht gewesen war. („Der, so wie er zu sein, den Hofmann lehrt," sagt Ariosto von ihm in einem Verse des Rasenden Roland.) — Die vielen Ausgaben, welche dieses Werk seit seinem ersten Erscheinen (1528) erlebte, sind ein Beweis, daß es einst eine Lieblingslectüre der Italiäner gewesen. Der reine, fließende und natürliche Stil haben ihm, selbst bei den strengen florentinischen Sprachrichtern, ein classisches Ansehen verschafft, ungeachtet sich Castiglione sehr laut gegen die Dictatur des toscanischen Dialekts erklärt hat, und eher Lombardisch als Toskanisch zu schreiben versichert. Einige freie Aeußerungen, mit denen er es gewiß nicht übel gemeint hatte, zogen der Schrift unter dem bigotten Pius V. das Anathema des tridentinischen Conciliums zu, und erst, nachdem der Mönch Antonio Cicarelli das harmlose Buch nach seiner Weise verändert und beschnitten hatte, wurde es wieder in Cours gesetzt. Gleich schätzbar von Seiten des Stils und des Inhalts sind die Briefe Castiglione's, welche mit gelehrten Anmerkungen 1769 zuerst in Padua herausgegeben wurden (von Pierantonio Seraffi). Diese Briefe betreffen meistens die Missionen nach Rom und Spanien und enthalten viel interessante, die Geschichte der Päbste Julius II., Leo's X. und Clemens VII. erläuternde Mittheilungen. In dieser Briefsammlung finden sich auch die lateinischen und italiänischen Gedichte Castiglione's. Die letzteren, Sonette und Canzonen, theilen die Correctheit der Form mit denen des Bembo, haben vor diesen jedoch den Vorzug eines weniger harten und ungezwungenen Ausdruckes. Seine lateinischen Gedichte werden von den Kennern sehr gerühmt.

Von den geschmackvolleren Nachahmern der Alten wenden wir uns zu einem übermäßig pedantischen, dessen Bedeutung für die italiänische Literatur gleichwohl keine geringere ist, als — wie es gewöhnlich in den Literaturgeschichten heißt — der Schöpfer des ersten regelmäßigen Epos und Trauerspiels unter den Neueren zu sein. Giovanni Giorgio (Giangiorgio) Trissino, geboren 1478 zu Vicenza, scheint von seinen Eltern, die sich in sehr glücklichen Vermögensumständen befanden, zum Staatsmanne erzogen worden zu sein. Wie Castiglione, erhielt er seine Ausbildung zu Mailand, wo auch er den Demetrius Chalkondylas zum Lehrer hatte. Daß er die classischen Studien mit Eifer und Erfolg betrieben, geht aus einem noch erhaltenen Briefe des Aulus Janus Parrhasius, eines Schwiegersohnes von Chalkondylas, hervor, der ebenfalls zu Mailand (die schönen Wissenschaften) öffentlich lehrte. „Meinen Schwiegervater Demetrius," heißt es in diesem Briefe, „habe ich (in Bezug auf Trissino) oft sagen gehört, daß Niemand unter seinen Zuhörern in so kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht hat, und diese Erfahrung habe ich selbst zu Mailand gemacht, wenn in den alten Schriftstellern eine schwierige Stelle vorkam." In seinem vierundzwanzigsten Jahre ging Trissino nach Rom. Er wußte bald die Aufmerksamkeit Leo's X. auf sich zu lenken. Dieser übertrug ihm zuerst 1516 eine Gesandtschaft an Kaiser Maximilian, die er zu voller Zufriedenheit sowohl des Papstes als des Kaisers ausführte.

Von seiner diplomatischen Geschäftstüchtigkeit zeugen die verschiedenen Missionen, die er auch weiterhin im Auftrage Leo's X. und später Clemens VII., der ihn an Carl V. und als Nuntius nach Venedig sandte, ausführte. Auch die genannten beiden Kaiser scheinen ihn zu Sendungen und politischen Negociationen gebraucht zu haben. Ihnen verdankt er seine Ritterschaft vom Orden des goldenen Vließes. Welchen Werth er auf diese Auszeichnung legte, läßt der Umstand erkennen, daß er sich in mehreren seinen Werken vorgedruckten Briefen Giovan Giorgio Trissino del Vello doro unterzeichnete. Bei der Krönung Carl's V. in Bologna (1530) ließ sich Papst Clemens VII. die Schleppe seines Mantels von Trissino nachtragen, eine Ehre, um welche mehrere Fürsten sich vergebens bemüht hatten. Später kehrte Trissino nach Vicenza zurück, um sich in Ruhe des häuslichen Glückes mit seiner Gattin (zweiter Ehe) zu erfreuen und zugleich einige verdrießliche Streitigkeiten, in welchen

er mit einigen benachbarten Communen lag, zu beendigen. Vicenza und Venedig wetteiferten, ihm ehrenvolle Aemter und Geschäfte anzutragen. Allein häusliche Zwistigkeiten, besonders ein Prozeß, den er mit seinem Sohne erster Ehe zu führen hatte, trübten seine Freude über jene öffentliche Anerkennung seiner Verdienste. Mißvergnügt kehrte er nach Rom zurück, wo er, 72 Jahre alt, im December 1550 starb.

Die Muße, welche ihm seine öffentlichen Geschäfte gelassen hatten, benutzte Trissino reichlich zu eingehenden Studien der Alten, so wie zu mühseligen eigenen Elaborationen. Neben diesen literarischen Arbeiten beschäftigten ihn auch die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, besonders aber die Baukunst. Er war reich genug, auf eigene Rechnung seine architektonischen Ideen ausführen zu können. Mit Hülfe des Palladio, dessen Name damals noch nicht die spätere Berühmtheit hatte, baute er sich ein schönes Lustschloß auf seinem Landgute Cricoli. Es war dies wohl das anerkannt beste seiner Werke, denn die übrigen, die er uns hinterlassen, seine poetischen Schriften, haben keineswegs einen Erfolg gehabt, der auch nur einigermaßen im Verhältnisse zu dem Fleiße und den Mühen stand, die er darauf verwandt hatte. Diese Werke sind: ein Epos im sogenannten antiken Stil: „Die Befreiung Italiens von den Gothen" (Italia liberata da' Goti — 1547 und 1548 in Rom und Venedig zuerst gedruckt —), ein Trauerspiel: „La Sofonisba" (1524 bereits erschienen), ein Lustspiel: „Die Zwillinge" („I Simillimi"), eine Poetik, der verschiedene Abhandlungen über die italiänische Sprache beigefügt sind, und eine Reih von Sonetten und Canzonen.

Das ungemessene Lob, welches die italiänischen Literatoren dem Trissino spendeten, mag freilich seinem Ernste und Fleiße zum Theil nicht versagt werden können. Auch war er allerdings einer der Ersten, welcher den Vorsatz faßte, die bis dahin nur bei den Alten zu suchende Einfachheit und Classicität auch in der neuern Dichtkunst einheimisch zu machen. Mit Eifer studirte er deshalb die Alten und besaß Tact genug, an ihrer Correctheit Geschmack zu finden. Aber ihre Würde und Anmuth hat er schwerlich empfunden, und die Gediegenheit des Ausdruckes entging ihm, da er zu einer Säuberung der geschwätzigen Poesie von unnützem, blos angenehm klingendem Wortschwall den Beruf und die Kraft nicht hatte. An sich nur mit sparsamen poetischen Talente ausgerüstet, das jedoch kleinere Flüge nicht ohne Glück machte, konnte er in dem Wahne, daß sorgfältige Ausarbeitung und correcte Eleganz mit antiker Gelehrsamkeit und Mythologie ausgeschmückt, einem versificirten Aufsatze Anspruch auf die Würde eines Gedichtes geben, sich selbst für einen Poeten, und seine Arbeiten für Gedichte halten. Am verfehltesten blieb sein Unternehmen, in die moderne Literatur das ernsthafte Epos im antiken Style einzuführen. Da er sich zu seinen italiänischen Poesien des reimlosen Verses (verso sciolto) bediente, den er allerdings nicht ungeschickt zu behandeln verstand, so entgeht man bei der Lecture seines Heldengedichtes: Das befreite Italien, der leeren Empfindung der Nüchternheit einer reizlosen prosaischen Erzählung um so weniger, je mehr die Form jenes Verses an die der ungebundenen Rede erinnert. Nach homerischer Art will er malerisch sein, und gefällt sich in der Beschreibung der größten Kleinigkeiten, ohne den Ton und den poetischen Standpunkt zu finden, wodurch dergleichen Schilderungen das ästhetische Interesse zu erregen im Stande sind. So hat er uns auch einen Pendant zu Homer's Schiffskatalog nicht erlassen, und im zweiten Gesange die Truppen aller Gegenden des Reichs einer breiten, reizlosen Musterung unterworfen.

Das Gedicht ist in sieben und zwanzig Bücher gebracht. Im ersten kommt der Kaiser Justinian mit Hilfe eines Engels, der ihm im Traume erscheint, auf den Gedanken, eine Armee nach Italien zu schicken, um das Reich der Gothen zu zerstören. Er beruft seine Rathsversammlung. Sein Gedanke wird gut befunden. Belisar erhält das Commando. Im zweiten Buche rücken die Truppen aus allen Gegenden des Reichs zusammen und werden gemustert. Im dritten hält die Geschichte ein wenig inne, damit etwas von der Liebe des Prinzen Justin und der Prinzessin Sophie erzählt werden kann, was auf die folgenden Begebenheiten wenig oder gar keinen Einfluß hat. Mit dem vierten Buche wo die Armee in Italien landet, fangen auch schon die Eroberungen an. Eine Stadt wird

nach der anderen eingenommen. Sehr ausführlich und mit topographischer Genauigkeit wird besonders die Belagerung und Eroberung Roms beschrieben. Dabei giebt es denn auch Zweikämpfe. In einer Schlacht siegen die Gothen. Dafür werden sie zum Beschlusse total geschlagen. Der gothische König Vitiges wird gefangen genommen und nach Constantinopel abgeführt, und die Erzählung schließt mit der Bemerkung, „daß Alles was auf Erden geschieht, von Gottes Willen abhängt." Diese prosaische Erfindung zur Epopöie zu beleben, sollen erstens die überirdischen Wesen dienen, die die irdischen Begebenheiten leiten. Unter diesen steht der Gott der Christen an der Spitze und seine Eigenschaften sind um ihn herum personificirt. Die Engel gehen in ihrem Berufe als Boten vom Himmel zur Erde, und von der Erde zum Himmel ab und zu. Aber auch die alten mythologischen Götter fehlen nicht. Sie sind die „Intelligenzen" der Gestirne, die mit ihr einerlei Namen führen. Diese Intelligenzen beruft der Gott der Christen in dem Palaste, den ihm Vulkan gebauet hat, zusammen, um sich mit ihnen zu berathen. Da treten denn Saturn, Jupiter, Mars und die übrigen Planeten auf, und an diese schließen sich, als Personen, die im antiken Olymp keinen Zutritt hatten, die personificirten Sternbilder Orion, Cassiopeja u. s. w. So wollte Trissino mit seiner Maschinerie den Geschmack seiner Zeitgenossen wieder dahin zurückführen, wo Dante stehen blieb. Heerführer und Helden erfand er eine unzählige Menge, aber meistens nur ihre Namen, wie zu einer Musterrolle, und dabei ihre Wappen, wie zu einem Adels-Lexikon, ohne durch einen bedeutenden Charakterzug einen vor dem andern hervor zu heben. Ein junger Herzog von Athen soll eine Art von Achill, so wie ein alter Herzog Paul den Nestor unter den übrigen vorstellen. Jener heißt deswegen auch Achill. Seine größte That ist die Ueberwindung eines gewaltigen Gothen, dem er sich, wie David dem Riesen Goliath, ohne Schwert, Spieß und Schild, statt der Schleuder mit einem Knotenstocke bewaffnet, entgegenstellt, weil er stark genug ist, ihn mit den Händen zu Boden zu werfen. Der Heerführer Belisar wird zwar nie ohne besondere Feierlichkeit genannt, aber durch alle schönen Beinamen, die er erhält, so wenig wie durch Besiegung des Vitiges, den er vom Pferde herabreißt, indem er ihm hinten aufspringt, ein poetisch merkwürdiger Charakter. Und ganz im Stile dieser Erfindung ist die Erzählung vom ersten bis zum letzten Buche durchgeführt. Der Justinian heißt fortwährend, damit er so nahe als möglich neben Gott gestellt werde, der „Mitregent der Welt" (correttor del mondo). Als er den Belisar zum Oberbefehlshaber der Truppen ernennt, installirt er ihn auch schon vorläufig zum Vice-Könige von Italien, und überreicht ihm ein Scepter. Belisar verneigt sich auf ein Knie und spricht: „Großmüthiger und gar höflicher Herr, der Ihr mit artigen Gaben und hohen Ehren die menschlichen Wünsche zu überwinden versteht; ich werde mich bemühen, eines solchen Amtes nicht unwürdig zu scheinen, und mich so betragen, daß ich Eurer Hoffnung entspreche." Reden in diesem Tone nehmen ungefähr ein Drittheil des ganzen Werkes ein. Als der schöne Justin die Abschieds-Visite bei der Kaiserin Theodora macht, „hat er Amor bei sich, der ihm überall Gesellschaft leistet." Als nun Amor die schöne Sophie hereintreten sieht, „spannt er seinen Bogen, stellt sich hinter den schönen Justin," und schießt so der Dame in's Herz. Als das Heer anrücken soll, und „die schöne Aurora mit goldenen Locken den Sterblichen den Tag und die Sonne herbeiführt," hört der große Belisar andächtig eine feierliche Messe, und nimmt dann Urlaub von dem Herrn der Welt. Wenn Trissino die schöne Stelle der Iliade copirt, wo Juno mit dem Gürtel der Venus geschmückt, dem Jupiter Liebkosungen raubt die er sonst nicht an seine Gemahlin zu verschwenden pflegt, läßt er die Gemahlin Justinian's sich in ihrem Zimmer baden, ein Hemde anlegen und sie endlich, nach einer weitläufigen Herrechnung aller ihrer Putzsachen, ihren Gemahl aufsuchen, der in einem kleinen Garten auf dem Rasen sitzt. Nach einigen verliebtrn Neckereien giebt ihr Justinian einen Kuß; u. dergl. mehr.

In Bezug auf diese Nachahmungen bemerkt Voltaire (in seinem essai sur la poesie épique): „Mit Recht war Trissino von Homer's Schönheiten hingerissen, sein großer Fehler aber war, dieselben nachahmen zu wollen. Er hat daraus ohne Genie alles entnommen. Er stützt sich auf Homer, um gehen zu können, und fällt, indem er ihm folgen

will: er pflückt Blumen aus dem griechischen Dichter, aber sie verwelken in des Nachahmers Hand." Aber der Dichter der „Henriade" fährt beschönigend fort: „Doch ich will ihm nicht bloß Fehler vorrücken, sondern das Lob anerkennen, welches er verdient, indem er im neueren Europa der erste war, welcher ein vernünftiges und regelmäßiges, obgleich schwaches Epos versuchte, und der zuerst das Joch des Römers abzuschütteln wagte; er ist ferner unter den italiänischen Poeten der einzige, in welchem weder Wortspiel, noch spitzfindige Gedanken vorkommen, und derjenige, welcher unter allen am wenigsten Zauberer und verzauberte Helden hat auftreten lassen — ein nicht geringes Verdienst!" Diesem zweideutigen Lobe lassen wir das Urtheil folgen, welches der übrigens für Trissino eingenommene Simonde de Sismondi über ihn, als Dichter des „befreiten Italiens" fällt. „Es ist," sagt er, „unmöglich, mit einem höheren Rufe als Trissino an sein großes Unternehmen zu gehen; seine ungeheure Gelehrsamkeit, sein angebliches Genie wurden von Päpsten und Fürsten geachtet; der Gegenstand war groß und von nationalem Interesse, die Namen schon berühmt und Eigenthum des Volkes geworden; die Wahl des reimlosen Verses, die er getroffen hatte, schien ihm mehr Freiheit zu lassen, und ihn zugleich zu einer erhabenen Schreibart aufzufordern. Aber alle diese Umstände dienten dazu, seinen Sturz noch jämmerlicher zu machen."

Von welcher Höhe herab geschah denn aber dieser Sturz, und war wirklich der Aufschwung, den Trissino mit seinem früheren Werke, dem Trauerspiele: Sophonisbe genommen, ein so bedeutender, daß sein Sturz ein so jämmerlicher werden mußte. Freilich derselbe Sismondi geht in seinem Lobe dieses Stückes so weit, daß er es nicht die erste regelmäßige moderne Tragödie, sondern die letzte der Tragödien des Alterthums nennt, da sie im Entwurfe ganz den griechischen Mustern entspreche. Noch weiter geht Riccoboni, (Histoire du théâtre ital.) der sich überzeugt hält, daß die Griechen aus dem Zeitalter des Sophokles und Euripides diese Tragödie ohne Befremdung auf ihrer Bühne würden haben erscheinen sehen. Was an diesen Urtheilen ist wird sich aus den folgenden Ausführungen ergeben.

In der Geschichte des Kampfes, den Rom und Karthago um die Weltherrschaft führten, bilden die Lebensschicksale der Sophonisbe eine herzergreifende Episode, welche die zermalmende Einwirkung der Politik auf rein menschliche Verhältnisse darstellt. Schon die einfache Erzählung der Thatsachen, wie sie in den römischen Geschichtsschreibern enthalten ist, läßt den Leser erkennen, daß die Geschichte der Sophonisbe sich im höchsten Grade zur dramatischen Behandlung eigene; ja sie erscheint schon fast als ein fertiges Drama. Aber als ein Drama nicht im antiken, sondern im modernen Sinne: ein Trauerspiel der Leidenschaft und der Herzensqual, der Liebe und des Hasses, wo das Schicksal des Menschen nicht durch das Eingreifen eines großen allumfassenden Verhängnisses, nicht durch Gunst oder Neid der Götter, nicht durch alte ererbte Schuld der Ahnen, sondern durch das eigene Herz und die inneren Triebe des Menschen bestimmt wird. Die altrömische Tragödie, die freilich nur beinahe ausschließlich griechische Stoffe nachahmend behandelte, hat denn auch sich an diesen modernen Stoff nicht gewagt; die Geschichte der Sophonisbe blieb also frisch und unberührt den Dichtern einer späteren Zeit vorbehalten. Trissino war der Erste, der sich dieses Stoffes bemächtigte. Doch hat er sich, wie von ihm gesagt worden, desselben bemächtigt, ohne die Musen um Erlaubniß zu fragen; er hat ihn nach antiken Mustern regelrecht zugeschnitten: aber unter dem fadenscheinigen Griechenmantel bewegt sich hölzern eine dünne, hagere Gestalt, ohne des Lebens Wärme und Farbe. Er läßt die Handlung sich sachte abspinnen, unter dem gewohnten gleichmäßigen Schnurren des alten poetischen Spinnrades: mit einem Worte, sein Trauerspiel ist ein nach den Vorschriften der Schule gearbeitetes Werk; die Poetik des Aristoteles war ihm das Gesetzbuch für die Dichtung aller Zeiten. Andere dramatische Formen als die der Griechen kannte man noch nicht; darum ahmte er sie treu und fleißig nach.

Trissino ist den Berichten des Livius (Buch 30; C. 12 ff.) Schritt für Schritt nachgegangen. Seine Tragödie spielt in Cirta, der Hauptstadt von Numidien; sie beginnt mit einer

breiten Unterhaltung zwischen Sophonisbe und ihrer Vertrauten, Herminia. Die Königin, von Angst um ihre Zukunft erfüllt, will sich diesen unangenehmen Zustand dadurch erleichtern, daß sie ihrer Zofe die Geschichte Karthago's von Dido'sAnkunft in Afrika bis zur Schlacht bei Zama erzählt. Dieses ebenso langweilige wie überflüssige Gespräch ist ohne Zweifel nur deshalb da, weil auch die Tragödien des Euripides sehr häufig mit eben solchen historischen Darlegungen eröffnet werden. Sodann berichtet Sophonisbe, daß das Heer ihres Gemahles Syphax vor der Stadt stehe, bereit zur Schlacht mit den Römern; sie fühle sich aber durch einen Traum (was abermals Nachahmung des Antiken ist) in große Besorgniß versetzt. Nachdem Sophonisbe den Traum erzählt hat, giebt ihr Herminia Trost mit Euripideischen Sentenzen: „Im irdischen Leben ist nun einmal der Schmerz nicht zu vermeiden; nicht ohne Schmerzen bist Du geboren worden," und dergleichen mehr. Indessen solle sie es mit einem Opfer und Gebet versuchen. Sophonisbe geht ab, um den guten Rath zu befolgen; und es tritt der Chor auf, über die bedrängte Lage der Stadt manches Erbauliche nnd Beschauliche predigend. Dann kommt ein Bote, schildert die Schlacht und berichtet die Niederlage und Gefangennehmung des Syphax. Sophonisbe ergießt sich in Klagen: „Ueber's Meer soll ich nun als Sclavin der Römer gesendet werden; nein, lieber sterben!" Der Chor räth ihr aber vom Selbstmord ab; denn, sagt er (und Euripides), der Tod sei das größte Uebel. Darauf entgegnet Sophonisbe, in Versen die zu den besten des Stückes gehören:

> Es gleicht das Leben einem edlen Schatz,
> Den man zu nied'rem Zwecke nicht verschleudern,
> Doch wo es Ehre gilt, nicht schonen soll.

Nun kommt ein anderer Bote, verkündigt Masinissa's Ankunft in Cirta, und zeigt ihn der Königin vom Balkon herab. Der Chor voll Furcht und Zagen; Masinissa erscheint; Sophonisbe begrüßt ihn mit einer langen Rede: „Der Himmel, das Glück, Deine Tapferkeit gaben es Dir, daß Du nun nach Willkür mit mir schalten kannst. Ich widerstrebe dem Schicksal nicht; aber Eins erbitte ich mir, nur dies Eine, daß Du selbst befiehlst, was mit mir werden soll. Darum beschwör' ich Dich bei der Königswürde, die eben noch mich umgab, und bei den Göttern dieser Stadt, die Dich so günstig aufgenommen. Bist Du doch mein Landsmann, in Afrika wie ich geboren; unt ich darf zu dem Heimathsgenossen das Vertrauen haben, das ich dem Fremden, dem Feinde versagen muß." Diese gemessene, dem Livius fast wörtlich entnommene Bitte vermag den jungen Fürsten noch nicht völlig zu bewegen; er verspricht nur, sich bei den Römern für Sophonisbe's Freiheit zu verwenden. Allein die Königin läßt mit Flehen nicht ab:

> Nun furchtlos wag ich frei mit Dir zu reden,
> Obwohl im Herzen tiefe Scham mich faßt,
> Daß ich, von schwerem Unglück heimgesucht,
> Nur ew'gen Jammer Dir zu klagen weiß.
> Doch tröstet mich's, zu denken daß der Gute
> Des Nächsten Unglück gern zu lindern eilt,
> Und dieses Thuns im Innern still sich freut.
>
> — — — — — —
>
> Wer darf es wagen, Dir zu widersprechen,
> Und übermüthig aus der reichen Beute
> Ein einzig armes Weib dir abzustreiten?
>
> — — — — — —
>
> Gewähre mir die Gunst, die ich erbitte,
> Bei dieser sieggewohnten treuen Hand,
> Die ich voll Demuth küsse.
>
> — — — — — —
>
> Und sollte jeder Weg verschlossen sein,
> Der Römer Willkür von mir abzuwenden,
> Gib mir den Tod!
> Die letzte Gnade will ich mir erflehn.

Masinissa giebt endlich die Zusage: nie solle sie in der Römer Hand gerathen, so lange er lebe. Beide entfernen sich, um ihre weiteren Entschlüsse zu besprechen. Der Chor ergießt sich in Betrachtungen über die harten Schicksale Numidiens, und in fromme Wünsche nach einer bessern Zukunft. Jetzt erscheint Lälius, der zweite Führer des römischen Heeres, und fragt den Chor nach Masinissa. Die Antwort giebt ihm ein aus dem Innern der Königsburg hervortretender Bote (der dritte der in diesem Stück erscheint), er berichtet dem Römer, was der Hörer bereits weiß, nämlich das erste Zusammentreffen Masinissa's mit der Königin, und sodann was das Publicum noch nicht weiß und besser mit eigenen Augen sehen sollte, nämlich die Vermählung der Beiden.

Bote: Froh weilt er bei der Gattin im Palast.
Lälius: Wer? wessen Gattin?
Bote: Nun, des Masinissa.
Lälius: Des Masinissa? wer ist diese Gattin?
Bote: Die Tochter Hasdrubal's, ja, Sophonisbe.
Lälius: Wie traf er sie? wo hat er sie gesehn?
Bote: Auf jenem Platz, der vor der Burg sich breitet.
Lälius: Was sagt' er ihr zuerst, da er sie traf?
Bote: Sie war es, die zuerst ihn angeredet.
Lälius: Sie äußerte den Wunsch, sein Weib zu werden?
Bote: Sie bat ihn schmeichelnd nur um seine Gunst.

In solchem Frage- und Antwortspiel geht es weiter, bis der Bote die Sache berührt, auf die es eigentlich ankommt: „Die Königin entfernte sich, um eine kleine Weile zu ruhen. Masinissa überlegte in tiefem Sinnen, auf welche Weise er seine Zusage erfüllen könne; dann sendete er zu Sophonisbe die Meldung: um sie jeder Furcht zu überheben, wollte er sie zur Gemahlin nehmen. Sophonisbe entgegnete:

Es könne dies ihr Wonne nur gewähren,
Sich einem solchen Fürsten zu vermählen,
Dem sie zur Gattin schon vordem bestimmt;

allein es werde ihr zu Schmach gereichen, den gefangenen Gemahl so eilig aufzugeben. Masinissa ließ ihr antworten, es gebe kein anderes Mittel, ihr Freiheit zu sichern; sie möge zwischen Vermählung mit ihm und Knechtschaft bei den Römern ihre Wahl treffen. Sophonisbe gab nach. Trotz dem Murren des Volkes geschah sogleich die Trauung." Der Bote schildert mit Weitschweifigkeit die Vermählungsfeierlichkeiten, ohne den kleinsten Umstand auszulassen. Lälius erhebt darauf mit dem eintretenden Masinissa einen langen Wortstreit über das Unziemliche seiner Handlungsweise. Der König stellt ihm vor, die Römer hätten ihm verheißen, ihn in alle seine Rechte wieder einzusetzen; nun habe er auf Sophonisbe ein Recht, da sie ihm früher verlobt gewesen; die Römer müßten ihm also Sophonisbe lassen, wenn sie den Vertrag nicht brechen wollten. Der Chor seinerseits bittet um Erbarmen für die Königin. Lälius, unnachgiebig, will Sophonisbe mit Gewalt wegführen lassen; Masinissa droht, mit seinem Schwerte den Schwertern sich entgegen zu stellen. Da tritt Cato dazwischen, der Begleiter des Lälius, und schlägt vor, man möge dem Scipio die Entscheidung überlassen; und Masinissa, der eben noch so trotzige und liebesmuthige, erklärt hierauf:

Verworfen wär' ich, niederträchtig, feig,
Ließ' ich entreißen mir die theure Gattin;
Jedoch ich werde mich dem Spruche fügen,
Den Scipio in dieser Sache fällt.

Sie gehen alle versöhnt ab, und der Chor spricht seine neubelebten Hoffnungen aus. Dann tritt Scipio auf; Syphax wird ihm vorgeführt und sagt über die Vermählung Masinissa's mit Sophonisbe ganz dasselbe, was bei Livius zu lesen ist. Der Römer läßt Syphax entfesseln und in ehrenvolle Haft führen. Dem Masinissa aber, da dieser vor ihm erscheint, bezeigt er zugleich mit dem Dank für seine Kriegsthaten das lebhafteste Erstaunen über seine leidenschaftliche Tollkühnheit. Vergeblich sucht sich der Numidier zu rechtfertigen: „Man

wisse ja, daß er gegen Syphax und Karthago gerade deshalb gekämpft, weil man ihm Sophonisbe's Hand entrissen und dem Syphax gegeben habe; habe Sophonisbe gefehlt, so würden seine Thaten doch gewiß solchen Fehler aufwiegen." Scipio antwortet ihm mit Advocatengründen: Er habe sich mit Sophonisbe nur verlobt, aber nicht vermählt. Helena's Ehe mit Menelaos sei mit Kindern gesegnet gewesen; er jedoch habe keine Kinder von Sophonisbe. Sie könne auch nicht schon früher, wie er behaupte, seine Gattin gewesen sein; denn sonst hätte er sie nicht noch einmal zu heirathen brauchen. Als Masinissa bei Eingehung des Bündnisses seine Forderungen und Rechte aufgezählt, habe er seinen Anspruch auf Sophonisbe nicht mit dabei genannt. Sophonisbe, als Gattin des Syphax und Tochter des Hasdrubal, gehöre zur Beute der Römer. Uebrigens könne man sich ja in Rom dafür verwenden, daß der Senat sie dem Masinissa wiedergebe. Obgleich diese prosaischen Gründe dem afrikanischen Fürsten nicht einleuchten, so wirkt um so gewichtiger der Umstand, daß Scipio an der Spitze eines Heeres steht; also fügt sich Masinissa, und erbittet sich nur eine kurze Zeit, um zu überlegen, wie er den Befehl der Römer ausführen und doch dabei sein gegebenes Wort halten könne: sie nicht in feindliche Hände fallen zu lassen, so lange sie lebe. Scipio gestattet ihm die Bedenkzeit. Alle gehen, und der Chor spricht sich in altgriechischen Sentenzen über die Macht Amor's aus. Nun kommt ein Bote — bereits der vierte — und berichtet, Sophonisbe wolle eben im königlichen Schmucke nach dem Tempel gehen, um ihre Hochzeit mit feierlichem Opfer zu besiegeln. Der Chor aber erzählt dem Boten Alles, was inzwischen vorgefallen, und was nun das Publicum zum zweitenmal anhören muß. Der Bote entfernt sich; der Chor beklagt Sophonisbe's Geschick. Da erscheint eine Dienerin und berichtet, als gerade die Königen das Opfer bringen wollte, sei ein Bote vom Masinissa mit einem Giftbecher gekommen, so sprechend:

Mein Herr, erhabne Fürstin, sendet mich,
Und läßt Dir sagen, das er gern das erste
Versprechen, das er that, erfüllen möchte,
Wie das der Gatte seiner Gattin schuldig.
Allein, da fremde Macht es ihm verwehrt,
Will er Dir halten wenigstens das zweite
Versprechen, daß Du in der Römer Hand
Nicht lebend kommst, und gibt Dir zu bedenken,
Du mögest thun, wie's Deiner Ahnen werth.
Die Königin griff muthig nach dem Becher,
Und sprach: Bring Deinem Herrn zurück die Antwort,
Daß seine Gattin diese erste Gabe,
Die er ihr sendet, gern entgegennimmt.

Dann dankte sie den Göttern, flehte sie für ihr kleines Söhnchen an und für die Genossen ihres Unglücks, griff nach dem Becher und trank das Gift muthig aus, ohne Klage noch Thränen, und ordnete an, wie sie bestattet sein wolle; zuletzt nahm sie Abschied von ihren Frauen und bat sie um Verzeihung, wenn sie eine von ihnen jemals beleidigt habe. Das Gift war jedoch ein so langsam wirkendes, daß Sophonisbe noch einmal auf der Bühne erscheinen, Abschied vom Licht der Sonne nehmen und dem Chor für sein theilnehmendes Mitleid Dank sagen kann. Auch bittet sie ihre Zofe Herminia, ihr Söhnchen in Sicherheit zu bringen und zu erziehen; Herminia hingegen will nicht leben, wenn Sophonisbe stirbt. Die Königin bittet sie dringend, sich doch nicht zu tödten; sie könnten sich ja im Jenseits wiedersehen; ihr Kind bedürfe mütterlicher Pflege und diese möge Herminia ihm widmen. Endlich verspricht ihr Herminia, sie wolle sich nach Kräften bemühen, das Leben zu ertragen. Es folgt aber noch ein langes Zwiegespräch zwischen der Vertrauten und der Königin:

Sophonisbe: Empfang aus meiner Hand nun meinen Sohn.
Herminia: Wie theure Gabe, aus wie theurer Hand!
Sophonisbe: Mein Sohn, mein Sohn! jetzt wo du meines Lebens
Am meisten noch bedarfst scheid' ich von dir!

— — — — —

O Mutter, meine Mutter, mir so ferne!
Könnt' ich Dich Einmal schauen, eh' ich sterbe!

— — — — —

O theurer Vater, liebe Brüder, nie
Werd' ich Euch wiederseh'n! Gott geb' Euch Freude!

— — — — —

Komm, stütze mich, ich werde schwach und schwächer;
Schon deckt mir schwere Nacht die Augen zu.

Herminia: O Schmerzenswort! noch scheide nicht von uns!
Sophonisbe: Ich kann nicht anders, bin schon auf dem Wege.
Herminia (das Söhnchen ihr darbietend): Heb' dich zum Mund empor, der will Dich küssen.
Sophonisbe: Ach! ich vermag's nicht mehr.
Chor: Gott geb Dir Frieden.
Sophonisbe: Ich scheide; fahret wohl. (Sie stirbt.)

Der Chor klagt um den frühen Tod der Unglücklichen; so auch Herminia. Die Letztere leiht von den alten Tragikern sogar den griechischen Ausruf: Oimoi! (wehe mir!) mit welchem sie ihre Wehklagen stets beginnt. Der Chor bittet sie endlich, sich zu fassen: sie sei nicht die Erste, werde die Letzte nicht sein, der solch' Mißgeschick begegne. Damit könnte die Tragödie zu Ende sein, wenn nicht plötzlich in Masinissa ein neuer Plan aufgetaucht wäre; er hofft, die Königin in der Nacht heimlich nach Karthago retten zu können, und will sie darum für jetzt noch abhalten, das Gift zu nehmen. Die Leser wissen aber, daß es schon zu spät ist, und Masinissa erfährt dasselbe aus dem Munde des Chors. Masinissa bricht in den komischen Ruf aus:

So hat sie denn das Gift sogleich getrunken?

unterläßt nicht die üblichen Jammerklagen, ordnet eine ehrenvolle Bestattung an, und entläßt Herminia in ihre Heimath. Der Chor schließt mit der Betrachtung:

Der Menschen Hoffen ist sehr trüglich.
Der Woge gleich in einem prächt'gen Flusse,
Schickt oftmals zum Erweis der höhern Macht,
Wenn Ruhe herrschet überall und Freude,
Der Himmel irgend einen jähen Schlag.
Und ferner, ist das Meer zur Wuth erwacht,
Zeigt's unverhofft sich in der Sanftmuth Kleide,
Daß kaum am Strand die Welle murmeln mag;
Nur Gottes Kraft ist uns ein sichres Dach,
Ihr mächtiges, uns unbekanntes Walten
Kann unsre Vorsicht stracks zu Nichts gestalten.

So viel vom Inhalt des Stücks, dessen Mängel auch bei dieser kurzen Skizzirung genügend in die Augen fallen. Nur Einiges sei bemerkt. Die wichtigsten Dinge, so der Entschluß Masinissa's, sich zu vermählen und Sophonisbe's Einwilligung, die Sendung des Giftes an Sophonisbe und die Heldenstärke, mit der sie den tödtlichen Becher leert, werden nur durch Dritte erzählt. Welche erbärmliche Rolle hat der Dichter dem Masinissa zugetheilt, wie abstoßend erscheinen Scipio und Lälius? Unwillkürlich wird das Tragische in's Burleske verwandelt, wenn Lälius fragt, ob Sophonisbe zuerst dem Masinissa einen Heirathsantrag gestellt, oder wenn der feurige Numidier, der eben noch mit seinem Blut die Gattin vertheidigen wollte, Alles gleich nachher auf Scipio's Entscheidung ankommen lassen will, oder wenn er mit spitzfindigen Juristengründen gegen Scipio streitet, oder wenn Scipio die Sophonisbe so lange noch in ihres Gemahls Händen läßt, daß ihm Zeit bleibt, sie zu vergiften, oder wenn dem Masinissa hinterher ein neues Mittel einfällt, sie der römischen Gefangenschaft zu entziehen. Höchst langweilig ist endlich der Chor, bei dem die pedantische Nachahmung der griechischen Manier, auf der das ganze Stück beruht, oft geradezu

unerträglich wird. Ungeachtet dieser und vieler anderen Mängel hat die Sophonisbe doch die große literargeschichtliche Bedeutung, daß sie die erste regelmäßige Tragödie der Neueren ist. Die bloße Idee, ein solches Werk zu schaffen, und die Kraft und Einsicht, es auszuführen, erforderte schon einen ungewöhnlichen Geist. Trissino zeichnete die Bahn vor, auf welcher seitdem die Italiäner und Franzosen voranschritten.*)

Sein Bestreben nach einem einfachen, von Affectation freien Ausdrucke, kam diesem Trauerspiele besser zu statten, als seinem monströsen Epos, worin es nur die Nüchternheit des Vortrages beförderte, während die ungekünstelte Aeußerung der Gedanken und Empfindungen in dem Drama das hohle Pathos, in das dürftige poetische Talente so leicht verfallen, entfernt hielt und die Form des Drama's an sich durch ihre größere Lebendigkeit jene Einwirkung des prosaischen Elements im Epos nicht zuläßt.

In dem oben genannten Lustspiele Trissino's ist die Nachahmung der Charaktere und der Manier des Plautus und Terenz in jedem Zuge noch weit merklicher, als in den früher besprochenen Lustspielen Ariosto's. Wie in den „Suppositi" des Letzteren, beruht die Verwickelung auf dem schon von den Alten vielfach verbrauchten Stoff einer wunderbaren Aehnlichkeit von Zwillingsbrüdern. In Trissino's „Simillimi" fehlt es selbst nicht an antiken Chören! Daß seine anderen Dichtungen denselben antiken Charakter tragen, ist nicht anders als zu erwarten. Seine Idyllen sind dem Theokrit, seine Oden dem Horaz nachgebildet. Trissino war nicht bloß ein begeisterter Verehrer der Alten, wie viele seiner gebildeten Zeitgenossen, sondern ein pädagogischer Gelehrter, dem die Wissenschaft Zweck, nicht allein Bildungsmittel war, wie allein schon — um schließlich auch diese kurz zu berühren — seine minutiösen Bemühungen um die italiänische Orthographie beweisen. Ein griechisches Omikron und Omega, ein Epsilon und Eta sollten, nach seinem Vorschlage, den verschiedenartigen, den offenen oder gesperrten Laut des O und E bezeichnen; andere Modificationen sollten durch Schriftzeichen angedeutet werden, und so hat er denn seine Sofonisba und Italia wirklich mit dergleichen neuen Charakteren drucken lassen. Seine Vorschläge fanden jedoch nur insoweit Anklang, als seit jener Zeit in der Schrift das j statt des langen (doppelten) i und das zi statt ti mit darauffolgendem Vokal (z. B. grazia statt gratia) zu allgemeinerem Gebrauch gekommen sind.

Am nächsten unter den dichtenden Zeitgenossen stand dem Trissino der drei Jahre ältere Florentiner Giovanni Rucellai Was Beide mit einander eng verbindet, ist nicht allein das vertraute Freundschaftverhältniß, das wir besonders aus den Versen des Florentiners kennen lernen, auch nicht die gleiche diplomatische Berufsthätigkeit, sondern hauptsächlich dasselbe Streben, das Gebiet der Tragödie nach dem Muster und den Principien der Alten neu zu cultiviren. Fast gleichzeitig mit der Sofonisba Trissino's war auch die „Rosmonda" Rucellai's erschienen. Letzteren Namen haben wir bereits in dem Abschnitte über Machiavelli genannt. Der dort erwähnte Besitzer der berühmten Gärten war Bernardo Rucellai, ein Mann, der im Staatsdienst erfahren, in großen und häufigen Ehren

*) Nach Trissino wurde der Versuch, den von ihm behandelten Stoff zum Gegenstande von Trauerspielen zu machen, nicht bloß in Italien, sondern auch besonders in Frankreich vielfach mit fast gleichem ungünstigen Erfolge wiederholt. In französischer Sprache erschienen noch im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts fünf Uebersetzungen oder Nachahmungen der Sophonisbe. Erst hundert Jahre nach Trissino wagte es Mairet, die Spuren des Italiäners zu verlassen. Er war 25 Jahre alt, und hatte bereits fünf dramatische Werke zur Aufführung gebracht, als er 1629 in seiner „Sophonisbe" ein Trauerspiel schuf, das als der helle Morgenstern der neueren französischen Tragödie ein Jahrhundert lang in ungeschwächtem Glanze sich erhielt, und jetzt noch von der sogenannten classischen Schule der Franzosen als das erste regelrechte Musterbild ihrer Bühne betrachtet wird. Corneille bearbeitete im J. 1663 denselben Stoff, doch erhielt sich auch neben seinem Stücke das von Mairet. Eine Sophonisbe von La Grange-Chancel, 1716, verschwand bald wieder von der Bühne. Auch Voltaire wagte sich in seinem hohen Alter, 1770, an diesen Gegenstand; doch ist seine Sophonisbe nur eine Umarbeitnng des Werkes von Mairet. — Von Engländern nennen wir nur Thomson, den Dichter der Jahreszeiten, als Verfasser eines Trauerspieles Sophonisbe. Dieses erschien in einer deutschen Uebersetzung von Joh. Heinr. Schlegel (1758), welche besonders deshalb merkwürdig ist, weil darin zuerst der fünffüßige Jambus gebraucht wird, der seitdem bei uns der allgemein übliche dramatische Vers geworden.

und Aemtern gestanden und bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten der Florentiner thätig gewesen. Auch war er ein ausgezeichneter Kenner der Alten, und schon sein lateinischer Stil, in welchem Erasmus von Rotterdam einen zweiten Sallust entdeckte, würde für die Gründlichkeit seiner classischen Studien zeugen, wenn nicht ein lebendigeres Zeugniß in seinem Werke über die Stadt Rom läge, das durch Kritik, Gelehrsamkeit, und, wie seine übrigen Schriften alle (unter ihnen die für die Zeitgeschichte wichtige: de bello Italico commentarii), durch die schöne Schreibart und feste Haltung des Ruhmes werth ist, den man ihm oft gezollt hat. Aus seiner Ehe mit der Schwester des berühmten Lorenzo de' Medici wurde ihm am 20. October 1475 sein Sohn Giovanni geboren, der unter den Augen seines Vaters und der gelehrten Freunde desselben die Gelegenheit fand und wahrnahm, seinen Geist mannigfaltig auszubilden. Edle Abkunft und Talent berechtigten ihn zu hohen Ehrenstellen. Im Jahre 1505 wurde ihm eine Gesandtschaft nach Venedig übertragen. Als sein Vetter, der Cardinal Giovanni de' Medici zum Papste (Leo X.) gewählt worden, ging er nach Rom, um dort in den geistlichen Stand zu treten. In seinem vierzigsten Jahre dichtete er sein Trauerspiel: Rosmonda, welches er 1517 in seinem Garten vor dem Papste aufführen ließ. Dieser starb, während Rucellai sich als Nuntius am französischen Hofe befand. Die Cardinalswürde, die man allgemein für ihn erwartet hatte, war ihm von seinem Vetter nicht verliehen worden. Von seiner Vaterstadt Florenz zur Beglückwünschung des neuen Papstes (Hadrian's VI.) nach Rom gesandt, hielt er an diesen eine zierliche lateinische Rede, die uns gedruckt erhalten ist. Nach Hadrian's kurzer Regierung bestieg wiederum ein Vetter Rucellai's, Giulio de' Medici, als Clemen's VII. den päpstlichen Stuhl. Er wurde zum Gouverneur der Engelsburg ernannt, welche wichtige Stelle damals direct zum Purpur führte. Aber während Rucellai ihn erwartete und der Papst nach seiner Gewohnheit zögerte, raffte ein tödtliches Fieber den Dichter im Jahre 1526 dahin. Noch auf seinem Sterbebette empfahl er seinem Bruder Palla Rucellai dringend die Revision seines poetischen Nachlasses und ließ besonders seinen Freund Trissino ersuchen, sich seines Lehrgedichtes: „Le api" anzunehmen.

Außer diesem Gedichte hat Rucellai die bereits erwähnte Tragödie: La Rosmonda und noch eine zweite: L'Oreste hinterlassen. Die Rosmonda erschien 1525 zuerst im Drucke. Was den Stoff betrifft, so ist er aus der Geschichte der Longobarden entlehnt. Die Personen des fünfactigen Stückes sind: Rosamunda (Rosmonda), Tochter des Gepiden-Königs, Alboin, der Longobarden-König, Faliscus, sein Feldherr, Almachild, ein junger Fürst und ein Vertrauter der Rosamunde. Der Letzteren Vater war in einer Schlacht gegen Alboin geblieben, Rosamunda darauf in die Wälder geflohen, von wo aus sie Nachts den Kampfplatz besuchte, um den Leichnam ihres Vaters aufzufinden, und ihn, Alboin's Befehle zuwider, zu bestatten. Drei Nächte hatte sie bereits vergeblich nachgesucht; mit der vierten beginnt die Handlung des Stückes. Rosamunde tritt mit ihrer Vertrauten (der früheren Amme) auf, um ihre Nachsuchungen zu erneuern. Die Amme stellt ihr das Gefährliche dieses Unternehmens vor, erinnert sie an ihre Jugend — Rosamunde ist 16 Jahre alt — und räth ihr, die an der Donau zurückgebliebenen Gepiden aufzufordern, ihren Vater zu rächen. Doch die Jungfrau will von nichts anderem wissen, als der Bestattung ihres Vaters. Sie erzählt der Amme von einem Traume, worin der Vater ihr erschienen und sie aufgefordert habe, sich den Tod zu geben. Sie suchte die Nothwendigkeit ihres Todes damit zu beweisen, daß ihr Geliebter, der Longobarden-Fürst Almachild, fern sei und sie mit ihrem weiblichen Gefolge (dies bildet zugleich den Chor) kriegerische Unternehmungen, wie die Amme vorschlage, nicht vollführen könne. Rosamunde geht ab, um weiter zu suchen, und der Jungfrauen-Chor singt ein Lied voller Betrachtungen über ihr Unglück und von der Wohlthat des Todes in dieser Lage. — Rosamunde hat inzwischen die Leiche aufgefunden, ihre Oberkleider abgelegt und tritt auf, um die Beerdigung zu bewerkstelligen. Der Tag bricht an und die Amme besorgt, man möge sie nun entdecken. Der Chor meldet nun auch, daß der Wald mit Kriegern sich fülle. Rosamunde ermahnt sie, sich auf den Tod gefaßt zu machen, und versichert ihnen, daß ein edler Tod unter den schönen Dingen

den ersten Platz einnehme. Faliscus tritt mit seinem Gefolge unter die Frauen und forscht, wer dem königlichen Befehle zuwider einen der Erschlagenen bestattet habe. Er giebt Befehl, die Leiche wieder auszugraben, ihr das Haupt zu nehmen und dasselbe herzubringen. Vergebens erinnert Rosamunde den Faliscus an die in ihrem elterlichen Hause empfangenen Wohlthaten; er verläugnet diese auch nicht, wendet aber den seinem Könige schuldigen Gehorsam vor, und versichert, daß gerade dieser Gehorsam ihm bei Alboin ein Recht geben würde, in ihrem Interesse demnächst zu handeln. Das Haupt wird gebracht, und Faliscus führt Rosamunden hinweg. Klagen des Chores und Gebete um Erhaltung seiner Ehre, wenn er auch dem Tode geweiht sein sollte. — Die Scene spielt nun weiter vor Alboin's Zelte, derselbe tritt auf und äußert seine Unruhe darüber, daß Faliscus so lange ausbleibt. Nun erscheint ein Bote mit dem Haupte des Gepiden-Königs. Alboin verordnet ein Trinkgeschirr daraus zu verfertigen, um bei feierlichen Gelegenheiten zum Andenken seines Sieges daraus zu trinken. Als Rosamunde mit dem Faliscus auftritt, drohet er ihr, sie dem Vater nachzuschicken. Auf die Frage: ob sie den Leichnam beerdigt, erwiedert sie einfach und edel: „was sollt' ich's läugnen, ja ich war's." Er läßt sie einstweilen mit der Amme in ein Zelt führen. Faliscus bringt seinen König durch Vorstellung politischer Rücksichten zu mildern Gesinnungen. Er räth ihm, die schöne Rosamunde nicht zu tödten, sondern lieber zu heirathen. Alboin erwidert: „Ja! das ist mir bisher nicht eingefallen!" entschließt sich, diesem Rathe zu folgen, und beauftragt Faliscus, Rosamunden hierauf vorzubereiten. Diese vernimmt mit Schaudern den Antrag, so wie die Gründe, welche sie, nach Faliscus Meinung, darauf einzugehen bewegen könnten. Er geht dann, um sich zu erkundigen, ob Almachild noch nicht heimgekehrt sei, und giebt der Fürstin bis zu seiner eigenen Zurückkunft Frist. Die Amme unterstützt nun den Vorschlag des Faliscus, und setzt ihr auseinander, daß sie durch Nachgiebigkeit ihre Jungfrauen retten könne. Dies bewegt Rosamunden, dem rückkehrenden Faliscus durch die Amme ihre Einwilligung in Alboin's Antrag zu erkennen zu geben. — Der Chor lobt ihren Entschluß. Der inzwischen von seinem Zuge zurückgekehrte Almachild befragt den Chor nach Rosamunden und erfährt das Vorgefallene. Almachild ist trostlos und will sich das Leben nehmen. Hiervon bringt ihn jedoch eine Dienerin ab, welche erschreckt aus Alboin's Zelte hervoreilt und erzählt, daß Alboin am Ende des Hochzeitsmahles seine junge Gemahlin genöthigt habe, aus ihres Vaters Schädel zu trinken. Zuletzt meldet sie, daß die Tafel aufgehoben sei, und daß nunmehr das Beilager stattfinden sollte. Rosamunde tritt zuvor mit ihrer Amme auf, bemerkt in ihrer Traurigkeit Almachild nicht, und denkt mit Grauen an dasjenige, was sie bei Tafel erlebt hatte. Sie fühlt sich dem Tode nahe, und ordnet an, daß ihre Asche aufbewahrt und Almachild überbracht werde, um sie in das Begräbniß der Gepiden-Könige beizusetzen. Sie wird ohnmächtig und fällt ihren Jungfrauen in die Arme. Almachild geräth über diesen Anblick in rasende Wuth und will auf der Stelle den Alboin umbringen. Die Amme hält ihn zurück und räth zu besonnener Mäßigung, damit der Erfolg seine Rache sichere. Sie heißt ihn in ihr Zelt gehen und folgt ihm dahin. Der Chor, der um die ohnmächtige Rosamunde hersteht, betrauert ihr Unglück und fleht den Himmel an, Almachild's Plan gelingen zu lassen. Rosamunde erwacht gerade zu rechter Zeit, um von der Dienerin zu vernehmen, daß sie gerächt sei. Almachild, so erzählt sie, habe auf der Amme Rath sich in weibliche Kleidung verhüllt, sei so in Alboin's Zelt getreten, und habe dem betrunkenen Könige den Kopf abgeschlagen. Rosamunde gewinnt nun die Ueberzeugung, „daß denn doch ein Gott im Himmel sei," und der Chor schließt mit einer Ermahnung an die Fürsten:

Es lerne Jeder, wer das Scepter führt,
Vom grimmen König, der ermordet liegt,
Nicht grausam sein, denn Gott gefällt es nicht!

Vieles in diesem Stücke erinnert an die Euripide'sche Tragödie: **Hekuba**, als deren Nachahmung die Rosamunde Einigen gilt. Doch nur in der Manier nähert sich Rucellai den griechischen Vorbildern, ohne den Geist wiederzugeben. Wie in Trissino's Sophonisbe ist auch in der Rosmonda der Dialog in versi sciolti, die Chorgesänge in Canzonenform

geschrieben. Doch nicht so streng, wie Trissino, bindet sich sein Freund an die Einheit des Ortes, wie denn sein Stück auch in fünf Acte richtig eingetheilt ist. Die Handlung ist einfach; die Charaktere sind unbedeutend, zuweilen niedrig, und nicht selten werden die Scenen da, wo sie Schaudern erregen sollen, Ekel erregend. — Die andere Tragödie Rucellai's, L'Oreste giebt sich leicht als eine Nachbildung der Taurischen Iphigenie des Euripides zu erkennen. Wie die Rosamunde, so hat auch der Orestes maßloses Lob bei einigen italiänischen Kunstrichtern gefunden; fast aber hat das letztere Stück noch mehr Ruhm bei ihnen erlangt, als das erstere, wobei freilich zu bemerken, daß die Schönheiten des Orestes meist auf Rechnung des Euripides zu setzen sind. Wenige Stoffe bieten sich so von selbst dem Tragödiendichter zur Entwickelung des edelsten Pathos dar, wie die von den Griechen und den Neueren oft genug dichterisch behandelte Ankunft des Orestes und seines Freundes Pylades bei den Tauriern, wo die Priesterin Iphigenia in dem Orestes, den sie opfern soll, ihren Bruder entdeckt. Rucellai folgt dem Euripides nicht Schritt für Schritt. Er bringt Veränderungen an und vernichtet hie und da die Schönheiten des Originals durch grelle Zusätze in der Absicht, den tragischen Effect zu verstärken. Durch derartiges grelles Auftragen der Farben, wie es sich auch in der „Rosmonda" findet, besonders aber durch die Wahl dieses Stoffes, wurden Rucellai's Bemühungen um die italiänische Tragödie geradezu verhängnißvoll für dieselbe. Denn von nun an beginnt eine lange Reihe unsittlicher Gräuelstücke, die das Zeitalter Seneca's zurückzuführen schienen: so wahnwitzige, widernatürliche, ekelhafte Handlungen wurden selbst von den feingebildetsten Dichtern als tragisches Pathos einem Publikum vorgeführt, das freilich schon durch eine ausschließlich ästhetische Bildung entnervt, keineswegs doch so mark- und ernergielos als das sclavische Volk der römischen Imperatoren war. Mit dieser Wendung des Trauerspiels, welche allerdings auch in näherem Bezug zu dem Entwickelungsgang der sittlichen Bildung der Nation stand, ward der Fortschritt zu einem wahren tragischen Pathos, wie in formeller Rücksicht zu einer Lossagung von der Herrschaft der Antike für die Periode, die wir in diesem Capitel umfassen, fast vollständig abgeschnitten; kaum finden wir noch auf diesem Gebiet der Poesie ein paar ganz isolirte Erscheinungen, in denen sich ein reinerer Geschmack und eine freiere Bewegung kund giebt, aber sie blieben ohne bedeutsame Nachwirkung.

Wie ganz anders, als in seinen Tragödien, erscheint Rucellai in seinem Lehrgedichte: „Die Bienen" („le api")! Noch immer wird dasselbe zu den berühmtesten Dichtwerken der Italiäner gezählt, und zwar verdient es die Achtung, in der es sich erhält, nicht bloß wegen der classischen Correctheit der Diction: die Harmonie zwischen der Manier und dem Gegenstande ist eine wesentliche Schönheit des Ganzen. Rucellai versuchte in seinem aus 1062 reimfreien Versen bestehenden Gedichte, Virgil's Anweisungen zur Bienenzucht (im 4. Buche der Georgica) weiter auszuführen. Das Gedicht ist aber nichts weniger als ein Werk peinlicher Nachahmung. Rucellai übertraf seinen Freund Trissino an Geschmack, wie an Phantasie. Er bildete sich nach Virgil; aber er copirte nicht Virgil's römische Vorstellungsart. In der Kunst, malerisch zu beschreiben, scheint er seinen Virgil vorzüglich zum Muster genommen zu haben. Mit einer sehr glücklichen Wendung wird der Mangel des Reims sogleich in den ersten Zeilen auf Rechnung der Empfindlichkeit der Bienen geschrieben, die an den Felsen, wo das Echo — das Urbild des Reimes — wohnt, nicht gern verweilen. Dann folgt eine Ankündigung des Inhaltes des Gedichts und eine poetische Zuschrift desselben an Trissino, der bei dieser Gelegenheit in freundschaftlichem Ernste der Stolz seines Zeitalters genannt wird (vergl. das in der „Auswahl" mitgetheilte Stück). Die Geschichte eines Bienenstaats und die Honigernte, die diesem Staate ein Ende macht, wird nun in anmuthig und in lieblichen Versen erzählt. Zu Episoden war in einem Gedichte von nicht größerem Umfange kein Raum. Dafür erlaubt sich der Dichter einige moralisch-politische Digressionen. Die Aehnlichkeit zwischen einem Bienenstaat und einer Monarchie unter Menschen gab dem von ihm behandelten Thema in seinen Augen eine solche Würde, und die Süßigkeit des Honigs hatte für ihn einen solchen poetischen Reiz, daß er Beides in sein Gedicht zu übertragen suchte. Noch interessanter wurden ihm die Bienen durch die hohe

Meinung, die er von ihrer Keuschheit hegte. Nach seiner Naturgeschichte, die er zum Theil aus den alten Autoren nahm, ist eine Biene von so strenger Sittsamkeit, daß sie unverzüglich jeden Menschen sticht, der sich kurz vorher des vertrauten Umgangs mit einer Person des anderen Geschlechts schuldig gemacht hat. Von dieser naturhistorischen Meinung begeistert, glaubte Rucellai nicht zu viel zu thun, wenn er seine Bienen „keusche Jungfräulein“ und „holde Engelchen“ nannte. Was aber auch immer diese und manche andere Vorstellungen, die Rucellai in sein Gedicht verwebte, Wunderliches haben mögen, sie trugen dazu bei, seiner ganzen didaktischen Erfindung einen Ton zu geben, auf den ein geistloser Nachahmer nie verfallen sein würde. Sei dieses Werk mitunter noch so mikrologisch und tändelnd: es ist doch ein Gedicht, und kein frostiges Fabrikat des poetisirenden Fleißes; zugleich ist es in der neueren Literatur das erste Lehrgedicht, wenn man anders diesen Namen nicht an geistlose Versuche verschwenden will.

Der Bruder des Dichters, Palla Rucellai, gab das Gedicht zuerst 1539 in Florenz heraus. Seitdem ist es häufig gedruckt worden; seit 1546 erschien es gewöhnlich mit dem zweiten berühmten Lehrgedichte der Italiäner „über den Feldbau“ zusammen gedruckt. Der Verfasser desselben ist Luigi Alamanni, derselbe, dessen Namen wir bereits in dem Abschnitte über Macchiavelli (S. 234) angeführt haben. Dieser Dichter ruft uns in mancherlei Beziehungen das Bild Dante's zurück. Gleich ihm Florentiner erlebte er zweihundert Jahre nach ihm ähnliche Schicksale, mußte er zuletzt als Opfer seines Patriotismus und als besiegter Gegner einer Partei, die mit Hilfe der Fremden triumphirt hatte, in gleichem Alter wie Dante in das Exil wandern, das auch für ihn ein lebenslängliches ward.

Luigi Alamanni, am 28. October 1495 in Florenz geboren, wurde schon als Jüngling, nachdem er eine sorgfältige gelehrte Erziehung genossen hatte, durch Patriotismus oder Parteigeist in die politischen Unruhen seines Vaterlandes verwickelt. Seine Familie, eine der vornehmsten der Stadt, gehörte zur Partei des Hauses Medici, an dessen Spitze damals der Cardinal Giulio stand. Auch Luigi schloß sich anfangs an diesen Cardinal an. Aber eine Privatmißhelligkeit, vielleicht auch der vertraute Umgang mit den Männern der Rucellai'schen Gärten, änderte die Gesinnungen des jungen Mannes. Macchiavelli liebte ihn vor allen andern, die diese Gärten besuchten, und der Jüngling machte sich (wie Benedetto Varchi in seiner florentinischen Geschichte sagt), die Tugenden dieses großen Mannes zu eigen, ohne seine Fehler anzunehmen. Die republikanischen Grundsätze, die er daselbst einsog, verleiteten ihn, 1522 an einer Verschwörung gegen den Cardinal Giulio de' Medici, Theil zu nehmen. Die Sache wurde entdeckt, und würde ihm das Leben gekostet haben, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Auf seinen Kopf wurden 500 Goldgulden gesetzt. Er ging mit seinem Freunde und Unglücksgefährten Buondelmonte zunächst nach Urbino, und dann nach Venedig. Hier hielt er sich bis zum folgenden Jahre auf, in welchem der Cardinal zum Papst (Clemens VII.) erwählt wurde. Nun glaubte er sich nicht mehr in Italien sicher; er ging daher, nachdem er eine Zeitlang in Brescia gefangen gehalten, und durch Vermittelung des Senators Carlo Cappello mit Mühe wieder freigelassen worden war, über Genua, wo er mit dem berühmten Andreas Doria in die engste Freundschaftsverhältnisse trat, nach Frankreich, und wußte sich daselbst durch seine feinen Sitten, sein poetisches Talent und seine vielseitigen Kenntnisse bald in die Gunst des kunstfreundlichen Franz I. zu setzen. Als Clemens 1527 von dem kaiserlichen Heer in der Engelsburg eingeschlossen wurde, nahmen die Florentiner, nach Vertreibung der Mediceer, eine republikanische Verfassung an, und riefen ihren Mitbürger Alamanni, zu dessen Einsichten sie ein großes Vertrauen hatten, zurück. Er kam, wurde General-Commissarius über die Truppen der neuen Republik, und leistete derselben durch Rath und That wichtige Dienste. Es galt nun die Frage, ob sich die Republik zur überwiegenden Partei des Kaisers, die auch der Papst hatte ergreifen müssen, oder zur französischen halten sollte. Die Klügeren riethen zum ersteren; der große Haufe aber, der die Mediceer haßte und ihre Rückkehr fürchtete, verlangte das letztere, und forderte das Gutachten Alamanni's in der Erwartung, daß er aus Haß gegen den Papst und aus Dankbarkeit für Franz I. sich für

den Letzteren erklären werde. Er zog aber das allgemeine Beste seinem Privatinteresse vor und rieth, es mit dem Kaiser zu halten. Dadurch verlor er die Gunst des Volks, und da er zu Florenz alle seine Schritte beobachtet sah, so hielt er sich meistens zu Genua auf. Sein vertrauter Umgang mit Doria, einem der Häupter der kaiserlichen Partei in Italien, setzte ihn in den Stand, seiner Vaterstadt manche nützlichen Mittheilungen zukommen zu lassen. Allein die Florentiner beharrten bei den einmal gefaßten Beschlüssen, und Carl V., der inzwischen mit dem Papste Frieden geschlossen (1529) und seine natürliche Tochter Margarethe an Alessandro de' Medici vermählte, wandte seine Waffen wider Florenz, um den Letzteren als Herrn zurückzuführen. Nach elfmonatlicher Belagerung fiel die Stadt am 10. August 1530. Doch mit einer Glorie umzieht noch den Fall von Florenz der Name seines Michel Angelo und Francesco Feruccio's alter Zeiten würdiger Heldenmuth und Opfertod. Alamanni wurde, nachdem der Herzog Alessandro de' Medici eingesetzt war, verbannt, und die Provence ihm zum Aufenthalte angewiesen. Er überschritt aber 1532 die vorgeschriebenen Grenzen und da er nach Florenz vor Gericht citirt, nicht erschien, wurde er für einen Rebellen erklärt und auf immer von seinem Vaterlande ausgeschlossen. Er ließ sich nun in Paris nieder und erlangte später durch die Gunst des freigebigen Franz I. eine selbst glänzende Existenz, so daß er in einem Epigramme von sich sagt: „Als Jüngling war ich arm, im Alter reich, — Mitleidenswerth darum zu jeder Zeit; — Als ich ihn nutzen konnte, hat mir Reichthum — Gefehlt, nun hab' ich ihn, da er mir nutzlos." In den ersten Jahren seines Exils hatte Alamanni verschiedene Reisen nach Italien gemacht, auf denen er sich vergebens bemühte, die Rücknahme der gegen ihn ergangenen Beschlüsse zu bewirken. Im Jahre 1544 schickte Franz I. den Dichter als Gesandten an Kaiser Carl V. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, den keiner seiner Biographen mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubt: Carl hatte kurz vorher ein satirisches Gedicht Alamanni's gelesen, worin dieser dem „Adler" (nicht ohne Anspielung auf den östreichischen Doppeladler) durch den „Hahn" hatte Schuld geben lassen, daß er, um mehr verschlingen zu können, zwei Schnäbel führe. In der Rede, welche der Dichter nun an den Kaiser hielt und worin er Letzteren nur mit Lobsprüchen überhäufte, spielte der Adler eine große Rolle, und ward sehr häufig erwähnt. Nach Beendigung seines Vortrags recitirte der Kaiser statt der Antwort lächelnd die oben erwähnte Stelle des satirischen Dialogs. Alamanni ließ sich dadurch so wenig irren, daß er sofort zur Antwort gab, daß er die Verse als Dichter, dem doch die Unwahrheit zu sagen erlaubt sei, gesprochen, wogegen er jetzt als Gesandter seines Herrn nur die Wahrheit spreche; jene Verse habe er als Jüngling geschrieben, diese Rede halte er als betagter Mann; damals habe er jene Aeußerung im Zorn über die Verbannung aus seinem Vaterlande gemacht, jetzt sei er von solchen Leidenschaften frei. Diese Erklärung gefiel dem Kaiser so wohl, daß er dem Dichter auf die Schulter klopfte und sagte: Er solle wegen seines Exils nicht trauern, da er im Könige von Frankreich einen so erhabenen Beschützer gefunden hätte; der Herzog von Florenz habe den größten Schaden davon, einen so trefflichen Mann in ihm verloren zu haben. Nachdem Franz I. gestorben war (1547), ließ sein Nachfolger Heinrich II., dem Dichter ein gleiches Wohlwollen zu Theil werden, wie dies unter anderem der Auftrag beweist, mit welchem er vom Könige 1551 nach Genua gesandt wurde, nämlich durch die französische Partei die spanische, welche dort herrschend war, zu unterdrücken und dadurch der französischen Armee den Eintritt in's Mailändische zu bahnen. Die Sendung mißlang. Alamanni starb am 18. April 1556 zu Amboise, wo sich damals der französische Hof aufhielt.

Erinnert uns ein Theil der Lebensgeschichte Alamanni's an gleiche Beziehungen in dem Leben Dante's, so bieten seine Schriften, in Vergleich mit denen seines großen Landsmannes, keine ähnliche Parallelen, es sei denn auch hier wieder der äußere Umstand, daß der größere und bessere Theil derselben, wie bei jenem, in der Verbannung entstanden und ausgeführt ist. Doch vorher schon war eine nicht geringe Anzahl verschiedenartiger Dichtungen von ihm verfaßt worden, die in demselben Jahre, in welchem Alamanni für immer von seinem Vaterlande ausgeschlossen wurde, als „opere toscane" in zwei Bänden (Lion 1532)

erschienen. Diese Sammlung enthält vier Bücher: Elegieen in reimlosen Versen, Eklogen — Nachahmungen der Idyllen Theokrit's — Satiren, Sonette und Canzonen, Hymnen (Bußpsalme), vier erzählende Gedichte: die Fabeln vom Narciß (favolo di Narciso), von der Atalante (favolo d'Atalanta), vom Phaëton und „il diluvio Romano" („die Ueberschwemmung Roms"), von denen das letztere, in reimlosen Versen, vorzüglich geschätzt wurde; außerdem eine Tragödie Antigone, die jedoch nichts anderes als eine metrische Uebersetzung des gleichnamigen Sophokleischen Stücks ist, und mehrere kleinere Gedichte. 1546 erschien zuerst (in Paris) das schon genannte Lehrgedicht „über den Landbau" (Della coltivazione libri VI), zwei Jahre später sein romantisches Gedicht: „Girone il Cortese" und noch später die epische Dichtung: „l'Avarchide", beide in Ottave rime und in je 24 Büchern. Außerdem hat man noch von Alamanni das Lustspiel „Flora" (zuerst 1556 erschienen) mit Zwischenspielen von Andrea Lori, welches besonders wegen der von ihm erfundenen sechzehnzeiligen versi sdruccioli, in denen es geschrieben ist, kein Glück gemacht hat, ferner eine Reihe von Epigrammen, großentheils Nachahmungen der Martialischen; prosaische Aufsätze: eine Rede, einige Briefe und eine Novelle („die Gräfin von Toulouse"), die einen ähnlichen Stoff behandelt, wie die von uns mitgetheilte letzte Novelle des Decameron. In der „Gräfin von Toulouse" unterwirft ein Graf von Barcelona seine Gemahlin einer ähnlichen Geduldprobe, wie Markgraf Walter die Griseldis; doch geht jener so weit, daß er sie zwingt, auf seinen Befehl entehrende Handlungen zu verrichten und seine Absicht ist es auch nicht, den Gehorsam seines Weibes zu prüfen, sondern sich dafür zu rächen, daß sie einst seine Bewerbung zurückgewiesen.*)

Dasjenige Werk, welches dem Namen Alamanni's eine classische Autorität verschafft hat, ist sein Lehrgedicht della coltivazione. Mit dem des Rucellai verglichen, ist zunächst des bei weitem größeren Umfanges des ersteren zu erwähnen. Ueber fünftausend Verse umfassend, zerfällt es in sechs Bücher, von denen die vier ersten die Arbeiten und Geschäfte des Landmannes je nach den vier Jahreszeiten behandeln, die beiden letzten als Anhang Gartenbau und Witterungskunde lehren. Auch Alamanni hat nach antiken Vorbildern geschrieben, nicht bloß Virgil's „Georgica," sondern auch des Lucrezius: „De rerum natura" vor Augen gehabt. Trotzdem ist seine Dichtung durch die Eigenthümlichkeit der Composition, die Menge des neuen Materials, das er aus eigener Erfahrung schöpfte — wie denn auch der Landbau des südlichen Frankreichs in dem Gedicht als maßgebend erscheint —, durch die Verarbeitung des entlehnten Stoffes nach den Forderungen der damaligen Landwirthschaft, weit origineller dem thatsächlichen Inhalt nach, als „die Bienen". Nur die sich zu breit machende Einmischung der antiken Mythologie ruft uns seine Lehrer oft allzu lebendig in's Gedächtniß. Der didaktische Stil ist von ihm weit reiner bewahrt; wenn er auch nach dem Muster des Alterthums Episoden einflicht, in denen er selbst seiner persönlichen Schicksale ausführlich gedenkt, so sind diese doch, statt im subjectiv-lyrischen, wie bei Rucellai, stets im epischen Tone gehalten, der mit der Objectivität des Lehrgedichts besser harmonirt. Freilich entbehrt durch diese größere Reinheit des Kunststils das Werk Alamanni's jener romantischen Zuthaten, durch welche auch dem modernen Bewußtsein, das Kunst und Wissenschaft strenger scheidet, ein Lehrgedicht anziehend gemacht werden kann. Der Vers, in welchem die Coltivazione wie die Api geschrieben sind, der elfsilbige reimlose ist von Alamanni, wie von Rucellai mit vieler Meisterschaft gehandhabt, obwohl auch in diesem Punkte die Dichtung des ersteren einen strengeren, die des anderen einen weicheren Charakter hat.

Dieselben Vorzüge einer reinen und eleganten Diction finden sich auch in den beiden oben genannten großen epischen Gedichten Alamanni's wieder. Doch ist das spätere „die Avarchide" in Bezug auf den Inhalt ein durchaus verunglücktes Werk, das, eine sclavische und frostige Nachahmung der Iliade, die Belagerung der alten Stadt Avaracum, des jetzigen Bourges, zum Gegenstande hat. Die handelnden Personen sind dem Sagenkreise von Rittern

*) Die Novelle Alamanni's ist übersetzt in A. Keller's „Italiänischem Novellenschatz." Band II.

der Tafelrunde entnommen. Der homerische Achill ist hier Lancelot, Agamemnon König Artus, die schöne Briseis eine Prinzessin Claudiana u. s. w. Größeres poetisches Verdienst hat der „Girone il Cortese," eine freie Bearbeitung des französischen Ritterromans „Gyron le Courtois" (Gyron der Adelige), der auch unserem Wieland den Stoff zu einem seiner erzählenden Gedichte geliefert hat. *) Der Verfasser des französischen Romans, den Alamanni bearbeitete, war Rusticien de Pise, derselbe, welcher auch den „Meliadus", einen ebenfalls der Sage von den Rittern der Tafelrunde angehörenden Roman, geschrieben hat. **) Der „Gyron" des Rusticien wurde zuerst 1494 in Paris gedruckt. Der Held des Werkes sieht sich genöthigt, nachdem sein Großvater und Vater den gallischen Thron, dessen sich Pharamund bemächtigt, aufgegeben, das Leben eines irrenden Ritters zu führen. Im Verlaufe seiner Abenteuer wird er der Waffengefährte Danayn's des Rothen, des Herrn der Burg Maloanc, dessen Gemahlin, die Dame von Maloanc, für die schönste Frau in Britannien galt. Diese nun verliebt sich in Gyron und nimmt auch wahr, daß sie dem Ritter keineswegs gleichgültig ist; alle ihre Lockungen jedoch, um ihn zu einem Verrathe an seinem Freunde zu verführen, erweisen sich als wirkungslos. Endlich begeben sich Gyron und Danayn in Begleitung der Gemahlin des Letztern zu einem Turnier am englischen Hofe. Während desselben wird Danayn unerwartet nach Hause gerufen, um den Tod eines verrätherisch ermordeten Anverwandten zu rächen. Indem er daher den Hof verläßt, überträgt er Gyron die Sorge für sein Weib, welcher letztere durch diese neue Versuchung und je mehr seine Ehre dabei im Spiele ist, in große Bedrängniß geräth. Während er nun eines Tages, von diesen widerstreitenden Gefühlen bekämpft, einen Wald durchstreift, hört er unbemerkt Messire Lac, wie er genannt wird, sich in leidenschaftliche Gefühle für die Dame von Maloanc ergießen; dieser nimmt ihn endlich wahr und beginnt, nachdem er ihn angeredet, ihm eine lange und langweilige Geschichte zu erzählen, die er kaum beendet, als er schon wieder eine zweite anfangen will. Gyron verbittet sich diese zwar, Lac jedoch beharrt auf seinem Vorsatze. Der Zweck dieser weitschweifigen Erzählungen nun war, Gyron so lange aufzuhalten, bis Lac's Anordnungen zur Entführung der Dame von Maloanc beendet waren. Gyron macht jedoch alle diese Pläne zu Schanden, besiegt Lac im Zweikampfe und befreit die Dame von Maloanc, welche in die Gewalt desselben gefallen war. Sie wagt es, Gyron zu fragen, ob er verliebt sei. Der Ritter, der seine Gefühle nicht länger zu beherrschen vermag, gesteht ihr, daß sie schon seit langer Zeit der einzige Gegenstand seiner Anbetung gewesen sei. Es erfolgt das gegenseitige Bekenntniß einer zwar geheimen, jedoch bereits seit geraumer Zeit vorhandenen Leidenschaft, und Gyron, mit seiner Dame am Rande einer anmuthigen Quelle angelangt, scheint nahe daran gewesen zu sein, die gegen seinen Freund mit großer Ausdauer bewahrte Treue zu verletzen, da wirft er glücklicherweise seine Augen auf den Griff seines Schwertes, auf dem sich der Sinnspruch befand: „Loyaulté passe tout — faulseté honit tout" (Treue geht über Alles — Untreue schändet Alles). Diese Inschrift erweckt in ihm das Gefühl seiner Unwürdigkeit und des Zorns über sich selbst in einem so hohen Grade, daß er sich das Schwert in die Brust stößt. Während er nun in diesem Zustande an dem Rande der Quelle daliegt, langt Danayn, welcher ein falsches Gerücht über die Untreue seiner Gemahlin und seines Freundes vernommen, auf seiner Rückkehr an den englischen Hof bei der Quelle an. Gyron verheimlicht ihm jedoch, wie weit die Dame von Maloanc bei dem Vorgefallenen betroffen ist, und erzählt ihm bloß, daß er sich die Wunde zur Strafe für seinen moralischen Treubruch beigebracht. Die Freundschaft Danayn's wird nun, statt sich zu vermindern, dadurch viel-

*) In der Vorrede zu seinem „Geron" bemerkt Wieland: „Will man sich bei dem Worte adelig einen Mann denken, der ebenso edel von Sinnesart und Sitten als von Geburt ist, so drückt es den ganzen Sinn des altfranzösischen Courtois aus."

**) Ursprünglich bildeten beide Romane ein Ganzes unter dem Titel: Palamedes, dessen Verfasser Hélie de Borron war. Rusticien, der unter Eduard I. von England lebte, machte aus dem Palamedes einen Auszug, welcher von den Herausgebern und Abschreibern verstümmelt und zuletzt in die zwei Romane: Meliadus und Gyron getheilt wurde.

mehr verdoppelt und der verwundete Ritter hierauf nach dem Schlosse Maloanc geschafft. Sobald Letzterer wieder hergestellt ist, knüpft er mit einem Edelfräulein, Namens Bloye, ein neues Liebesverhältniß an. Auch Danayn richtet seine Wünsche auf sie und entführt sie heimlich, ohne sich um das Glück seines Freundes zu kümmern, noch auch des ungewöhnlichen Beispiels seiner Treue eingedenk zu sein. Der Zorn Gyron's ist daher eben so groß, wie die ihm angethane Unbill und die Undankbarkeit dessen, der sie ihm zugefügt; er macht sich daher alsbald auf den Weg, um den Verräther aufzusuchen und besteht, während er ein ganzes Jahr lang umherirrt, viele gefährliche Abenteuer. „Eines Tages nun, als die Jahreszeit wie gewöhnlich zu Ende des October hell und schön war, geschah es, daß Gyron am Fuße eines Hügels anlangte, welcher zwar (denn man befand sich im Winter) weiß von Schnee, die ihn umgebende Ebene aber so grün war, wie sie es nur im Mai hätte sein können. Am Fuße des Hügels sprudelte gerade unter einem Baume eine höchst liebliche und anmuthige Quelle und unter jenem Baume saß ein nur mit Panzer und Schienen bewaffneter Ritter, dessen übrige Waffen jedoch neben ihm lagen, während sein Roß an einen Baum gebunden war; an seiner Seite aber saß eine wunderschöne Dame; er war Danayn der Rothe, der tapfere Ritter, die neben ihm sitzende Dame keine andere, als die schöne Bloye, welche Gyron so sehr liebte." Ein verzweifelter Kampf erfolgte zwischen den Rittern, in welchem Danayn besiegt wurde. Gyron schenkt ihm jedoch das Leben und zieht mit der Geliebten davon. Der Faden der Erzählung spinnt sich noch immer weiter; zuletzt wird selbst von den Thaten eines Sohnes des Gyron und der Bloye berichtet. Es ist ein Fehler, an dem die meisten Ritterromane dieser Art leiden, daß der Leser in denselben keinen Ruhepunkt findet, und sich, nachdem das Hauptinteresse erschöpft ist, dennoch von Geschlecht zu Geschlecht fortgeschleppt sieht. Gleichwohl ist der erste Theil des Romans „Gyron le Courtois" ungemein anziehend und der Stil vielleicht schöner, als in allen übrigen Romanen dieser Klasse, weshalb er denn auch in England und Frankreich sehr beliebt war. Besonders schätzte ihn König Franz I. Auf sein Verlangen übernahm es Alamanni, den französischen Roman in italiänische Stanzen zu übertragen und ihn von Auswüchsen zu reinigen, die einem gebildeten Geschmacke zuwider waren.*) Er bearbeitete den Gyron in der Absicht, um an diesem Beispiele, wie er sagt, der Jugend zu zeigen, wie man Hunger und Nachtwachen, Kälte und Sonnenschein zu ertragen, die Waffen zu führen, gegen Jedermann Gerechtigkeit und Frömmigkeit auszuüben und Beleidigungen zu vergeben habe: das böse Beispiel erwähne er nur, damit man es fliehen lerne. Wo Alamanni den thatsächlichen Inhalt des Romans wiedererzählt, folgt er diesem so treu, wie eine metrische Bearbeitung die Prosa des Originals übertragen kann; nur am Anfang und Ende, wo der Zusammenhang dieses Romans mit einem anderen allzu deutlich hervortritt, war er zu einigen Aenderungen genöthigt. Doch sind außerdem einige charakteristische Verschiedenheiten in der metrischen Bearbeitung dem Original gegenüber bemerkbar. Zunächst finden sich reichlich antike Reminiscenzen eingemischt. In Alamanni's „Girone" scheint von zwei Kämpfern jeder nicht allein ein Tydide, ein Ajax, ein Hektor, ein Achilles, sondern ein Mars: Scythien und Numidien sind wegen der Tugend Gyron's mit Neid erfüllt: keinen lybischen Tiger, keinen hyrkanischen Löwen kann man sich denken, der dem Helden gleich sei. Wo im Original Gyron, wie Danayn sich ihm nähert, durch das Wiehern seines Pferdes aus seinen Gedanken aufgeschreckt wird und Danayn erkennt, da ist es in dem Gedichte Amor, der zwar selber blind ist, aber anderen das Auge schärft, durch den Gyron seinen Nebenbuhler erkennt. Anstatt des im Original in seiner Einfachheit wohlgehaltenen Gesprächs zwischen Gyron und der Dame von Maloanc bringt Alamanni nur allgemeine Ausführungen vom Amor, der aus dem steinigen Gebirge eine grasige Wiese macht, der auch Gyron den Arm erhoben und

*) Die erste Ausgabe des Gedichtes ist jedoch dem Könige Heinrich II. von Frankreich zugeeignet, da Franz I. bereits vor der Vollendung des Werkes gestorben war. Ihm hatte Alamanni zwei Jahre früher sein Lehrgedicht gewidmet. In diesem wie in dem „Girone" ließ er es nicht an Gelegenheit fehlen, seinen königlichen Beschützer und dessen Hof zu verherrlichen.

das Schwert geschwungen, der ihn bald entzündet, bald erkältet. So substituirt das Gedicht dem einfachen Ausdruck des Originals wo möglich das Glänzende. Alamanni ermüdet nicht, die Schlacht mit dem Zusammentreffen der Winde und dem Sturme, den Zweikampf mit dem Streit von Stieren um ihre brüllenden Bräute zu vergleichen. So werden ferner kleine Umstände, die gleichwohl für Personen oder Sachen bezeichnend sind und deshalb im Original angeführt werden, im Gedichte verwischt, und damit hängt zusammen, daß in diesem die Entwickelungen der Ereignisse oft nur summarisch behandelt werden, wo sich der Roman durch die Fülle eines naiven, das Gemüth darstellenden Gespräches auszeichnet. Diese und andere charakteristische Momente, in denen sich die Bearbeitung von dem Original unterscheidet, werden wir später, bei der Besprechung des Amadis von Bernardo Tasso, weiter zu verfolgen Gelegenheit haben.

Von den übrigen der oben angeführten Schriften Alamanni's machen noch seine Satiren und lyrischen Gedichte Anspruch auf eine nähere Erwähnung. Seine zwölf **Satiren** enthalten großentheils Klagen über das Exil des Dichters: ein Vorwurf, der sie trifft, ist, daß in ihnen nicht selten ein Ton angeschlagen ist, welcher für diese Gattung des poetischen Stils zu feierlich erscheint. Doch tritt uns in ihnen eine kräftige charaktervolle Persönlichkeit entgegen; sie sind männlich, energisch, herb; dem Ausdruck der heftigen Liebe zu dem entrissenen Vaterlande gesellt sich gleich leidenschaftlich der des Zornes über die Ungerechtigkeit der Feinde. In seiner zwölften Satire entwirft der Dichter ein politisches Rundgemälde, in welchem er die italiänischen, wie die beiden in die Geschicke Italiens verflochtenen Staaten, Frankreich und Spanien, vor seinen Richterstuhl zieht und seinen Zorn am heftigsten über Spanien und Rom ausschüttet. Frankreich und den Franzosen wirft er Vergnügungs- und Genußsucht, Leichtsinn und Sorglosigkeit, sowie Egoismus in der Politik vor. Spanien greift er auf das Härteste wegen der Treulosigkeit und Niederträchtigkeit seiner Politik an:

Treulos Spanien, alle Deine Gaben
Verwend' auf Böses thun; nicht sing' ich ferner,
Wie Dich kein Zügel mehr der Ehre fesselt,
Der Habsucht fröhne, spotte jeder Treue,
Daß nur Dein Meister noch der rohe Schweizer,
Der nichts von ehrenhaften Thaten weiß.*)
Italien berauben, viel versprechen
Und dann nichts halten, das ist Deine Ehre.

Als politisches Lebensprincip der Lombarden stellt er die Feindschaft unter Ferdinand hin.

Lebe, Lombarde, als Dein eigner Feind!
Statt eignen Heiles sei des Andern Schaden
Das Ziel von Guelfen und von Ghibellinen.
Dir diene Haß und Neid als Fahn' und Führer!

Venedig wirft er Entartung, Geldherrschaft und seine zweideutige Neutralitätspolitik vor:

Sich zwischen Zweien halten bringt nicht Freundschaft,
Von beiden Seiten Schaden bringt's und Spott.

Genua verklagt er wegen der fortwährenden bürgerlichen Unruhen in Folge der rivalisirenden Bewerbung der Geschlechter der Adorni und Fregosi um die dadurch einem fortwährenden Wechsel unterworfene Dogenwürde, so daß das zehnjährige Ducat des „treuen" Octavian Fregoso als „Gegenstand ewigen Neides erscheint." — Florenz wirft er seinen unkriegerischen Kaufmannsgeist vor, der es so weit herab gebracht habe und noch zum Verlust seiner Freiheit führen werde. (Die Satire datirt aus der Zeit vor der Verbannung des Dichters):

Erwach', o Träge, denn Dein Heil beruht
In Anderm, als in Woll- und Tücherweben;
Zu viel verlorst Du schon an Ruhm und Macht.

*) Bezieht sich auf das von den Schweizern arg betriebene System der Vermiethung von Soldtruppen an die kriegführenden Mächte.

Schau' um Dich her nur, schaue nur Toscana;
Fürwahr, es war nicht Weberpflock und Spule,
Die Dich zu seiner Herrscherin gemacht.
Entrolle die Annalen der Geschichte
Und finde, ohne Eisen ist das Gold
Schutzlos, unsicher, nur des Sclaven Reichthum.
Die wähnen sich nur reich, doch sind es nicht,
Die ihres Nachbarn kriegerische Hand
Bedroht, voll Gierde stets nach fremdem Gute.

Gegen Rom endlich bilden die Verweltlichung der Kirche, die Habgier, die Sittenlosigkeit und Bestechlichkeit des Klerus und der von ihm betriebene Ablaßkram die Anklagepunkte:

Rom hat jetzt ander Wasser, andern Durst
Als Samarias, und jetzt and're Fische
Mit anderm Netze fängt der gute Fischer.
Auf anderm Weg gelanget jetzt zum Himmel
Nicht wer bereuet, sondern wer dem Priester
Die Hand mit Gold gefüllt entgegenstreckt.
Mit reicherm Fährmann zieht auf neuen Wogen
Von Galiläa fern die heilige Barke.
O wer der Wahrheit auf den Grund jetzt sähe,
Der sähe, mehr Unehre, größern Schaden
Bringst Du Dir selbst als wie Dein Martin Luther.
Nein, Deutschland nicht, doch Müßiggang und Wein,
Habsucht und Ehrgeiz, Schwelgerei und Luxus
Führt in's Verderben Dich, das nah schon winket.
Und dies sag' ich nicht nur, dies sagt auch Frankreich,
Auch Spanien; ganz Italien sagt's und nennet
Die Schule Dich der Ketzerei und Laster.

Als Dichter patriotischer Poesieen wird Alamanni gewöhnlich mit Guidiccioni zusammen genannt, obwohl beide Dichter wie in ihren äußeren Schicksalen, so auch in der ganzen dichterischen Haltung von einander verschieden sind. Giovanni Guidiccioni, 1500 zu Lucca geboren, lebte in seiner Jugend an dem Hofe des Cardinals Farnese, des späteren Papstes Paul's III., der seine volle Gunst dem jungen Geistlichen zugewandt hatte. Er wurde 1534 zum Gouverneur von Rom, bald darauf zum Bischof von Fossombrone, 1535 zum Legaten an Carl V., 1539 zum Präsidenten der Romagna, und endlich zum Generalgouverneur der römischen Provinz Macerata ernannt, in deren gleichnamiger Hauptstadt er 1541 starb. Von seinen Schriften werden neben den Briefen die Sonette besonders geschätzt, deren viele sich, wie die Alamanni's, durch die patriotischen Gesinnungen, die sie beleben, auszeichnen. Während jedoch bei Alamanni vorzugsweise der florentiner Parteimann und Flüchtling spricht, in dessen Herzen die ungestüme Liebe zu der entrissenen Heimath, aber auch der Groll gegen seine Feinde schlägt, ist Guidiccioni rein italiänischer Patriot. Eine Localfärbung haben nur die Gedichte, deren Gegenstand die Bedrängniß Roms und Italiens durch Carl V. bildet. Anstatt einer vergänglichen und schmachvollen Eroberung wegen Italien zu verwüsten, mahnt er ihn, sich nach Deutschland zu wenden und dort die bedrohte Kirche zu retten. Sonst haben seine Gedichte eine allgemeine Haltung und das Schicksal Italiens giebt ihnen den Stoff, indem sie bald die Leiden und den Fall des Landes beklagen, das „einst die Amme von Helden, die über die Welt triumphirten, nun als Magd die alte Majestät noch immer bewahrt," bald sich wieder von Verzweiflung und Klage zu muthiger Hoffnung aufschwingen und zur Erhebung auffordern. Alamanni's Darstellung ist keineswegs so musterhaft, wie Guidiccioni's petrarchischer Stil, aber origineller: sie trägt das Gepräge eines in den Stürmen des Lebens erwachsenen und nicht gebeugten Charakters.

In Rucellai und Alamanni sind wir, nachdem eine Reihe von Dichtern neapolitanischer, venetianischer, mantuanischer, vicentinischer Abkunft an uns vorübergezogen, zuerst wieder Söhnen jenes florentinischen Landestheils begegnet, aus welchem die meisten und bedeutendsten der von Dante bis Macchiavelli genannten Männer hervorgegangen sind. Auch der Zeitraum, den dieser Abschnitt umfaßt, ist nicht arm an hervorragenden Florentinern: die bedeutendsten von ihnen gehören dem Gebiete der Kunst an, in deren Geschichte sie, jeder in seiner Art, die ersten Stellen einnehmen. Ein Leonardo da Vinci, ein Michel Angelo Buonarotti, ein Benvenuto Cellini sind im Florentinischen geboren und ausgebildet worden.*) Als der auch in Deutschland literarisch bekannteste von ihnen kann wohl der zuletzt genannte Meister in der Bildnerei bezeichnet werden, seitdem seine Selbstbiographie durch Goethe's treffliche Uebersetzung in die deutsche Literatur eingeführt ist. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geboren, war nicht bloß ausübender Künstler — seine Bedeutung als solcher charakterisirt der Ausspruch, daß Michel Angelo ihm seinen Meißel vermacht habe —: er war auch denkender Theoretiker, wovon hauptsächlich zwei von ihm verfaßte Schriften über die Goldschmiede- und Bildhauerarbeit, und über das Mechanische verschiedener Künste zeugen, Schriften, die von den Kennern sehr geschätzt sind und von Goethe das Lob erhalten haben, trefflich geschrieben zu sein. Diese wurden noch während der Lebenszeit ihres Verfassers (1569 zu Florenz) gedruckt; seine Selbstbiographie erschien jedoch erst einhundert und dreißig Jahre nach seinem Tode (1570), bis zu welcher Zeit das Werk nur abschriftlich aus Hand in Hand ging, doch auch bei dieser Art der Verbreitung eine große Berühmtheit erlangte. Die erste von Antonio Cocchio besorgte Ausgabe erschien 1730 unter dem Titel: „Vita di Benvenuto Cellini scritta da lui medesimo tratta da un ottimo manoscritto" (mit dem Druckort: Colonia). Goethe's Uebersetzung wurde zuerst in Schiller's „Horen" (Jahrg. 1796 und 97) stückweise, und einige Jahre darauf in 2 Bänden vollständig veröffentlicht. („Leben des Benvenuto Cellini, Florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe." Tübingen 1803.) Im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel (Jahre 1796 und 1797) läßt sich genau der Fortgang dieser Uebersetzungsarbeit verfolgen, für welche Goethe auch die vorhin erwähnten Schriften Cellini's benutzte, da sie ihm „schöne Aufschlüsse über den wunderbaren Mann" gaben. Das Originalwerk bildet eine der angenehmsten Lectüren in der ungenirten aber reinen florentinischen Sprache. Mit großer Unbefangenheit liefert Cellini von sich ein Bild der Art, wie er sich selber aufschaute. Er schildert sich muthig, wie einen kampflustigen Franzosen, rachsüchtig wie einen Portugiesen, abergläubisch wie einen Zigeuner, heftig wie einen ungestümen Jüngling, grillenhaft und bizarr, beständig in der Freundschaft, wandelbar in der Liebe, nicht allzu züchtig, zuweilen heimtückisch, ein rechter Bramarbas und Aufschneider, obgleich keine Gefahr scheuend, nicht wenig eingebildet auf seine Einsicht und Klugheit; im Unglück ergeben und sich kindlich dem höchsten Willen fügend; im Glücke übermüthig und zänkisch. Das Gemälde, welches vor uns aufgerollt wird, ist höchst ergötzlich, denn man wird auf dem ersten Anblick inne, daß nichts darin studirt ist: eine behende leicht Feuer fangende Phantasie hat dasselbe hingeworfen und rasch ausgeführt. Außer der Schilderung des Autors von sich selbst giebt das Buch auch sehr interessante Aufschlüsse über manche Zeitereignisse, wie auch über die Höfe zu

*) Ein Vierter in dieser Reihe, Giorgio Vasari, Architekt und Maler, geb. 1512 zu Arezzo, gest. 1574 zu Florenz, ist für die Kunst weniger wichtig, als für die Geschichtschreibung derselben. Seine Berühmtheit verdankt er hauptsächlich den von ihm herausgegebenen „Lebensbeschreibungen italiänischer Maler, Bildhauer und Baumeister" („Vite de' piu eccellenti pittori, scultori e architecti"), die zuerst 1550 und dann stark vermehrt 1568 in drei Quartbänden erschienen. Dieses Werk, welches auch in einer deutschen Uebersetzung von Schorn herausgegeben ist („Leben der Maler ꝛc. von Cimabue bis zum Jahre 1567 (Stuttg. 1832—49. 8 Bde.), wird sowohl wegen der vielen in ihm enthaltenen Notizen, als auch wegen der interessanten Urtheile über Kunstwerke, die darin zerstreut sind, sehr geschätzt, obgleich der Stil wegen seiner Härte und Weitschweifigkeit vielfachen Tadel gefunden hat. Immerhin bleibt dem Vasari das Verdienst, für die Kunstgeschichtschreibung in würdiger Art die Bahn gebrochen und mit Geschmack und reifer, technischer Einsicht die Grundlage für alle späteren Werke dieser Art gelegt zu haben.

Florenz, Rom und Paris. Es treten darin mehrere Päpste, Franz I., der Herzog von Bourbon, die d'Etampes und andere berühmte und berüchtigte Personen jener Zeit so zu sagen im Negligée auf. Die vielen Sprachmängel, an denen dies Werk leidet, sind wohl mehr Fehler der Nachlässigkeit, welche schon die Entstehungsart desselben mit sich brachte, denn Cellini schrieb es nicht selbst nieder, sondern dictirte es während seiner Arbeitsstunden in der Werkstatt einem Knaben. Er verkannte die stilistischen Mängel des Buches nicht und übergab es deshalb seinem Freunde, dem florentinischen Historiographen Varchi, zur Correctur. Doch dieser war einsichtig genug, an dem Werke nichts zu ändern, da ein kritisches Feilen demselben zu viel eigenthümliches Leben genommen haben würde. Und so ist denn die Selbstbiographie Cellini's auf uns gekommen, als ein Werk, in welchem „der wunderbare Mann" sich, sein Leben, seine Zeit auf das Treffendste gleichsam im Metalle des Wortes ausgeprägt hat. (Wir theilen in der Auswahl ein von Goethe übersetztes Sonett Cellini's mit, das in derjenigen Partie des Werkes enthalten ist, welche die römische Gefangenschaft des Künstlers schildert.)

Es war das große Zeitalter der Kunst, in welchem Cellini, die genannten und viele andere Künstler mit dem Meißel und dem Pinsel sich und ihre Zeit verherrlichten. Nimmt man etwa das Jahrhundert des Perikles aus, so hat das Kunstgenie in keiner Epoche Werke von größerer Vollkommenheit hervorgebracht und die Zahl dieser Kunsterzeugnisse ist so groß, daß man meinen möchte, das Genie habe sie ohne Anstrengung entstehen lassen und seine Reichthümer mit leichter Hand ausgestreut. Die ewige Stadt Rom vereinigte in ihrer Mitte unter dem Pontificat eines Julius II., Leo X., Clemens VII. und Paul III. Männer, welche die geizige Natur nicht gewöhnlich verschwendet, und von denen schon ein einziger für den Ruhm einer ganzen Nation hinreichend gewesen wäre: Raphael von Urbino, der in der Blüthe des Alters starb, hatte genug gelebt, um unsterblich zu sein, Giulio Romano, Johann von Udine, Polidoro Caravaggi, Jacob Sansovino, und jener Michel Angelo Buonarroti, der die dreifache Krone eines Baumeisters, Malers und Bildhauers davon trug. Der größte Theil dieser Künstler arbeitete mit an der berühmten St. Peterskirche, einem Gebäude, das nur aus dem vereinten Streben aller Talente hervorgehen konnte. Den ersten Plan dazu gab Bramante; Michel Angelo führte ihn aus. In dieser Periode bildeten sich zugleich in Italien jene Schulen des Genies, von denen jede etwas Eigenthümliches an sich hat, die an Verdienst sich gleich sind, obwohl in sich verschieden, weshalb die Kunstrichter sich getheilt und vielerlei Sekten gebildet haben, so daß es gewiß leichter ist, zu bewundern und zu unterscheiden, als zu definiren. Nach den Urtheilen der Kenner trug Raphael in der Correctheit den Sieg davon und überlieferte der römischen Schule die Vollkommenheit der Zeichnung. Ein Giorgione, ein Tizian, ein Tintoretto erwarben der venetianischen Schule den höchsten Rang im Colorit. Correggio, welcher in Armuth lebte und starb, für Brod arbeiten mußte und Ruhm erlangte, stellte der lombardischen Schule ein unnachahmliches Muster auf. Mit derselben Hand, die das jüngste Gericht malte, und in Marmor den tiefen Geist und die starke Seele des Moses ausdrückte, zeichnete und erhob Michel Angelo die Kuppel der Peterskirche. Immer kühn, unbegränzt und erhaben erfüllte er die Seele mit dem Gefühl des Unendlichen, indem er dem Auge endliche Formen darstellte, und sein Geist schien sich in den Verhältnissen der Menschheit zu enge und beschränkt zu fühlen. Derselbe Meister hat die italiänische Literatur mit einer nicht geringen Anzahl schöner lyrischer Gedichte bereichert, und so gehört er denn ganz eigentlich in den Kreis der Dichter, die dieser Abschnitt vorzuführen hat. In diesen Kreis ziehen wir auch den älteren Leonardo da Vinci, wäre es auch nur um des schönen Sonetts willen, das uns von ihm erhalten worden, und aus ähnlichen Gründen den Urbinaten Raphael.

Außer den Sonetten, die diese und andere Künstler hinterlassen, — wer hätte damals nicht Sonette gemacht! — sind es noch die in verschiedenen italiänischen Sammelwerken und Kunstgeschichten enthaltenen Briefe der genannten Meister, durch welche sie der Literatur angehören. Eine schätzbare Auswahl dieser Briefe hat neuerdings Ernst Guhl in's Deutsche

übersetzt und mit verdienstlichen Einleitungen und Anmerkungen versehen herausgegeben.*) Die Zahl der noch erhaltenen Briefe Leonardo's und Raphael's ist eine sehr geringe. Was die des Letzteren betrifft — Raphael lebte von 1483 bis 1520 —, so prägt sich in ihnen durchweg das liberale Gemüth, der milde Sinn dieses unerreichten Künstlers aus, und sie sind nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik desselben. Ihrer Zeitfolge nach beginnen sie mit jenem großen Wendepunkte in Raphael's Leben, als er von Florenz nach Rom berufen wurde, damals durch Papst Julius II. der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung Italiens. Hier warteten seiner Aufgaben, deren Größe und Bedeutung seinen Genius rasch zu vollständiger Reife emportragen, ihm neben den Edelsten und Mächtigsten jener Tage eine ehrenwerthe Stellung bereiten sollten. Das Vermögen, alle Gebiete der Kunst und der geistigen Entwickelung seiner Zeit aus den Gesichtspunkten freier Humanität zu erfassen und diese sowohl in seinen Werken als an seiner Person zur Erscheinung zu bringen, ist es vorzüglich, was den Reiz wie die geschichtliche Bedeutung seiner Schöpfungen und seiner Persönlichkeit ausmacht. Die Briefe reichen bis in das Todesjahr Raphael's und sind gerichtet an seinen Oheim Simone Ciarla, die Maler Domenico de Paris Alfani, Francesco Francia,**) den Grafen Baldassare Castiglione und Papst Leo X. Den Briefen an den Letzteren schließt sich ein Bericht über die römischen Alterthümer an. Die Praxis der Baukunst, der sich Raphael namentlich gegen das Ende seines Lebens mit besonderem Eifer hingab, war in der damaligen Zeit, wo es galt, die antiken Formen wieder aufzunehmen, von gelehrter Forschung kaum zu trennen. Raphael stand inmitten dieser Forschungen und sie führten ihn endlich zu einem großen und von Zeitgenossen auf das Höchste gerühmten Unternehmen, dem er, neben den mit jedem Jahre sich mehrenden Arbeiten, eine so rastlose Thätigkeit zuwandte, daß dieselbe wahrscheinlich die Hauptursache seines frühen Todes geworden ist. Das Unternehmen bestand darin, das alte Rom in seinem ganzen Umfange, seiner Eintheilung, in der Lage und ursprünglichen Form aller seiner Gebäude durch Ausgrabungen, gelehrte Untersuchungen und endlich durch künstlerische Nachbildung wieder herzustellen. Diesem Zwecke diente jener treffliche Bericht an den Papst, worin Raphael über die bereits geschehenen Verwüstungen bittere Klage führt. — Außer diesen Schriftstücken kennt man noch drei Sonette, deren von Raphael's Hand geschriebene Entwürfe man auf der Rückseite von Studienblättern zu einigen der Figuren des großen Wandgemäldes der „Theologie" oder der „Disputa" gefunden hat, welches sein erstes Werk nach seiner im Jahre 1508 erfolgten Berufung nach Rom (im Vatican) war. (Die Originalsonette sind in Passavant's 1839 erschienenen Werke: Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Thl. I. abgedruckt; wir theilen in der Auswahl eins derselben übersetzt mit.)

Reicher, als der handschriftliche Nachlaß Raphael's, ist der des Leonardo da Vinci, der dreißig Jahre früher geboren (die Angaben über Leonardo's Geburtsjahr schwanken zwischen 1443 und 1444, 1452 und 1455), drei Jahre früher starb, als Raphael. Von seinen vielen Abhandlungen ist jedoch nur die „über die Malerei" (trattato della pittura) vollständig, eine andere, Fragment einer Abhandlung über die Anatomie und Mechanik des menschlichen Körpers, nur im Auszuge im Druck veröffentlicht worden. In der erstgenannten Schrift (die zuerst Paris 1651 und seitdem in mehreren italiänischen, französischen, englischen, deutschen, spanischen Ausgaben und Uebersetzungen erschienen ist) erwähnt Leonardo selbst mehrerer von ihm verfaßter Werke, so eines über Perspective, eines andern über Licht und Schatten, eines über die Bewegungen des Körpers und seiner Theile, einer Abhandlung über den Schwerpunkt und das Gleichgewicht des Körpers. Ausführlicher spricht Lomazzo, ein Kunsttheoretiker des sechszehnten Jahrhunderts, über diese Werke: „Leonardo hat die Ana-

*) „Künstlerbriefe. Uebersetzt und erläutert von Dr. Ernst Guhl." I. Bd. Berlin 1853.

**) Francesco Francia von Bologna (1450—1517) hat den jüngeren Meister in einem Sonette gefeiert, das wir unten in der Auswahl übersetzt mittheilen. Raphael ist oft und von Vielen besungen worden, doch vielleicht nie ehrenvoller, als von einem solchen Meister seiner eigenen Kunst.

tomie der menschlichen Körper und der Pferde gelehrt, die ich, göttlich von seiner Hand gezeichnet, gesehen habe. Auch hat er in Figuren alle Proportionen der Glieder des menschlichen Körpers dargelegt; er hat über die Perspective und über die Beleuchtung geschrieben, über die Art, die Figuren über Lebensgröße zu zeichnen, und viele andere Bücher, von denen ganz Europa voll ist, worin er die Bewegungen und Wirkungen, die sich mathematisch betrachten lassen, gelehrt, und die Kunst gezeigt hat, große Gewichte mit Leichtigkeit fortzuziehen. Ueberdies hat er die Kunst erfunden, Ovale zu drechseln. Er hat verschiedene Mühlen gezeichnet, worin man die Pferde zum Mahlen gebraucht, u. s. w. Allein von so vielen Werken ist nichts im Druck, sondern alles bloß in seinen Handschriften vorhanden." Leonardo steht gleichsam als Inbegriff aller Bildungselemente da, welche in seiner Zeit wirksam gewesen. Er, der die große Glanzzeit der italiänischen Malerei eröffnete, war nicht bloß einer der größten Maler, sondern auch als Bildhauer und Baumeister ausgezeichnet. Seine Biographen erzählen, daß er bereis seit früher Jugend mit glücklichem Erfolge eine Menge kaum zugleich zu bewältigender Studien getrieben habe. Malerei, Sculptur, Plastik, Anatomie, Architectur, Geometrie, Mechanik, Physik, Poesie und Musik, und daß mit allen seinen Kenntnissen und Fertigkeiten eine seltene Schönheit, sowie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit und Stärke des Körpers verbunden gewesen. Von seinen Poesieen ist uns — durch den obengenannten Lomazzo — nur ein Sonett erhalten, das durch die Energie des Ausdrucks und die Gediegenheit des Inhalts in hohem Grade charakteristisch ist. Es giebt verschiedene deutsche Uebersetzungen dieses Gedichts, von denen wohl die in unserer Auswahl mitgetheilte F. W. Riemer's als die gelungenste zu bezeichnen ist.

Wir wenden uns zu Michel Angelo (auch Agnolo) Buonarroti. Er war 1475 im toscanischen Flecken Caprese geboren, wo sein Vater damals das Amt eines Podesta verwaltete. Nach Ablauf der für diese Verwaltung bestimmten Zeit kehrte dieser nach Florenz zurück, und da die künstlerischen Neigungen des Sohnes schon früh und entschieden genug hervorgetreten waren, so gab er ihn in den Unterricht des Malers Domenico del Grillandajo. Die trefflichste Gelegenheit zur Ausbildung in der Kunst wurde ihm jedoch durch Lorenzo de' Medici geboten, der den jungen Buonarroti, wie bereits in dem Abschnitte über die Mediceer angedeutet (S. 171), in die von ihm in seinem Garten angelegte Kunstschule aufnahm und ihn dem Unterricht des Bildhauers Bertoldo übergab. Dort, im gastlichen Hause Lorenzo's, im Umgange mit dessen ihm gleichaltrigen Sohne Giovanni, dem späteren Papste Leo X. und dem einige Jahre jüngeren Vetter desselben, Giulio, dem späteren Papste Clemens VII., im Verkehr mit den bedeutendsten Männern der toscanischen Hauptstadt,



Michel Angelo Buonarroti.

verlebte Michel Angelo die für seine Ausbildung wichtigsten Jugendjahre. Aus der Selbstbiographie Cellini's unter anderem wissen wir, daß die Auszeichnung, deren sich der Jüngling im Hause der Medici erfreute, den Neid eines gewissen Torrigiano so erweckte, daß dieser ihn einst mit einem Dolche anfiel und ihn im Gesichte schwer verwundete, wovon Michel Angelo zeitlebens die Spuren behielt. Wir erwähnen dieses Umstandes, weil der Meister selbst in einigen Gedichten auf seine Verunstaltung anspielt. Als die Medici nach Lorenzo's Tode aus Florenz vertrieben wurden, ging Buonarroti nach Bologna; nachdem er hier einige Statuen angefertigt, kehrte er nach Florenz zurück, vollendete hier mehrere Bildhauerarbeiten, begab sich dann nach Rom, um dort zwei bildnerische Meisterwerke auszuführen, und als er von hier wieder nach Florenz zurückgekommen war, schuf sein Meißel die berühmte Statue des David, die 1504 aufgestellt wurde und noch jetzt vor dem alten Palaste (Palazzo vecchio) in Florenz steht. Kaum hatte Julius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als er den noch nicht dreißigjährigen Michel Angelo nach Rom berief. Es handelte sich zunächst um einen von diesem dem Papste vorgelegten Entwurf zu einem prachtvollen Grabmale, das freilich erst, nachdem ein langer Zeitraum vergangen und der Entwurf eine Menge Veränderungen erfahren, in der Gestalt ausgeführt wurde, in welcher man es jetzt noch in der Sacristei der Kirche San Pietro in Vincoli mit der berühmten Colossalstatue des „Moses" sieht. Wir übergehen die Geschichte der Zerwürfnisse Michel Angelo's mit Julius II.; sie zeigt ihn uns, wie er einem Papste gegenüber, vor dem Alles zitterte, seinen Willen zu behaupten wagte. Nach dem Tode dieses Papstes sehen wir ihn vielbeschäftigt in Florenz, von wo er erst wieder auf die Einladung Clemens VII., nachdem dieser den päpstlichen Stuhl bestiegen, nach Rom zurückkehrte. Bald traten jene Ereignisse ein, die uns, als wir sie zuletzt in der Lebensgeschichte Alamanni's berührten, an die politischen Thaten Michel Angelo's erinnerten. Die alte Freiheitsliebe der Florentiner, jener Geist, der inmitten der größten äußeren Bedrängnisse die größten Schöpfungen hervorgebracht, schien in ihm gleichsam verkörpert; diese Freiheitsliebe leuchtete mit um so hellerem Glanze, da es ihr letztes Aufflammen war. Alle Rücksichten seiner Stellung vergessend, trat Michel Angelo, als jener Kampf zwischen den Mediceern und der Republik Florenz ausgebrochen war, der zum Untergange der letzteren führen sollte, auf die Seite der Freiheit. Er leitete in dem belagerten Florenz die Anlage neuer Befestigungen, und auf dem Thurme von St. Miniato, wo man die Stadt ausgebreitet vor sich erblickt, befehligte er das Geschütz, welches die feindlichen Batterieen in Schach hielt. Als nun Florenz nach heldenmüthiger Gegenwehr die Thore zu öffnen gezwungen worden, er selbst mit Noth den Nachstellungen der Feinde entgangen, auf deren Proscriptionsliste sein Name in erster Reihe stand, arbeitete er in Krankheit und Trübsal, aber noch im Elend hoffend, an den mediceischen Grabmälern, die lebendig genug ausdrücken, was seine Seele erfüllte, und als man seine Statue der Nacht anrief, sie möge sich erheben und reden, ließ er sie mit kühnen Worten erwiedern: „Der Schlummer ist mir süß. ... so lange Schmach und Schaden währen, ist's nur ein Glück, nichts sehen und nichts hören. Drum wecke mich nicht auf: o rede leise." Man hat dem Künstler einen Vorwurf daraus gemacht, es Undank gescholten, daß er Florenz gegen die Mediceer vertheidigen half. Aber man erwäge den Unterschied der Zeiten. In der glücklichen Jugendperiode Michel Angelo's waren die Mediceer die Vertreter der Volksfreiheit gegen eine übermüthige Adelspartei, jetzt waren ihre Nachkommen Feinde derselben Freiheit geworden, die Jene schützten und förderten. Dem Papste Clemens, der sich weniger unmittelbar an dem Kampfe betheiligte, blieb der Künstler mit rührendem Diensteifer und steter Anhänglichkeit bis zu dessen Tode ergeben. Seiner Gesinnung brachte er das größte Opfer, das er als Florentiner zu bringen vermochte, indem er sich freiwillig aus dem seiner Freiheit beraubten Vaterlande verbannte: es war um so größer, da die Liebe zur Heimath tief in seinem Herzen wurzelte. Keine Anerbietungen, so glänzend sie waren, vermochten ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, doch sprach er gegen Vasari den Wunsch aus, neben den Gebeinen seiner Eltern begraben zu werden. Sein Wunsch blieb nicht unerfüllt. Als er zu Rom, wo er die zweite Hälfte seines Lebens, mit der Ausführung der großartigsten

Werke beschäftigt, zugebracht, am 17. Februar 1564 neunzig Jahre alt starb, wurde sein Leichnam nach Florenz geschafft und dort unter großen Feierlichkeiten zur Erde bestattet. In der Kirche di Santa Croel findet sich sein Grabmal neben dem des Macchiavelli und dem Dante errichteten Denkmale.

Es ist hier nicht der Ort, auf die eben erwähnten Werke näher einzugehen, die Michel Angelo als Maler, Bildhauer und Baumeister unter einer Reihe von Päpsten — deren er seit seiner Geburt nicht weniger als dreizehn überlebte — geschaffen. Der wunderbare Eindruck, den diese Schöpfungen fortgesetzt in dem kunstsinnigen Anschauer hervorbringen, ist vielleicht nirgends einfacher und treffender wiedergegeben worden, als in den Briefen, welche Goethe, da er sich in der Blüthe seines Lebens zu Rom befand, von dort aus an die Seinigen richtete. Zur Charakteristik des Künstlers seien hier einige Stellen ausgezogen. In einem Briefe aus dem Jahre 1786 schreibt Goethe: „... Das jüngste Gericht *) und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Angelo, theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck... Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr, an den eisernen Stäben, weswegen auch die Schwindligen zurück bleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstückes ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren.“ Einige Monate später schreibt Goethe: „Ich kann Euch nicht ausdrücken, wie sehr ich Euch zu mir gewünscht habe, damit Ihr nur einen Begriff hättet, was ein einziger und ganzer Mensch ausrichten kann; ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen.“

Michel Angelo's Leben war von der Art, daß ihm kein Schmerz und kein Kummer erspart wurde. Bis in sein hohes Alter, bis zu jener Zeit, wo Andere von ihrem Tagewerk auszuruhen pflegen, sehen wir ihn von Sorgen und Widerwärtigkeiten umringt. Der Dom von St. Peter, das mächtige Denkmal, in welchem sein Name die Jahrhunderte überlebt, war das Kreuz und die Plage seines Greisenalters, wie das Monument Papst Julius II. das Leiden seiner Mannesjahre gewesen. Aber nichts vermochte die Kraft seiner Seele zu beugen; gestärkt ging er aus jedem Kampf hervor — eine edle Heldennatur, die durch unaufhörliche Kämpfe im eigenen Innern und nach Außen sich zu ihrer geistigen Höhe emporgerungen hat. Dieselbe Festigkeit einer nur dem Höchsten und Edelsten nachstrebenden Seele, dieselbe Strenge unabhängiger Gesinnung bewährte Michel Angelo auch in seinem Verhältniß zu den Päpsten. Sie gab sich nicht minder in einer fast bis zum Uebermaß gesteigerten Einfachheit und Enthaltsamkeit kund, indem er mit einer gerade für die damalige genußfrohe Zeit ungemein seltenen Entsagung sich von allen, auch den erlaubtesten Genüssen fern hielt. Bei anstrengender Arbeit begnügte er sich zuweilen Tage lang mit einem Stückchen trocknen

*) Der Carton zu dem jüngsten Gerichte war von Michel Angelo schon unter Clemens VII. entworfen worden. Das Gemälde selbst wurde unter Paul III. 1534 begonnen und im Jahre 1541 vollendet. Aber schon vor dieser Zeit begab sich der Papst mit seinem Gefolge dahin, um es anzusehen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der Ceremonienmeister des Papstes, Messer Biagio da Cesena auf die Frage Paul's: was er von dem Bilde halte? den Künstler wegen der unanständigen Nacktheit seiner Figuren heftig tadelte. Um den unverständigen Tadler zu strafen, brachte darauf Michel Angelo das Portrait desselben in dem Gemälde an, indem er ihn unter der Gestalt des nach Dante's Schilderung gezeichneten Höllenrichters Minos abbildete. Biagio beschwerte sich darüber beim Papste und bat diesen, den Maler zur Wegnahme seines Portraits zu veranlassen. Auf die Frage Paul's, an welchem Orte er abgebildet sei, erwiederte der Gekränkte: in der Hölle! Worauf der Papst: Hätte Michel Angelo Euch in das Fegefeuer versetzt, so wäre noch Rettung möglich, aber in der Hölle — nulla est redemtio! Und so ist noch heute der sonst übrigens unbekannte Biagio als Minos auf dem Bilde zu sehen!

Brodes und pflegte, ohne Kleider und Stiefeln auszuziehen, nur dann einer kurzen Ruhe, wenn die dringendste Nothdurft es erforderte. Wenn man nun aus diesen Eigenthümlichkeiten auf einen im Ganzen nicht nur herben, sondern abstoßenden Charakter schließen sollte, so bilden vielmehr gemüthvolle Milde und Liebenswürdigkeit ein wunderbares Widerspiel in seinem Wesen, das viel zu reich war, um einseitig sein zu können. Die von ihm noch vorhandenen Briefe sind es hauptsächlich, die diese anderen Seiten seines Wesens erkennen lassen. Wir erfahren aus ihnen fast die gesammte Entwickelung des als Künstler wie als Charakter seltenen Mannes, wie die gewaltige Kraft, der gediegene Ernst, die geistige Tiefe, die seine Kunstwerke erfüllen, in entsprechender Weise sein ganzes Leben, sein Empfinden, Denken und Handeln bestimmt haben, wir erblicken aber auch neben der Herbheit des Charakters jene wohlwollende Gemüthlichkeit, jene milde und gütige Humanität, die nur noch mehr geeignet sind, uns an diese wunderbar reiche Persönlichkeit zu fesseln. Der freundschaftliche Verkehr des Meisters mit Condivi und Vasari, wie er sich aus den Büchern ergiebt, die rührende Hingebung, mit der er seinem Burschen Urbino, der 26 Jahre in seinem Dienst gewesen, zugethan war, werfen bedeutsame Schlaglichter auf jene weichere Seelenstimmung. Am zartesten aber erscheint sein fein empfindendes, mitunter fast zur Empfindsamkeit geneigtes Gemüth in seinem schönen Verhältniß zur Marchese von Pescara, Vittoria Colonna; seine Poesieen haben ergreifende Zeugnisse davon hinterlassen.

Michel Angelo's **Briefe**, die, soviel ihrer bekannt geworden, einen Zeitraum von 64 Jahren umfassen, sind von vielen italiänischen Literatoren gesammelt und herausgegeben worden. In „Guhl's Künstlerbriefe" findet sich eine geschmackvolle Auswahl derselben. Außer diesen Briefen giebt es noch eine Reihe **prosaischer Aufsätze** des Künstlers, die aus Vorlesungen, Reden, Cicalate (akademische Reden in scherzhaftem Ton), artistischen Abhandlungen bestehen, und von denen einige unter andern als Beweise dafür gelten, daß der Verfasser auch in der Musik bedeutende Kenntnisse gehabt habe. Diese Aufsätze sind in dem großen Sammelwerke des **Carlo Dati** enthalten, das unter dem Titel: „**Prose Fiorentine**" in 5 Quartbänden (Venedig 1751) erschienen ist. — Von den **Gedichten Michel Angelo's** — „des Aelteren" — ist die erste Ausgabe 1623 erschienen („**Rime di Michelangelo Buonarroti il Vecchio.**" In Firenze per i Giunti.) Herausgeber dieses ersten nach dem eigenhändigen Manuscripte des Dichters auf der Vaticanischen Bibliothek besorgten Textes, dem alle späteren Abdrücke gefolgt sind, war der auch als Dichter von Lust- und Singspielen bekannte Großneffe unseres Meisters, **Michel Angelo Buonarroti der Jüngere** (**il giovine**). Diese „**Rime**" bestehen aus 133 Nummern — Sonetten, welche die Mehrzahl bilden, Canzonen, Terzinen, Stanzen, Epigrammen. Von einzelnen derselben besitzen wir mehrere deutsche Uebersetzungen. Die vollständige Sammlung ist zuerst von F. Licio (**Karl Witte**), dann von **Gottlob Regis** übersetzt worden. Doch ist die erstgenannte Uebersetzung, wie es scheint, nur als gedrucktes Manuscript verbreitet worden. („Michel Angelo's Gedichte; in der Urschrift und der deutschen Uebersetzung zur Seite; herausg. v. F. Licio. Breslau 1823.") Die Ausgabe von Regis, die auch den Originaltext zur Seite hat, ist mit erläuternden Anmerkungen und bibliographischen Notizen versehen. („M. A. Buonarroti's des Aelteren sämmtliche Gedichte 2c. Berlin 1842.") **Johann Joachim Winkelmann** ist einer der ersten Deutschen, der auf den Werth jener Gedichte aufmerksam gemacht hat. In seiner „Geschichte der Kunst" heißt es (Buch IV, Cap. 2) von Michel Angelo: „Er hat sich mit Betrachtung der hohen Schönheit beschäftigt, wie man aus seinen theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über sie denkt." Und die ersten Herausgeber von Winkelmann's gesammelten Werken (Heinr. Meyer und Joh. Schulze) bemerken dazu: „In diesen seltenen und daher im Auslande wenig bekannten Gedichten offenbart sich der große Michel Angelo auf eine Weise, welche Allen, die ihn nur aus seinen Gemälden und Statuen kennen, auffallend und wunderbar erscheinen muß. Innige Bewunderung wahrer Schönheiten, tiefe von ihrem Gegenstande nicht erhörte Liebe, sanfte, rührende Wehmuth über die ganze Erscheinung des einer unendlichen Liebe nicht genügenden Lebens und eine hieraus sich erzeu-

gende schwermüthige Sehnsucht nach Auflösung und Befreiung von den irdischen Fesseln, sind der Grundton dieser glühendwarmen Gedichte, in welchen Michel Angelo das Weibliche seiner großen, gewaltigen Natur um so lieblicher ausspricht, je mehr in seinen übrigen Kunstwerken das männliche Princip überwiegend und hervortretend ist."

In der italiänischen Literatur gelten Michel Angelo's Gedichte als „testi di lingua," d. h. die Akademie der Crusca hat sie unter die classischen Sprachtexte aufgenommen. Noch während der Lebenszeit des Künstlers waren einzelne seiner durch Abschriften oder Einzeldrucke verbreiteten Gedichte Gegenstand öffentlicher akademischer Vorträge geworden. Der schon genannte Benedetto Varchi, von den Gedichten des Künstlers begeistert, hielt 1546 in der florentiner Akademie zwei Vorlesungen, in deren erster er Michel Angelo's erstes Sonett Vers für Vers commentirt, während er in der zweiten von dem Zusammenhange der Künste untereinander handelt. Diese Vorlesungen erschienen 1549 und wurden später mit noch zwei ähnlichen, von Mario Guidicci ebenfalls in der Akademie vorgetragenen, Abhandlungen über die Behandlung der Liebe in Michel Angelo's Poesieen (1626) öfter zusammengedruckt. Aus dem „Leben Michel Angelo's" von Ascanio Condivi (es erschien zuerst in Rom 1553) wissen wir, daß der Meister gesagt, er sinne mehr zum Vergnügen auf Verse, als weil er Profession davon mache — wobei denn jener Biograph bemerkt: „immer setzte er sich herab, und gab hierin seiner Unwissenheit die Schuld;" und in einer anderen Biographie finden wir die Mittheilung: „er selbst behauptete, daß das Schreiben ihm sehr beschwerlich sei, weil es nicht seine Kunst wäre." Aber wir wissen auch, nicht bloß aus seinen Biographieen, sondern aus seinen Werken selbst, von welcher ungewöhnlichen Verehrung er von früh an sein ganzes Leben hindurch für Dante durchdrungen war. Sein „jüngstes Gericht" ist voller Dante'schen Conceptionen; die göttliche Komödie schätzte er so, daß er den breiten Rand seiner Folio-Ausgabe derselben mit Zeichnungen zum Texte versehen (vgl. S. 68 Anmerk.), und dieses Gedicht hatte er so oft gelesen, daß er es ganz auswendig wußte. Ein anderer von ihm sehr geschätzter Name war der Savonarola's; mit großer Vorliebe laß er dessen Schriften und hatte noch im hohen Alter die Reden desselben im Gedächtnisse.*) Doch geschieht seiner in den Gedichten — deren einige auch religiösen Inhalts sind — keine Erwähnung, während jene Verehrung für Dante in einigen Sonetten poetisch schön ausgedrückt sich findet. Eine gewisse Seelenverwandtschaft mit Dante dürfte sich in Michel Angelo's Gedichten überhaupt schwer verkennen lassen, und man hat sie auch durch den Ausspruch zu charakterisiren gesucht, daß in ihnen Dante's erhabene Gedanken mit petrarchischer Anmuth und Wärme auftreten. Besonders ist die Liebe mit einer Tiefe und Innigkeit behandelt, welche die ideale Gluth mitempfinden läßt, die den Dichter durchströmt, als er, der Sittenstrenge, Entsagende, in reiferen Jahren erst von der Liebe berührt wurde. Diese Reihe von Gedichten ist es, welche das oben angedeutete schöne Verhältniß zur Marchese von Pescara feiern. „Die lebhafte Zuneigung zwischen ihr und dem Meister" — berichtet Condivi in seiner Biographie — „war von sehr inniger Art; ihr lebhafter Geist entzückte ihn; er empfing von ihr viele Briefe, welche die reinste, anmuthigste Liebe athmen, wie sie aus einem solchen Herzen zu kommen pflegt, und widmete ihr dagegen fort und fort gefühl- und sinnvolle Sonette. Sie ersuchte ihn einmal, dies weniger häufig zu thun, sonst werde sie verabsäumen, die Abendandacht zu halten, er, die Morgenstunden bei seiner Arbeit in der Peterskirche zuzubringen. Aber ihre Zuneigung zu ihm war so groß, daß sie

*) Fra Girolamo Savonarola, jener Dominicanermönch, der nach der ersten Vertreibung der Mediceer aus Florenz die dortige Bevölkerung vier Jahre lang im Namen des von ihm zum König der Stadt Florenz und zum Beschützer ihrer Freiheit ausgerufenen Jesus Christus beherrschte — Jesus Christus Rex populi Florentini stand damals und auch während der späteren Herrschaft der Republik im Jahre 1527—1530 mit großen Buchstaben an dem Palast der Signoria —, jener beredte Prediger, der mit dem Feuereifer eines Propheten den Geist eines Republikaners verband, dem die Familie wie der Staat, die Jugend wie die Armuth gleich sehr am Herzen lagen, der in Allem das Bild der apostolischen Zeit erneuern wollte, und der dann, vom Papste verfolgt, als Märtyrer den Tod eines Ketzers auf dem Scheiterhaufen starb (23. Mai 1498) gehört mehr der politischen und Kirchen-, als der Literatur-Geschichte an. Es sind von ihm noch einige geistliche Lieder erhalten.



Vittoria Colonna.

oft von Viterbo und anderen Orten, wo sie den Sommer zubrachte, nach Rom kam, bloß um Michel Angelo zu sehen; und seine Anhänglichkeit für sie war so groß, daß er sich nicht darüber trösten konnte, ihr auf dem Sterbebette nur die Hand, nicht auch Stirn und Wangen geküßt zu haben. Ihr Tod versetzte ihn mehrmals in eine dumpfe Betäubung und einen fast sinnlosen Zustand." Lernen wir nun diese Frau, die zugleich unter den itliänischen Dichterinnen die erste Stelle einnimmt, näher kennen.

Vittoria Colonna gehörte durch ihre Geburt jenem alten uns bereits aus Petrarca bekannten Geschlechte an, das Jahrhunderte lang im Besitze einer Macht war, wie sie vielleicht nie einer Familie zu Gebote stand, die sich vom Lehnsverbande nicht unabhängig gemacht hat. Burg an Burg gereiht besaßen die Colonnesen in Rom den Quirinalischen Berg und Augustus' riesige Grabrotunde, durch die Campagna und von den Albanerhügeln an, Ort neben Ort, die Bergabhänge der Sabiner, der Aequer, der Herniker entlang bis zu den Abruzzen, da, wo der letzte der Hohenstaufen endete. In dem alten Schlosse des Städtchens Marino, welches zwischen Albano und Frascati belegen ist, wurde Vittoria, die jüngste von sechs Geschwistern, 1490 geboren. Ihr Vater, Fabrizio Colonna, den wir bereits im Abschnitte über Machiavelli genannt, war einer der berühmtesten Kriegshelden seiner Zeit; er vererbte die Würde eines Großconnetable von Neapel auf seine Nachkommen, die sie bis auf den heutigen Tag bekleiden; Vittoria's Mutter, Anna di Montefeltro, war die Tochter des Herzogs von Urbino. Als vierjähriges Mädchen wurde Vittoria dem Ferrante Francesco d'Avalos, nachmals Marchese von Pescara, einem Knaben von gleichem Alter, zur Gemahlin bestimmt. Die seltenen Vorzüge des Körpers und des Geistes, mit welchen sie die Natur und sorgfältige Erziehung geschmückt hatten, machten sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung, so daß viele, selbst Fürsten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu ihrem Gelübde, gab sie dem Gespielen ihrer Jugend, der sich zu einem der vollkommensten Männer seines Zeitalters ausgebildet hatte, in ihrem achtzehnten Jahre ihre Hand. Eine vollkommene Gleichheit von Körper- und Geistesgaben, und die zärtlichste wechselseitige Liebe machten ihre eheliche Verbindung, die am 27. December 1509 geschlossen wurde, zu einer überaus glücklichen. Auf der Insel Ischia, diesem reizenden Eiland im Golf von Neapel, welches der Familie d'Avalos als Lehn gehörte, hatte das junge Paar zwei glückliche Jahre verlebt: Ferrante's Muhme, die Herzogin von Francovilla hielt dort Haus und aus der glänzenden Hauptstadt strömten viele bedeutende Gäste nach

der Insel. Da war oft ein Kreis von Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern versammelt, unter den letzteren Jacopo Sannazaro, Bernardo Tasso, Parolo Giovio der Historiker. Inzwischen war der spanische Krieg ausgebrochen; Fabrizio Colonna und Pescara zogen mit dem spanischen Heere. In der Schlacht von Ravenna führte der Erstere die italiänischen schweren Reiter, die bald geschlagen wurden. Ihr Befehlshaber mußte sich dem Herzog von Ferrara ergeben, der ihm gegenüberstand, während auf dem rechten Flügel der Marchese von Pescara, der die leichte Reiterei führte, verwundet in die Gewalt des Feindes gerieth. Vittoria, welche vor der Abreise des Gatten diesen in seinem Vorsatze, zum Heere zu ziehen, bestärkt hatte, war auf ihrer Insel zurückgeblieben. Als sie aber sich allein fand, wurde sie von Besorgniß und Zweifeln bestürmt; lebendig standen vor ihr die Wechselfälle des Krieges. Sie suchte ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, indem sie ihre Zeit der Erziehung ihres Neffen Alfonso d'Avalos widmete, der später als Marchese del Vasto bekannt geworden und von Ariosto vielfach gefeiert ist. Als Knabe wollte er sich keiner Zucht beugen; es gelang ihr, denselben so umzuwandeln, daß er, aller Rohheit abhold, sich dem Studium zuwandte, während ihn sonst nur kriegerische Uebungen ergötzt hatten. Wenn man später auf ihre Kinderlosigkeit hindeutete, so rühmte sie sich mit vollem Recht, del Vasto geistig geboren zu haben. Die Nachricht, daß ihr Gatte, wenngleich verwundet, doch geborgen sei, war ihr ein Trost; sie richtete eine poetische Epistel an ihn, in welcher sie ihre Gefühle schildert und wie das Beginnen der Männer so oft den Angehörigen Leid bringe. Wer ein d'Avalos oder Colonna sei, schließe mit dem falschen Glück nicht Vertrag noch Waffenruhe. Indem er sie, Vittoria, verlassen, habe er den Sieg verlassen: es sei nicht gut, daß sie für's Leben vereint, getrennt würden durch's Leben. Diese Dichtung ist von denen, die wir von Vittoria besitzen, die älteste. Pescara's Gefangenschaft, wie die seines Schwiegervaters, war weder schwierig noch hart. Der Erstere hatte seine Muße im Kastell von Mailand ähnlich, wie Vittoria die ihrige, ausgefüllt: er war Schriftsteller geworden, freilich nur für sich und seine Gattin. Ihr widmete er das Werkchen, welches er dort verfaßt, ein „Gespräch über die Liebe," das jedoch verloren gegangen ist. Bald wurden die Gatten wieder vereint. In einem Sonette, welches Vittoria lange nachher in schmerzlich süßer Erinnerung an glücklichere Tage gedichtet, feiert sie die schönen Wunden Pescara's, jene Wunden, welche die vom Schicksal hartgeprüfte Herzogin von Mailand, Isabella d'Arragona, zu der Aeußerung veranlaßten: „Ich möchte ein Mann sein, Herr Marchese, wäre es auch nur, um Wunden im Gesichte zu erhalten wie Ihr, und um zu sehen, ob die Wunden mir eben so gut, wie Euch stehen würden." Nicht lange währte die Zeit der Ruhe. Wir sehen Pescara mit den Abgeordneten Neapels bei Carl V. in Flandern, und bald darauf an den Feldzügen in der Lombardei und Provence, als der Kaiser und Franz I. ihre Kräfte maßen, theilnehmen. Wie hoch sein Ansehen gestiegen, zeigt der Umstand, daß, als Papst Clemens VII., durch des Kaisers Glück und Uebermacht beengt, sich Frankreich näherte, die neuen Verbündeten den Marchese von Pescara — der vom madrider Hofe beleidigt worden — in ihr Interesse zogen. Nichts Geringeres als die neapolitanische Königskrone wurde ihm angeboten, wenn er durch seinen Abfall das Glück der französischen Waffen krönen wolle. Vittoria erfuhr, durch welche blendenden Anträge man den Gatten zu verlocken gesucht hatte. Da schrieb sie ihm: Er möge sich seiner bewährten Tugend erinnern, deren Ruf und Preis schon das Geschick vieler Könige überflügelt habe. Nicht die Größe der Reiche und Titel bringe die wahre Ehre, sondern sie werde auf dem geraden Wege des Rechts und der Tugend errungen, um dann den ungeschwächten Glanz auf die Nachkommen zu vererben. Sie begehre nicht, die Gemahlin eines Königs zu sein, wohl aber die eines Heerführers, der im Kriege seine Tapferkeit, im Frieden seinen Hochsinn nie verleugnet habe. — Endlich kam es zwischen den kriegführenden Mächten in Italien zu der entscheidenden und blutigen Schlacht bei Pavia, in welcher Pescara mit dem Connetable von Bourbon und Charles de Lannoi das kaiserliche Heer befehligte. Ritterlich kämpfend fiel um Franz I. die Blüthe der französischen Jugend und der gefangene König rief aus, daß Alles verloren sei, nur nicht die Ehre. Schwer verwundet ging Pescara, dem hauptsächlich der Sieg zu danken war, aus dem

Kampfe hervor. Als Vittoria die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Gatten erfuhr, machte sie sich auf den Weg nach dem Lombardischen. Aber schon in Viterbo traf sie die Kunde seines Hinscheidens. Er war am 25. November 1525 gestorben.

In der Einsamkeit, in die sich Vittoria nach dem Tode ihres Gatten — an mehreren Orten, zuerst in Rom, dann auf Ischia, in Arpino und Neapel verweilend — zurückzog, wurde das Andenken Pescara's für sie, was für Petrarca seine Laura gewesen war. Aber jener hatte Laura vor ihrem Tode schon zwanzig Jahr besungen; und was er zu ihrem Ruhme noch zehn Jahre nach ihrem Tode sang, unterschied sich von seinen frühern Gedichten nur wenig, weil er nie mit seiner Geliebten vereinigt gewesen war. Sie hatte sich in seiner Phantasie nur aus einem sichtbaren Engel in einen unsichtbaren verwandelt. Vittoria Colonna jedoch war die glücklichste Frau gewesen. So lange ihr Gatte lebte, ziemte es sich nicht wohl für sie, sein Lob und ihre Liebe zu singen. Erst nach seinem Tode konnte er als die „Sonne ihrer Gedanken," wie sie ihn gewöhnlich nennt, in ihren Versen vor der ganzen Welt glänzen. Die poetischen Todtenopfer, die sie ihm brachte, hatten etwas Ehrwürdiges, das den Geist der Dichterin über die Schranken des Irdischen selbst da erhob, wo sie auch die äußeren Vorzüge des geliebten Gemahls nicht vergessen konnte. Ohne Bedenken folgte sie nun der Stimme ihres Herzens, dem Manne, der als ein höheres Wesen ihrem Gedächtniß immer gegenwärtig war, so feierlich zu huldigen, wie es mit Hilfe der Musen ihr nur immer möglich. Als Dichterin ist sie freilich hinter Petrarca zurückgeblieben. Aber an Wärme des Gefühls übertreffen ihre Sonette doch die der meisten Petrarchisten ihrer Zeit. Wie sehr auch die Treue bewundert wurde, mit welcher Vittoria nur noch für das Andenken ihres Gatten zu leben schien, so konnte man sich doch in der großen Welt nur langsam davon überzeugen, daß es der geistvollen und noch immer durch Schönheit ausgezeichneten Frau in solchem Grade, wie ihre Verse ausdrückten, Ernst mit der Trauer sei. Einige italiänische Fürsten bewarben sich um ihre Hand; nahe Verwandte ließen es an Ueberredungsversuchen nicht fehlen. Aber Vittoria wies jeden Antrag, ohne Rücksicht auf Personen und Verhältnisse, zurück. Ungefähr acht Jahre hatte sie im Wittwenkleide einsam und zurückgezogen gelebt. Mit einigen Dichtern und Gelehrten, die sie besonders schätzte, war sie in Verbindung getreten. Unter ihren Sonetten finden sich einige, die sie an den Dichter Molza gerichtet, als diesem der Vater und die Mutter wenige Stunden hintereinander gestorben waren: ein Umstand, der ihrer Phantasie eigenthümlichen Stoff geboten. Allmählig nahmen die Gedanken der Dichterin immer bestimmter eine religiöse Richtung an. Ihre Production beschränkte sich zuletzt ausschließlich auf geistliche Sonette. Ueber zweihundert derselben haben sich von ihr erhalten. Auch ihre Terzinen unter dem Titel: „Der Triumph des Kreuzes" gehören in die Kategorie jener religiösen Poesieen, die den Ruhm der Dichterin am sichersten begründet haben: die ältere italiänische Literatur hat ihnen nichts von ähnlicher Vollkommenheit gegenüberzustellen. Charakteristisch ist in Vittoria's geistlichen Dichtungen die Verwandlung der Bilder der Liebe aus ihren weltlichen Sonetten in Bilder des frommen Glaubens. Die „Sonne der Gedanken" der Dichterin wurde nun der Schöpfer selbst. Aber eben diese neue Bedeutung der früheren Bilder verräth die Wärme, mit der sie noch immer an den alten Erinnerungen hing. In einem Traume erblickte sie — nach ihrer poetischen Erzählung in dem „Triumph des Kreuzes" — ihren geliebten Gatten, der aus tiefer Ferne in hellem Lichte glänzte. Ihre Seele fühlte sich mächtig, den kühnen Flug bis zu ihm hin zu wagen, und sie erreichte ihn. Da sprach er zu ihr die tröstenden Worte, daß alle wahre Liebe den ewigen Urquell der Liebe zum Gegenstande habe und daß ein Herz, welches sich dieser ganz hingebe, aller irdischen Sehnsucht entladen werde, ohne eine Untreue gegen den Geliebten zu begehen. Sie fühlte sich wunderbar beruhigt, nahete sich nun weiter den himmlischen Mächten und feierte mit ihnen den Triumph des Kreuzes. So warf sich Vittoria mit reiner Inbrunst dem christlichen Glauben, der Hoffnung auf das verheißene Heil, in die Arme, und sind schon viele ihrer weltlichen Sonette von dieser Inbrunst durchdrungen, so tritt sie noch bei weitem ergreifender in ihren geistlichen Sonetten hervor. Da ist keine Gefühlständelei wahrzunehmen; es ist die christliche Demuth,

mit der sie sich abwendet von der falschen Welt, die ihr doch so viel Glanz und Herrlichkeit darbot, die Demuth, mit der sie, statt auf die neun Musen, ihren Blick auf die neun Engelchöre richtet, welche die ewige, die wahre Weisheit eröffnen. Indem sie die heiligen Nägel als ihre Federn, das kostbare Blut als ihre Dinte, den heiligen Leichnam als ihr Papier ansieht, um die Leiden ihres Herzens aufzeichnen zu können, ruft sie nicht den Parnaß, nicht Delos an; es thut anderes Wasser noth, ein anderer Berg ist zu ersteigen, den der Fuß des Menschen allein nicht zu erklimmen vermag. Die Sonne fleht sie an, welche die Elemente und den Himmel erleuchten; sie wünscht deren strahlende Quelle und so den Trank zu erreichen, der ihren Durst löschen kann.

Der Eindruck, welchen diese Dichtungen zu ihrer Zeit machten, war außerordentlich. Von denen, welche den Musen huldigten, schaarten die bedeutendsten sich um die Dichterin: ein Ariosto, Bembo, Bernardo Tasso, Molza, Annibale Caro und andere berühmte Dichter, denen mehrere Frauen sich anschlossen, die einem so erhabenen Vorbilde nachstrebten. Als Paul III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, kehrte Vittoria nach Rom zurück, wo dieser Papst sie in ehrenvollster Weise empfing und Carl V, als er nach der Weltstadt kam, sie und ihre Schwägerin besuchte, die durch Schönheit wie durch hohen Sinn weltberühmte Giovanna d'Aragona, Ascanio Colonna's Gemahlin, deren reizendes Bildniß von Raphael Sanzio's Hand man in der Galerie des Louvre bewundert. Eine Zeit lang lebte sie in Ferrara und dachte ernstlich an eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande: aber die Vorstellungen ihrer Freunde und ihre leidende Gesundheit bewogen sie, den Plan aufzugeben, worauf sie von neuem in Rom ihren Wohnsitz nahm. Hier fand sie Michel Angelo Buonarroti: zwei hohe Geister erkannten sich, und der große Künstler, dessen edler Stolz vor irdischem Glanze sich zu beugen verschmähte, hat in seinen lebens- und charaktervollen Dichtungen ausgesprochen, wie viel er Vittoria verdankt. Beide waren verwandte Naturen. Wenn in ihnen Männlichkeit und Energie der Gesinnung vorwalten, Ernst, hochsinniges Verschmähen vorübergehenden Genusses, jene Consequenz endlich, die einem ganzen Leben den Stempel der Einheit aufdrückt: so spricht sich in Beider Dichtungen auch die Wehmuth über die mangelnde höhere Befriedigung im irdischen Dasein aus, und die bald stille, bald lebendigere Sehnsucht nach dessen Endziel in seinem Uebergange zur Ewigkeit. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß in Michel Angelo's Dichtungen die weichere und weibliche Seite seiner Natur vorzugsweise heraustritt, im Gegensatz zu seinen Werken bildender Kunst. Aehnlich ist es mit seinem Verhältniß zu der Freundin. Unter seinen Poesieen, von denen viele an sie gerichtet sein mögen, wenn ihnen auch oft die Bezeichnung fehlt, spricht keine dies Verhältniß klarer aus, als ein Sonett, in welchem er, von des Bildners Kunst das Gleichniß hernehmend, sich als Modell von niederem Stoffe hinstellt, das durch ihre Hand Vollendung finden, das wiedergeboren werde als vollkommneres Werk, wenn ihre Güte das Fehlende ergänze, das Ueberflüssige tilge.

In ihren späteren Jahren fehlte es ihr nicht an vielfachem Kummer, welchen theils Familienverhältnisse veranlaßten, theils die religiöse Bewegung, die in Italien und außerhalb der Gemüther sich bemächtigte. Wie sie schon früher, bald nach dem Tode ihres Gatten, in Rom den Kampf ihrer kaiserlich gesinnten Familie wider Clemens VII. erlebt und auf Ischia und zu Neapel nach Kräften zu vermitteln gesucht hatte, so wurde sie jetzt wiederum durch neue Zwistigkeiten zwischen ihrer Familie und dem Papste genöthigt, Rom zu verlassen und sich nach Orvieto in das Nonnenkloster San Paolo zu begeben. Einige Monate später vertauschte sie diesen Aufenthalt mit dem im Katharinenkloster zu Viterbo. Von hier kehrte sie 1544 nach Rom zurück, wo sie im Benedictinerinnenkloster Sant' Anna de'Funari Aufnahme fand. Hier schrieb sie ihre letzten Dichtungen und einige lateinische Gebete, in jener Demuth, wie sie sich ausdrückt, welche ihrer Niedrigkeit ansteht, in jener Erhebung des Geistes, welche Gottes Majestät verlangt. Ihre Gesundheit war längst zerrüttet: traurige Ereignisse setzten ihr noch mehr zu. Keines berührte sie schmerzlicher, als der Tod des Marchese del Vasto, den sie erzogen, den sie gleichsam als den Erben von Pescara's Ruhm betrachtet, der aber ein nur zu williges und geschicktes Werkzeug zum Schmieden der Fesseln

seines Vaterlandes in der Hand des Spaniers war. Als sie das Ende eines Lebens herannahen fühlte, welches, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, unter vielen bitteren, wenigen süßen Zähren verstrichen war, ließ sie sich in das Haus einer Verwandten bringen. Hier starb sie zu Ende Februars 1547, im siebenundfünfzigsten Jahre ihres Alters. Als sie auf der Bahre lag, sah Michel Angelo noch einmal die theure Entschlafene, er küßte ihre Hand und ging nach seiner Werkstatt zurück, wo sein Schüler Condivi ihn in Thränen fand. Ihrer Bestimmung zufolge ward sie im Grabgewölbe der Nonnen von Santa Anna beigesetzt: kein Stein bezeichnet die Stätte, wo sie ruht. Aber ihr Name glänzt — abgesehen von ihren eigenen Dichtungen — in den Werken fast aller berühmten italiänischen Schriftsteller jener Zeit, nirgends so sicher vor der Vergessenheit, als in Ariosto's rasendem Roland, in jenen glänzenden Ottaven des 37. Gesanges, wo er eine passende Gelegenheit wahrnimmt, das Andenken berühmter Frauen zu feiern. Der Gegenstand reißt ihn so hin, daß er beinahe seine Erzählung darüber zu vergessen scheint. Endlich glaubt er doch einige der vortrefflichsten unter diesen Frauen vor den übrigen erheben zu müssen, und um keine zu beleidigen, verherrlicht er in fünf Stanzen die einzige Vittoria Colonna.*) Von den Gedichten, in welchen Michel Angelo sie gefeiert, theilen wir in der Auswahl einige in Uebersetzungen mit.

Die Gedichte der Vittoria Colonna sind vollständig gesammelt zuerst 1552 in Venedig erschienen („Rime di Vittoria Colonna, Marchesa di Pescara"). Vorher jedoch war schon eine Sammlung ihrer geistlichen Gedichte herausgegeben worden („Rime spirituali di V. C. In Venezia 1548"). Es giebt auch verschiedene Ausgaben ihrer Rime mit weitläuftigen Commentaren. 1840 erschien zu Rom, von P. E. Vicati herausgegeben, eine Prachtausgabe der Rime. In deutscher Uebersetzung besitzen wir seit den letzten Jahren zwei verschiedene Ausgaben derselben. Eine von ihnen rührt aus weiblicher Feder her. Die Uebersetzerin, Bertha Arndts, giebt ihrer gelungenen Arbeit den Originaltext zur Seite. („Sonette

*) Wir theilen diese Stanzen (XXXVII., St. 16—21) in der Uebersetzung von Gries mit:

Nur Eine wähl' ich aus dem ganzen Kreise,
Doch die schon längst dem Neide so entrann,
Daß keine Frau, wenn ich nur diese preise,
Und niemand sonst es mir verargen kann.
Denn nicht genug, daß ihre süße Weise
Ihr für sich selbst Unsterblichkeit gewann:
Die macht, daß Todte selbst dem Grab' entschweben,
Und wen sie nennt, der lebt unsterblich Leben.

Wie Phöbus ja die reine Schwester gerne
Mit mehrerm Lichte stets zu schmücken schien,
Als Venus, Maja†) und die andern Sterne,
Die mit dem Himmel oder einsam zieh'n:
So hat er ihr, der Keine naht von ferne,
Beredtsamkeit und Kraft zumeist verlieh'n
Und ihrem Wort so großer Anmuth Wonne,
Daß sie uns strahlt, wie eine zweite Sonne.

Vittoria heißt sie; ihr, die unter Siegen
Geboren ist, die immer um sich her
Vittorien sieht mit Siegeskränzen fliegen,
Ziemt trefflich dieser Name, hoch und hehr.
Ist Artemisiens Ruhm so hoch gestiegen,
Weil sie den Mann geliebt: ††) um wie viel mehr
Muß sie empfah'n? Denn schöner ist's, den Gatten
Der Grabesnacht entzieh'n, als ihn bestatten.

†) Maja setzt der Dichter für Merkur, den Sohn der Maja.

††) Artemisia, Königin von Karien, ließ ihren Gemahl Mausolos das berühmte Grabmal erbauen, das zu den sieben Weltwundern gerechnet ward.

Ward einst Evadnen und Laodamien,
Argien, Portien, Arrien†) und der Zahl
Von andern Frau'n verdientes Lob verliehen,
Weil sie in's Grab begleitet den Gemahl:
Wie sehr ist dann Vittoria vorzuziehen,
Die Lethe's Strom und jenem, der neunmal
Das Schattenreich umfängt, den Mann enthoben,
Selbst trotz des Todes und der Parzen Toben!

Beneidet' Alexander ††) den Peliden
Um der Mäonischen Posaune Klang:
O Franz Pescara, lebt' er jetzt hienieden,
Mehr fühlt' er gegen Dich des Neides Drang,
Weil Dir solch keusches, theures Weib beschieden,
Das Deinen Ruhm verewigt durch Gesang,
Und so ihn hallen läßt, der Welt zum Staunen,
Daß Du nicht brauchst noch hellere Posaunen.

Wollt' ich so viel von dieser Hohen schreiben,
Wie es der Stoff erheischt und mein Begehr,
So würd' ich's weit, und doch so weit nicht treiben,
Daß nicht sich sagen ließe noch viel mehr. . . .

†) Fünf Frauen des Alterthums, die den Tod ihrer Gatten nicht überleben wollten: Evadne, Gemahlin des Capaneus; Laodamia, des Protesilaus; Argia, des Polynices; Portia, des Brutus; Arria, des Paetus.

††) Alexander d. Gr. soll am Grabe Achill's geweint haben, ihm das Glück beneidend, daß Homer seine Thaten besang.

der Vittoria Colonna mit deutscher Uebersetzung von Bertha Arndts. 1. Theil: Weltliche Sonette. 2. Theil: Geistliche Sonette. Schaffhausen 1858.") In der anderen Sammlung ist den übersetzten Gedichten der Colonna noch eine Uebersetzung der Gedichte von Faustina Maratti, einer Dichterin des achtzehnten Jahrhunderts, beigefügt. („Vittoria Colonna's und Faustina Maratti's Gedichte. Deutsch von K. L. Kannegießer. Berlin 1858.") Eine anziehende Darstellung des Lebens der Vittoria hat neuerdings A. v. Reumont (in seinen „Beiträgen zur italiänischen Geschichte" Bd. I.) geliefert.

Vittoria Colonna steht an der Spitze einer langen Reihe von Dichterinnen jener Zeit, deren einige, durch ein tragisches Geschick zur tieferen Einkehr in ihr Inneres geführt, sich in ihren Poesieen unter der dichtenden Menge auszeichneten. Die Zahl jener Damen ist so groß, daß ein Sammler, Ludovico Domenichi, bereits 1559 die vermischten Gedichte von etwa fünfzig „edlen und tugendhaften Frauen" herausgeben konnte. („Rime diverse di alcune nobilissime e virtuosissime Donne.") Der Vittoria am nächsten zu stellen ist Veronica Gambara, die Tochter des Grafen Gianfrancesco Gambara zu Brescia, die, im Jahre 1485 geboren, 1509 mit Giberto, Herrn von Correggio, vermählt ward, den sie nach neunjähriger Ehe durch den Tod verlor. Ihr Haus war der Sammelplatz berühmter Männer; Carl V. gab ihr Zeichen großer Achtung. Sie starb 1550 und hinterließ Gedichte (Rime), welche zuerst in mehreren Sammlungen zerstreut erschienen, aber 1759 mit ihren Briefen, die sich durch elegante Schreibart auszeichnen, von Zamboni herausgegeben sind. — Auch Gaspara Stampa aus Padua, welche aus Liebe zum Grafen Collaltino von Collalto 1554 starb, hat zierliche Gedichte hinterlassen, welche zuerst 1554 gedruckt wurden. — Dieser Zeit gehört ferner Tullia d'Aragona an, eine Tochter des Erzbischofs von Palermo und Cardinals Tagliavia d'Aragona, die Geliebte des Idyllendichters und Kritikers Girolamo Muzio, früher von zweideutigem Rufe, später aber zu Florenz unter dem Schutze der Gemahlin des Cosmo von Medici lebend, und im Rufe der Frömmigkeit gestorben. Sie hat nicht nur lyrische Gedichte geschrieben (ihre Rime sind öfter gedruckt), sondern auch den — von Andrea Patria (oder de Barberino) verfaßten und 1473 zuerst erschienenen — italiänischen Prosaroman Guerino il Meschino („Guerino der Elende"), der in den carolingischen Sagenkreis hineingehört, in Ottaven bearbeitet (36 Gesänge). — Eine sehr fruchtbare Dichterin war Laura Terracina aus Neapel, die um die Mitte des Jahrhunderts lebte; sie hat mehrere Bände Gedichte (Poesie) hinterlassen, ohne sich jedoch besonders auszuzeichnen. — Laura Battiferra degli Ammanati, die Frau des berühmten Bildhauers und Architekten Bartolommeo degli Ammanati zu Florenz (gest. 1589), hat besonders religiöse Dichtungen verfaßt und ward von gleichzeitigen Schriftstellern vielfach belobt. Bedeutender scheint Lucia Bertana, die Frau eines modenesischen Edelmannes, die mit mehreren der hervorragenderen Dichter befreundet war, wie Vincenzo Martelli und Annibale Caro, und noch 1561 lebte. Zierliche Gedichte und einige Briefe von ihrer Hand sind in mehreren Sammlungen erschienen; ferner Ersilia Cortese, eine natürliche, später legitimirte Tochter des Jacopo Cortese, die 1529 zu Rom geboren ward. Sie war mit einem Nepoten des Papstes Julius III. vermählt, der in einem Kriege mit Mirandola 1552 fiel. Bei dem Papste war ihr Einfluß sehr groß; sie verwendete ihn zum Schutze der Wissenschaft. 1573 gab sie die lateinischen Werke ihres Oheims, des Cardinals Gregorio, heraus, die sie mit einer lateinischen Zueignung an Gregor XIII. begleitete. Sie lebte noch im Jahre 1578. — Gefeiert ist Tarquinia Molza. Sie war zu Modena 1542 geboren, ward 1560 mit Paolo Porrino vermählt, und als sie ihn nach 18jähriger Ehe verlor, ging sie 1580 nach Ferrara, wo sie Ehrendame der Lucrezia und Eleonora d'Este war. Später kehrte sie nach Modena zurück († 1617). Sie war nicht blos der beiden classischen Sprachen, sondern auch der hebräischen kundig, und als Musikerin geachtet; 1600 erhielt sie für sich und alle Glieder der Familie Molza das römische Ehrenbürgerrecht. Von ihr sind italiänische und lateinische Gedichte und die Uebersetzung zweier platonischer Gespräche übrig. Andere Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen sind verloren gegangen. Ein Dialog des Torquato Tasso ward ihr zu Ehren la Molza betitelt und sie darin redend eingeführt. Ihre Gedichte

sind gewöhnlich den Werken ihres Großvaters beigedruckt, jenes Molza, dessen wir bereits in der Biographie der Colonna erwähnt, und zu dem wir jetzt, von den dichtenden Frauen Abschied nehmend, übergehen, nicht weil die Enkelin ihn uns in Erinnerung gebracht, sondern weil er in dem lyrischen Gebiete, das wir zuerst wieder mit Alamanni betreten, eine der bedeutendsten Stellen, wenn nicht die erste unter seinen Zeitgenossen einnimmt, gleich wie die Colonna unter ihren Genossinnen.*)

Von einem edlen Geschlechte abstammend wurde Francesco Maria Molza am 18. Juni 1489 zu Modena geboren. Sein früh hervortretender außerordentlicher Wissensdrang bestimmte seinen Vater, ihn nach Rom, dem Heerde der Gelehrsamkeit jener Zeit, zu schicken. Bald genügte dem jungen Molza das Studium der lateinischen und griechischen Sprache nicht mehr, deren erstere er sich so anzueignen gewußt hatte, daß er in tadellosen Werken den Stil des Ovid und des Tibull nachahmen konnte. Er wandte sich zunächst zur Erlernung der hebräischen Sprache; diese frühe Neigung für die orientalische Poesie ist für die Entwickelung seiner bedeutenden poetischen Talente nicht unwichtig geworden. Bei allem wissenschaftlichen Eifer, den der Jüngling entfaltete, gerieth er jedoch alsbald in solche Ausschweifungen, daß sein Vater ihn nach Modena zurückrief, um ihm, der damals 23 Jahre alt war, eine Gattin — Masina de' Sartorj — zu geben. Dieses Mittel, den leichten Sinn des jungen Mannes zu bessern, half jedoch nur kurze Zeit. Im Jahre 1516 bereits verließ Molza sein junges Weib, das ihm inzwischen vier Kinder geboren, und begab sich wieder nach Rom. Bei seinem Vater schützte er ein Geschäft vor, das er dort mit einem Vetter auszugleichen habe. Aus seinen Briefen ersieht man, daß er sich von seinem anfangs sehr freigebigen Vater eine Menge Geld nachschicken ließ, sich stets entschuldigend, daß sein Geschäft ihn so lange zurückhalte. So war er noch 1520 in Rom, wo er in einem Briefe den Vater wegen seines langen Schweigens damit zu beschwichtigen suchte, daß die bewußte Angelegenheit immer noch nicht in Ordnung sei und er sich bisher vergebens geschmeichelt habe, etwas schreiben und dem Vater als Zeichen seiner kindlichen Ergebenheit übersenden zu können. Inzwischen hatte Molza in den ästhetischen und wissenschaftlichen Kreisen Rom's einen hervorragenden Platz eingenommen, da ein genialer Humor im Umgang ihm die Herzen leicht gewonnen und seine italiänischen wie lateinischen Dichtungen ihn schnell über die Menge erhoben hatten. Aber noch andere Kreise fesselten ihn an die Hauptstadt: es waren dieselben, aus welchen ihn sein Vater früher herausgerissen. Wir finden Molza in den ersten Jahren seines erneuten Aufenthalts in Rom von leidenschaftlicher Liebe zu einer gewissen Furnia entbrannt; bald mußte diese einer Anderen weichen; eine Dritte, der er darauf seine Huldigungen brachte, verwickelte ihn in schlimme Händel: bei einem Besuche, den er ihr einst machte, erhielt er von einem eifersüchtigen Nebenbuhler einen Messerstich, und wenig fehlte daran, daß er seinen Liebesrausch mit seinem Leben gebüßt hätte. Als nach Leo's X. Tode Hadrian VI. zum Pontificat gelangte, verließ Molza mit anderen Gelehrten Rom und begab sich nach Bologna. Hier wandte er, der bisher bei seinen Herzensneigungen wenig auf Vorzüge der Geburt gesehen, seine ganze Verehrung einer vornehmen Dame, der schönen Camilla Gonzaga zu, und unaufhörlich besang er während seines zweijährigen Aufenthalts zu Bologna, 1523 bis 1525, diese Dame. Mit dem Beginn des Pontificats Clemens VII. kehrte er nach Rom zurück. Seine Lage wurde, nachdem er 1529 in dem Cardinal Ippolito de' Medici, der in Kunstsinn wie in Ritterlichkeit seinem großen Vorfahren nacheiferte, einen Gönner gefunden, auf mehrere Jahre eine unabhängige. Er lebte und glänzte an dem prachtvollen Hofe des Cardinals. Mit dem auch als Dichter bekannten Bischof Claudio Tolomei von Siena**) gemeinschaftlich verfaßte Molza eine Komödie, welche zur großen

*) In einem Schulprogramme lieferte Prof. Mätzner in Berlin eine schätzbare Uebersicht der „Schriftstellerinnen der europäischen Nationalliteratur." (1. Heft: Italien rc. Berlin 1846.)

**) Claudio Tolomei, 1492 zu Siena geboren und 1554 zu Rom gestorben, ein Freund Michel Angelo's und der Vittoria Colonna, von Ariosto unter den vielen an der oben bezeichneten Stelle des Roland aufgeführten Dichtern genannt, hat sich am meisten durch Erneuerung älterer Versuche (vgl. S. 164), die antiken Versmaße in die italiänische Literatur einzuführen, bekannt gemacht.

Belustigung der zum Palaste des Cardinals hinzuströmenden Zuschauer durch dessen wohleinstudirte Stallburschen, Knechte und andere Unterbediente aufgeführt wurde. Bald darauf erhielt Molza die Nachricht von dem Tode seiner Eltern, dessen wir bereits in der Biographie der Vittoria Colonna erwähnt. Obgleich Molza von seinem Vater enterbt war, beweinte er doch, wie mehrere Trauer-Sonette beweisen, dessen Tod aufrichtig. Während der Cardinal Medici nach Deutschland als päpstlicher Gesandter an den kaiserlichen Hof ging, begab sich Molza 1532 nach Modena, wo er einige Familienangelegenheiten in Ordnung brachte. Allein er verweilte nicht lange, ging über Padua, wo er dem Bembo einen kurzen Besuch machte, nach Mantua, und ward dort vom Cardinal Gonzaga ehrenvoll aufgenommen. Nach der Rückkehr des Cardinals Medici verfehlte er nicht, sich wiederum in Rom einzufinden. Molza zerfiel häufig mit seinem Gönner, wegen seines sehr ungeordneten Wesens, und dann pflegte die edle Julia Gonzaga, Gemahlin Vespasiano's Colonna zu Fondi, welche von beiden sehr verehrt ward, die Vermittlerin zu machen.*) Diese Dame ging späterhin in ein Kloster zu Neapel. Wie sehr sie von Molza eingenommen war, beweist der Umstand, daß, als sein Freund Caro sie hier besuchte, die angelegentliche Unterhaltung beider sich nur um jenen drehete. Inzwischen dichtete Molza wie bisher abwechselnd lateinisch und italiänisch und liebte nach wie vor. Unter den Erzeugnissen, welche seine Muße in dieser Zeit förderte, sind einige Novellen und verschiedene treffliche Briefe bemerkenswerth. Als der Cardinal von Medici 1535 abreiste, um dem Zuge Carl's V. gegen Tunis beizuwohnen, begleitete ihn Molza bis Itri und verweilte bei der gefeierten Julia einige Tage. Hier hatte er den Schmerz, seinen Gönner in Folge des demselben beigebrachten Giftes sterben zu sehen. Seine Trauer war innig und stark. Die, wegen ihrer Schönheit gepriesene Faustina Mancina wurde später der Gegenstand seiner Verehrung; ihr galten seine Verse; das treffliche Gedicht von der Tibernymphe ((la Ninfa Tiberina) hat er für diese Dame geschrieben. 1538 ward er Mitglied der von Tolomei gestifteten academia della virtù, welche ein geselliger Verein zu fröhlichem Scherz war, der nicht selten in tolle Ausgelassenheit ausartete.**) Der Tod seines Gönners, und die seit dem Tode seiner Eltern maßlos fortgesetzte unordentliche Lebensweise hatten die Vermögensumstände so zerrüttet, daß er, wie aus seinen Briefen zu ersehen, oft die bitterste Noth litt. Doch kam er durch die Gunst des Papstes Pauls III. schon 1539 in die Dienste des Cardinals Alessandro Farnese, der bis zu seinem Tode für ihn sorgte. Seine letzten Lebensjahre waren ein qualvolles Hinsterben unter den Leiden einer Krankheit, die seine Ausschweifungen ihm zugezogen hatte. Erst jetzt sehnte er sich in den Schoß seiner Familie zurückzukehren, die er bis dahin selten und nur auf kurze Zeit besucht hatte. Er starb in Modena am 28. Februar 1544. Sein Biograph, Sarassi, bemerkt, daß der Dichter seinen unchristlichen Wandel mit einem sehr christlichen Tode beschlossen und in frommer Ergebenheit gestorben sei.

Molza's Dichtungen sind überwiegend lyrischer Art. Aber auch der burlesken Poesie gehören einige seiner Arbeiten an, in denen er die berneske Manier — von der noch

---

Doch haben seine „Verse und Regeln der neuen Poesie" („Versi e regole della poesia nuova." 1539) auf seine Verehrer wenig gewirkt: Seine italiänischen Sonette zeichnen sich durch correcte Versification aus. Man hat von ihm außerdem sieben Bücher Briefe und verschiedene Reden, unter welchen diejenige, die den Titel Cesano führt (1555), von der toscanischen Sprache handelt. Als Gründer einer Akademie werden wir ihn bald wieder genannt finden.

*) Julia Gonzaga, von Ariosto als die schönste der Frauen besungen, war wegen ihrer außerordentlichen Schönheit so berühmt, daß Barbarossa, der berüchtigte Admiral Soliman's I. auf den Gedanken kam, sie für seinen Herrn zu rauben. Er überfiel sie bei Nacht in ihrem Schlosse zu Fondi — im Neapolitanischen, unweit des Meeres — und sie behielt kaum so viel Zeit, halbnackt auf einem Pferde zu entfliehen.

**) Die Mitglieder dieser von Tolomei gestifteten und anfangs unter dem Patronat des Cardinals von Medici stehenden Akademie der Tugend hießen „Väter" oder auch wohl „tugendhafte Väter." Ihr Präsident führte den Titel „König." Eins ihrer nicht unbedeutenden Mitglieder, Annibale Caro, fand den Scherz nicht unter der Würde des tugendhaften Vaters, zur Beglückwünschung eines „Königs," der sich durch seine ungewöhnlich große Nase auszeichnete, eine Scherzrede „über die Nasen" zu halten, die später im Druck unter dem Titel: Diceria de' Nasi erschien.

weiterhin die Rede sein wird — gewählt hat. Diese burlesken Gedichte sind in den mehrfach gedruckten „opere burlesche," einer Sammlung derartiger Poesieen von verschiedenen Autoren, enthalten. Die drei „capitoli" Molza's enthalten des derben Spaßes genug: „Die Lobrede auf die Feigen," „der Kirchenbau" und das capitoli „über den Sallat." Von hundert Novellen, die Molza geschrieben haben soll, sind nur vier durch den Druck (Lucca 1561) bekannt geworden. Keine von ihnen hat sich jedoch einen Ruf erworben, der dem seiner übrigen Werke entspräche. Erst 1747 ist eine vollständige Sammlung seiner Schriften von dem Abt Serassi zu Bergamo herausgegeben. In derselben finden sich auch mehrere lateinische und italiänische Briefe Molza's. Seine lyrischen Gedichte bestehen aus Sonetten — deren gegen 400 gesammelt sind, — einigen Canzonen, Terzinen und Stanzen. Von letzteren sind besonders die auf das Portrait der Julia Gonzaga, sowie die schon erwähnten der „Ninfa Tiberina" besonders geschätzt. Molza's Sonette und Canzonen haben nicht selten den Schwung der Ode, und das in ihnen glühende Feuer scheint eher der spanischen Leidenschaftlichkeit anzugehören, mit welcher er den orientalischen Aufwand abenteuerlicher Ideen gemein hat. Seine Liebesgedichte an die Geliebten zeichnen sich, die an die Mancina durch Gewalt der Leidenschaft, die an Camilla Gonzaga durch Zartheit der Empfindungen aus. Nur die letzteren sind im Ausdruck vollendet, jene, origineller und charakteristischer, überschreiten nicht selten die Grenzen des Schönen und das Maaß der petrarchischen Dichtungsformen. Doch selbst in seinen Fehlern erkennt man die Wahrheit seiner Begeisterung, und das warme und zugleich kräftige Colorit seiner Dichtungen verleiht diesen, im Vergleich mit der affectirten Empfindsamkeit der meisten übrigen Petrarchisten nicht geringe Vorzüge.

Auch mit Molza haben wir uns noch in dem Kreise derjenigen Zeitgenossen Ariosto's bewegt, welche dieser in den am Eingange dieses Abschnittes bezeichneten Stellen entweder einfach oder mit preisenden Umschreibungen nennt. Auf Molza weis't er (Ras. Rol. 3, 1. Ges. St. 12) seine Leserinnen hin als „den, Ihr Schönen, Apoll' erkor, um Euer Lob zu tönen." Ueberblicken wir die Namen der noch Uebrigen, so treten uns Berni, Aretino „der Göttliche," „die schwere Monarchen-Geißel" (Ges. 46, St. 14) und Bernardo Tasso als besonders nennenswerth entgegen. Ehe wir jedoch von diesen und den ihnen dichterisch verwandten Persönlichkeiten nähere Nachrichten geben, fügen wir noch über die Lyriker, oder, was hier das Nämliche bedeutet, die Sonettisten dieser Periode unseren bisherigen Mittheilungen dasjenige bei, was ihnen zur Ergänzung dient. So groß ist die Zahl dieser Dichter, daß bereits in der Mitte des Jahrhunderts eine Anzahl Anthologieen herauskam, welche das Beste aus den vielen einzelnen Sammlungen ausgewählt hatten, um es der Mit- und Nachwelt nicht verloren gehen zu lassen.*) Bei der außerordentlichen Betriebsamkeit, mit der damals in Italien alles, was nur reimen konnte, nach seinen besten Kräften die Poesie der Liebe in Sonetten cultivirte, mußte denen, die zur Abwechselung auch etwas Neues in dieser Reimform sagen wollten, jede Veranlassung dazu willkommen sein. Fast alle Gelegenheitsgedichte wurden nun Sonette. In Sonetten gab man Räthsel auf, die in Sonetten beantwortet wurden. (Proposte und Risposte.) Und da man zuletzt alles, was sich nur irgend in vierzehn Reimzeilen sagen lassen wollte, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit weder des Stoffs, noch der Ordnung der Gedanken, noch des poetischen Tons, in Sonette faßte, so ging der ästhetische Charakter des Sonetts, nach den Mustern, die Petrarca gegeben hatte, fast verloren: das Sonett wurde wieder, was es vor Petrarca gewesen war, eine für alle möglichen Einfälle brauchbare Reimform. Man unterschied auch

*) So erschien 1546 ein Band „Rime diversi di molti eccellenti autori," dem 1547 ein zweiter Band „Rime di diversi nomini ed eccellenti Poeti" folgte; 1556 wurden wiederum „Gedichte verschiedener und vortrefflicher Dichter" von dem fleißigen Lodovico Dolce herausgegeben; ihnen ließ derselbe Sammler 1465 Rime scelte di nuovo corrette („Ausgewählte Gedichte, auf's neue verbessert" 2c.) in 2 Bänden folgen. Ferner gehören hierher die ebenfalls von Lodovico Dolce herausgegebenen „Stanze di diversi illustri Poeti" 1553 u. 1556, die „Fiori di Rime di Poeti illustri," 155[illegible], die von Atanagi gesammelten „Rime di diversi nobili poeti Toscani," 1566 u. a. m. Die genannten Sammelwerke sind sämmtlich in Venedig gedruckt erschienen.

bald von den Sonetten in der Manier Petrarca's (Sonetti Petrarcheschi) außer den satirischen und burlesken, die immer einen andern Ton gehabt hatten (s. S. 163), die Schäfersonette (S. boschereccі); die dithyrambischen, die Schiffersonette (S. maritimi), in denen sich Gedanke und Bild um Gegenstände der Furcht und Hoffnung eines Seefahrers drehten; endlich geistliche Sonette (S. spirituali). Unter den Schiffersonetten sind einige nennenswerthe von dem berüchtigten Niccolo Franco, dessen wir noch weiterhin erwähnen werden. Als vortreffliche Dichterin geistlicher Sonette haben wir bereits Vittoria Colonna genannt; ihrem Beispiele folgte u. a. Gabriello Fiamma, Bischof von Chioggia. — Canzonen findet man im Vergleich zu den Sonetten nur wenige. Die Stelle derselben nahmen die Stanzen ein, eine Art lyrisch-beschreibender Gedichte, für welche Lorenzo de' Medici (s. Seite 174) den Ton angegeben. Liebesphantasieen erfüllten die meisten dieser Stanzen; aber man beschränkte sich darauf nicht, man benutzte auch diese, wie die Sonetten-Form zu allerhand abenteuerlichen Einfällen. Außer den Sonetten, Canzonen und Stanzen gab es keine lyrischen Dichtungen. Selbst die leichten Liedchen, die Barzelette, Frattole u. dgl. schienen wieder ganz verschwunden zu sein; jene poetischen Virtuosen, Serafino und seine Nachfolger, die wir am Schlusse des Abschnitts über die Dichter des 15. Jahrhunderts genannt, waren die letzten, die diese Art der Lyrik cultivirten.

Unter denen, die sich nächst den vorher Genannten einen mehr als vorübergehenden Ruf als Lyriker erwarben, treten hervor die Venetianer Capello, Veniero und Broccardo. Bernardo Capello, ein Freund und Zögling Bembo's, nahm eine mehr religiöse und philosophische Richtung in seinen Sonetten; Domenico Veniero, ebenfalls dem Bembo befreundet, von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, die ihn von seinem zweiunddreißigsten bis zum dreiundsechzigsten Lebensjahre an das Krankenbett fesselten, zeichnete sich durch den heroischen Schwung seiner Dichtungen aus, in denen der nämliche Ausdruck der Erhebung des Geistes über die Körperleiden bewundert wurde. Antonio Broccardo, der es versuchte, seinen Landsmann Bembo an Wärme des Gefühls und eine weniger affectirte Manier zu übertreffen, wurde von den Verehrern des berühmten Mannes, dessen Verse er zu tadeln gewagt, mit Hohn überschüttet und soll vor Verdruß darüber gestorben sein. Wie die Genannten zu Bembo, so stand der Neapolitaner Angelo di Constanzo (1507—1590) zu Sannazaro, nach dem er sich gebildet, in näheren Beziehungen. Man hielt ihn für den vorzüglichsten Sonettendichter seiner Zeit, ja Einige haben ihn selbst dem Petrarca vorziehen wollen.*) Doch Aehnliches ist auch von anderen behauptet worden, und in den verschiedenen Literaturgeschichten und biographischen Werken der Italiäner findet man hier den della Casa, dort den Caro, dort wieder selbst den Varchi als den vorzüglichsten Sonettisten des 16. Jahrhunderts bezeichnet. Doch diese, sowie die andern noch zu nennenden Dichter, von denen wir sämmtlich Sonette besitzen, haben ihren literarischen Ruf nur zum geringsten Theile ihren lyrischen Productionen zu danken. Von allen diesen führen wir zuerst den seiner literarhistorischen Bedeutung wegen wie auch dem Geburtsjahre nach in erster Reihe stehenden Berni vor. Seiner haben wir bereits bei Gelegenheit des Bojardo'schen „Verliebten Rolands" gedacht, den er so umgearbeitet (rifatto) hat, daß neben seiner Bearbeitung das ursprüngliche Gedicht bei den Italiänern fast ganz vergessen ist.

Francesco Berni (auch Bernia und Berna genannt), stammte aus einer alten zu Bibbiena, einem Flecken im Casentinerthal in Toscana, ansäßigen Familie und wurde um das Jahr 1490 zu Lamporecchio im Pistojesischen geboren. Nachdem er seine ersten 19 Jahre in Dürftigkeit verlebt hatte, wählte er den geistlichen Stand und begab sich nach Rom, wo er erst in die Dienste des Cardinals Bernardo Dovizj da Bibbiena, eines weit-

*) Constanzo hat sich auch als Geschichtsschreiber bekannt gemacht. Seine „Storia del Regno di Napoli" erzählt in 20 Büchern die neapolitanische Geschichte vom Tode Kaiser Friedrichs II. (1250) bis auf den mailändischen Krieg unter Ferdinand I. (1489). Sie erschien zuerst 1581, nachdem, wie es heißt, Constanzo mehr als 50 Jahre auf das Studium der Quellen verwandt. Wahrheitsgemäße und klare Darstellung werden als Vorzüge des Werkes bezeichnet.

künftigen Verwandten, und dann in die des Datario Ghiberti,*) Bischofs von Verona, trat, bei welchem Letzteren er sieben Jahre als Secretair blieb. Sein gegen jede Art von Abhängigkeit sich sträubender Charakter, sein Hang zu sinnlichen Genüssen, seine Indolenz und seine satirische Laune, die sich bei jeder Gelegenheit ohne alle Rücksichten äußerte, ließen ihn aus seinen Diensten nicht den Nutzen ziehen, den ihm seine Talente verhießen. Indessen machte er sich durch seinen Witz, sein munteres Temperament und seine glückliche poetische Begabung zu Rom sehr beliebt. Er war eins der bedeutendsten Mitglieder der Akademie, der auch Molza angehörte, und in der er durch seine humoristischen Gedichte sich außerordentlichen Beifall erwarb. In der That war er einer der originellsten Dichter seiner Zeit. Die Hauptumstände seiner Lebensgeschichte und seines Charakters zeichnet er selbst in einigen Stanzen des von ihm bearbeiteten „Orlando innamorato," und diese Stelle ist, obgleich wir die fließenden Ottaven nur in Prosa wiedergeben können, zu charakteristisch, als daß wir sie unberücksichtigt lassen mögen. Unter den im Najadenreiche der Vergessenheit befindlichen Rittern ist auch der arme Florentin, mit welchem Namen der Dichter sich selbst bezeichnet. Im 67. Gesange (St. 37 bis 47) heißt es nun:

„Dorthin war, ich weiß nicht wie, auch der gute Bursche Florentin gerathen, von guter Geburt und ein Florentiner, der, nachdem er bis zum 19. Jahre sich umhergetrieben, nach Rom wanderte, wie es Gott gefiel, voll von Hoffnung und Vertrauen zu einem seiner Verwandten, der Cardinal war und ihm weder Böses noch Gutes that. Nach dem Tode desselben verblieb er bei des Verstorbenen Neffen, von welchem er wie vom Onkel behandelt wurde; da sich nun sein Brotsack fortwährend leer befand, wandelte ihn Lust an, sein Brot zu verändern. Er war einem löblich bekannt geworden, welcher dem Statthalter Gottes in einem Amte, welches man Datarius heißt, Dienste leistete, und bei dem er sich als Secretair anstellen ließ. Der arme Mensch glaubte dies Geschäft zu verstehen, allein er wußte auch nicht die Probe davon; er konnte seinem Herrn niemals etwas recht machen, und vermochte gleichwohl nie, sich von demselben los zu machen; je schlechter er arbeitete, desto mehr bekam er zu thun. Stets hatte er in der Brusttasche, unterm Arme, vor sich und hinter sich ein Bündel Briefe, und schrieb, daß ihm das Gehirn dabei austräufelte. Auch hier hatte er's, machte es nun sein Unglück oder seine geringen Leistungen, nicht all zu gut. Gewisse Einkünfte vom Lande hatte er verpachtet, allein lauter Verdruß und Noth davon; denn bald hielt Sturm, Wasser, Feuer oder der Teufel seine Einnahme zurück. Er hatte auch einige magere Pensionen zu beziehen, wovon er aber nie einen Deut zu sehen bekam. Bei alle dem war er heiter, niemals traurig oder tiefsinnig. Bei den Leuten war er sehr wohl gelitten; die Herren bei Hofe hielten alle große Stücke auf ihn; denn er war witzig und sagte Capitel von Uringläsern und Aalen **) auswendig her, und einige andere seiner magern Gedichte hielt man für sehr originelle Compositionen. Er war sehr cholerischen und ärgerlichen Sinnes; Zunge und Herz waren ihm gelöst und frei; weder Ehrgeiz noch Habsucht plagten ihn; er war sehr treu und liebevoll, ein außerordentlicher Freund seiner Freunde. Auf wen er aber seinen Haß geworfen, den haßte er in offener und tödtlicher Feindschaft; doch neigte er sich mehr zum Wohlwollen als zum Haß. Von Person war er lang, mager und reinlich, hatte lange und dünne Beine; seine Nase war groß, sein Gesicht breit, schmal aber der freie Raum zwischen beiden Augenliedern; die Augen waren wohl ein wenig hohl, doch blau und hell; der dichte Bart hätte ihm, wofern er denselben getragen, zum Verstecken dienen können; allein der Patron hielt mit dem Scheermesser strenge Aufsicht darüber. Ueber Knechtschaft hat sich Niemand feindseliger und mißmuthiger ausgesprochen, als er, und doch hat ihm der Teufel dieselbe auf den Hals geschickt; stets machte das Schicksal ihn Andern unterthänig; jedesmal, wenn sein Herr ihm etwas befehlen wollte, wandelte ihn Lust zum Ungehorsam an; er wollte für sich selber und ohne Geheiß handeln; wenn einer ihn com-

*) Datario heißt der päpstliche Secretair, der die Breve's zu den Beneficien ausfertigt.

**) Unter Berni's opere burlesche finden sich diese beiden capitoli „in lode dell' orinale" und „in lode delle anguille."

mandirte, war er mit demselben auseinander. Jagd, Musik, Feten, Concerte, Bälle, Spiele, kurz keine Gattung von Vergnügungen machte Eindruck auf ihn; nur Pferde liebte er über die Maßen, allein er begnügte sich am Beschauen derselben, da er nicht Mittel hatte, sich dergleichen anzuschaffen. Deshalb kannte er kein wonnevolleres Gefühl, als nackt, so lang, wie er war, ausgestreckt zu liegen, und seine Lust bestand darin, nichts zu thun und sich auf dem Bette zu befinden. Des Schreibens war er so todtmüde und überdrüssig, Glieder und Sinne waren ihm so abgemühet und ausgebrannt, daß er vor so stürmischem Meere in ruhigeren Hafen sich nicht zurückzuziehen wußte; kein erträglicheres und tröstlicheres Gegengift war zu finden, als darin zu bleiben, d. h. aber im Bette zu liegen und nichts zu thun, und also Körper und Geist wieder auszubessern &c. Dieser befand sich nun gegenwärtig, erhob sich jedoch, des vielen Tanzens überdrüssig, und weil Jedem gehorsamt ward, ließ er sich in einem Zimmer von den Dienern ein hübsches Bett aufschlagen mit breiten, großen Matrazzen, mit den gehörigen Kopfkissen." Nach ausführlicher Beschreibung dieses angenehmen Bettes, worin er ohne alle Theilnahme von anderen Personen wie im Meere zu schwimmen begehrte, werden die übrigen entlassen. Nur ein Franzose, ein vortrefflicher Koch, leistet ihm Gesellschaft in einem andern Bette, welches so nahe an das Florentin's gerückt wird, daß eben für eine gedeckte Tafel Raum zwischen beiden ist. Der französische Koch befiehlt dann hier die schönsten Gänge und delicatesten Gerichte aufzutragen; Florentin läßt sich, um alle diese Genüsse mit ruhigem Behagen zu haben, nicht darauf ein, seine Hände irgend zu gebrauchen, sondern die Diener müssen ihm Alles zum Munde führen, denn bis an das Kinn steckt er im Bette; auch stört er sich den Genuß niemals durch Zwischenreden, sondern gebrauchte die Zunge zum Schmecken u. s. w. — Des Hoflebens überdrüssig, verließ Berni Rom und begab sich nach Florenz, wo er mehrere Jahre im Besitze eines Canonicats und unter der besonderen Protection des Cardinals Ippolito de' Medici und des Herzogs Alessandro lebte. Es wird erzählt, daß diese zwiefache Protection ihm den frühen Tod gebracht habe. Die beiden Vettern hatten sich entzweit, und Berni soll von einem derselben aufgefordert worden sein, den andern zu vergiften. Da er sich dessen geweigert, so sei er selbst vergiftet worden (1536).

Berni's berühmtestes Werk ist seine Umarbeitung des „Verliebten Roland," die zuerst 1541 in Venedig erschien, 46 Jahre nachdem Bojardo's Werk zuerst gedruckt worden. Wenn Berni's Orlando, der noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts fünf- bis sechsmal neu aufgelegt wurde, in Italien einen größeren Beifall erlangt hat, als das Originalwerk, wie glücklich dieses auch erfunden, wie mannigfaltig im Ausdruck, wie wahrhaft poetisch es ist, so liegt dieses an dem Geschmack der Italiäner, dem es zuwider ist, romantische Abenteuer von einer ausschließlich ernsthaften Seite anzusehen. Berni faßte die Idee des romantischen Epos ähnlich wie Ariosto, dem es gelungen war, den Ton zu treffen, welcher jenem Geschmacke zusagte. Aber was Ariosto verständig wählend aus der Fülle seiner Phantasie schöpfte, das suchte Berni, der als erfindender Kopf weit hinter jenem zurückstand, durch Witz, Muthwillen und schöne Verse vergebens zu ersetzen. Wie Ariosto, so hatte auch Berni durch das Studium der Alten seinen Geschmack geläutert, und wie bei jenem, so zeigen auch seine noch vorhandenen Manuscripte in ihren vielen ausgestrichenen Stellen und Correcturen, daß seine Feile eine sehr strenge gewesen. Indem Berni, durch die feierliche Manier Bojardo's, durch den Ernst, womit dieser die abenteuerlichsten Geschichten behandelt, zu einer Umarbeitung angeregt wurde, die dem Werke, abgesehen von der Verbesserung des Stils und der Versification, ein frischeres Colorit und einen muntereren Ton geben sollte, machte er dasselbe, ohne die Oekonomie des Gedichtes umzugestalten, ohne viele Einschaltungen hinzuzufügen, oder etwas Bedeutendes wegzulassen, doch wesentlich zu einem anderen Werke. Um einige Einzelheiten hervorzuheben, in denen sich die zwischen dem Orlando des Bojardo und dem des Berni bestehenden Unterschiede ausdrücken,*) sei zunächst auf die Art aufmerksam gemacht, wie der Letztere die Bezeichnungen seines Originals erweitert und

*) Wir folgen hierin der Ranke'schen Abhandlung „zur Geschichte der ital. Poesie."

verallgemeinert. Wenn bei Bojardo Angelica als der Morgenstern erscheint, als die Lilie des Gartens, als die Rose vom Beete, so erscheint sie bei Berni als der leuchtende Stern im Osten, „ja, um die Wahrheit zu sagen, als die Sonne." Bojardo läßt sie unter jene Frauen am Hofe Carl's treten, „welche gütig sind, schöner als er sage, Brunnen der Tugend, von denen aber jede nur so lange schön bleibt, bis diese Blume sich zeigt, welche den Preis davonträgt;" bei Berni sind dies Frauen, von denen die eine Pallas, die andere Diana scheint, über jede menschliche Vorstellung hinaus schön, bis diese lebende Sonne sich zeigt, welche den Andern thut, was unsere Sonne den Sternen. Ziliante, der Liebling der Morgana, ist bei Bojardo sehr gewandt und schön, in seinem Antlitz voll Anmuth, zierlich und sauber in seiner Kleidung, verbindlich und höflich in seiner Rede; er gereicht der Morgana zu hohem Trost, sie schaut in sein schönes Gesicht wie in einen Spiegel. Bei Berni ist dieser Ziliante auf eine Weise schön, daß es nicht die Schönheit eines Sterblichen scheint, ein Kleinod, dessen Raub man einer Frau verzeihen kann; sie verzehrt sich wie Schnee oder Eis, wenn sie in sein Gesicht sieht. Besonders in Charakterschilderung tritt diese Manier, zu verallgemeinern und die kleinen Züge des Bojardo'schen Gedichtes geflissentlich zu verwischen, auffallend hervor. Wo Rinaldo, jugendlich bescheiden, von Carl die Aufführung erhält, niederkniect und spricht: ich will mich bemühen, hoher Herr, mich so großer Ehre würdig zu machen, läßt ihn Berni schlechtweg „eine schöne Rede halten." Bei der Schilderung des Astolf übergeht er den Umstand, daß dieser sich immer zu entschuldigen weiß, und das nächste Mal ohne Arg das nämliche thut. Roland und Ferrau kämpfen: „Ihr könnt denken," sagt Bojardo, „ob Roland zornig war; von Ferrau sag' ich nichts, denn so lange er lebte, war er nie ohne Zorn." Berni bemerkt kurz: „es war ein Kampf zwischen einem Stolzen und einem nicht Sanften." Dies greift dann in die Schilderung aller Begebenheiten und Zustände über. Das eigentlich Unterscheidende derselben vermeidet Berni darzustellen. Wie Ferrau hört, daß sein Vaterland verwüstet werde, sein Vater gefangen sei und nach ihm, dem Sohne, verlange, bedenkt sich der Stürmische bei Bojardo natürlich nicht weiter; er eilt dahin wie der Sturmwind, eine Stunde scheint ihm so lang wie hundert, bis er sich mit dem Feinde messe. Berni dagegen gefällt sich ausführlich zu schildern, wie er Liebe und Pietät auf die Waage gelegt habe: Ferrau beträgt sich bei ihm eben auch wie jeder Andere. Die Angelica Bojardo's bescheidet sich, des trefflichen Rinaldo nicht würdig zu sein, doch sollte er nicht darüber zürnen, daß er geliebt werde. Bei Berni ruft sie nur im Allgemeinen aus: „wo sei ein Herz so hart, diesen Bitten zu widerstehen, eine Bestie so wild und hartnäckig, um nicht geliebt werden zu wollen." Die zarte Neigung Ruggiero's wird dahin erweitert, daß der Jüngling alle Sinne verloren habe. Selbst die Nebenumstände, die sich gleichsam selber darstellen, verwirft er. Bei Bojardo heißt es: Sie steigen die Berge immer aufwärts, bis sie Aragonien unter sich rauchen sehen; bei Berni: „sie haben schon so viel Land zurückgelegt." In dieser Weise ist das ganze Werk umgearbeitet. Ein charakteristisches Unterscheidungszeichen bildet auch der Umstand, daß der Hintergrund, den das Gedicht in der Mythe des Mittelalters hatte, von dem Bearbeiter hinweggenommen wird. Die Vergleiche mit Tristan und Isolde läßt Berni weg, wo er sie findet; von Artus und der Tafelrunde will er nicht viel wissen. Seine Heroen sind Theseus, Bellerophon, Hercules. Er hütet sich wohl von jenem Ritter Dolisi, der die Circella überwältigt, zu erzählen: er nennt ihn geradezu Ulysses, einen Mann von Tapferkeit. Gar viele Züge, welche einem Gedichte, das den Kampf des Christenthums wider die Saracenen zum Gegenstand hat, an sich nicht unangemessen sind, z. B. wenn es bei dem frühen Tode des Argalia heißt: es fehlte ihm nichts als unser Glaube, oder wenn Roland für den Gegner, den er noch getauft hat, betet, verbannt Berni ohne Weiteres. Genug, überall, in den Beschreibungen der Charaktere, Ereignisse, Zustände, in dem allgemeinen Sinne und dem Auffassen des Einzelnen verändert er die Dichtung; statt des bezeichnenden Ausdrucks flicht er komische Einfälle (concetti) und florentinische Sprichwörter ein; an dem alten Stoff macht er eine ganz neue Behandlungsart geltend! So merkwürdig nun das Product auch ist, welches hierdurch zu Stande kam, so konnte es doch höheren Forderungen niemals genügen.

Der Orlando innamorato ist trotz aller darin enthaltenen Späße und Witzeleien das ernsthafteste Werk Berni's, seine Sonette, Stanzen und capitoli (in Terzinen: auf die Pest, die Disteln, den Aristoteles u. s. w.) gehören jedoch fast ausschließlich der burlesken Poesie an, und zwar jener Manier, welche nach ihrem Urheber die Berni'sche oder der berneske Stil (stilo bernesco) fortan genannt wurde. Außer den genannten Dichtungen, zu denen die einzeln gedruckten: „La Cattrina, atto scenico rusticale" (1567) und die „Caccia d'Amore" (Rom 1537) hinzukommen, hat Berni noch eine Reihe prosaischer Aufsätze hinterlassen, die später (1658) unter dem Titel: Accademia di Francesco Berni herausgegeben wurden. Diese „Akademie" enthält die von ihm in seinen früheren Jahren verfaßten komischen Abhandlungen (discorsi) und „Launen" (capricci) die er in heiteren Gesellschaften vorzulesen pflegte. „Es wäre zu wünschen," bemerkt Bouterwek, „daß alle italiänischen Schriftsteller die Natur und Leichtigkeit des Stils dieser Vorlesungen zur Nachahmung für solidere Arbeiten einstudirt hätten." Auch als lateinischer Dichter ist Berni bekannt geworden. Nach der Versicherung Tiraboschi's hat niemand in jener Zeit den Catull glücklicher nachgeahmt, als der Bearbeiter des Verliebten Roland. Des „bernesken Stils" haben wir zuerst bei Gelegenheit der Burchiello'schen Reimereien (S. 164) gedacht. Wäre Berni's komische Poesie nichts weiter, als eine Fortsetzung der burlesken Scherze und Spöttereien im Stil des Burchiello, so verdiente sie nicht den Ruf, in dem sie steht. Aber indem er die Keckheit und den Uebermuth jener Manier mit der Leichtigkeit und Anmuth des Ariosto verband, gab er der burlesken Poesie eine neue Gestalt. Durch ihn ästhetisch veredelt wurde sie classisch in der italiänischen Literatur, und noch immer werden Berni's Gedichte in ihrer Art als Muster anerkannt. Meisterhaft ist ihm vor allen die Schilderung specieller Charaktere in seinen Sonetten (colla coda) und Capiteln gelungen, und lachen muß, wie der vorhin genannte Aesthetiker bemerkt, bei dieser kecken Mischung von treffender Satire und fröhlicher Possenreißerei, wer für komische Ergötzung von der kräftigeren Art überhaupt nur einigen Sinn hat. Freilich würden seine Reime noch mehr ergötzen, wenn nicht die meisten derselben örtliche und persönliche Beziehungen enthielten, die ohne Commentare nicht verständlich sind. Aber auch in dem, was allgemein verständlich, führt nicht selten die ungebundenste Ausgelassenheit den Leser im Sprunge aus den erhabensten Umgebungen in die niedrigsten Regionen. Bei der sorgfältigen Feile, die, wie wir wissen, Berni an seine Ausarbeitungen gelegt, sind die Obscönitäten, die er sich überall erlaubt, auffallend genug. In dieser Hinsicht geben ihm jedoch die übrigen komischen Dichter der Italiäner nichts nach, welche in Verletzung der Gesetze der Wohlanständigkeit mit ihm wetteifern. Man hat eine bereits im 16. Jahrhundert von Anton Francesco Grazzini, genannt il Lasca, veranstaltete Sammlung der „Opere burlesche" des Berni und seiner Zeitgenossen, welche denjenigen vielen Genuß gewährt, die der florentinischen Idiotismen und der Zeitgeschichte ganz kundig sind. Sie ist nicht sowohl wegen der schmutzigen Stellen, wovon sie wimmelt, als wegen der häufig eingemischten Spöttereien auf die Geistlichkeit verboten, aber dennoch in neuerer Zeit verschiedene Male in Italien unter erdichteten Druckorten wieder aufgelegt worden. Die Titel ihrer einzelnen Theile sind: Il primo libro dell' Opere burlesche di Francesco Berni, di Giovanni della Casa, del Varchi, del Mauro, del Bino, del Molza e del Firenzuola, Florenz 1548, 1550 und 1552, 8. Il secondo libro dell' Opere burlesche di Francesco Berni, del Bino, di Lodovico Martelli, di Matteo Francesi, dell' Aretino, e di diversi autori, ebendaselbst 1555, 8. 1726 ist in einem zu Rom, angeblich zu Usecht (soll heißen Utrecht) al Reno erschienenen Abdruck dieser beiden Theile ein dritter hinzugekommen, welcher aber weniger als die beiden ersten geschätzt wird.

Hier haben wir denn die Namen der bedeutendsten im bernesken Stile dichtenden Zeitgenossen Berni's beisammen. Einer Besprechung der Einzelnen gehe jedoch eine kurze Uebersicht über die Entwickelung der satirischen Poesie in Italien vorher. Wie in der italiänischen Komödie das eigentliche Lustspiel, die sogenannte gelehrte im Gegensatz zu der Kunst- oder nationalen Komödie sich entwickelt hat (vgl. S. 166), so kann man auch die

Satire in die beiden Arten der gelehrten und der volksthümlichen abtheilen. Die erste wurde gelobt, aber nur die andere wirkte nachhaltig auf die ästhetische und moralische Sinnesart des Volks. Jene sollte bessern, diese trug nicht wenig zur Entwickelung der schlauen Bedachtsamkeit bei, die immer merklicher ein hervortretender Zug im italiänischen Charakter wurde. Die gelehrte Satire, wie wir diejenige nennen, die als Nachahmung ähnlicher Gedichte von Horaz und Juvenal, von Ariosto in die neuere Literatur eingeführt wurde, gelang sehr unvollkommen. Ariosto würde, wie oben angedeutet ist, den Ton richtiger angegeben haben, wenn er als Satiriker unbefangener gewesen wäre. Seinen Nachfolgern in der Manier, die durch sein Beispiel Autorität erhielt, fehlte nicht nur sein Talent der Leichtigkeit und Präcision in Gedanken und Sprache; sie entfernten sich auch entweder von der horazischen Heiterkeit noch weiter, als Ariosto, und gefielen sich noch mehr in juvenalischer Declamation; oder, wenn sie wahren Spott von Schimpf und Klage zu unterscheiden verstanden, wurde ihre gute Laune viel zu unwitzig, um dichterisch zu sein. Ercole Bentivoglio kam zunächst nach Ariosto in den Ruf eines correcten Satirikers. Der Familienglanz seines Namens — denn seine Vorfahren bis auf ihn waren Dynasten von Bologna — und das ungünstige Schicksal, das ihn aus dieser noch von seinem Vater Annibale II. beherrschten Stadt vertrieb, erhöhte vielleicht in den Augen der Zeitgenossen das Verdienst, nach dem er als Verfasser mehrerer Lustspiele, Sonette und Satiren strebte. In der ersten seiner sechs Satiren spottet er über die Verliebten; in der zweiten klagt er über die Mißhandlungen, die sich das unglückliche Italien von fremden Armeen gefallen lassen müsse: als Patriot spricht er seinen Unwillen kräftig genug aus, aber den Satiriker merkt man nicht. *) In einer anderen Declamation, worin er gegen das Laster des Geizes eifert, greift er kühn und derb, aber ohne Witz, den Papst Clemens VII. an, und in einer humoristisch sein sollenden Beschreibung seiner Lebensweise spricht er von den beschwerlichen Thierchen, die er sich Morgens vom Kopfe kämme und die er auch bei ihren populärsten Namen (i pidocchi) nennt. — Eleganter in Ton und Sprache sind die Satiren Alamanni's, von denen wir bereits gesprochen, doch tragen sie mehr das Gepräge ernsthafter Episteln, als eigentlicher Satiren. — Als der witzigste dieser correcten oder gelehrten Satiriker wird Pietro Nelli von Siena bezeichnet, dessen Dichtungen freilich schon den Uebergang zu jenen bilden, bei welchen der sprudelnde Spott durch ästhetische Schranken nur wenig gehemmt wurde. Eine 1563 zuerst erschienene Sammlung des Francesco Sansovino **) enthält die Satiren der hier genannten Dichter, des Ariosto, des älteren Vinciguerra (vgl. S. 278), des Sammlers selbst, dessen Namen man sonst vielleicht mit seinen Versen vergessen hätte, des Lodovico Dolce, des Girolamo de' Domini und anderer gleich unbedeutender Satiriker dieser Zeit. Die ganze Sammlung liefert den Beweis, daß die feinere oder überhaupt die edele Satire nur noch wenig gelingen wollte.

Ganz anders entwickelte sich die Satire der volksthümlichen Art. Sie ist mit der **burlesken** Poesie jener Zeit unzertrennlich verbunden. In dem Abschnitt über die Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts haben wir bereits gesehen, daß selbst Lorenzo de' Medici es nicht unter seiner Würde gehalten, ähnlich dem Barbier Burchiello, Verse voll kecken Uebermuthes unter das Volk auszustreuen. Wie eifrig diese Art der poetischen Production auch

*) Bentivoglio, der Kriegsmann, der als päpstlicher Officier in dem Belagerungsheere vor Florenz stand, ruft in dieser Satire aus:

> O holder Frieden, bring' uns heitre Tage,
> Mit Aehren und Oliven in den Händen
> Und fruchtbeladnem Schooße kehr' uns wieder,
> Daß unsre wahnsinnsvolle Wuth sich ende,
> Italia, ganz, so ganz in Blut gebadet,
> Erstehe und sich Janus' Tempel schließe.
> Unglückliches Italien, jammervolles,
> Vergeblich Schutz bei deinen Fürsten suchend,
> Die wider dich wie Schlang' und Tiger wüthen!

**) Sette libri di Satire raccolte da Francesco Sansovino. In Venezia 1563.

weiterhin betrieben wurde, lernt man aus einer Sammlung kennen, die derselbe Grazzini, welcher die bernesken Poesieen gesammelt, herausgegeben und deren Inhalt aus „Fastnachtsliedern aller Art, die von den Zeiten des berühmten Lorenzo de' Medici bis zum Jahre 1559 zu Florenz bei öffentlichen Maskeraden, Triumphzügen u. s. w. gesungen wurden," besteht. *) Seitdem Berni diesen „Auswuchs" der Poesie ästhetisch veredelt, seitdem in den sogenannten Akademieen die dichterischen Producte ungezügelter Laune vorgetragen und mit Beifall aufgenommen wurden, suchte Jeder, wer nur Lust und Talent hatte, in Versen oder in Prosa zu scherzen und zu spotten, die burleske Gattung zu pflegen. Für Manchen freilich bedurfte es nicht erst der durch Berni gegebenen Anregung. Ein Pietro Aretino unter andern war frei und rücksichtslos genug, auf eigene Verantwortung auch das Aeußerste in dieser Art der Production zu wagen. Wir haben hier den Namen eines Mannes genannt, der vielleicht alle Schriftsteller älterer und neuerer Zeit an Schaamlosigkeit wie durch schnöden Mißbrauch seiner Geistesgaben weit übertroffen hat.

Pietro Aretino ist jetzt mehr durch die sittlich entrüsteten Urtheile, die über ihn aus- und nachgesprochen wurden, als durch seine eigenen Schriften bekannt. Einer der verdienstvollsten italiänischen Literatoren, der Graf Mazzuchelli, hat es der Mühe werth erachtet, eine besondere Biographie desselben zu schreiben. Er war zu Arezzo im April 1492 geboren. Mazzuchelli hat in seinem größeren Werke („Scrittori Italiani") nicht weniger als zwanzig Autoren aufgeführt, die gewöhnlich nur nach ihrem Geburtsorte Aretini genannt werden. Wenn jedoch von dem Aretiner (il Aretino) vorzugsweise gesprochen wird, so ist kein anderer als Pietro gemeint, dem es versagt war, den Geschlechtsnamen seines Vaters zu führen. Für seine erste Erziehung geschah wenig oder nichts. Er äußerte auch später, als er seinen Namen gefeiert sah, daß er alles, was er wäre, durch sich selbst geworden sei. Als das erste bedeutende Ereigniß in seinem Leben gilt der Umstand, daß er wegen eines Sonettes, in welchem er den päpstlichen Ablaßhandel angegriffen, fast noch als Knabe aus seinem Geburtsorte ausgewiesen wurde. Er ging nach Perugia, und wurde durch die Noth gedrängt, das Buchbinderhandwerk zu erlernen. Sein Handwerk bot ihm Gelegenheit, durch Lectüre vieler Bücher sich literarisch auszubilden. Des Buchbinderlebens müde wanderte der Jüngling voll Hoffnung und Selbstvertrauen nach Rom. Bald wußte er die Aufmerksamkeit des Papstes Leo X. auf sich zu ziehen, der ihm eine kleine Anstellung gab, in welcher wir ihn auch noch in den ersten Jahren des Pontificats Clemens' VII. finden. Inzwischen hatte er durch verschiedene satirische Erzeugnisse seinen Namen bekannt und gefürchtet gemacht. Als jedoch von ihm eine Reihe obscöner Sonette auf sechszehn unzüchtige Gemälde (des Giulio Romano) in Umlauf gebracht wurde, erhielt er den Befehl, seinen Dienst und Rom zu verlassen. Der dreißigjährige Aretino kehrte nun nach Arezzo zurück, wo man aus Furcht vor seiner Feder der früheren Verbannung nicht mehr gedachte. Bei seiner Ueberfiedelung in das heimathliche Gebiet kam es ihm hauptsächlich darauf an, mit dem florentinischen Hofe in Verbindung zu treten. Seine Absichten gelangen. Er wurde nicht allein am Hofe des Giovanni de' Medici freundlich aufgenommen, sondern auch durch diesen dem Könige Franz I. von Frankreich bekannt. Eine goldene Kette, welche dieser ihm schenkte, war das erste Ehrenzeichen, das er öffentlich als einen Beweis des Ansehens tragen konnte, in welchem er bei den Großen stand. Mit dieser Kette geschmückt, wagte er es auch wieder, nach Rom zu gehen, und in der That wurde seinem Aufenthalte hier kein Hinderniß in den Weg gelegt. Aber Privatverhältnisse bereiteten ihm nicht geringes Mißgeschick. In Folge eines Liebeshandels erhielt er durch den Dolch des Nebenbuhlers, dessen Eifersucht durch einige Schmäh-Sonette des Aretiners zur Wuth gesteigert war, fünf lebensgefährliche Wunden. Es war nicht die einzige, wenn gleich die gefährlichste, körperliche Mißhandlung, die er in seinem Leben erfahren. Trajano Boccalini, ein satirischer Schriftsteller der folgenden Periode, sagt

*) „Tutti i Trionfi, Carri, Mascherate o Canti Carnaschialeschi andati per Firenze dal tempo del Magnifico Lorenzo de' Medici sino all' anno 1559." Eine neuere Ausgabe dieser Sammlung erschien 1750 unter dem fingirten Druckort Cosmopolis zu Florenz in 2 Bänden, in welchen zugleich gegen 40 Portraits von Verfassern der mitgetheilten Lieder sich finden.

von Aretino: Dieser Mann hatte die magnetische Eigenschaft, Stockschläge und Dolchstiche an sich zu ziehen; durch dergleichen Geschenke war er so gezeichnet, daß sein Gesicht, seine Hände und sein Rücken geographischen Karten ähnlich sahen. Der Keckheit seiner Feder, die ihn nicht bloß in unzählige literarische Streitigkeiten, sondern auch in solche Händel verwickelte, aus denen er, wie erwähnt, arg gezeichnet hervorging, entsprach jedoch nicht sein körperlicher Muth; als während seines Aufenthalts in Venedig der dort im Elende lebende Pietro Strozzi ihn wegen einer boshaften Satire zu erstechen gedroht, ging er nie aus seinem Hause und ließ niemanden zu sich, als bis Strozzi Venedig verlassen hatte. Gleichwohl war sein Körperbau robust und seine Natur stark genug, ihn aus den persönlichen Gefahren, in die er oft gerieth, zu erretten. Die Wunden, die er in Rom von dem bologneser Nebenbuhler erhalten hatte, waren, wie bemerkt, lebensgefährlich. Schon frohlockten seine zahlreichen Feinde, schon waren Grabschriften — und wenig ehrbare — auf ihn gemacht worden, als er von seinem Krankenlager wieder aufstand und furchtbarer als je seinen Feinden zu werden drohte. Er wollte zeigen, daß das, was er bisher getrieben, nur eine Probe von dem gewesen, was er zu leisten vermöge. Wiederholt verkündigte er, daß nur die Fürsten von ihm Lob zu erwarten hätten, welche sich bemühen würden, sein Lob zu verdienen, daß er jedoch diejenigen ohne Furcht und rücksichtslos seinen Schmähungen unterwerfen würde, welche lasterhaft und verbrecherisch wären. Uebertriebenes Lob wurde nun in den Widmungen seiner Schriften einigen Großen gespendet, Lobeserhebungen, die, wie er sagte, er dem Verdienste darbringe und die ihm die reinste Wahrheit dictire, wobei er jedoch merken ließ, daß er seine Sprache ändern würde, wenn man ihn nicht nach Wunsche behandele. Und die Fürsten überhäuften ihn mit Geschenken. Er rühmt sich selbst, in wenigen Jahren gegen 25,000 Thaler geschenkt erhalten zu haben. Wie sehr Kaiser Carl V. die Feder des Aretiners fürchtete, geht aus dem Umstande hervor, daß, als er mit seiner Flotte von der unglücklich ausgefallenen Expedition gegen Algier (1541) zurückgekehrt war, er unverzüglich dem Satiriker, um sein Schweigen zu erkaufen, ein Geschenk von hundert Scudi einhändigen ließ. „Eine kleine Summe für eine so große Narrheit,“ bemerkte der Aretiner, als er das Geld entgegennahm. Als Mitglied einer Gesandtschaft, welche einst die Venetianer an den Kaiser sandten, war Aretino von diesem mit Auszeichnung empfangen worden. Nach dem Tode seines Gönners Giovanni de' Medici hatte er sich nämlich in Venedig niedergelassen, um dort zunächst in literarischer Zurückgezogenheit zu leben. Der Ertrag seiner Feder gab ihm die Existenzmittel. Um jährlich mindestens tausend Scudi zu verdienen, sagt er irgendwo, bedürfe er nicht mehr als ein Tintenfaß, eine Feder und ein Buch Papier. Aber nicht lange blieb er in seiner Einsamkeit; bald gehörte er wieder der großen Welt an. Seine Briefe, deren nicht wenige gedruckt sind, zeigen, mit wie vielen berühmten und angesehenen Personen er in Verbindung gestanden. In Venedig sehen wir ihn in vertrautem Verkehr mit Tizian und mehreren Großen. Der Doge Grilli machte es sich zum angelegentlichen Geschäfte, ihn mit Clemens VII. auszusöhnen. Der zweitnächste Nachfolger dieses Papstes, Julius III., ernannte ihn zum St. Peters-Ritter; er küßte dem Aretiner die Stirn, als er ihm den Orden vom heil. Petrus einhändigte und wies ihm bedeutende Schenkungen an. Was Wunder, daß der neue päpstliche Ritter, der ja auch Bußpsalmen und Erbauungsbücher geschrieben, sich ernstlich um die Cardinalswürde bewarb! Vielleicht hätte er diese Würde erlangt, wenn nicht bald darauf sein Tod in eigenthümlicher Art erfolgt wäre. Bei einem heftigen Gelächter, in das er ausgebrochen war, als man ihm von den galanten Abenteuern seiner würdigen Schwestern Mittheilungen machte, fiel er mit dem Stuhle, auf dem er saß, rücklings um und blieb auf der Stelle todt. So starb — wenn anders diese Nachricht begründet ist — der Cardinals-Candidat, der Mann, der als „Geißel der Großen“ (il flagello de Principi) vielgefürchtet war, der neben diesem Titel auf seinen Schriften auch die des „Göttlichen,“ des „Enthüllers der Tugenden und Laster“ (il Divino, il Veritiero) zu führen pflegte, der selbst so weit gegangen war, daß er eine Denkmünze hatte prägen und unter seine Gönner vertheilen lassen, die auf der einen Seite sein Bild mit der Umschrift: Il divino Aretino trug, und auf der anderen ihn auf

einem Throne sitzend darstellte, wie ihm Gesandte der Fürsten Geschenke zu Füßen legen (Principi tributati da popoli tributano il servitore loro).

Ein ebenso geistreicher und witziger, wie unsauberer und frecher Schriftsteller — das ist die Quintessenz der Urtheile, die über Pietro Aretino ausgesprochen worden. Der Enthusiasmus, mit dem die Zeitgenossen seine Schriften aufnahmen, würde, wie Bouterwek bemerkt, ein Brandmal im Charakter des italiänischen Volks sein, wenn der Aretiner nicht verstanden hätte, den Geschmack dieses Volkes in eben dem Grade zu ergötzen, wie er ihr sittliches Gefühl mißhandelte. Es giebt fast keine Dichtungsart, in der er sich nicht versucht hätte. Wir finden unter seinen Schriften — abgesehen von den geistlichen*) — lyrische und burleske Sonette, satirische capitoli, Stanzen, fünf Lustspiele, eine Tragödie, ein paar unvollendete epische Gedichte, satirische Dialoge u. s. w. Seine burlesk-satirischen Capitel, Stanzen und Sonette nehmen in der oben erwähnten Sammlung der „opere burlesche" eine hervorragende Stelle ein, von seinen rein lyrischen Sonetten werden von späteren Aesthetikern einige als Muster ihrer Art bezeichnet, seine Lustspiele — ihre Titel sind: il Marescalco, la Cortigiana, la Talenta, l'Ipocrito, il Filosofo — gehören zu den besten Erzeugnissen der italiänischen Komödie. Den veredelten Stil der Komik kannte er freilich nicht. Sein zügelloser Geist übersprang gleich muthwillig die Schranken des Anstandes und der dramatischen Kunst. Weder Erfindung, noch die Schürzung des Knotens in seinen Lustspielen sind großen Lobes werth, allein an komischen Situationen ist kein Mangel, und einzelne Scenen sind meisterhaft und voll dramatischen Lebens. Besonders aber der Umstand, daß uns hier nationale Sitten in entsetzlich lebendigen mit hellem Blick aufgefaßten und treu dargestellten Gemälden der allgemeinen Sittenlosigkeit jener Zeit geschildert sind, sowie die außerordentliche Leichtigkeit und Frische des Dialoges lassen den Aretiner unter den Komödiendichtern der Italiäner eine der ersten Stellen einnehmen. — Seine Tragödie „Orazia", welche die bekannte römische Geschichte von den Horatiern und Curiatiern behandelt, wird den besten Producten der damaligen Tragödien-Literatur beigezählt. — Seine Satiren sind im allgemeinen zu persönlich, um späteren Zeiten besonderes Interesse zu gewähren. Wo sie in Episteln an Große eingekleidet und deshalb weniger zügellos sind, blickt die Unterthänigkeit des Aretiners und zuweilen auch unverschleiert seine Bettelei hindurch. — Ein unbestreitbares Verdienst hat er sich jedoch um die Cultur der Prosa erworben. Seine Briefe, die in nicht weniger als sechs Bänden gesammelt erschienen (Sei libri de lettere di M. Pietro Aretino. Parigi 1609) sind mit einer Leichtigkeit geschrieben, die musterhaft sein würde, wenn sich das unaufhörliche Haschen nach pikanten Ausdrücken mit wahrer Leichtigkeit vertrüge. In seinen berüchtigten „Ragionamenti piacevoli" (angenehme Unterhaltungen) suchte er die ärgerliche Lebensart der italiänischen Geistlichkeit, besonders der Mönche und Nonnen, zu enthüllen, und durch die Art, wie er sie enthüllte, der ausschweifendsten Lüsternheit zu schmeicheln.

Den Ragionamenti Aretino's pflegen die „Dialoghi piacevolissimi des Niccolo Franco an die Seite gesetzt zu werden. Beide Satiriker sind wegen ihrer vortrefflichen Behandlung der dialogischen Form vielfach gerühmt worden. Dem Aretiner gereicht es weder zum Lobe, noch zum Tadel, daß er kein classisches Muster nachgeahmt. Der ihm an Bildung überlegene Franco hatte Lucian's Manier zum Vorbilde genommen, aber mit sich selbst so uneins wie mit der Welt, wußte er nicht, wohin er mit seiner Satire zielen sollte, wenn ihr nicht persönliche Feindschaften die übelste Richtung gaben. Unter dem Namen Sannio (vgl. S. 166) spielt Franco selbst die erste Rolle in seinen Dialogen. Bald läßt er sich von der personificirten Tugend, die er verspottet, in den Olymp einführen, um die griechischen Götter zu verspotten; bald läßt er die Philosophie mit der Poesie um den Vorrang

*) Aretino's Paraphrase der sieben Bußpsalmen („I sette salmi della Penitenzia di David, composti per M. Pietro Aretino", Venez. 1534) wurden als ein vorzügliches Erbauungsbuch geschätzt. Außerdem giebt es von ihm: Drei Bücher von der Menschheit Christi, Betrachtungen über das erste Buch Moses, das Leben der heil. Katharina und andere erbauliche Schriften.

streiten, um, im Tone Lucian's, die philosophischen Schulen der Alten eine nach der andern lächerlich zu machen und die Poeten für die wahren Philosophen zu erklären, bald wiederum trägt er eine Menge anstößiger Geschichtchen aus den Biographieen der alten Dichter zusammen, um zu zeigen, daß sie als Menschen nichts taugten u. dgl. m. Es ist nicht bloß das bedeutende schriftstellerische Talent, welches Anlaß zu einer Vergleichung des Aretino mit Franco giebt; auch ihre Lebensgeschichte bietet mancherlei Berührungspunkte. Niccolo Franco (von Benevent), dessen Schiffersonette, wie bereits angedeutet, wegen ihrer classischen Eleganz geschätzt werden, war als Pasquillschreiber fast eben so gefürchtet, wie der Aretiner. Anfangs diesem näher befreundet, wurde er später sein erbittertster Gegner. Den hohen Grad seiner Erbitterung zeigen die von ihm herausgegebenen, 1548 in dritter Auflage erschienenen „Rime di M. Niccolo Franco contra Pietro Aretino," welche nicht weniger als 250 Sonette gegen den Aretiner enthalten. Diesen sind 200 Sonette beigefügt, deren schmutzigen Inhalt der Titel „la Priapea" genugsam andeutet. Franco hatte seine Sammlung „con grazia e privilegio pasquillico" erscheinen lassen. Aber dieses „Privilegium" brachte ihm später ein trauriges Ende. Gereizt und erbittert gegen alle Welt, sank er allmählig zum niedrigsten Pasquillschreiber herab, so daß Papst Pius V. sich genöthigt sah, gegen ihn die ganze Strenge des Gesetzes wider Pasquillanten in Anwendung bringen zu lassen. Franco empfing den Tod durch Henkers Hand 1569.

Doch nicht in Franco allein hatte der Aretiner einen heftigen literarischen Gegner gefunden; auch Berni's Sonette zeigen, wie sehr dieser Dichter ihm Feind gewesen, und zu denen, die mit Berni Partei gegen ihn nahmen, gehörte einer der eifrigsten Pfleger der bernesken Poesie, Giovanni Mauro, der aus einer edlen Familie im Friaul abstammte. Seine Gedichte (die in den oben angeführten „opere burlesche" enthalten sind) gehören zu den derbsten ihrer Art. Als zur Partei des Aretiners gehörig wird besonders Agnolo Firenzuola genannt, derselbe, dessen wir bereits in dem Abschnitte über die Novellisten (S. 141) erwähnten. Ueber das Leben Firenzuola's ist wenig anderes bekannt, als was aus seinen eigenen Worten an verschiedenen Stellen seiner Werke, aus Widmungen und Anspielungen hervorgeht. Er war am 28. September 1493 in Florenz geboren; sein Geschlechtsname war Giovannini, aber schon sein Vater pflegte sich, wie damals häufig geschah, nach dem Orte zu nennen, aus welchem er stammte. „Firenzuola," so erzählt Agnolo in seinem „Goldenen Esel" am Eingange, „ist ein kleines Castell am Fuß der Berge, welche zwischen Florenz und Bologna sich erheben. Wie klein es aber sein mag, so legen doch Name und Wappen an den Tag, daß es von seinen Herren lieb und in Ehren gehalten wurde. Dieser Ort und Florenz selbst sind meine Heimath. Denn meine Vorfahren stammten von der reichsten und ehrenvollsten Familie jener Gegend, und nachdem mein Aeltervater Pietro durch die Gunst des bewunderungswürdigen Cosimo (de' Medici), welchem mit Recht der Name eines Vaters des Vaterlandes beigelegt ist, unter die Zahl der Bürger von Florenz aufgenommen worden war, wurden mein Großvater Carlo und Bastiano, mein Vater, in gedachter Stadt in günstigen und gesegneten Vermögensumständen geboren. Der genannte Bastiano erwarb sich durch Fleiß, Sitte und Treue die Gunst des erlauchten Hauses Medici in solchem Grade, daß der Papst Clemens VII. aus eigenem Antriebe ihn dem Alessandro, erstem Herzoge der florentinischen Republik, zum Kanzler bei der Magistratsziehung (die Namen der Beamten wurden während und auch noch nach der Republik aus den mit Zetteln gefüllten Wahlbeuteln gezogen) bestellte, in welchem Amte er die Gnade des gedachten glorreichen Fürsten dermaßen verdiente, daß er seine Söhne zu den ansehnlichsten Stellen gelangen sah. Mütterlicherseits stamme ich von Alessandro Braccio, einem in der griechischen und lateinischen Literatur, sowie — was seine Uebertragung des Appian beweist — in der vaterländischen Sprache sehr bewanderten Mann, welchem durch den großen Lorenzo und den erlauchten Piero, dessen Sohn, nicht nur das Amt eines ersten Geheimschreibers der Stadt, sondern auch verschiedene Gesandtschaften an auswärtige Fürsten übertragen wurden. Von solchem Stamme, und in so edler Stadt geboren, verbrachte ich in derselben einen guten Theil meiner Jugend mit dem Studium der Literatur, bis ich mein

sechszehntes Jahr erreichte. Da begab ich mich nach der ruhmwürdigen und heitern Stadt Siena, wo ich mit großer Anstrengung und ohne irgend einen Genuß mich der Erforschung der schlechtbefolgten Gesetze widmete, um sodann als praktischer Sachwalter kurze Zeit hindurch in dem glorreichen Rom die Rechtswissenschaft zu treiben." Der Aufenthalt in Siena scheint dem Firenzuola einen besonders angenehmen Eindruck hinterlassen zu haben. So gedenkt er in seinen Dichtungen der schönen Gegend, wo Fontebranda und Gaja einst seinen Jünglingsjahren Nahrung gaben: jene berühmten beiden Brunnen der Stadt, die auch heute vom Sienesen mit Stolz genannt und gezeigt werden. Von Siena ging er, der Studien halber, zuerst nach Perugia, damals eine der berühmten Universitäten Italiens, jetzt nur beiläufig genannt unter denen zweiten Ranges. Hier lernte er den Aretiner kennen.

Es lag in Firenzuola's Charakter zu viel Unabhängigkeit und in seiner Seele zu viel Ehrgefühl, als daß das Beispiel eines solchen Genossen wie Aretino in einer Hinsicht, in seinen Beziehungen zur äußern Welt, auf ihn hätte wirken können; aber es ist schwerlich ein Irrthum, wenn man annimmt, daß die moralische Ungebundenheit, welche einen Hauptzug seines schriftstellerischen Wesens bildet, nicht ohne Einfluß von dieser Seite blieb. Andere berühmtere Beispiele waren vorausgegangen, ihn zu verlocken: die Zeit bewies sich nachsichtig gegen solche Ausschweifungen, der Umgang mußte dazu beitragen, solche Eindrücke zu stärken. Firenzuola's sinnliche Natur spricht sich in allem aus, was er geschrieben: einerseits durch die Lebendigkeit, Wärme, Individualität seiner Schilderungen, durch das Eindringen in das Naturleben, durch die charakteristische Auffassung aller Verhältnisse, durch einen häufig an Boccaccio erinnernden Reiz der Darstellung — andererseits aber auch in der hie und da jede Grenze überschreitenden Zügellosigkeit, welche nicht selten in größte Ueppigkeit ausartet und auch den letzten Schleier zerreißt. Und Firenzuola gehörte, eine Zeitlang wenigstens, einem geistlichen Orden an und führte den Titel eines Abtes! Seltsam genug läßt es der Literarhistoriker Tiraboschi zweifelhaft erscheinen, ob Firenzuola ein Geistlicher gewesen, „weil ein Geistlicher keinen so frivolen Geschmack haben könne." Als ob nicht in derselben Sammlung, in welcher sich die burlesken Poesieen Firenzuola's finden, auch die berüchtigten capitoli des della Casa enthalten waren, der zur Zeit, als die „opere burlesche" zuerst erschienen, die Würde eines Erzbischofs bekleidete, und als ob nicht ein anderer Zeitgenosse, der von uns bereits in dem Abschnitte über die Novellisten aufgeführte Matteo Bandello (1480 bis 1562), seine Novellen als Bischof von Agen selbst herausgegeben! Firenzuola war wahrscheinlich sehr jung in den Vallombrosaner Orden getreten. Ob er jemals das Ordenskleid getragen, ist ungewiß; nur so viel weiß man, daß er mittelst eines Breve vom Jahre 1526 durch den General der Vallombrosaner seines Gelübdes entbunden wurde, und zwar, wie es in dem Actenstück heißt, wegen Illegitimität der Profession. Doch schloß ihn dies keineswegs vom Genusse geistlicher Beneficien aus. So finden wir ihn denn 1539 als Abt von Vajano im Bisenziothale im Gebiete von Prato, womit nichts anderes gemeint ist, als daß er Administrator der Güter und Nutznießer der Einkünfte dieser ehemaligen Abtei war, ohne darum geistliche Obliegenheiten zu haben. Es mag hierbei bemerkt werden, daß Firenzuola weder in Rom, noch in Florenz, noch wo er sonst verweilt, von den Geistlichen besonders günstige Begriffe erhielt. So spottet er einmal: Von den Geistlichen, besonders von denen, welche die Beichten hören und mit niedergeschlagenen Augen Messe lesen und für unsere Seelen und die Angelegenheiten der Wittwen Sorge tragen, Böses zu denken ist Sünde, geschweige Böses von ihnen zu sagen. Und dann folgen schlimme Histörchen, eins nach dem andern. Die satirische Laune unseres Autors aber ergießt sich über Anderes noch. Er erzählt: „In der Stadt Florenz lebte ein gewisser Zanobi, eins von den ehrlichen Menschenkindern, die sich dem Crucifix von San Giovanni anempfehlen und dem von Chiarito und jenem von San Pier da Murrone; ein Mann, welcher beinahe größeres Vertrauen in die Madonna von San Marco setzte, als in die der Annunziata, aus dem trefflichen Grunde, weil sie älter und kunstloser gemalt sei und der Engel ein länglicheres Gesicht und die Taube glänzenderes Weiß habe, und was dergleichen Argumente mehr sind; ein frommer Mann, der dem Prior von San Marco harte Schelte

gab, weil er seine Madonna nicht verdeckt hatte, indem er behauptete, der vorgezogene Schleier habe jener in der Annunziata wie dem heiligen Gürtel im Dom zu Prato ihre Reputation gegeben; ein Gerechter, der häufig zur Beichte ging, am Sonnabend kein Fleisch aß, an jedem Festtage der Complet beiwohnte und streng hielt, was er jenen Crucifixen versprach, dabei aber mit seinem Gelde so wohl zu wirthschaften wußte, daß es ihm zum mindesten dreiunddreißig ein Drittel Procent einbrachte."

Häufig finden wir in Firenzuola's Schriften der schweren Leiden seiner Krankheit erwähnt. So heißt es in der Widmung seiner „Discorsi degli animali", wo er von dem Aufenthalte in Rom spricht: „Ich folgte dort mit geringem Vortheile dem Hofe, und mir blieb am Ende nichts, als eine lange Krankheit." Und an einer andern Stelle äußert er: „Mit eigenen Händen würde ich gern mein Leben nehmen, wenn nicht die Furcht vor dem jüngsten Gericht in andern Willen den vielleicht bessern Willen verkehrte." Und dabei muß er gestehen, daß er dem Uebermaß seiner eigenen unordentlichen Gelüste die Krankheit beizumessen hat. Die Gesundheit fand er in Prato wieder, wohin er als Abt von Vajano ging, als er sah, daß er in Rom seine Zeit verlor. Er wird nicht müde, in den Schriften seiner spätern Jahre diese toscanische Stadt, das Leben in derselben und ihre Bewohner zu preisen. Am Ufer des Bisenzio, wo der in der heißen Jahreszeit seichte, im Winter reißende und gefährliche Fluß aus dem Apennin hervortritt, um nach kurzem Lauf durch die Ebene in den Arno zu fallen, liegt die Stadt am Fuße der Berge, deren mächtige Kette auf der einen Seite sich hinzieht, während auf der andern die schöne und fruchtbare gartenähnlich angebaute Ebene von Pistoja sich erstreckt, inmitten des reichsten, ergiebigsten, fleißigsten Theil's Toscana's. Prato's schöne und edle Frauen fanden an Firenzuola einen unermüdeten Lobredner. Ihnen widmete er seine „Ragionamenti d'amore" („Liebesgespräche") und seine „Discorsi degli animali"; an Einzelne derselben richtete er Dichtungen, Sonette, Canzonen und capitoli, die in den „Rime di M. Agnolo Firenzuola Fiorentino" 1549 zuerst gesammelt erschienen. Die „Ragionamenti", die ebenso wie die „discorsi" zuerst 1548 (Florenz) herausgegeben wurden, enthalten die meisten seiner Novellen, deren er im Ganzen zehn geschrieben. Aus der Einleitung erfahren wir, daß seine bei ihm lebende Geliebte dergleichen Ragionamenti zu schreiben beabsichtigt, jedoch vor der Ausführung dieses Planes an einem Fieber gestorben sei, nachdem sie ihn auf ihrem Todtenbette gebeten, jenen in's Werk zu setzen. Die „discorsi degli animali" sind, wie schon früher (S. 136) erwähnt, eine freie Bearbeitung des indischen Fabelbuches von Bidpai. Beide Schriften, so wie die ebenfalls in Prosa geschriebenen zwei Gespräche über die weibliche Schönheit („dialoghi delle bellezze delle Donne"), zeichnen sich durch ihren eleganten Stil aus.

In der Widmung seiner Gespräche über die weibliche Schönheit an die schönen Frauen Prato's berichtet er, wie er seine Schriften dem Papste in glänzender Versammlung vorlas, die Liebesgespräche wie eine Streitschrift gegen Gian Giorgio Trissino, in welcher er dessen grammatische Ansichten und orthographische Neuerungen bekämpft. Die Art, wie er dies einleitet, ist originell genug. Nachdem er nämlich geäußert: wie man sich wohl aus manchen Gründen gegen die Veröffentlichung seiner Arbeiten erklärt habe, fährt er fort: „Man hat aber Unrecht darin; denn ist auch mein Stil hausbacken, meine Beredtsamkeit gering, meine Eleganz null, sind auch meine Geisteskräfte schwach, so möchte doch mein guter Wille Berücksichtigung finden. Ueberdies sind meine Sachen doch nicht von der Art, daß manche große und vornehme Damen und geistvolle Edelfrauen dieser unserer Heimath sie nicht gern gelesen und geschätzt und ihren Verfasser liebgewonnen hätten. Und eines anderen Umstandes will und darf ich mich rühmen: das feine Ohr Clemens VII., dessen Lob auch aus der geistvollsten Feder nicht würdig genug hervorgehen würde, vernahm in Gegenwart der glänzendsten Talente Italiens mehrere Stunden lang mit gespannter Aufmerksamkeit den Ton der Stimme, die ihm das Schreiben über die falschen Buchstaben und die Gespräche über die Liebe vorlas, die ich einst der verehrten Signora Caterina Cybò, der würdigen Herzogin von Camerino, widmete. Dies geschah nicht ohne Zeichen von Zufriedenheit und nicht ohne Lobsprüche für den Autor." Die Widmung jener Gespräche an die Gattin

Giovanni Maria Varano's, des letzten Herzogs von Camerino, an die Großnichte Papst Innocenz' VIII., welche ihr unruhiges Leben 1547 zu Florenz beschloß, ist aus Rom datirt vom 25. Mai 1525. Es heißt darin: Empfanget, Madame, diese Gabe mit derselben Gesinnung, mit welcher ich sie Euch überreiche, und wenn Ihr bisweilen wichtigeren Geschäften Urlaub gebet, so gewährt diesen Unterredungen den Platz derjenigen, welche beinahe täglich zu Eurer Erheiterung stattfinden: leset sie an Eurem Tische, oder höret zu, während Andere sie lesen, und mir wird es ein reicher Lohn meiner Bemühung sein, wenn ich erfahre, daß Eure Excellenz sie mit geneigtem Ohr vernommen; und wenn die erste Abtheilung nach Eurem gewichtigen Urtheil einigen Werth hat, werde ich mich bemühen, die übrigen fünf noch beifallswürdiger zu machen." Und gerade in diese Ragionamenti d'amore, die er einer edlen und vornehmen Frau zur Lectüre sendet, sind die tollen Novellen verflochten, welche an Ausgelassenheit mit Allem wetteifern, was die italiänische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Man sieht daraus, daß die Conversationsform, durch welche zuerst Boccaccio seine Erzählungen miteinander verband, in dem Leben und der Wirklichkeit ihre Begründung hatte. Das häufige Vorkommen dieser Form in den beiden Jahrhunderten, in welchen diese Gattung der erzählenden Dichtung die meisten Blüthen trieb, in dem vierzehnten und dem sechszehnten, scheint schon von selbst darauf hinzudeuten, wenn nicht etwa der wahrhaft unermeßliche Beifall, den das Dekameron fand, den Anlaß zu der Sitte gegeben hat.

Ueber seine literarische Thätigkeit sprach sich Firenzuola in der letzten Zeit seines Lebens (Januar 1544) folgendermaßen aus: „Hier und dort äußert man wohl, Schriften wie die meinigen paßten weder zu meinem Alter noch zu meinem Stande, und ich sollte an deren Stelle ernste und strenge Sachen schreiben. Darauf zu antworten, scheint mir ganz überflüssig, denn ich habe mich von jeher um Scheinheilige und Böswillige sehr wenig gekümmert, und thue es jetzt minder denn je, und mir thut es leid, daß der brave Mann, der Boccaccio, solches Volk einer Antwort gewürdigt, die es nicht verdient." Wann und wo Firenzuola sein Leben geendet, darüber ist nichts Gewisses bekannt. Es scheint, daß er zu Zeiten auch in Florenz verweilte: Orte der reizenden Umgebung der schönen Stadt werden häufig bei ihm genannt. Dann erwähnt er wohl der Quelle der Ema, welche auf der Südseite der Stadt durch ein malerisches Thal strömt, und der reinen und leichten Luft der florentiner Hügel im Vergleich mit den Vignen Rom's, die indeß gerade auch nicht „die Hölle" seien. Er redet von den einander benachbarten Quellen des Arno und der Tiber, und häufig von Rom, gelegentlich von Neapel und Pozzuoli, und von Venedig, „wo Sanct-Marcus beinahe mehr in Ehren steht, als der Herrgott selbst." Es heißt, Firenzuola sei gegen das Jahr 1544 von neuem nach Rom gegangen, dort gestorben und in Santa Prassede begraben worden, auf dem Esquilin in der Nähe jener herrlichen Basilika Santa-Maria maggiore, deren Gründung nach der Sage von dem im August gefallenen Schnee er in einer seiner Dichtungen erzählt. Daß er einige Jahre vor 1548 starb geht aus den Worten hervor, mit welchen in dem genannten Jahre Domenichi seine „Ragionamenti" dem größeren Leserkreise übergab.

Firenzuola war ein Schriftsteller, der, wenngleich er keineswegs zu den ersten seiner Zeit gehörte und von ihm nicht gesagt werden kann, daß er irgendwie befruchtende Elemente in sich getragen hätte, ein wesentliches Glied in der Kette der Geister des sechszehnten Jahrhunderts bildete. Er war durchaus kein schöpferisches Genie, aber durch lebendige Auffassung und bemerkenswerthes Formtalent zur leichten und geistvollen Reproduction in hohem Grade befähigt. Aus diesem Gesichtspunkte muß man seine Schriften betrachten, von denen mehrere der bedeutenderen vorher erwähnt worden und zu welchen noch hinzuzufügen sind: seine freie Bearbeitung des „Goldenen Esels," des Apulejus („Apulejo dell' asino d'oro tradotto." Florenz 1549), in welcher er sich selbst und manche seiner Erlebnisse auf die Scene bringt und die beiden Komödien „La Trinuzia" und „I Lucidi" (Florenz 1549) nach römischen Mustern, letztere eine Nachahmung der vielbenutzten Menächmen des Plautus, aber mit solchem Geschick toscanisirt, daß sie ganz das Gepräge eines auf neuere Zeit und

Zustände berechneten Originals an sich trägt. Firenzuola — bemerkt Reumont*) — ist kein sehr ideenreicher Autor, ein Mangel, welchen er mit der Mehrzahl der Schriftsteller seines im Durchschnitt die Form auf Kosten des Stoffes hebenden und pflegenden, im Streben nach künstlerischem Wiedergeben fremder, namentlich antiker Vorbilder befangenen, ein auch noch so karges Thema mit pedantischer Beharrlichkeit entwickelnden und in seine bis zur Unmerklichkeit feinen Fasern zerlegenden Jahrhunderts theilt. Aber Firenzuola gehört, bei seiner Welt- und Menschenkenntniß und scharfen Beobachtung, eben so wenig zu der zahlreichen Klasse von Autoren, die in Italien nur der Sprache wegen berühmt sind, von denen das kritische Publikum nur mit dem größten Respect spricht, welchen die Akademie der Crusca das Zeugniß als „testi di lingua" ausgestellt hat. Seine lyrischen Poesieen sind nicht selten von einer Zartheit, die einen überwiegend burlesken Dichter kaum zugetraut werden möchte. In dieser letzteren Eigenschaft zeichnete er sich durch geistreiche Wendungen und pikante Einfälle, so wie durch die allen seinen Schriften eigenthümliche Eleganz der Diction aus. Seine Komödien erfreuten sich zu ihrer Zeit eines außerordentlichen Beifalls.

Als Komödien- und Novellendichter steht dem Firenzuola der früher bereits neben ihm genannte und als Novellist charakterisirte Grazzini („Il Lasca") am nächsten. Antonio Francesco Grazzini — zu Florenz am 22. März 1503 geboren — wird von seinen Biographen als ein Mann von lebendigem und sonderbarem, doch ehrenhaftem Charakter dargestellt. In lebhaftem Verkehr mit den bedeutendsten Schriftstellern seiner Zeit war er einer der Mitbegründer der „Akademie der Feuchten" („degli Umidi"), als deren Mitglied er den Beinamen „il Lasca" — „die Barbe" — führte (vgl. S. 141), einen Namen, unter dem er auch als Dichter vorzugsweise genannt wird. Er war ein Bewunderer Berni's, dessen Poesie er, im Gegensatz zu den petrarchisirenden und die Alten nachahmenden Dichtungen seiner Zeitgenossen, in Prosa und in Versen pries. Um den „Verirrungen des Geschmacks" entgegen zu wirken, veranstaltete er die mehrerwähnten Sammlungen der „opere burlesche" und der „Canti carnascialeschi," durch deren Herausgabe er sich allerdings das Verdienst erworben, eine Menge eigenthümlicher Producte des Humors jener Zeit vor dem Untergange gerettet zu haben. Grazzini's geistige Thätigkeit ließ auch im herannahenden Alter nicht im mindesten nach; sein Interesse für die schönen Wissenschaften nahm wo möglich noch zu und im 79. Jahre brachte er einen Lieblingsplan, die Errichtung eines Institutes, welches über die Reinheit der väterländischen Sprache wachen sollte, durch die im Verein mit mehreren Freunden, namentlich Lionardo Salviati, gestiftete Akademie von der Kleie (della crusca) im October 1582 zu Stande. Grazzini behielt seinen Beinamen Lasca auch hier bei, weil man, wie er bemerkte, die Barben, wenn sie gebraten würden, mit Mehl bestreue. Er überlebte den Stiftungstag der Gesellschaft nicht einen Monat und starb den 18. Februar desselben Jahres. Seine Schriften sind, mit Ausnahme einiger Komödien und der bernesken Dichtungen, die in der von ihm herausgegebenen Sammlung enthalten sind, zum großen Theil erst lange nach seinem Tode erschienen; so seine Sonette und Canzonen in den „Rime di Anton Francesco Grazzini, detto il Lasca," zu Florenz 1741; seine Novellen noch später. Diese sind in drei Theile (Abende, cene) getheilt, von denen der zweite, zehn Novellen enthaltend, zuerst zu Florenz um 1750 erschien, dann noch einmal mit dem ersten zusammen, der ebenfalls zehn Novellen umfaßt, unter dem Druckort London, 1756. Vom dritten Theile ist nur eine Novelle herausgegeben. (Die Einleitung zu dem Novellenbuche haben wir in der Auswahl zum IX. Abschnitt mitgetheilt.) Grazzini's Novellen werden für viel besser als seine andern Poesieen gehalten; sie gelten für lebendig und interessant, und die italiänischen Kunstrichter loben den Stil wegen seiner geschmackvollen Einfachheit. Doch haben auch seine Gedichte wegen der Leichtigkeit und der Präcision des Ausdrucks viel Lob gefunden. Als Lustspieldichter gehört Grazzini zu den besten seiner Zeit. Von seinen Komödien erschienen sechs unter dem Titel: „Commedie di A. F. Grazzini, detto il

*) A. v. Reumonts: „Beiträge zur ital. Geschichte" enthalten im I. Band eine ausführliche Darstellung über „Agnolo Firenzuola und die ital. Novelle," der wir im Wesentlichen gefolgt sind.

Lasca," 1582 zu Venedig in zwei Bänden gesammelt. Eine siebente wurde später herausgegeben. Die Titel dieser Komödien sind: la Gelosia (die Eifersucht), la Spiritata (die Besessene), la Strega (die Hexe), la Sibilla (die Wahrsagerin), la Pinzochera (die Betschwester), i Parentadi (die Verwandtschaften), l' Arzigogolo (der wunderliche Einfall). Mit fester Hand zeichnet Grazzini Thorheiten und Charaktere seiner Zeit nach der Natur; und auch sein Dialog hat die ganz komische Behendigkeit, welche die besseren Producte dieser Art auszeichnet. Aber seine Manier ist zu geschwätzig. Die wirklich komischen Einfälle und Situationen sind durch unbedeutend gaukelnde Conversation in seinen Stücken zu sehr geschwächt. In kecken Scherzen war er ein größerer Meister, als in treffender Satire. Da er sich einmal laut gegen alle zweck- und geistlose Nachahmung der Alten erklärt hatte, suchte er durch kritischen Spott unter andern Petanderien auch die Prologe nach dem Plautus und Terenz, und die Inhaltsanzeigen, die damals noch vor dem Stücke recitirt wurden, vom italiänischen Theater zu verscheuchen. Vor seinem Lustspiele „die Hexe" (la Strega) treten statt der gewöhnlichen Vorredner der Prolog und der Inhalt, komisch personificirt, von verschiedenen Seiten zugleich auf, und beweisen einander, daß sie im Grunde beide überflüssig sind.

Unter den in der Grazzinischen Sammlung der „opere burlesche" aufgeführten Dichtern begegnen wir einigen, zu deren literarischen Würdigung die ihren übrigen Werken weit untergeordneten Burlesken keinesweges den geeigneten Maßstab abgeben: von ihnen werden wir an einer andern Stelle sprechen. Wir können uns jedoch von dem Gebiete der humoristischen Literatur nicht trennen, ohne zuvor noch einige namhafte Pfleger derselben zu erwähnen, die in ihren Werken selbstständiger als die bernesken Dichter zu diesen in mehr oder weniger nahen Beziehungen standen. Am meisten berührt jenes Gebiet der derben Komik der Mantuaner Teofilo Folengo, der es in seinem „Orlandino" („Rolandchen") zuerst wagte, den großen Roland zum lächerlichen Helden einer burlesken Dichtung zu machen. Folengo wurde am 8. November 1491 geboren und Girolamo getauft. Den Namen Teofilo erhielt er, als er 1509 nach zweijährigem Noviciate Benedictinermönch wurde. Als Bruder Teofilo zeichnete er sich anfangs durch einen frommen Wandel aus, bald aber erlag er den Verführungskünsten eines Ignazio Squarcialupo, welcher die ganze Brüderschaft durch seine Aufhetzungen desorganisirte und sie gegen Befolgung der Regel aufsässig machte. Die Folge davon war, daß Folengo seine Gelübde um's Jahr 1516 brach und mit der schönen Dedia, die er liebte, das Weite suchte. Bis 1527 trieb er sich überall in Italien, einmal selbst als Soldat umher, und führte nicht eben das erbaulichste Leben. 1517 ließ er sein erstes Werk in der Gattung der Macaronica (die Thaten des Baldo von Cipada) *) zu Venedig erscheinen, wo auch 1526 sein „Orlandino" gedruckt ward, welcher viele Spuren seiner damaligen Ausgelassenheit aufzuweisen hat. Wir finden ihn im Jahre 1527 wiederum in seinem Kloster, das er um so dreister wieder betreten durfte, da sein bitterster Feind, der Squarcialupo, 1526 gestorben war. Durch die in der Welt gemachten Erfahrungen in Einsichten und Sitten geläutert, begann er in dem „Chaos del Triperuno," einem Werke, worin Verse und Poesie, italiänisch, lateinisch und macaronisch mit einander abwechseln, und

*) Teofilo Folengo hat als Erfinder, oder wenigstens als der genialste Bearbeiter der aus dem sogenannten stilo capricciato (Vermischung des Italiänischen mit dem Lateinischen) hervorgegangenen macaronischen Poesie Berühmtheit erlangt. Den Anfang dieser lächerlichen Sprachmischung hatten ohne Zweifel unwissende Lateinschreiber gemacht, die es ganz ernstlich damit meinten. In der Lateinschreiberei der mittleren Jahrhunderte achtete man kaum darauf, und mancher Klosterbruder Folengo's mochte wohl ein ähnliches Latein sprechen. Aber nur ein so jovialer Kopf, der zugleich ein so feiner Kenner der Latinität und seiner Muttersprache war, wie Folengo, verstand es, aus jenem Gemisch Producte voller Witz und Laune zu schaffen. Seine macaronischen Gedichte gab er unter dem Namen: Merlinus Coccajus heraus. („Opus Merlini Coccaji poetae Mantuani Macaronicorum.") Der Held des oben genannten Gedichts ist aus Cipada, dem Geburtsorte Folengo's, einem in der Nähe von Mantua am Gardasee gelegenen Dorfe. F. W. Genthe's „Geschichte der Macaronischen Poesie" (Halle, 1829) giebt über Folengo's Werke und Verdienste um diesen Literaturzweig genügenden Aufschluß.

welches in drei „Wälder" abgetheilt ist, seine Verirrungen selber darzustellen. Dies that er durch eine allegorische Erzählung seiner drei Lebensperioden, in einer so dunkeln Weise, daß am eigentlichen Verständnisse verzweifelt werden muß. Nachdem er seiner Bußfertigkeit diesen Tribut gebracht hatte, überarbeitete Folengo seine macaronischen Gedichte, welche er von ihren unsaubersten Stellen reinigte. So verbessert gab er diese Poesieen 1530 dem Publicum von Neuem in die Hände. Nach dieser Zeit lag Folengo zu Ancona ernsteren Studien ob uud hielt sich dann 1536 bis 37 in oder bei Brescia auf, wo er sein italiänisches Gedicht „von der Menschheit Christi" schrieb, welches gleich dem Orlandino in Stanzen abgefaßt ist. Im Jahre 1537 ging er nach Sicilien, dessen Vicekönig, Ferranta Gonzaga, sein Gönner war, und wo er selbst Vorstand eines kleinen, reizend gelegenen Klosters bei Palermo ward. Hier dichtete er auch das italiänische Gedicht „atto de la Pinta," ein sogenanntes Mysterium, welches in einer dramatischen Ausführung die Schöpfung und Menschwerdung darstellt. Nebenher entstanden hier auf Begehren seines Gönners einige italiänische Tragödien mit musikalischer Begleitung, deren Stoff ihm die Legenden lieferten. Außerdem besang er in einem lateinischen, in Hexametern geschriebenen Gedichte, hagiomachia, die „Kämpfe der Märtyrer" für den christlichen Glauben, wie er denn überhaupt in seinen letzten Jahren durch erbauliche Compositionen sich Verzeihung für seine frühern lasciven Poesieen zu erwerben suchte. 1543 verließ Folengo die Insel und begab sich in das auf venetianischem Gebiete gelegene Kloster Santa Croce di Campese, wo er am 9. December 1544 an einem bösartigen Fieber starb.

Folengo's Orlandino erschien unter dem Titel: „L'Orlandino per Limerno Pitocco da Mantova composto (Canti VIII)." Der Name Limerno ist ein Anagramm von Merlino, wie sich Folengo als Verfasser der macaronischen Gedichte nannte; mit dem Pitocco (Bettler) wollte er seine betrübten Umstände andeuten, welche in dem Werke häufig genug erwähnt werden. Es scheint, als ob Folengo durch seine Dichtung die enthusiastischen Rolandverehrer, welche gar nicht müde werden konnten, den Helden von Ronceval zu besingen, habe persiffliren wollen. Der edle Graf muß hier als Betteljunge figuriren. Seine Geburt und Bubenstreiche werden auf die burleskeste Art geschildert. Ein großer Theil des Gedichtes behandelt aber auch das Leben von Rolandchens Eltern, Milo und Berta, und ihre heimliche Liebe. Auch an Turnieren fehlt es nicht. Die Eltern reiten auf Schindmähren, Eseln, Ochsen, Kühen zu den Banketten und Festen Karl's des Großen. Die Episoden sind fast alle satirisch und die Satire von der derbsten Art. Folengo verschont weder Weltliches, noch Ueberirdisches, besonders ziehet er aber gegen die Mißbräuche des Lebens der Geistlichen und Mönche zu Felde. Heilig und ruchlos gilt seinen kecken Witzen gleich viel. Wenn man auch der allgemeinen Ungenirtheit, welche zu jenen Zeiten in Sitten und Reden herrschen mochte, einen Theil seines Muthwillens anrechnet, so ist er, wie die vielen Angriffe beweisen, doch auch seinen Zeitgenossen darin zu weit gegangen. Die pöbelhaften Einfälle, welche er nur allzuhäufig zur Schau trägt, erregen in ihrer Mannigfaltigkeit Ekel, weil man glauben muß, der Verfasser bewege sich mit Wohlgefallen in dieser Sphäre. (Wir theilen in der Auswahl ein übersetztes Bruchstück mit.)

In würdigerer Art wurde das unter den Italiänern beliebteste Object der Satire von zwei Männern behandelt, die, an Bildung von einander verschieden, einen nicht geringen Grad von Witz und Persifflage in ihren Werken offenbarten: der Mailänder Ortensio Landi und der Florentiner Giovanbattista Gelli. Der Erstere war ein Mann, dessen seltenen Einsichten die religiösen und politischen Gebrechen seiner Zeit nicht verborgen blieben, und welcher Geist und Muth genug hatte, der gegnerischen Sache erfolgreich entgegenzutreten; ein Verdienst, das ihm freilich von einer Seite her den Schmähnamen eines Lutheraners oder Atheisten erwarb. Er lebte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. In Mailand, seinem Geburtsorte, und in Bologna erhielt Ortensio Landi seine wissenschaftliche Ausbildung; zum Berufsfache wählte er das medicinische, in welchem er auch prakticirte. Von 1534 bis 1548 war er beständig auf Reisen, und man begreift nicht, wie ein Mann, welcher stets sich unterwegs befand, Zeit zur Composition so vieler Schriften gewann. Er

schrieb oft zu Pferde und im Wagen. Eine gewisse Flüchtigkeit in seinen Werken verräth diesen Ursprung. In seinen „sette libri di cataloghi a varie cose appartenenti" (Venedig 1552), einem Verzeichnisse merkwürdiger Personen aller Art, sagt er: „Den Ortensio Landi rechne ich zu den Bösen und Zornigen. Vor Jähzorn ist er schon öfter schwer krank geworden. In Neapel genoß er die höchste Gnade eines Mannes, dessen Schuhriemen er aufzulösen nicht werth war; allein ein einziges Wort desselben war hinreichend, eine Freundschaft, welche ihm zur Ehre, zum Nutzen und Vergnügen gereichte, aufzuheben. Aus Zorn verzichtete er auf ein einträgliches Gut, das man ihm geschenkt hatte; allein sobald er mit Jemanden bricht, restituirt er ihm alles Empfangene; Zorn vermag über ihn mehr, als Dankbarkeit, Liebe und angelobte Treue; ich bin völlig überzeugt, er bestehet nicht, wie andere Leute, aus den vier Elementen, sondern aus Zorn, Gift, Galle und Hochmuth." Landi hielt sich zu Lucca, Florenz, Rom, Neapel auf, kehrte nach Mailand zurück, begab sich nach Frankreich, bereiste die Schweiz und Deutschland, wo er Lutheraner und sogar Theolog geworden sein soll. Nach Italien zurückgekehrt, begab er sich (als Arzt) in den Dienst des Cardinals Madrucci zu Trident, später in den des Bischofs von Catana auf Sicilien. Nach einiger Zeit ging er wieder nach Frankreich und folgte dem Hofe Franz I., wohnte der Eröffnung des Tridentinischen Concils 1545 bei, durchreiste Italien neuerdings von einem Ende zum andern und ließ sich 1548 zu Venedig nieder. Ueberall, wohin er gekommen, fand er Gönner und Leser seiner im Fluge verfertigten Schriften. Aretino, den er an Gelehrsamkeit und Züchtigkeit weit übertroffen, war sein Freund, und zu Lyon stand er in genauer Verbindung mit Etienne Dolet, welcher als Ketzer und Atheist verbrannt ward. Daß er Lutheraner gewesen, ist, wie Tiraboschi sagt, aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil ihm sonst die Reisen durch Italien und der Druck seiner Schriften daselbst wohl nicht gestattet worden wären. Die meisten seiner Werke sind in lateinischer Sprache verfaßt; fast alle stehen im Index librorum prohibitorum. Geistreich und in Bezug auf die Sprache schön behandelt sind die beiden 1534 zu Mailand erschienenen Dialogen „Cicero restitutus;' die „Forcianae quaestiones" sind politische Gespräche über die Angelegenheiten Italiens, 1536 in Neapel gedruckt. — 1543 erschienen seine „Paradossi" zu Lyon, in welchen das tollste Zeug mit einem ungemeinem Aufwande von Geist und Witz ausgeführt und behauptet wird. In der zwei Jahre später veröffentlichten Refutation dieser Paradoxen sind dieselben heillos heruntergerissen, ihre Absurdität unter Ausladung einer gewaltigen Portion Galle gegen Landi demonstrirt — und doch war Landi selbst Verfasser dieser Refutation. 1580 erschien der „commentario dello piu notabile e mostruose cose d'Italia" (eine allegorische Reisebeschreibung); später seine „lettere delle donne" und „Sermoni funerali delle bestie," Genua 1559. In demselben Jahre starb Landi. Am meisten bekannt von ihm sind seine „Vermischten Schriften" („Varj Componimenti." Venedig 1552). Sie enthalten vierzehn Novellen, deren Hauptverdienst in der Anmuth und Leichtigkeit der Diction besteht.

Giovan Battista Gelli — sein Geburtsjahr ist unbekannt, sein Todesjahr 1563 — gehörte dem Handwerkerstande an. Seine literarischen Leistungen bestimmten die florentinische Akademie, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Obschon ungelehrt, wußte er doch die Form des Dialoges besser zu handhaben, als die meisten derer, die sich nach Plato und Lucian gebildet hatten. Der klare Menschenverstand dieses geistreichen Handwerkers war zu spät cultivirt, als daß er sich in philosophische Theorieen hätte finden können; und doch wollte Gelli, voll Vertrauen auf seinen natürlichen Witz, auch Philosoph sein. In den Dialogen, die er als „Einfälle eines florentinischen Faßbinders" („I capricci del Bottajo, di Giovan Battista Gelli, Accademico Fiorentino.") herausgab, läßt er diesen Faßbinder Giusto zehn wirklich komische Discurse mit seiner besonders personificirten Seele führen, um die Eitelkeit alles menschlichen Wissens und durch sie die Nothwendigkeit und Ehrwürdigkeit des katholisch-christlichen Glaubens zur Erbauung und Ergötzung seines Publikums zu erläutern. In einem ähnlichen Werkchen, Circe betitelt („La Circe, di G. B. Gelli." Firenze 1549) will er durch komische Unterhaltungen zwischen dem Ulyß und dessen von der Circe in Thiere verwandelten Gefährten darthun, daß der Verlust der Vernunft für

kein Uebel zu achten, weil jedes Thier in seiner Art so vollkommen sei, als der Mensch, und doch glücklicher. In dem ersten der zehn Gespräche dieser Schriften treten Ulysses, Circe, die Auster und der Maulwurf auf; es endet damit, daß Ulysses, von den Einwendungen der anderen betroffen, ausruft: „Wache ich, oder ist dieses alles ein Traum? Wo ist der beredte Ulysses, der sonst die Griechen so erfolgreich zu überreden verstand? Jetzt kann er durch seine Beredtsamkeit weder die Auster, noch den Maulwurf bewegen, Menschen zu werden u. s. w." Außer diesen Dialogen hat Gelli noch zwei Komödien verfaßt: „la Sporta" („der Tragkorb") und „l'Errore" („der Irrthum"), die wegen ihrer komischen Wahrheit vielen Beifall erhielten.

Es wäre hier der Ort, um auf die Entwickelung der italiänischen Komödie näher einzugehen, deren Anfänge wir im zehnten Abschnitte dargestellt haben. Nachdem wir jedoch die vorzüglichsten Repräsentanten dieser Gattung seit Machiavelli und Ariosto vorgeführt, genüge es, hier anzudeuten, daß trotz der außerordentlichen Fülle der Production von Komödien in diesem Jahrhundert kein Fortschritt gegen die ersten derartigen Producte merkbar ist. Durch die Satire, die in dieser Zeit herrschend war, hatte zwar auch die Komödie einen Schein von Kraft und Leben erhalten; aber kaum einer der Komödiendichter, Machiavelli vielleicht ausgenommen, hatte wirkliche Kraft. Ueber die Entwickelung der Tragödie haben wir bereits bei Besprechung der Trauerspiele Rucellai's Einiges bemerkt. Obschon auch diese Gattung Bearbeiter in Menge gefunden, so traf sie doch noch ein größeres Mißgeschick, als die Komödie, in der sich wenigstens einige der vorzüglichsten Geister versuchten, eine Gunst, welche der Tragödie nicht zu Theil wurde. Ein italiänischer Kritiker bezeichnet die betreffenden Leistungen als das tragische Kinderlallen der Italiäner. Dieses Lallen wurde aber erst im achtzehnten Jahrhundert zu einer verständlicheren Sprache.

Ein gleich fruchtbares Produciren wie auf dem dramatischen Gebiete, zeigte sich auf dem der epischen Poesie. Doch hier wie da steht diese Fruchtbarkeit im umgekehrten Verhältnisse zu dem innern Werthe der Erzeugnisse. In die unzähligen Bearbeitungen der Carlssage waren, wie schon angedeutet, nicht allein Fabeln des Mittelalters, die von ganz anderem Geiste ausgegangen, nicht allein Mythen des Alterthums ihrem Inhalte nach, sondern auch ausführliche Nachahmungen antiker Dichter und mannigfaltige Bestandtheile des modernen Lebens aufgenommen worden. Gerade damals, als es nicht möglich war, jener Sache noch etwas Neues hinzuzufügen, ohne sie vollends zu zerstören, warf sich die Menge der Nachahmer auf ähnliche Arbeiten und sie mußten — wie Niccolo Franco in seinen „Dialoghi" sich ausdrückt — belehrt werden, daß es nicht Jedem gegeben sei, auf der Bank des Ariosto zu sitzen. Die bekanntesten unter den epischen Versuchen, deren Verfasser mit Ariosto in seiner eignen Manier wetteifern wollten, sind: „Der Tod Roger's" (La morte di Ruggiero), von Giambattista Pescatore; „der hochmüthige Astolf" (Astolfo borioso), von Marco Guazzo; eine „Fortsetzung des rasenden Roland, nebst Roger's Tode" (Continuazione del Orlando furioso colla morte di Ruggiero), von Sigismondo Paolucci; „die verliebte Angelica" (Angelica innamorata), vom Grafen Vicenzo Brusantini von Ferrara; eine unvollendete „Marfisa" (i tre primi canti di Marfisa), von Pietro Aretino; „die ersten Thaten Roland's" (Le prime imprese del Conte Orlando), von Lodovico Dolce, und noch ein paar ähnliche Arbeiten von demselben Verfasser, der überdies als lyrischer und Trauerspieldichter eine bedeutende Productionskraft entwickelt, ohne jedoch durch alle seine eigenen Arbeiten sich einen Ruf erworben zu haben, der seinen Verdiensten als fleißiger Sammler fremder Dichtungen gleichkäme. Andere behandelten andere Fabelkreise; unter ihnen verdient neben den schon besprochenen Alamanni mit seinem Girone, Bernardo Tasso und sein Amadis näher erwähnt zu werden.

Einem alten edeln Geschlechte entsprossen war Bernardo Tasso am 11. November 1493 zu Bergamo geboren. Durch sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung zu politischen Geschäften vorbereitet, trat er zuerst, als Secretair, in den Dienst des päpstlichen Generals Grafen Guido Rangone, mit dem er 1525 der Schlacht von Pavia beiwohnte. Zwei Jahre später wurde er von dem Grafen nach Frankreich gesandt, um von

Franz I. Hilfe gegen die Kaiserlichen, welche den Papst Clemens in der Engelsburg eingeschlossen hielten, zu erbitten. Nachdem er die bittere Erfahrung gemacht, daß diejenigen, denen er wichtige Dienste geleistet, sich seiner kaum noch erinnerten, begab er sich 1529 an den Hof von Ferrara. Die Herzogin Renata, die ihn dort in ihre Dienste nahm, ließ ihm Zeit genug, den ihm schon früh lieb gewordenen poetischen Beschäftigungen sich hinzugeben. Seine 1531 zu Venedig erschienenen Gedichte zogen die Aufmerksamkeit des Fürsten von Salerno, Ferrante Sanseverino, auf sich, und veranlaßten diesen großen Gönner der Gelehrten, ihn an seinen Hof zu ziehen und mit dem ansehnlichen Jahrgehalt von 900 Ducaten zu seinem Secretair zu ernennen. Tasso begleitete den Fürsten theils auf der Expedition nach Tunis (1535), theils auf seinen Reisen nach Flandern und Deutschland, und wußte sich bei ihm so in Gunst zu setzen, daß er um das Jahr 1540 die Erlaubniß erhielt, mit Gehalt zu Sorrento in Ruhe den Musen leben zu können. Hier verehelichte er sich mit der schönen Porzia di Rossi, die ihm 1544 den Torquato gebar. Die glückliche Muse war aber von keiner langen Dauer. Der Fürst nahm ihn 1547 mit sich nach Augsburg zu Carl V., an welchen ihn die Neapolitaner abgesandt hatten, um die Errichtung eines Inquisitions-Tribunals in ihrer Stadt zu hintertreiben. Tasso rieth ihm, sich diesem wichtigen Auftrage seiner Mitbürger zu unterziehen. Der Fürst fiel aber darüber in Ungnade und warf sich, um schlimmeren Folgen vorzubeugen, in die Arme des Königs von Frankreich, weshalb er für einen Rebellen erklärt und aller seiner Güter beraubt wurde. Tasso, der ihm nach Frankreich gefolgt war, verlor gleichfalls sein in Italien zurückgelassenes Vermögen. Seine Familie war zu Neapel, wo sie sich damals befand, vielen Bedrängnissen ausgesetzt. Er ging auf Sanseverino's Wunsch 1552 zu Heinrich II., um denselben zu einer Invasion in Neapel zu veranlassen. Da aber alle Schritte, welche Sanseverino versuchte, erfolglos blieben, bat Tasso um Vergünstigung der Rückkehr nach Italien, welche der Fürst bewilligte. Er ging 1554 nach Rom, wohin er auch seine Familie beschieden hatte. Allein nur Torquato fand sich bei ihm ein; Porzia ward von ihren Verwandten zurückgehalten und starb aus Gram über diese Trennung 1556. Als Alba's Anrücken auf Rom seinen Aufenthalt daselbst gefährdete, sandte er den Torquato nach Bergamo, ließ Alles im Stiche und rettete nur sich und seinen Amadis nach Ravenna. Der dortige Dynast, Guidobaldo II., Herzog von Urbino, gewährte ihm freundliche Aufnahme und berief ihn nach Pesaro, wo er in sorgenfreier Ruhe den Amadis vollendete. In Venedig, wohin er sich 1560 begeben, erfuhr er die größten Auszeichnungen und besorgte daselbst den Druck des Amadis, wozu Guidobaldo und der Cardinal Tournon freigebig die Kosten spendeten, so wie eine neue Ausgabe seiner Gedichte. Vergebens bemühte sich Guidobaldo bei Philipp II., die Rückgabe der eingezogenen Güter Tasso's zu bewirken. Nicht minder gütig ward er von Guglielmo von Mantua behandelt, der ihn 1563 in seinem Dienst als erster Secretair anstellte und bald darauf zum Gouverneur von Ostiglia ernannte. Allein kaum war er dort angelangt, als er erkrankte und am 4. September 1569 in Torquato's Armen, der sogleich herbeigeeilt war, starb. Auf Befehl des Herzogs ward seine Leiche in Mantua beerdigt und ihm ein weißer Marmor mit der Inschrift: „Ossa Bernardi Tassi" gesetzt. Hier blieb der Leichnam jedoch nicht, sondern ward auf Torquato's Veranlassung nach Ferrara gebracht und zu San Paolo bestattet.

Bernardo Tasso wird uns von seinen Biographen als ein Mann von großen Kenntnissen, tüchtiger Geistesbildung und festem Charakter geschildert, als ein gefälliger Freund, zärtlicher Gatte und Vater. In diesen Eigenschaften lernen wir ihn auch aus seinen Briefen kennen, von denen er selbst eine Sammlung durch den Druck veröffentlicht hat. („Le lettere di Bernardo Tasso." Venedig 1553). Während einige Beurtheiler über diese Briefe äußern, daß sie sich mehr durch das Edle der darin ausgedrückten Gesinnungen, als durch die Schreibart empfehlen, welche hin und wieder affectirt sei, urtheilen Andere, daß die Correctheit des Briefstils, die wahrhaft schöne Diction, die geistreiche und verständige Behandlung der vorkommenden Materien, die Behutsamkeit vor dem Verirren zum Tone akademischer Abhandlungen, der helle, alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Verstand diese Briefe

vor den meisten derartigen Sammlungen, deren es nicht wenige und äußerst werthvolle in der italiänischen Literatur giebt, auszeichnen. Einige Kritiker stehen nicht an, unter allen Arbeiten Tasso's seine Briefe für die werthvollste zu erklären. Damit sind freilich die meisten der älteren italiänischen Kunstrichter nicht einverstanden, welche den „Amadigi" als die bedeutendste Schöpfung des Bernardo Tasso preisen. Dem äußeren Umfange nach ist dieses Epos allerdings das bedeutendste nicht allein von Tasso's Werken, sondern von allen Heldengedichten der Italiäner: es enthält gegen 60,000 Verse. Tasso begann dasselbe 1545 zu Sorento und beendigte es unter den Stürmen, die auf seine daselbst genossene Ruhe folgten. Sein erster Plan war, die Liebe des Amadis zur Oriana mit Beobachtung der Einheit in reimfreien Jamben zu besingen, und er hatte schon zehn Gesänge vollendet, als er auf Anrathen seiner Freunde die ottava rima wählte und sich mehr an den spanischen Roman, aus welchem er seinen Stoff entlehnte, zu halten, und nach Pulci's, Bojardo's und Ariosto's Muster einen Roman in Versen zu schreiben beschloß. Er band sich jedoch nicht so sehr an den gedachten Roman, daß man sein Werk eine Uebersetzung desselben nennen könnte, indem er nur solche Begebenheiten auswählte, die einer poetischen Verschönerung fähig waren und Abenteuer von eigener Erfindung einflocht. Tasso läßt jeden der hundert Gesänge seines Gedichts mit dem Morgen anfangen und mit dem Abend endigen, wodurch er Gelegenheit erhält, Anbruch und Ende des Tages auf sehr mannigfaltige Art zu beschreiben, aber zugleich eine unerträgliche Monotonie über das Ganze verbreitet. Da er die Schwachheit hatte, seinem Urtheil wenig zu trauen, so wurde er verleitet, seine Arbeit so oft zu ändern, als sich neue Rathgeber fanden. Daher die auffallende Ungleichheit seines Stils. Der Amadigi wurde 1559 vollendet und 1560 zu Venedig gedruckt. (Wiederholt Venedig 1581 und 1583.) In seinem 70. Jahre fing Bernardo an, eine Episode seines Gedichts zu einem besondern Heldengedichte auszubilden. Er vollendete davon 19 Gesänge, wovon die ersten 8 ganz aus dem Amadis gezogen sind. Der Tod hinderte ihn an der Vollendung dieses Gedichts, und Torquato gab es so unvollkommen, wie er es unter den Papieren seines Vaters fand, unter dem Titel Floridante 1587 zu Bologna heraus. Außer diesen beiden romantischen Epopöen hat man von dem ältern Tasso noch eine schätzbare Reihe lyrischer Gedichte, wovon die vollständigsten Sammlungen folgende sind: I tre libri degli Amori di Bernardo Tasso, e nuovamente dal proprio autore si è aggiunto il quattro libro per addietro non più stampato, Venedig 1555, mit einem fünften Buche ebendaselbst 1560, Inni e ode di B. T., Venedig 1560. Die Amori oder eotischen Lieder bestehen aus Canzonen und Sonetten in petrarchischer Manier. Die Oden, welche ihm vorzüglich geglückt sind, unterscheiden sich von seinen Canzonen durch kürzere Strophen, durch schneller wechselnde Reime und durch einen munteren Ton. Er selbst soll den Werth seiner lyrischen Poesieen in einem so hohen Grade gefühlt haben, daß er einst, als von seinem Sohne die Rede war, geäußert haben soll: „An Gelehrsamkeit wird Torquato mich übertreffen, niemals aber in der Weichheit und in dem Fluß der Versification." Außer den genannten Schriften hat man noch von Bernardo Tasso eine Abhandlung „über die Dichtkunst" (Ragionamento della Poesia), welche 1562 zuerst erschienen ist.

Was seinen „Amadis" betrifft, so vertheilt sich das Interesse des Gedichts auf drei Hauptreihen von Handlungen; die Liebe des Amadis und der Oriana, des Alidor und der Mirinda und des Floridante und der Filidora; die beiden letzten gehören dem Dichter eigenthümlich an. Diese drei Handlungen sind mit unzähligen Verwickelungen durchwebt; sie finden gleichzeitig ihren Schluß bei der Vermählung des Amadis, welche zugleich den Schluß des Gedichtes ausmacht. Der Hauptinhalt in folgender: Amadis verliebt sich in die englische Prinzessin Oriana. Sie vermählen sich insgeheim. Oriana, von ihren Eltern dem römischen Kaiser zur Gattin bestimmt, wird durch Amadis gewaltsam dessen Gesandten entführt. Mit Hilfe der tapfersten irrenden Ritter und des Königs von Frankreich, seines unerkannten Vaters, besiegt er die Römer und Engländer. Als er nun seine Vermählung mit Oriana entdeckt, erhält er die Zustimmung des Lisuart, seines Schwiegervaters, und es findet nochmals eine öffentliche Vermählungsfeier statt. In den Episoden

werden die glorreichen Thaten vieler anderer Ritter erzählt, welche sich in England zur Vertheidigung der Oriana und des Amadis vereinigten und durch die Vermittelung dieses Paares ihre Geliebten zu Gemahlinnen erhalten. Einige Bemerkungen über dieses Gedicht, welche das Wesen der Bearbeitung charakterisiren, entnehmen wir der mehrbenutzten Abhandlung von Ranke.

Ein selbstständiges Eingreifen der Fabel, die ihm vorlag, läßt sich bei Bernardo Tasso ebensowenig wahrnehmen, wie bei Alamanni. Schöpferische Poesie hat an ihren Werken wenig Antheil. Wie in dem „Girone" des Alamanni, so ist auch in dem „Amadigi" den modernen Beziehungen eine Fülle antiker Reminiscenzen beigefügt. Bei Tasso finden wir nicht allein den ganzen Olymp, sondern auch Camilla und Penthesilea, deren Ruhmesflamme noch leuchtet, die Furien mit Schlangen behaart, den thracischen Orpheus, der sich nach der Eurydice sehnt. Ueber die Schönheit des Amadis seufzt Ebene und Berg; ihn möchten zum Eidam haben Tethys und der Ocean mit dem ganzen Meere. Derselbe Amadis aber zweifelt, ob für seine Geliebte die Verdienste eines Cäsar und Achilles groß genug wären. Auch Tasso enthält sich jener kleinen Umstände da, wo diese für Personen oder Sachen bezeichnend sind. Es ist dem Amadis eigen, daß seine Kraft im Kampfe zunimmt, und hieran läßt das Original die Kampfrichter erinnern, als sie ihn in großer Gefahr sehen: Tasso dagegen läßt sie nur sagen: sein Muth ist unendlich, seine Stärke die äußerste. Im Gegensatz zu den einfachen Ausdrücken des Originals bringt Tasso in die heitere Unschuld einer ersten Neigung zwischen Amadis und Oriana den ganzen Prunk antiker Erinnerung. So sieht er nach ihr „wie der Steuermann, wenn das ägeische Meer von entzweiten Winden gepeitscht wüthet und braust, wenn das Schiff seufzt, als wollte es sich über seine Mühsale beklagen, wie er dann die Augen auf den festen Stern, seine sichere Hoffnung, richtet und sein kühnes Fahrzeug dahin lenkt, wo derselbe die nahe Küste hoffen läßt." Den Zweikampf zwischen Amadis und Canileo schildert das Original leichthin: schon von dem ersten Zusammentreffen sagt Tasso, er wisse nicht, womit ihn vergleichen, zu wenig sei es, mit Blitz und Donner, mit dem Wetterschlag, der die Mauer niederwirft; wie sie aber dann zu den Schwertern greifen, und dem Original zufolge die Funken von Helm und Schwert sprühen, so daß sie zu brennen scheinen, fährt er fort: „Die ganze Stadt scheine zu Grunde zu gehen — Meer und Küste dröhne — Abila und Calpe höre den Lärm — — die Luft, ungewohnt, eine solche Unbill zu erleiden, zische und murre — das Schwert scheine ein von höchsten Sphären niederfahrender Feuerstrahl." So beschreibt er, wie Amor, in Oriana's Augen verborgen, diese so lieblich bewegt, daß er dem Amadis Seufzer ablockt, aber auch das Fräulein nicht lange stolz dahingehen läßt, sondern ihr Herz mit dem Pfeile durchbohrt, mit dem er selbst über den großen Jupiter und andere Götter gesiegt hat, und was dergleichen Thorheiten mehr sind, denen doch in wahrer Leidenschaft nichts entspricht, die man wohl gesagt sein lassen kann, aber darum nicht zu wiederholen braucht. Indem er die Muster der Alten vor Augen hatte, glaubte er weder die moralischen Einleitungen, noch die steten Uebergänge von einer Fabel zur andern, noch jenes mannigfach getheilte Interesse, das noch Berni beibehalten, länger dulden zu dürfen. Alamanni hatte Muth genug, die Einleitungen wegzulassen und eine einzige Fabel ohne besondere Einmischung fremdartiger Ereignisse von Anfang bis zu Ende fortzuführen. Tasso hatte sein Gedicht anfangs ebenso angelegt, und wenn es keine Wirkung hervorbrachte, so lag das ohne Zweifel an ganz anderen Dingen, als an dem Versuch einer einheitlichen Darstellung. Er ist wohl im Ganzen lebhafter und geistreicher, als Alamanni, seine Verse sind wohllautender und gerundeter; doch seiner Erzählung mangelt das innere Leben. Da konnte es ihm wenig helfen, daß er seine Einheit wieder zerstörte, indem er eine fremde Fabel in die alte einflocht, und seine bizarren Einleitungen, in denen er sich die nämliche Sache anders zu sagen befleißigt, konnten ihn nicht halten. Wie wenig aber auch sein und des Alamanni Gedicht gelungen sind, so bleiben sie doch für die historische Betrachtung höchst merkwürdig. Die Eigenthümlichkeiten des Romanzo, Mythe des Mittelalters, naive Darstellung, sinnlicher Reiz, Abwechselung, sind vernichtet. Dagegen sind die Fictionen des Alterthums gewissermaßen zur Alleinherrschaft

gelangt; die Beziehung auf die Gegenwart erhält sich, die Darstellung ist auf Reflexion gegründet und strebt nach rhetorischem Glanze; die Fabel soll zur Einheit erhoben werden und das ganze Gedicht einen ernsten und würdigen Eindruck hervorbringen.

Die Schriftsteller, welche nach Bernardo Tasso hier noch genannt zu werden verdienen, sind Annibale Caro, Benedetto Varchi und Giovanni della Casa, deren Namen im Vorhergehenden mehrfach angeführt wurden. Ihre literarischen Verdienste gründen sich weniger auf ihre poetischen, als auf die von ihnen in Prosa verfaßten Schriften, obschon die ersteren zu den besseren Producten jener Zeit gezählt werden. Wenn die italiänischen Literatoren von ihrem goldenen Cinquecento sprechen, so lassen sie den Erzbischof Casa darin eine Hauptrolle spielen. Varchi war wegen der Reinheit der Sprache in seinen Werken so berühmt, daß man zu seiner Zeit zu sagen pflegte, wenn Jupiter italiänisch spräche, würde er wie Varchi reden. Dem Caro gebührt das unbestrittene Verdienst, die besten Muster des italiänischen Briefstils geliefert zu haben. Annibale Caro war 1507 zu Civita nuova in der Ankonitanischen Mark geboren. Dürftige Familienverhältnisse nöthigten ihn schon früh zu eigener Erwerbsthätigkeit. Zuerst Erzieher in einem florentinischen Hause, wurde er bald Secretair des diesem nahe stehenden Cardinals Gaddi, der ihm zu verschiedenen Pfründen verhalf. Eine Zeitlang befand er sich im Dienste des von uns unter den Sonettisten genannten Bischofs Guidiccioni, seit 1543 in dem des Pierluigi Farnese, Herzogs von Parma und Piacenza, der ihm verschiedene wichtige Missionen übertrug, unter denen besonders eine Sendung an den Hof Carl's V. nach Flandern erwähnt wird. Nach der Ermordung des Herzogs (1547) machte ihn dessen ältester Sohn, der Cardinal Alessandro Farnese, zu seinem Secretair. Caro wurde von der farnesischen Familie mit Gunstbezeugungen überhäuft. Der zuletzt genannte Cardinal verschaffte ihm ein Canonicat in Avignon und zwei Commenden, weshalb Caro auf dem Titel seiner Schriften stets als Commendatore (Comthur) erscheint. Auf Alessandro's Verwendung ward er auch Johanniter-Ritter; seine damit übernommenen Verpflichtungen, Malta gegen die Ungläubigen zu schützen, erfüllte Caro anfangs durch dort hingesendete Stellvertreter und entschuldigte sich später mit seinem vorgerückten Alter. Während der letzten Jahre seines Lebens beschäftigte er sich mit der Verbesserung seiner Werke, die er mit Paulus Manutius' Hilfe in einer correcten Ausgabe zu veröffentlichen gedachte. Um in größerer Muße arbeiten zu können und wegen der Beschwerlichkeiten des Stadtlebens verließ er Rom und begab sich auf ein Landhaus in Frascati, wo er auch seine berühmte Uebersetzung der Aeneide vollendete. Er starb am 21. November 1566 zu Rom. Sein Neffe besorgte 1568 die von ihm nicht vollendete Ausgabe seiner Werke. Von diesen wurden später die „Briefe" am häufigsten gedruckt; sie nehmen in den verschiedenen Ausgaben 3 bis 6 Bände ein. Caro war unter den gelehrten Briefschreibern seiner Zeit einer der wenigen, der den Muth hatte, die langen Perioden des Cicero nicht nachzuahmen und den Fleiß, mit dem er seine Phrasen glättete, zu verbergen wußte. Auf der edlen Correctheit und natürlichen Einfachheit, welche er in den Briefen entwickelte, beruht sein Hauptverdienst. Zu den nachgelassenen Schriften Caro's gehören ferner einige schätzbare Uebersetzungen aus dem Griechischen („la Rettorica d'Aristotile" und „Due orazioni di Gregorio Nazianzeno etc."), ein Lustspiel in Prosa: „Gli Straccioni" („die Lumpenkerle"), die Uebersetzung der Aeneide Virgil's, welche wegen der Reinheit des Stils, der glücklichen Wahl der Ausdrücke und der Anmuth des Versbaues wie ein Original geschätzt und zu den vorzüglichsten Producten der italiänischen Literatur gerechnet wird, endlich eine Sammlung vermischter, meist lyrischer Gedichte, von denen einige, wie das Sonett auf den Tod Carl's V., große Celebrität erlangt haben. Eine der Canzonen ist um der Fehden willen, die sie veranlaßte, merkwürdig geworden. Ums Jahr 1553 schrieb Caro eine Canzone, in der er mit einem außerordentlichen Aufwande von Phrasen das Lob des französischen Königshauses verkündigte. Sie wurde von einer Partei als ein poetisches Meisterwerk bewundert und gepriesen. Das ungemessene Lob forderte einen der gebildetsten Kenner des Alterthums, den Lodovico Castelvetro aus Modena (1505—1571), der als Uebersetzer und Commentator der Poetik

des Aristoteles sehr geschätzt war, zu einer öffentlichen Kritik heraus, in der er jenem Gedichte fast jedes Verdienst absprach. Den von Persönlichkeiten freigehaltenen Angriff Castelvetro's schlugen Caro und seine Freunde in Streitschriften hitzig zurück. Aber auch der Kritiker und seine Anhänger feierten nicht. Und so währte dieser Streit Jahre lang mit solcher Erbitterung fort, daß er zu den gröbsten Beleidigungen, ja sogar zu Mordversuchen Anlaß gab. Caro selbst überschüttete den Gegner mit Schmähgedichten. Einer Reihe von neun Sonetten, unter dem Titel: „La corona" — der Endvers jedes Sonettes bildet den Anfangsvers des nächstfolgenden — ließ er eine Anzahl „Sonetti in burla" folgen, deren Inhalt daran erinnert, daß Caro einst jener Akademie angehörte, von der wir in der Biographie des Molza gesprochen, und für die er selbst die dort erwähnte „Diceria de' nasi" verfaßt hatte.

An den eben erwähnten literarischen Fehden hatte als Freund Caro's auch Benedetto Varchi thätigen Antheil genommen, derselbe, den wir bereits als Commentator eines Sonettes von Michel Angelo kennen. Varchi, 1507 in Florenz geboren, hatte sich nach dem Tode seines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der den Sohn für die juristische Praxis vorbereiten ließ, ausschließlich philosophischen und ästhetischen Studien — unter Leitung des Petrus Victorius (Vettori) — gewidmet. Als Anhänger der republicanischen Partei wurde er von den Mediceern, nachdem diese 1530 siegreich in Florenz eingezogen waren, gleich Alamanni und vielen anderen Landsleuten aus dem Florentinischen verbannt, worauf er abwechselnd zu Venedig, Padua und Bologna im Verkehr mit mehreren berühmten Zeitgenossen, unter ihnen besonders Bembo, lebte. Der literarische Ruf, den er sich inzwischen erworben, bestimmte den Herzog Cosmo I., ihn in seine Vaterstadt zurückzurufen und ihm unter Festsetzung eines Jahrgehalts den Auftrag zu geben, die Geschichte der letztern florentinischen Unruhen zu schreiben. Während Varchi sich damit beschäftigte, wurde er auf Anstiften bedeutender Personen, die durch seine Geschichte compromittirt zu werden fürchteten, des Nachts überfallen und arg gemißhandelt. Seine Wunden heilten jedoch und er hatte die Mäßigung, nie die ihm bekannten Urheber dieses Vorfalls zu nennen. Der Papst Paul III. wünschte ihn später in Rom zu haben, um ihm die Erziehung seines Neffen zu übertragen; allein Varchi lehnte diesen Antrag aus Ergebenheit gegen den Herzog Cosmo ab, der ihm zum Beweise seiner Zufriedenheit die Probstei Montevarchi schenkte. Er trat nun in den geistlichen Stand; aber noch ehe er zum Genuß seiner Pfründe gelangen konnte, starb er 1565 vom Schlage getroffen. Varchi hat mehrere Fächer der Literatur mit theilweise glücklichem Erfolge bearbeitet. Seine aus 15 Büchern bestehende florentinische Geschichte umfaßt den kurzen Zeitraum von 1527 bis 1538 und ist zwar in einer ächt toscanischen Sprache, wie alle seine übrigen Werke, aber in einem weitschweifigen, matten und nachlässigen Stil geschrieben. Welche politischen Gesinnungen den Verfasser dieser Geschichte bei deren Bearbeitung geleitet, ist schwer zu entscheiden. Bald schmeichelt er den Mediceern, als habe er ihnen seine Feder verkauft, bald fällt er ganz aus dem Ton des Hofhistoriographen. Cosmo I. war gleichwohl mit dem Werke zufrieden; seine Nachkommen fanden jedoch für gut, dasselbe zu unterdrücken, so daß es fast 200 Jahre nur abschriftlich bekannt war, bis es 1721 zuerst (unter dem Druckorte Köln) veröffentlicht wurde. Bedeutender als seine Verdienste um die Geschichtschreibung sind diejenigen, welche er sich um die Cultur seiner Muttersprache erworben. Es giebt von ihm eine größere Anzahl von Reden, die er theils als Mitglied der florentinischen Akademie bei den Versammlungen derselben, theils bei Gelegenheit von Todesfällen berühmter Männer, so des Bembo und des Michel Angelo, gehalten hat. In diesen Reden, sowie in den akademischen Vorträgen, die er gesammelt unter dem Titel „Lezioni" (2 Bände. Florenz 1560) herausgegeben, erscheint er zugleich als ein Mann von vielseitigen Kenntnissen. Seine Schrift: „l'Ercolano", bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Caro und Castelvetro verfaßt, enthält eine Reihe kritischer Gespräche über die italiänische Sprache, Grammatik und Literatur. Charakteristisch für seine ästhetische Kritik ist der Umstand, daß er dem Amadis des Bernardo Tasso den Vorzug vor Ariosto's Roland gab, unbekümmert um den Spott Grazzini's, der sich keine abgeschmacktere Rangordnung denken konnte. Freilich war Varchi nicht der einzige Kritiker, der damals sein gesundes Gefühl unbedenklich einer ver-

lehrten Theorie aufopferte, sobald sich diese auf einen Ausspruch des Aristoteles stützte. Selbst der sonst so freie Geist des schon erwähnten Sperone Speroni fügte sich sclavisch in jedes Urtheil von Kritikern, die ihre Aussprüche aus dem Aristoteles bewiesen zu haben schienen. Von Varchi's Arbeiten sind noch zu nennen die Uebersetzungen der Abhandlung Seneca's: de beneficiis (1554) und der Schrift des Boëthius: de consolatione (1551), sowie seine zahlreichen Dichtungen (Rime. 1555.), zu denen auch ein Lustspiel in Prosa: „La suocera" („die Schwiegermutter") gehört. Correctheit des Stils zeichnet die meisten seiner poetischen und prosaischen Schriften aus.

Die formellen Vorzüge der Schriften Caro's und Varchi's finden sich mit entschiedenerem Talente verbunden in den Werken des Giovanni della Casa. Das Geschlecht der Casa führte seinen Namen nach einem in dem Mugelliner Thal in Toscana belegenen Landgute, auf welchem Giovanni, da seine Eltern der in Florenz herrschenden Unruhen wegen sich dorthin zurückgezogen, am 28. Juni 1503 geboren wurde. Seine geistige Ausbildung erhielt er auf der Universität Bologna, wo er bis 1524 studirte und sich, wie später zu Florenz, mit der Rechtswissenschaft, der altclassischen Literatur und der Poesie beschäftigte. Im Jahre 1538 zog er zu Rom das Kleid eines Weltgeistlichen an, obschon seine Sitten mehr das Weltkind als den Geistlichen bezeichneten. Dies hinderte jedoch nicht, daß er vom Papste Paul III. zu verschiedenen wichtigen Missionen verwandt wurde. Im päpstlichen Dienste als Hauptprälat erhielt er 1540 den Auftrag, nach Florenz zu gehen, um dort die Eintreibung der Zehnten zu veranlassen. Während des Aufenthaltes in Florenz wurde Casa in die kurz zuvor dort gestiftete Akademie aufgenommen. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Papst 1541 zum Cherico der apostolischen Kammer (Kammer-Clericus) und 1544 zum Erzbischof von Benevent und bald darauf zu seinem Nuntius in Venedig. Hier fand Casa Veranlassung, Proben von seiner Beredsamkeit vor der venetianischen Signoria abzulegen. Er hatte vom Papst den Auftrag erhalten, die Venetianer zu überreden, sich mit dem heiligen Stuhle, den Schweizern und Heinrich II. von Frankreich gegen Carl V. zu verbünden, zu welchem Behufe er die beiden Reden „per la lega" schrieb, die aber ihren Zweck verfehlten. Mit dem Tode Paul's III. (1549) hatte seine Nuntiatur ein Ende, und da er den neuen Papst, Julius III., in einer für ihn weniger günstigen Stimmung fand, so verkaufte er sein Kammer-Clericat für 19,000 Scudi und ließ sich als Privatmann im Venetianischen nieder, wo er bald in der Hauptstadt, bald in der angenehm gelegenen Abtei della Narvese in der Treviser Mark den Wissenschaften lebte, so viel es das Podagra, an welchem er litt, erlaubte. Sein Ansehn und Ruhm stiegen in Italien von Tag zu Tage, so daß er dieselben zur Verwendung für das Leben eines Verwandten, welcher mit den Strozzi's wider die Mediceer conspirirt hatte, bei Cosmo I. mit Erfolg geltend machte. Paul IV., der Casa's Verdienste als Staatsmann kannte, hatte kaum den päpstlichen Thron bestiegen (1555), als er ihn nach Rom berief und ihn zum Staatssecretair ernannte, eine Stellung, bei der ihm die Erlangung der Cardinalswürde in naher Aussicht stand. Auch hatte der Papst schon die Zusage ertheilt, daß er seinen Staatssecretair bei der nächsten Promotion mit dem Purpur bekleiden würde. Aber Casa erlebte dieselbe nicht mehr; er starb am 14. November 1556.

Von den Schriften Casa's ist der „Galateo" vorzüglich diejenige, welche ihrem Verfasser einen bedeutenden Rang unter den Prosaikern seiner Nation erworben. Diese Schrift, deren Inhalt durch ihren Nebentitel: „vom guten Betragen in Gesellschaften" („Galateo ovvero de' Costumi") näher angedeutet ist, führt ihren Namen nach einem Galateo oder Galeazzo Florimonte, Bischof von Sessa, auf dessen Veranlassung sie geschrieben wurde. Die Form dieses Sittenbüchleins ist unverkennbar der Schrift des Cicero über die Pflichten nachgeahmt. Casa läßt darin einen treuherzigen Alten den Ciceronianer machen, um einen jungen Mann in der Kunst des Lebens zu unterrichten. Zu seiner Zeit konnten die Verhaltungsregeln, die der alte Galateo systematisch vortragen muß, auch durch sich selbst interessiren. Heutzutage möchte wohl wenig Neues darin zu finden sein. Das Buch ist in Capitel abgetheilt. Wo der Stil des della Casa sich am wenigsten ängstlich an den des Cicero

schmiegt, hat er weit mehr Leichtigkeit, als wo er bis zum Uebermaß ciceronisirt. Noch ein ähnliches Werk schrieb della Casa lateinisch unter dem ganz ciceronianischen Titel: De officiis. Von ihm selbst ist auch die italiänische Uebersetzung („Trattato degli ufficj communi tra gli amici superiori e inferiori"). Der „Galateo" wurde schon früh über die Grenzen Italiens hinaus bekannt. So finden wir in Deutschland eine lateinische und eine deutsche Uebersetzung, die letztere unter dem Titel: „Des Joh. Casa Büchlein von erbarn höflichen und holdseligen Sitten," beide vom Jahre 1597. Nächst diesen didaktischen Schriften sind es die von Casa nachgelassenen Reden, die ihm eine große Berühmtheit verschafften. Bei Gesandtschaften und öffentlichen Veranlassungen wurden zuweilen Reden gehalten, die des Andenkens werth waren, und bei solchen Gelegenheiten traten auch Speroni und della Casa auf, die Beide unter den Italiänern des größten Rufes als Redner genossen. Den meisten der vielen noch erhaltenen Orazioni (sie finden sich in der schon angeführten Sammlung der „Prose fiorentine") fehlt es an Gedankenfülle und Stärke des Ausdrucks. Am berühmtesten sind Casa's Reden „zum Lobe der Republik Venedig" und „an Carl V. wegen Rückgabe der Stadt Piacenza." Die erstere ist jedoch nur als Fragment vorhanden, da die letzte Hälfte verloren gegangen (weshalb sie die Italiäner mit dem antiken Torso vergleichen). Der Rede an Carl V. fehlt allerdings nicht Kraft und Fülle des Ausdrucks und der Bilder, aber die kunstvolle Behandlung der Sprache und das Bestreben, nur schön sprechen, nicht aber auf das Gefühl wirken zu wollen, begründen auch hier die Mängel, an denen, wie erwähnt, die meisten der aufbewahrten Orazioni leiden. Die Veranlassung zu Casa's Rede, die gleichwohl als vollkommenes Muster italiänischer Beredtsamkeit gepriesen ist, war folgende: Paul III. hatte seinen Sohn Pierluigi Farnese 1545 mit den Städten Parma und Piacenza unter dem Titel eines Herzogthums belehnt, in dessen Besitz sich dieser Fürst aber nur bis 1547 erhielt, wo er von einigen Edelleuten zu Piacenza ermordet wurde. Der Gouverneur Gonzaga von Mailand, der um die Sache gewußt hatte, ließ sogleich die Stadt mit spanischen Truppen besetzen. Carl V. schien die That zu billigen, wenigstens gab er die Stadt dem Ottavio Farnese, einem Sohne des Ermordeten, nicht wieder zurück, ungeachtet er seine natürliche Tochter, Margarethe von Oestreich, an ihn vermählt hatte. Casa, der treue Diener des Hauses Farnese, suchte nun den Kaiser in einer feierlichen Rede zu bewegen, die Stadt wieder herauszugeben, was jedoch erst zehn Jahre nachher von Philipp II. geschah. — Die Briefe Casa's, von denen eine ansehnliche Sammlung vorhanden, sind, wie alles, was wir von ihm haben, in einem correcten Stil geschrieben, aber zu steif und gezwungen, als daß sie als Muster empfohlen werden könnten. — Die dichterischen Producte Casa's werden, wie schon oben angedeutet, besonders hochgeschätzt. Sein Canzoniere enthält gegen hundert Nummern, meist Sonette, einige Canzonen, Madrigale und Stanzen. (Erste Ausgabe: Venedig 1544.) Berühmt sind seine Sonette auf die Eifersucht und an den Schlaf. Unter den Petrarchisten ist er einer der selbstständigsten; in der Kraft des poetischen Ausdrucks übertrifft er die meisten Lyriker seiner Zeit. Die vollständigen Ausgaben der Werke Casa's enthalten auch jene „schmutzigen" fünf capitoli, als deren Verfasser er in die Sammlung der „opere burlesche" neben dem Aretiner und anderen frivolen Schriftstellern aufgenommen ist. Obwohl Producte aus den früheren Lebensjahren des Erzbischofs, hatten sie diesem doch viele Anfeindungen und übele Nachreden zugezogen. Gegen letztere haben ihn mehr als hundert Jahre nach seinem Tode ein Franzose, Menage, (der auch eine der bessern Ausgaben von Casa's Werken, Paris 1667, veranstaltete) und ein Deutscher, Gundling, in Schutz genommen.

Wie Casa, so hatten auch Varchi — dessen Name ebenfalls auf dem Titel der Grazzini'schen Sammlung neben dem des Aretiners und seiner Genossen figurirt — und Caro dem frivolen Geschmacke ihrer Zeit in Versen und in Prosa gehuldigt. Aber auch sie konnten mit Casa sagen: Quod puer peccavit accusant senem (Was der Knabe gesündigt, dessen beschuldigt man den Greis). Ihre späteren Arbeiten haben die Erinnerung an jene Producte verwischt. Wenn wir ihnen hier noch einen jüngeren Zeitgenossen, den Luigi Tansillo, beigesellen, so geschieht es, um einen Dichter nicht unerwähnt zu lassen, der in ver-

schiedenen Beziehungen genannt zu werden verdient. Luigi Tansillo war 1510 in der neapolitanischen Stadt Nola geboren. Er kam früh nach Neapel, wo er in die Dienste der Familie Toledo trat. Seine Talente wurden besonders am Hofe Don Pedro's von Toledo geschätzt, der seit 1532 Vicekönig war und dessen Sohn Garcias den Dichter 1539 mit sich nach Sicilien nahm, wohin er zu seiner Vermählungsfeier gereist war. Bei dieser Gelegenheit wurde ein von Tansillo gedichtetes Schäferspiel aufgeführt. In Begleitung seines Herrn nahm Tansillo an der unter Carl V. ausgeführten Expedition nach Africa Theil, wo er Gelegenheit fand, sich den Ruf eines tapferen Kriegers zu erwerben. Sein Todesjahr ist unbekannt. Doch soll er, nach Einigen, ein mehr als siebzigjähriges Alter erreicht haben. Das erste Werk, welches den Namen des Dichters bekannter werden ließ, war „der Winzer" (il Vendemmiatore, Neapel 1534) ein Gedicht in ottave rime. Wegen seines ärgerlichen Inhalts wurde dies Gedicht 1559 in den Katalog der verbotenen Bücher eingetragen; seine übrigen Schriften erfuhren ein gleiches Schicksal. Weil aber Tansillo gegen den Papst Paul IV. eingestand, daß dem Winzer sein Recht wiederfahren sei, und weil er, um seine übrigen Werke zu retten, sich in der Canzone: Eletto in ciel possente e sommo Padre, vor dem heiligen Vater demüthigte, erhielt er Verzeihung, und die Beschränkung jenes Verbotes auf den vendemmiatore allein. Tansillo ging in seiner Buße noch weiter und dichtete die „Thränen des heiligen Petrus" (Le lacrime di San Pietro), eine geistliche Epopöe in Stanzen, deren Beendigung der Tod verhinderte, obgleich er lange Zeit daran gearbeitet zu haben scheint. Dies Gedicht ward im Auslande so berühmt, daß mehrere spanische und französische Uebersetzungen davon erschienen. Auch Cervantes erwähnt desselben in seinem Don Quixote sehr ehrenvoll. Ob das unzüchtige 1540 zu Venedig erschienene Gedicht in lode della monte dem Tansillo angehört, ist zweifelhaft, wenngleich es des ähnlichen schmutzigen Inhalts wegen hinter dem Winzer abgedruckt zu sein pflegt. Das Beste, was Tansillo gedichtet, findet sich unter seinen lyrischen Gedichten. Ortensio Landi, Caro, selbst Torquato Tasso bewunderten sein bedeutendes Dichtertalent, Caro ward sein Freund, als er nur eins seiner Sonette gelesen hatte, ja es fehlte nicht an Solchen, die den Tansillo über Petrarca erhoben. Der Umfang von Tansillo's poetischem Talente war allerdings beschränkt, allein dasselbe hat einen intensiven Werth; denn überall tritt uns namentlich aus seinen lyrischen Compositionen eine wahrhaft dichterische Begeisterung entgegen. Seine Manier ist oft unnachahmlich und fesselt durch hinreißende Leichtigkeit und üppigen Reiz. Seine Beschreibungen (in den „Stanzen") gehören zu dem Lieblichsten, was in dieser Art gedichtet ist. Die Vorzüge seiner lyrischen Gedichte lassen sich auch in der genannten geistlichen Epopöe wiedererkennen. Tansillo schildert darin, wie Petrus, nachdem er seinen Herrn verleugnet hatte, an sich selbst verzweifelnd, von einem Ort zum andern irrt, ohne irgend Ruhe zu finden. Das Gedicht entstand zu einer Zeit, als bereits ein neuer Stern, seit Ariosto zuerst wieder, am poetischen Himmel Italiens erschienen war, und als es 1585 veröffentlicht wurde, hallte bereits das ganze Land von dem Ruhme des Torquato Tasso wieder.

# Auswahl von Uebersetzungen aus den Schriften

## des Jacopo Sannazaro, Pietro Bembo, Girolamo Fracastoro, Baldassar Castiglione, Giovan Giorgio Trissino, Giovanni Rucellai, Luigi Alamanni, der dichtenden Künstler, des Benvenuto Cellini, des Michel Angelo Buonarroti, der Vittoria Colonna, des Francesco Maria Molza, Francesco Berni, Pietro Aretino, Agnolo Firenzuola, Teofilo Folengo, Bernardo Tasso, Giovanni della Casa, Benedetto Varchi, Annibale Caro und Luigi Tansillo. *)

### I. Sonette.

#### Jacopo Sannazaro.

(Vgl. S. 331.)

**Dichterfluch.**

Wer Lilien und Rosen, gleich den Thoren,
Aus Nesselsamen aufzuzieh'n gedenkt;
Wer Lunens Wagen vom Apoll gelenkt
Und Abends zu erblicken wähnt Auroren,

Wer unter feindlichem Gestirn geboren,
Wem keine Muse je die Gunst geschenkt,
Wen statt der Hippokrene Wasser tränkt,
Wer allen Ruhm auf Erden giebt verloren;

Wem nimmer strahlte der Begeist'rung Licht,
Wen nimmer göttliche Gesänge laben,
Wem nie ein Kranz die leere Stirn umflicht:

Der singe dich und deine holden Gaben
Und schreib' auf Wind und Wasser sein Gedicht;
Sein Name fall' und sei mit ihm begraben!

[Uebers. v. Gries.]

#### Pietro Bembo.

(Vgl. S. 327.)

**Der Apennin.**

Du stolzer, heil'ger Berg, du Fürst der Höhen,
Deß Züge ganz Italien herrschend scheiden,
Auf tausend Gauen, Triften, Fluren, Weiden
Sind deine Schultern, Seit' und Stirn zu sehen.

Der übeln Launen Unmuth zu entgehen,
Will ich hinweg die kranken Theile schneiden,
Den Geist mir sammeln, und alsdann ihn weiden
Am Strand, der Phaeton sah untergehen.

An deiner linken Seite laß mich weilen,
Wo der Metaurus schlägt die schönen Wogen,
Und Werth mit Anmuth sich die Herrschaft theilen.

Ist nur Apoll mir Sterblichen gewogen,
Dann wirst du mein Parnaß, und sonder Weilen
Wird meine Stirn mit Epheu neu umzogen.

[G.]

#### Baldasser Castiglione.

(Vgl. S. 329.)

Wann darf ich wieder hören, wieder sehen
Die klugen Worte und die theuren Blicke,
Daß süße Flamme mächtig mich berücke,
Woraus Amor läßt Herzensbrand entstehen.

Wann seh' hervor ich holde Tröstung gehen
Aus Eurem Aug', daß Mitleid Euch bestricke?
Mein Loos ruft bitt're Klagen stets zurücke,
Soll Lob und Dank für seine Qual ergehen?

Wann wird mein Herz von Süßigkeit erfüllet,
Im Feuer froh, das stets in ihm erglühet,
Durch Euch der Marter Linderung erhalten?

Dann sähe ich sofort den Schmerz gestillet,
Durch eure Gunst mit Fröhlichkeit umblühet,
O süße Wort', o Blick' mit holdem Walten!

[G.]

#### Girolamo Fracastoro.

(Vgl. S. 325.)

Es waren Engel, Sonne, Mond zugegen
Im Paradiese an der Urkraft Quelle,
Als in Dir schlug des Lebens erste Welle,
Und schon umstrahlt' Dich holder Schönheit Segen.

Hell war der Tag, kein Lüftchen ließ sich regen;
Es lächelt Zeus in seiner Himmelszelle,
Und Amor, süßer Grazien Geselle,
Schaut nur auf Dich, die einst ihn sollte hegen.

Ein hohes Wunder ist darauf geschehen:
Der Schönheit Form stieg von Dir auf nach oben,
Als aller Schönheit Urbild dort zu leben.

Sind holde Reiz' an Andern auch zu sehen,
Sind Auge, Hand und Antlitz auch zu loben,
Die Schönen kann Dein Vorbild nur beleben.

[G.]

#### Giovanni Giorgio Trissino.

(Vgl. S. 330.)

O süßes Thal, wo zwischen duft'gen Kräutern
Mein' Lieb' aus ihrem Herzen Seufzer sendet,
Beglückter Grund, zu dem ihr Schritt sich wendet,
Um deine Anmuth hold noch zu erheitern,

Du schattig Laubendach, ihr murmelnd heitern
Gewässer, die ihr kühle Labung spendet,
Wenn sie ermattet euch sich zugewendet,
Und die erhitzt beklomm'ne Brust erweitern.

Ihr zarten Vöglein, deren munter'm Singen
Vom dichtbelaubten Ast die Ohren lauschen,
Die meinen lauten Klagen sich verschlossen,

O, woll' es euern Flöten doch gelingen,
Ein günstiger Geschick mir einzutauschen,
Daß frische Hoffnungen mir endlich sprossen.

[G.]

*) Die Uebersetzungen der meisten Stücke dieser Auswahl sind aus dem „Handbuch der Geschichte der italiänischen Literatur von F. W. Genthe" entnommen. Ein „[G.]" am Schlusse der übersetzten Stücke deutet auf diesen Ursprung hin

### Leonardo da Vinci.

(Vgl. S. 351.)

Kannst wie Du willst nicht, wie Du kannst so wolle,
Weil Wollen thöricht ist wo fehlt das Können;
Demnach verständig ist nur Der zu nennen,
Der wo er nicht kann auch nicht sagt, er wolle.

Das ist für uns das Lust- und Leidenvolle,
Zu wissen ob, ob nicht wir wollen können;
Drum kann nur Der, der nimmer trennen
Sein Wollen mag vom Wissen was er solle.

Nicht immer ist zu wollen was wir können;
Oft däuchte süß, was sich in bitter kehrte,
Wie ich beweint, besaß ich, was ich wollte.

Drum mög', o Leser, meinen Rath erkennen:
Willst Du der Gute sein, der andern Werthe,
Woll' immerdar nur können das Gesollte!

[Uebers. v. F. W. Riemer.]

### Francesco Francia.

(Vgl. S. 351.)

An Raphael Sanzio.

Nicht Zeuxis bin noch Apell — die Ehren
So großer Männer muß ich von mir weisen;
Nicht darf mich Raphael unsterblich preisen,
Noch mein Talent so hohen Ruhm begehren.

Nur Dir allein wollt' es ein Gott gewähren,
Nur Dir so großer Tugend Gnad' erweisen,
Daß Du vermagst der Künste wahre Weisen
Die Alten, die Du übertrafst, zu lehren.

Glücksel'ger Jüngling, wenig Sommer alt *)
Hebt über Tausend' Dich Dein kühnes Streben!
Was erst, wenn Dich Erfahrung reift und Leben?

Dann wird von Deiner Zauberhand Gewalt
Besiegt, Natur in lautes Lob entbrennen
Und Dich allein der Maler Fürsten nennen.

[Uebers. v. E. Guhl.]

### Raphael Sanzio.

(Vgl. S. 351.)

Du hast mich, Liebe, mit zwo lichten Sonnen
Der Augen, die mich schmelzen, mit der Gluth
Aus weißem Schnee und Rosenpurpurblut
Mit holder Sprach' und Anmuth eng umsponnen.

Drum brenn' ich so, daß weder See noch Bronnen
Je löschen könnten solchen Brand; doch thut
Dies immer weiter Glüh'n drum mir so gut,
Daß ich nur brennen will, je mehr entbronnen.

Wie selig, wenn, zu sanftem Joch verschlungen,
Den Hals mir ihre weißen Arm' umzweigen!
Ich stürb' vor Weh, hätt' ich mich losgerungen.

Doch Viele schon zog höchstes Glück zum Reigen
Des Todes — drum verstummt Erinnerungen!
Und, Deiner immer denkend, will ich schweigen.

[Uebers. v. G. Regis.]

*) Dies Sonett ist etwa 1508 gedichtet; Raphael war damals 25 Jahr alt.

### Michel Angelo Buonarroti.

(Siehe unter II. 5.)

### Benvenuto Cellini.

(Vgl. S. 350.)

Um vor die Seele Dir, mein Herr, zu bringen,
Welch' Wunder diese Tage Gott mir schickte,
Welch' herrliches Gesicht mich hoch entzückte,
Wünscht' ich die Kraft, ein himmlisch Lied zu singen,

O! möchte nur zum heiligen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit selbst beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore sprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhen, die grimmig Wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach laß mich nur das Licht des Tages sehen,
Mit meiner Hand die Bilder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

[Uebers. v. Goethe.]

### Vittoria Colonna.

(Vgl. S. 361.)

1.

Bist auf des Zieles Höhe nun getragen,
Du edler Geist, vom Wahren stets entzündet;
Gefallen ist die Last, Dich nicht mehr bindet,
Was geltungslos dem Willen und dem Wagen.

Auf jeder Stufe sahst Du überragen
Als letzten Preis den Himmel; leuchtend findet
Dort Ahnung Sieg, die leis' sich nur verkündet
Dem Streben hier, um ewig neu zu tagen.

Der Tugend Licht ließ Dich in jenem heben
Den Blick stets über diese enge Hülle,
Spornt' Dir Vernunft und zügelte die Sinne.

Und mindert's Seligkeit in jenem Leben
Dir nicht, dann, wie hienieden einst, o, stille
Beherrsch' dies Herz, das krank an Deiner Minne.

2. (Aus den geistlichen Sonetten.)

Sieht hungrig junge Brut die Mutter schweben
Um's warme Nest, hört rauschen sie die Schwingen,
Da die sie liebt will liebe Nahrung bringen,
Die Vöglein froh des Dankes Zeichen geben:

Verlangend sie die nackten Flügel heben
Und suchen lechzend sich zu überspringen;
Schon mit Gewalt das Jünglein möchte singen,
Im Eifer mit der Mutter Flug zu streben.

So ich, fühl' warm ich mir zum Herzen dringen
Göttlichen Sonnenstrahles süße Speise,
Mehr Licht mir spendend als an andern Tagen:

Dann rührt die Liebe meiner Feder Schwingen,
Daß ohn' Bewußtsein selbst der Art und Weise
Ich Gottes Lob nur singen kann und sagen.

[Uebers. v. Bertha Arndts.]

## Francesco Maria Molza.

(Vgl. S. 365.)

### 1. Einleitungs-Sonett.

Ihr holden, zartgebeugten Liebesblüthen,
Womit die Grazien stets den Lenz umweben,
Und wo zu meiner Lind'rung die muß leben,
Die's Euch mit hoher Ehre wird vergüten.

Kann Euch so seltnen Duft Arabien bieten?
Vermag den Honig Hybla so zu geben?
Erfährt's das Herz, so muß es fast zerbeben
Und sich im Aeuß'rungsdrange überbieten.

Ihr hellen Perlen, Dank muß ich euch sagen,
Für all' mein Leid, denn klar ist's nun zu sehen,
Daß aller Ehre Palme euch gebühret.

Dürft' ich für lange Schmerzen Rache wagen,
Dann müßtet gänzlich ihr mein Herz erflehen,
Wo nicht, würd' es euch ganz und gar entführet.

### 2.

Das gold'ne Haar enthüllt Apoll und führet
So sel'gen Tag herauf aus seinen Wogen,
Daß bald die Flur mit Blumen überzogen,
Die sich der Pracht begab, seit Frost regieret.

Mit Smaragd hält der Tiber nun verzieret
Sein Ufer, wo uns Engel froh umwogen,
Die auserwählt des Himmels Höh'n entflogen,
Der Bäume holdes Laub zurückgeführet.

Die Luft wird still, wenn sanft empor sich neiget
Die Huldin, die auf Erden ich verehre,
Und wo sie geht Viol' und Rose sprossen.

Vor zweien Sternen steht die Welt gebeuget
In Huldigung, erzeigt sie ihr die Ehre,
Und hält die süßen Augen aufgeschlossen.

### 3.

Der süße Ton, womit die Pfeil' entsendet
Amor in hellen nie gehörten Klängen,
Wird stets zu süßer Lust in's Herz sich drängen,
Wenn solch' ein Glück der sel'ge Himmel spendet.

So hat der grüne Schoß sich nie gewendet,
Wenn frische Wind' ihn hier- und dorthin zwängen,
Als ich mich neigte jenen holden Klängen,
Und wie in Wonn' ich selbst mir ward entwendet.

Hört auf, mir von Amphion noch zu singen,
Der Thebä hat mit ew'gem Fels umgeben,
Als er die Leier süß und hell geschlagen.

Denn meine Huldin hat mit mehr Gelingen
Mich, der ich Stein war, und ohn' alles Leben,
Zurück in's Sein an ihre Seit' getragen.

[G.]

## Pietro Aretino.

(Vgl. S. 374.)

Ein holdes Götterweib hab' ich erblicket,
Ihr Kleid brannt' in des Purpurs Flammengluth'n;
Nach holder Tracht und nach Geberden schien
Des Himmels Sitz sie eben erst entrücket,
Und über ihre eigne Schön' entzücket,
Ließ sie so holdselige Blicke sprüh'n,
Daß in ihr durch ein göttliches Bemüh'n,
Durch Schönheit, Anmuth mehr sich noch geschmücket.

Von ungewohntem Feuer ganz umfangen,
Staunt' ich sie an und mußte schier vermeinen,
Sie hab' ein überirdisch Sein empfangen.

Da sah ich zürnend Amor auch erscheinen,
Er rief: undankbar Herz, du bist gefangen;
In Liebesgluth entbrannt magst du nun weinen!

[G.]

## Bernardo Tasso.

(Vgl. S. 385.)

### 1. Auf den Tod Carl's V.

Am Marmor, der den großen Carl einschließet,
Entbrannten schon Arabiens theure Düfte,
Europens Klagen hallten durch die Lüfte,
Indeß das Grabmal Laub und Blum' umsprießet.

Und Phöbus, dessen blondes Haar umfließet
Des grünen Lorbeers feierlich Gedüfte,
Sang Jenes Ruhm und Ehre durch die Grüfte,
Daß sich der hohe Klang ringsum ergießet.

Da ist mit holden, nie erhörten Tönen
Die Ewigkeit urplötzlich dort erschienen,
Und in den Stein grub sie: Es ruht hinieden

Der nicht begnügt, daß eine Welt muß fröhnen,
Die andr' ersiegt und drittem beid ließ dienen
Wünscht den Gebeinen hier den ew'gen Frieden.

### 2. Der Frieden.

Herab stieg aus des Himmels holder Bläue,
Olivenzweige in der Hand, der Frieden,
Der schon so lange furchtsam uns gemieden,
Schmückt mit der Ehre Kränzen sich auf's Neue.

Im Blüthenschmuck, auf daß sie Sangs sich freue,
Führt ihre Heerde furchtlos und zufrieden
Die blonde Hirtin an des Abhangs Süden,
Wo noch das Gras sich dörrte nicht zum Heue.

Vergnügen, Fröhlichkeit und muntre Spiele,
Vor'm Haß entfloh'n einst, tanzen Tag und Nacht
Auf allen Hügeln um und grünen Auen.

Es lächeln Land und Meer; aus reicher Fülle
Des Horns entströmt des Segens volle Pracht,
O heit'res Sein! O Welt, beglückt zu schauen!

[G.]

## Giovanni della Casa.

(Vgl. S. 389.)

### 1. Die Eifersucht.

O Leid, von Furcht genähret und erzogen,
Durch stärkre Furcht zu stärkrer Kraft getrieben,
Du willst in Flamm' und Frost zugleich dich üben,
Hast in Verwirrung Amors Reich gezogen.

Ich ward um meine süße Lust betrogen,
Mit deinem Gift. Hör' auf, mich zu betrüben!
Zur Höllenflur hinab magst du zerstieben
Und zum Kocyt! Da mag dich Schmerz umwogen.

Dort sollst du Tage ohne Ruh' verleben
Und Nächte ohne Schlaf; du müssest klagen
Ob zweifelhafter und gewisser Qualen.

Zurück! Warum, da alle Adern beben
Von deinem Gift, kehrst du mit größern Plagen,
Um stets mir neue Schrecken vorzumalen?

---

### 2. Der Schlaf.

O Schlaf, du sanfter Sohn der stillen, feuchten,
Und schatt'gen Nacht, du Trost in Kümmernissen
Der Sterblichen, in dem wir niemals wissen
Vom harten Leid, in dem wir wachend keuchten!

Zum Herzen kehre mir, dem wild gescheuchten,
Zum matten Leib; ich mußte lang' dich missen!
O schweb' heran und breit' ob meinem Kissen
Die finstern Schwingen über mich Gebeugten.

Wo ist das Schweigen, das vor'm Tage flüchtet,
Die leichten Träume, wo? die dich begleiten
Sonst auf der losen Flatterspur Geflechte?

Vergebens ruf ich, schmeichle dieser dichten
Und starren Nacht umsonst: die Federn breiten
Ein hartes Lager sich, o herbe Nächte!

---

### 3. Auf ein von Tizian gemaltes Bild.

Sind, Amor, dies die süßen, blonden Locken,
Die zwischen weißer Milch und Rosen hangen,
Die ich begehrt' als Lind'rung zu empfangen
Für Wunden, die nie schmerzlos sind und trocken?

Sind das die Brauen, die mich stets verlocken,
In ew'ger Furcht vor Amor's Macht zu bangen?
Ist dies das Aug', aus dem sein Pfeil gegangen?
Sie sind's! Ich wäre nimmer sonst erschrocken.

Wer hat die Schön' im kleinen Raum beschlossen,
Die nur zu singen bald mich mußte reuen,
Da Kunst und ich kein würdig Lied gewähren?

Ein neues Wunder ist dem Blick' entsprossen
Aus Adria; will es den Brauch erneuen
Und Göttinnen aus seinem Schoß gebären?

---

### 4. Lebenswinter.

O süßer Wald, einsam und mir gewogen,
Befreundet meinen irrenden Gedanken;
Vom Nordwind seh' ich trübe Nebel wanken,
Von Kält' ist Luft und Erde starr umzogen.

Dein grünes Haar, das schattend pflegt zu wogen,
Seh' ich, wie mein's, mit weißer Deck' umranken,
Wo hell' und rothe Blüthen sonsten schwanken,
Ist eis'ger Schnee zu dir herabgeflogen.

Beim kurzen, düstern Licht, das mir geblieben,
Denk' ich der Zukunft nach, und schaudernd fühle
Ich Geist und Glied zu kaltem Eis erstarren.

Mehr noch als du werd' ich vom Frost getrieben,
Mein Wind stürmt grimmer noch zu Winters
Ziele,
Noch längre, kältre Nacht wird meiner harren.

### 5. Gott.

Dies Erdenleben, das bei kurzen Stunden
In Nacht und Dunkel flüchtig uns verwehet,
Hielt rings von schwarzen Wolken dicht umsäet
Bisher mein bess'res Theil grausam gebunden.

Jetzt hab' ich Deine Gnaden aufgefunden,
Daß Frucht und Blume, Heiß und Kalt vergehet,
Und unter Maß und Recht der Himmel stehet
Durch Dich, als Ganzes, Ewiger, verbunden.

Die süße, reine Luft, die hellen Strahlen,
Die Deine Welt den Augen klar erschließen,
Zogst Du hervor aus feuchten, dunkeln Schlünden.

Wie Erd' und Himmel sich in Glanz nun malen,
Deckt' sonst die Finsterniß; Licht mußt' ersprießen,
Da Tag und Sonne Du begannst zu gründen.

[G.]

---

## Benedetto Varchi.

(Vgl. S. 388.)

### An Michel Angelo.

Wohl, hoher Bildner, könnt Euch genügen zwar,
Nicht mir mit Hammers- oder Ambos-Gaben,
Nein, auch mit Farbenschmelz erreicht zu haben
Der Alten Ruhm, ja übertroffen gar.

Doch, nicht zufrieden mit dem Mühenpaar,
Woran sich stolzer Eure Zeiten laben,
Singt Krieg und Frieden Ihr des Flügelknaben,
Und Eures Herzens bittersüße Fahr.

O weiser Greis, Gott theuer, hell geboren,
Welt-Schmücker mit so vielen, anmuthreichen
Gebilden, die nicht Lohn vergilt noch Gunst!

Euch, der zum Spiegel der Natur und Kunst
Durch ew'gen Freibrief der Geburt erkoren,
Ging Keiner je voran, wird Keiner gleichen.

[Uebers. v. G. Regis.]

---

## Annibale Caro.

(Vgl. S. 387.)

### 1. Auf den Tod Guidiccioni's. *)

Du, Guidiccion', bist todt? Du, der im Leben
Allein mir Leben stets und Trost gewähret,
Zu dem mein irrend Schifflein stets gekehret,
Ging aus dem Sturm zum Hafen sein Bestreben.

Zum Himmel flogst Du auf; wann wird gegeben,
Daß Du uns kehrst, wann werd' ich Dir genähret,
Wann wird die Trau'r um Deinen Tod verjähret,
Wann wird mein Schmerz mit leis'rer Schwin-
gung beben?

O laß, erwählter Engel, mich von droben,
So viel vergessend, Dulden nur gewinnen,
Daß nicht mein Schmerz Dir Deine Freuden
trübe.

O steige ab und zu als Trost von oben,
Auf daß ich ungestört mit stillem Sinnen
Dir Glorien weih' und mich im Schmerze übe.

---

*) Vgl. S. 348.

### 2. Grabschrift auf Kaiser Carl V.

Der fünfte Carl war dies. Vor solchem Namen
Muß jede Erdenmacht sich tief verneigen:
Geschicht' und Zeiten müssen es bezeugen,
Wie jede Kraft vor dieser sollt' erlahmen,

Wie unter's Joch gewalt'ge Herrscher kamen,
Wie Völker, Staaten, Heere ihm sich beugen,
Und Länder, nie geseh'n, die neu sich zeigen,
Und wie er umschuf wilden Sinn zu zahmen:

Erstaunend hört's die Welt, vernimmt's die Sonne,
Die's mit Bewunderung und Neid erfüllet,
Daß er mit ihr umkreist des Erdballs Schicht.

Ihn gab er auf und sitzt in Gottes Wonne,
Wo sich der Erden Thorheit ihm enthüllet,
Und er: Um Dich müht' ich mich? lächelnd spricht.

[G.]

## Luigi Tansillo.

(Vgl. S. 391.)

Zu schönem Flug' halt' ich gespannt die Schwingen;
Je höher ich mich über'm Luftkreis finde,
Je stolzer streb' ich fliegend durch die Winde,
Will Welt verachtend auf zum Himmel dringen.

Nicht denk' ich da an Ikarus Mißlingen,
Und lasse weiter stets die niedern Gründe;
Obwohl ich meinen Schmerz schon jetzt verkünde,
Wird Tod mir schön're Frucht als Leben bringen.

Des Herzens Stimme läßt sich so vernehmen:
Wohin, Verweg'ner? Steure niederwärts,
Zu kühnes Wagen bringt oft heft'gen Schmerz.

O fürchte nicht, sprech' ich, den Sturz von oben,
Stirb freudig, wenn wir Wolkenflug beschämen:
So edler Tod ist ewig nur zu loben.

[G.]

## II. Vermischte Dichtungen.

### 1. Aus der Arcadia des Jacopo Sannazaro.

Ergasto am Grabe seines verstorbenen Gefährten Androgeus. (Ekloge 5.)

O schöne und beglückte Seele,
Die Du, zu höh'rer Sphär' entschwungen,
Verlassen hast des Leibes Höhle,
Zu Deinem Stern' hinangedrungen
Von Seligkeit umgeben bist,
Du blickst herab auf unser irdisch Sinnen;
Dir muß ein holder Licht beginnen
In sel'ger Geister Strahlen-Chor.
Es fußen Deine heil'gen Schritte
In irrer Sterne Mitte.
Am Quell, wo hehr die Mirthe strebt empor,
Läßt Du die Himmels-Heerde weiden
Und schaffst den treuen Hirten sel'ge Freuden.

Im Himmel schau'st Du and're Höhen,
Und and're Thäler, Wälder, Flüsse.
Dort siehst Du neue Blumen stehen
Und schauest and'rer Faunen Füße,
Die auf manch' süßem Sommerplatz
Den Nymphen folgen mit verliebten Blicken.
Hier, wo Dich sanfte Düft' entzücken,
Erschallt im Schatten Dein Gesang,
Du sitz'st an Meliböens Seite
Und theilest Daphne's Freude.
Der Himmel horcht dem süßen selt'nen Klang,
Es schweigt der Elemente Toben,
Seit sich der nie gehörte Sang erhoben.

So wie am Ulmenbaum die Reben,
Und wie der Stier ist in der Heerde,
Wie auf der Flur die Halme schweben,
Warst Du, entrückt noch nicht der Erde,
Die Freud' und Glorie unser Schaar.
Ach, grimmer Tod, was kann Dir noch entfliehen,
Du, dessen Flammen überziehen
Der allersteilsten Berge Hang?
Ein Hirte, hold wie Du und bieder,
Erscheinet nie uns wieder.
Es tönt so süß uns nimmer ein Gesang,
Wenn sich der Wald mit Laube decket
Und über'n Bach die schatt'gen Aeste strecket.

Die heiligen Göttinnen weinen,
Daß Du so grausam wardst entrissen,
Und Höhl' und Wald in Trau'r erscheinen,
Man sieht die Ströme traurig fließen,
Der Rasen liegt erbleicht und welk.
Die Sonn' entzog uns tagelang die Strahlen,
Es floh das Wild von seinen Mahlen,
Die ihm erzeugt der Weiden Flur.
Nicht zeigt die Heerde sich am Hügel,
Nicht auf der Wies' am Wasserspiegel;
So drückt sich ein des grimmen Schmerzes Spur.
Androgeus hört man's nur erschallen,
Der Nam' allein will noch den Wald durchhallen.

Stets werden frische Kränze blühen
Zu Deines heil'gen Grabes Preise,
Wohin zum Beten Hirten ziehen;
So daß Du durch der Jahre Kreise
Fort in der Hirten Munde lebst,
Die für und für nur Deinen Ruhm verkünden;
Sein schöner Glanz wird nie verschwinden
(Verging auch eine Ewigkeit)
So lang' in Dornen Schlangen nisten,
Und Fisch' im Fluß ihr Leben fristen,
Da Dir nicht bloß sich meine Zunge beut,
Nein, vieler Hirten Sangesweisen
Mit tausenden von Flöten stets Dich preisen.

Webt unter euch ein Geist der Liebe,
Ihr dichten, reich belaubten Eichen,
So wollt' der stillen Asch' hier Schatten reichen.

[G.]

### 2. Bruchstück aus Giovanni Rucellai's Lehrgedichte: Die Bienen.

(Vers 1—235.)

Als ich in hohen Reimen Eure Gaben
Besingen wollt' Ihr keuschen Jungfräulein,
Ihr holden Eng'lein der beras'ten Ufer,
Erschien mir Schlafendem in erster Frühe
Von Eurem Volk ein Schwarm, und von den Zungen,
So Honig sammeln, tönten laut die Worte:
„Befreund'ter Geist, dem es gefallen, nach
Verlauf von funfzehnhundert Jahren unsern
Verkehr und Thun von Neuem zu besingen,
Verlaß den Reim und lauten Wiederhall,
Du weißt ja, daß das Ebenbild der Stimme,
Die aus dem Felsen spricht, wo Echo wohnt,

Von jeher feindlich unserm Reich gewesen.
Erfuhrst Du nicht, daß sie, in Stein verwandelt,
Der ersten Reim' Erfinderin gewesen?
Erfahre nun, daß, wo sie Wohnung hat,
Ihr lästiges und unvollkommenes
Geschwätz die Bienen nimmer weilen läßt."
So sprachen sie; es quoll von ihren Lippen
Auf meine hin ein Waben süßen Honigs.
Und froh entflogen sie zum Himmel wieder.
Ich aber, angehaucht von diesem Ruf,
Wag' es mit heim'schem Wort und ohne Reim
Im Liede eure Ehre zu verkünden.

Und singen will ich, wie der süße Honig,
Des Himmels Gab', auf Kräuter und auf Blumen
Herabträuft klar und flüssig aus der Luft.
Und wie die fleiß'gen arbeitsamen Bienen
Ihn einsichtsvoll und emsig für sich sammeln,
Wie sie dann duft'ges Wachs daraus bereiten,
Um Gottes hohes Bild dadurch zu ehren.
Dies Schauspiel, diese Wirksamkeit sind selten,
Bewund'rung zeugt der schönen Dinge Fülle.
In dem Verfolge werd' ich denn auch melden,
Wie hoher Geist in diesen kleinen Leibern
Mit Königsmacht in Krieg und Frieden herrscht,
Und Züg' und Schlachten führet dieses Volk.
In kleinen Sachen ist die Müh' oft groß;
Doch stellt man sie geschmückt und deutlich dar,
So erntet nicht geringe Frucht der Geist;
Nicht unbekannt ist mir, wie schwierig sei,
Wenn man Gewässer aus der griech'schen Quelle
Zur Heimath hinzuleiten unternimmt.
Vom edeln Baume, den sonst jene netzten,
Brach ich die schönsten Blüthen, grünes Laub,
Und binde daraus einen neuen Kranz;
Den will ich nicht, wie einstens hohen Geistern
Mit Kränzen ihre Stirn umwunden ward,
Um meine legen, nein, dem hehren Tempel
Ihn weih'n, den auf des Arno schönen Ufern,
Vor Alters meine Ahnen Flora*) weihten.
Und Du, Trissin, leih' Dein gelehrtes Ohr
Dem niedern Tone meines Flötenrohres. . . . .
Mein Geist vollbrachte ohne Dich nie Hohes **)
Und Großes nicht; durch Dich hör' ich zum Himmel
Erheben sich das Schwirren meiner Bienen
Und wiederhallen an den hohlen Sphären.
O lege mir zu Lieb' den Königs-Purpur,
Und der beweinenswerthen Sophonisba
Kothurn zur Seite jetzt ein wenig, und
Den hohen Belisar, der durch der Gothen
Besiegung mein Hesperien befreite.
Du hellste Zierde unsrer armen Zeit,
O höre den, der jetzt auf grüner Wiese,
Umringt von Fichten und geehrtem Lorbeer,
Umspült von eines klaren Baches Wellen,
Von seines blüh'nden Gartens Bienen singt
Leih' Deine Lippen mir, woraus die Worte,
An Süße Honig übertreffend, fließen,
Die heil'ger Sinn im Herzen Dir erzeugt.
O tauche sie in flüssigen Krystall,
Versüße mir die Wasser meines Bachs.

**Vorerst** erwähl' den Bienen einen Ort,
Wohin nicht Wind gelangt, kein Weh'n verhindert,
Die süße Speise und des Himmels Manna
Zum niedern Haus vom Felde heimzubringen.
Auch ist's nicht gut, wo Schafe nahe weiden,
Und von den Blüthen und den frischen Kräutern
Die Zieg' und ihre läst'gen Jungen zehren,
Noch wo der Küh und Stiere schwerer Fuß
Des Grases Keime auf der Au' zertreten,
Und von den Blättern schüttelt ab den Thau.
Auch sei'n dem Orte Schlang' und Frösche fern!
Und dulde nicht den grünen Salamander,
Den man bewundern muß ob seiner Schönheit;
Die Schwalb' auch nicht, die im gewund'nen Fluge
(Mit Blut die Brust und Krallen noch befleckt)
Mit ihrem gier'gen und gefräß'gen Schnabel
Auf Bienen lau'rt, die Wachs und Honig bringen,
Zu ätzen damit die geschwätz'gen Jungen.
Doch klare Quellen mögen nahe sprudeln.
Auch Teiche sich mit kraut'gem Grunde dehnen,
Und helle Bäche, welche zitternd gleiten,
Und Rosen, Veilchen, Lilien ernähren,
Und für das Naß der Blumen Schatten haben.
Den Ort beschatte eine hohe Palme
Und wild' Olive, daß, wenn sich die Luft
Im Lenz erhellt und frisches Grün die Welt
Im jungen Jahre überzieht,
Die jungen Kön'ge und die neue Brut
Sich niederlassen auf den nahen Aesten
Und wenn sie auszieh'n aus der alten Wohnung,
Um fröhlich auf der Flur umherzuschwärmen,
Der grün belaubte Sitz sie reize
Dem heißen Sonnenbrand sich zu entzieh'n;
So wie am Weg ein dicht belaubter Baum
Einladet zu der Ruh' in seinem Schatten
Den müden Wand'rer, der vorüberzieht.
Hast in der Näh' Du stehend Wasser, oder
Fließt dort mit Murmeln hin ein süßer Bach,
So lege Aest' hinein von Weid' und Ulme,
Auch viele Steine, daß die Bienen drauf
Sich ruhen mögen, und die feuchten Schwingen
Zum Trocknen in der Sommersonn' entfalten,
Wenn sie im Zögern Regen überraschte,
Ein Windstoß auch sie in die Fluthen warf;
Viel tausendmal hab' ich geseh'n, wie sie
Auf Rosen- und Violenblättern, welche
Der West auf's Wasser häufig wirft, sich setzten
Zum Trank, und fort auf jenen Blättern schwammen,
Den Schiffern gleich, die sich in vielen Barken
Auf's Meer zerstreu'n. Es blühe Majoran
Im Felde rings umher, auch grüner Eppich
Und nied'rer Quendel, der mit tausend krausen,
Gewund'nen Wurzeln auf dem Boden kriecht;
Pflanz' auch die Düfte hauchende Melisse
Und Wohlgemuth, Viol' und Thymian,
Die uns Natur zum Honigseim erschuf.
Verdrießen laß Dich nicht der Veilchen Durst
Mit frischem Wasser aus dem Bach zu löschen.
Der Raum, worin die Bienen wirken sollen,
Befinde sich in ausgehöhlten Bäumen,
In Körben von des Eich- und Korkbaums Rinde,
Dazu taugt auch Geflecht von zähen Ruthen.
Der engen Pförtlein möglichst viele bringe
Darinnen an, denn scharfe Kält' erstarret
Den Honig, und die Hitze löst ihn auf;
Den Bienen schad't das Uebermaß von beiden,
Sie lieben zwischen Hitz' und Kält' das Mittel,
Und mühen sich nicht ohne Grund stets mit
Der Blumen klebrigem und zähem Safte,
Und mit der schmelzbaren und weichen Masse
Höchst kunstvoll eine Spalt' und Ausgang nach
Dem andern, wo der Sonne warme Dünste
Und Nordwind, der die Well' erstarren macht,

*) Anspielung auf den Namen Florenz.

**) Vgl. S. 338.

Mit Kälte sie beläst'gen, zu verstopfen.
Um diese Arbeit zu verrichten, halten
Sie Leim und Pech und Harz von Ficht' und Tanne,
Das vom Gebirge sie geholt, in Vorrath.
Wie auf den Werften jenes großen Landes,
Das sich hindehnt in Adrias Lagunen,
Man Pech bewahrt für Schiffe und Galeeren,
Des Meeres Wogen sicher zu befahren,
Wenn man das Vaterland und Christi Ruhm
Vor der Barbarenwuth des Türken-Sultans
Beschützen will, der, weil ich jetzt hier singe,
Ausbrechen nach Aegypten läßt sein Heer,
Das erst sein rauhes Joch vom Nacken sich
Geschüttelt und von Clemens Hülfe flehet.
Oft auch errichten, lügt nicht das Gerücht,
Die Bienen kunstreich unterird'sche Zellen;
Auch machen sie im lockern Bimsstein Höhlen,
Und nisten ein sich in zerfressene
Und rauhe Stämme alter Eichen.
Du aber fülle an die ritz'gen Zellen
Mit locker'm Leim, verklebe Alles leicht.
Und einen schatt'gen Zweig leg' oben drüber.
Erhöbe in der Näh' ein Taxus sich,
So reut' die Wurzeln aus, den Stamm zerspalte
Zu schwirrenden und langen Bogen, wie
Die äußersten Britannier sie führen.
Laß nahe nicht die rothen Krebse rösten
Und schaffe faules und verdorbnes Wasser,
Das in der Nähe stehen blieb, hinweg.
Den Ort, wo Dünger ätzend duftet, meide,
Die Felsen auch, an deren Wand und Höhlen
Der Schall von Echos Stimme wiederhallt,
Die einst vielleicht die Reim' erfunden hat.
Wenn in des Stieres Zeichen nun die Sonne
Die ganze Flur bezieht mit grünem Kleide
Und überall ihr hehres Licht versendet,
Wie sehr ergötzt's, ausschwärmen sie zu sehen
Auf frohe Weid' und unter zarte Kräuter?
Sie kosten vielfach dann Viol' und Rose,
Die auf bethautem Stengel zitternd nicken.
Kaum setzen sie die zarten Füße drauf,
Die Schwingen halten aufrecht ihren Körper,
Dann schlürfen sie die Blume von dem Thau,
Den aus milchreicher Brust die schöne Gattin
Des Zeus vom Himmel auf die Erde sendet,
Lebend'ge Speis' dem menschlichen Geschlecht
Im früh'sten Alter jener goldnen Zeit.
Es sind die Bienen, wenn das Jahr beginnt,
Von Zärtlichkeit und Liebe all' erfüllt.
Sie sind entzückt im Anblick der Erwachs'nen,
Der Kinder und des lieblichen Geschlechts.
Sie bauen nun mit Kunst und Emsigkeit
Die Wohnungen und Zellen, und von Wachs
Errichten sie ganz gleiche Winkel, welche
Sechs Ecken haben, so viel Füß' hat jede.
O große Kunst der bauverständigen,
Meßkünstlerischen Bienen; dieses sind
Die Vorrathszellen für den harten Winter,
Der edle Saft, den träuft zur Erd' der Himmel,
Mühsam gesammelt, wird drin aufbewahrt. —
Ich singe nun, wie sich der Honig bildet,
Und deute an, warum die Bienen von
So vielen Blumen keusches Wachs sich sammeln,
Um für geweihtes Licht den Stoff zu reichen,
Und hehrem Gottesdienste Schmuck zu leih'n.

[G.]

### 3. Bruchstück aus Luigi Alamanni's Lehrgedicht: Vom Landbau.

(Buch I. Vers 935—1052.)

O glücklich jener, der in Frieden lebt
Und selber seine frohe Flur bebauet,
Der, von dem Umgang' Andrer abgeschieden,
Gerechtem Boden seine Nahrung dankt
Und der des Gut's in Sicherheit sich freuet.
Hat er Gesellschaft nicht um sich, geschmückt
Mit Edelstein und Purpur; ist sein Haus
Mit fremdem Holz und gold'nen Statuen nicht
Verziert; ist mit kostbaren Farben nicht
Die Wand bekleidet, fehlen goldne Kleider,
Des Persers oder Inders köstlich Werk;
Entbehrt sein Lager königlichen Schmuckes,
Ist von so schöner Arbeit nicht sein Putz,
Daß ihn unkundig Volk mit Staunen siehet;
Löscht er nicht Hunger sich und Durst aus alten
Gefäßen, die uns Zweifel drüber lassen,
Ob Schönheit oder Werth an ihnen größer;
Wird seine Schwelle drin und draußen nicht
Von Geh'nden oder Kommenden betreten,
Und sieht man rings nicht tausend eitle Ehren,
So lebst Du sicher doch im armen Hause,
Das Du aus Holz, dem nahen Wald entnommen,
Und Steinen, die am Orte Du gesammelt,
Mit eig'ner Hand von Grund hast aufgeführt.
Den Deinen giebt's Obdach und Ruhestätte.
Du fürchtest nicht Gewalt und Trug der Menschen,
Den Wolf allein; Dein Wächter ist der Hund,
Deß treue Liebe unbestechlich ist.
Erwachst Du bei des Frühroths erstem Schimmer,
Dann tischt Dir Niemand Neuigkeiten auf,
Die tausendfach mit Deinem Wunsch' sich kreuzen.
Durch Geh'n und Bleiben darfst Du Andern nicht
Gefäll'ger sein, als Deinem eignen Herzen.
Auf grüner Aue, in des Waldes Schatten,
Am gras'gen Hügel oder längs des Stroms
Ergehst Du Dich gemächlich oder schnell,
Und handhabst nach Belieben Sichel, Beil
Und Pflug und Karst, wie's eben nöthig ist,
Zu rechter Zeit, allein und ungestört.
Um Dich rast nicht ein aufgeregtes Volk,
Daß die Gesetze unbeachtet schlafen.
Der eigne Baum, den mit der keuschen Gattin
Und eignen Kindern Du gepflanzt, gewährt
Zu jeder Zeit Dir Früchte zum Genusse.
Du theilst dem Nachbar mit, erzählst ihm dann
Vom Wesen, Werthe, Vaterland und Namen,
Und wie es ruhm- und kunstvoll, sie zu bauen;
Zur wahren Ehr' gesellt sich hohes Lob.
Zuweilen führst Du auserles'ne Freunde
Zum Keller, wo kostbarer Wein Dir lagert;
Wie er verschieden schmeckt, zeigst Du
Wie einer fetten Grund, der and're Regen
Erfordert, und dazwischen schwatzet ihr
Von dem, was grad' euch in den Sinn gekommen.
Die Schafe weisest Du und Deine Stiere,
Den treuen Hund zeigst Du, zeigst dann die Kühe,
Erzählst hierauf, wie sich von Jahr zu Jahre
Der Jungen Zahl verdoppelt und die Milch;
Dann führst Du uns dahin, wo sich das Korn
In vielen Haufen aufgeschüttet findet.
Die treue Gattin wünscht nun auch zu zeigen,
Daß ihr vergeblich nicht die Zeit verstrichen,

Und führet froh den Freund mit sich umher,
Zu Wolle, Leinen, Henne und den Eiern,
Der frauenhaften Arbeit Frucht und Lob;
Dann steigt man in das ob're Stock hinauf,
Wo mit einfacher Kost der Tisch sich zeigt,
Der ungeschmückt die Zwiebeln und das Kraut
Des eignen Gartens trägt, und jenes Lamm,
Das heut' der Hirt' dem Wolfe erst entriß,
Der wild ihm Kopf und Seiten schon zerfleischte.
Hier hast Du Gift und Schierling nicht zu fürchten
Von dem, der Dir nach Reich und Schätzen strebt,
Du sättigst ohne Kummer Dich und sorgst
Nur wie Du schlafen magst die Nacht hindurch
Und Dich bei frühem Tag zur Arbeit finden.
Wo aber giebt es jetzt ein Reich, in welchem,
Ruhmwürd'ger Franz*) auf solche Art des Landes
Bebauer sicher und in Fröhlichkeit
Voll Frieden seiner Mühen Frucht genießet?
Die schöne Heimath nicht, der ich entfremdet,
Du, mein Italien nicht, in dem schon lange,
Mein hoher König, Eure Fahnen wehen,
Und wo schon längst nur Krieg und Jammer weilen.
Bebautes Land ist wieder Wald geworden
Und dient zum Aufenthalt unbänd'gem Wilde,
Dem schnöden Volke schmählich Preis gegeben;
Der Hirt' und Schäfer können kaum inmitten
Der Stadt in ihres eignen Herren Schoße
Gesichert leben, der ja selbst zum Raube
Dem wird, der ihn durch Strafe rächen sollte.
Es haben Pflugschaar, Karst und krumme Sichel
Die Form gewechselt und sich umgewandelt
In Schwerterscheiden und in spitze Lanzen,
Um dieses Land mit frommem Blut zu tränken.
Nunmehr mag weit entfernt vom alten Sitze
Italiens Bau'r entflieh'n jenseits der Alpen.
Er suche Galliens Schoß und ruhe sicher,
Von Eurer Herrschaft Fittig sanft beschattet.
Und wird er hier, nicht wie er einst gehabt,
Den Boden warm und hell den Himmel finden,
Und sieht er nicht mehr Tusciens grüne Hügel,
Wo Pallas und Pomonas schönster Sitz,
Vermißt er Lorbeer, Myrthen und Citronen,
Womit Neapels Fluren sich bekleiden,
Weiß er vom Garda-See und tausend andern
Die Ufer und Gewässer nicht zu finden:
Umzieht der holde Duft ihn nicht im Schatten,
Sieht er nicht mehr Liguriens Felsgestade,
Die weiten Au'n und grünen Fluren nicht,
Wo Po, Etsch und Ticin die Blumen wässern,
So schaut er hier die offnen frohen Felder,
Die unermeßlich seinen Blick besiegen,
Und wo der gute Pflüger nöthig hält,
Das Feld durch Stein und Graben abzugrenzen.
Er schaut der Hügel Reiz und süße Anmuth,
Die von einander sich in schönem Zuge
Durch helle Bäch' und schatt'ge Thäler trennen.

[G.]

## 4. Kleinere Gedichte Alamanni's.

(Vgl. S. 342.)

[Als er zu Schiff nach Frankreich floh, richtete er an das toscanische Meer dieses Abschiedsgedicht:]

Leb' wohl, o heilig Meer, vom schwanken Kiele
Begrüßen wir dich, flüchtig und verbannt;
Wir zieh'n nach fernem, unbekannten Ziele,
Den Sternen nur, den feindlichen, bekannt.

Erhebe du denn deine mächt'ge Stimme
Zu Gott, und schirmt er Recht und Frömmigkeit,
So flehe, daß er steuere dem Grimme
Des Schicksals, das uns dem Verderben weiht.

Daß er uns zwar noch nicht zum Hafen lenke,
Denn längern Mühen sind wir aufgespart,
Doch daß er uns, wenn dies vergönnt ist, schenke
Ein ruhig Meer und eine sichre Fahrt.

Daß er an unserm Himmelsrande wieder
Aufleuchten läßt ein fernes Morgenroth,
Daß tröstlich Blau auf uns durch Wolken nieder
Wie Hoffnung blickt, die lange für uns todt.

[Uebers. v. Adolf Dörr.]

### [Epigramm.]

Dem Menelaus wiederum vereint
Spricht Helena voll Scham, indeß sie weint:
Wenn auch mein Körper Dir entrissen war,
Blieb doch bei Dir die Seele immerdar.
Ich glaub' es gern, sagt er, zu meinem Heil,
Doch ließest Du bei mir den schlechtern Theil.

[Uebers. v. F. Ruperti.]

## 5. Aus den Gedichten des Michel Angelo Buonarroti.

(Vgl. S. 355.)

[Die den folgenden Gedichten in Parenthesen vorangestellten Ziffern bedeuten die Nummern in den italiänischen Sammlungen des Michel-Angelo-schen Canzoniere. Die ersten sieben Gedichte sind an Vittoria Colonna gerichtet, obschon in den Sammlungen nur die Nummern 115. 117. 118. mit dem Namen Vittoria's bezeichnet sind.]

### a. (1.)

Nichts kann der beste Künstler denken sich
Das nicht in einem einz'gen Marmorsteine
Umschrieben wär', und dies ergreift alleine
Die Hand, die seinem Geist dient williglich.

Das Uebel, das ich flieh', das Gut', das ich
Ersehn', in Dir, Anmuth'ge, Hohe, Reine,
Ruht's ebenso; zuwider ist nur meine
Kunst dem erwünschten Zweck, und tödtet mich.

So hat nicht Liebe Schuld an meinen Schmerzen,
Nicht Deine Schönheit, Hochmuth, große Strenge,
Nicht mein Geschick noch Loos darf ich verklagen.

Wenn Du trägst Lieb' und Tod in Deinem Herzen
Zugleich, und meinem schwachen Geist gelänge
Nur Tod mir glühend d'raus hervorzuschlagen.

### b. (2.)

Kein sterblich Wesen meine Augen sah'n,
Als in mir Deiner heitern ersten Leuchte
Zurückschien, worin Ruh zu finden däuchte
Dem Geist, der stets strebt seinem Ziel zu nah'n.

Woher er kam, die Schwingen himmelan
Entfaltet er, blickt nicht nur hin auf leichte
Schönheit, der Augen Lust, die trüglich seichte:
Jenseits zur Urgestalt steigt er hinan.

Ich sag': es kann, was sterbend muß zerrinnen
Den Weisen nicht befried'gen, kann nicht frommen,
Am Wandelbaren Liebe zu erproben.

Zaumlose Lust, nicht Liebe sind die Sinnen,
Der Seelen Mörder. Liebe macht vollkommen
Wohl Geister hier, doch noch vollkomm'ner
droben.

c. (4.)

Wenn jene Sonne, die des Weltalls Glieder
Lenkt, heilt und stimmt, auch immer ist nur eine,
Zeigt sie nicht immer doch im hellen Scheine
Sich uns, und streut vielfält'ge Gaben nieder.

Mir scheint in einer Art sie, Andern wieder
In and'rer, mehr und minder hell und reine,
Je nachdem Krankheit gegen Gottes feine
Bethauungen verflüchtigt die Gemüther.

So, je empfänglicher des Herzens Haus,
Je heller glänzt und prägt sich immer tiefer
Du Hehre, drinn Dein Angesicht und Werth.

Doch, schöpft der Geist nur schwache Tugend draus,
Ist's, weil von Deinem Licht der hohe Schimmer
Sprengt das Gefäß, und meine Kraft verzehrt.

d. (6.)

Mein Herz ist's nicht, wo meine Liebe glüht:
Denn zu Dir heg' ein herzlos Lieben ich,
Dorthin gewandt, wo Staubes Neigung sich
Noch Arg nie trüglich nah'n darf dem Gemüthe.

Mich schuf Lieb', als von Gott die Seele schied,
Zum lautern Auge, schuf zum Glanze Dich
Daß ihn in Deiner Hülle lediglich,
Zu unsrer Qual, mein heißes Sehnen sieht.

Wie Wärm' und Feuer sich nie trennen ließe,
So nie vom Ew'gen Schönes; und mein Sinn
Erhebt, was, Ihm gleich, von Ihm kommt her-
nieder.

In Deinen Augen seh' ich Paradiese:
Wo ich Dich erst geliebt, dort flammend hin
Heim kehr' ich, unter Deine Augenlieder.

[a—d übers. v. G. Regis.]

e. (68.)

Als Du, zu der sich meine Wünsche sehnen,
Hinwegginst, weil der Himmel so gewaltet,
Stand die Natur, die Schön'res nie gestaltet,
Beschämt, und wer Dich sah, der weinte Thränen.

Ach, meiner Hoffnung süße Träume sanken
Vernichtet hin — Wo bist Du? — Kehrst Du
wieder?
Es birgt die Erde Deine Götterglieder,
Der Himmel Deine heiligen Gedanken.

Doch Deinen Ruhm, der durch die Länder fliegt,
Und allen sagt, wie herrlich Du gewesen,
Den hat die Macht des Todes nie besiegt.

Auf tausend Blättern ist von Dir zu lesen;
Und deshalb ist der Tod Dein Herr gewesen,
Weil man durch ihn allein zum Himmel fliegt.

[Uebers. v. Hermann Grimm.]

f. (115.)

Hat erst die Kunst, die gottgebor'ne, reine,
Ein Menschenbild erfaßt, so formt gemach
In niederm Thon sie der Gedanke nach,
Daß ihre Erstgeburt dem Aug' erscheine.

Doch in der zweiten erst, im harten Steine,
Erfüllt der Hammer das, was er versprach:
Verklärt und neugeboren kennt hernach
Begränzung seines Ruhms das Kunstwerk —
keine.

So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll
Hoheit,
Als ein vollkommn'res Werk geboren werde.

Mein Zuviel tilget, es ergänzt die Lücken
Eu'r Mitleid; doch verscherzt ich das in Rohheit,
So wendet mir auch alles Heil den Rücken.

[Uebers. v. Karl Witte.]

g. (117.)

Weil minder unwerth, hohe Frau, zuweilen
Ich sein möcht' Eurer unbegrenzten Güte,
Brannt' anfangs mein zu schwacher Geist und
glühte,
Durch irgend ein Verdienst ihr vorzueilen.

Allein, gewahrend dann, daß zu so steilem
Ziel nimmer eigner Werth die Bahn mir biete,
Gab so verweg'nen Wunsch auf mein Gemüthe
Und irren selbst muß nun von Wahn mich heilen.

Ich seh' wohl, wie, wer weint, daß aufzuwiegen,
Mit meinem schwach hinfäll'gem Werke sei
Der Gottesthau von Euren Gnadengütern,

Irrt. — Geisteskraft, Kunst, Kühnheit unterliegen:
Denn nicht mit tausend Werken einzig neu
Kann Erdentugend Himmelsgab' erwiedern.

h. (118.)

Bald auf dem rechten Fuß, bald auf dem linken
Tret' ich abwechselnd zwischen Sünd' und Tu-
gend;
Nach meinem Heile suchend
Zagt das verworr'ne Herz und quält mich matt,
Wie wem, die Sterne sinken,
Der strauchelnd jeden Pfad verloren hat.
Ich reich' ein weißes Blatt
Dar Eurem heil'gen Kiele,
Damit Ihr schreibt, im Zweifel mich belehrend,
Wie diese Seele, jedes Licht's entbehrend,
Auf ihren letzten Schritten, von Begier
Sich nicht zum Falle mag verlocken lassen!
O schreibt! Euch ziemt's, die meinem Leben Ihr
Zum Himmel habt gezeigt die schönsten Straßen.

[g. und h. übers. v. G. Regis.]

i. (103.)

O wehe, wehe mir, der ich nun keinen
Von soviel Tagen in vergang'nen Jahren,
Nicht einen finde, der mir selbst gehörte,
Weil mich des Lebens eitler Wahn bethörte.
Mit Lieben, Hoffen, Zagen, Grollen, Weinen:
Denn jede Leidenschaft hab' ich erfahren.

So ward ich von dem Guten und dem Wahren,
Zu spät' erkenn' ich's, immer fern gehalten:
Nun fühl' ich ein allmähliges Erkalten,
Stets größer wird auf meinem Pfad der Schatten,
Die Sonne sinkt, nah' ist mein letzt' Ermatten.
[Uebers. v. Adolf Dörr.]

---

[Religiösen Inhalts.]

k. (109.)

Ach laß Dich aller Orten von mir finden,
Denn fühl' ich mich erhellt von Deinem Lichte,
Wird jede and're Gluth im Geist zunichte,
Der sich an Dir auf ewig möcht' entzünden.

Dich ruf' ich, Herr, Dir will ich mich verbünden
Zum Trutz betrüglich dunkler Qualgesichter;
Durch büßendes Bereu'n erweck' und richte
Den Sinn mir auf, die Kräfte, die schon schwinden.

Der Du den ew'gen Geist mit Zeit umgeben,
Und in so machtlos unbewegte Hülle,
Ihn eingeschränkt dahingabst dem Geschicke:

Du woll'st ihn stützen, fördern, neu beleben!
Von Dir allein kommt ihm des Guten Fülle:
Die Kraft des Höchsten ist sein ganzes Glücke.
[Uebers. v. G. Regis.]

---

l. (111.)

Wohl wär mir's süß, zu Dir, o Herr, zu beten,
Wenn zum Gebet die Heiligung ich hätte;
In meinem öden Feld ist keine Stätte,
Wo sich die Früchte eigner Tugend böten.

Du warst der Keim, wenn Herzen zu Dir flehten,
Sie trieben Samen, wo Du grubst sein Bette;
Doch eig'ne Kraft sprengt niemals ihre Kette,
Zeigst Du die Bahn nicht, die sie muß betreten.

In meine Seele drum, Erhab'ner, flöße
Gedanken, die so lebensvoll mich leiten,
Daß stets ich folge Deiner heil'gen Nähe,

Und von der Zunge mir, der schwachen, löse
Die Flammenworte Deiner Herrlichkeiten,
Daß stets Dein Lob ich künde und erhöhe.
[Uebers. v. Friedrich Notter.]

---

## 6. Aus einem Capitolo des Francesco Berni.

(a F. Sebastiano del Piombo pittore Veneziano.)

Was macht Ihr, seit der Abschied mich betrübte
Von Euch, und Ihm, dem wir ergeben so,
Daß ich in ihn, den Mann, mich fast verliebte?

Ich meine Meister Michel Angelo.
Denn seh' ich ihn, wird gleich mir so zu Sinnen,
Wie Weihrauch und Gelübde dankesfroh

Ihm opfern. Frömmer, traun, wär' dies Beginnen,
Als wenn sich Kranke, die geheilt sind, nähen
Ein Kleid von weißem oder grauem Linnen.

Ihn halt' ich für das Mark der Ur-Ideen
Von aller Plastik und Architektur,
Gleichwie von der Gerechtigkeit Asträen;

Und glaub', wer bilden wollt' eine Figur,
Sie Beid' in Eines zu verflechten,
Müßt' ihn nothwendig conterfeien nur.

Dann wißt Ihr, wie so brav er, wie von echtem
Geist, Urtheil, Kunstverstand, wie all' sein Wesen
Besteht im Wahren, Schönen, Guten, Rechten.

So oft ich Lai' Betrachter noch gewesen
Von seinen Liedern, war mir's klar und hell,
Als hätt' ich sie im Plato selbst gelesen.

So lebt in ihm Apoll uns und Apell. —
Schweigt doch vom „bleichen Veilchen," „Frühlings Lachen,"
Von „flüssigem Krystall" und „Rehen schnell!"

Ihr Andern redet Worte nur, er Sachen .....
[Uebers. v. G. Regis.]

---

## 7. Aus Berni's burlesken Sonetten.

[Vorwort zu Prinzivalles da Pontremoli Gedichten.]

Ich hab' Euch, gute Leute, zu verkünden,
Daß der, so dieses Büchlein hat geschrieben,
Von Ehrgeiz immerdar ist frei geblieben,
Und durch dies Werk sich Ruhm nicht will begründen.

Er dichtete, Erholung drin zu finden,
Nicht wie es von Autoren wird getrieben,
Die vor den Leuten sich zu brüsten lieben,
Und um gedruckt zu sein, sich drängend schinden.

Doch weil nun männiglich mit ihm krakeelet,
Ein Jeder dringend Mittheilung erbeten,
Und er, daß dies ihm lästig, nicht verhehlet:

Zumal als der und der ihn angetreten,
Und ihm das Buch zu leihen hat gequälet,
Wobei sie nie es wiedergeben thäten;

Da hat's an Einsicht nicht gefehlet,
Wie schlimm er sich am End' dabei befunden,
Er wollte brechen dann mit jenen Kunden;

Nun hat sich wer gefunden,
Der Werk' in Druck zu nehmen trägt Begehren,
Dem sagt er, mag's zur Druckerei sich scheeren:

So müßt Ihr Euch den Druck erklären.
Und Ihr, die meinen Freund sonst überlaufen,
Mögt Euch das Werk im Bücherladen kaufen.
[G.]

---

## 8. Aus Agnolo Firenzuola's burlesken Sonetten.

(Vgl. S. 375.)

Hätt' ich in Prato hier die Form zum Gießen,
Die, als er abreist', Phöbus mir verehret,
Womit er Reime schaffen mich gelehret,
Die mittelst der Maschine hurtig fließen!

So schnell könnt ihr die Waffeln nicht genießen,
Die man zur Thomas-Messe Euch verehret,
Wie ich, wofern Ihr's irgend nur begehret,
Canzonen und dergleichen konnte gießen.

Doch ließ ich eines Morgens sie zum Pfande
Zu Rom zurück im Gasthof zum Kometen,
Weil ich ein Schüßlein Gallerte gegessen.

Nie hatt' ich Geld, und war drum nicht im Stande
Sie einzulösen; so liegt jetzt in Nöthen
Der Dichter Handwerk, so fast ganz vergessen.

Drum wähl' ich diätetisch Essen,
Oft lange Zeit, bis ich mich kann entbrechen,
Madam' Euterp' und Klio anzusprechen.

Mein Johann Täufer mag sich nur gewöhnen,
Zu häufig meinen Strom nicht anzusprechen,
Wer rasch verfährt, muß oft sich lassen höhnen.
[G.]

## 9. Aus dem Orlandino des Teofilo Folengo.

### Rolands Geburt.

(VII., St. 3—30.)

Aurora schüttelt frisch sich das Gefieder,
Am Horizont gar lieblich anzuseh'n.
Der Hirt erhebt zum Tränken schon die Glieder,
Um mit der Heerd' zum klaren Bach zu geh'n.
Zum Himmel wendet er die Augenlider,
Freut sich, daß Phöbus freundlich auf will steh'n;
Zum Stab greift er mit Zuversicht und Freude
Und führt' die Heerd' hinaus auf ihre Weide.

Bertha verblieb allein in ihrer Hütte
Und schläft, von Müdigkeit noch ganz erfüllt;
Ein Schreck durchfährt sie in des Traumes Mitte,
Der Athem stöhnt gehemmt und kochet wild;
Ein klein Geräusch scheucht fort des Schlafes Tritte,
Und sie erwacht, des Schmerzes traur'ges Bild,
Da sie zur Seite Milo nicht mehr findet,
Weshalb vom Aug' ein Thränenstrom sich mündet.

Sie lag nun da vertieft ganz in Gedanken,
Die Wange ruhet auf die Hand gestützt,
Phöbus, vor dem die Finsterniß muß wanken,
Hat in das Fenster kaum hereingeblitzt,
Da fängt das Weiblein zitternd an zu schwanken.
Die Weh'n beginnen, während sie so sitzt,
Von der Geburt; so grimme Schmerzen walten,
Daß sie für mindre Pein den Tod kann halten.

Die Stimm' erhebt sie kreischend, knirscht und heulet,
Krümmt sich von einer Seit zur andern hin,
Und niemand ist, der ihre Schmerzen theilet,
Und tröstet ihr besänftigend den Sinn.
„Frosina!" ruft sie, „Milo, kommt und eilet!"
Doch hat sie von dem Rufen nicht Gewinn.
In diesen Ställen, die vom Schmutze kleben,
Kann nur die Wand von Stein ihr Antwort geben.

In dieser Höhle ward das Kind geboren,
Und nicht ein Zeuge wohnt dem Acte bei.
Ein Wunder kam für Augen nun und Ohren;
Denn als zu End' war die Gebärerei,
Hatt' sich ein Haufen Wölfe her verloren,
Der in dem Wald ausging auf Streiferei.
Sie lassen rings die heisern Stimmen rollen,
Drum hat man Roland Jenen heißen wollen.

Bertha, die nun vor Schwäche fast will sterben,
(Erbarmt euch Steine, die ihr's saht!) steht auf,
Nimmt hin den Sohn, des Mangels einz'gen Erben,
Und lenkt den Schritt zu eines Baches Lauf,
Setzt sich, und wäscht den Jungen dort, den derben,
Sie trocknet ihn, legt ihn in Windeln drauf,
Und dann schaut sie ihn an, stets fließen Zähren;
Doch plaget sie nicht Schmerz mehr vom Gebären.

Sie küßt ihn fort und fort, kann auf nicht hören,
Und leckt' ihm Stirne, Augen, Mund und Kinn,
Von süßer Freude läßt sie sich bethören,
Schlägt jeden Schmerz sich munter aus dem Sinn.
Drauf sieht man heimwärts sie zur Hütte kehren,
Erschöpft sinkt dorten sie auf's Lager hin,
Bis heim der Hirt mag seine Heerde treiben;
Zeit ist's und kühl, wo mag er denn nur bleiben?

Da kömmt die Heerde schon herangezogen,
Er wendet pfeifend oftmals sich zurück,
Tritt ein, zum Lächeln das Gesicht verzogen,
Da trifft auf Roland, der da schrie, sein Blick.
Die Frau, von sanftem Schamroth angeflogen,
Erzählt, das Haupt gestützt, nun ihr Geschick.
Wie? wann? und wo? der Knabe ward geboren,
Vor Schwäche geht die Sprache ihr verloren.

Der gute Alte, ohn' etwas zu sagen,
Hebt schnell den Fuß, die Stirn vor Freudigkeit,
Wäscht sich die Händ' in heiterem Behagen,
Und lockt ein buntes Zicklein, das nicht weit
Im Gras'; es läßt die Weide sonder Zagen
Und ist dem Ruf' zu folgen schnell bereit;
Er melkt's in eine Schale nun manierlich,
Die ekelhaft nicht war, nein, rein und zierlich.

Darin läßt er ein halbes Brot erweichen,
Und nimmt drei frische Eier aus dem Nest,
Worin drei Hennen in Gemeinschaft laichen,
Und setzt sie auf der Asche heißen Rest.
Nun kehret er, die Milch ihr darzureichen;
Sie spricht: Beim Himmel, der mich nie verläßt,
Werd' ich, mein Vater, doch die Zeit erleben,
Wo ich Vergeltung kann für Alles geben.

Nicht stets wird das Geschick mich ja befeinden,
Stiefmütterlich mir doch nicht immer sein;
Denn kann ich Fels und Bestien mir befreunden,
Um wie viel eh'r muß es mich bald befrei'n.
Hierauf greift sie zum Trunke, dem gedeih'nden,
Und schlürfet allgemach die Milch hinein;
Gesättigt fühlt sie nicht, was noch sie schmerzte,
Der Wehen Noth, der Nöthen allerhärtste.

Nun müssen Ei'r und Wasser sie erlaben,
Sie spürt die Wiederkehr der alten Kraft.
Als sich erneuet wen'ge Tage haben,
Ist ihre Krankheit ganz hinweggeschafft.
Für ihres Wirthes gastfreundliche Gaben
Fühlt allen Dank sie leer und mangelhaft.
Sie glaubt, daß alles Gold nicht aus mag reichen,
Die große Wohlthat wieder auszugleichen.

Er greifet Morgens stets und spät zum Bogen,
Der über Alles liebevolle Wirth,
Indeß sein Vieh, zur Weid' hinausgezogen,
Am stillen Ort von selbst gehütet wird.
Im Wald, am Berg und an des Flusses Wogen
Jagt er nach Vögeln immer, und es schwirrt
Vergebens nie sein Pfeil, der gutgezielte,
Todt fiel herab, worauf er irgend hielte.

Das Weibchen nähret er mit solcher Beute,
Vom Hirten umgewandelt nun zum Koch;
Sie sieht man morgen schöner stets als heute,
Nicht Magerkeit verbleibt, nicht Blässe noch.
[G.]

---

## 10. Aus dem „Amadis" des Bernardo Tasso.

(Vgl. S. 385.)

Die Prinzessin Oriana wird von einem Löwen angefallen und durch Amadis gerettet.

[Amadis ist der mit einer Tochter des Königs von Kleinbritannien erzeugte Sohn Perions, Königs von Frankreich. Er war gleich nach seiner Geburt in einem Kästchen auf's Meer ausgesetzt und wurde am schottischen Hofe erzogen. Hierher kam der britische König Lisuarte mit seiner Gemahlin und seiner Tochter Oriana. Bei seiner Abreise hinterließ er diese der Pflege der schottischen Königin, weil er sie wegen ihrer Jugend den Gefahren der Seefahrt nicht wieder anvertrauen wollte. Zur Bedienung erhielt sie den jungen Pagen Amadis.]

Der Hauptstadt nahe war ein Ort gelegen,
Wo oft bei kühler Morgenlüfte Weh'n,
Wenn sich Aurorens erste Strahlen regen,
Die Königin sich pflegte zu ergeh'n.
Ein grüner Platz strahlt Blüthen ihr entgegen,
In dessen Mitt' ein klarer Quell zu seh'n,
Der schwatzhaft langsam strömt von seinem Rande,
Und, wie er fortläuft, silbern scheint im Sande.

Kaum hatten mit Viol' und Amaranthen
In Ost der schönen Sonnenrosse Paar
Die Horen, so von Neuem an sie spannten
Vor'm gold'nen Wagen, hold geschmückt das Haar,
Als, da die Stern' ihr letztes Licht entsandten,
Die Königin, weil es so kühl noch war,
In reicher, fröhlicher Gesellschaft Kreise
Am Meer entlang beginnt die kleine Reise.

Wie wenn oft unter hellster Sterne Strahlen,
Latona's Tochter sich im Anfang zeigt,
Die Element' im neuen Licht sich malen,
Und neuen Tag der dunkeln Welt sie reicht;
Die andern Stern' am Himmel minder strahlen,
Und wie es scheinet, Kron' und Schwan erbleicht,
Ist Orian' die lieblichste erschienen
Von tausend Frauen, die sie rings umdienen.

Aurora, die an gleicher Schönheit Zügen
In diesem dunkeln Thal sich nie ergötzt,
Ist vor so hoher Schön' herabgestiegen,
Hat sich mit liebevollem Blick geletzt;
Der unnennbaren Süße zu erliegen,
Hat sie dem Sieg durch sie sich ausgesetzt.
Die Horen, vor ihr tanzend sonst den Reigen,
Steh'n fest gebannt, auf sie den Blick zu neigen.

Nicht minder Licht strahlt aus den schönen Blicken
Und von der Stirn des fremden Pagen her,
Von wo ausströmet Grazie und Entzücken,
Wie leuchtend Naß am klaren Quell rings her.
So seltne Schön' muß Göttinnen berücken,
Und Ebn' und Hügel seufzen darob schwer.
Es möchten ihn zum Schwiegersohn gewinnen
Thetis, ihr Gatt', das Meer und was darinnen.

Indeß mit den Gefährten auf der Wiese,
Die sich mit tausendfachen Reizen schmückt,
Orian' ein Engel stand im Paradiese,
Von hundert Jungfrau'n emsig rings beschickt,
Entstieg dem Hügel schnell ein Löwenriese,
Am Rachen ward noch blut'ger Schaum erblickt,
Der ihn gefärbt; da solchen sie entdecken,
Fühlt jeder Sterbliche sich tief erschrecken.

Nicht anders, wenn auf kräuterreichen Auen
Die jungen Heerden grasend sich ergeh'n,
Und Blüthen weiden, die noch frisch vom Thauen,
Vor grimmen Wild nicht in Besorgniß steh'n,
Wenn sie vom Wald, wo er sich barg, erschauen
Den Wolf, der's auf Verderben abgeseh'n,
Erzittern, und da sie nicht zaudern können,
Die Einen hier, die Andern dorthin rennen;

So siehet man, von jäher Furcht befallen,
Die Ritter und die Damen rasch entflieh'n,
Die Ritter, denen oblag doch vor Allen
Geleit' und Schutz nie Jenen zu entzieh'n.
Der Löwe, dem die finstern Mähnen wallen,
Verfolgt die Schaar der Schwachen wild und kühn.
Orianen hat zur Beut' er sich erlesen,
Weil sie an Reiz die Würdigste gewesen.

Der Herr vom Meer fühlt hier den Muth sich kehren,
Den ihm des Himmels Güte reichlich gab,
Ihn muß der Scherz bei der Gefahr verzehren,
Die auf sein Herz, das Fräulein, stürzt herab.
Und Einem nimmt er ab die Seitenwehren,
Von denen, die vor Furcht gemacht Kehrab;
Zum Löwen läuft er dann, der rasch Gewandte,
Wie einst zu goldnen Aepfeln Atalante.

Die Sorg' um die Geliebte lieh ihm Schwingen
Und füllt sein Herz mit mächt'ger Tapferkeit;
Sein Ziel vermocht' er kaum noch zu erringen,
Der Löw' hat just erreicht die blasse Maid;
So edeln Lebens Blüthe zu verschlingen,
Hält er die grimmen Tatzen schon bereit.
Erbleicht, erloschen fast des Lebens Funken,
Ist sie bestürzt zur Erde hingesunken.

Kühn ist der Liebende hervorgesprungen
Und macht zum Schild der Holden seine Brust,
Die Brust, worin nie feiger Sinn gedrungen,
Die noch von Schien und Panzer nicht gewußt,
Und solch ein wüth'ger Hieb ist ihm gelungen,
Daß jene Klau', womit der Leu die Lust,
Das Fräulein zu zerfleischen, will genießen,
Ein Stumpf ins Gras herabfällt zu den Füßen.

Es brüllt die Bestie schrecklich und es schallen
Den Ton zurück Berg überall und Thal,
So mag im Himmel zorn'ger Donner hallen,
Indeß die Blüthen knickt des Regens Strahl;
Doch läßt das kühne Herz den Muth nicht fallen,
Denn als der Löwe heult vor Schmerzens-Qual
Und falsch an Jenem will die Wuth bekunden,
Sucht anderwärts sein Feind ihn zu verwunden.

Es hebt ihr Haupt beim grauenvollen Brüllen
Halb todt und zitternd auf die holde Maid.
Da sie ihn schaut, für den sie Lieb' muß füllen,
Allein im fährlichen und harten Streit,

Gesellt zur Furcht sich Schmerz, und es umhüllen
Sie mehr als vorher Bläss' und Traurigkeit.
Sie sinkt; es ist ihr jeder Sinn umnachtet,
Wie auf der Flur die Blum' in Durst verschmachtet.

Der kühne Muth hat aber schon genommen
Dem Leu'n das Leben und den Uebermuth,
Und die Gefährten sind zurück gekommen,
Und trösten froh das noch erschrock'ne Blut.
Ihr Herz, von tausend Aengsten noch beklommen,
Wie von der Wog' umhüllt die Klippe ruht,
Muß im geheimen Schmerz so lang' noch stehen,
Bis sie des theuern Jünglings Haupt gesehen.

Wie wenn mit seiner Augen heißem Blicke
Der böse Hundsstern aus das Erdreich brennt;
Den frohen Schmuck der Flur nimmt er zurücke,
Den man als Florens Zierd' auf ihr erkennt;
Wenn plötzlich auferstehn'n des Windes Tücke,
Die trüb' verschleiern uns das Firmament;
Auf Gras und Blum' ergießt sich reicher Regen
Und giebt zum Grünen und Erfrischen Segen:

So ist die Schönheit wiederum zu schauen,
Die eis'ge Furcht zuvor hinweggescheucht.
Nachdem am Antlitz auf die Farben thauen,
Wird fast zum Brand der Himmel selbst erweicht;
An Trost kann sie vor Andern sich erbauen,
Sie deckt, daß sich die inn're Lust nicht zeigt,
Mit ihrem Schlei'r der Keuschheit heil'ge Röthe,
Doch so nicht, daß sie ihm den Blick verböte.

Sie dankt mit süßer, lieblicher Geberde,
Im Herzen stärker noch als mit dem Laut,
Denn Amor brannte auf dem innern Heerde,
Wo er nicht hörbar Andern sich vertraut.
Es machen Sorg' und Lust so ihm Beschwerde,
Daß nichts zu reden sich der Page traut.
So ändern auf dem Antlitz' sich die Farben,
Daß Feu'r und Eis, entstanden, wieder starben.

[G.]

## III. Aus den Briefen des Bernardo Tasso.

[Wie oben in der Lebensgeschichte Tasso's bereits erwähnt (S. 384), begleitete dieser den Fürsten Ferrante Sanseverino im Jahre 1547 nach Augsburg. Hier schrieb er den folgenden Brief an seine Gattin Porzia, welche in Salerno zurückgeblieben war. Der Sohn Torquato, um dessen Erziehung es sich zum Theil in diesem Briefe handelt, war damals drei Jahr alt.]

Ich wünschte, mein süßes Herz mich mit dem Körper in diesen Brief eben so verwandeln zu können, als mit meinem Geiste; alsdann würde ich Dein und mein Sehnen zu gleicher Zeit stillen können. Nimm mit meinem Willen vorlieb, da Du es mit der That nicht kannst. Allein sei versichert, daß ich Dir auf den Schwingen meiner Neigung so oft meine Gedanken im Gewande der reinsten und unverletzlichsten Treue zusende, daß dieselben die meiste Zeit über bei Dir leben. Thu'st Du, wie ich hoffe und wünsche, ein Gleiches in Bezug auf mich, so bin ich gewiß, daß nicht nur häufig, sondern stets unsere Gedanken unterwegs einander begegnen. Ich weiß, meine Abwesenheit macht Dir Schmerz und lange Weile und ich fühle in meinem eigenen Herzen das Nagende Deines Grames; derselbe gehet mir um so mehr durch die Seele, je weniger ich Dich, denselben zu ertragen, stark weiß; nicht weil es Dir an Umsicht mangelt, sondern weil Du einen Ueberfluß an Liebe und Gefühl hast. Wenn aber die eigentliche Belohnung in der Gegenliebe bestehet, dann sei zufrieden und ruhig bei Deiner Liebe zu mir, denn ich liebe Dich in dem äußersten Maaße, womit man ein sterbliches Wesen lieben kann. Ich hoffe meine Rückkehr wird schneller, nicht als ich wünsche, sondern als Du glaubst, erfolgen. Ich will und könnte Dir auch das wann? nicht schreiben, da solches weit mehr vom Willen Anderer, als von meiner Entschließung abhängt; je weniger gehofft und geglaubt, um so angenehmer wird sie Dir sein. Allein für den Fall, daß es Gott (dessen Willen wir uns zu fügen haben) gefallen sollte, daß meine Abwesenheit länger als Noth thut, dauerte, will ich Dich hierdurch in Kenntniß setzen, wie Du Deine theuern Kinder so ziehen magst, daß sie zu unserer Freude und ihrer Ehre und Nutzen der Welt von unserer Liebe und Sorgfalt und ihrer Tugend Zeugniß geben. Dich hat Dein jugendliches Alter für ihre Erziehung noch nicht hinlängliche Erfahrungen machen lassen, ich will Dir daher theils aus alten, theils aus neuern Philosophen einige Vorschriften mittheilen, mit Hilfe deren Du unter Gottes Gnade sie so erziehen wirst, daß Du Dein ehrenvolles Alter im Schooße ihrer tugendhaften Jugend wirst ausruhen lassen können. Das Wesen der Erziehnng, oder wie Du mit einem mütterlichen Ausdrucke sagst, der Pflege, hat zwei Rücksichten: sittliche und wissenschaftliche Bildung; die erstere ist gemeinsame Obliegenheit von Vater und Mutter; die zweite nur für den Vater. Ich will mit Dir deshalb nur von der sittlichen Bildung reden, und mir (wenn Gott dazu das Leben verleiht) die Sorge für unseres Torquato Studien vorbehalten, dessen kindliches Alter noch nicht erlaubt, ihn unter das Joch der Zucht zu nehmen. Ich sage also, daß, wenn der Geber alles Guten sie uns auch (falls die väterliche Liebe mich nicht täuscht), und so viel sich bei diesem zarten Alter erkennen läßt, schön an Leib und Seele geschenkt hat, es doch, um sie zur erwünschten Vollkommenheit zu bringen, eines bildenden Einflusses auf sie bedarf: gleich wie kein Erdreich so hart, rauh und unfruchtbar ist, welches durch Cultur nicht alsbald weich, fruchtbar und gut wird, und kein noch so guter Baum, wenn man denselben nicht umsetzt und oculirt, wieder zu verwildern und unfruchtbar zu werden unterläßt, so giebt es keinen von Natur noch so rohen Geist, welcher durch lange und gute Unterweisung und Zucht nicht angenehm und gelehrig werden sollte; noch andererseits einen trefflichen und glücklichen, der ohne sorgsame und gute Pflege nicht verderben und aus der anfänglichen guten Art schlagen sollte. Gewöhnung gestaltet sich leicht zur Natur; wir müssen daher auf alle Weise bemüht sein, so lange der Baum zart und beugsam ist, den Stamm ihrer Gedanken und die Zweige ihrer Handlungen nach der Seite der Schönheit und Tugend hinüber zu gewöhnen. Gleich wie kleine, in die zarte Rinde eines jungen Baumes eingeschnittene Buchstaben mit dem größer werdenden Stamme selbst wachsen und mit ihm fortleben; so drücken auch die gegebenen Lehren und Beispiele von Tugenden

im Gemüthe eines Kindes sich ein, und nehmen solches Leben, solche Kraft an, daß sie nimmer vergehen; läßt man sie aber verhärten und sich auf die schlimme Seite gewöhnen, so wird kein Studium, keine Sorgfalt, die man darauf verwendet, im Stande sein, sie auf die bessere Seite zurückzubringen, eben so wenig, als man das bereits umgedrehete Rad des Wagens zurückzuschieben vermag. Unsere Cornelia ist nun aus ihrer Kindheit hinausgetreten und wird von Tag zu Tage größer an körperlichem Wachsthum; ihr Verstand wird schärfer und lebendiger; man kann auf ihn, wie auf ein fruchtreiches und in Stand gesetztes Land, bereits einen unserer würdigen Samen ausstreuen; keiner aber ist edler, keinem entsprießet köstlichere, reichlichere, den Hunger und Durst nach weltlichen Freuden weiter entfernende Frucht als dem Samen der Liebe und des Namens Gottes. Mit allen Kräften, mit steter Sorgfalt mußt Du ihrem kindlichen Gemüthe, seinen Namen, seine Liebe und die Gedanken an ihn einprägen, damit sie denjenigen ehren und lieben lerne, von dem sie nicht allein das Leben, sondern alle Güter und Annehmlichkeiten empfängt, welche den Menschen in dieser Welt glücklich und in jener selig zu machen vermögen; in ihrem zarten Sinne suche selbst der Furcht Gottes Eingang zu verschaffen, der Furcht sage ich, doch nicht einer niedrigen, sclavischen, diese mißfällt seiner Majestät, sondern einer edlen, sanften, welche jederzeit so mit der Liebe vereinigt und verbunden sein muß, daß sie davon unzertrennlich und unscheidbar ist; aus dieser geschwisterlichen Vereinigung und Verbrüderung entstehet die Religion. Wie der Schatten zwar unnütze und wilde Pflanzen im Keimen nicht hindert, sie aber nicht reifen und Frucht bringen läßt, so läßt die Religion keinen schändlichen Fehler oder kein Hauptlaster in ihren Gemüthern wurzeln und keine Zeit heraufkommen, worin eine Frucht der Verworfenheit zur Reife gedeihen könnte. — Damit Du wissest, was das Wort Sitten bedeutet, muß ich Dir sagen, daß Gesittung nichts anderes ist, als bei allen Dingen, die man sagt, eine gewisse Bescheidenheit und Anstand zu zeigen, und bei denen, welche man thut, eine gewisse Ordnung und angemessene Art zu beobachten, aus denen jene Würde, jene Wohlanständigkeit hervorleuchten und glänzen, bei der nicht nur Auge und Gemüth der Weisen, sondern auch der Thoren sich ergötzt und Bewunderung empfindet. Die Sitten sind nun verschieden nach der Zeit oder der Einsicht; einige werden den kindlichen Gemüthern durch die Vernunft und Sorgfalt Anderer gelehrt und eingeprägt; andre lernen sie nach selbstständigen Betrachtungen mittelst ihres eigenen Urtheils mit der Zeit. Denke also daran, sie diejenigen zu lehren, welche man von Dir am meisten fordert. Es giebt zweierlei Arten zu unterweisen, eine durch Unterricht mit Gründen, die andere durch Beispiele. Weil der Sinn des Auges den des Ohrs an Schnelligkeit übertrifft, und von Natur eine größere Kraft hat, so ist es nöthig, daß Du, Frau Porzia, wenn Du Deine Kinder so erziehen und sie so bilden willst, daß sie wegen ihrer Sitte und Tugend gelobt zu werden verdienen, Dich ihnen so zeigst, wie Du wünschest, daß sie selbst Andern erscheinen mögen. Die stille Zucht hat es mehr mit Thatsachen, als Worten zu thun, jene aber ist die erfolgreichste; denn, wolltest Du ihnen Regeln geben, welche Du selbst nicht befolgst, so würde es so sein, als wollte Jemand einem Freunde den Weg weisen und schlüge eine falsche Straße ein. Wenn Vater und Mutter wohlthätig auf ihre Kinder einwirken wollen, müssen sie gemäßigt und sanft sein und mit solcher Sorgfalt, solchem Eifer ihre Tugenden an den Tag legen, daß sie bemüht sind, dieselben wie eine kostbare Flüssigkeit durch Aug' und Ohr in das Gemüth und den Geist des Kindes einzugießen, daß sie sich selbst ganz in dasselbe verwandeln; denn sobald das Kind mit dem kindlichen Gedanken nachzusinnen, und wenn auch nicht in den innern, doch in den äußern und oberflächlichen Räumen des Verstandes umher zu schwärmen anfängt, so richtet und heftet es Aug' und Ohr auf Vater und Mutter, beobachtet und betrachtet Alles, was diese thun, mit äußerster Aufmerksamkeit. Die Bewunderung der Tugenden seines Vaters ist der empfindlichste Stachel, um den Geist des Sohnes in derselben Richtung zu treiben, welche der Vater eingeschlagen. Vor allen aber habe Obacht auf die Zucht Deines Gesindes; kein häßliches, ruchloses, leichtfertiges Wort gelange zu dem Ohre Deiner Kinder, keine unanständige, schändliche Geberde lasse sich vor ihren Augen blicken; dies muß Deine eigenste Sorge und Eifer sein. Die meiste Zeit über habe sie um Dich, und weile bei ihnen; ihre Augen müssen auf Dein Gesicht gewendet sein; von Dir sollen sie sprechen, gehen lernen. Führe sie in kein Haus, worin nicht eine sanfte und keusche Erziehung gehandhabt wird. So wie von Orten her, welche überall gesund sind, nur eine wohlthuende Lebensluft wehen kann, so kann aus der gewohnten Betrachtung eines guten und tugendhaften Betragens nur der Odem einer guten Zucht sich entwickeln. Wenn auch die Sitten, welche durch Studium Anderer dem Gemüthe sich einprägen, nicht wahre Tugenden, sondern Aehnlichkeit, Bild, Schatten derselben sind, so ereignet sich's gleichwohl im Laufe der Zeit (so groß ist die Macht der Gewohnheit!), daß sie, wie Pygmalions Statue, durch Gottes Gnade in den Geist und das Leben wahrer Tugenden sich umwandeln. Hüte Dich in den Fehler der meisten andern Mütter zu verfallen, welche durch zu große Nachsicht, durch übermäßige Nachgiebigkeit in dem Willen und den Wünschen der Kinder, nicht nur bloß ihnen zu gefallen handeln und sprechen, sondern auch Andere nichts gegen ihren Willen reden und thun lassen wollen und so ihr Betragen verderben. Auf diese Weise lassen sie jene eine Beute der Vergnügungen werden und machen Vergnügungssucht und Sinnlichkeit zum Herrn, ja Tyrannen ihres jugendlichen Denkens. Ich will damit nicht gesagt haben, daß Du deswegen zur höchsten Furchterregung oder zu Schlägen Deine Zuflucht nehmen müssest, vielmehr tadele ich diejenigen, welche ihre Kinder schlagen, eben so sehr, als wenn sie Hand an das Bild Gottes zu legen wagten. Tugend muß in den Gemüthern der Kleinen nicht mit der Peitsche oder durch Furcht bewahrt werden — denn Furcht ist ein schwacher Wächter der Tugend —; sondern auch hier muß jene für alle unsere Handlungen so sehr empfohlene Mittelstraße beobachtet werden. So wie man sich hüten muß, daß ein Uebermaß von Strenge und Härte die Liebe zum Vater nicht dergestalt aus dem Herzen des Sohnes verdränge, daß alle dankbaren Regungen sich in Haß gegen denselben verwandeln, so muß man auf gleiche Weise darauf bedacht sein, daß durch zu große Nachsicht und

Nachgiebigkeit die Furcht und Ehrerbietung und Ehrfurcht, welche er ihm zu erweisen gewohnt und schuldig ist, sich nicht verlieren. Wenn aber zuweilen (was bei der Unvollkommenheit unserer Natur unvermeidlich ist) die Kinder einen Fehler begehen, so drücke, wenn er gering ist, ein Auge zu; ist er mittelmäßiger Art, so mache mehr liebevolle, als harte Vorwürfe, worin man sich nach einem guten Arzte richten muß, welcher dem Kranken lieber durch Diät als durch Purgiren zu helfen sucht; ist es aber ein grober Fehler, dann verfahre ohne die gewöhnliche Milde und Nachsicht; zornig, streng und unbeugsam zeige Dich sodann. Sollte etwa ein Dienstbote auf die nämliche Art sich vergehen, wie das Kind, so muß man (wie ich auch der Meinung bin, daß das Kind nicht geschlagen, und aus einem freien und ebenbürtigen Wesen ein sclavisches gemacht werde), meines Erachtens den Dienstboten nur durch Wort und That zurechtweisen, damit das Kind, wenn es an Anderen seine eigenen Fehler bestrafen siehet, sein Vergehen erkenne und zugleich einsehe, wie es unsere Liebe verscherze, wenn es sich von der Stärke der Sinnlichkeit zu diesem Fehler hinreißen läßt. — Noch unzähliche andere Unterweisungen lassen sich für eine gute Erziehung geben; allein ich fürchte durch eine zu starke Häufung derselben Dich zu verwirren, und ich glaube, alle Haupt- und allgemeinen Punkte berührt zu haben, unter welchen alle übrigen specielleren Vorschriften mit einbegriffen sind, und begnüge mich daher, bis hieher geredet zu haben. So wie ich die Sorge für Torquato's Studien, wenn er das dazu erforderliche Alter erreicht haben wird, mir vorbehalte, so überlasse ich Dir, als einem Weibe, das Ermessen, Cornelien in allen denjenigen Beschäftigungen zu unterweisen, welche für eine wackere Jungfrau gleichsam als ein Schmuck ihrer Schönheit und Tugend schicklich und nöthig sind; ich weiß, Du wirst dies auf's Vollkommenste ausrichten. Lebe vergnügt, und verscheuche mit der Freude, welche Dir die geliebten Kinder gewähren, die Dir stets mein Bild gegenwärtig erhalten, die lange Weile über die Abwesenheit Deines Gatten.

[G.]

# XVI. Torquato Tasso.

Die Lebensverhältnisse des Dichters, über dessen erste Erziehung der am Schlüsse des vorigen Abschnitts mitgetheilte Brief des Vaters einige Mittheilungen enthält, sind bis auf die neueste Zeit der Gegenstand anziehender Darstellungen in biographischen und dichterischen Formen gewesen. Und in der That, hatten je die Schicksale eines Dichters poetischen Reiz, so waren es die Torquato Tasso's. Der Umstand, daß schon früh der Versuch gemacht wurde, die wichtigsten Ereignisse in seinem Leben mit einem Geheimnisse desselben in Verbindung zu bringen, und daß auf diese Art sich nach und nach eine Sage oder vielmehr eine sagenhafte Geschichte, welche sich trotz aller skeptischen Kritik, ja oft unter dem Deckmantel derselben, zu einem tragischen Stoffe abrundete, erhöhte das Interesse, das die Thatsachen in der Lebensgeschichte Tasso's an sich schon erregen. Wer kennt nicht das schöne dramatische Gedicht Goethe's, dessen Mittelpunkt die Schicksale dieses Dichters bilden? Goethe kannte den biographischen Stoff, der bis zur Zeit der Entstehung seines Drama's vorlag, vollständig: er benutzte ihn sorgfältig, wenn auch frei und eigenthümlich.*)

In der Darstellung der Lebensgeschichte Bernardo Tasso's haben wir bereits erwähnt, daß sein und der Porzia Sohn Torquato 1544, am 11. März, in Sorrento geboren wurde. Bernardo hatte gewünscht, daß Torquato sich juridischen Studien und hernach einer denselben angemessenen Laufbahn widmen möchte. Doch hatte die Erziehung, die der Jüngling empfangen, ihn nicht wohl dazu vorbereiten können. Bernardo führte ein herumirrendes Leben: Torquato begleitete ihn, wie Ascanius, sagt er einmal, den Aeneas. Aus einer Jesuitenschule in Neapel war er in seinem zehnten Jahre nach Rom gebracht worden, wo er

*) Eine ausführliche und gediegene Erörterung der Frage, welchen Stoff Goethe zu seinem Drama benutzt, hat Theodor Jacobi in Breslau in seiner Abhandlung: „Tasso und Leonore" (Prutz' „literarhistorisches Taschenbuch." Jahrgang 1848.) gegeben.

bei einem Freunde seines Vaters, dem bergamischen Edelmann Maurizio Cattaneo, wohnte. Sein Aufenthalt in dieser Stadt war nur von kurzer Dauer. Bernardo wurde durch den Tod seiner Gattin, welche im Februar 1556 dem Schmerze über die Trennung von den Ihrigen erlag, und durch die persönliche Gefahr, in welche ihn die Belagerung Roms durch die kaiserlichen Truppen zu stürzen drohte, bestimmt, sich nach Ravenna zurückzuziehen und seinen Sohn (1556) nach Bergamo zu senden. Sechs Monate später rief er ihn zu sich nach Pesaro, wo ihm der Herzog von Urbino ein Asyl bereitet hatte. Im Mai 1559 ließ er den Sohn nach Venedig kommen, wo er sich wegen des Drucks seines „Amadis" aufhielt. Bald darauf begann der sechzehnjährige Torquato auf der Universität Padua unter dem berühmten Panciroli das Studium der Rechte. Aber früher als seine Studien vollendete er in seinem siebzehnten Jahre ein romantisch-episches Gedicht: „Rinaldo innamorato" in zwölf Gesängen. Die Unstetigkeit des Aufenthalts, die damit verbundene Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die Stimmungen, wie sie in Verbannten abwechseln, konnte keine Neigung zu ernsten abstracten Studien in ihm pflegen. Uebrigens hatte er von früh auf an den poetischen Arbeiten seines Vaters theilgenommen; er hatte ihm einige Abschnitte des „Amadis" ins Reine geschrieben, die Correspondenz, damals ein so bedeutender Theil der literarischen Thätigkeit, besorgen helfen; hierdurch war frühzeitig sein eigenes Talent erweckt worden, dem dann ein empfängliches, reizbares, zu Liebe und Melancholie geneigtes Gemüth reichlich Nahrung gab; er wurde von dem Reize, der für den jugendlichen Ehrgeiz in der Beschäftigung mit der Poesie liegt, angezogen und fortgerissen. Wie natürlich, daß nun eine etwas trockene Beschäftigung ihn nicht anregte, daß die Vorlesungen Panciroli's keinen Eindruck auf ihn machten: seine Seele war schon von einem Gegenstande erfüllt und gefesselt. Während seines Aufenthalts in Padua hatte er bereits den Plan zu einem epischen Gedichte gefaßt, dessen Gegenstand die Eroberung Jerusalems durch die Christen unter Gottfried von Bouillon sein sollte. Er war schon über die Anzahl und Namen der in demselben aufzuführenden Personen mit sich einig geworden, hatte zu verschiedenen Episoden den Plan entworfen, und die Orte bestimmt, an welchen er dieselben einschalten wollte. Zu Bologna machte er mit der Ausarbeitung einzelner Partieen einen Anfang, und es haben sich von diesem ersten Entwurfe noch drei Gesänge erhalten, welche er dem Herzoge von Urbino gewidmet hatte. Vorher jedoch war bereits sein erster größerer Versuch, der vorhin erwähnte „Rinaldo" (Venedig 1562) erschienen. Er hatte dasselbe dem Cardinal Luigi von Este zugeeignet; eine Folge davon war, daß dieser den Dichter in seine Dienste berief.

Torquato war einundzwanzig Jahre alt, als er 1565 dem Rufe des Cardinals nach Ferrara folgte. Die ersten Scenen, die sich ihm hier darbieten, sind die in den Annalen des Hoflebens und des Ritterwesens gleich berühmten Feste, welche zum Empfange der neuvermählten Herzogin Barbara von Oesterreich veranstaltet wurden. Unter dem prächtigen Titel der Cavallèrie della Città di Ferrara sind sie in einer besonderen Druckschrift, am ausführlichsten das Turnier vom 11. December, dargestellt. Hundert Ritter nahmen daran Theil. Auf Tasso hinterließen diese Dinge einen so gewaltigen Eindruck, daß er sich noch in späten Jahren bewogen fühlte, ihn in einem seiner Dialoge („il Gianluca ovvero delle Maschere") zu schildern. Da der Cardinal zur Zeit jener Feste auf Reisen war, und der Begleitung Tasso's nicht bedurfte, so hielt dieser sich großentheils am Hofe des Herzogs Alfonso II. von Ferrara auf. Zwei Schwestern des Herzogs und des Cardinals, Lucrezia und Leonore von Este, waren die Zierden des Hofes. Ihre Mutter, Renate von Frankreich, hatte ihnen die sorgfältigste Erziehung gegeben, und ihnen von Jugend auf Geschmack an den Wissenschaften, an der Poesie, an der Musik und den anderen Künsten eingeflößt. Beide waren liebenswürdig und schön, doch eben nicht mehr jung; denn Lucretia stand damals im einunddreißigsten und Leonore im dreißigsten Jahre. Die ältere hatte bei den Festen geglänzt; die jüngere war durch eine Unpäßlichkeit an denselben theilzunehmen verhindert, oder jene hatte ihr wenigstens zum Vorwand gedient, da sie keine Freundin von Geräusch und großer Gesellschaft war. Tasso wurde zuerst der Lucrezia vorgestellt, und diese fand so viel Geschmack an ihm, daß sie selbst ihn bei ihrer Schwester einführte. Bald besaß er die



Torquato Tasso.

Zuneigung beider Fürstinnen in gleichem Grade. Er hatte Beide, vorzüglich die Lucrezia, schon in seinem Rinaldo gepriesen. Diese stellte den Dichter auch dem Herzog, ihrem Bruder, vor. Alfonso, welcher wußte, daß er ein Gedicht auf die Eroberung von Jerusalem angefangen habe, suchte ihn durch eben so schmeichelhafte als dringende Aufforderungen zur Ausführung seines Unternehmens zu bewegen. Diese Aufforderungen bestimmten Tasso, seine seit beinahe zwei Jahren unterbrochene Arbeit wieder vorzunehmen. Zugleich faßte er den Entschluß, sein Gedicht dem Herzog Alfonso zuzueignen und es dem Ruhme eines Hauses zu widmen, von welchem er damals so viele Gunstbezeugungen erhielt. In wenigen Monaten hatte er die sechs ersten Gesänge geendigt. Sobald er einen vollendet hatte, las er ihn den beiden Fürstinnen vor, deren Beifall seine Begeisterung entflammte und unterhielt. Sein großes Werk hinderte ihn nicht, bei schicklichen Gelegenheiten kleinere Gedichte an sie zu richten. So vergingen mehrere Jahre, in welchen Tasso sich an dem von Galanterie und Gelehrsamkeit gleich beherrschten Hofe sehr wohl geltend zu machen verstand Um nur Einiges anzuführen, so disputirte er einmal drei Tage hintereinander mit Herren und Damen in der Akademie, und zwar zu Ehren seiner Dame, welche eine Lucrezia Bendidio gewesen sein soll. Seine fünfzig Thesen über das erwählte Thema: das Wesen der Liebe, waren aus der platonischen Philosophie entnommen, und wie es scheint, führte er sich durch ihre Vertheidigung alles Ernstes bei der gelehrten Corporation ein.

Im Jahre 1570 fand die Vermählung Lucrezia's mit dem Herzog von Urbino statt; kurze Zeit darauf riefen den Cardinal Luigi, der das Erzbisthum Auch in Frankreich besaß, die Angelegenheiten der Hugenotten nach Paris. Tasso sah sich veranlaßt, ihn zu begleiten. Vor seiner Abreise setzte er ein Testament auf, dessen Original noch in der Bibliothek zu Ferrara aufbewahrt wird. Darin bestimmte der Dichter, die erotischen Poesieen, die er auf eigenen Antrieb, nicht die, welche er für Andere gedichtet, zu veröffentlichen; ihnen die Rede beizufügen, die er bei Eröffnung der Akademie zu Ferrara gehalten, und gewisse von ihm näher bezeichnete Stücke des befreiten Jerusalems mit dessen Ausarbeitung er noch beschäftigt war. Mit der Durchsicht des Ganzen beauftragt er den Marchese Scipio Gonzaga, nachmals Cardinal, Dominico Pensiero und Giovanni Battista Guarini; er fordert sie auf, ohne Scheu Alles zu streichen, was ihnen unpassend scheine, doch bei Hinzufügungen und Aenderungen höchst vorsichtig zu verfahren. Was er in seinem Hause zurückgelassen, bat er zu

verkaufen, so wie auch die Gegenstände, die er bei dem Juden Abraham Levi für fünfundzwanzig Lire als Pfänder zu stehen hatte, und sieben feine Teppiche, die Bernardo Tasso 1544 in Flandern gekauft hatte und die bei Geraldini, einem Juden, der wegen seiner dem Herzoge von Ferrara geleisteten Dienste geadelt worden, ebenfalls versetzt waren. Mit dem Ueberschusse des Erlöses bat er seinem Vater Bernardo Tasso ein Denkmal zu setzen, für das er eine lateinische Inschrift bestimmte, welches jedoch nie ausgeführt wurde. Im Fall man bei Vollstreckung dieser seiner Wünsche irgend auf Schwierigkeiten stieße, schrieb er vor, sich an die „eccellentissima madama Leonora" zu wenden, in deren Gunst er volles Vertrauen setze. Noch vor dem Ablauf des Jahres 1570 trat er die Reise nach Frankreich an. Hier wurde er von dem Könige Carl IX., der sein poetisches Talent zu schätzen wußte, und von Katharina von Medici sehr huldvoll aufgenommen. Auch Ronsard und andere französische Dichter behandelten ihn mit großer Auszeichnung. Indessen fand er in Frankreich keinen Ersatz für das, was ihm Italien bot: in einem Briefe beklagt er, die Wissenschaft und Literatur wären dort von den Edeln aufgegeben in die Hände der Plebs gefallen, die Philosophie, die eine Königin der Seelen sein solle, sei zu einer Dienstmagd der Habgier und schmutziger Gewerbe herabgesunken. Dazu kam, daß das Verhältniß Tasso's zu dem Cardinal nach und nach kühl geworden war. Kaum hatte sein Aufenthalt in Frankreich ein Jahr gedauert, als er sich, im December 1571, noch vor der Abreise des Cardinals genöthigt sah, nach Italien zurückzukehren. Als Grund seiner plötzlichen Abreise und der Ungnade, in die er beim Cardinal gefallen, wurden seine Neugier, mit der er in die tiefsten und wichtigsten Staatsgeheimnisse zu dringen versucht hatte, so wie einige Indiscretionen angegeben. Er selbst hat den Grund der Ungnade in seinem Eifer für die katholische Religion gesucht, welcher größer gewesen sei, als der des Cardinals. Unter welchen Verhältnissen Tasso Frankreich verließ, läßt folgende Stelle einer Schrift aus jener Zeit erkennen: „Der Admiral von Joyeuse verlieh eine Abtei für ein Sonett. Die Verse, welche Desportes im Schweiße seines Angesichts machte, trugen ihm eine jährliche Rente von 10,000 Thalern ein. An demselben Hofe starben mehrere Dichter vor Hunger. An demselben Hofe mußte Torquato Tasso, als er in Verlegenheit um einen Thaler war, eine Dame seiner Bekanntschaft bitten, daß sie ihm denselben leihe. Er reiste in denselben Kleidern nach Italien zurück, in denen er es verlassen hatte. Und gleichwohl hatte Tasso keine Stanze gedichtet, die nicht eben so viel werth gewesen wäre, als das Sonett, welches die Abtei eintrug." So scheint Voltaire recht gehabt zu haben, wenn er, im Widerspruch mit französischen Historikern, erklärte: „Alle die Schätze und die Ehren, die Tasso am französischen Hofe geerntet, beschränken sich auf einige Lobeserhebungen; das ist das Schicksal der Poeten."

Nach seiner Ankunft in Rom (1572) sah sich Tasso für allen Verdruß, den er bei seiner Abreise aus Frankreich gehabt, reichlich entschädigt. Er wohnte im Palaste des Cardinals Ippolito d'Este, fand zahlreiche Freunde wieder und wurde vorzüglich von seinem Landsmanne Girolamo Albano, welchen Pius V. kurz vorher mit dem Purpur bekleidet hatte, und von dessen Secretair Cattaneo, in dessen Hause Tasso als Knabe gewohnt hatte, sehr freundlich aufgenommen. Zu Rom empfing er die Einladung Alfonso's II. nach Ferraro. Er reiste im April ab und verweilte einige Tage zu Pesaro bei dem Herzoge von Urbino. Anfangs Mai kam er in Ferrara an. Alfonso empfing ihn mit dem höchsten Wohlwollen und ließ ihm eine Wohnung im Palaste einrichten, eine Gunst, die selbst Ariosto unter Alfonso I. nicht zu Theil geworden war. Der Dichter hat später erzählt, wie ihn Alfonso zu seiner Tafel, zu seinen vertrautesten Gesprächen, zu seinen Jagden zuließ und ihm ein freies Urtheil über seine Gedichte, die er ihm oft vorlas, zugestand. Nach dem in der Bibliothek zu Modena befindlichen Register der Hauptausgaben zu Ferrara unter Alfonso II. erhielt Tasso monatlich 58 Lires, das Doppelte von dem, was sein Vater in derselben Stellung erhalten hatte. Im Januar des folgenden Jahres wurde an der Universität der Lehrstuhl der Geometrie und Astronomie frei; er wurde Tasso übertragen. Diese Professur ließ ihm volle Muße, sein Gedicht zu vervollkommnen, da nach einem alten Gebrauch nur des Sonntags eine astronomische und geometrische Vorlesung gehalten wurde.

Neuen Ruhm hatte ihm inzwischen sein Idyll-Drama „Amintas“ erworben. In Ferrara war die Gattung des Schäferdrama besonders cultivirt worden, eine weitere Ausbildung der antiken dialogischen Idylle, welche sich mit ihren lyrischen Bestandtheilen und der überschwänglichen Behandlung der Liebe, unterstützt von Musik, Malerei, idealer Kleidung, bald die besondere Gunst der Zeit gewann. Mitten im freudigen Leben des Hofes nahm nun Tasso diese Form auf und gab ihr in dem „Aminta“ die möglichst größte Vollendung, indem er darin die blühendste Lyrik entfaltete und zugleich allen Anforderungen genug zu thun strebte, welche Aristoteles an ein dramatisches Gedicht gemacht hatte. In den ersten Monaten des Jahres 1573 war das Stück geschrieben worden. Zu Ostern, während der Anwesenheit des Cardinals Luigi, ward es aufgeführt und erwarb so großen Beifall, daß die Fürstin Lucrezia von Urbino, welche nicht zugegen sein konnte, den Autor zu sich nach Pesaro einlud, damit er es ihr besonders vorlese. Er begab sich im Anfange des Sommers zu ihr und sie freute sich über seine Gegenwart so sehr, daß sie ihn bei der steigenden Hitze mit sich nach Castel Durante nahm und erst im Herbst wieder mit reichen Geschenken nach Ferrara entließ. Hier sehen wir nun Tasso, begierig, alle Gebiete der Kunst zu durchmessen, seine Hand auch nach dem Kranze des tragischen Dichters ausstrecken. Allein Alfonso's Wunsch bringt ihn davon ab. Er läßt seinen „König Galealto von Norwegen,“ noch ehe der zweite Act beendigt ist, liegen und wirft sich wieder mit Hast auf seinen lange vernachlässigten „Gottfried von Bouillon“ („Goffredo“ — dies war der ursprüngliche Titel des „befreiten Jerusalem“). Nichts soll ihn jetzt an der unmittelbaren Beendigung dieses seit zehn Jahren begonnenen Werkes hindern. Aber erst im Frühjahr 1575, nachdem den Dichter ein heftiges Fieber lange gemartert und ihm eine noch länger dauernde Schwäche hinterlassen, schließt er sein Gedicht ab.*) Noch einmal wollte er es durchsehen und dabei den Rath gelehrter Freunde benutzen. Da ward er im Juni aufs Neue von einer zwar kurzen, aber heftigen Krankheit befallen, als deren Folge eine unnatürliche Reizbarkeit in dem Dichter zurückblieb. Wegen seines Gedichtes holte Tasso persönlich den Rath der Freunde in Padua und Bologna ein. Nach Rom wurde eine Abschrift an Scipio Gonzaga geschickt, der Tasso's Jugendfreund und damals noch Prälat, bald darauf aber Cardinal war, und es versammelten sich um ihn einige Gelehrte, welche methodisch Punkt für Punkt beriethen und bald in Gemeinschaft, bald von einander abweichend ihre Gutachten abgaben. Es waren, wie wir aus ihren noch erhaltenen Briefen ersehen, Pier Angelo da Barga, Flaminio de Nobili, Silvio Antoniano und Sperone Speroni, lauter bedeutende Männer, deren Urtheil für Tasso von größtem Gewichte war. In vielen Fällen fügte er sich ihrem Rathe; statt Einzelnheiten zu verbessern, begann er bald ganze Theile seines Werkes umzuschmelzen und schob den Druck darum auf. In anderen Fällen dagegen blieb er hartnäckig bei seiner eigenen Ansicht. Eine Verständigung schien nur eine Reise nach Rom herbeizuführen. Das Jubiläum, welches dort gerade gefeiert wurde, diente ihm endlich als Vorwand, den Widerstand zu beseitigen, der ihm anfangs entgegengetreten war. Er brachte einen Theil des Winters in Rom zu, wo er seine Zeit theils den Andachtsübungen widmete, welche zur Erlangung der großen Indulgenz in allen Kirchen begangen wurden, theils den Besprechungen mit den Revisoren seines Gedichts. Ueber Florenz kehrte er im Januar 1576 nach Ferrara zurück. Im folgenden Monate trafen dort, zum Carneval, zwei Frauen ein, welche nicht weniger durch Rang und Geist, als durch ihre körperlichen Vorzüge Aufsehen erregten: Leonore Sanvitali, neuvermählte Gräfin von Scandiano, und ihre Stiefmutter Barbara Sanseverino, Gräfin von Sala. Beide wurden von den Hofleuten umschwärmt, von den Poeten in Liedern gefeiert. Auch Tasso brachte ihnen in reichem Maaße seine Huldigungen dar, und wurde bald, Dank seinen schönen Sonetten, von Beiden ganz besonders bevorzugt. Er feierte einen glänzenden Triumph über alle Nebenbuhler und erfreute sich während des folgenden Sommers der Nähe seiner neu erworbenen Freundinnen. Aber Alles, was ihm sonst nur ein reines Glück

*) Hier beginnt Goethe's Drama. In der ersten Scene wird der italiänische April geschildert.

gewährt hätte, war jetzt nur geeignet, sein Gemüth zu beunruhigen. Unermüdlich versichert er in seinen Briefen, daß seine Neider und Nebenbuhler sich in eine geschlossene Partei vereinigt hätten und von da aus Ränke gegen ihn schmiedeten. Ueberall wähnte er sich von Verräthern umgeben. Mit Angst bewacht er seine Papiere, mit Schrecken denkt er an jede Blöße, die er sich selber gegeben oder ein Freund an seinen Arbeiten aufgedeckt hat. Und gerade das führt dann wieder zu Vorgängen, die seiner immer steigenden Hypochondrie neue Nahrung geben mußten.

Während der Osterfeiertage 1576 hielt er sich bei dem Grafen Ferrante Tassoni, Gouverneur von Modena, zum Besuch auf. Seine Wohnung in Ferrara hatte er während dieser Zeit einem Freunde überlassen; nur den Schlüssel einer Kammer, in welche er seine Papiere gebracht, hatte er mit sich genommen. Als er zurückkam, glaubte er auch diese durch einen Schlosser heimlich geöffnet, seine Briefe schienen ihm von fremder Hand durchwühlt. Er war nur mit größter Mühe zu beruhigen. Man habe, meinte er, die Einwendungen der römischen Gelehrten gegen sein Gedicht herausgesucht, um sie gegen ihn beim Herzoge zu gebrauchen. Einige Monate später traf er im Schloßhofe mit einem Freunde zusammen, der nach mancherlei Anzeichen Geheimnisse in einer sehr peinlichen Sache verrathen haben sollte. Nach seiner sanften und fein gesitteten Weise begann Tasso sich freundschaftlich gegen ihn zu beklagen und ihn methodisch auf die möglichen Folgen seiner Unbesonnenheit aufmerksam zu machen. Als aber der Angeklagte, statt sich zu entschuldigen, heftig ward, Alles bestritt und Tasso selbst Lügen strafte, da erfaßte diesen ein solcher Zorn, daß er ihm einen Schlag ins Gesicht gab. Scheu zog sich der Geschlagene zurück: allein einige Tage darauf machte er mit seinen Brüdern hinterrücks einen bewaffneten Anfall auf Tasso, wobei dieser nur durch die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, mit der er sein Schwert zog und sich zur Wehr setzte, sein Leben rettete. Die Meuchelmörder flohen und der Herzog verbannte sie aus der Stadt. Die Sache hatte an sich keine weiteren Folgen. Allein bei Tasso bemerken wir bald, daß er von nun an beständig für sein Leben besorgt ist. Er wähnt sich von Gift bedroht und traut seinen eigenen Leuten nicht mehr. Andere Dinge noch beunruhigten das krankhafte Gemüth. In seinem Gedicht hatte er nach dem Muster seiner ferraresischen Vorgänger das Haus Este auf's Neue verherrlicht; er zweifelte nicht, daß diese Beflissenheit und das Verdienst ihn auf eine höhere Stufe, in eine bequemere Lage befördern würde. Da geschah es, daß ihm der Antrag gemacht wurde, in die Dienste des Hauses Medici zu treten. In der Stimmung, in der er war, ließ er sich bewegen, darauf einzugehen. Da er sich jedoch nicht völlig entschließen konnte, gerieth er in eine unbestimmte, schwankende und höchst unbequeme Stellung. Schon mit sich selber ward er uneinig. Indem er in Ferrara darauf antrug, daß man ihn zum Geschichtschreiber des Hauses ernennen möge, gelobte er seinen florentinischen Freunden, dies Amt nicht anzunehmen, um nicht von dem Hause Medici ungünstig reden zu müssen. Allmählig aber wurde jene Unterhandlung auch Anderen bekannt und an dem Hofe ruchbar. Zwischen Medici und Este bestand eine uralte, eingewurzelte Eifersucht; Alfonso, der von einem Angehörigen unbedingte Verehrung forderte, war davon betroffen, daß ein so namhafter Mann zu seinen Feinden übergehen wolle. So wie das Vertrauen schwand, das der Hof bisher dem Dichter bewiesen, regten sich seine Feinde, seine Neider. Ja Tasso selbst hatte Augenblicke, wo er sich wegen seines Vorhabens verdammte; er fürchtete, man werde es ihm als einen Treubruch auslegen, der ihn beschimpfe. Alle diese Dinge setzten ihn in eine innere Aufregung, die ihn auch deshalb um so mehr beherrschte, da sein Gedicht, das bisher seine Phantasie beschäftigt, sie in einem bestimmten Kreise der Thätigkeit festgehalten, damals im Ganzen vollendet war und er sich ungestört seinen düsteren Imaginationen, seinem menschenscheuen, egoistischen Mißtrauen überlassen konnte.

Dazu waren peinliche Gedanken von einer noch schlimmeren Art gekommen. Tasso fühlte sich, der entschieden religiösen Richtung, die er hatte, zum Trotz, in dem christlichen Glauben nicht fest. Er hatte den ersten Unterricht in einer Jesuiten-Schule in Neapel bekommen; er erzählt selbst, daß er von den Jesuiten bereits in seinem neunten Jahre zum

Abendmahl gelassen worden sei, ehe er noch von der Bedeutung desselben etwas verstanden. „Aber die Umgebung," sagt er, „die Würde des Ortes, der Apparat, das Murmeln und sich an die Brust schlagen der Umstehenden brachten in mir eine geheime Devotion hervor." Die Frömmigkeit, welche die Jesuiten bezweckten, beruhte überhaupt mehr auf der Erregung eines dunkeln Gefühles als auf Einsicht, auf Unterricht. Ehe Tasso diesen empfangen konnte, ward er in die Irrfahrten seines Vaters verflochten. Da war er nun wohl übrigens ein guter Katholik geworden, d. h. er haßte, wie er sagt, den Namen eines Lutheraners, eines Ketzers, als etwas Verpestendes, — er wünschte von Herzen, „wiewohl," nach seinem eigenen Ausdruck, „mehr mit weltlichem als mit geistlichem Eifer," daß der Sitz des Glaubens, daß das Papstthum sich bis an das Ende der Tage erhalten möchte, — es war in ihm der allgemeine Umschwung der italiänischen öffentlichen Meinung von einer Abneigung gegen das Papstthum zu einer Hinneigung zu demselben vorgegangen; aber dies hinderte nicht, daß ihm nicht gegen die Grundlehren des Glaubens Zweifel aufgestiegen wären. Er konnte die Meinungen der Philosophie, denen er Beifall gab, mit diesen Lehren nicht vereinigen. Er hielt Gott für ein ewiges Princip, für die erhaltende Weltseele; aber ob er die Welt geschaffen, ob er dem Menschen eine unsterbliche Seele verliehen, ob er sich selbst mit der Menschheit bekleidet habe, alles dies war ihm zweifelhaft, und daraus folgte denn, daß er an die Wirksamkeit der Sacramente, an Himmel und Hölle, endlich auch an die Autorität des römischen Stuhls nicht vollkommen glauben konnte. Was ihn noch in Schranken hielt, war, wie er sagt, nur eine knechtische Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, die ihm eben auch in erster Jugend eingeprägt worden sein wird. Nicht immer hatte er nun mit diesen Meinungen zurückgehalten; da er sich jetzt von Feinden umgeben und verfolgt glaubte, da er Jedermann in Verdacht hatte, so fing er an zu fürchten, man habe ihn bei dem geistlichen Gericht angegeben. Es kam hinzu, daß viele Einwendungen, die gegen sein Gedicht gemacht wurden, diesen Punkt betrafen. Nicht alle seine poetischen Phantasieen hatten das Gepräge der Rechtgläubigkeit, und ohnehin gab es manchen ehrenwerthen Mann, dem alle und jede Dichtung in einem so kirchlichen Stoff unzulässig vorkam. Anfangs hatte sich Tasso darüber hinweggesetzt; allmählich machte es doch einen gewissen Eindruck auf ihn, da es mit seinen übrigen Befürchtungen zusammenfiel. Jedoch das Schlimmste war, daß in ihm selbst Scrupel erwachten. War ihm heute ein religiöser Zweifel aufgestiegen, so verdammte er ihn morgen darüber; es bedrängte ihn selbst, daß er ein schlechter Christ sei. Von äußerer Furcht und von innerer Bekümmerniß zugleich getrieben, faßte er endlich den Gedanken, sich selbst der Inquisition anzugeben. Zuerst stellte er sich vor dem Inquisitor zu Bologna (1575), der ihn mit einigen guten Lehren entließ. Bald darauf erschien er in Folge eines Vorganges, über den wir sogleich berichten werden, vor dem Inquisitor in Ferrara; auch dieser absolvirte ihn. Jedoch Tasso war damit nicht zufrieden. Es schien ihm, die Untersuchung sei nicht gründlich genug gewesen, die Absolution habe keine volle Gültigkeit; er faßte Briefe an das Tribunal der Inquisition zu Rom, an den Groß-Inquisitor selbst ab, um eine vollständige Absolution zu erlangen.

Eines Abends — im Juni 1577 — ging der unglückliche Dichter in den Zimmern der Herzogin von Urbino mit dem Messer auf einen von ihrer Dienerschaft los, auf den er einen Verdacht geworfen hatte. Der Herzog gab sogleich Befehl, ihn zu verhaften und in eins der kleinen Gemächer zu verschließen, welche den Hof des Palastes umgaben. Dies geschah, wie es heißt, nicht sowohl, um ihn zu bestrafen, als vielmehr, um größeres Uebel zu verhüten, und um ihn dahin zu bringen, sich sorgfältig abwarten zu lassen. Tasso bat in den dringendsten Briefen um seine Befreiung. Endlich ließ der Herzog ihn unter der Bedingung, daß er sich von den geschicktesten Aerzten behandeln lasse, in seine Wohnzimmer zurückbringen. Die ärztliche Behandlung schien Erfolg zu haben; der Herzog, wahrscheinlich um seine frühere Strenge vergessen zu machen, nahm ihn mit sich auf eine Lustreise nach Belriguardo,*) und unterließ nichts, was ihn trösten, zerstreuen und aufheitern konnte. Aber

*) Dieser Aufenthalt in Belriguardo, während dessen die letzten Thatsachen aus Tasso's Leben fallen, welche von Goethe für den Bau seiner Fabel benutzt worden sind, hat ihn wahrscheinlich veranlaßt, sein ganzes Stück daselbst spielen zu lassen.

er kannte die gefährlichste Wunde dieses kranken Gemüths so gut, daß er verlangte, Tasso möge sich vor seiner Abreise nach Belriguardo vor dem heiligen Gerichte zu Ferrara stellen, und sich daselbst über diejenigen Punkte, welche ihn beunruhigten, befragen lassen. Der Inquisitor bemerkte bald, daß alle diese Zweifel nur die Wirkung einer erhitzten Phantasie waren, behandelte ihn mit Sanftmuth, stellte ihm in den beglaubigendsten Ausdrücken ein Zeugniß aus, daß er ein sehr guter Katholik sei, und erklärte ihn jeder Anklage frei nnd ledig. Von der andern Seite gab ihm auch der Herzog die bestimmtesten Versicherungen, daß er keinen Grund zum Mißvergnügen gegen ihn habe und keinen Verdacht in seine Treue setze, und daß er die Fehler, die er etwa in seinem Dienste begangen habe, ihm von ganzem Herzen verzeihe. Doch ungeachtet aller dieser Versicherungen, und selbst mitten unter den Vergnügungen, welche der Aufenthalt in Belriguardo darbot, fing Tasso, wie wir oben berichtet, auf die sonderbarste Art über die Entscheidung des Inquisitors zu grübeln an, behauptete, daß sie nicht gültig sein könne, und daß er mithin nicht rechtskräftig losgesprochen sei. Eben so bildete er sich ein, der Herzog Alfonso sei mehr gegen ihn eingenommen, als er scheinen wolle. Dieser entschloß sich nun, ihn nach Ferrara zurückzusenden, und da Tasso den Wunsch geäußert hatte, sich bei den Franciscanermönchen aufhalten zu können, so ließ ihn Alfonso dahin bringen, und ihn diesen Geistlichen zur guten und aufmerksamen Behandlung empfehlen. In den Briefen, die ihn begleiteten, war bestimmt ausgedrückt, daß er geisteskrank, ja zuweilen wahnsinnig sei. Der neue Aufenthalt gefiel dem Dichter am ersten Tage sehr wohl. Es schien ihm wünschenswerth, für immer das stille Leben der Fratres zu theilen. Aber sobald er Medicin einnehmen mußte, erwachte die alte Furcht vor der Vergiftung. Als er bemerkte, daß man ihn nicht frei ausgehen ließ, war er außer sich, schrieb Brief auf Brief an Alfonso und die Herzogin von Urbino, bekannte sich schuldig, bat um Verzeihung, flehte, ihn nach Rom reisen zu lassen und nicht länger gefangen zu halten. In einem derselben heißt es, er wisse wohl, daß er melancholisch sei und einer Reinigungs-Kur bedürfe: allein, wenn er unter mancherlei Einbildungen leide, so sei er doch gewiß, Seiner Hoheit ergehe es nicht besser. Sie glaube nicht, daß er in ihrem Dienst verfolgt worden sei; nnd doch habe er die grausamsten, tödtlichsten Nachstellungen erfahren. Bei den Eingeweiden Christi beschwöre er zu glauben, daß in vielen Beziehungen er nicht sowohl thöricht, als sein gnädiger Fürst getäuscht und betrogen sei. Der hauptsächlichste Gegenstand seiner Correspondenz war jedoch die ihm ertheilte geistliche Absolution; er besorgte, man habe sie ihm nur deshalb gegeben, damit er nie erfahre, wer seine Ankläger gewesen. Er hörte nicht auf, an den Herzog über diesen Gegenstand zu schreiben und Boten an ihn zu senden, so daß dieser endlich die Geduld verlor und sich alle weiteren Briefe verbat. Das brachte Tasso's Gemüth in neue Verwirrung, flößte ihm neuen Verdacht und Schrecken ein. Er nahm einen Augenblick wahr, in dem man ihn allein gelassen und entfloh. (20. Juli 1577.)

Es lebte damals noch eine Schwester Tasso's, Cornelia, als Wittwe mit mehreren Kindern in Sorrento. An sie dachte Tasso, als sich Alles, was er in späteren Jahren lieb gewonnen hatte, von ihm zurückgezogen hatte. Zu Fuß, fast ohne Geld und ohne den Muth, sich auf der offenen Landstraße sehen zu lassen, strebte er durch unwirthliche Gegenden an Rom vorbei dem Süden Italiens zu. Fürchtete er Anfangs die Nachstellungen Alfonso's, so glaubte er sich nun an der Grenze Neapels doppelt vor den Schergen einer Regierung verbergen zu müssen, die seinen Vater geächtet und ihn selbst seines Erbes beraubt hatte. In den Abruzzen vertauschte er darum sein höfisches Gewand mit dem Kleide eines Hirten, bei dem er eine Nacht zugebracht hatte. Unbeachtet gelangte er so nach Gaeta, von wo aus ihn eine Barke nach Sorrento brachte. Er tritt zu Cornelien ins Haus, findet sie allein bei ihren jüngsten Kindern, giebt sich für einen Boten aus, beginnt von dem Bruder Torquato zu erzählen, will erst durch traurige Berichte ihre Liebe auf die Probe stellen, lenkt dann, durch den gewaltsamen Ausdruck ihres Schmerzes und Mitgefühls erschreckt, ein, tröstet sie, enthüllt sich endlich und sieht nun erstaunt, wie in einem Augenblick der Freude alles Leid und aller Schmerz vergessen wird. Die Liebe seiner Schwester wirkte auf Tasso sichtbar wohlthätig. Seine Melancholie verlor sich, die Kur, der er sich auf ihr Zureden frei-

willig unterwarf, verbesserte seinen körperlichen Zustand und er begann nun seine eigene Vergangenheit mit ganz anderen Augen zu betrachten. Als er so einige Zeit in Sorrento gelebt hatte, bemühte er sich, seine Verbindungen mit Ferrara wieder anzuknüpfen. Die ersten Briefe, welche er an Alfonso und Lucrezien schrieb, blieben ganz ohne Antwort. Was ihm Leonore erwiderte, gab ihm keine Hoffnung. Der Herzog war nun wirklich erzürnt und verlangte seine Rückkehr nicht. Da erwachte in Tasso ganz die alte unbegrenzte Verehrung für seinen Patron, die er selbst eine Idolatrie nennt. Er wollte ihm zeigen, wie alles Mißtrauen dem vollsten Vertrauen auf seine Großmuth gewichen, ja wie er von ihm jede Strafe zu ertragen bereit sei. Deshalb begab er sich im November nach Rom unter die Gewalt des herzoglichen Agenten, Gualengo, den er nun an seinem Hofe für ihn zu unterhandeln bat. Gleichzeitig verwandten sich auch seine römischen Gönner und Freunde für ihn, obgleich sie seine Rückkehr nach Ferrara nicht billigten. Wir finden unter den verschiedenen Briefen, die noch erhalten sind, einen, worin der Cardinal Albano unter bestimmter Hinweisung auf den geisteskranken Zustand des Dichters für ihn um eine formelle urkundliche Verzeihung bittet, weil er sonst seines Lebens nicht sicher zu sein glaube. Außerdem sucht er um Auslieferung der Papiere Tasso's nach. Diese letztere versprach der Herzog von Ferrara sogleich, allein sie erfolgte nicht. Die gewünschte Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr ward ihm nach langem Zögern endlich am 22. März 1578 ausgestellt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sein melancholisches Temperament selbst anerkenne, einsehe, wie nur auf ihm und auf nichts Anderem seine argwöhnischen Vermuthungen von Haß und Verfolgungen beruht hätten, und sich deshalb willig den Verordnungen des Arztes füge. Thue er das nicht, und spreche er, wie früher, noch einmal von Vergiftungen, so werde der Herzog nicht bloß keine Untersuchung deshalb einleiten, sondern ihn augenblicklich aus seinem Staate entfernen und nie wieder dahin zurückkommen lassen. Tasso ging nun wieder nach Ferrara. Der Herzog war sehr freundlich und gnädig und bereit, ihm eine angesehene und einträgliche Stelle am Hofe zu verleihen. Er stellte ihm aber als seine einzige Aufgabe unabänderlich fest, seine Gesundheit wieder herzustellen. Wir finden bald, wie der Dichter sich in Briefen beschwert, Alfonso habe alle Theilnahme für seine Productionen verloren und muthe ihm zu, jede Bemühung um literarischen Ruhm, jeden Anspruch auf ein besonderes geistiges Talent aufzugeben und zwischen Vergnügungen und Müßiggang ein üppiges und träges Leben zu führen. Die Ausdrücke, deren er sich dabei bedient, sind so bitter, daß man ihm danach den gemeinsten Versuchungen ausgesetzt geglaubt hat. Allein der Gemüthsart Tasso's war jeder Zwang unerträglich und es gab bei seinem Argwohn kein Mittel, unbemerkt auf ihn zu wirken. So schlugen alle Bemühungen fehl. Kaum waren einige Monate vergangen, so erklärte Tasso — ohnehin durch das Erwachen alter Antipathieen am Hofe gereizt — ganz offen, er wolle viel lieber bei einem dem Herzoge feindlichen Fürsten Dienste nehmen, als eine solche unwürdige Behandlung länger ertragen, und brach somit auf's Neue. Unordnungen im Essen und Trinken, die Tasso beging, mochten den Herzog bereits früher erzürnt haben. Jetzt war seine Ungnade entschieden. Vergebens suchte Tasso die Vermittlung der Herzogin von Urbino und der Prinzessin Leonore zu erlangen. Er erhielt keine Audienz bei ihnen und sah sich nun wohl fast genöthigt, seine Drohung auszuführen und Ferrara auf's Neue zu verlassen. Heimlich, ohne Urlaub und ohne von seinen Büchern etwas mit sich zu nehmen, entfernte er sich auch dieses Mal.

Die zweite Flucht Tasso's hat nicht viel länger als die erste gedauert und endigte in ähnlicher Weise. Doch zeichnet sie sich durch eine größere Mannigfaltigkeit der Erlebnisse aus. — Tasso ging zunächst nach Mantua und von da nach Venedig. An beiden Orten war er mit der Aufnahme, die er fand, unzufrieden. Doch fesselte ihn an die berühmte Seestadt einige Zeit der toscanische Gesandte Veniero, durch den er in den Dienst des Großherzogs, seines Herrn, zu gelangen hoffte. Veniero berichtete über ihn und sein Begehren am 12. Juli 1578 nach Florenz. Er bediente sich dabei folgender Ausdrücke: „Tasso ist hier und sehr beunruhigten Gemüthes. Man kann von ihm nicht sagen, daß er gesund am Geiste sei, doch giebt er vielmehr Zeichen der Betrübniß, als der Verrücktheit von sich."

Im Uebrigen aber behandelte er sein Verlangen, in den Dienst des Herzogs zu treten, nur als eine fixe Idee, von der der kranke Dichter ohne Unterlaß spreche und phantasire. Natürlich erfolgte darauf nichts und Tasso setzte, als er eine Zeit lang vergebens auf günstigen Bescheid gewartet hatte, seinen Wanderstab weiter nach Urbino. Hier begann er, den Herzog für sich zu gewinnen, eine berühmte Canzone an den Fluß Metaurus, in der er auf eine rührende Weise das Unglück anklagt, das ihn von frühester Kindheit an verfolgt habe. (Wir theilen eine Uebersetzung des Fragments in der Auswahl mit.)

Der Empfang, der dem Dichter bei dem Herzoge von Urbino zu Theil ward, entsprach ganz seinen Wünschen. Er begleitete den Herzog nach Pesaro und beschäftigte sich dort ungemein eifrig mit poetischen und anderen Arbeiten. Einiges davon schickte er (25. September) seiner Schwester mit der Bitte, sie möge den Verläumdungen, die von Ferrara aus über ihn verbreitet würden, keinen Glauben schenken. Er sei weder trübsinnig, noch geistesschwach, noch wahnwitzig. Indessen hält er es doch auch in dieser neuen Lage nicht aus. Die Einbildung, daß er vor Verfolgungen aus Ferrara nicht sicher sei, läßt ihn auch aus Pesaro heimlich entfliehen. Er wendet sich nun nach Piemont, wo er, wie gewöhnlich, zu Fuß und nach mancherlei Abenteuern ankam. Eines derselben hat er selbst später in der Form eines Dialoges beschrieben, der unter dem Titel des „Familienvaters" bekannt ist. Wir erfahren darin, wie der Dichter dazu kam, einmal die Gastfreundschaft eines biedern alten Landedelmanns anzunehmen, beide sich wohlgefielen, und wie nun während eines gemeinschaftlich verlebten Tages Gelehrsamkeit gegen schlichte Lebensweisheit ausgetauscht ward. *) In Turin zeigte sich bei Tasso dieselbe Lust und Kraft zu arbeiten, wie in Urbino. So entstand dort unter Anderm im Monat December sein Dialog „über den Adel" („Il Forno ovvera della nobiltà, dialogo." 1581.) Der Fürst des Landes, Carl Emanuel, freute sich sehr über des Dichters Anwesenheit und wünschte ihn in seinen Dienst zu nehmen. Aber Tasso lehnte es ab und bat ihn nur um seine Vermittlung bei dem Herzoge von Ferrara, an dessen Hof zurückzukehren der Unglückliche immer wieder Verlangen trug. Auch andere Gönner Tasso's, namentlich der Cardinal Albano, hatten schon für ihn unterhandelt. So erhielt er denn wirklich im Februar des Jahres 1579 die verhängnißvolle Erlaubniß, wieder nach Ferrara zu kommen. Der Herzog stellte ihm keine anderen Bedingungen, als daß er sich jetzt in allem Ernst ärztlich behandeln lasse und sich mit seinen Umgebungen zu vertragen suche. Nun hatte Alfonso sich während Tasso's Abwesenheit zu einer zweiten Ehe entschlossen und seine Vermählung mit Margaretha Gonzaga stand nahe bevor. Gute Freunde riethen Tasso, den Hoffestlichkeiten auszuweichen und seine Reise aufzuschieben, weil sie für seine Gesundheit besorgt waren. Allein er freute sich gerade darauf, diese Feste noch mitzumachen und reiste so eilig ab, daß er noch am 21. Februar, am Tage vor dem Einzuge der Braut, in Ferrara ankam. Niemand erwartete ihn, dagegen war man eifrig mit der Aufnahme der neuen Herzogin beschäftigt, deren Ankunft an demselben Abende erfolgte. Es fand sich Niemand, der den Dichter bei dem Herzoge anmelden, bei den Prinzessinnen einführen mochte. Auch während der mehrtägigen Festlichkeiten bieb er unberücksichtigt. Er hatte nicht einmal eine bestimmte Wohnung, da er im ganzen Palaste vergebens einen Ort suchte, wo er nur wenigstens ruhen könne. Auch nach den Festtagen änderte sich seine traurige Lage nicht: von der Gesellschaft des Herzogs und der Prinzessinnen ausgeschlossen, von seinen Freunden verlassen, von mächtigen Feinden verhöhnt, selbst von Dienstboten zum Gegenstand ihrer Spöttereien gemacht, verlor er endlich die Geduld, überschritt die Grenzen der Mäßigung, welche ihm sonst eigen war, ließ seinem Zorn den Zügel schießen und ergoß sich

---

*) Dieser Dialog, der zuerst 1582 erschien („Il padro di famiglia, dialogo"), ist unter den vielen Schriften Tasso's derselben Gattung, so viel uns bekannt, der einzige, welcher auch in deutschen Uebersetzungen veröffentlicht worden ist. Die älteste von ihnen erschien 1650 in Lüneburg unter dem Titel: „Der Adeliche Hausvatter, vor vielen Jahren von dem hochgelahrten Italiäner Torquato Tasso in welscher Sprache beschrieben, hernach auß derselben durch J. Baudoin in die Französische übergesetzen, nunmehr aber verteutschet, in gewisse Abtheilungen verfasset, und mit nützlichen Erläuterungen vermehrt und außgezieret durch Johan Rist." (Mit Kupfern von Steuerhelt.)

öffentlich in Schmähungen gegen den Herzog Alfonso, gegen das Haus Este und gegen den ganzen Hof, verwünschte die Jahre, welche er in diesem Dienste verloren habe, und nahm alle Lobsprüche zurück, welche er ehemals in seinen Gedichten ausgesprochen hatte. Dem Herzoge wurde diese Uebereilung bald hinterbracht. Er gab den Befehl, den unglücklichen Tasso in das St. Annen-Hospital — ein Irrenhaus — zu bringen und ihn dort unter strenger Aufsicht zu halten.

Es war im März 1579, als Tasso in die Genossenschaft der Wahnsinnigen aufgenommen wurde. In demselben Jahre war zuerst ein Bruchstück seines „befreiten Jerusalem" veröffentlicht worden,*) eines Werkes, das den Namen des unglücklichen Dichters den berühmtesten aller Zeiten beigesellte.

Wir unterbrechen einstweilen den Lauf der chronologischen Darstellung, um hier den im Eingange dieses Abschnittes angedeuteten geheimnißvollen Punkt, dessen sich später in üppiger Ausbildung die Sage bemächtigte, näher zu berühren. Was hatte den Herzog Alfonso bestimmt, jenen anscheinend grausamen Befehl zu geben und so lange aufrecht zu erhalten, den Herzog, von dem Tasso gelegentlich erwähnt, er habe ihm bei einer früheren Krankheit nicht bloß die Liebe eines Patrons, sondern die eines Vaters und Bruders erwiesen? Wissen wir doch auch von demselben Herzog, daß er den bittenden Freunden des im Irrenhause lebenden Dichters stets versichert hat, er liebe und ehre Tasso wie sie, sei nur auf sein Bestes bedacht und werde ihm keinen Zwang weiter anthun, sobald er genesen sei. Allein wir vermissen jene lebendigen Zeugnisse der Liebe, die Tasso vor seiner ersten Flucht so vielfach von der ganzen herzoglichen Familie erhielt: und dann bleibt es ein Räthsel, wie der Herzog habe hoffen können, unter beständigen Qualen des Geistes und im engen Raume des Hauses einen Kranken zu heilen, dessen Zustände immer unter psychischen Einflüssen standen und sich sichtbar verbesserten, sobald er seinen Aufenthaltsort wechselte und wieder in neue Umgebungen kam. Andererseits erfahren wir über Tasso zwar, daß er sich nach den ersten Jahren seiner Haft oft in den übelsten Körperzuständen befunden hat und das Bett zu hüten gezwungen war, wir erfahren ferner so viel von Visionen und Phantasmen, die ihn zu Zeiten gequält haben, daß wir uns seinen Geist noch kränker als sonst vorstellen müssen. Aber die Briefe, in denen Tasso selbst diese Zustände schildert, dienen als Beweis, daß die krankhafte Phantasie bei ihm doch dem Verstande nicht die Herrschaft zu rauben vermochte, und von thörichten Handlungen des Kranken wird uns nichts berichtet. Wir sind also nicht im Stande einzusehen, in wie weit Tasso seinen Umgebungen einen rechtlichen Grund gegeben hat, ihn als unmündig oder gemeingefährlich festzuhalten. Wer hier eine Antwort geben will, wird sich auf das unsichere Feld der Vermuthungen wagen müssen. Der Neapolitaner Giambattista Manso, Marchese von Villa, dem wir die erste ausführliche Biographie seines Freundes Tasso verdanken (sie ist 1600 geschrieben und 1621 veröffentlicht worden), läßt uns darüber in Ungewißheit, was Niemand wundern darf, da er mit dem Dichter erst später bekannt wurde, wo dessen Geisteskräfte bereits sehr geschwächt waren. Der später lebende Muratori hat sich viel Mühe gegeben, die Wahrheit zu erforschen, aber mit geringem Erfolge, ungeachtet ihm die Archive der estensischen Familie offen standen. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber von Ferrara, deren Tiraboschi im Druck und im Manuscript eine große Anzahl vor sich hatte, beobachten über den Dichter das tiefste Stillschweigen. Nur Faustini (Stor. Ferrar. lib. II.) gedenkt seiner, aber bloß, um dem Leser ein Lächeln abzulocken; denn der gute Mann versichert, der Herzog habe ihn einsperren lassen, um ihn von einer Fistel zu heilen. Einen ähnlichen Grund hatte 1600 Alessandro Guarini in einem Dialoge angegeben. Er behauptete, Tasso habe gesunden Geistes freiwillig die Maske des Wahnsinnes angenommen, um der Welt das Schauspiel des Undanks zu entziehen, den er von dem Herzoge und dem Hofe erfahren. Tasso selbst spricht in seinen Schriften von seinen Schicksalen am ferrarischen Hofe in so unbestimmten,

*) Im 2. Theile der „Scelta di rime di diversi eccellenti poeti" (Genova 1579) war der erste Abdruck des vierten Gesanges enthalten.

unzusammenhängenden und dunkeln Ausdrücken, daß man seine wahre Meinung nicht errathen kann. Tiraboschi glaubt, daß wir über diesen Punkt nie auf's Reine kommen würden. Und so scheint's in der That zu sein. Noch vor vierzig und einigen Jahren sah sich eine italiänische Akademie veranlaßt, durch ein öffentliches Preisausschreiben zur Lösung des Räthsels aufzumuntern. Die Società italiana di scienze, lettere ed arti stellte im Jahre 1813 die Preisfrage: „Welches waren die wahren Ursachen der unglücklichen Zufälle des Tasso und der strengen Behandlung, die er erlitt? War er wirklich verrückt, als ihn Alfonso II. in das Hospital zu Florenz einschließen ließ, oder war dies nur ein Vorwand seiner Feinde? Müssen seine traurigen Zufälle vielleicht mehr seiner natürlichen Unbeständigkeit, seinem mißtrauischen, argwöhnischen Charakter, seiner melancholischen Gemüthsstimmung, überhaupt seinem Gram und Leidenschaften zugeschrieben werden, als dem boshaften Neide der Menschen?" Den Erfolg dieser Aufgabe kennen wir nicht. Aber noch zwanzig Jahre später schien die streitige Angelegenheit so wenig aufgeklärt, daß schon die bloße Ankündigung eines angeblich eben gemachten Handschriftenfundes, der die Sache entscheiden solle, die literarischen Parteien in die größte Aufregung versetzte.

Ein mailänder Blatt, das Giornale di Milano, zeigte nämlich an (1834), daß in der Casa Falconieri zu Rom ein Kästchen aufgefunden worden, in welchem bisher unbekannte Handschriften Tasso's, Verse, theils verliebten, theils zürnenden Inhalts, enthalten seien. Aus dem Studium dieser Manuscripte — fügte das Blatt hinzu — erhelle jetzt unwidersprechlich, daß Tasso für die Prinzessin Leonore in Liebe zu erglühen gewagt, und daß Alfonso's Schwester seine Neigung erwiedert habe, obgleich mit der edelsten platonischen Liebe. Dennoch hätte die Prinzessin ihm gelobt, eines Tages seine Gattin zu werden, und diese beruhigende Aussicht habe den Dichter um so mehr in den Schranken der Züchtigkeit gehalten. Der offene und edelherzige Tasso — wird weiter berichtet — war im seligen Entzücken über die Gunst, welche das herrliche Weib ihm schenkte, so unbedachtsam, daß er seine geheime Gluth und sein unnennbares Glück einem verstellten Freunde, Namens Maddalo, wenigstens durch Winke, zu verstehen gab. Eines Tages überraschte Maddalo den Tasso, als er eben an einem verliebten Sonette dichtete, riß ihm das Blatt aus den Händen und entfernte sich. Von Wuth entbrannt, forderte Tasso den Verräther zum Zweikampf. Dieser konnte aber für Maddalo sehr übel ablaufen, da Tasso für den gewaltigsten und geschicktesten Fechter seiner Zeit galt. Die Brüder des Verräthers stellten dem Dichter nach, um ihn meuchlerisch zu tödten, aber ohne Erfolg. Jetzt brachte Alfonso den Tasso nach seinem Landgute Belriguardo, theils um ferneren Händeln vorzubeugen, theils um sich in den Besitz derjenigen Documente zu setzen, die ihm über Tasso's Verhältniß zu Leonoren genugsame Auskunft geben konnten. Nachdem er seiner Papiere sich versichert und gefunden hatte, was er suchte, zeigte er diese Documente dem Dichter und sagte ihm, er müsse sich durchaus verrückt stellen, und, damit sein Wahnsinn der Welt desto glaublicher würde, in dem Kloster San Francesco sich behandeln lassen. Der Dichter versprach dies und bat um Verzeihung. Als er aber nachmals auf seine Befreiung aus dem Kloster drang und der Fürst mit seiner Erlaubniß zögerte, schrieb Tasso verwegene und furchtbare Verse gegen Alfonso und den ganzen Hof, die er dem Alfonso sogar zuschickte, so daß Letzterer endlich ausrief: „Nun bleibt mir kein Zweifel mehr, Tasso ist ein wirklicher Narr geworden!" Er ließ ihn demnächst in den Kerker St. Anna bringen.

Daß diese Mittheilungen nichts wesentlich Neues enthalten, wissen Alle, welche das Leben Tasso's, wenn auch nur aus Goethe's Drama, kennen. Gleichwohl waren jene Nachrichten geeignet, Mißtrauen zu erwecken, und schon Ranke bemerkte in seinem akademischen Vortrag, mit Bezug auf dieselben, daß hier gewiß irgend eine Mystification im Spiele sei. Als einige Jahre nach der Ankündigung des mailändischen Blattes die angeblich neu aufgefundenen Papiere von dem Grafen Alberti (Lucca 1837) herausgegeben wurden, konnte man sich überzeugen, daß dieselben von jenem geheimen Verhältniß Tasso's zu der Prinzessin Leonore, das man hier in allen Details hervortreten zu sehen erwartete, auch nicht das Mindeste enthielten. Schon Serassi, bemerkt Ranke, benutzte dieselben Papiere, und dieser

ehrenwerthe, gelehrte und alles Zutrauens würdige Mann ist es gerade, der von allen den romanhaften Erzählungen am entschiedensten nichts wissen will. „Für dieselben werden einige Briefe und Gedichte angeführt, die aber sämmtlich nichts enthalten, was sich nicht auch anders erklären ließe. Welch ein mißliches Unternehmen ist es überhaupt, aus den leichten Schöpfungen der Phantasie eines Poeten die realen Verhältnisse und Lebensbeziehungen desselben ernstlich ermitteln zu wollen. Man mag doch darüber Lessing einmal wieder lesen! In unserem Falle stehen aber auch die überdies in sich unzusammenhängenden Resultate eines solchen Bemühens mit allen glaubwürdigen Zeugnissen im Widerspruch. Da ist gleich der Brief Veniero's an den Großherzog von Toscana, einen Herrn, dem wahrhaftig die etwanigen Anzüglichkeiten der ferraresischen Hofgeschichte nicht lange verschwiegen zu werden brauchten, vom Tage nach der Gefangennehmung Tasso's, über welche dieser Brief überhaupt die einzige glaubwürdige Meldung enthält. Veniero schreibt das Unglück Tasso's, den er von Herzen bedauert, den melancholischen Grillen desselben, der Einbildung, daß er ein Ketzer sei, zu. Dann folgen alle die eigenen Erklärungen Tasso's, zuweilen abrupt und in der Aufwallung hervorgestoßen, zuweilen sehr ausführlich und eingehend, die aber einen ganz anderen Gang seiner Entwickelung nachweisen." Man braucht in der That nur die Briefe Tasso's im Zusammenhange zu lesen, um sich von dem Ungrund der Fabel von einem Liebesverhältnisse des Dichters und der Prinzessin zu überzeugen. Tausendmal erörtert er in denselben sein Unglück; in der Heftigkeit seiner Leidenschaft verschweigt er nichts, was er weiß, was zu seiner Entschuldigung dienen kann; jedoch von einem derartigen Verhältnisse findet sich nicht die leiseste Spur. Er hat der Prinzessin einige Sonette gewidmet, in denen er sagt, er würde noch zu anderen Gefühlen gegen sie erweckt worden sein, wenn ihn nicht ihr Rang zurückhielte, allein das ist eben nur eine poetische Formel; ihrer Schwester Lucrezia trägt er ganz andere Schmeicheleien mit dem Ausdruck persönlicher Leidenschaft vor. Leonora, neun Jahre älter als der Dichter, war sehr zurückgezogen, männlich, gefiel sich in einer stoischen Gleichgültigkeit; sie galt für eine Heilige; man schrieb es z. B. ihren Gebeten zu, daß Ferrara einst von einem Erdbeben nicht härter mitgenommen wurde. Von einer schwachsinnigen Hinneigung zu einem jungen phantastischen Poeten war die ernste, stille, vernünftige Fürstin weit entfernt. Auch könnte man eher sagen, daß Tasso ihrem Andenken Gleichgiltigkeit bewiesen habe. Als sie gestorben war, wurde sie von Allen, die in Ferrara Verse machten, besungen: Tasso allein, der doch auch da war und sonst jedes Gefühl in ein Madrigal, ein Sonett gießt, schwieg still; er hat sie niemals wieder erwähnt.*)

Die Briefe Tasso's sind erst nach und nach bekannt gemacht und zuerst ziemlich vollständig von dem vorher genannten Abbate Serassi benutzt worden, der im Jahre 1785 eine „Vita del Tasso" herausgab. Von ihm galt als die gründlichste und zuverlässigste Biographie des Dichters die schon erwähnte des Marchese Manso, von welcher jedoch zu bemerken, daß ihr Verfasser bei der ihm mangelnden Kenntniß der früheren Schicksale Tasso's bereitwillig den Gerüchten sein Ohr geliehen, welche in Ferrara unter den anekdotensüchtigen Hofleuten fortlebten. Die Thatsachen, welche er mit unsicherer Hand zusammenbrachte, ordneten und modificirten sich dann bei ihm nach der allgemeinen Ansicht, die er sich gebildet hatte: und so ist es gekommen, daß alle diejenigen, welche auf ihn sich verließen, unvermerkt immer schon von einer nach einem bestimmten Ziele hin verderbten Reihe von Thatsachen ausgingen und das zu vermuthen und anzunehmen für nothwendig hielten, was er ihnen selbst unter den Fuß gegeben hatte.**)

*) Vgl. Ranke: Zur Geschichte d. ital. Poesie. S. 79.

**) Goethe begann den „Tasso" 1780 und konnte die Biographie Serassi's erst bei der Umarbeitung seines ersten Entwurfes in Italien (1787 u. f.) anwenden. Er hat also, mag er auch von den Briefen Tasso's manches gekannt haben, doch wesentlich seinen ersten Plan nach Manso's unzuverlässigen Erzählungen gemacht. Daraus erklären sich manche Abweichungen als unfreiwillige Irrthümer und es wird mehr als wahrscheinlich, daß viele historische Züge erst nachträglich in den ursprünglichen Entwurf hineingekommen und gleichsam nur äußerlich angeheftet worden sind.

Manso ist so in der That nicht blos einer der ersten Zeugen für die Sage von Tasso's Liebe zu Leonoren, sondern er hat sie, unbewußt, zum guten Theile selbst gemacht. Nachdem er nämlich von der Aufführung des Amintà gesprochen hat, berichtet er: um diese Zeit sei Tasso von einer heftigen Liebe der reinsten und edelsten Art ergriffen worden, deren Gegenstand er sorgfältig verborgen. In seinen Reimen habe er wohl versteckt den Namen Leonore angebracht, allein die Hofleute, welche eifrig seinem Geheimniß nachgespürt, wären ungewiß geblieben, welche Dame dieses Namens damit gemeint sei; denn außer der Prinzessin hätten ihn auch die Gräfin Sanvitale und eine der Hofdamen geführt (von welcher Letzteren wir in der That gar nichts wissen, da sich ergeben, daß eine Canzone, welche an sie gerichtet sein sollte, vielmehr einer gewissen Olympia, einem Gesellschaftsfräulein der Gräfin Sanvitale, gewidmet ist. Nun gesteht er selbst zwar, nicht in das Geheimniß des Dichters eingeweiht zu sein. Allein er läßt nicht undeutlich merken, wohin sich seine Vermuthungen neigen. Er spricht wiederholt fast ängstlich von dem rein platonischen Charakter der Liebe eines solchen Gelehrten und Dichters, er zieht die Anspielungen Tasso's auf das Schicksal des Phaeton und Ikarus heran, er schildert die Reinheit und Vollkommenheit der Prinzessin als eine unbedingt den verwandten Geist fesselnde,*) schweigt dagegen von den geistigen Vorzügen der liebenswürdigen Gräfin, die doch sonst überall gepriesen worden. Die Meisten, welche Manso's Biographie benutzten, bezogen geradezu auf Leonoren, was er nur allgemein aussprach; daß Tasso, um Liebe werbend, Gegenliebe gefunden, und daß dieses Glück seinem Talente einen höheren Schwung gegeben und seinem von Natur ernsten und strengen Stil die Lieblichkeit und Milde verliehen habe, welche man in vielen Theilen des befreiten Jerusalem bewundere. Mit der Beendigung dieses großen Werkes läßt auch Manso den Glücksstern Tasso's untergehen. Er berührt dabei dessen natürliche Hinneigung zur Melancholie und die Unruhe, welche ihm die Beurtheilungen der Kritiker bereiteten. An die Stelle aller anderen Uebel aber, welche damals seinen Freund bedrängten, setzt er nur den Neid und die Ränkesucht der Hofleute. Er gesteht ein, daß Tasso in Folge seiner furchtbaren Hypochondrie geisteskrank gewesen sei, behauptet jedoch, daß seine Phantasieen ihn nie rasend oder wirklich wahnsinnig gemacht hätten. Vielmehr meint er, Behauptungen der Art wären entweder böswillige Verläumdungen gewesen, oder eine unselige Folge des Benehmens, welches Tasso oft künstlich angenommen, da er, von Angst vor eingebildeten Gefahren getrieben, oft unter dem Scheine der Geistesabwesenheit Schutz vor dem vermeinten Zorne Alfonso's gesucht habe. Dieser Zorn nun sei gar nicht vorhanden gewesen, der Herzog habe vielmehr nur wie ein guter Arzt gehandelt, der allein, was die Krankheit erheische, nicht aber den Geschmack des Kranken berücksichtige. Er sei darum hartnäckig geblieben und habe Tasso nicht freigelassen, obgleich seine Zustände sich gerade aus den physischen, dem Herzoge verborgenen Gründen unter diesem Zwange bedeutend verschlimmert hätten. Denn Tasso habe in Folge jenes alten Liebesverhältnisses darin immer eine Strafe gesehen und dieser Gedanke habe ihn innerlich zu Grunde gerichtet, während sein dadurch erzeugtes Benehmen, von seinen Feinden weislich ausgebeutet, ihn vor der Welt zu einem Wahnsinnigen stempelte und seine Befreiung verhinderte. So habe sich furchtbar das Geschick des unglücklichen Dichters vollendet.

Der Moment, wie Tasso vom Herzoge dem Gefängnisse übergeben wurde, gab noch zu einer wichtigen Umwandlung des Ganzen Anlaß. Muratori erzählt in einem Briefe an Apostolo Zeno (1735) nach einer Mittheilung, die ihm in seiner Jugend von dem Abbate Caretta gemacht worden, Folgendes: Tasso war einst bei Hofe in Gesellschaft des Herzogs und der

*) Goethe ist ganz auf die Vorstellungen eingegangen, die Manso von dem Verhältnisse zwischen Tasso und Leonoren hat. Diese Liebe unterscheidet sich von jeder andern, die er sonst geschildert hat, durch die Abwesenheit alles Sinnlichen und durch den idealen Schwung, der darin liegt. Es war ihm hier Ernst, einen durch die Ideen von der platonischen Liebe geläuterten mittelalterlichen Minnedienst darzustellen, wie man ihn sich wohl zu Tasso's Zeit dachte. „Aus allen Sphären trägt er, was er liebt, auf einen Namen nieder," sagt die Sanvitale von ihm. „Mit eignen Augen hab' ich es gesehen, das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne," äußert er sich selbst, und die Prinzessinn nennt „die Tugend und die Liebe verwandt." Darin ist bestimmt eine auf Ideen gegründete Neigung ausgedrückt.

beiden Prinzessinnen und näherte sich Leonoren, um ihr eine Frage zu beantworten. Statt dessen gab er ihr aber, von Begeisterung ergriffen, einen Kuß. Der Herzog aber, der Augenzeuge davon war, wandte sich ruhig zu den anwesenden Cavalieren und sagte: „Sehet, welch ein Unglück einem großen Manne zugestoßen ist; er ist auf einmal ein Narr geworden," und ließ ihn darauf einsperren. *) Hätte auch gleich — fügt Muratori hinzu — die Klugheit des Fürsten den Dichter mit einer härteren Ahndung verschont, so habe sie ihn doch, weil er den Vorfall einmal für einen Anfall von Narrheit erklärt hatte, genöthigt, ihn in das Hospital zu senden, in welches alle Wahnsinnigen in Ferrara gebracht wurden. Durch diese Erzählung Muratori's gewann die Sage einen hinlänglich pikanten Abschluß.

Wer sind denn aber die Feinde, Neider und Verfolger, von denen bei Tasso und seinem ersten Biographen so viel die Rede ist? In den Briefen des Dichters werden ein Maddalo, ein Brunello, dann Antonio Montecatino, ein Francesco Patrizio, Ascanio Giraldini u. a. als Personen namhaft gemacht, die eine Art Verschwörung gegen ihn gebildet hätten. Alle Zeugnisse stimmen, in Bezug auf Tasso's Charakter, darin überein, ihn im Allgemeinen als friedfertig und offen, freundlich und artig zu schildern. Er war mit seinen Gedanken beständig in sich selbst beschäftigt und lebte viel in der Einsamkeit. Einem Menschen feind zu sein, gegen Jemanden etwas zu unternehmen, anmaßend in fremde Sphären überzugreifen, lag ihm unendlich fern. Das einfache schwarze Tuchkleid ohne Galonnirung und Schmuck, welches er beständig trug, zeugte von seiner Bescheidenheit. Allein, wie er dabei Weißzeug von der größten Feinheit und Sauberkeit liebte und auf Eleganz und einen guten Schnitt seines Anzugs sah, also sich selbst keineswegs vernachlässigte: so wird auch dem Lobe seiner bescheidenen Haltung immer ausdrücklich hinzugefügt, daß er nicht das Geringste ertragen konnte, was ihm einer Herabsetzung oder Erniedrigung ähnlich schien. An Adel der Geburt, wie an persönlichem Muth glaubte er Keinem nachzustehen; er verlangte, daß dies anerkannt werde. Darin lag, rechnet man seine Empfindlichkeit und seinen Argwohn hinzu, Grund zu vielen Reibungen, und Veranlassung genug, ihm selbst anmaßende oder unachtsame Leute zu Feinden zu machen. Die sogenannten Verschwörungen waren nichts als literarische Coterieen, und tendenziöse Kritiker waren es besonders, die dem Dichter das Leben in Ferrara verbitterten. Zu ihnen gesellten sich talentvolle Männer als Nebenbuhler. Unter diesen verdient besonders Battista Guarini, von dem wir noch weiterhin sprechen werden, einer Erwähnung. Hier sei jedoch schon bemerkt, daß das Verhältniß beider Dichter, wenn auch momentan ein gespanntes, im Allgemeinen ein freundschaftliches blieb. Tasso hatte in dem Testamente, das er vor seiner Abreise nach Frankreich niedergeschrieben, dem Guarini die Herausgabe seiner Schriften anempfohlen; er hat später diesen poetischen Nebenbuhler nie unter seine intriguirenden Feinde gerechnet, und Guarini erwarb sich während des Aufenthalts Tasso's in St. Anna wesentliche Verdienste um die Herausgabe seiner Gedichte. Weniger edel erschien das Benehmen zweier Staatsmänner, die zugleich als Schriftsteller zu glänzen strebten, des Giovanbattista Pigna und Antonio Montecatino. Der Erstere war Staatssecretair des Herzogs, als Tasso nach Ferrara kam, und galt für einen ehrgeizigen und hinterlistigen Menschen. Pigna bekleidete zugleich die Stelle eines Hofhistoriographen, und in dieses Amt trat Tasso, als jener 1575 starb. Nach seinem Tode wurde Antonio Montecatino Staatssecretair. Er war nicht, wie sein Vorgänger, Dichter, wohl aber Philosoph und Kritiker. Seine Arbeiten über aristotelische und platonische Philosophie hatten ihm als Professor in Ferrara großen Ruf erworben. Tasso rühmt ihn während der ersten Jahre seines Aufenthalts am Hofe als einen tüchtigen Gelehrten und einen Mann, der ihn in vieler Hinsicht freundschaftlich gefördert habe. Seine erste staatsmännische Thätigkeit bestand in einer diplomatischen Mission beim päpstlichen Hofe. Daß er in der Ausführung derselben so glücklich war, für den Herzog die Gewährung des Titels Durchlaucht zu erlangen, durch welche dieser von Seiten des Papstes zwar noch nicht den Medicis,

*) Goethe läßt (Akt. V. Sc. 4) den Tasso mit der Prinzessin allein sein und ihr nach einer sein ganzes Gemüth aufregenden Unterhaltung in die Arme stürzen. Da kommt Alfonso hinzu, und wie die Prinzessin forteilt und Tasso ihr folgen will, ruft er: Er kommt von Sinnen, halt ihn fest.

wohl aber vorläufig den Herzögen von Mantua gleichgestellt wurde, galt als ein vielversprechender Anfang einer entschiedenen Gunst und mag nicht wenig zu seiner bald nach seiner Rückkehr erfolgenden Erhebung beigetragen haben.*) Kaum ist er nun aber in sein neues Amt eingetreten, so beginnen Tasso's Klagen über ihn. Er schreibt, Antonio habe die Böswilligkeit Pigna's geerbt, ja er bezeichnet gerade ihn als das Haupt jener Partei, welche sein befreites Jerusalem und ihn selbst durch Kritiken und Lügen beim Herzoge um allen Credit zu bringen bemüht sei. Als er nun nach der ersten Flucht von Ferrara die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, sah er diese als einen Sieg über Antonio an und betrachtete ihn wie einen gedemüthigten Menschen, da der Herzog sich nun überzeuge, daß er, Tasso, weder wahnsinnig noch bösartig sei, sondern der Staatssecretair ihn nur verleumdet habe. Ja er schreibt in einem Briefe, er bemühe sich, seinem gedemüthigten Feinde durch ein zuvorkommend freundliches Wesen seine Stellung zu erleichtern und ihn mit sich zu versöhnen. Indessen dürfte gerade in dieser Zeit der Einfluß des strengen und kalten Gegners am größten gewesen sein. Auch mußte Tasso sich bald überzeugen, daß er mit seinem Edelsinn eine sonderbare Rolle gespielt hatte. Er erkannte das Uebergewicht Antonio's und sah, als er nach der zweiten Flucht zurückgekehrt und nach St. Anna gebracht worden war, gerade Antonio als den Mann an, von dem sein Geschick abhängig sei. Ein Buch, welches er ihm leiht, begrüßt er schon als ein wichtiges Zeichen und knüpft sogleich neue Hoffnungen auf Befreiung daran an. Anders, als durch dieses ihm feindselige Organ bei dem Herzoge noch etwas zu vermögen, hatte er, wie es scheint, nach mancherlei vergeblichen Versuchen völlig aufgegeben.**)

Tasso's Gefangenschaft in St. Anna währte sieben lange Jahre. „Er ist in der That wahnsinnig," schreibt der florentinische Resident den 4. April 1583 an seinen Hof, „doch spricht er zuweilen ganz vernünftig und macht poetische Compositionen." Aber nicht bloß poetische, auch polemische und philosophische Arbeiten in Dialogenform — Arbeiten, die sämmtlich keine Spur einer Geistesverwirrung oder Schwäche verrathen — verfaßte er in so großer Zahl, daß er bereits 1584 drei starke Bände derselben an seinen Freund Scipio von Gonzaga schicken konnte, damit dieser sie durch den Druck veröffentliche. Außerdem sind noch viele Briefe vorhanden, die er theils an den Herzog, theils an andere Großen geschrieben, um sich für seine Befreiung zu bewerben. Umsonst bewies Tasso durch die Gedichte und prosaischen Schriften, die er aus dem Hospital ins Publikum schickte, daß er wenigstens im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht wahnsinnig war. Seine literarische Thätigkeit ging ihren Gang fort; aber an seiner Befreiung schien er verzweifeln zu müssen. Seine Melancholie wurde noch vermehrt durch körperliche Leiden. Er kränkelte unabläßig. Und als ob nichts fehlen sollte, damit das Maß seiner Leiden voll würde, brach, während er im Bewußtsein seines Genies unter den Wahnsinnigen eingeschlossen saß, der kritische Sturm aus, der das „befreite Jerusalem" von der Höhe seines Ruhms tief hinabzustürzen drohte. Den Verehrern Ariosto's war es längst anstößig gewesen, Tasso's neues Dichterverdienst über das ihres Lieblings erheben zu hören. Es bedurfte nur noch einer Schrift, wie diejenige war, durch welche Camillo Pellegrini, ein eifriger Bewunderer des „befreiten Jerusalem," im Jahre 1584 beweisen wollte, wie hoch Tasso über Ariosto stehe: und der Federkrieg der Parteien war unvermeidlich. Die Erbitterung, mit der er, sobald er ausgebrochen war, von beiden Seiten geführt wurde, verhinderte selbst den geringen Nutzen, den er sonst vielleicht für die Kritik hätte haben können.

---

*) Von dieser Gesandtschaftsreise kehrt Antonio eben zurück, als er in Goethe's Drama zum ersten Male auftritt. Der Rang- und Titelstreit ist hier in einen Zwist um einen Streifen Landes verwandelt worden.

**) Goethe hält nach seiner Darstellung die methodische Feindseligkeit Antonio's nur für eine Phantasie Tasso's. Doch läßt auch er ihn als einen ungünstigen Beurtheiler seiner Werke auftreten (Act I. Sc. 4 und Act II. Sc. 3), selbst ehe er sie noch gelesen, und in Act 5 Sc. 1 übt er durch seine Aeußerungen über den Einfluß der Körperzustände Tasso's auf seinen Geist einen sichtbaren Einfluß auf den Herzog. Denn dieser äußert dann in der folgenden Scene ganz ähnliche Ansichten gegen Tasso selbst. Daß Antonio und Tasso am Schluß Freunde werden, ist freilich unhistorisch.

Wir haben schon erwähnt, daß ein einzelner Gesang des „befreiten Jerusalem," der vierte, im Jahre 1579 veröffentlicht wurde. Im Jahre darauf erschienen die ersten 16 Gesänge, im folgenden Jahre sieben an verschiedenen Orten gedruckte Ausgaben der zwanzig Gesänge, die meisten incorrect und ohne Vorwissen des Dichters herausgegeben. Der Beifall, mit dem auch in seiner unvollkommenen Gestalt das Werk aufgenommen wurde, war ein außerordentlicher. Den Kampf der Kritik begann zuerst Orazio Lombardelli in einer Schrift (1581), welche neben einigen kritischen Ausstellungen große Lobsprüche enthielt. Tasso antwortete darauf (Juli 1582), erkannte Lombardelli's Lobsprüche mit Dank an und widerlegte einige seiner Einwürfe mit Mäßigung. Da Lombardelli wärmer auf ihn eindrang, so beharrte Tasso bei seiner Meinung, setzte seine frühern Gründe ausführlicher auseinander und beantwortete die neuen Einwürfe. Endlich erschien der Dialog des Camillo Pellegrini über die epische Poesie (1584). Diese Schrift, in welcher Tasso weit über Ariosto erhoben wurde, und sowohl von Seiten des Plans als auch der Sitten und des Stils den Vorzug vor ihm erhielt, setzte ganz Italien in Bewegung und wurde zum Streitapfel. Die Accademia della crusca trat zuerst gegen die Schrift Pellegrini's auf. In ihrem Namen vertheidigte Lionardo Salviati (Infarinato genannt), ein früherer Freund und Schmeichler Tasso's, Ariosto's Gedicht mit einer Art von Wuth gegen das „befreite Jerusalem." Diese Akademie, welche später eine große Berühmtheit erlangte, befand sich damals noch in ihrer ersten Kindheit. Sie war ein Verein von Schöngeistern und jovialen Poeten, welche sich seit 1582 bei den einzelnen Mitgliedern abwechselnd versammelten, um die Producte ihres Humors einander vorzulesen *) Sie hatten erst zwei Schriften herausgegeben, deren komische Titel nicht eben einen Verein ankündigten, der dazu bestimmt war, mit nachdrücklicher Kritik aufzutreten. Obgleich Tasso von der Akademie schonungslos angegriffen worden, antwortete er doch mit einer Mäßigung und Bescheidenheit, welche die Heftigkeit seiner Gegner in einem noch gehässigeren Lichte erscheinen läßt (1785). Das Gefühl, welches in seiner Antwort herrscht, seine kindliche Liebe zu seinem Vater, — dessen Amadis bei dieser Gelegenheit heftig getadelt wurde — seine Bewunderung der Alten, seine Hochachtung für Ariosto, die Formen seiner Dialektik und die Geständnisse, welche er bisweilen nicht zurückhalten kann, machen diese Antwort zu einem nicht unwichtigen Actenstücke der neuen Literaturgeschichte. Der Akademiker hatte zu entschieden Unrecht, als daß es ihm möglich gewesen wäre, Tasso's Vertheidigung mit Gründen zurückzuweisen: er griff daher zur Waffe des Spottes und zu Schmähungen. Pellegrini vertheidigte seine Behauptungen, auch andere Schriftsteller mischten sich in den Streit und brachen mit den Florentinern eine Lanze. Bis zum Jahre 1590 erschienen über diese Angelegenheit nicht weniger als vierundzwanzig Schriften. Die wichtigsten, nämlich die Schriften der Crusca und die Apologie Tasso's, sind im zweiten Bande der venetianischen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (in zwölf Quart-Bänden, 1735—1742) zusammengedruckt. Die Kritiken, wodurch die Accademia della Crusca das befreite Jerusalem in den Schatten zu stellen gesucht hat, haben weniger dem Gedicht, als dem guten Ruf der Akademie geschadet. Die Crusca hat späterhin ihr Unrecht bereut, und das Gedicht, dem sie erst keine Art von Verdienst, selbst nicht einmal das der Sprachreinheit zugestehen wollte, nebst den übrigen Werken des Dichters in das

*) Wie schon im vorigen Abschnitte bei Grazzini (il Lasca) erwähnt, hatte dieser in Florenz den Verein, der anfangs nur aus fünf Mitgliedern bestand, gestiftet; Salviati, das sechste Mitglied, erhob diesen Verein zu einer Akademie. Der Titel, welchen sie annahm, die Namen, welche die Mitglieder sich beilegten, und mehrere von den Ausdrücken, deren sie sich bediente, bedürfen einer Erläuterung. Alle diese Bezeichnungen, welche vom Müllerhandwerke entlehnt sind, kündigen an, daß es vom Anfange an ihre Absicht war, die Schriftsteller und die Sprache selbst einer Prüfung zu unterwerfen. Sie wollte die Kleie (Crusca) vom Mehle scheiden, wählte einen Mehlbeutel (frullone) zu ihrem Zeichen, und ihre Devise: Il più bel fior ne coglie deutete auf das hin, was sie mit Geisteswerken vorzunehmen gesonnen war. Sieb und Haarsieb (vaglio und staccio) nannte sie die Prüfung, der sie diese unterwarf; und wenn sie das Resultat dieser Prüfung bekannt machte, so bediente sie sich der Ausdrücke: vagliata, stacciata, cruscata u. s. w. Auch die Mitglieder nannten sich, immer an die Mühle erinnernd, l' infarinato (den mehligen), l' inferigno (Schwarzbrod), lo smaccato (den zermalmten), lo stritolato (den zerbröckelten) u. s. w.

vor ihrem Wörterbuch stehende Verzeichniß der Werke von klassischem Werthe aufgenommen. Tasso fühlte die Schmähungen der Kunstrichter noch tiefer, als die unwürdige Behandlung, die er von Seiten des Herzogs Alfonso erfuhr. Welchen Eindruck jene auf seinen durch Unglücksfälle niedergedrückten Geist gemacht haben müssen, erhellt daraus, daß er, ungeachtet er sich erst siegreich vertheidigt hatte, zuletzt doch so schwach war, selbst Mißtrauen in seine Arbeit zu setzen. Er verwarf die „Gerusalemme liberata" und setzte an ihre Stelle eine „Gerusalemme conquistata," bei der er durchgängig auf die Gesetze der strengsten Politik und den Tadel seiner Feinde Rücksicht genommen hat.

Nur wenige angenehme Erinnerungen knüpfen sich für den unglücklichen Dichter an seine siebenjährige Gefangenschaft in St. Anna. Es war im Jahre 1582, als eines Tages die Herzogin von Urbino ihm einen ihrer Hofleute sandte, um ihn von sich grüßen und versichern zu lassen, daß er bald seine Freiheit erhalten werde. Die schöne Marfisa von Este, Fürstin von Massa und Carrara, wurde von der Lectüre seines Jerusalems so bezaubert, daß sie den Herzog um Erlaubniß bat, Tassó für einen Tag auf eins ihrer Landhäuser mitnehmen zu dürfen. Mehrere durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Damen fanden sich bei der Fürstin ein; Tasso brachte einige Stunden in dieser Gesellschaft zu, erschien hier eben so galant und liebenswürdig, als er es vor seinen Unglücksfällen gewesen war, und brachte von diesem glücklichen Tage Hoffnungen und einige süße Erinnerungen in seine Einsamkeit zurück. Doch das ganze Jahr verstrich, ohne daß sein Schicksal eine andere Wendung erhalten hätte. Wenn ihm seine Gesundheit zu arbeiten gestattete, so wurden seine Studien nur durch die Besuche unterbrochen, welche mehrere gelehrte und gebildete Männer aus verschiedenen Theilen Italiens ihm abstatteten, oder durch Briefe, welche ihm aus Neapel, Rom und verschiedenen andern Städten Nachricht von dem außerordentlichen Eindruck gaben, welchen sein Gedicht daselbst fortwährend machte; oder endlich durch Versprechungen, die man von Zeit zu Zeit erneuerte, aber deren Erfüllung noch immer ausblieb. Auch das Jahr 1583 verstrich noch auf dieselbe Art: aber endlich wurden die Verwendungen des Cardinals Albano, der Herzogin von Mantua und mehrerer anderer Personen, welche bei dem Herzog im größten Ansehen standen, so dringend, daß dieser eines Tages, als er eben von französischen und italiänischen Edelleuten umgeben war, Tasso holen ließ, ihn mit Güte, ja selbst mit Freundschaft empfing, und ihm auf das Bestimmteste versprach, daß er in wenigen Tagen seine Freiheit erhalten solle. Zugleich gab er Befehl, außer seiner bisherigen Wohnung ihm noch mehrere Zimmer einzuräumen und erlaubte ihm, in der Begleitung eines Freundes, der für ihn stehen müsse, bisweilen das Hospital zu verlassen. Jetzt konnte Tasso mehrere der ausgezeichnetsten Häuser in Ferrara besuchen, er genoß hier ein Vergnügen, welches er immer am meisten geliebt hatte, das einer lebendigen Unterhaltung über Gegenstände der Literatur, der Moral und bisweilen der Galanterie, und in mehreren in dieser Periode verfaßten Dialogen findet man Spuren dieser interessanten Unterhaltungen. Während des Carnevals dieses Jahres führten ihn zwei seiner Freunde, Ippolito Gianluca und Alberto Parma, auf die Maskenbälle, von denen er ebenfalls stets ein Freund gewesen war. Mit Vergnügen sah er auch die Zweikämpfe und Turniere wieder, in denen eine Menge verschieden und reich bewaffneter Ritter unter den Augen einer großen Anzahl geschmückter Damen mit eben so viel Gewandtheit als Stärke kämpften. *) Allein noch vor Ende dieses Jahres wurden ihm alle diese kleinen Gunstbezeugungen wieder entzogen, ohne daß sich eine Ursache davon angeben ließ, und er sah sich auf's Neue zu denselben Entbehrungen, zu derselben Abgeschiedenheit und Verzweiflung zurückgeführt, wie zuvor.

Erst der 6. Juli 1586 brachte dem Dichter die Befreiung. Der Herzog war durch die dringenden Vorstellungen des Vincenzo Gonzaga, eines Sohnes des Herzogs von Mantua, bewogen, ihm bei Gelegenheit eines Familienfestes die Freiheit zu schenken, jedoch unter harten Einschränkungen; Vincenzo mußte versprechen, den Dichter, den er mit sich nahm, nicht aus den Mauern Mantua's zu lassen, und als dieser endlich, durch die fortgesetzten

*) Bei dieser Gelegenheit schrieb er den oben (S. 407) erwähnten Dialog: „il Gianluca."

Bemühungen des jungen Prinzen seine völlige Freiheit erhielt, so geschah es mit dem ausdrücklichen Verbot, nie Ferrara's Grenzen wieder zu betreten. Ohne Wirkung hatten zuvor die Stadt Bergamo, der Kaiser Rudolph mit Papst Gregor XIII. sich für Tasso verwandt. Er lebte nun noch zehn Jahre, aber in einem bedauernswürdigen Zustande. Krank an Körper und Seele, beständig von schwarzen Besorgnissen gefoltert, mit Ehren überhäuft, wo er hinkam, aber dabei im tiefsten Elende schmachtend, irrte er rastlos umher. Nachdem er sich ein Jahr in Mantua und einige Zeit in Bergamo aufgehalten hatte, ging er in Familienangelegenheiten nach Neapel. Im Jahre 1589 suchte er eine Zuflucht in Rom, wo er denn auch eine Zeit lang im Palaste Gonzaga gastfreie Aufnahme fand. Aber sei es nun, daß seine Melancholie den Umgang mit ihm unangenehm machte, oder aus welcher Art persönlicher Abneigung auch immer, in Kurzem finden wir ihn aus diesem Hause verwiesen. Er mußte in Gasthöfen herumwohnen, und zwar ohne Geld, ohne anständige Kleider und von seiner Krankheit gepeinigt. Er mußte in ein Hospital gebracht werden, das einer seiner Vorfahren für arme Landsleute gegründet hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte der Mann, der damals in gewissem Bezug als der ausgezeichnetste in Italien angesehen werden konnte, dessen Geist die italiänische Literatur beherrschte, vor den Kirchthüren betteln müssen. „Es ging ihm wahrlich noch schlimmer, als unserem Kepler oder als seinem Zeitgenossen Camoens." In diesen verzweifluungsvollen Zuständen nahm aber Tasso eine immer entschiedener geistliche Richtung. In seinem Gefängniß glaubte er durch eine förmliche Erscheinung der heiligen Jungfrau genesen zu sein: als er dann befreit worden, that er das Gelübde, seine Poesie nie wieder einem profanen Gegenstande zu widmen. Am liebsten hielt er sich seitdem in Klöstern auf; er studirte nur noch die Kirchenväter, die alten Lehrer; es findet sich ein Exemplar des Augustin durchweg mit Randglossen von seiner Hand; er war glücklich, als er endlich einen Thomas von Aquino zu Händen bekam. Allein diese ernsten Studien verhinderten nicht, daß er sich nicht doch noch den ausschweifendsten Phantasieen überlassen hätte. Er glaubte alles Ernstes, zuweilen von einem guten Engel besucht zu werden und wollte sich nicht überzeugen lassen, daß dies Imagination sei. Selbst in Gegenwart eines Dritten hatte er einst diese Erscheinung: man hörte ihn zu dem Fenster hinaus über die dunkelsten Fragen der Gottesgelahrtheit mit jenem Genius, den er zu sehen glaubte, Zwiesprache halten. „Schmerzliche Entwickelung eines so reich begabten Geistes. Aber er ist ein Beispiel, welch gewaltsame Lebenserschütterungen die Restauration des Katholicismus, die sich damals vollzog, in einzelnen Gemüthern zur Folge hatte." *)

In dieser ganzen Epoche fuhr Tasso fort zu dichten; jedoch wie die Zustände, so waren auch die Werke verschieden. Endlich legte er Hand an, auch das befreite Jerusalem umzuarbeiten; natürlich in dem Sinne, der ihm jetzt der einzig zuläßige schien. In dem schon genannten „Eroberten Jerusalem" (Gerusalemme conquistata) sind die anstößigen Stellen ausgemerzt, die ungeistlichen Phantasieen gestrichen, die Beziehungen auf Ferrara, das er jetzt haßte, mit ängstlicher Peinlichkeit vernichtet, — an die Stelle des Rinaldo z. B. muß allenthalben ein Riccardo treten, was dann sehr unbequeme, kleinliche Aenderungen nothwendig macht — es finden sich neue Zusätze der Devotion oder der Gelehrsamkeit; aber zugleich ist dem Gedichte auch der Reiz genommen: es ist Alles schroffer, gewaltsamer, übergangsloser geworden. Es ist wohl nur eine Stimme, daß die spätere Arbeit eigentlich durchgehends eine Verschlechterung der früheren ist. Allerdings bezeichnet sie auch eine Stufe in der italiänischen Literatur: die noch ausgebildetere Herrschaft der geistlichen Tendenzen, die sich in Kunst und Gelehrsamkeit ebenfalls durchsetzte. Aber es war nun kein Gedicht mehr: Niemand hatte daran Wohlgefallen.

Nach der Vollendung dieses Werkes ging Tasso noch an die Ausführung seines bereits vorher begonnenen Gedichtes über die sieben Schöpfungstage („le sette giornate del mondo creato"), das in reimlosen Versen geschrieben ist und noch manche Spuren seines bedeutenden Talents verräth. Eine hellere Zukunft schien sich endlich seinen

*) Vgl. Ranke in der mehrerwähnten Abhandlung.

Blicken zu öffnen, aber erst als sein Geist für alle Schmeicheleien unempfindlich geworden war. Der Cardinal Cinzio Aldobrandini, ein Neffe des Papstes Clemens VIII., lud den Dichter zu sich nach Rom ein. Tasso folgte der Einladung. Seine Ankunft in Rom wurde wie ein Festtag gefeiert. Es waren bereits Vorbereitungen getroffen, die Ceremonie der Dichterkrönung auf dem Capitol, die, seit Petrarca den Lorbeer empfangen hatte, nicht mehr vollzogen worden, zu erneuern. Am Tage nach seiner Ankunft (im November 1594) wurde Tasso dem Papste vorgestellt, der ihn auf das ausgezeichnetste empfing, seinen Talenten und Tugenden große Lobsprüche ertheilte, und die Worte hinzufügte: „Ich ertheile Dir den Lorbeerkranz, damit er durch Dich eben so sehr geehrt werde, als er diejenigen geehrt hat, welche vor Dir denselben empfangen haben." Es würden sogleich Anstalten zur Vollziehung der Ceremonie gemacht worden sein, wenn nicht die schon kalte und regnichte Jahreszeit es nothwendig gemacht hätte, sie noch aufzuschieben. Der Cardinal Cinzio wollte, daß sie an Pracht alle frühere übertreffen und das ganze Volk an diesem Schauspiele Antheil nehmen solle, und setzte daher ihre Feier auf das künftige Frühjahr fest. Aber schon während des Winters war Tasso fast ganz entkräftet, und seine Lebenshoffnungen schienen in demselben Grade abzunehmen, in welchem sich seine äußere Lage verbesserte. Der Papst hatte ihm eben einen jährlichen Gehalt von hundert ducati di Camera bewilligt; sein Proceß mit den Erben seines Onkels war zu seinem Vortheil entschieden worden, indem der vornehmste Erbe, der Fürst von Avellino, sich anheischig gemacht hatte, ihm eine jährliche Leibrente von zweihundert Ducaten und außerdem noch sogleich eine ziemlich ansehnliche Summe auszuzahlen, und endlich erwartete ihn noch jene Krönung, so daß nichts seinem Ruhme und seinem Glücke mehr zu fehlen schien. Aber sein grausames Geschick verleugnete sich nicht, und setzte in demselben Augenblick, in welchem sein Leben sich zu erheitern begann, demselben ein Ende. Im Monat April, auf welchen seine Krönung festgesetzt war, fühlte er sich außerordentlich schwach. Um sich bloß mit seinem nahen Ende zu beschäftigen, bat er den Cardinal um Erlaubniß, sich in das Kloster Sant' Onofrio zurückziehen zu dürfen. Cinzio ließ ihn dahin bringen. Da Tasso sich wenige Tage darauf noch kränker fühlte, so glaubte er, es sei Zeit, von dem Freunde Abschied zu nehmen, der sich ihm stets als der treueste bewährt hatte, und so schrieb er an Antonio Constantini in Ferrara folgenden Brief: „Was wird mein Herr Antonio sagen, wenn er den Tod seines Tasso erfahren wird? Die Nachricht von demselben wird, wie ich glaube, nicht lange ausbleiben; denn ich fühle mich am Ende meines Lebens, da ich kein Mittel gegen diese meine beschwerliche Krankheit finden kann, die sich zu meinen andern gewöhnlichen Uebeln wie ein reißender Strom gesellt hat, der mich, wie ich sehe, ohne Hilfe mit sich fortführt. In dem Augenblicke, wo ich hoffe, daß der Ruhm, welchen trotz der Mißgunst meiner Neider dieses Jahrhundert von meinen Schriften haben wird, auch mich nicht ganz ohne Belohnung lassen werde, ist es nicht mehr Zeit, von der Hartnäckigkeit meines Schicksals zu sprechen, um nichts von der Undankbarkeit der Welt zu sagen, die nur auf den Triumph gewartet hat, mich als Bettler an das Grab zu geleiten. Ich habe mich in dies Kloster des heil. Onuphrius bringen lassen, nicht bloß, weil die Aerzte die hiesige Luft der in allen andern Theilen Roms vorziehen, sondern auch, um an diesem erhabenen Orte und in der Unterhaltung mit diesen frommen Vätern gewissermaßen meine himmlischen Unterhaltungen zu beginnen. Bittet Gott für mich, und seid versichert, daß ich, wie ich Euch stets in diesem Leben geliebt und geehrt habe, Euch auch in dem anderen wahren Leben erzeigen werde, was unverstellte und wahrhafte Liebe gebietet."

Wer sich auch nur kurze Zeit in **Rom** aufhält, versäumt nicht, das einsame Kirchlein St. Onofrio mit dem Hieronymitanerklösterchen auf dem Janiculus vor und oberhalb der Porta di San Spirito aufzusuchen. Er genießt der prachtvollen Aussicht aus der Vigna, er erblickt die Reihe der prachtvollen Cypressen auf der Höhe und an des Hügels Abhang findet er die vom Wetter geknickte **Tasso-Eiche**. Im Schatten dieses Baumes suchte der unglückliche Dichter, mit gebrochener Kraft des Leibes, mit wirrer Dissonanz des Geistes — einathmend in die heiße Brust den kühlen Lufthauch und den milden Duft des Grüns, hinabschauend auf die ewige Roma, hinüberblickend auf das Capitol, wo schon der Triumph der

Krönung seiner harrte, so suchte hier Tasso Ruhe und Erquickung. Die Ruhe aber fand er erst in dem Kloster. Dort im oberen Geschoß, im hintersten Zimmer, hauchte er, wenige Tage nachdem er den eben mitgetheilten Brief geschrieben, seine Seele aus, am 25. April 1595, und erst nachdem er entschlummert war, legte man ihm den Lobeerkranz aufs Haupt. *)

Seine Gebeine wurden in dem Kirchlein, links an der Thür für den Eintretenden, beigesetzt. Hier ruhten sie länger als acht Menschenalter hindurch, bis ein prachtvolles

---

*) Weitere Mittheilungen über den letzten Aufenthaltsort Tasso's mögen hier — nach einer Schilderung von T. Ullrich — eine Stelle finden: „Am Abhang des Monte Gianilolo zu Rom, nicht weit von den stolzen, riesigen Prachtbauten der Peterskirche und des vatikanischen Palastes liegt in stiller Zurückgezogenheit ein kleines bescheidenes Kloster, zu welchem der ernste Pilger gern seinen Schritt emporlenkt, um dort die Schlummerstätte eines ruhmgekrönten Mannes aufzusuchen, oder um von der Höhe des Klostergartens auf die ewige Stadt jenseits der Tiber niederzublicken und die Gluthen eines schönen Sonnenunterganges über ihren Zinnen verdämmern zu sehen. Es ist das Kloster St. Onofrio, wo der Dichter des befreiten Jerusalems am Abend seines Lebens einkehrte und seine ruhelose Laufbahn schloß. Er konnte keine verstecktere Abgeschiedenheit, kein traulicheres Fleckchen, keinen schöner gelegenen Ort wählen. Hier oben stört kein Lärm des Verkehrs, hier ist die Luft gesund und das Panorama, welches sich dem Niederblick im weiten Halbkreis entbreitet, befriedigt eben so sehr den Sinn für große und reiche landschaftliche Rundsichten, als es dem Geiste des Denkers ein Stück Erde zeigt, auf dem eine ganze Welt mächtiger Erinnerungen vor ihm emportaucht. — Wir schreiten durch einen hochgewölbten, düstern Gang und eine breite Treppe empor, auf deren Höhe uns ein berühmtes Madonnenbild von Leonardo da Vinci entgegenblickt. Oben angelangt, biegen wir in einen Corridor ein, an dessen Wänden rechts und links frische Lorbeerkränze hängen, über Inschriften, welche den Ruhm Tasso's und das Lob der Poesie in edlen Worten feiern. Am Ende des Corridors treten wir in die Zelle, welche der Dichter bewohnte, ein überaus schlichtes, aber helles Zimmer, dessen Fenster die Aussicht auf die Engelsburg, das vatikanische Viertel und den Monte Mario dahinter gewähren. In der Mitte, auf einem Postament, steht die Büste Tasso's in einer dunkelbraunen Masse nach dem Gesicht des Todten abgenommen, wovon noch einige Spuren in ein paar Härchen der Augenbrauen zurückgeblieben. Im Vergleich mit diesem plastischen Abbilde erscheinen die herkömmlichen Portraits des Dichters ziemlich unähnlich und verfehlen gerade die feinere Eigenthümlichkeit der Individualität. Die kargen Formen haben einen sehr scharfen Schnitt; der Kopf ist klein, eben so auch das Gesicht, dessen Oval sich nach unten zu beträchtlich verengt; die Nase schmal, leicht gebogen und spitz, die Augen von gewöhnlicher Größe, aber nach den inneren Winkeln zu etwas gesenkt und schief gegeneinander gestellt; der Lippenbart spärlich und in horizontale Spitzen auslaufend, noch spärlicher der Bart an dem sehr stark zurücktretenden Kinn. Die ganze Physiognomie macht den Eindruck des Scharfen, Spitzen und Abstrakten, dem sich, möchten wir fast sagen, ein leiser Anflug listigen Sinnens beimischt. Neben der Büste Tasso's verwahrt das Kloster in der kleinen Zelle noch verschiedene Reliquien des berühmten Verstorbenen. Dort in der Ecke der ärmlich gepolsterte, mit braunem Leder überzogene Lehnstuhl diente ihm zum Ruhesitz. Auf einem Tisch an der Wand steht sein Schreibeschränkchen; an der andern Wand, hinter gläsernem Verschluß, erblicken wir einen schärpenartigen Gürtel, womit er, da er in der Ordenstracht des Klosters einherging, seine Kutte um den Leib festschnürte; sodann eine antike Schale, einen kleinen runden Spiegel, ein Crucifix seines Vaters und sein Dintenfaß. Auch ein Autograph von ihm hängt unter Glas und Rahmen im Zimmer. In diesem bescheidenen Raum verathmete der Dichter den letzten Hauch nach einem unstäten Leben und nachdem er die Welt mit seinem Ruhm erfüllt. — Wir folgen dem führenden Klosterbruder hinab in die kleine Kirche zum Grabe des Dichters. Ein flüchtiger Umblick in dem dämmrigen Raume zeigt uns halb deutlich ein Altarblatt von Annibale Carracci und in der Wölbung des Chors eine schöne Freske von Pinturicchio. Auch der große Sprachforscher Mezzofanti und der Lyriker Alessandro Guido liegen hier beerdigt. Doch wir suchen am Boden einen andern Gruftstein und finden ihn in der der Thür linkshin gegenüberliegenden Ecke mit der einfachen Inschrift: D. O. M. — Torquati Tassi ossa hic jacent — „Hier liegen die Gebeine des Torquate Tasso" — mit den hinzugefügten nebensächlichen Dedikationsworten: Hoc ne nescius esses hospes fratres hujus eccl. p. p. MDCI. Obiit anno MDXCV. An der Wand seitan eine längere Inschrift und darüber ein gemaltes Bildniß des Dichters. So birgt das kleine, unansehnliche Kloster den Schatz einer großen Erinnerung in seinen Mauern; es hegt und pflegt ihn mit dem vollen Bewußtsein über seinen Werth: er ist sein kostbarster Besitz. Seltsam! gerade in der Mitte zwischen der Wiege von Sorrent und dem Kerker von Ferrara liegt die Stätte, welche Tasso mit den höchsten Ehren weihte, liegt sein Heiligthum Sant' Onofrio. — Um in den Klostergarten zu gelangen, durchschreitet man den Porticus des inneren Klosterhofes und einen schmalen kurzen Gang zwischen Gemäuer. Der Theil des Gartens, den der Fremde besucht, liegt auf der Südseite des Klosters und ist eine freie, offene Terasse am aufsteigenden Geländer des Monte Gianicolo. Zwischen simplen Gemüsebeeten geht der Weg hundert und einige Schritte auf der Terrasse entlang, bis zu einem mächtigen Baumstumpf. Dies ist der Rest der berühmten Tasso-Eiche, eines riesigen Baumes, welchen leider ein heftiger Orkan im Sommer 1842 zertrümmerte und dessen unverletzte, prächtige Majestät nur noch in dem vielbekannten, 1836 ausgeführten Gemälde unseres trefflichen Eduard Biermann fortlebt. Der übrig gebliebene Stumpf erhebt sich indeß noch über Manneshöhe und ladet noch ein paar starke, üppig grünende Aeste aus, so daß man den verstümmelten Baum schon von der Engelsbrücke aus deutlich erkennen kann."

Mausoleum die gefeierten Ueberreste aufnahm. Im Jahre 1827 trat in Rom eine Gesellschaft zusammen, um auf dem Wege öffentlicher Subscriptionen die nöthigen Mittel zu einem stattlichen Marmor-Monument für Torquato Tasso aufzubringen. Der Commendatore de Fabris, damals General-Director der päpstlichen Museen, wurde mit der Ausführung betraut; eine Commission von drei Professoren von St. Luca billigte im Jahre 1829 den Entwurf des Künstlers, und schloß rücksichtlich der Kosten den Vertrag. Aber der Zufluß der Beiträge versiegte nach und nach; ungeduldig legte der Meister, nachdem das Werk schon der Vollendung nahe war, den Meißel bei Seite. Doch beinahe dreißig Jahre später befahl der Papst Pius IX. die vollständige Ausführung des Denkmals und bewilligte zu diesem Zweck einen Zuschuß Im Jahre 1857 erhob sich das altarartige Monument über dem Grabe des Dichters. Torquato, auf Embleme der Kreuzzüge gestützt, blickt in bewegter Stellung enthusiastisch zur Höhe und ruft die himmlische Muse an. Diese erscheint, von musicirenden Engeln umgeben, oben in der Lunette, mit einer Fama zu beiden Seiten. Das Fußgestell schmücken Basreliefs, den feierlichen Bestattungszug darstellend, mit den Bildnissen der hervorragenden Männer nach dem Leben. Es war am 262. Jahrestage nach dem Tode des Dichters, als, am 25. April 1857, dieses Monument durch einen feierlichen Gottesdienst, dem das ganze gebildete Rom beiwohnte, inaugurirt wurde.

Tasso's Leben und Schicksale haben vielen Dichtern vor und nach Goethe Stoff zu Poesieen der verschiedensten Formen und Gattungen gegeben. In Sonetten und Elegieen, in dramatischen und epischen Werken ist der Dichter besungen und gefeiert worden, wenn auch freilich keins dieser Werke den Ruhm und die Bedeutung erlangt hat, wie das dramatische Gedicht Goethe's. Gleich diesem behandelte auch später Giovanni Rosini die Liebeshändel Tasso's in dramatischer Gestalt, nachdem bereits vor Goethe der Lustspieldichter Goldini den Dichter zum Gegenstande einer fünfactigen Komödie gemacht, die 1755 in Venedig zuerst aufgeführt wurde. Lord Byron, der Däne Ingemann, Zedlitz, Gaudy (in dem schönen Gedicht: „Sant' Onofrio"), Waiblinger (in der gleichnamigen Elegie) und viele andere mehr oder weniger berühmte Dichter waren von der Muse zur Verherrlichung des unglücklichsten der Musensöhne begeistert worden, und noch vor Kurzem hat einer der jüngsten jetzt lebenden Dichter Italiens, Jacopo Cabianca, in nicht weniger als 880 sorgfältig gefeilten Stanzen Tasso's Leben in seinen Hauptmomenten besungen. (Il Torquato Tasso. Canti dodici di J. Cabianca. Venez. 1858.)

Nach und neben Dante hat Italien keinen Dichter, der die Poesie so völlig den Inhalt seines Lebens hat sein lassen, wie Tasso. Dante's Patriotismus und praktischer Sinn söhnte in diesem den Dichter mit dem Menschen aus, allein in Tasso's weichem Gemüthe zerfiel die Menschheit mit der Kunst, und im Ringen nach und mit der letztern ging der edle Tasso unter. Die Klippe, woran er im Leben scheiterte und welche ihn auch hinderte, das Höchste in seiner Kunst zu leisten, war das Mißverhältniß des Dichters und Menschen in seiner Brust. In dem Grade, als der letztere sich von der Endlichkeit unterdrückt glaubte, wähnte der erstere sich von deren Schranken frei. Die schreienden Dissonanzen im Leben Tasso's, welche hieraus entstehen mußten, blieben nicht aus und er beging häufig den Mißgriff, den Dichter und Menschen ihre Rollen vertauschen zu lassen und da in einer unbegrenzten Idealität zu schwärmen, wo hergebrachte Verhältnisse scharfe Grenzen vorgezeichnet hatten, und wiederum, besonders im späteren Alter, so sehr das Bedürfniß des prosaisch berechnenden Verstandes als poetischen Regulator anzuerkennen, daß dessen kühles Walten die Gluth der poetischen Kraft, welche in seinem Herzen nie ganz erkaltet war, völlig unwirksam machte. Dieser bewegte Zustand ließ ihn selten zu der beim poetischen Schaffen erforderlichen Ruhe der ästhetischen Urtheilskraft gelangen, welche Kunstwerken den Charakter der harmonischen Construction, die erst über das Ganze den Zauber der Schönheit ausgießt, einprägt. Seine Individualität, welche die Seele aller Compositionen ist, gelangte nie zur völligen Objectivität einer poetischen Anschauung: die stete und überwiegende Theilnahme seines Herzens an seiner Thätigkeit ließ ihn diejenige Freiheit, durch welche ein Kunstwerk zum

Originale im höchsten Sinne geadelt wird, nie erreichen. Damit ist ihm alle Originalität überhaupt keineswegs abgesprochen, denn sein Epos, das von Rittersinn, Religion und Frauenliebe getragen wird, unterscheidet sich schon hierdurch wesentlich von allen antiken Epopöien, welche etwa als Vorbild genannt werden möchten. Einen neueren Dichter, welcher werth gewesen wäre, von ihm berücksichtigt zu werden, gab es damals noch nicht. Die Lusiade des Portugiesen Camoens war zwar acht Jahr vor dem befreiten Jerusalem erschienen, dieses war aber bereits fünf Jahre früher vollendet, als es gedruckt ward. Er hat über zwölf Jahre daran gearbeitet; erwägt man, daß bis zum Bekanntwerden der Lusiade in Italien noch einige Jahre vergehen mochten, so erhellt, daß Tasso die letztere wohl nicht einmal vor Herausgabe seines Gedichts gekannt haben kann. In der Wahl des epischen Stoffes ist er jenem weit überlegen, erreicht ihn aber nicht in dem hinreißenden Vortrage, welchen aber auch nur der Patriotismus des Portugiesen erzeugen konnte. Die epische Einheit, so wie eine schärfere Charakterzeichnung seiner Helden hat er vor Ariosto voraus. Eine schöne elegische Wärme ist die stete Begleiterin seiner epischen Fabel, und überaus schöne Episoden, welche das Walten der Liebe enthüllen, — wie die allein wegen ihrer Verhältnißmäßigkeit getadelte von Olindo und Sofronia (im zweiten Gesange) — durchflechten dieselbe.

Ehe wir jedoch weiter von dem Hauptwerke Tasso's handeln, sei hier in Kürze seiner übrigen Schriften erwähnt. Der „Rinaldo," sein erstes größeres Werk, ist eine Nachahmung der Ariostischen Manier; die „Sette giornate," sein letztes, verrathen bereits das Frösteln des Greisenalters bei dem in Unglück und Widerwärtigkeit früh verlebten Dichter. Einen ähnlichen Charakter tragen die ebenfalls in seinen letzten Jahren verfaßten Poesieen: „le Lagrime di Maria," „Vergine Santissima" und „il Monte Oliveto." Sein Trauerspiel „Torrismondo" (zuerst erschienen 1587 und in demselben Jahre noch sechsmal nachgedruckt) hat außer der schönen und kräftigen Sprache und einigen gelungenen Scenen kein ausgezeichnetes Verdienst. Seine vielen prosaischen Abhandlungen (discorsi) verrathen nur wenig von dem Genie ihres Verfassers; die Sprache ist nicht selten ohne Fleiß behandelt, und der Inhalt durch scholastische Grübeleien oft dem Klarheit suchenden Verstande ungenießbar. Die interessantesten seiner prosaischen Schriften sind die zahlreichen Briefe Tasso's, von denen bereits 1588 eine Sammlung in zwei Bänden erschien. Die neueste und vollständigste Sammlung derselben, in welcher die Briefe chronologisch geordnet und mit Erläuterungen versehen sind, ist 1852 bis 1854 von Cesare Guasti in vier Bänden herausgegeben worden. („Le lettere di Torquato Tasso, disposte per ordine di tempo ed illustrate di C. Guasti." Firenze.) In einigen Ausgaben der Werke Tasso's findet sich auch ein dem Dichter mit Unrecht zugeschriebenes Lustspiel „Intrighi d'Amore," dessen Verfasser wahrscheinlich G. A. Liberati ist. Ebensowenig gehören dem Tasso die unter seinem Namen am Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst erschienenen „Veglie di T. Tasso" an, deren Manuscript angeblich 1794 in den Trümmern eines alten Gebäudes in Ferrara gefunden sein sollte. Diese „Nachtgedanken" erschienen auch in deutschen Uebersetzungen, als „Torquato Tasso's Nächte; frei übersetzt von Th. v. Haupt." 1808. Die Unechtheit derselben ist von J. C. v. Orelli in seinen „Beiträgen zur Geschichte der italiänischen Poesie (Heft 1)" überzeugend dargethan.

So bleiben denn noch — außer dem Hauptwerke — die vielen lyrischen Gedichte und der „Amyntas" zu besprechen übrig. Was das letztere Werk betrifft, so ist es keineswegs, wie oft behauptet worden, das erste seiner Gattung (der favole boscareccie, Schäferdramen) in Italien. Schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war auf dem Theater zu Ferrara des Agostini Beccari „Sagrifizio" („das Opfer") mit allem theatralischen Pomp aufgeführt worden — eine ganze Scene darin wurde recitativisch unter musikalischer Begleitung gespielt — und diesem ersten Schäferdrama folgten einige andere. Aber durch Tasso wurde gleichsam erst die bis dahin triviale Art, romantische Idyllen zu dramatisiren, veredelt. Mag er mit seinem Schäfer Amynt, wie Einige behaupten, sich selbst gemeint haben, oder einen Andern: er selbst lebt mit seiner idealisirenden und romantisch

schwärmenden Phantasie in dem ganzen Gedichte. Das Unbedeutendste an demselben ist die Erfindung der Fabel. Ein junger Schäfer, der fast schon daran verzweifelt, seine schöne Sylvia für sich zu gewinnen, ist so glücklich, sie der Lüsternheit eines Satyr zu entreißen. Aber die Schöne will von den Liebesbetheuerungen ihres Retters nichts wissen. Erst, als der unglückliche Liebhaber, auf eine falsche Nachricht von ihrem Tode, sich von einem Felsen stürzt, wird die bisher Unerbittliche von diesem Beweise seiner Treue gerührt. Unter ihren Küssen lebt der halb todte Amynt wieder auf, und sie wird die Seinige. Die Scenen, die durch diese unbedeutende Fabel des Stücks herbeigeführt werden, sind gerade von der Art, wie sie Tasso's Phantasie am liebsten ausmalte. Der schönste Ausdruck der Empfindungen, die in einer solchen Verbindung von kleinen Begebenheiten die schäferlich-natürlichsten waren, ist die poetische Seele des ganzen Gedichts. Alles Uebrige, auch der Dialog, wurde dadurch zur Nebensache. Fast überall hat der Ausdruck einen sanft lyrischen Schwung. Das Silbenmaß wechselt, wie die Wahrheit dieses Ausdrucks es verlangt. Die Chorgesänge der Hirten unterscheiden sich von den Dialogen und Monologen nur durch einen freieren, von der Situation weniger beschränkten Ideenflug. Vom Anfange bis zu Ende des Gedichts begleitete den Dichter die Idee des goldenen Zeitalters und einer idealen Naturwelt. Von dieser Idee begeistert, dachte er sich alle Verhältnisse des Lebens reiner und wahrer; in allen eine kräftigere, und doch zarte Natur; statt aller Gesetze nur Neigungen; statt aller Pflichten nur einen tadellosen Trieb. Den Chorgesang, der den ersten Act schließt, kann man als den Schlüssel zum Wesen des ganzen Gedichts ansehen. Da strahlt die schäferliche Vorstellung von der Bestimmung des Menschen im hellsten Lichte, und die Vertheilung dieses Lichts durch das ganze Gemälde giebt dem üppig naiven Colorit aller Partieen ein ästhetisches Leben und einen Charakter, durch den dieses Schäferdrama einzig in seiner Art ist. Seit 1580, wo der „Amyntas" zuerst erschien („Aminta, favola boscareccia") wurde dies Gedicht unzählige Mal im Original und in lateinischen, spanischen, französischen, englischen holländischen, deutschen Uebersetzungen herausgegeben. (Die erste deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Torquati Tassi Amintas oder Waldgedichte." Aus dem Original deutsch gegeben und mit dem französischen Exemplar Wilh. Beillard's collationirt und verglichen von Michael Schneider. Hamburg 1642. Spätere — metrische — Uebersetzungen wurden herausgegeben von G. W. v. Reinbaben, 1711, J. H. Kirchhoff, 1742, F. G. Walter, 1794, Schaul, 1808. Bruchstücke des Gedichts sind von A. W. Schlegel übersetzt.)

Als lyrischer Dichter ist Tasso einer der bedeutendsten der Italiäner. Seine lyrische Poesie enthält das Wesen seines Geistes am reinsten und hängt mit dem Charakter seiner epischen und dramatischen Gedichte eng zusammen. Seiner Sonette und Canzonen sind über tausend; der Madrigale über dreihundert. Die letzteren gehören zu den schönsten der italiänischen und vielleicht jeder Literatur. Vor ihm war diese Dichtungsart nichts weiter als ein Reimwerk gewesen, das von den Provencalen herstammte, in der Zahl und Ordnung seiner Zeilen strengen Gesetzen unterworfen war, und deswegen seit der Veredelung der romantischen Poesie in Italien wenig galt. Man hatte sich, um das Joch der alten Madrigalgesetze abzuschütteln, Abweichungen erlaubt, die den Namen Madrigalessen und Madrigalonen (Madrigalessi e Madrigaloni) Veranlassung gaben. Durch Tasso wurde das Madrigal, was es sein soll: etwas dem ernsthaften Epigramm der Griechen Aehnliches, wenngleich meist nur eingeschränkt auf Ideen der Liebe; ein zarter und inniger, in wenigen kurzen Zeilen, wie ein Blüthenblatt, leicht hinschwebender Gedanke. Tasso ist — und besonders in Bezug auf sein episches Gedicht — als der letzte Romantiker der italiänischen Dichter bezeichnet worden. Die romantische Zeit selbst war vorüber; aber ihre Strahlen sammelten sich noch in einem Gemüthe, dem seinen, und die tiefe Sehnsucht nach dem Unendlichen, die der Charakter jener Zeit gewesen war und in Stimmen, Worten und Fabeln sich kund gegeben hatte, sollte noch einmal laut werden, als Stimme einer Brust, der seinigen, um auftönend aus einem vollen Herzen und dennoch wieder wie aus weiter Ferne herüberklingend Tausende zu rühren. Die Elemente seines „befreiten Jerusalems, Liebe, Ehre und Glaube, sind die Elemente seines Gemüths, die Grundkräfte, aus welchen Alles,

was er that und sang, wie aus lebendigen Keimen hervorwuchs. Und so sehen wir in ihm die alte romantische Zeit, so weit dies innerhalb der engen Grenzen einer Individualität möglich ist, wie zu einem neuen Leben erwacht. Daher mußte sich ihm die Welt seines Epos wie ein ernstes Zauberspiel gestalten, das den Scherz auch nicht von weitem zuließ. Was er darstellte, war ihm wahr, groß und heilig, und die kühne Willkür, mit welcher Ariosto in freiem Scherze den eigenen Schöpfungen mitgespielt hatte, konnte in ihm keinen Nachahmer finden. Aber wie hier, so muß sich auch in seinen lyrischen Gedichten jene romantische Trinität abbilden, auf die schon die dreifache Eintheilung seiner „Rime" (1. Rime amorose, 2. Rime eroiche, 3. Rime sacre e morali) in den ältesten Ausgaben hinweist, und in welcher der schwärmerisch-romantische Ernst zu liegen scheint, der als ein Hauptzug in Tasso's Denkart bezeichnet worden ist.

Wir gehen auf das „befreite Jerusalem" („La Gerusalemme Liberata," oder, wie es auch heißt: „Il Goffredo") über, und geben zugleich eine kurze übersichtliche Inhaltsangabe der zwanzig Gesänge dieser romantischen Epopöie. Der Gegenstand desselben ist die Befreiung des heiligen Grabes durch Gottfried von Bouillon aus den Händen der Ungläubigen.

Die Schaaren der Kreuzfahrer sind schon sechs Jahre im Orient; Syrien und ein Theil von Palästina ist bereits erobert. Privat-Interessen und Zwistigkeiten entzweien aber die Führer und hemmen die Fortschritte der siegreichen Schaaren, als sie nur noch wenige Stunden von Jerusalem entfernt sind. Da erscheint dem frommen Gottfried von Bouillon ein Engel, der ihm verkündet, daß er von Gott zum Oberhaupt des Heeres bestimmt sei. Die Führer wählen hierauf Gottfried zu ihrem Oberbefehlshaber; dieser läßt die Truppen sich versammeln und führt sie gegen Jerusalem, dessen König Aladin Alles aufbietet, die Stadt gegen den drohenden Angriff der Christen zu vertheidigen. (Gesang 1.) In seinen Vertheidigungsanstalten wird Aladin vorzüglich durch den Zauberer Ismeno unterstützt. Dieser räth ihm, ein Marienbild, das die Christen in einer unterirdischen Grotte auf einem Altare verwahren, ihnen wegnehmen zu lassen, und es in der Moschee aufzustellen. So lange es dort stehe, werde Jerusalem unüberwindlich bleiben. Aladin läßt den Rath sogleich vollziehen. Das Bild wird in die Moschee gebracht, und Ismen spricht lästernde Verwünschungen über dasselbe; aber — schon mit dem nächsten Morgen ist es aus dem unchristlichen Orte verschwunden. Die Christen werden des Frevels der Entwendung beschuldigt; vergebens werden ihre Häuser und Kirchen durchsucht, um das Bild und den Thäter zu entdecken. Von Wuth hingerissen, giebt Aladin den Befehl zu einer allgemeinen Vernichtung der Christen durch Feuer und Schwert. Um ihre Glaubensgenossen von dem angedrohten Verderben zu retten, faßt Sofronia, eine junge Christin, den Entschluß, sich selbst als die Thäterin anzugeben. Der König ergrimmt über die Selbstanklage der Schuldlosen und verdammt sie zum Feuertode. Schon wird sie dem Scheiterhaufen entgegengeführt, da nähert sich Olindo, ein Jüngling, der sie längst geliebt, und der nun, um sie retten, sich für den Schuldigen angiebt. In dem Augenblicke, da der Tod ihn und die Geliebte vereinen soll, erscheint Clorinda, die Heldin des heidnischen Heeres, in ritterlicher Rüstung. Kaum erblickt sie den Scheiterhaufen und die unschuldigen Opfer, als sie deren Rettung beschließt, zum Könige eilt und seine Gnade anruft. Er giebt ihren Bitten nach und schenkt den Verurtheilten Leben und Freiheit. Indessen ist das Christenheer schon bis Emaus, kaum eine halbe Tagereise von Jerusalem, gekommen. Zwei Abgesandte des Königs von Aegypten bieten dem Herzog Gottfried Frieden und Freundschaft an, wenn er sich mit dem bisher eroberten Lande begnüge und von weiteren Eroberungen abstehe. Gottfried verwirft den Antrag. (Ges. 2.)

Mit dem ersten Tageslicht bricht nun das Christenheer nach Jerusalem auf. Der König schickt den gegen die heilige Stadt Anrückenden seine tapfersten Krieger entgegen. Während der sich nun entspinnenden Einzel- und Massengefechte besteigt der König einen Thurm, um die Heere zu übersehen. Ihm zur Seite steht Erminia, eine Tochter des Königs von Antiochien, die, obschon ihr Vater in dem Kampfe mit den Christen das Leben verlor, einen

christlichen Ritter, den tapfern und edeln Tancred liebt, ohne jedoch von ihm wieder geliebt zu werden, da er nur mit dem Bilde der Heidin Clorind abeschäftigt ist. Diese macht auch den Tapfersten viel zu schaffen, auch Tancred kämpft mit ihr, ohne sie zu kennen. Inzwischen ergreifen die Heiden die Flucht vor den Christen, und jene Beiden werden durch das Gedränge in der allgemeinen Verwirrung von einander getrennt. Viele Ritter sind gefallen, unter ihnen Dudo, dem Argante den Todesstreich versetzt hat. Nachdem Gottfried die Lage der Stadt überschaut und sich überzeugt hat, daß es noch nicht an der Zeit sei, einen Angriff auf sie zu wagen, eilt er vor Allem, Dudo's Leichnam zu sehen, um welchen die klagenden Freunde sich versammelt haben. (Ges. 3.) Satan versammelt die Geister der Hölle, und fordert sie auf, nach allen Richtungen aufzufliegen, um durch Gewalt und List die Christen zu verderben. Einer der Dämonen begiebt sich zum Fürsten von Damascus, einem weitberühmten Zauberer, und bestimmt ihn, seine Nichte, die reizende Armida, in das Lager der Christen zu senden, um daselbst durch ihre buhlerischen Künste die tapfersten Krieger in ihre Netze zu locken, und sie unter dem Vorwande, als bedürfe sie ihrer Hilfe gegen den sie verfolgenden Oheim, dem Heere zu entführen. Gottfried fühlt sich zwar gerührt durch die Klagen und Bitten der schönen Unglücklichen, sieht sich aber gezwungen, ihr für den Augenblick die erwünschte Hilfe zu versagen, weil er jetzt sein Heer nicht schwächen dürfe. Dagegen verspricht er, sie in das verlorne Reich wieder einzusetzen, sobald er Jerusalem erobert haben werde. Weniger Festigkeit zeigen die vorzüglichsten Ritter, auf welche Armiden's Schönheit den heftigsten Eindruck machte. Noch eifriger und kühner als die übrigen dringt Eustach, Gottfried's Bruder, auf augenblickliche Hilfeleistung, weiß aber den Drang seiner Leidenschaft dadurch zu verhüllen, daß er behauptet, die jedem Ritter obliegende Pflicht des Frauenschutzes gebiete, Armida sogleich zu retten. Alle Ritter stürmen nun mit Eustach vereint auf den Feldherrn los. Dieser giebt endlich seine Einwilligung, daß zehn Ritter Armiden begleiten, um ihr väterliches Erbreich für sie zu erkämpfen. (Ges. 4.) — Der gefallene Dudo war Anführer einer erlesenen Kriegsschaar, der Zierde des fränkischen Heeres. Seine Stelle soll durch einen gleich edeln und tapferen Ritter besetzt werden. Eustach entzündet den Ehrgeiz des Rinaldo, sich um diese Würde zu bewerben; seine Absicht ist jedoch nur, den Rinaldo zu verhindern, daß er der Armida folge. Diese Absicht vereitelt Gernand, der als ein Königssohn auf jene Würde den ersten Anspruch zu haben glaubt. Es kommt zwischen ihm und Rinaldo zu einem Kampfe, in welchem Gernand getödtet wird. Rinaldo aber sieht sich genöthigt zu entfliehen, um einem Kriegsgerichte zu entkommen, dem er unterläge, weil er das Gesetz übertrat, welches alle Zweikämpfe zwischen den christlichen Rittern während dieses heiligen Krieges verbietet. Armida verläßt das Lager mit den ihr bewilligten zehn Rittern; allein es folgen ihr, von ihrer List und Schönheit bestrickt, in der Nacht noch mehrere heimlich. So befindet sich denn das fränkische Heer in einer sehr übeln Lage, theils durch den Verlust so vieler tapferer Männer, theils wegen einer drohenden Hungersnoth und der Annäherung der ägyptischen Flotte. (Ges. 5.) — Die Lage der Heiden in dem belagerten Jerusalem verbessert sich dagegen. Der wilde Circassier Argante bringt dem König die Erlaubniß ab, in Gegenwart des ganzen Heeres zwei christliche Ritter zum Zweikampf herausfordern zu dürfen. Otto, der erste mit ihm kämpfende Ritter, bleibt sein Gefangener; desto hartnäckiger aber wird der Kampf mit dem zweiten, dem tapfern Tancred. Beim Einbruche der Nacht sind Beide gleich schwer verwundet. Erminia muß Argante's Pflege übernehmen, während sie für seinen Gegner Tancred die zärtlichste Neigung empfindet. Sie entschließt sich, in's Lager der Christen zu gehen; und, da sie die heilenden Kräfte der Kräuter kennt, dem Geliebten ihre Pflege anzubieten. Um sicherer aus der Stadt zu entkommen, hat sie Clorinden's Rüstung angelegt, wodurch sie jedoch im christlichen Lager der größten Gefahr sich ausgesetzt sieht, der sie sich nur durch eine schleunige Flucht zu entfliehen weiß. Tancred hatte inzwischen einen von ihr vorher abgesandten Boten empfangen; trotz seiner Wunden eilt er ihr nach, in der Hoffnung, Clorinda zu finden. (Ges. 6.) — Erminia erreicht nach langem trostlosen Herumirren ein einsames Thal, wo sie, von einem Hirten, der mit drei Söhnen eine friedliche Hütte bewohnt, freundlich aufgenommen, glückliche Tage

beruhigter Leidenschaft verlebt. Tancred indessen, der den Spuren der Clorinda zu folgen glaubte, geräth in Armida's Zauberschloß, wo List und Trug ihn zum Gefangenen machen. Im Christenlager wird er schmerzlich vermißt, da es gilt, den durch die Nacht unterbrochenen Zweikampf mit Argante zu Ende geführt zu sehen. Da auch die tapfersten jungen Ritter, jetzt der Armida Sclaven, abwesend sind, so übernimmt Raymond, Graf von Toulouse, ein ehrwürdiger Greis, den ungleichen Kampf mit dem wilden Heiden. Gott schickt dem frommen Alten einen Engel; dieser schützt ihn mit diamantenem Himmelsschild. Schon ist Argante verwundet, da beschließt Beelzebub, den Heiden beizustehen; er bildet aus einer Wolke eine menschliche Gestalt, der er Clorinda's Züge und Rüstung giebt. Der Greis wird hierauf durch einen der besten heidnischen Schützen, wenn auch — Dank dem Schutz des Engels — nur leicht, verwundet. Gottfried läßt nun seine Schaaren hervorbrechen; es beginnt ein allgemeines Handgemenge; der Vortheil neigt sich anfangs auf die Seite der christlichen Streiter, aber die Künste der Hölle bewirken endlich die Niederlage und Flucht der Christen. „Geheul und Regen, Sturm und Donners Brausen betäubt die Welt mit Harmonie'n voll Grausen." (Ges. 7.) Elend und Verwirrung im christlichen Lager erreichen den äußersten Grad. Auf Veranstaltung des bösen Dämon Astragor und der Furie Alekto werden die blutigen Waffen des Rinaldo gebracht, der ermordet sein soll. Die Macht der Hölle weiß sogar auf den erhabenen Gottfried selbst den Verdacht des Mordes zu wälzen. Die Italiäner, den Franken längst schon abhold, ergreifen die Waffen, um ihren Landsmann zu rächen. Aufruhr entsteht unter den Kriegern; Parteien bilden sich, „und zu den Waffen rennt von jeder Seite das ungestüme Volk mit wildem Droh'n." Gottfried, der mit Ruhe die Beschuldigungen vernommen, führt die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurück. (Ges. 8.)

Den Untergang des christlichen Heeres zu beschleunigen, fordert Alekto den Sultan Soliman von Nicäa zu einem plötzlichen Ueberfall auf. Dieser kommt mit einem Heere, von Alekto selbst geleitet, Nachts an. Wüthend greifen die Araber die Franken an. Auch Tancred und Clorinda machen einen Ausfall auf das Lager der Christen. Die Heiden, von den anwesenden Höllengeistern unterstützt, beginnen schon den Sieg zu erringen — da sendet Gott den Erzengel Michael zum Schutz der Christen auf das Schlachtfeld und läßt durch ihn die höllischen Mächte vom Kampfplatz vertreiben. Durch die nicht mehr gehemmte Kraft der Christen erleidet nun das heidnische Heer eine furchtbare Niederlage. (Ges. 9.) Auch Soliman wird von der allgemeinen Flucht der Seinigen hingerissen, findet aber auf seinem Wege den Zauberer Ismeno, der ihn durch seine Zauberkraft schnell nach Jerusalem bringt, so daß er in den Kriegsrath, welchen Aladin mit seinen Anführern hält, gerade in dem Augenblicke eintritt, da einer derselben den Muthlosen die Capitulation vorschlägt. Soliman's Gegenwart und Rede richtet den Muth Aller wieder auf. Indeß sind die von Armida entführten Krieger während der Schlacht wieder in Gottfried's Lager zurückgekommen, und erzählen ihre Schicksale in Armiden's schönem Zauberreiche, und wie sie endlich von Rinaldo und Tancred befreit wurden. Jene Nachricht, daß Rinaldo, den man todt glaubte und zu rächen brannte, noch wirklich lebe, erfüllt das ganze Lager mit Freude. (Ges. 10.) Gottfried hat beschlossen, einen Sturm auf Jerusalem zu unternehmen, wozu das ganze Heer sich mit religiösen Feierlichkeiten vorbereitet. Tancred und Gottfried selbst werden verwundet, der Letztere durch einen so tief eindringenden Pfeil, daß sogar die höchste ärztliche Kunst ohne den Beistand eines Engels vergeblich wäre. Nur der Einbruch der Nacht vermag der Wuth der Kämpfenden Einhalt zu thun. — Während der Nacht verlassen Clorinda und Argante Jerusalem, um einen von den Christen zur Erstürmung der Stadt erbauten Thurm zu verbrennen. Umsonst entdeckt der sie begleitende Sclave der Heldenjungfrau, daß sie als Christin geboren sei; sie führt ihr Vorhaben aus. Der Thurm lodert in Flammen auf; ein Handgemenge entsteht; Tancred trifft auf Clorinda. Diese, von dem Geliebten nicht erkannt, wird von ihm im Zweikampf tödtlich verwundet. Als sie das Nahen des Todes fühlt, verlangt sie von Tancred die Taufe. Er holt aus einer nahen Quelle Wasser in seinem Helme herbei und vollzieht die heilige Handlung. Sanft verscheidet die Jungfrau. Tancred bricht in herzzerreißende Klagen aus; er reißt die Binden von seiner Wunde, aus

welcher nun das Blut in heftigen Güssen hervorströmt. Gottfried und Petrus der Einsiedler suchen den Verzweifelnden zu trösten. Er versinkt in Schlaf, und getröstet wacht er auf. Clorinden's nächtliche Leichenfeier geht nun vor sich. Am nächsten Morgen besucht Tancred das frische Grab, auf dem er seine Thränen und Klagen ergießt. Indeß wird ihr Tod auch in Jerusalem bekannt, und es erhebt sich eine allgemeine laute Wehklage. Der wilde Argante schwört, ihren Tod zu rächen. (Ges. 11. 12.)

In der Nähe des christlichen Lagers befindet sich ein Wald, der einzige Ort, welcher den Franken die zur Herstellung ihrer Belagerungsmaschinen geeigneten Baumstämme liefern kann. Um ihnen dies zu verwehren, eilt der heidnische Zauberer Ismeno Nachts dahin, zieht einen magischen Kreis — selbst die tapfersten Krieger wagen es nicht, in diesen Zauberwald einzudringen, welchen nun plötzlich eine Mauer von Flammen umgiebt. Dem Tancred allein gelingt es, hineinzukommen. Er will einen Baum mit seinem Schwerte fällen, doch dem Baume entströmt, durch ein zauberisches Blendwerk, Blut, und eine Stimme, gleich Clorinden's Stimme, ertönt, und berichtet ihm, daß die Seelen der vor Jerusalem gefallenen Krieger in diese Bäume eingeschlossen seien, weshalb sie ihn beschwört, diese Ruhestätte der Todten zu verschonen. Tancred, obschon er an der Wahrheit der Sache zweifelt, und magischen Trug ahnt, wird doch von dem Gedanken der Möglichkeit und vom Klange der Stimme der Geliebten so ergriffen, daß er von seinem Unternehmen absteht und den Wald verläßt. Indessen scheint der Himmel selbst den Christen ein neues Unglück zu bereiten. Die Sonne tritt in das Zeichen des Krebses und gießt eine Alles verzehrende Gluth auf die Erde herab. Den Bitten des frommen Gottfried gelingt es endlich, vom Himmel einen Regen zu erflehen, dessen Wohlthat neues Leben schafft. Gott selbst sendet ihm einen aus der Träume Schaaren, ihn theils zu ermuthigen und zur Vollendung zu ermuntern, theils um ihm zu verkünden, daß nur Rinaldo allein (der noch in Armiden's Netzen verstrickt ist) den Zauber zu lösen und den Wald zu fällen vermöge. Sogleich werden zwei Ritter — Carlo und Ubaldo — zu dessen Befreiung abgesandt. Ein christlicher Zauberer belehrt sie über die Lage der Zauberinsel und über die Weise, wie Armida seine Sinne gefesselt halte, um verbrecherischer Liebe zu genießen. Durch des Zauberers Hilfe gelangen die Ritter in Armiden's Zaubergärten. Rund ist die Wohnung, deren Kreise den wundervollen Garten rings umziehen, das Schloß mit hundert Thoren versehen, alle mit Bildern von halberhabener Arbeit geschmückt, denen zum Leben nur die Sprache zu fehlen scheint. Sie stellen durchgehends zärtliche Liebesscenen, Herkules und Jola, Antonius und Cleopatra, vor. Der Garten selbst ist ein Ideal des Schönsten. Ein Phönix singt hier mit menschlicher Stimme ein Lied, das zu Liebe und Lebensgenuß auffordert. Die beiden Ritter warten die Zeit ab, wo Armida sich von Rinaldo entfernt hat, und halten ihm einen Zauberspiegel vor, in welchem er seine Gestalt, seine weibische Kleidung und den Zustand der in schmähliche Weichlichkeit versunkenen Seele mit größter Beschämung erkennt. Schnell erwacht der alte Muth mit der alten Ruhmbegierde. Er brennt vor Verlangen, seine Schande durch Thaten zu vernichten. Vergebens wendet Armida allen Zauber an, der ihr noch zu Gebote steht, vergebens die zärtlichsten Vorstellungen und die liebevollsten Bitten, um ihn zurückzuhalten; vergebens fleht sie endlich nur um die einzige Erlaubniß, ihm wenigstens folgen zu dürfen. Die Täuschung ist verschwunden, das Blendwerk verbrecherischer Liebe zerstreut, das Gefühl von Pflicht und Ehre ist erwacht, und Rinaldo reist mit den beiden Rittern ab. Vom Schmerz betäubt sinkt die Verzweifelnde am Ufer hin und ruft ihre Klagen ihm nach. Als sie aus ihrer Betäubung erwacht, ist ihr erstes Geschäft, das unselige Zauberschloß sammt den Gärten zu vernichten, worauf sie selbst sogleich nach Gaza eilt, um im Heere des Königs von Aegypten gegen das christliche Heer zu kämpfen. (Ges. 13—16.)

Bei der Heerschau, welche der König hält, gelobt Armida in Gegenwart aller Ritter und Krieger, demjenigen, der sie an Rinaldo rächen werde, ihre Hand und ihr Reich zur Belohnung zu geben. Rinaldo selbst ist indessen auf seiner Flucht aus Armiden's Zauberschloß zu jenem christlichen Zauberer gekommen, welcher schon früher den ihn suchenden zwei Rittern seinen Aufenthaltsort entdeckte, erhält von ihm kostbare Waffen, und insbesondere

einen Schild, der ihm die glorreichen Thaten seiner Ahnen im Bilde zeigt, um ihn zur Nacheiferung zu ermuntern; zugleich erzählt ihm der weise Zauberer von den hohen Thaten und dem Ruhm seiner Nachkommen. Rinaldo setzt seine Reise fort, kommt im Lager an, und soll in den grauenvollen Zauberwald gehen. Ehe er aber das Unternehmen beginnt, bereut er seine Vergehungen, die Petrus der Einsiedler ihm anschaulich macht und zu büßen befiehlt, durch eine andächtige Wallfahrt auf den Oelberg. Nach einem kurzen Gebete erklimmt er die Höhe des heiligen Berges, wo er aber nichts von all' dem Ungeheuren und Schrecklichen sieht, welches den Andern sich gezeigt hatte; der ganze Wald erscheint ihm vielmehr reizend und wollusthauchend. Das Zauberblendwerk erreicht den höchsten Grad. Eine schöne Luftgestalt, Armiden ähnlich, schwebt ihm entgegen und will ihn abhalten, da er eben das Schwert schwingt, um einen Baum umzuhauen; als dieses vergebens ist, wird er plötzlich von gräßlichen Ungeheuern umringt; aber auch dadurch läßt er sich nicht abschrecken; der Baum fällt; in demselben Augenblicke verschwindet der ganze Zauber und der Wald erscheint in seiner natürlichen Beschaffenheit. Nun wird der größte Theil der Bäume umgehauen und zu Kriegs-Maschinen verwendet. Sturm und Kampf beginnen. Hoch in den Lüften über dem Schlachtfelde versammelt sich die himmlische Heerschaar; zu ihr gesellen sich die Seelen der unter den Mauern Jerusalems gefallenen Krieger, helfend und erfreut ob der Ehre des hohen Sieges. Schon ist die strahlende Kreuzesfahne auf den Wall gepflanzt, und nur die Kämpfe Einzelner wüthen noch zerstreut hier und da. So hält Tancred einen Zweikampf voll Erbitterung mit dem wilden Argante; der Erstere bleibt todt, der Letztere schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Indessen nähert sich schon das ägyptische Heer, welches Aladin zu Jerusalems Entsatz herbeigerufen hat. Die Bewegungen desselben auszukundschaften, sandte Gottfried den Vafrin, Tancred's Waffenträger. Dieser begiebt sich in's heidnische Lager und wird von Erminia erkannt, die von zärtlicher Liebe zu Tancred glühend, dem Kundschafter in das Lager der Franken folgt. Ihr Weg dahin führt sie über das Schlachtfeld, wo sie neben der Leiche Argante's auch den wie entseelt daliegenden Tancred erblickt. Wie von ihren Klagen in's Leben gerufen, erwacht er; das Blut strömt aus seinen vielen Wunden; Erminia sucht es zu stillen und läßt ihn auf sein Verlangen nach Jerusalem bringen, damit er dort, seinem Gelübde gemäß, am Grabe des Erlösers sterbe. Unterdessen ist das ägyptische Heer vor Jerusalem angekommen und die letzte entscheidende Schlacht beginnt mit vielen einzelnen Kämpfen der ersten beiden Heere. Gottfried ist im Getümmel überall. Auch Aladin und Soliman stürzen sich in das Treffen. Der Erstere tödtet den greisen König Raymond von Toulouse, Letzterer das tapfere Ehepaar Gildippe und Odoardo. Rinaldo rächt den Tod der beiden Gatten durch Soliman's Tod. Armida, nun aller ihrer Vertheidiger beraubt, will, von Verzweiflung ergriffen, sich selbst tödten; Rinaldo, in diesem Augenblicke herbeieilend, hält sie vom Selbstmorde vorzüglich dadurch ab, daß er sie um Vergebung bittet und sich nun für ihren Ritter erklärt. Zuletzt läßt der Dichter noch den edlen Gottfried von Bouillon in seiner Macht und Herrlichkeit erscheinen, indem sein tapferes Schwert noch mehrere der tapfersten Heiden besiegt. „So siegt Bouillon nach langem harten Streite; und da der Tag noch völlig nicht entschwand, führt er die Sieger in die schon befreite hochheil'ge Stadt, wo Christi Wohnung stand. Er selber geht, an seiner Helden Seite, zum Tempel ein mit blut'gem Kriegsgewand, hängt hier die Waffen auf als fromme Gabe und löset sein Gelübd' am heil'gen Grabe." (Ges. 17—20.)

Die Streitigkeiten, welche über das befreite Jerusalem geführt wurden, sind oben kurz erwähnt worden. Kein Dichter vor Tasso hat einen solchen Kampf der Kritiker veranlaßt; keinem hat man mit solchem Eifer den Lorbeerkranz wieder vom Haupte zu reißen gestrebt, als ihm. Geräuschlos ging sonst die Neigung des Publikums von einem epischen Dichter auf den andern über. Allmählig verwelkte da gleichsam ein grünes Reis, während für den Nachfolger ein neues sproßte. Bei ihm war es aber gerade darum anders, weil seine Freunde sogleich von dem verehrtesten Haupte den Kranz nahmen und diesen ihm auf-

setzten. Tasso freilich wollte das nicht. Als Orazio Ariosto ihm 1577 in einigen Stanzen das Principat der toscanischen Poesie zuerkannte, erwiederte er ihm: ein Lorbeerreis als Zeichen, daß er mit Glück gedichtet, würde er angenommen haben, obgleich er nicht einen Anspruch darauf zu machen wage. Eine Königskrone aber gebühre, wenn man durchaus eine Tyrannei auf dem Helikon einführen wolle, keinem Andern, als dem Onkel Orazio's, Lodovico Ariosto. Er tadelt den Neffen, der die gottlose Hand an das Haar des ewig blühenden Dichters, des Homer's von Ferrara, legen wolle. „Ich selbst," sagt er, „habe oft schon schlummerlose Nächte in der Sehnsucht verbracht, diesem an Kunst und Ruhm ähnlich zu werden, oder ihm wenigstens voll redlichen Eifers in der Entfernung nachzufolgen; doch den gefeierten Namen seines Glanzes, das verehrte Haupt seines Laubschmuckes zu berauben, ist mir nie in den Sinn gekommen." Allein man muß gestehen, die Veranlassung zu solchem Verfahren der Anhänger Tasso's lag denn doch in der Sache selbst. Denn Ariosto's rasender Roland wurde allgemein als das Meisterstück der italiänischen epischen Poesie verehrt, und das befreite Jerusalem befand sich zu ihm in einem so eigenthümlichen Gegensatze, daß man es entweder verwerfen oder darüberstellen mußte.

Ariosto hatte zu seiner Zeit eine schwierige culturhistorische Aufgabe so gelöst, daß er auf gewisse Vollkommenheiten verzichtete und andere dafür im höchsten Grade erreichte. Er hatte die mittelalterlichen Stoffe, welche das Volk liebte, beibehalten, sie aber durch das Aufgeben der alten kirchlichen und streng ritterlichen Ideen, wie durch seine kecken, bald allegorischen, bald märchenhaft komischen Erweiterungen zu Phantasiespielen gemacht, welche dem freien weltlichen Sinne keinen Zwang weiter auferlegten. In unendlicher Redefertigkeit, in Feinheit des Witzes, in nachsichtiger Klugheit und behaglicher Unbefangenheit hatte er sich als eine durchaus moderne, weltmännische Persönlichkeit hingestellt und für sie einen poetischen Ausdruck gefunden. Zugleich bildet jedoch die gelehrte Kenntniß des Alterthums den Hintergrund seines gesammten Denkens und Dichtens, und er weiß sich reiche Schätze von daher anzueignen. Nur erscheint Alles bei ihm frei reproducirt; indem er eine classische Correctheit erstrebt, in seiner Darstellung den reinen Umrissen antiker Einbildungskraft nahe kommt, scheint er nur das ächt Volksthümliche zu veredeln und aus sich selbst heraus weiter zu bilden. Die Einheit und Regelmäßigkeit der Antike, die Würde der lateinischen Epiker ließ er, als dem zerstreuten Italiäner und seiner weichlichen Sprache nicht zusagend oder unerreichbar, fallen. Was nun Ariosto aufgegeben hatte, das machte Tasso gerade zu seinem Hauptaugenmerk, und daraus entstand, da er sich keineswegs, wie Andere gethan, auf eine bloße Nachahmung der Alten beschränken wollte, ein zweiter Versuch, die verschiedenen Elemente der Zeit zu versöhnen, der ganz entgegengesetzter Natur war. Der erste Kreuzzug, den Tasso zur poetischen Darstellung wählte, war gleichsam die Grundlage, auf der sich das luftige Gebäude der Rittergedichte aufgebaut hatte. Das Ritterthum war hier noch religiös, einem heiligen Zwecke geweiht, während in den Geschichten von den irrenden Rittern Ruhm und Minne allein bewegende Kräfte sind und sich eine Welt phantastischer Planlosigkeit vor uns ausbreitet. Statt daher, wie Ariosto, das Ritterthum vor dem berechnenden Sinne der Zeit durch seine völlige Erhebung in das Reich der Phantasieen und Träume zu retten, führt es Tasso auf seine historische Grundlage zurück und stellt es, so reformirt, der Zeit nicht bloß als eine Wahrheit, sondern auch als ein noch geltendes Muster dar. Die Abenteuer der einzelnen Ritter sind hier nur Hindernisse, welche das Hauptunternehmen aufhalten. Dieses, die Belagerung Jerusalems, wird planmäßig betrieben; der Sinn der Leser wird nicht, wie bei Ariosto, durch Scherz und schalkhafte Lebensklugheit, sondern vielmehr gründlich beschäftigt und befriedigt durch Regenten- und Feldherrnweisheit, durch kluge Listen und besonnene Darstellung äußerst verwickelter Verhältnisse. Der Dichter erscheint von dem Ernst seines Gegenstandes mit fortgerissen und bemüht, für ihn einen mächtigen Ausdruck zu finden. Da macht sich denn die Gelehrsamkeit unverhüllt geltend. Ein lateinischer Ton, fremdartige Worte und Wendungen werden gesucht; die Kenntniß des Alterthums erscheint geradezu als absichtliche, für den Gelehrten berechnete Reminiscenz. Die Sprache, ja die ganze Form ist nach einem von außen gegebenen classischen Muster gebildet und geregelt, das Romanische,

wenn man will, noch einmal latinisirt, die romantische Erzählung, wenn nicht zur Einfachheit, so doch zur innern Einheit des alten Epos zurückgeführt. Ueberall ist auf die Anforderungen des Verstandes Rücksicht genommen. An Gehalt, wie an Kunstform im Großen und Ganzen, hat so durch Tasso die Poesie in der That gewonnen, *) allein an Anschaulichkeit ist dafür verloren worden. Die schöpferische Kraft phantasievoller Erfindung, welche im rasenden Roland grenzenlos erschien und nun manchem der verwöhnten Kritiker das Hauptvermögen des Dichters dünkte, fand nur in den Episoden des befreiten Jerusalem und da spärlich und mit oft bestrittenem Rechte Gelegenheit, sich zu zeigen; die Behaglichkeit, welche dort von dem harmlosen Flusse der natürlichen Erzählung ausging, erwartete man von der in Sentenzen gefaßten, oft etwas trockenen und springenden Darstellung Tasso's vergeblich.

Man hat nun wohl gesagt, Tasso folgte in all' diesen seinen Eigenheiten dem Zuge der Zeit und der Umstände. Allerdings hatte die Gelehrsamkeit sich seit Ariosto noch über viel weitere Kreise verbreitet und einen viel mächtigeren Einfluß auf das Leben gewonnen. In Ferrara wurden seit mehr als einem Jahrhundert Kunst und Wissenschaft gepflegt. War auch ein Regent selbst ungelehrt, so hielt das die allgemeine Entwickelung nicht auf. Denn gewöhnlich stand neben dem Fürsten noch ein jüngerer Bruder geistlichen Standes als ein reicher und mächtiger Mäcen: so Cardinal Ippolito der Jüngere neben Herkules II., und Luigi neben Alfonso II. Auch Frauen und Töchter der Herzöge wetteiferten nicht selten mit Glück in der Pflege selbst abstracter Zweige des Wissens. So vor Allen Rénate, die Gemahlin Herkules' II. und dann ihre Töchter Anna, Lucrezia und Leonore. Diese Bemühungen trugen nun ihre natürliche Frucht. Der Hof glich, als Tasso nach Ferrara kam, einer gelehrten Versammlung, die ersten Staatsämter waren in den Händen ehemaliger Professoren. Und nicht die Männer bloß, auch die Frauen waren zum großen Theil lateinisch und griechisch gebildet und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, oder nahmen wenigstens an allen gelehrten Unterhaltungen der Männer Theil. Da mußte sich ein ganz neuer Ton bilden und ein Dichter bemüht sein, auch in der Volkssprache dem raffinirten Geschmacke eines gelehrten und classisch gebildeten Publicums zu genügen. Dann hatte sich in den Ansichten von kirchlichen Dingen ein gewaltsamer Umschwung zugetragen. Wie gleichgiltig war man gewesen! Wie tief war nicht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das Papstthum in weltliche Händel verwickelt! Als ein ländergieriger Fürst hatte da das Kirchenoberhaupt mit seinen Nachbarn Bündnisse geschlossen und Kriege geführt. Alfonso I., unter dessen Regierung Ariosto's Aufenthalt in Ferrara größtentheils fällt, hatte in den dadurch herbeigeführten Verwicklungen sich und sein Land nur mit der größten Noth vor dem Untergange gerettet. Seine Schwiegertochter, Renate, war zunächst aus politischen Gründen eine erbitterte Feindin der Kirche und gewährte allen aus ihrem Vaterlande Frankreich des Glaubens wegen Vertriebenen Schutz. Bei ihr lebte der als Hugenotte bekannte Dichter Clemens Marot, und eine Zeit lang selbst Calvin. Dadurch ward sie aber auch eine Feindin der kirchlichen Lehren, und es konnte hier wie anderwärts scheinen, als sei eine reformatorische Bewegung auch in Italien möglich. Als Tasso sein befreites Jerusalem begann, war das Alles anders geworden. Wo die Rechtgläubigkeit geschwankt hatte, war sie durch Gewalt wieder hergestellt. Das Papstthum hatte wieder eine Stellung über die italiänischen Verhältnisse gewonnen, indem es sich zum Mittelpunkt aller Unternehmungen gegen die Protestanten und die Türken machte. Diese Kämpfe selbst bewegten ganz Europa und fanden in Italien einen Wiederhall. Alfonso II. war 1566 mit einer ausgesuchten Schaar nach Ungarn gezogen, dem Kaiser gegen die Türken

*) Bei Goethe (Act. I. Sc. 2) heißt es von Tasso und seiner Poesie:

Nur durch die Gunst der Musen schließen sich
So viele Reime fest in eins zusammen,
Und seine Seele hegt nur diesen Trieb:
Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen runden,
Er will nicht Märchen über Märchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen.

(Vgl. die Goethe'sche Charakteristik Ariosto's S. 298.)

beizustehen; zwei Jahre darauf hatte er einen Oheim von sich mit Truppen gegen die Hugenotten geschickt. Die Gesinnungen der Kreuzzüge kehrten wieder. Den ersten dieser abenteuerlichen Feldzüge unternahmen gleichzeitig mit Tasso auch noch Girolamo Muzio und Angelo da Barga poetisch zu bearbeiten. In seiner Wahl hat also der Dichter recht eigentlich den Tendenzstoff der Zeit ergriffen. Aber auch das Ritterliche war im Leben wieder zu höherer Schätzung gelangt. Alfonso II. floh als Jüngling vom Hofe des Vaters, um in Frankreich Krieg und Abenteuer zu suchen und war noch in späten Jahren gern bereit, eine Lanze zu Ehren der Damen zu brechen. In Turnieren und Festen führte er gleichsam die alten Romane in's Leben zurück. Seine Austheilungen und Geschenke bei solchen Gelegenheiten erinnern an die fabelhafte Freigebigkeit der alten Helden und aus den ausführlichen Schilderungen, welche die Chroniken der Zeit von den Anzügen seines immer sehr zahlreichen Gefolges überliefert haben, sehen wir, daß er auch der weibischen Putzsucht, die den alten Rittern eigen war, gern Genüge leistete. Wie sehr sein Beispiel in allen diesen Beziehungen auf Tasso wirkte, läßt sich schon daraus schließen, daß im befreiten Jerusalem sowohl die Schilderungen des jugendlich ritterlichen Rinaldo, als des besonnenen Feldherrn und Regenten treffende Anspielungen auf ihn enthalten. Als Tasso, der ursprünglich selbst der Lust am Schildern eines blühenden, üppigen Lebens gern nachgab, späterhin consequenter wurde, die lieblichen Partieen seines Gedichts ausmerzte und den Ton im Ganzen noch erhabener zu stimmen versuchte, verließen ihn selbst seine Freunde.

Der Kampf der Anhänger des Ariosto und der des Tasso, der zwischen 1584 bis 1590 zuerst öffentlich entbrannte, ist eigentlich ohne einen bleibenden Frieden bis auf die neueste Zeit fortgesetzt worden. Betrachten wir ihn in jenem ersten Abschnitte genauer, so werden wir überrascht, wie die Vertheidiger des rasenden Roland, von den Zeitansichten ergriffen, ihre eigene Sache schlecht führen. Von dem geheimen Grunde der Lebensansichten und Stimmungen, aus dem doch zuletzt alle Poesie hervorquillt, ist nirgends die Rede. Statt die früher schon eingeführte Unterscheidung zwischen einem Romanzo, d. h. einem aus italiänischem Geiste entsprossenen erzählenden Gedichte und einem Epos, d. h. einem nach classischen Vorbildern gestalteten, aufzunehmen, erkennen sie vielmehr die aristotelischen Regeln und das Vorbild des Virgil als allgemein verbindlich an und quälen sich ab, eine Einheit der Handlung, Vornehmheit der Personen und Erhabenheit des Tones da wiederzufinden, wo sie in der That gar nicht sind. Allein wenn sie dann an Tasso tadeln, daß er vom toscanischen Sprachgebrauch abweiche, gezwungen und dunkel sei, nicht darstellen könne, sondern abgebrochene Sentenzen statt der Schilderungen gebe, und der Erfindung ermangele: so zeigen sie offenbar einen feinen Sinn für eine freie, natürlich und stetig wirkende Thätigkeit der Phantasie, und man muß anerkennen, daß es sich hier wirklich um ein höheres Princip handelt, dessen Geltendmachung für Tasso nicht ohne Bedenklichkeit ist. Sie wollen das Poetische in höchster Reinheit, während die Anhänger des Tasso schon das Rhetorische an seiner Statt gelten lassen.

Um nun von den Parteien auf den Dichter des befreiten Jerusalem selbst zurückzukehren, so ist er eine von den wenigen productiven Geistern, die von der Theorie ausgegangen und diese zuvörderst in sich auszubilden und zu voller Ueberzeugung zu bringen gesucht haben. In seinem einundzwanzigsten Jahre 1564, hatte er eine ausführliche Abhandlung über das heroische Gedicht (discorsi dell' arte poetica ed in particolare del poema eroico) verfaßt, die weniger wegen einer tiefen und in sich bedeutenden Ergründung des Gegenstandes merkwürdig ist, sondern dadurch, daß sie uns die Gedanken eröffnet, die seiner poetischen Arbeit vorausgingen und derselben zu Grunde liegen. In jenem Streite zwischen Epos und Romanzo hatte sich in Tasso die Ansicht gebildet — und dies ist die vornehmste Idee, die er in der Abhandlung vorträgt —, daß es möglich sei, die Vorzüge beider Gattungen zu vereinigen. Das große Publicum, heißt es darin, verwerfe die Einheit der Fabel, aber nur darum, weil es in den Gedichten, in welchen sie beobachtet worden, zugleich auf unpassende Sitten und unglückliche Erfindungen stoße. Dagegen werde von den Gelehrten die Mannigfaltigkeit ritterlicher Abenteuer hauptsächlich darum verschmäht, weil in den Werken, worin sie vorkomme, die Muster des Alterthums und seine Regeln verletzt seien.

„Zu einem heroischen Gedicht," sagt Tasso weiter, „sind drei Dinge erforderlich, 1) einen Stoff zu wählen, der die vortreffliche Kunstform annehmen kann, 2) ihm diese Form zu geben, 3) ihn mit den schönsten Ausschmückungen, deren er fähig ist, zu bekleiden. Um die Wahrscheinlichkeit, eine der wesentlichsten Eigenschaften des Epos, zu erzielen, ist es am besten, daß der Stoff aus der Geschichte genommen werde, aber nicht aus der heidnischen Geschichte, weil die Einmischung der heidnischen Religion die Wahrscheinlichkeit umstößt, die Weglassung derselben aber das Wunderbare in dem Epos vernichtet. Es ist unmöglich, daß von jenen eitlen und wesenlosen Götzen der Alten, die niemals waren, Dinge hervorgehen sollten, welche die Natur und menschliche Kraft so sehr überschreiten. Das Wahrscheinliche und das Wunderbare sind sich fast entgegengesetzt, aber ganz wesentliche Eigenschaften in einem heroischen Gedicht. Die Kunst des Dichters besteht darin, sie zu verbinden. Der christliche Dichter kann dies nur dadurch, daß er solche wunderbare Handlungen Gott, seinen Engeln, den Dämonen oder denen, welchen Gott übernatürliche Kräfte zugestanden hat, also den Heiligen, den Zauberern und Feen beimißt. Die Wahrscheinlichkeit wird dadurch möglich, daß wir von der Wiege an von solchen Wundern hören. Also der Stoff eines neueren epischen Gedichts soll nur ein christlicher oder hebräischer sein. Er darf aber auch nicht aus der heiligen Geschichte genommen sein, denn es wäre ruchlos, daran etwas zum Gebrauch der Dichtkunst zu ändern oder dazu zu erfinden. In der christlichen Geschichte kann der Stoff aus der ganz alten, der mittleren und ganz neueren Geschichte genommen werden. Die ganz alte Geschichte giebt den Vortheil, daß der Dichter den ziemlich unbekannt gewordenen Stoff nach seiner Willkür und Kunst behandeln und verändern kann; aber dafür wird die Schilderung der alten Sitten langweilig, weil sie zu fremde sind. Diesen Nachtheil beseitigt die Wahl des Stoffes aus der ganz neuen Geschichte, dafür raubt sie aber dem Dichter die Freiheit der Behandlung. Demnach ist die Wahl des Stoffes aus der mittleren Geschichte, aus der Ritterzeit, die beste. Dazu kommt die Hauptbedingung, daß die Handlung erhaben und berühmt sei. Die Erhabenheit gründet sich auf die Unternehmung einer hohen Tapferkeit, ferner der Courtoisie, der Großmuth, Frömmigkeit und Religion, so wie darauf, daß die Handlung in ihren Folgen eine großartige sei. Der Gegenstand darf auch nicht zu langdauernd und zu reich sein, damit er mit den Episoden und Ausschmückungen kein weitschweifiges Gedicht ausmache. Die Fabel muß vor Allem eine geschlossene Handlung enthalten, sie muß Anfang, Mitte und Ende haben; ihre Einheit muß strenge gewahrt werden, was übrigens der Mannigfaltigkeit keinen Abbruch thut. Denn wie die Welt mit der Mannigfaltigkeit ihrer Gestirne, Meere und Länder, der Fische und Vögel, der wilden und zahmen Thiere, und bei so verschiedenen Theilen nur eine Gestalt und Wesenheit hat: so muß auch der Dichter, der ja gerade wegen dieser Nachahmung der göttlichen Schöpfung in seinen Werken göttlich genannt wird, ein Gedicht bilden können, in dem, wie in einer kleinen Welt, Land- und Seeschlachten, Städteeroberungen, Zweikämpfe, Schilderungen von Hunger und Durst, Sturm, Feuerbrände und Wunder, himmlische und höllische Rathsversammlungen, Aufruhr, Zwietracht, Abenteuer aller Art, Zaubereien, Grausamkeit, Kühnheit, glückliche und unglückliche, frohe und traurige Liebe sich zusammenfinden, und dennoch soll dieses Gedicht, aller seiner Mannigfaltigkeit ungeachtet, in Gestalt und Fabel nur eines sein, in allen seinen Theilen so verbunden, daß einer sich auf den andern beziehe, einer dem andern entspreche, einer von dem andern nothwendig oder wahrscheinlich abhänge, so daß, wenn ein Theil herausgenommen würde, das Ganze zerstört wäre."

Um nun, wie es Tasso beabsichtigte, Romanze und Epos zu vereinigen, kam es zunächst darauf an, ob es ihm gelingen würde, die Mannigfaltigkeit der Ereignisse und Erfindung nach den antiken Mustern zur Einheit einer Handlung zu verbinden. In seinen discorsi unterscheidet er vier Theile einer wohlzusammengesetzten Handlung: den ersten, der bestimmt ist, die Lage der Dinge vorzustellen, den zweiten, in welchem die Handlung in Verwirrung gerathe, den dritten, worin sie sich einem glücklichen Ziele nähere, den vierten, worin sie dieses erreiche und zu ihrer Vollendung gelange. Diese vier Theile nennt er Einleitung, Verwirrung, Wendung, Schluß. In seinem befreiten Jerusalem lassen sie sich ohne

viel Mühe nachweisen. Die drei ersten Gesänge, in welchen die Fäden des Gewebes angeknüpft werden, und das Heer, vor Jerusalem angelangt, schon die Belagerungswerkzeuge bereitet, bilden die Einleitung. Wie sich die unterirdischen Gewalten gegen das Unternehmen rüsten, derjenige hinweggeführt wird, ohne den es nicht gelingen kann, Unglücksfälle und hindernde Bezauberungen folgen, so daß ein griechischer Führer sich bereits hinwegbegiebt und die Franken insgesammt abzuziehen wünschen: diese Verwirrung der Handlung stellt ein zweiter Theil, vom vierten bis gegen das Ende des dreizehnten Gesanges, dar. Auf die größte Gefahr folgt unmittelbar die Wendung der Dinge; im dritten Theil, bis in die Mitte des achtzehnten Gesanges, wird der Held zurückgeführt und die Zauber werden gelöst. Hierauf fügt der vierte die glückliche Beendigung des großen Unternehmens hinzu. Diese Regelmäßigkeit des Entwurfs ist nicht etwa das Einzige, worin Tasso sich der Antike anschloß. Auf die gesammte Bildung seiner Fabel und ihre Zusammensetzung auch im Einzelnen hatten die Dichter des Alterthums unverkennbaren und ohne Zweifel einen noch wahrhafteren Einfluß als die Romantiker. Rinaldo, schön, stark und leidenschaftlich wie Achilles, besonders die Fabel, wie durch seine Entfernung Unheil über die Belagerer kommt und seine Rückkehr das Glück bringt, sind ohne Zweifel dem Homer nachgeahmt. Der Zweikampf Argante's und Tancred's und die Beendigung desselben durch das Dazwischentreten der Herolde ist dem Zweikampf zwischen Ajax und Hektor unverkennbar nachgebildet. Erminia zeigt dem belagerten Könige die Schaaren der Franken, wie Helena dem alten Priamos die griechischen. Von vielen Gleichnissen, wie etwa von dem Pferde, das sich seiner Bande entledigt und muthig in dem Gefilde erscheint u. dgl. m. ist der eigentliche Autor Homer, obwohl Tasso zunächst dem Virgil folgt. Von Reminiscenzen dieses Dichters ist aber das Werk fast ganz erfüllt. Schon sein Held hat in Aeneas sein Vorbild, nur darin übertrifft Gottfried den Trojaner noch, daß er auch der Verführung der Liebe unzugänglich ist. Und nicht bloß auf die Erfindung des Dichters, auf die Ausbildung seiner Fabeln hatte Virgil hauptsächlichen Einfluß; auch viele Beschreibungen, Gleichnisse, Sentenzen, einzelne Redeformen des römischen Dichters begegnen uns in der Gerusalemme wieder. Bei anderen Stellen werden wir wieder an andere alt-classische Vorbilder erinnert; so an Ovid, an Lucan, ja selbst an Claudian. Doch würde man dem Tasso Unrecht thun, wenn man glaubte, er folge seinen Vorgängern blindlings und unbedingt. Wie sehr unterscheidet er sich auch in dieser Beziehung von seinem Vater. Auch er ahmt, wie dieser, einen Theil des spanischen Amadis nach; so ist Armida, die in seiner Fabel eine so große Rolle spielt, aus Florisel de Riquea, von Feliciano de Silva, dem neunten und zehnten Theile des Amadis entnommen. Aber Torquato nimmt daraus doch nur die äußeren Umrisse der Fabel, Namen und Idee der Heldin. Wenn jener Autor dort in dem verzauberten Schloß der Armida Hunderte von Rittern Klagegeschrei ausstoßen und die Hand gegen das Herz bewegen läßt, so ist er in der Schule der Alten zu gut gebildet, als daß er an einem so seltsamen Pathos Gefallen finden sollte. Der Zauber seiner Armida ist durchaus menschlich. Es ist die Natur Tasso's, das Ungeheure, Wildphantastische, Ungestaltete zu vermeiden, und indem er das Gewaltsame vermeidet, verflicht er zugleich Religion und Wunder in sein Gedicht.

Tasso gehört nicht zu jenen ursprünglichen Geistern, die den Canon aller Darstellung in sich selbst tragen und durch ihre innere Wahrhaftigkeit verhindert werden, davon abzuweichen. Mit diesen Tendenzen, die an sich sehr lobenswürdig wären, hängen doch auch wieder manche Mängel zusammen. Seine Würde ist zuweilen nicht ohne einen Beigeschmack von Pedanterie, wie ihm schon Galilei vorgeworfen (in seinen „Considerazioni al Tasso.")*)

*) Der berühmte Galilei war noch junger Professor in Pisa, als er seine „Betrachtungen über das befreite Jerusalem" niederschrieb. Dieses Werkchen hat das eigenthümliche Schicksal gehabt, daß es dem Verfasser selbst abhanden gekommen, lange Zeit für verloren gehalten, endlich von Serassi, dem Biographen Tasso's, zufällig in einer der Bibliotheken Roms aufgefunden wurde. Erst nach dem Tode Serassi's wurde die Schrift 1793 zum ersten Mal gedruckt. Sie trägt ganz den Charakter von Bemerkungen, welche jemand zu seiner eigenen Befriedigung unmittelbar beim Lesen eines Buches, ohne schriftstellerische Absicht niedergeschrieben; sie ist daher oft sehr keck und selbst scurril im Ausdruck, aber reich an treffenden Urtheilen.

Es finden sich gesuchte Gegensätze, sonderbare Concetti, z. B. werden die Herzen im Wasser angezündet, d. i. von Thränen gerührt, von der weißen Farbe schließt man bei ihm auf die weiße noch unbefleckte Treue; er sagt einmal: „kaum lebendig in sich, todt in der, welche todt." Von jener genauen, innerlich vollführten Durcharbeitung ariostischer Diction ist die seinige weit entfernt, und hie und da fühlt man das Willkürliche, Aeußerliche des Zusammenhanges. Seine Religion hat etwas Schwärmerisches. Ein den Christen entrissenes Bild wird den Saracenen wieder abgenommen. Der Dichter weiß nicht, ist dies das geheime Werk eines Gläubigen, oder gar unmittelbar des Himmels. Die steten Vorhersagungen Peter's des Einsiedlers, welche auch immer eintreffen, streifen an die Legende. Es ist ein Märtyrerthum, wenn Sofronia — unschuldig — erklärt, sie sei die Thäterin, und Olindo, gleich unschuldig, mit ihr sterben will: das schöne Schlachtopfer hat die Gestalt einer gen Himmel aufsteigenden Heiligen. Mit fast zu großer Zerknirschung drücken sich die Kreuzfahrer aus, wie sie Jerusalem erblicken; obwohl sie weinen, so verdammen sie sich doch, daß sie es nicht mehr thun; sie klagen über ihr frostiges Herz, das sich nicht in Thränen auflöse, über ihr hartes Herz, das sich nicht breche.

Dieser Religion ist der Affect, den der Dichter schildert, nahe verwandt. Erminia, die in dem Hause Tancred's war und ihm nie ein Wort sagte, wird plötzlich von der Begierde ergriffen, ihn in dem feindlichen Lager aufzusuchen. Tancred sah Clorinden kaum einmal. Der Anblick der Entfernten fesselt ihn jedoch in dem Augenblick, als er zum Zweikampf geht, dergestalt, daß er diesen vergißt. Dürfen wir das Sentimentale, ohne weiteres Eingehen, in die Verbindung der Liebe und des Mitleidens setzen, so ist dieses in Tasso ein sehr bedeutendes Element. Fast alle seine Liebe geht in Mitleiden aus: in Gildippe und Odoardo nicht minder als in Sofronia und Olindo, in Tancred und Clorinde, in Erminia und Tancred, sogar in Rinaldo und Armide. Und in welch' ein Mitleiden! Die Klagen des Tancred wären dem Orpheus, welchem die Alten ähnliche in den Mund legen, ohne Zweifel angemessener, als einem Kriegsmann wie Tancred.

Hierdurch kommen Elemente in das Gedicht, die demselben eine fast individuelle Färbung geben: in die Epopöie tritt die persönliche Stimmung des Dichters ein, etwas zugleich Phantastisches und Düsteres, Melancholie der Liebe und der Religion; die Sentimentalität der modernen Zeit. Selbst der Reiz der Sinnlichkeit wird von Phantasie und Begierde ergriffen: sie schwelgt in ihrer Beschauung und läßt davon nichts los; wie so ganz anders als jene kecke Ironie, Derbheit, Unmittelbarkeit Ariosto's. Und betrachten wir nun, wo überall dies vorkommt, so dürfen wir wohl nicht sagen, daß der Poet hierin frei von Manier sei. Eben das ist Manier, daß der Autor eine ihm eigenthümliche und werthe Gesinnung in Widerspruch mit den Forderungen des Gegenstandes geltend macht.

Im Allgemeinen aber löste Tasso die Aufgabe, die er sich vorgesetzt hatte. Zum erstenmale war der romantische Stoff den classischen Gesetzen unterworfen worden, ohne daß er in seinen wesentlichen Forderungen verletzt erschien. Tasso hatte den gesunden Sinn nicht allein für die Gelehrten, gleichsam den Adel und die Priester der Literatur, sondern auch für die literarische Gemeinde, für die Mittelmäßigen, wie er sich ausdrückt, d. i. für Jedermann zu schreiben. Eine Gesinnung und Ausdrucksweise, wie er sie hegte, und wie sie uns als etwas Mangelhaftes auffällt, ward eben allgemein beliebt, jedoch noch bei weitem mehr that für die allgemeine Zustimmung, die er sich erwarb, die zugleich leichte und würdige Haltung, die milde, nirgends überwältigende, immer verschönernde Phantasie des Poeten, vor Allem der unnachahmliche Wohllaut so vieler glücklich gedichteter Strophen. Man muß — bemerkt Ranke — den Italiäner diese Stanzen lesen, recitiren hören; mit einer Art von musikalischer Wollust verweilt er bei den einzelnen Versen, mit entzückter Befriedigung schreitet er zu den Schlußreimen fort. Tasso ist eigentlich der Erste, der ein großes und glänzendes Beispiel des Modern-Classischen aufgestellt hat. Er fand eine Form, die, der antiken analog und nachgebildet, dennoch den Ausdruck moderner Vorstellungen möglich machte.

So kommt, um mit Ranke's Charakteristik zu schließen, im „Befreiten Jerusalem" zum erstenmal nach langem Kampf und mancherlei Versuchen das Modern-Classische zum

Vorschein: Regelmäßigkeit in der Anlage, Befolgung der aristotelischen Vorschriften, Würde und Gehaltenheit des Tones, Vermeidung des Grellen, Wahrscheinlichkeit der Zusammensetzung im Einzelnen, Ruhe, Gediegenheit, Mäßigung der Darstellung, ferner der Ausdruck moderner Gesinnung, ja persönlicher Stimmungen, etwas, das uns nun einmal Alle anspricht und unser geistiges Wesen ausmacht, endlich ein ungezwungener Fluß poetischer Rede, Leichtigkeit und Anmuth in den einmal gezogenen Schranken.

Tasso's „befreites Jerusalem" ist unzählige Male gedruckt und herausgegeben, übersetzt und bearbeitet worden. In Italien zählt man über zweihundert verschiedene Ausgaben, von denen die Mehrzahl nicht auf den bloßen Abdruck des Textes beschränkt, sondern mit Noten, Commentarien u. s. w. versehen ist. Unter den älteren Ausgaben der „**Gerusalemme liberata**" werden besonders geschätzt: die 1590 in Genua mit gelehrten Anmerkungen von Gentili und Guastavini und mit Kupfern von Bernardo Castello und Agostino Caracci erschienene, die dieser genau entsprechende in London 1724 herausgegebene, die Pariser Folio-Ausgabe von 1644, die in Parma 1794 gedruckten (Bodoni'schen) Prachtausgaben, die von Giovanni Rosini besorgte Pisaner Ausgabe von 1807. Uebersetzungen des Gedichts erschienen in fast allen europäischen Sprachen; selbst in der lateinischen zählt man deren sieben; eine größere Anzahl noch in italiänischen Volksdialekten. Es giebt Uebersetzungen der Gerusalemme in den Dialekt von Belluno, von Bergamo, von Bologna, von Calabrien, von Genua, Mailand, Neapel, Perugia, Venedig. Die größte Zahl von Uebersetzungen findet sich in französischer, eine nicht geringe in deutscher Sprache. Von diesen ist die erste 1626 in Frankfut a. M. erschienen, unter dem Titel: „Gottfried von Bulljon oder das Erlösete Jerusalem. Erst von dem hochberühmbten Poeten Torquato Tasso in Welscher Sprache beschrieben: und nun in Deutsche Heroische Poesie Gesetzweise, als vormals nie mehr gesehen, vberbracht (durch Dietrich von dem Werder). Mit sauberen Kupfern." Dieser Uebersetzung folgte im achtzehnten Jahrhundert eine Reihe anderer in Prosa und in Versen, unter ihnen die von W. Heinse 1781 herausgegebene prosaische, und eine unvollendete von J. C. F. Manso (1791). Die erste vollständige Uebersetzung im Versmaß des Originals ist von J. D. Gries verfaßt; sie erschien zuerst 1800 bis 1802 (in vier Bänden) und später in verbesserten Ausgaben, deren neueste die siebente ist. Neben ihr ist zu nennen die Uebersetzung von K. Streckfuß, die zuerst 1822 erschien und jetzt ebenfalls mehrere verbesserte Auflagen zählt. — Die „lyrischen Gedichte" Tasso's sind (in einer Auswahl) den Versmaßen des Originals entsprechend, von Karl Förster übersetzt. (Erste Ausgabe: 1821, zwei Bände.) — Von den Biographieen Tasso's sind die beiden italiänischen Hauptwerke von Manso und Serassi bereits genannt. Eine deutsche Lebensbeschreibung lieferte zuerst F. A. Ebert: „Torquato Tasso's Leben und Charakteristik nach Ginguéné dargestellt und mit ausführlichen Ausgabenverzeichnissen seiner Werke begleitet" (Leipzig 1819) und später K. Streckfuß: „Tasso's Leben, mit Proben aus den Gedichten Rinaldo und Aminta und dem Dialog: der Familienvater." (Berlin 1840.) „Erläuternde Anmerkungen zu Tasso's Jerusalem" hat Schindel (1817) herausgegeben.

# Auswahl übersetzter Stücke aus den Dichtungen des Torquato Tasso.

## I. Aus dem „Befreiten Jerusalem."

### 1. Eingang.

(Ges. I. Stanze 1—5.)

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen,
So des Erlösers hohes Grab befreit.
Viel führt' er aus, was Geist und Arm geschaffen,
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf, und Libyen, kampfbereit,
Denn Gottes Huld führt zu den heil'gen Fahnen
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.

O Muse, die mit welken Lorbeerkronen
Nie auf dem Helikon die Stirn umflicht,
Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht:
Hauch' in die Brust mir Gluth aus Himmelszonen!
Erleuchte Du mein Lied; und zürne nicht,
Füg' ich zur Wahrheit Zier', schmück ich bisweilen
Mit anderm, als nur Deinem Reiz, die Zeilen.

Du weißt ja, daß die Welt, wo seiner Gaben
Parnaß die süßesten verströmt, sich drängt;
Und daß die Wahrheit manchesmal, vergraben
In holden Reim, die Spröd'sten lockt und fängt.
So reichen wir auch wohl dem kranken Knaben
Des Bechers Rand mit süßem Naß besprengt;
Getäuscht empfängt er, ohne Widerstreben,
Den herben Saft, und, durch die Täuschung, Leben.

Großmüthiger Alfons, erhab'ner Retter
Des irren Wand'rers, den das Glück verrieth,
Der aus dem Wogendrang, aus Sturm und Wetter,
Gescheitert fast, in Deinen Hafen flieht:
Mit heitrer Stirn empfange diese Blätter;
Wie zum Gelübde weiht' ich Dir mein Lied.
Einst tönt vielleicht die ahnungsvolle Leier,
Statt leisen Winks, von Dir mit lauter Feier.

Wohl ist es recht — wenn je in künft'gen Jahren
Die Völker Christi sich in Frieden seh'n,
Und nun mit Schiff und Roß kühn den Barbaren
Die große Beute zu entreißen geh'n —
Daß sie die Führung, wie Du willst, der Schaaren
Zu Wasser und zu Land Dir zugesteh'n.
Nacheif'rer Gottfried's, horch' auf seine Siege
In unserm Lied, und rüste Dich zum Kriege!

[Uebers. v. Gries.]

---

### 2. Olindo und Sophronia.

(Ges. II. St. 1—53.)

So rüstet der Tyrann zum Kriegsgedränge,
Als einst Ismen sich seinem Blick entdeckt;
Ismen, der aus des Grabes dumpfer Enge
Den todten Leib zu neuem Leben weckt;
Ismen, der durch geheimnißvolle Sänge
In seiner Burg den Höllenkönig schreckt,
Und Diener stets in seinen Geistern findet
Zum Werk der Bosheit, und sie löst und bindet.

Einst war er Christ; zu Mahom abgefallen,
Hat er den frühern Dienst nicht ganz verbannt;
Vielmehr vermengt er beide, nach Gefallen,
Zu bösem Zweck, mit jedem schlecht bekannt.
Jetzt, aus der Nacht einsamer Felsenhallen,
Wo er der dunkeln Kunst sich zugewandt,
Treibt ihn zum Fürsten die Gefahr des Staates,
Zum schlimmen Herrn den Bringer schlimmern Rathes.

Herr! spricht Ismen, die mächt'gen Feinde richten
Den ungehemmten Siegerzug hieher;
Doch laß nur uns, was uns gebührt, verrichten,
Denn Erd' und Himmel sind des Tapfern Wehr.
Des Königs und des Feldherrn hohe Pflichten
Erfüllst Du, sahst Alles längst vorher.
Wenn Alle so die Pflicht vor Augen haben,
Soll dieses Land bald Deinen Feind begraben.

Was mich betrifft, ich will bei den Gefahren,
Will bei der Arbeit Dein Gehülfe sein.
Was kluger Rath, die Frucht von langen Jahren,
Was meine Zauberkunst vermag, ist Dein;
Es sollen selbst der Engel mächt'ge Schaaren,
Die Gott verließ, uns ihren Beistand leih'n.
Doch höre nun, eh' ich mein Werk beginne,
Wie und womit ich Dir zu helfen sinne.

In ihrem Tempel hegt der Christen Rotte
Auf unterirdischem Altar ein Bild
Der Göttin, die von dem gebornen Gotte,
Dem hier begrab'nen, für die Mutter gilt.
Ein nie verlöschend Licht erhellt die Grotte,
Ein dichter Schleier deckt das Wunderbild;
Und rings umher sieht man Gelübde prangen,
So ihm geweiht leichtgläubiges Verlangen.

Dies Bild nun mußt Du rauben den Rebellen,
Und, wenn Du selbst es dort hinweggebracht,
Mit eigner Hand in Deinen Tempel stellen.
Dann will ich ihm verleih'n so starke Macht,
Daß es zur Wacht soll dienen Deinen Wällen,
So lange man es selber hier bewacht.
Unüberwindlich werde Zions Mauer
Durch dieses Bilds geheimnißvollen Schauer!

Er spricht's; der König, der ihm Glauben spendet,
Eilt in das Gotteshaus mit wilder Hast,
Zwingt ohne Scheu die Priester und entwendet
Das keusche Bild, und trägt die hehre Last
Zum Tempel, wo man oft, ruchlos, verblendet,
Gebräuche feiert, die der Himmel haßt.
Auf's heil'ge Bild, am ungeweihten Orte,
Summt dann der Zaubrer seine Lästerworte.

Doch kaum erscheint die erste Morgenstunde,
Als der, in dessen Hut der Tempel steht,
Das Bild vermißt, und überall im Runde
Des weiten Bau's vergeblich nach ihm späht.
Er sagt's dem König an, der bei der Kunde
Gleich wider ihn in heft'gen Zorn geräth,
Und wohl sich denkt, daß eine Christenseele
Das Bild geraubt, und nun es ihm verhehle.

Sei nun der Raub von gläub'ger Hand begangen,
Sei hier die Macht des Himmels zu erspäh'n,
Der seiner Herrin Bildniß nicht umfangen
Von ungeweihten Mauern wollte seh'n:

Noch zweifelt man, ob, was hier vorgegangen,
Durch Menschenkunst, durch Wunderkraft geschehn,
Der Fromme glaubt, daß nicht der ird'sche Fromme
Die That vollbracht, daß sie vom Himmel komme.

Nachforschung läßt der Fürst sogleich vollstrecken,
Gewaltsam durchgestört wird Kirch' und Haus.
Dem Hehler droht er einen Tod voll Schrecken,
Belohnung setzt er dem Bekenner aus.
Durch Zauber will Ismen den Raub entdecken,
Doch alle seine Kunst bringt nichts heraus.
Sei's oder nicht, des Himmels Wunderstärke:
Er birgt es ihm, zur Schmach der Zauberwerke.

Doch als der König sieht, was er Verbrechen
Der Gläub'gen wähnt, bleib' in des Schweigens Hut:
Da will sein Haß durch alle Schranken brechen,
Zorn flammt empor und ungeheure Wuth.
Nichts achtet er nun mehr; er will sich rächen,
Was auch erfolg', und kühlen seine Gluth.
So sterbe, ruft er aus, mit der Verräther
Gesammter Schaar auch der verborgne Thäter!

Lebt nur der Schuld'ge nicht, mag der Gerechte,
Der Reine sterben! Doch wen nenn' ich rein?
Strafbar ist Jeder hier; in dem Geschlechte
Wird Keiner je ein Freund der Unsern sein.
Wer auch der neuen That sich nicht erfrechte,
Gnüg' ihm die alte Schuld zu neuer Pein.
Ihr Treuen, auf! Tilgt die verruchte Horde
Mit Feu'r und Schwert! Auf, auf zu Brand und Morde!

So spricht der Fürst, und das Gerücht verbreitet
Sogleich das Unheil, das den Gläub'gen droht.
Sie bleiben wie erstarrt: so furchtbar schreitet
So rasch herbei der gegenwärt'ge Tod.
Nicht Gegenwehr, nicht Flucht wird noch bereitet,
Kein Fleh'n erhebt sich wider das Gebot.
Doch das verzagte Volk, von Furcht gekettet,
Ward, wie's am mindesten erhofft, gerettet.

Ein Mädchen lebt dort in der Christenmenge,
Von reifer Blüth' und königlichem Geist;
Von hohem Reiz; doch achtet sein die Strenge
Nur insofern er Schmuck der Tugend heißt.
Ihr größter Werth ist, daß, in stiller Enge,
Sie solchen Werth dem Blick der Welt entreißt
Und sich verbirgt dem eiteln Lob' und Spähen
Der Buhlerschaar, einsam und ungesehen.

Doch keine Hut, die ganz den Reiz verhülle,
Der würdig ist des Schauens und der Acht.
Das, Amor, hinderst Du; der Schönheit Fülle
Zeigst Du dem Jüngling, den die Gluth durchfacht.
Jetzt blind, jetzt Argus, legst Du bald die Hülle
Um unser Aug', und hellest bald die Nacht.
Durch tausend Hüter lenkst Du, sonder Schonung,
Den fremden Blick zur keuschen Mädchenwohnung.

Sophronia und Olind nennt man die Beiden,
Derselben Stadt, desselben Glaubens Zier.
So reizend sie, so sehr ist er bescheiden,
Voll Wunsch, an Hoffnung arm, fern von Begier.
Zu reden bang, erträgt er still sein Leiden,
Wenn nicht verschmäht, doch unbemerkt von ihr.
So hat der Arme längst für sie geschmachtet,
Die ihn nicht sieht, nicht kennt — vielleicht verachtet.

Indeß verbreitet das Gerücht des frommen
Unschuld'gen Volks entsetzliche Gefahr.
Der Jungfrau, sittsam, doch von Muth durchglommen,
Stellt sich sogleich ein Rettungsmittel dar.
Ihr Heldenmuth heißt den Entschluß willkommen;
Die jungfräuliche Schaam bekämpft ihn zwar,
Doch siegt der Muth; vielmehr, sich ihr bequemend,
Macht er sich selbst verschämt, sie unternehmend.

So tritt die Jungfrau in des Volkes Mitte,
Verhehlt nicht ihren Reiz und zeigt ihn nicht;
Sie geht allein mit sittsam edlem Schritte,
Verhüllt, gesenkt der Augen holdes Licht.
Schmückt Fleiß und Kunst, bei dieser reinen Sitte,
Schmückt Zufall nur ihr schönes Angesicht?
Natur und Lieb' und selbst der Himmel machten
Zum Meisterstück dies reizende Nichtachten.

Von Jedem angeschaut, nicht schauend, gehet
Die hohe Jungfrau in des Königs Haus;
Nicht weichend, weil er zornig vor ihr stehet,
Hält sie beherzt den furchtbar'n Anblick aus.
Ich bringe, spricht sie, Herr — und sei erflehet,
So lange nur zu hemmen Zorn und Graus —
Gefangen bring' ich Dir und unvertheidigt
Den Schuld'gen, den Du suchst, der Dich beleidigt.

Von ihrem Blick, der königlich und offen
Umherstrahlt wie mit einer heil'gen Macht,
Fühlt, überrascht, der König sich getroffen;
Er zähmt den Grimm und hellt des Auges Nacht.
Ließ sein Gemüth, ihr Blick nur Mild'rung hoffen,
Wohl wäre Lieb' in seiner Brust erwacht;
Doch nie entflammt des spröden Herzens Triebe
Ein spröder Reiz; nur Huld erzeuget Liebe.

Er fühlt Erstaunen, Lust, Begier entstehen,
Wenn es nicht Liebe war, was er empfand:
Erzähle; nichts soll Deinem Volk geschehen;
Ich gebe, spricht er, Dir mein Wort zum Pfand.
Und sie: Den Schuld'gen siehst Du vor Dir stehen,
Den Raub, o Herr, verübte diese Hand.
Ich nahm das Bild; ich bin's, die Deine Sklaven
Gesucht, auf Dein Gebot: mich mußt Du strafen.

So, um allein dem Schicksal zu genügen,
Beut sie ihr Haupt für Aller Rettung an.
Großmüth'ger Trug! Wer sagt, ob solchen Lügen
Die Wahrheit je den Vorzug abgewann?
Der König schwankt; zu milderem Verfügen,
Als er gewohnt, neigt sich der harte Mann.
Dann fordert er: So eile zu entdecken,
Wer gab Dir Rath? Wer half die That vollstrecken?

Auch keinen Theil des Ruhmes wollt' ich missen —
Sophronia spricht's — ich gönnt' ihn mir allein;
Ich wollt' allein um diese Handlung wissen,
Rathgeber selbst und selbst Vollstrecker sein.
So falle, ruft, von Staunen hingerissen,
Der König aus, auch nur auf Dich die Pein!
Mit Recht, versetzt sie: mir geziemt, ich trage,
So wie allein den Ruhm, allein die Plage.

Von Neuem nun ergrimmt das Ungeheuer:
Wo, fragt er sie, hast Du das Bild versteckt?
Und sie: Ich barg es nicht, ich gab's dem Feuer,
Und glaube, daß ich Löbliches vollstreckt.

So wird es mindst'ens nimmermehr von neuer
Berührung einer Frevelhand befleckt.
Willst Du den Raub, den Räuber Dir gewiesen:
Den siehst Du ewig nicht, hier siehst Du diesen.

Doch bin ich Räuber? Hab' ich Raub begangen?
Recht ist, zu nehmen, was uns nahm Gewalt.
Dies hörend, knirscht der Wüthrich; seine Wangen
Erglüh'n von Zorn, der losbricht ohne Halt.
O hoffe nicht Verzeih'n, Herz ohne Bangen,
Schamhafte Seele, herrliche Gestalt!
Vergebens macht die Liebe selbst, wo wilde
Zorngluth entbrennt, die Schönheit Dir zum Schilde.

Man greift das schöne Weib; auf's Neu' entglommen,
Verdammt der König sie zum Todesbrand.
Schon sind ihr Schleier und Gewand genommen,
Die weichen Arme drückt ein rauhes Band.
Sie aber schweigt, von keiner Furcht beklommen;
Ein wenig nur fühlt sie die Brust gespannt,
Und es entsteht im holden Angesichte,
Nicht fahles Bleich, ein Weiß vom reinsten Lichte.

Kund ward der große Fall; neugierig machte
Das Volk sich auf; Olind kam mit der Schaar.
Die That war sicher, nicht, wer sie vollbrachte;
Gleich ahnet ihm, daß die Geliebt' es war,
Doch als er die Gefang'ne, scharf Bewachte
Nicht bloß beschuldigt sieht, verdammt sogar,
Und sieht die Henker schon mit roher Strenge
Ihr Amt vollzieh'n, da stürzt er durch's Gedränge.

Nicht sie, nicht sie hat jenen Raub begangen —
So ruft er laut — nur Wahnsinn reißt sie fort!
Nicht denkt, nicht wagt, nicht übt solch' Unterfangen
Ein unerfahr'nes Weib ohn' Hülf' und Hort.
Wie hat sie nur die Wächter hintergangen?
Wie jenes heil'ge Bild entführt von dort?
That sie's, sie sag's! Ich, Herr, ich ward zum Diebe! —
So liebt' er die Geliebte sonder Liebe.

Dann fuhr er fort: Ich stieg bei nächt'ger Weile
Dahin, wo Euer Tempel Einlaß hat
Für Licht und Luft, und drang von jener Steile
Durch einen Spalt auf ungangbarem Pfad.
Mir werde Ruhm, mir werde Tod zu Theile!
Nicht raube sie die Strafe meiner That!
Mein sind die Ketten hier; für mich entlodern
Muß diese Gluth, mich dieser Holzstoß fodern!

Sophronia hebt das Aug' und sieht mit frommen
Mitleid'gen Blicken sanft den Jüngling an:
Warum, unschuld'ger Armer, bist Du kommen?
Treibt Absicht oder Wahnsinn Dich heran?
Wär' ohne Dich mir wohl die Kraft benommen,
Kühn zu besteh'n, was Menschenzorn ersann?
Wohl hab' auch ich ein Herz, nicht feig erbangend
Einsamem Tod', und kein Geleit verlangend.

So sagt sie ihm, doch ohne daß er wanke;
Fest bleibt er steh'n auf seiner edeln List.
O großes Schauspiel, wo in offner Schranke
Sich treue Lieb' und hohe Tugend mißt;
Wo Tod dem Sieger wird zum Siegesdanke,
Und Rettung des Besiegten Elend ist!
Doch mehr ergrimmt der Fürst, je mehr sie wagen,
Standhaften Sinns sich selber anzuklagen.

So arg verspottet wähnt er sich zu finden,
Daß sie die Marter höhnen, ihm zum Hohn.
Man glaube Beiden, spricht er; überwinden
Soll er und sie, und würdig sei der Lohn.
Er winkt der Dienerschaar, sie greift Olinden;
Man fesselt ihn, und gleich steh'n Beide schon
An einen Pfahl geschnürt, den Rücken kehrend
Dem Rücken zu, der Blick des Blicks entbehrend.

Schon sieht man rings den Holzstoß sich erheben,
Schon wird die Gluth des Todes angefacht;
Da bricht der Jüngling aus mit leisem Beben
Und spricht zu ihr, ihm nun so nah' gebracht:
Sind dies die Bande denn, die ich, im Leben
Mit Dir mich zu vereinen, mir gedacht?
Ist dieses denn die Gluth, die uns zusammen
Das Herz entzünden sollt' in gleichen Flammen?

Ach! and're Band' und Gluth bot Lieb' hienieden,
Und and're will das Schicksal uns verleih'n.
Zu sehr, zu sehr hat es uns einst geschieden;
Zu hart, im Tode, gönnt es uns Verein.
Doch wohl mir, war Dir solcher Tod beschieden,
Des Scheiterhaufens Mitgenoß zu sein,
Wenn nicht des Betts. Dein Schicksal dünkt mich herbe,
Das meine nicht, weil ich ja mit Dir sterbe.

Und o mein Tod, du einziges Verlangen!
O süße Marter! Qual, beglückt genug!
Darf nun mein Mund an Deinem Munde hangen,
Verhauchen nur den letzten Athemzug
In Deine Brust, den Deinigen empfangen,
Und so vereinen uns'rer Geister Flug!
Er spricht's und weint; mit freundlichem Verweise
Ermahnet sie den Jüngling solcher Weise:

And're Gedanken, Freund, und and're Klagen,
Aus höher'm Grund, erheischet jetzt die Zeit.
Willst Du der Schuld nicht denken? Nicht Dir sagen,
Wie reichen Lohn den Frommen Gott verleih't?
Ihm dulde Du, und lieblich sei'n die Plagen,
Und trachte froh nach seiner Herrlichkeit.
O sieh den schönen Himmel! Sieh die Sonne!
Sie tröstet uns, sie winkt zu höh'rer Wonne.

Hier muß sich laut der Heiden Klag' erheben;
Es klagt der Christ mit leiser'm Schmerzenswort.
Beinahe reißt ein ungewohntes Streben
Zum Mitgefühl den harten König fort.
Er merkt es, zürnt, und, um nicht nachzugeben,
Kehrt er die Augen und verläßt den Ort.
Nur Du, Sophronia, fremd der allgemeinen
Bekümmerniß, willst, allbeweint, nicht weinen.

So dräut die Noth; da, sieh! sprengt durch's Gedränge
Ein Krieger, scheint's, von würdiger Gestalt.
Es zeigt die Tracht, der Waffen fremd Gepränge,
Daß er aus fernen Landen hergewallt.
Des Helmes Tiger zieht den Blick der Menge,
(Berühmtes Zeichen!) auf sich alsobald,
Ein Zeichen, das Clorind' im Krieg erwählet;
Man glaubt, sie sei's, und hatte nicht gefehlet.

Seit ihrer frühsten Jugendzeit verschmähte
Sie schon der Weiber Sitt' und Lebensart.
Arachnen's Arbeit, Nadel, Spinngeräthe,
Ward nimmer mit der stolzen Hand gepaart.
Sie floh die Tracht und Weichlichkeit der Städte,
Denn Ehr' und Zucht wird auch im Feld bewahrt.
Stolz waffnet ihr Gesicht, ihr Wohlgefallen
War strenger Ernst; doch ernst gefiel sie Allen.

Als Kind schon lenkte sie mit kleiner Rechten
Das muth'ge Roß, hielt's auf und trieb es an.
Bald lernte sie mit Schwert und Lanze fechten,
Und übt' und stärkte sich auf freiem Plan.
Dann folgte sie, auf Höh'n, in Waldesnächten,
Den Leu'n und Bären nach auf rauher Bahn.
Sie schien, im Forst und auf dem Schlachtgefilde,
Ein reißend Thier dem Mann, ein Mann dem Wilde.

Jetzt kehrte sie zurück von Persiens Strande,
Denn stets verfolgt die Christen ihre Wuth;
Mit ihren Gliedern deckte sie die Lande,
Die Wogen färbte sie mit ihrem Blut.
Hier bietet nun zum ersten Gegenstande
Bei'm Kommen sich des Scheiterhaufens Gluth.
Um das Vergeh'n der Schuld'gen zu erfahren,
Treibt sie das Roß neugierig durch die Schaaren.

Es weicht das Volk; und sie, um nach Verlangen
Die Beiden nah' zu schauen, hemmt das Pferd,
Sie sieht der Einen Ruh, des Andern Bangen,
Die Schwächre hier mit stärker'm Muth bewehrt.
Doch scheint auch er vom Mitleid nur befangen,
Und nicht von Schmerz, von Schmerz um sich, verzehrt;
Sie aber, schweigend, fest den Blick gen Himmel,
Scheint, vor dem Tod, entfloh'n dem Erdgewimmel.

Clorinde fühlt der Beiden bitt're Plagen
So tief, daß ihr die Thrän' in's Auge steigt;
Doch scheint ihr mehr, die nicht klagt, zu beklagen,
Und minder er, der seufzt, als sie, die schweigt.
Nicht länger säumend, richtet sie ihr Fragen
An einen Greis, der neben ihr sich zeigt:
Wer sind die Armen? Sprich! Führt ein Verhängniß,
Führt eine Schuld dies Paar in solch' Bedrängniß?

So fragt sie ihn; der Greis, auf ihr Begehren,
Erzählt den Fall, kurz, doch genau und gut.
Sie hört's erstaunt und kann sich leicht erklären,
Daß man den Beiden gleiches Unrecht thut.
Und schon beschließt sie, ihren Tod zu wehren,
So viel vermag ihr Fleh'n, ihr Heldenmuth.
Die läßt sogleich die Brände, die schon flammten,
Herunterzieh'n, und spricht zu den Beamten:

Daß Keiner sich erkühne, fortzufahren
In dieser harten Pflicht der Grausamkeit,
Bis ich den König sprach. Was für Gefahren
Der Aufschub droht: ich geb' Euch Sicherheit.
Und es gehorchen gleich der Diener Schaaren,
Bewegt durch ihres Ansehn's Herrlichkeit.
Zum König eilt sie nun, der in der Mitte
Des Weges schon begegnet ihrem Schritte.

Ich bin Clorinde, spricht sie, die bisweilen
Vielleicht Dir ward genannt. Bald wirst Du seh'n,
Herr, daß ich kam, mit Dir den Kampf zu theilen
Für unsers Glaubens, Deines Reichs Besteh'n.
Zu jedem Werk, gebeut nur, werd' ich eilen,
Nicht Hohes fürchten, Niedres nicht verschmäh'n.
Willst Du der Mauern Schutz mir übertragen?
Das offne Feld? Ich werde nichts versagen.

Der König spricht: Wo wird ein Land gefunden,
So fern von Asien und der Sonnenbahn,
Glorreiche Jungfrau, da zu allen Stunden
Sich nicht Dein Ruhm erhebe himmelan?
Nun, da Dein mächtig Schwert mit mir verbunden,
Vermag nicht Furcht noch Sorge mir zu nah'n.
Und wär' ein Heer jetzt bei mir eingetroffen
Zu meinem Schutz, nicht fester würd' ich hoffen.

Fast, fast schon däucht mir, über sein Gebühren
Bleibt Gottfried aus. Doch Deine Huld erbot
Zum Beistand sich; Dir kann nur das gebühren,
Was wichtig ist und mit Gefahren droht.
Den Feldherrnstab des ganzen Heers zu führen
Verstatt' ich Dir; Gesetz sei Dein Gebot.
So spricht der Fürst; sie giebt ihm, freundlich heiter,
Dank für sein Lob und führt die Rede weiter:

Zwar scheint es wohl ein unerhört Erfrechen,
Begehrt man, vor dem Dienst, Vergeltung schon;
Doch Deine Güte macht mich kühn zu sprechen:
Gieb mir die Zwei, als künft'ger Dienste Lohn.
Mir schenke sie; obwohl, ist ihr Verbrechen
Noch ungewiß, sprach man dem Rechte Hohn.
Doch davon schweig' ich, schweige von den Zeichen,
Die Beider Unschuld zum Beweis gereichen.

Und dieses sag' ich nur: Von Christenhänden,
Wähnt Alles hier, sei jenes Bild geraubt;
Doch solcher Wahn kann nicht mein Auge blenden,
Aus wicht'gem Grund ist Andres mir beglaubt.
Des Höchsten heiliges Gesetz zu schänden,
Hat, auf des Zaubrers Wort, man sich erlaubt;
Denn nimmer darf in unsern Tempelmauern
Ein Götterbild, geschweig' ein fremdes, dauern.

Drum glaub' ich gern, von Mahom selber rühre
Dies Wunder her; und dieser hab's gethan,
Um anzudeuten, daß uns nicht gebühre,
Den Tempel zu entweih'n durch fremden Wahn.
Wend' immer nur Ismen die Zauberschwüre,
Die seine Waffen sind, nach Willkür an:
Uns Rittern ziemt, mit Schwertern d'rein zu hauen;
Nur dies ist unsre Kunst, ihr laß uns trauen.

Sie schweigt; und er, obwohl der Huldverleihung
Sein zornig Herz im Innern widerspricht,
Will ihr gefällig sein, und zur Verzeihung
Bewegt ihn Recht und ihres Worts Gewicht.
Werd' ihnen Leben, spricht er, und Befreiung!
Was auch vermöcht' ein solches Fürwort nicht?
Gnad' oder Recht will ich als Richter sprechen,
Geb' Unschuld frei, und schenke das Verbrechen.

So wurden sie befreit. Welch Glück entstammte
Olinden jetzt aus wundervollem Loos,
Das ihn zu einer Heldenthat entflammte,
Die Lieb' erzeuget aus der Liebe Schooß!
Vom Pfahl zur Hochzeit geht der schon Verdammte,
Wird Gatte jetzt und nicht Geliebter bloß.
Er wollte Tod mit ihr; jetzt ist ihr Streben,
Daß, der mit ihr nicht stirbt, mit ihr soll leben.

[Uebers. v. Gries.]

[Diese berühmte Episode ist von Cronegk dramatisch bearbeitet worden.]

### 3. Das Christenheer vor Jerusalem.

(Ges. III. St. 1–8.)

Schon war der Morgenlüfte sanftes Kosen,
Auroren zu verkünden, früh erwacht,
Sie kränzet noch ihr goldnes Haupt mit Rosen,
Die Edens Flur zum Schmuck ihr dargebracht:

Als murmelnd, wie bewegter Wellen Tosen,
Das Heer sich schon zum Aufbruch fertig macht,
Eh' noch die Kriegstrommeten sich erheben,
Und hellern Klangs das frohe Zeichen geben.

Der weise Feldherr lenkt mit sanftem Walten
Den Trieb der Seinen und begünstigt ihn;
Denn leichter wär's, die Wasser aufzuhalten,
Die raschen Laufes zur Charybdis flieh'n,
Und selbst den Nord, wann sein unhemmbar Schalten
Versenkt die Schiff' und packt den Apennin.
Er ordnet sie, führt an und lenkt die Straße,
Noch eilend zwar, doch eilend nun mit Maaße.

Ein Jeder trägt an Herz und Füßen Flügel
Und fühlt doch nicht, wie rasch er fortgerannt.
Doch höher schwingt die Sonne nun die Zügel
Und spaltet, heißern Strahls, das dürre Land:
Da sieh, Jerusalem! Dort Zions Hügel!
Da sieh! Jerusalem zeigt jede Hand;
Da sieh! es rufen Tausend nun und Tausend:
Jerusalem! in frohem Gruß erbrausend.

So, wann ein kühnes Volk auf schwachen Schiffen
Dem ungewissen Meere sich vertraut,
In fremder Zon', umringt von Felsenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegenschaut,
Und nun sein Blick das ferne Land ergriffen,
Erschallt sein Gruß mit hellem Jubellaut;
Und Einer zeigt's dem Andern, und vergessen
Sind Müh' und Noth des Weg's, den sie durchmessen.

Doch nach der Freude, der sie sich ergeben,
Vom ersten Anblick wunderbar entzückt,
Fühlt Jeder sein zerknirschtes Herz erbeben,
Von heil'ger Scheu und Ehrfurcht tief gedrückt.
Kaum wagen sie, das Aug' empor zu heben
Zu jener Stadt, die Christus einst beglückt,
Wo er verschied und wo er ward begraben,
Wo dann die Glieder ihn auf's Neu' umgaben.

Gebrochnes Aechzen, halb erstícktes Weinen,
Schmerzvolles Seufzen, klagendes Gestöhn
Der Schaaren, welche Freud' und Schmerz vereinen,
Erfüllt die Luft mit murmelndem Getön,
Wie man's vernimmt in dichtbelaubten Hainen,
Wann leiser Wind herabfährt aus den Höh'n;
Wie das bewegte Meer, mit hohlem Sausen,
An's Ufer hin durch Klippen pflegt zu brausen.

Barfüßig, nach der Führer Beispiel, wallen
Die Völker nun, da man der Stadt sich naht;
Und abgelegt wird demuthsvoll von Allen
Gold, Seide, Helmschmuck, jeder eitle Staat.
So auch der Herzen stolze Kleider fallen,
Und heiße Zähren netzen fromm den Pfad;
Und doch, als ob der Thränen Quell verschlossen,
Klagt reuig so ein Jder der Genossen:

Wo du, o Herr! das Erdreich ließest saugen,
In tausend Strömen Dein geheiligt Blut,
Kann solches Leid's Gedächtniß mir nicht taugen,
Zwei Bäche Dir zu weih'n von bitt'rer Fluth?
O kaltes Herz! warum nicht durch die Augen
Strömst du dahin, geschmelzt in Thränengluth?
O hartes Herz! gleichst du noch jetzt den Steinen?
Weinst du nicht heut, so mußt du ewig weinen!

[Uebers. v. Gries.]

---

## 4. Erminia's Flucht.

(Ges. VII. St. 1—25.)

Indessen war in dunkle Wälderschatten
Erminien's Roß mit seiner Last geflöh'n;
Denn freien Lauf muß ihm die Hand gestatten,
Und zwischen Tod und Leben schwankt sie schon.
Der Gaul durchstreift, nach Willkür, ohn' Ermatten,
So manchen Pfad der wald'gen Region,
Daß sie zuletzt der Andern Blick' entschwindet,
Und man die Jagd nunmehr vergeblich findet.

Wie oft die Hund' umkehren von der langen
Mühsamen Jagd, schwerkeuchend, matt und lahm,
Wenn jede Spur des Wildes ausgegangen,
Das aus dem Blachfeld in den Wald entkam:
So ziehen jetzt, mit Zorngluth auf den Wangen,
Die Ritter heim, ermüdet und voll Schaam.
Sie aber flieht, und wagt, vor Angst und Grauen,
Nach den Verfolgern sich nicht umzuschauen.

Sie irrt die Nacht, den Tag, mit blindem Jagen,
Von keiner Leitung, keinem Rath bestimmt;
Und ihre Thränen nur und ihre Klagen
Sind Alles, was sie schauet und vernimmt.
Doch als die Sonne nun vom schönen Wagen
Die Rosse löst und tief im Meer verglimmt,
Naht sie dem Jordan sich auf irrem Pfade;
Hier steigt sie ab und wirft sich an's Gestade.

Sie speiset nicht, denn Gram ist ihre Speise,
Und nur mit Thränen wird ihr Durst getränkt.
Allein der Schlummer, der dem Erdenkreise
In seligem Vergessen Ruhe schenkt,
Wiegt Sinn' und Schmerzen ein, indem er leise
Auf sie herab den weichen Fittig senkt.
Doch Liebe stört durch mancherlei Gestalten
Den Frieden ihr, auch bei des Schlummers Walten.

Nicht eher wacht sie auf, bis von den Zweigen
Der Vögel Heer mit Zwitschern grüßt den Wald,
Die Wogen murmeln, sich die Büsche neigen,
Und Morgenluft um Well' und Blume wallt.
Die matten Augen öffnen sich und zeigen
Ihr rings der Hirten stillen Aufenthalt;
Ihr däucht, es ruf' aus Well' und Laub ein Tönen
Sie nun zurück zum Weinen und zum Stöhnen.

Doch da sie weinend folgt dem Schmerzensdrange,
Füllt auf einmal ein heller Schall ihr Ohr,
Als mische sich mit hirtlichem Gesange,
Wie ihr bedünkt, ein kunstlos Haberrohr.
Nun steht sie auf und nähert sich dem Klange,
Und aus dem Schatten blickt ein Greis hervor,
Der Körbe flicht, von seiner Heerd' umgeben,
Indeß drei Kinder den Gesang erheben.

Als diese nun die fremden Waffen schauen,
Erschrecken sie und fürchten schon Gefahr.
Doch jene weckt mit holdem Gruß Vertrauen,
Das Aug' enthüllend und das gold'ne Haar:
Ihr, die der Himmel liebt, nehmt ohne Grauen,
So redet sie, der schönen Arbeit wahr;
Denn keinen Krieg soll diese Tracht der Waffen
Dem stillen Werk, den holden Liedern schaffen.

Dann fuhr sie fort: O Vater, da im Lande
Rings um Euch her die Kriegesflamme zehrt,
Wie bleibt Ihr hier im stillen Friedensstande
Und fürchtet nicht des Söldners wildes Schwert?
Sohn, sprach der Greis, an diesem fernen Strande
Blieb Haus und Heerde stets noch unversehrt

Von Noth und Schmach; und nimmer drang das Brausen
Des wilden Kriegs in diese stillen Klausen.

Vielleicht behütet uns des Himmels Milde,
Die frommer Hirten Demuth hebt und hält;
Vielleicht, so wie der Blitz nicht auf's Gefilde,
Nur auf die Höh'n erhab'ner Zinnen fällt,
Bedränget mit ergrimmtem Schwert der wilde
Ausländer nur die stolzen Herrn der Welt.
Auch kann die Krieger, die nach Beute geizen,
Der Armuth schlechtes, niedres Loos nicht reizen.

Nur Andern schlecht und niedrig, mir so theuer,
Daß mich kein Wunsch nach Gold und Scepter drängt;
Daß nie des Geizes Gier, der Ehrsucht Feuer
Eingang in meine stille Brust empfängt.
Im Bache lösch' ich meinen Durst, von scheuer
Besorgniß fern, er sei mit Gift gemengt.
Gesunde Speisen, die ich nicht bezahle,
Reicht Heerd' und Garten mir zum mäß'gen Mahle.

Geringes g'nügt, uns Unterhalt zu geben;
Geringes nur ist uns'rer Wünsche Ziel.
Sieh meine Söhne, die mich hier umgeben,
Der Heerde Schutz; was brauch' ich Knechte viel?
So fließt in stiller Einsamkeit mein Leben;
Mich freut der Hirsch' und Rehe muntres Spiel,
Die Fische freu'n mich, die im Flusse springen,
Die Vögel, die sich froh gen Himmel schwingen.

Auch mir hat and'rer Wunsch, in jungen Jahren,
Da man am meisten irrt, die Brust geschwellt;
Ich hielt's gering, der Heerde nur zu wahren,
Und ich verließ mein heimathliches Feld.
Zu Memphis lebt' ich eine Zeit, den Schaaren
Der königlichen Diener beigesellt;
Und hatt' ich nur die Gärten zu besorgen,
Blieb doch der Höfe Trug mir nicht verborgen.

Von kühner Hoffnung schmeichelnd hingehalten,
Ertrug ich lang' ein jedes Ungemach.
Doch endlich schwand, bei meines Bluts Erkalten,
Die Hoffnung mir, die Kühnheit, nach und nach;
Da sehnt' ich seufzend mich nach meiner alten,
Verlornen Ruh, dem niedern Hirtendach:
Hof, sprach ich, lebe wohl, und schnell entschieden,
Kehrt' ich zum Wald zurück und lebt' in Frieden.

So spricht der Greis. Mit stiller Ueberlegung
Horcht aufmerksam Erminia fort und fort,
Und fühlt der Schmerzen stürmische Bewegung
Zum Theil gestillt durch dieses weise Wort.
Und sie beschließt, nach reiflicher Erwägung
An diesem einsam abgelegnen Ort
Zum mind'sten nun so lange zu verziehen,
Bis vom Geschick ihr Heimkehr wird verliehen.

O Du Beglückter — spricht sie mit Vertrauen —
Der Leiden hat empfunden auch einmal!
Läßt solchen Frieden Dich der Himmel schauen,
So gönne Mitleid nun auch meiner Qual
Und nimm mich auf in diese holden Auen,
Denn weilen möcht' ich hier im stillen Thal.
Vielleicht wird meine Brust, darf ich hier rasten,
Der schweren Bürde sich zum Theil entlasten.

Begehrtest Du, was blinden Pöbels Wähnen
Als Gott anbetet, Gold und Edelstein;
Vermöcht' ich leicht zu stillen dieses Sehnen,
Denn noch genug von solchem Tand ist mein.
Nun fängt sie an, indem des Kummers Thränen
Dem Aug' entfließen; wie Krystall so rein,
Von ihrem Leid den Hirten zu belehren.
Und mitleidsvoll weint er in ihre Zähren.

Er tröstet sie mit väterlicher Güte,
Beut liebreich ihr die stille Wohnung dar
Und führt sie hin, wo, ähnlich von Gemüthe,
Die schon bejahrte, treue Gattin war.
Die Fürstin hüllt der Jugend holde Blüthe
In groben Zeug und birgt das gold'ne Haar;
Und doch, im Blick, in ihres Anstands Würde,
Erscheint sie nicht Bewohnerin der Hürde.

Der Hoheit edler Glanz bleibt unverborgen,
Obwohl sie nur im schlechten Kleide geht;
Und auch beschäftigt mit gemeinen Sorgen,
Erstrahlt sie noch von hehrer Majestät.
Sie führt die Heerden auf die Weid' am Morgen
Und bringt zur Hürde sie am Abend spät,
Und preßt die Milch, den Eutern abgewonnen,
In runde Formen ein, wann sie geronnen.

Oft, wann die Heerd' in kühler Waldesdichte
Sich schützte vor des Mittags heißem Strahl,
Schnitt sie dem Stamm des Lorbeers und der Fichte
Den theuern Namen ein wohl tausendmal,
Und grub in tausend Bäume die Geschichte
So selt'ner Lieb' und so unsel'ger Qual;
Und las sie dann die eignen Züge wieder,
So strömten Zähren heiß die Wange nieder.

Dann rief sie aus: Bewahr' in dir die Kunde,
Wirthbarer Hain, so ich dir anvertraut;
Damit, wann einst in diesem Schattengrunde
Ein treuer Liebender dies Denkmal schaut,
Wehmüth'ges Mitleid ihm das Herz verwunde
Bei meiner Leiden schmerzenvollem Laut:
O, sag' er dann, wie herben Lohn hienieden
Hat Lieb' und Glück so großer Treu beschieden!

Und hört der Himmel jemals die Gebete,
Die Sterbliche voll Inbrunst hier ihm weih'n:
So kommt vielleicht, der lebend mich verschmähte,
Einst, wenn ich nicht mehr bin, in diesen Hain.
Und blickt sein suchend Aug' auf jene Stätte,
Die dann bewahrt mein schlummerndes Gebein,
Wird er vielleicht so unverdienten Qualen
Den späten Lohn von wenig Thränen zahlen.

Und war das Herz dem Elend hier zum Raube,
So hat die Seel' im Tode doch Genuß,
Wenn seiner Liebe Gluth dem kalten Staube
Ein Glück gewährt, dem ich entsagen muß.
So spricht die Arme zu dem stummen Laube,
Und ihrem Aug' entströmt ein Thränenguß. —
Tancred indeß, der ihr zu folgen denket,*)
Irrt fern von ihr, wie ihn der Zufall lenket.

Er ließ zuerst von ihrer Spur sich leiten
Und lenkte seinen Lauf zum nahen Wald.
Doch aus den Bäumen dringt von allen Seiten
So schwarz und dicht der Finsterniß Gewalt,
Daß er sogleich in diesen Dunkelheiten
Die Spur verliert und in der Irre wallt,
Und nur die Ohren anstrengt, um zu lauschen,
Ob Roßgetrampel schallt, ob Waffen rauschen.

Und wenn einmal des Nachtwinds leises Regen
Der Ulm' und Buche zartes Laub berührt,

*) Tancred eilt der Erminia nach, in dem Wahne, daß es seine geliebte Clorinda sei, die seines Schutzes gegen ihre Verfolger bedarf.

Wenn Wild und Vögel einen Zweig bewegen,
Er folgt sogleich, wohin der Schall ihn führt.
Zuletzt entkommt er aus den Waldgehegen,
Und ein Geräusch, das er von weitem spürt,
Lockt ihn auf unbekannten Pfad, vom vollen
Mondlicht erhellt, dahin, wo es erschollen.

Dort angelangt, erblickt' er eine Quelle,
Die, reich und klar, lebend'gem Fels entsprang
Und als ein starker Bach mit rascher Welle,
Laut plätschernd, durch die grünen Ufer drang.
Unmuthig macht er Halt an dieser Stelle
Und ruft; allein er hört nur Wiederklang,
Und sieht indeß mit weiß und rothen Strahlen
Aurora schon den Rand des Himmels malen.

## 5. Clorinda's Tod.

(Ges. XII. St. 48—71.)

Das gold'ne Thor ist offen; an der Schwelle
Harrt schon der Fürst mit seinem ganzen Heer,
Daß er in Sicherheit die Krieger stelle,
Beglückt das Schicksal ihre Wiederkehr.
Sie springen in das Thor mit kühner Schnelle,
Der Franken Schaar wogt hinter ihnen her.
Doch Soliman treibt sie zurück; geschwinde
Schließt sich das Thor, und draußen bleibt Clorinde.

Sie blieb allein zurück, denn als man eben
Die Pforte schloß, enteilte sie im Flug,
Und stürmt' hinaus mit rachbegier'gem Streben,
Um Arimon zu zücht'gen, der sie schlug.
Sie züchtigt' ihn; und was sich dort begeben,
Gewahrt' Argant damals nicht schnell genug;
Wohl raubten Kampf, Gedräng' und Dunkeldichte
Vorsicht dem Geist und Sehkraft dem Gesichte.

Doch als des Feindes Blut im Rächerwerke
Den Zorn gekühlt, beruhigt ihren Sinn,
Sieht sie das Thor gesperrt, von Feindesstärke
Sich selbst umringt, und glaubt ihr Leben hin.
Allein sie schaut, daß Niemand sie bemerke,
Und neue List ersinnt die Kriegerin.
Sie mischt sich schweigend an der Christen Einer
In's Volksgedräng', und es gewahrt sie Keiner.

Und wie ein Wolf ganz heimlich und beklommen
Nach stiller Unthat in den Wald sich macht,
So sucht sie jetzt den Feinden zu entkommen,
Begünstigt vom Gewirr' und von der Nacht.
Allein Tancred, der kaum hieher gekommen,
Hat sie bemerkt und nimmt sie wohl in Acht;
Er sah, wie Arimon von ihrem Schwerte
Den Tod erhielt, und blieb auf ihrer Fährte.

Er will mit ihr zum Waffengange schreiten,
Und glaubt, sie sei ein Mann, der Probe werth,
Sie schleicht indeß rings um der Mauer Seiten,
Ob Eingang ihr ein and'res Thor gewährt.
Er folgt so ungestüm, daß schon vom Weiten
Der Waffenklang vom Kommen sie belehrt.
Sie hält und ruft: Was hoffst Du zu erwerben?
Was bringst Du mir? Krieg, spricht er, und Verderben.

Krieg und Verderben sollst Du bald erringen,
Wenn Du es suchst; sie spricht's und hält ihm Stand.
Der Ritter eilt, vom Roß herab zu springen,
Sobald er seinen Feind zu Fuß erkannt.
Schon greifen Beide zu den scharfen Klingen,
Vom Stolz gespornt, von wildem Zorn entbrannt,
Und wie zwei Stiere rennen sie zusammen,
Wann sie von Eifersucht und Zorn entflammen.

Der hellsten Sonne werth, im Angesichte
Des vollsten Schaugerüstes, war ihr Streit.
O Nacht, die ihn, von ihres Schleiers Dichte
Umwoben, hingab der Vergessenheit:
Vergönne mir, daß ich in schönem Lichte
Ihn zeigen mag der fernsten Folgezeit!
Es leb' ihr Ruhm, ein glänzendes Vermächtniß,
Und mit ihm strahle Deines Grauns Gedächtniß.

Man weicht nicht, meidet nicht, deckt nicht die Blöße;
Geschicklichkeit kommt Keinem hier zu Gut.
Man täuscht nicht, mehrt und mindert nicht die Stöße,
Und alle Kunst vereiteln Nacht und Wuth.
Die Klinge fällt mit ganzer Schwer' und Größe
Helltönend auf den Stahl; die Sohle ruht.
Fest bleibt der Fuß, die Hand in steter Schwingung,
Und jedem Hieb und Stoße folgt Gelingung.

Zur Rache wird der Zorn durch Schmach getrieben,
Worauf die Rache neue Schmach gebärt,
So daß zu neuer Eil' und neuen Hieben
Der Sporn und Anlaß immer wiederkehrt.
Geschlossen wird der Kampf; sie bringen, schieben
Mit Leibeskraft, und unnütz ist das Schwert.
Schon brauchen sie, in grimmigem Erboßen,
Den Degenknopf, den Helm und Schild zum Stoßen.

Dreimal umfaßt mit seines Armes Ringen
Der Held die Jungfrau, und mit gleicher Kraft
Reißt sie sich drei Mal los aus diesen Schlingen,
Die Feindeshaß, nicht Liebessehnen schafft.
Nun wieder lobt das Schwert, und beide Klingen
Färbt neues Blut; doch endlich, matt, erschlafft,
Zieht Jeder sich zurück auf seine Seite
Und schöpfet Athem nach so langem Streite.

Sie schaun sich an, und Jeder stützt den laßen
Blutleeren Leib auf seines Schwertes Knauf,
Und da nunmehr die letzten Stern' erblassen,
Der erste Strahl im Osten flammt herauf,
Gewahrt Tancred, wie seinem Feind in Massen
Das Blut entströmt, ihm selbst im schwächern Lauf.
Er freut sich und wird stolz. O wie geschwinde
Bläht sich das Herz von jedem günst'gen Winde!

Du freust Dich, Thor? Wie bald wird dies Frohlocken
Zur Trauer Dir, zum Leid der Siegeswahn!
Ein jeder Tropfen dieses Bluts, entlocken
Wird er dem Aug' ein Thränenmeer fortan. —
So schau'n die blut'gen Krieger, unerschrocken,
Bei kurzer Rast einander schweigend an.
Am Ende doch beginnt Tancred die Rede,
Um zu erfahren, wen er hier befehde.

Wohl ist es hart, so tapfer sich zu schlagen,
Wenn ew'ges Schweigen uns des Lohns beraubt,
Doch da die Stern' uns Ruhm und Preis versagen,
Kein würd'ges Zeugniß unsern Kampf beglaubt:
So wollst Du, bitt' ich, Stand und Namen sagen,
Sind Bitten im Gefecht nicht unerlaubt;
Damit ich wiss' im Fallen oder Siegen,
Wer meinen Sieg ehrt oder mein Erliegen.

Die Stolze spricht: Du bist umsonst beflissen,
Nach dem zu forschen, was ich nie genannt,
Doch, wer ich sei: Du siehest — sollst Du wissen —
Der Beiden einen, die den Thurm verbrannt.
Vom Zorne fühlt Tancred sich fortgerissen.
Unzeitig, spricht er, hast Du dies bekannt.
Für Beides nun, Dein Schweigen und Dein Sprechen,
Unhöflicher Barbar, muß ich mich rächen.

Rasch kehrt der Grimm zurück und reißt sie wieder,
Wie matt sie sind, zum Kampf. O grause Schlacht,
Wo Kunst verbannt ist, todt die Kraft der Glieder,
Und Wuth allein an Beider Stelle wacht!
Nie sinkt das Schwert der wilden Kämpfer nieder,
Daß es nicht weite, blut'ge Pforten macht
In Stahl und Fleisch; und flieht durch solche Spalten
Das Leben nicht, kann nur der Grimm es halten.

Wie das Aegäer Meer, schweigt auch das Toben
Des Süd- und Nordwinds, die es aufgeregt,
Noch immerfort, aus seinem Grund gehoben,
Im Aufruhr bleibt, und brüllt und Wellen schlägt:
So, fehlt dem Arm zu neuen Kampfesproben
Auch Blut und Kraft, die ihn zuvor bewegt,
Scheint noch der alte Grimm ihn zu befeuern
Und reizt ihn stets, die Wunden zu erneuern.

Doch sieh, es naht die dunkelste der Stunden,
Da nun ihr Ziel Clorind' erreichen soll.
Schon hat sein Schwert die schöne Brust gefunden,
Und trinkt das Blut, das ihm entgegen schwoll,
Und feuchtet ihr Gewand, mit Gold durchwunden,
Das leicht und zart um ihren Busen quoll.
Mit warmer Fluth. Sie fühlt die kalten Schatten
Des Todes nah'n und die Gebein' ermatten.

Tancred verfolgt den Sieg, mit wildem Streben
Bedrängt er die Durchbohrte, rasch und dreist.
Die Jungfrau sinkt dahin, indem mit Beben
Das letzte Wort den Lippen sich entreißt;
Ein Wort, von neuem Geist ihr eingegeben,
Der Liebe, Hoffnung und des Glaubens Geist.
Gott schenkt ihn; er, den lebend sie verschworen,
Hat sie zur Magd im Tode jetzt erkoren.

Du siegst, Freund, ich verzeih's; auch Du verzeihe —
Dem Leibe nicht, der keiner Furcht mehr fröhnt —
Der Seele nur; für diese bet' und weihe
Mit Taufe mich, die meine Schuld versöhnt.
Der matten Laut' oft unterbroch'ne Reihe,
Die ihm so süß, so schmerzlich ihm ertönt,
Beschleicht sein Herz, vertilgt des Hasses Wähnen,
Und lockt und drängt in's Auge milde Thränen.

Nicht weit davon rinnt eine kleine Quelle,
Die murmelnd aus dem Schooß des Felsen bricht,
Er füllt den Helm mit ihrer klaren Welle
Und kehrt betrübt zurück zur heil'gen Pflicht.
Die bange Hand enthüllt mit frommer Schnelle
Des unbekannten Kriegers Angesicht;
Er sieht's, erkennt's — ist auch der Schmerz zu nennen,
Der ihn ergreift? O Anschau'n! O Erkennen!

Doch stirbt er nicht: er stellt mit muth'gem Streben
All' seine Kräft' als Wächter um sein Herz,
Und hemmt, um sie durch Wasser zu beleben,
Die er durch Stahl getödtet, seinen Schmerz.
Wie seinem Mund die heil'gen Wort entbeben,
Blickt sie mit frohem Lächeln himmelwärts,
Als spräche sie schon von der Welt geschieden:
Der Himmel thut sich auf, ich geh' in Frieden.

Das holde Blaß, das ihre Wangen zeigen,
Scheint Lilien gleich, die man zu Veilchen legt.
Sie blickt empor und Sonn' und Himmel neigen
Sich zu ihr hin, von Mitgefühl bewegt.
Sie hebt die nackte, kalte Hand mit Schweigen,
Und reicht sie freundlich dem, der sie erlegt,
Als Friedenspfand. So scheidet ohne Kummer
Die schöne Jungfrau hin; ihr Tod ist Schlummer.

Kaum aber ist die edle Seel' entschwunden,
Als auch die Kraft, die er gesammelt, bricht,
Vom Ungestüm des Grames überwunden,
Der mit des Wahnsinns Wuth sein Herz umflicht,
Im engsten Sitz das Leben hält gebunden,
Mit Tod umhüllend Sinn und Angesicht.
Schon gleicht der Lebende beinah der Leiche
An Schweigen, Anseh'n, Blutverlust und Bleiche.

Wohl riß auch er des Lebens morsche Zügel
Gewaltsam durch mit Zorns und Hasses Kraft,
Und folgte rasch mit ausgedehntem Flügel
Der schönen Seele, kaum entfloh'n der Haft.
Hätt' eine Frankenschaar, die dort am Hügel
Nach Wasser ging, nicht beide fortgeschafft;
Sie schon entseelt, ihn kaum in sich am Leben,
Und todt in ihr, der er den Tod gegeben.

[Uebers. v. Gries.]

## 6. Armida und Rinaldo.

(Ges. XVI. St. 1. 2. 10—71.)

Rund ist der reiche Bau,*) in dessen Kreise,
Als Mittelpunkt, der schöne Garten liegt,
Der alle, die mit größtem Ruhm und Preise
Jemals geblüht, an Reizen weit besiegt.
Irrgänge sind, kunstreich verworrner Weise,
Durch Geisterhand rings um ihn her geschmiegt;
Und in des vielverschlung'nen Pfades Mitte
Liegt er versteckt, unnahbar jedem Schritte.

Durch's Hauptthor geh'n die Ritter; denn sie sehen,
Es zählet hundert Pforten der Palast.
Die Thore von geformtem Silber drehen
In gold'nen Angeln ihre reiche Last.
Die Ritter bleiben bei den Bildern stehen,
Denn hier besiegt den Stoff die Arbeit fast.
Zum Leben scheint nur Sprache zu gebrechen;
Traust Du dem Blick, so wähnest Du, sie sprechen.

Es scheint — so mischt sich Künstliches dem Wilden —
Als ob Natur den Garten angelegt,
Und sich bestrebt, der Kunst ihn nachzubilden,
Die immer sonst ihr nachzubilden pflegt.
Sogar die Luft, die ewig den Gefilden
Ihr Grün bewahrt, wird durch Magie erregt.
Stets sieht man Frücht' und Blüthen sich gesellen;
Die brechen auf, da jene reifend schwellen.

Hier bricht die Feig' hervor, dort reift die Feige
Am selben Stamm, vom selben Laub umfaßt.
Der Apfelbaum trägt an denselben Zweige
Der grünen und der gold'nen Früchte Last.
Daß sie der Sonne sich entgegen neige,
Rankt sich die Reb' empor mit üpp'ger Hast;
Hier blüht sie noch, dort schwillt der Traubenhülle
Gold und Rubin von edler Nektarfülle.

*) Armida's Zauberpalast.

Wollüst'ge Tön' anmuth'ger Vögel dringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht empor;
Auch lockt die Luft mit ihren leichten Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor.
Sie murmelt leiser, wann die Vögel singen;
Doch schweigen sie, dann rauscht der Lüfte Chor.
Sei's Zufall oder Kunst: bald folgt den Liedern
Der lust'ge Klang, scheint bald sie zu erwiedern.

Ein Vogel zeigt sich hier, ihn schmückt vor allen
Des Schnabels Purpur, des Gefieders Pracht;
Und alle Töne, die der Kehl' entwallen,
Sind wie von Menschenzung' hervorgebracht.
Jetzt läßt er wiederum Gesang erschallen,
Deß selt'ne Kunst ihn schier zum Wunder macht.
Die andern schweigen all', um ihm zu lauschen,
Und selbst die Winde hören auf zu rauschen.

O siehe, sang er, wie die holde Rose
Jungfräulich zart aus ihrer Knospe bricht;
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose,
Und schöner nur, je scheuer vor dem Licht!
Jetzt öffnet sie die Brust, die hüllenlose,
Dem West — und welkt, und scheinet jene nicht,
Nicht jene mehr, wohin mit Liebestönen
Ersehnt von tausend Buhlen, tausend Schönen.

So schwindet, ach! mit eines Tages Schwinden
Des Erdenlebens Blüth' und holdes Grün;
Und ob wir auch den Frühling wieder finden,
Nie wird uns jenes grünen mehr, noch blüh'n.
Pflückt denn die Ros', und laßt uns Kränze winden
Am heitern Morgen, vor des Mittags Glüh'n.
Pflückt Amors Ros'; jetzt liebt, da Gegenliebe
Noch lohnen mag des Herzens süßem Triebe!

Der Vogel schweigt; und mit einstimm'gen Tönen,
Beifällig, schallt der Andern Vollgesang.
Die Tauben küssen sich mit heißer'm Stöhnen,
Und jedes Thier fühlt neuer Liebe Drang.
Der keusche Lorbeer, selbst die Eiche fröhnen,
Das ganze Laubgeschlecht, dem süßen Zwang.
Es scheint, daß Erd' und Meer, von Lust durchdrungen,
Der Liebe weih'n entzückte Huldigungen.

Trotz solchem zarten Klang, trotz solcher Menge
Von Schmeichelei'n und holdem Liebesfleh'n,
Geht weiter dieses Paar,*) und sucht mit Strenge
Der Lockung süßer Lust zu widersteh'n.
Und durch das Laub der dunkeln Schattengänge
Dringt jetzt der Blick, sieht, oder glaubt zu seh'n,
Sieht wirklich dort der Liebenden Gekose;
Er ruht im Schooß der Holden, sie im Moose.

Ihr Busen wird vom Schleier nicht umfangen,
Und Zephyr spielt im Haar, das ihn umschwebt.
Sie schmachtet sanft, und die entflammten Wangen
Bleicht holder Schweiß, der ihr Gesicht belebt.
Im feuchten Auge funkelt voll Verlangen
Ein Lächeln, wie der Strahl im Wasser bebt.
Sie beugt sich über ihn; er, hin sich gebend,
Ruht ihr im Schooß, den Blick zum Blick erhebend.

Und lechzend, selbst im Rausche der Genüsse,
Schmilzt er dahin in süßen Phantasie'n.
Sie neigt das Haupt, um wollustreiche Küsse
Vom Auge bald, den Lippen bald, zu zieh'n.
Er seufzt in diesem Augenblick, als müsse
Die Seele jetzt aus seinem Busen flieh'n,
Und gleich aus ihm in sie hinüber wandern.
Verborgen lauschend steh'n die beiden Andern.

Ein wunderbar Geräth hängt ihr zur Seiten,
Ein glänzender Krystall, vollkommen klar.
Sie stehet auf und reicht ihm, dem Geweihten
In die Geheimnisse der Lieb', ihn dar.
Er glüht, sie lächelt, und zu gleichen Zeiten
Nimmt Jedes in Verschied'nem Gleiches wahr:
Ihr Spiegel ist das Glas, und er, voll Wonne,
Bespiegelt sich in ihrer Augen Sonne.

Sie ist zu herrschen stolz, und er zu dienen;
Sie ist es in sich selbst, und er in ihr.
O wende, spricht er, diese holden Mienen,
Die so besel'gen, Selige, zu mir!
Kein wahrer Abbild ist Dir je erschienen
Von Deinem Reiz, als diese Flammen hier.
Sein Bild, all' seine Wunder zeigt, getreuer
Als Dein Krystall, Dir meines Busens Feuer.

O könntest Du, verschmähst Du mein Entzücken,
Nur selber schau'n Dein himmlisches Gesicht:
Wie würde dann — nichts kann Dich sonst beglücken —
Dein Auge schwelgen in dem eig'nen Licht!
Kein Glas vermag solch Bildniß auszudrücken,
Ein Paradies faßt solch ein Spiegel nicht.
Der Himmel sei Dein Spiegel; in den Sternen
Kannst Du allein Dein Abbild kennen lernen!

Armida lächelt, ohne sich zu wenden,
Und bleibt, sich spiegelnd, ihrer Arbeit hold.
Sie flicht das Haar, sie ordnet mit den Händen
Was hier und da muthwillig sich entrollt.
In Ringlein dreht sie nun die kleinen Enden,
Und streuet Blumen drauf, wie Schmelz auf Gold,
Paart mit des Busens eig'ner Lilienfülle
Die fremde Ros', und ordnet dann die Hülle.

So herrlich zeigt sich nie an stolzen Pfauen
Der augenvollen Federn reiche Pracht;
So Iris nicht, wann sie von Himmels-Auen
Im Gold- und Purpurthau hernieder lacht.
Am schönsten ist der Gürtel anzuschauen,
Den sie nicht von sich legt bei Tag und Nacht.
Hier gab sie Körper körperlosen Dingen,
Auch kann die Mischung Keinem sonst gelingen.

Verliebten Trotz, mild ruhiges Versagen,
Holdsel'ge Lockung, heitern Friedensmuth,
Süß Lächeln, Schmeichelei'n, halblaute Klagen,
Und feuchte Küss' und holde Thränenfluth:
Dies mischte sie und lehrt' es sich vertragen,
Und gab ihm Härt' an milder Fackelgluth.
Den Gürtel formte sie aus diesen allen,
Und ließ ihn leicht um ihre Hüfte wallen.

Das Kosen endend, nimmt, nach ihrer Sitte,
Sie von ihm Abschied, küßt ihn und geht fort.
Sie selbst verbringt des langen Tages Mitte
Bei ihrem Zauberwerk, an anderm Ort.
Er bleibt im Garten, denn mit keinem Schritte
Den Umkreis zu verlassen, heischt ihr Wort;
Und sinnend irrt er zwischen Wald und Bäumen,
Wenn nicht mit ihr, einsam in Liebesträumen.

Doch hat die Nacht sich freundlich eingefunden
Und ruft zurück zu süßen Dieberei'n,
Dann feiern sie der Liebe sel'ge Stunden
Im Garten, unter einem Dach allein,

*) Die beiden Abgesandten des christlichen Heeres, Carlo und Ubaldo, die mit Hilfe eines Talismans in den Garten gelangt sind, um Rinaldo aus den Zaubernetzen der Armida zu befreien.

Kaum nun verläßt Armida, streng gebunden
Durch ernste Pflicht, den wonnevollen Hain:
Als aus dem Waldgebüsch die Ritter beide
Rinalden nahn in prächt'gem Kriegsgeschmeide.

Dem Rosse gleich, das, von dem edlen Zwange
Siegreicher Waffen lange schon getrennt,
Auf Weiden irrt in schnödem Müßiggange
Und in der Gluth verbuhlter Liebe brennt,
Doch nun, vom Stahlblitz, vom Trommetenklange
Geweckt, laut wiehernd ihm entgegen rennt,
Und schon die Kampfbahn wünscht, und schon bestiegen
Von seinem Herrn, mit Kriegenden zu kriegen:

So ward der Jüngling, als das stolze Prunken
Der Waffen plötzlich ihm in's Auge sprang.
Ihr Blitz entflammt' in ihm des Muthes Funken,
Des kriegerischen Geistes kühnen Drang;
Obwohl er längst, von süßer Wollust trunken,
Sich eingewiegt in weichen Müßiggang.
Jetzt naht Ubald und zeigt in vollem Lichte
Den Demantschild des Jünglings Angesichte.

Kaum daß er auf den Schild die Blicke wendet
Wird er in ihm sein ganzes Bild gewahr,
Sieht eiteln Putz an seinen Leib verschwendet,
Von Wollust duftend sein Gewand und Haar,
Und an der Seite, weibisch und verschändet
Durch üpp'ge Pracht, das Schwert, das Schwert sogar.
Es scheint, so ausgeschmückt, nur eitle Zierde,
Ein schlechtes Werkzeug krieg'rischer Begierde.

Gleich wie ein Mann, von schwerem Schlaf umnachtet,
Zu sich zurückkehrt aus verwirrtem Graun:
So jetzt Rinald, da er sich selbst betrachtet;
Doch lange nicht erträgt er dieses Schau'n.
Das Auge sinkt, er zittert, er verachtet
Sein eignes Selbst; sein Blick starrt auf die Au'n.
Verbergen möcht' er sich in Flammenschlünden,
Im Meeresschooß und in der Erde Gründen.

Und jetzt begann Ubald ihn zu ermahnen:
Zum Kriege zieht Europa's, Asien's Macht.
Wer Ruhm begehrt und treu blieb Christi Fahnen,
Durchkämpft in Syrien jetzt manch' heiße Schlacht.
Nur Dich, o Sohn Berthold's! fern jenen Bahnen,
In engem Winkel, müßig, sonder Acht,
Dich rühret nicht das Welten-Ungewitter,
Dich, eines Weibes auserles'nen Ritter!

Welch dumpfer Schlaf läßt Deinen Muth erkranken?
Welch schnöder Wahn verlockt Dein edles Blut?
Auf! auf! Dich rufen Gottfried und die Franken,
Und Glück und Sieg erwarten Deinen Muth.
Verhängnißvoller Held! Komm, ohne Wanken
Vollende jetzt Dein Werk. Die freche Brut,
Die Du geschüttert längst, zu Boden werfe
Dein Schwert sie ganz mit unfehlbarer Schärfe.

Er schweigt; der edle Jüngling steht beklommen,
Versteinert, sprachlos; doch nur kurze Zeit.
Als aber Zorn den Platz der Schaam genommen,
Zorn, der zum Kämpfer der Vernunft sich weiht;
Als, statt der Röth', ein neues Feu'r entglommen,
Das um sich greift mit größ'rer Heftigkeit:
Da reißt er ab den eiteln Schmuck, der weichen
Umhüllung Pracht, des Knechtthums niedre Zeichen;

Und treibt zum Geh'n, und eilt mit hast'ger Schnelle
Durch des verschlung'nen Labyrinths Gebiet.
Armida, die indeß vor ihrer Schwelle
Den Wächter des Palasts erschlagen sieht,
Schöpft erst Verdacht; und bald, in klarer Helle,
Wird sie gewahr, daß der Geliebte flieht,
Und siehet ihn — o Anblick voller Grauen!
Enteilen schon den wonnereichen Auen.

Sie wollte schrei'n: Barbar, mich willst Du meiden?
Doch jeden Laut verschließt der herbe Gram;
Und jedes Wort, zur Mehrung ihrer Leiden,
Fällt auf das Herz zurück, aus dem es kam.
Sie sieht — o Schmerz! — den Vielgeliebten scheiden,
Den höh're Macht aus ihren Armen nahm.
Sie sieht es ein; und doch, um ihn zu halten,
Versucht sie noch, umsonst, des Zaubers Walten.

Was je Unheil'ges dem befleckten Munde
Thessal'scher Druden mit Gesumm entquoll;
Was die Gestirne hemmt am Himmelsrunde
Und Schatten ruft aus Gräbern, schauervoll:
Wohl wußte sie's; doch nicht all' ihre Kunde
Wirkt, daß nur Antwort aus der Höll' erscholl.
Sie läßt die Zauberei'n, um zu erspähen,
Ob zauberischer sei der Schönheit Flehen.

Sie eilt ihm nach; sorglos um Ehr' und Schande,
Ach! wo ist jetzt der Siege Ruhm und Lohn?
Hin wälzte sie und her die weiten Lande
Der Liebe sonst mit einem Winke schon;
Und ihr, sich gleich an Stolz und Unbestande,
War Liebe lieb, der Liebende zum Hohn.
Sie selbst gefiel sich nur, sonst mocht' an Allen
Nur ihrer Augen Wirkung ihr gefallen.

Und nun, versäumt, verspottet, aufgegeben,
Folgt sie dem Flüchtling, dem Verräther nach
Und sucht durch Thränen ihren Reiz zu heben,
Verschmähte Gabe, für sich selbst zu schwach.
Sie eilt hinab; die zarten Füße beben
Nicht vor dem Eis, des Felsen Ungemach.
Geschrei fliegt vor ihr her als Bot' und Rufer;
Doch ihn erreicht sie nicht, eh' er das Ufer.

O, ruft sie, Du, der mit bethörtem Wähnen
Nimmt und zurückläßt einen Theil von mir,
Nimm diesen auch; wo nicht, so laß mir jenen,
Ach! oder tödte beide! Bleibe hier,
Nimm meine letzten Worte, meine Thränen,
Nicht Küsse; die geb' eine Bess're Dir.
Was fürchtest Du, Treuloser, zu verziehen?
Du kannst verweigern, denn Du konntest fliehen.

Da spricht Ubald zu ihm: Nicht widerstehen
Der letzten Bitte darf Dein Edelmuth.
Sie kommt, mit Reiz bewaffnet und mit Flehen,
Das sie versüßt durch herbe Thränenfluth.
Wenn Du Sirenen hören kannst und sehen,
Und doch besiegst — wer gleichet Dir an Muth?
So wird Vernunft zur Herrscherin der Sinne,
Und läutert sich in ruhigem Gewinne.

Da blieb der Ritter steh'n, bis sie mit Keichen
Und überströmt von Thränen, zu ihm kam.
Nie war ein Schmerz dem ihren zu vergleichen,
Und doch besiegt ihr Reiz noch ihren Gram.
Sie schaut ihn an und läßt den Blick nicht weichen,
Und schweigt aus Zorn, Nachdenken oder Schaam.
Er schaut nicht auf, und sollt' er's dennoch wagen,
Ist's ein verstohlner Blick voll Scheu und Zagen.

Dem Sänger gleich, der mit geübter Kehle,
Eh' er erhebt der Stimme vollen Klang,
Durch Läufe, sanften Tons, des Hörers Seele
Zu stimmen sucht für seinen Kunstgesang:
Sucht diese, die, ob bittrer Schmerz sie quäle,
Nicht ganz vergißt den künstlich schlauen Gang,
Durch leise Seufzer, die der Brust entschwimmen,
Für ihre Worte das Gemüth zu stimmen.

Da fing sie an: Ich will Dich nicht beschweren
Mit Klagen, wie der Liebende sie klagt.
Wir waren es; willst Du's zu sein Dir wehren,
Ja, wenn der Lieb' Erinn'rung schon Dich plagt:
So hör' als Feind; auch diese ja gewähren
Bisweilen, was ein Feind zu bitten wagt.
Was ich verlange, kannst Du mir erlauben,
Ohn' irgend etwas Deinem Haß zu rauben.

Trifft mich Dein Haß und macht er Dir Vergnügen:
Genieße sein, er sei Dir nicht geraubt.
Du nennst ihn recht; es sei! Ich will nicht lügen,
Ich haßt' Euch auch, und selbst Dein theures Haupt.
Als Heidin wuchs ich auf, und List und Trügen
Schien, zum Verderb der Christen, mir erlaubt.
Dir folgt' ich, fing Dich, führte Dich in Banden,
Vom Heere fern, nach weit entlegnen Landen.

Und füg' hinzu — Du wirst noch mehr mich hassen,
Denn schimpflicher und schlimmer scheint dies noch —
Durch Liebeslockung sucht' ich Dich zu fassen;
Und arger Trug und Frevel ist es doch,
Die jungfräuliche Blüthe pflücken lassen,
Die Schönheit beugen unter fremdes Joch;
Sie als Belohnung Tausenden versagen,
Und als Geschenk sie einem anzutragen!

Sei dieses auch in meiner Sünden Menge!
Weg treibe Dich von dieses Eilands Bord
So große Schuld; veracht' in Deiner Strenge
Den einst so theuern, so geliebten Ort.
Geh' hin, schiff' über's Meer; greif' an, bedränge,
Stürz' unsern Dienst! Ich treibe selbst Dich fort.
Was sag' ich unsern? Nicht mehr mein! Ich wähle
Nur Dich allein zum Abgott meiner Seele.

Dies nur sei mir vergönnt: mit Dir zu gehen!
Die Bitt' ist selbst bei Feinden klein genug.
Nicht wird der Räuber seinen Raub verschmähen,
Und dem Triumph folgt der Gefang'nen Zug.
Mich soll das Heer bei Deiner Beute sehen;
Noch dies erhebe Deines Ruhmes Flug,
Daß Du, die Dich verachtete, verachtet;
Sei als verschmähte Sklavin ich betrachtet!

Verschmähte Sklavin! Ha, für wen bewahren,
Die Du verachtest, dieser Locken Pracht?
Geraubt sei ihre Länge diesen Haaren!
Als Sklavin will ich auch der Sklavin Tracht.
Ich folge Dir bis in der Feinde Schaaren,
Bis in das heißeste Gewühl der Schlacht.
Wohl hab' ich Muth und Kraft, um ohne Zagen
Dein Roß zu führen, Deinen Speer zu tragen.

Schildträger, Schild — wozu Du mich erkoren,
Ich bin es gern; für Dich wird Alles leicht.
Mir muß das Schwert den Busen erst durchbohren,
Den nackten Hals, bevor es Dich erreicht.
So grausam wohl ist kein Barbar geboren,
Der, mich zu schonen, nicht von Dir auch weicht,
Und selbst der Rache schreckliches Vergnügen
Den Reizen opfert, die nicht Dir genügen.

Weh' mir! Noch bin ich stolz! Noch will ich prangen
Mit diesem Reiz, dem alle Macht gebricht?
Sie führe fort; doch Fluth entströmt den Wangen,
Der Quelle gleich, die aus dem Felsen bricht.
Nun will sie nach der Hand, dem Mantel langen,
Mit flehn'den Blicken; doch er leidet's nicht.
Er kämpft und siegt, und läßt der Liebe Sehnen
Nicht in sich ein, und nicht hinaus die Thränen.

In seinem Busen, durch Vernunft erkaltet,
Facht Liebe nicht die alten Flammen an.
Das Mitleid nur, zwar züchtiger gestaltet,
Doch ihr Gefährte, schmiegt sich sanft hinan,
Indem es so im weichen Herzen waltet,
Daß er die Thränen kaum verbergen kann.
Doch hält er in sich diese zarte Regung,
Und zähmt, so gut er weiß, Blick und Bewegung.

Armida, spricht er dann, mich quält Dein Kränken.
O könnt' ich, wie ich's wünschte, Dich befrei'n
Von so unsel'ger Gluth, und Ruhe senken
In Deine Brust! Nicht Haß noch Zorn ist mein,
Noch will ich Rache, noch der Schuld gedenken,
Noch sollst Du Sklavin mir, noch Feindin sein.
Du hast gefehlt, wahr ist es; übertrieben
Hast Du die Weis' im Hassen wie im Lieben.

Doch menschlich sind und häufig diese Fehle;
Dich schützen Glaube, Jugend und Geschlecht.
Ich fehlte selbst; wenn ich auf Nachsicht zähle
Hab' ich zur Strenge gegen Dich kein Recht.
Werth bleibe Dein Gedächtniß meiner Seele,
Durch keine Freud' und keinen Schmerz geschwächt.
Ich will Dein Ritter sein, wenn mir's erlauben
Der heil'ge Krieg, die Ehre sammt dem Glauben.

Mög' unser Irrthum nun auch Dir mißfallen
Und hier das Ende sein der schnöden Lust!
Ihr Grab sei dieser öde Strand; verhallen
Soll ihr Gedächtniß selbst aus unsrer Brust.
Bleib' in Europa, in den Ländern allen,
Von meinen Werken dies nur ungewußt.
Nicht sei entehrt durch dieses Schimpfes Bürde
Dein Königsblut, Dein Reiz und Deine Würde.

In Frieden bleib'; ich gehe; mich begleiten —
So will es, der mich führet — darfst Du nicht.
Bleib', oder mag ein and'rer Weg Dich leiten,
Und stille Dein Gemüth nach ernster Pflicht.
Sie blickt, indem er's sagt, nach allen Seiten,
Unruhig, wild, mit finsterm Angesicht.
Schon lange Zeit, verächtlich, übermüthig,
Schaut sie ihn an; nun bricht sie aus, wie wüthig:

O nimmer hat in zärtlicher Erwarmung
Aus Azzo's Blut Sophia Dich gezeugt;
Nein, nur des Meers und Kaukasus Umarmung!
Dich hat Hyrkaniens Tigerin gesäugt.
Was hehl' ich noch? Hat menschlicher Erbarmung
Das Ungeheu'r den wilden Sinn gebeugt?
Entfärbt' er sich? Entlockten meine Schmerzen
Dem Auge Thränen, Seufzer nur dem Herzen?

Was soll ich übergeh'n, und was erwiedern?
Er weiht sich mir, die er verläßt, verhöhnt.
Ein edler Held, verzeihet er dem niedern
Besiegten Feind', und wünscht ihn sich versöhnt.
Hört, wie er räth! Hört, wie der Mund des biedern
Xenokrates von Liebesweisheit tönt!
O Himmel! Götter! Frevlern gebt ihr Schonung,
Und stürzet Thürm' und Eure Tempelwohnung?

Geh' nur, Grausamer, geh' mit diesem Frieden,
Den Du mir schenktest; geh', verhaßte Brut!
Bald folg' ich nach, nie mehr von Dir geschieden,
Ein nackter Schatten, ein Gespenst der Wuth,
Mit Brand und Schlangen, gleich den Eumeniden;
Der Liebe gleich sei meiner Rache Gluth!
Und solltest Du — will's das Geschick — entgangen
Dem Meer, den Klippen, bis zur Schlacht gelangen:

Dann, Bösewicht, im Blut und unter Leichen
Daliegend, zahlst Du meiner Qualen Lohn!
Dann rufst Du mit dem letzten schweren Keichen
Armiden's Namen — o ich hör' es schon!
Sie endet nicht, denn ihre Sinne weichen,
Und unvernommen bleibt der letzte Ton.
Sie sinkt dahin und überströmt die Glieder
Mit kaltem Schweiß, und schließt die Augenlider.

Dein Auge sinkt, Armida; Dir beneidet
Den letzten Trost das geizige Geschick.
Elende, schau empor! Warum nicht weidet
An Deines Feindes Thränen sich der Blick?
Ach hörtest Du die Seufzer, da er scheidet,
Wie mildern würd' ihr Ton Dein Mißgeschick!
Er giebt, was er vermag — Du siehst's nicht, Arme! —
Er sagt Dir Lebewohl mit bitter'm Harme.

Was soll er thun? Auf diesem nackten Hügel
Verlassen sie, halb lebend, halb erstarrt?
Ihn fesselt Großmuth, Mitleid hemmt die Zügel;
Nothwendigkeit entreißt ihn, kalt und hart.
Er geht, und Zephyr spielt mit leichtem Flügel
Im Haar der Jungfrau, die Geleit ihm ward.
Rasch fliegt das gold'ne Segel durch die Wogen;
Er sucht das Land, und schon ist's ihm entzogen.

Als Jene sich erholt und sieht am Strande,
So weit sie schauet, alles stumm und todt,
Da ruft sie: Floh er doch? Und war im Stande,
Mich zu verlassen, hier, in Todesnoth?
Nichts hielt ihn auf? War's möglich, daß am Rande
Des Grabes selbst er mir nicht Hilfe bot?
Und lieb' ich noch? Am Ufer hier, unschlüssig
Und ungerächt, wein' ich und sitze müßig?

Wozu noch Thränen? Hab' ich keine Waffen,
Als diese mehr? Auf, nach ihm! Nicht geruht!
Der Himmel soll ihm keine Freistatt schaffen,
Der Abgrund nicht ihn bergen meiner Wuth.
Ich hab', ich halt' ihn! Aus dem Busen raffen
Will ich sein Herz, Beispiel der Frevlerbrut.
Der Bosheit Meister, ihn will ich beschämen
In seiner Kunst — doch eitles Unternehmen!

Weh' Dir, Armida! Als Du ihn gefangen,
Da sollte Deine Macht — er war es werth —
Dem Wüthrich wüthen. Jetzt, da er entgangen,
Sind Haß und Zorn zu spät zurückgekehrt.
Und dennoch sei nicht fruchtlos mein Verlangen,
Wenn Schönheit, List noch ein'ge Kraft bewährt.
O mein verschmähter Reiz, dein ist die Sache;
Du bist beleidigt, gieb denn du mir Rache!

Wohlan, sei diese Schönheit dem zum Lohne,
Der sein verfluchtes Haupt vom Rumpfe schlug.
Ihr tapfern Buhlen, auf zum Rächerfrohne!
Schwer ist das Werk; doch ehrenvoll genug.
Ich, reich an Schätzen, Erbin einer Krone,
Bin Lohn für einer Rachethat Vollzug.
Wenn ich für diesen Preis den Werth nicht habe,
Dann, Schönheit, bist Du mir unnütze Gabe!

Unsel'ge Gab', auf ewig sei verloren!
Die königliche Würd' ist mir verhaßt,
Das Leben selbst. O wär' ich nie geboren
Nur Rach' erleichtert mir des Daseins Last.
So hat sie mit ersticktem Laut geschworen
Und findet nicht am öden Ufer Rast;
Wohl zeugt von ihrer Wuth der Wangen Glühen,
Der Locken Wildheit und der Augen Sprühen.

Sie eilt in's Schloß und ruft mit grausem Munde
Dreihundert Götter zu sich vom Avern.
Mit Wolken füllt der Himmel sich zur Stunde
Und es erblaßt der ew'ge, große Stern;
Sturm schüttelt das Gebirg in seinem Grunde,
Und unten braust die Hölle tief und fern.
Den weiten Umfang des Palasts erfüllen
Geheul und Zischen und Gebell und Brüllen.

Ein Dunkel, finstrer als der Nächte Grauen,
Hüllt undurchdringlich ihn in Schatten ein;
Auf Augenblicke nur erhellt die Auen
Furchtbarer Blitze dunkelrother Schein.
Nun weicht die Nacht, die Sonne läßt sich schauen
Mit bleichem Strahl, doch ist die Luft nicht rein;
Und vom Palast ist keine Spur vorhanden,
Noch sagen läßt sich: Hier ist er gestanden!

Wie in der Luft ein Bau gewalt'ger Massen,
Durch Wolkenflug geformt, doch flüchtig nur,
Wenn ihn die Sonne schmelzt, ihn Stürme fassen,
Vergeht, wie Krankentraum, ohn' alle Spur:
So schwand das Schloß; nichts wird zurückgelassen,
Als Felsgeklüft und Grauen der Natur.
Armida steigt in den bereiten Wagen,
Und wird, nach ihrer Weis', empor getragen.

Auf Wolken fährt sie hin, die Lüfte theilend,
Und Wettergraus und Sturm sind ihr Gewand.
Sie schaut, den Kreis des andern Pols durcheilend,
Gestad' und Völker, uns noch unbekannt;
Läßt Herkul's Gränzen hinter sich, nicht weilend
Am Strand Hesperiens, noch am Mohrenstrand,
Und lenkt den Lauf nicht eher von den Wogen,
Als bis sie Syriens Sandgestad' erflogen.

[Uebers. v. Gries.]

---

## II. Aus dem „Aminta."

### 1. Prolog.

Amor im Hirtenkleide.

Wer glaubt es, daß in menschlicher Gestalt
Und unter diesem schlichten Hirtenkleid
Ein Gott verborgen sei? Und nicht etwa
Ein Gott des Waldes, aus dem Götterpöbel,
Der mächtigste vielmehr der großen Götter,
Der oft der Hand des Mars entfallen macht
Das blut'ge Schwert, der Hand auch des Neptun,
Des Erderschütt'rers, den großen Dreizack,
Und seinen ew'gen Blitz dem höchsten Zeus.
Gewiß, in diesem Anseh'n, dieser Tracht,
Wird Venus, meine Mutter, nicht so leicht
In mir den Amor, ihren Sohn, erkennen.

Gezwungen bin ich jetzt, vor ihr zu flieh'n
Und mich vor ihr zu bergen, denn sie will,
Ich soll mit mir, und soll mit meinen Pfeilen,
Nach ihrem Sinne thun — und als ein Weib
Ehrgeizig, eitel, treibt sie mich hinaus,
Den Höfen zu, den Kronen und den Sceptern.
Dort, will sie, soll ich thun, was ich vermag;
Und nur dem Volke meiner Dienerschaft,
Den kleinen Brüdern nur, gestattet sie,
Im Wald zu wohnen und auf rohe Brust
Den Pfeil zu schnellen. Ich, der ich kein Kind bin,
Obwohl Geberd' und Antlitz kindisch sind,
Will aber thun mit mir, wie mir's gefällt,
Denn mir, nicht ihr, ward zugetheilt vom Schicksal
Der Fackel Allmacht und des goldnen Bogens.
Drum öfters mich verbergend und entfliehend,
Nicht ihrer Herrschaft — mich beherrscht sie nicht —
Den Bitten nur der ungestümen Mutter,
Rett' ich in Wälder mich und in die Hütten
Der niedern armen Leute. Doch sie folgt mir,
Versprechend Jeglichem, der mich ihr nachweist,
Bald süße Küsse, bald was sonst ihm werth ist.
Als wär' ich nicht vermögend, zum Ersatz
Dem, welcher mich verschweigt, versteckt, zu geben
Bald süße Küsse, bald was sonst ihm werth ist.
Eins weiß ich mind'stens sicher: meine Küsse,
Sie werden werther stets den Mädchen sein,
Wenn ich, der Liebesgott, die Liebe kenne.
Und deshalb sucht sie mich gar oft umsonst,
Da Keiner mich verräth und Jeder schweigt.
Um nun verborg'ner noch zu sein, damit
Sie mich durch keine Zeichen kennen möge,
Legt' ich jetzt Flügel, Köcher ab und Bogen.
Doch komm' ich deshalb nicht entwaffnet her,
Denn dies, scheinbar ein Stab, ist meine Fackel.
So umgewandelt, haucht sie unsichtbar
Rings Flammen aus — und seht, der Wurfspieß hier,
Obwohl mit gold'ner Spitze nicht verseh'n,
Ist göttlich doch gestählt, und wo er trifft,
Flammt Lieb' empor. — Mit diesem will ich heut'
Die unheilbarste tiefste Liebeswunde
Der harten Brust der spröd'sten Nymphe schlagen,
Die jemals noch Dianen's Chor gefolgt.
Und kleiner nicht wird Silvia's Wunde sein
— Denn also heißt die Nymphe dieser Berge —
Als jene war, die ich vor vielen Jahren
Der weichen Brust Aminta's eingedrückt,
Als sie, das Mägdlein, ihm, dem zarten Knaben,
Zu Jagdlust nachgefolgt und munter'm Spiele.
Und daß mein Streich in sie noch tiefer dringe,
Wart' ich es ab, bis Mitleid erst erweicht hat
Das Eis, das harte, das ihr rings um's Herz
Die Strenge kalter Ehrbarkeit gedrängt
Und jungfräulicher Stolz — im Augenblick,
Da es am weichsten ist, werf' ich den Spieß.
Und um bequem so schöne That zu thun,
Geh' ich und mische jetzt mich unter's Volk
Der Hirten, die zum Feste sich bekränzt,
Denn hierher kommt sie jetzt, wo man gemächlich
Bei solchen Festlichkeiten steht, sich stellend,
Als sei man Einer ihrer Schaar — und so
Gerad' an diesem Ort will ich sie treffen,
So daß kein sterblich Aug' es sehen kann.
In neuer Art soll heute dieser Wald
Von Amorn sprechen hören. — Zeigen soll sich's,
Daß meine Gottheit gegenwärtig ist,
Sie selbst, und nicht in ihren Dienern bloß.
Ich hauch' in rohe Busen edlen Sinn,
Süß will ich machen ihrer Sprache Klang,
Denn wo ich immer sein mag, bin ich Amor,
Bei Hirten minder nicht, als bei den Helden.
Die Ungleichheit in denen, die ich treffe,
Ich gleiche sie nach meiner Willkür aus;
Dies ist mein höchster Ruhm, mein größtes Wunder,
Daß Dorfschalmei'n gleich hochgelehrten Zithern
Durch mich ertönen — und wenn meine Mutter,
Die zürnt, wenn sie im Wald mich irren sieht,
Dies nicht erkennt, blind ist dann sie, nicht ich,
Den nur das blinde Volk den Blinden nennt.

[Uebers. v. K. Streckfuß.]

---

## 2. [Act I. Chor.]

(Vgl. S. 429.)

O gold'ne Zeit! zu preisen,
Nicht, weil da Flüsse quollen
Von Milch, und Honig die Gehölze träuften;
Nicht weil kein pflügend Eisen
Wo selbst ergieb'ge Schollen
Zerriß, und ohne Gift die Nattern schweiften;
Nicht, weil sich niemals streiften
Der Wolken düstre Schleier;
Bei ew'ger Lenze Blühen,
Die nun erstarr'n und glühen,
Der Himmel lachte wie in heitrer Feier;
Die Ficht', entrückt dem Lande,
Nicht Krieg noch Waaren trug zum fernen Strande:

Nein, bloß weil jener leere
Nam' ohne Sinn und Wesen
Dies Götzenbild des Wahns, der Nichtigkeiten,
Dies, was hernach als Ehre
Die blinde Meng' erlesen,
Tyrannisch wider die Natur zu streiten,
Noch nicht den Süßigkeiten
Der liebenden Geschlechter
Einmischte seine Plagen,
Sein hart Gesetz zu tragen
Nichts jene Seelen zwang, der Freiheit Töchter;
Ein gold'nes nur, geschrieben
Vom Griffel der Natur. „Folgt Euren Trieben."

In süßen Reigen irrten
Durch Blumgewinde lüstern
Die Amorn, ohne Fackel, ohne Bogen.
Es saßen Nymphen, Hirten,
Und mischten kosend Flüstern
In ihr Gespräch, wo zwischen Küsse flogen,
Inniglich fest gesogen.
Das Mägdlein durfte zeigen
Der frischen Rosen Fülle:
Besorgt um keine Hülle
Ließ sie des Busens herbe Früchte steigen.
Man sah im Bach, im Weiher
Mit der Geliebten scherzend oft den Freier.

Du hast zuerst, o Ehre,
Versteckt den Quell der Wonnen,
Die dem verliebten Durste nun versiegen,
Du hast die spröde Lehre
Der Schönheit ausgesonnen,
Sich vor dem Blick in sich zurück zu schmiegen.

Der Locken freies Fliegen
Hast du im Netz gebunden,
Für süß muthwill'ge Sitten
Nur strengen Ernst gelitten,
Den Reden Zügel, Maß dem Schritt erfunden.
Mit tödtendem Betriebe
Machst du zum Raub, was Gabe war der Liebe.

Und deine Heldenwerke
Sind unser Weh und Qualen,
Du, die Natur und Liebe weiß zu zähmen,
So wie der Kön'ge Stärke,
Was nah'st du diesen Thalen,
Die sich vor deiner Hoheit müssen schämen?
Geh, um den Schlaf zu nehmen
Den Mächtigen und Großen!
Und laß im niedern Kreise
Fortleben nach der Weise
Der alten Welt, verschmäht und ausgestoßen.
Lieben wir, denn es eilen
Des Lebens Jahr' und wollen nicht verweilen.

Lieben wir, denn die Sonne sinkt und steiget,
Und birgt nach kurzem Schimmer
Sie sich in Schlaf und tiefe Nacht auf immer.

[Uebers. v. A. W. Schlegel.]

---

## III. Aus den lyrischen Gedichten.

### 1.

Ein Höllenschlund voll Angst ist mir das Leben,
Und meine Seufzer — Furien sind's voll Wuth,
Und meine Wünsche — böser Schlangen Brut,
Die gegen dieses Herz den Giftzahn heben.

Die Hoffnung sah' ich treulos mir entschweben,
Wie jenen Armen in der ew'gen Gluth;
Und meine Thränen brennen, gleich der Fluth
Des Phlegethon, bei Jammerton und Beben.

Und meine Stimm' ist Cerberus, der bellt;
Das Höllenthal, in das kein Lichtstrahl fällt,
Ist meine trübe, nachterfüllte Seele;

Nur daß noch Huld das Schicksal mir beweist;
Es will, daß Jene dort ein Höllengeist,
Mich eine Göttin dieser Erde quäle.

---

### 2.

Nicht lockig Gold und reinen Bernstein findet
Mein Aug' im Haare mehr, das mich umwand;
Der Reiz der Wang' und Brust, des Arms, der Hand,
Ist eitler Schatten nur, der bald verschwindet.

Schon ist die Flamme kalt, das Licht erblindet,
Die Anmuth ganz aus ihrem Blick verbannt.
Ach, was verzaubert also den Verstand?
Was ist's, das uns den Geist so zwingt und bindet?

Ja, Amor's Trug nur ist's — und der Betrog'ne
Hat reimend seiner Feindin Schmuck verlieh'n,
Durch den sie schöner, als sie war, erschien.

Jetzt reiß' ich ab die Larve, die erlog'ne,
In eigener Gestaltung sei sie jetzt
Der Welt gezeigt, betrachtet und geschätzt.

### 3.

Zorn, Kämpfer du, so schwach und so verwegen,
Du führ'st mich mit zerbrechlich stumpfer Wehr
Zum Kampf mit Amorn keck auf's Schlachtfeld her,
Dem gold'nen Pfeil, der Himmelsgluth entgegen.

Doch kaum, das sich zum Weh'n die Flügel regen,
So bricht dein Stahl, so ist dein Eis nicht mehr.
O bitt' um Frieden. Wie, wenn tödtlich schwer
Die Fackel erst, die Pfeile sich bewegen?

Ich rufe: Gnade! vorgestreckt die Hand,
Kniebeugend, nackt die Brust ihm zugewandt,
Und will er Kampf, mag Mitleid für mich streiten.

Dies schaffe Sieg mir oder Tod im Krieg';
Blut wird mir zum Triumph und Tod zum Sieg,
Macht's ihr zur Brust ein Thränentröpflein gleiten.

[1—3 übers. v. Streckfuß.]

---

### 4.

Der Brand, von wo einst Flammen hell gekommen,
Ist eingeschlossen nur, nicht aufgezehret;
Und doch von neuer Schönheit neu versehret,
Fühl' fremde Gluth im Innern ich entglommen.

Zwei Herren dienet nun das Herz beklommen,
Verschieden bleibt ein Denken zugekehret
Und zwiefach Leid hält doppelt mich beschweret.
Wer hat solch' Wunder Amor's je vernommen?

Ich armer Thor, der ich des Zornes Waffen
Gen Himmel einst gerichtet, und gedachte
Zu bänd'gen den, der stets den Sieg behalten!

Da wollt' ich einem Joche mich entraffen,
Nun trag' ich zwei; wo los ein Band ich machte,
Knüpft neuen Knoten er und strammt den alten.

[Uebers. v. Theod. Jacobi.]

---

### 5.

Wer nied'rem Denken will das Herz verschließen,
Der seh' auf Euch, betrachte von so vielen
Vereint in Euch die Gaben; er wird fühlen,
Neu' Wollen, neue Lieb' im Busen sprießen.

Doch fühlt er mächt'ge Gluthen niederschießen,
Die dem so mitleidkargen Aug' entfielen;
Nicht hoff' er, kämpfend Ehre zu erzielen,
Noch daß aus Rückzug Rettung werde fließen.

Vielmehr, wie heilige Jungfrauen nährten
Einst edle Flamme, so sei all' sein Handeln,
Dem glüh'nden Feuer Nahrung zu bereiten;

Denn, wie Alcid, den mächtig Flammen zehrten,
Und duldend herbe, bitt're Süßigkeiten,
Wird er, ein Gott, Natur und Wesen wandeln.

---

### 6.

Ihr himmlisch Lächeln läßt Madonna blicken
Oft, wo um Perlen schön Rubinen glühen,
Ihr Ohr ist meinen Klagen hingeliehen
Und süße Neigung scheint den Blick zu schmücken.

Doch wird darum, mein Leiden zu erquicken,
Nie Mitleid in dem harten Busen blühen;
Wie Laute sich und süße Töne mühen,
Stets wird ihr Hohn mein edles Streben drücken.

Auch ist nicht Mitleid, was ihr Auge nähret,
Nein, Grausamkeit hat die Gestalt erlogen,
Daß Flammen die getäuschte Seele saugen.

Des Herzens Lügenspiegel, falsche Augen,
Gar wohl erkenn' ich, wie ihr mich betrogen!
Was hilft's, wenn auch zu meiden Amor wehret.

[5 u. 6 übers. v. Toll.]

7.

[Auf Kaiser Carl V.] *)

Länger die Welt, ein Atlas, zu ertragen,
Fühlt Carl die angestammte Kraft ihm schwanken,
Und spricht: „Durchrannt hab' ich der Erde Schranken,
Völker besiegt, die unerforschet lagen,

Den Thrakerkönig mir vereint, geschlagen
Den Afrikaner und bezähmt den Franken,
Den Himmel aufgeladen sonder Wanken,
Ihn tragend, der mich selber sollte tragen."

Zum Bruder hier gewandt und dort zum Sohne,
Sprach er: „Dein ist das hohe Reich und Deine
Roms und Germaniens alte Herrscherwürde;

Du aber wahre die ererbte Bürde
So vieler Land', erhöht zu Indiens Throne. —
Und Liebe nun, was ich getrennt, vereine!"

8.

[Im Hospital St. Anna gedichtet.]

Gleichzeitig ihr aus einem Schooß erzeuget,
Auf Erden, doch aus Himmelssaam' entsprossen,
O Hoffnung kühn, o Glaube unverdrossen,
Die eurer Schwester Liebe nach ihr steiget!

Sie ziehet in den Himmel ein und zeiget
Sich unter Sternen, seligen Genossen.
Da bleibet sie, nur euch ist er verschlossen,
Und an der Schwelle ihr die Flügel neiget.

Ach, daß der Himmel fürder euch nicht schließe
Sein Thor in weitgestreckter Flügel Mitte,
Die hier zum Nord hinreichen, dort zum Süden.

Tragt denn, weil ich den rechten Pfad gemieden,
Nahend dem milden Herrn, zu ihm die Bitte,
Daß meine Freiheit gnädig er beschließe.

9.

[Gebet.]

Vater des Himmels, der mit hehrem Walten
Du mir Dein ewig Bildniß eingedrücket
Und außen meinen schwachen Leib geschmücket,
Vielmehr das Innr' in seinen tiefsten Falten,

Und, Deinen Ruhm so schöner zu entfalten,
Mit so viel Hulden freundlich mich beglücket, —

*) Vgl. das Sonett Bernardo Tasso's (S. 394).

Wer hat mich Deinen Armen nun entrücket,
Daß Deine Gnad' als Zorn sich muß gestalten?

Getrübt hat meine Schuld, was Du gewährtest,
Daß nun Dein Werk in and'rer Farb' erscheinet.
Ach, wolle mich, wie ehe, wieder kleiden!

Du, der Du stolze Herzen oft verhärtest,
Erinn're mein's an Deinen Tod und Leiden,
Jetzt, da mich Schmerz und Thräne wäscht und reinet!

[7 — 9 übers. v. K. Förster.]

10.

Canzone an den Metauro. *)

(Vgl. S. 415.)

Der Apenino's Höhe
Du zwerghaft zwar, doch ruhmeswerth entsprossen!
Erlaucht an Namen mehr als klar an Fluthen!
Als Flüchtling komm mit Wehen
Zu deinem Ufer ich, dem sanften, guten,
Drob Ruh' und Frieden scheinen ausgegossen!
Die mächt'ge Eiche, **) welche so umfluthen
Die süßen Wässer dein, daß Aeste ragen
Weit über See'n und Bergesspitzen,
Wird mich im Dunkel schützen.
Es pflegt ihr heil'ger Schatten zu versagen
Nicht kühle Ruhe je auf weichem Moose;
So mög' er mich in tiefste Nacht verhüllen,
Daß ich verborgen bleib' dem bösen Willen
Der Göttin, welche blind vertheilt die Loose,
Doch sehend mich verfolgt, ob an Gestaden,
Ob ich auf öden Pfaden
Den Fuß beweg' in nächt'ger Thäler Schooße
Und so mich trifft, daß zweifelnd ich am Heile
Wohl seh', sie hat noch Augen mehr als Pfeile!

* * *

Ach! seit ich eingesogen
Des Lebens Hauch, die Augen aufgeschlagen
Dem Tageslicht, das nimmer froh mir lachte,
Wählt' bös und ungezogen
Sie mich zum Ziel, und Wunden mußt' ich tragen,
Die wohl kein Alter je vernarben machte.
Sei Zeugin Du, Sirene, hochgeachte,
An deren Grab die Wiege mir gestanden! ***)
Ach, hätte dort auch ich mein Grab, erlegen
Des Unglücks ersten Schlägen,
Da frech Fortuna's Hände mich entwanden
Als Kind, der Mutter Schooße und den Küssen,
Die schmerzlich sie mit heißen Thränen tränkte.
Ich seh' es noch, wie da sie aufwärts lenkte
Den Blick und bat, doch taub hat fortgerissen
Der Wind ihr Wort; nicht sollte Wang' an Wangen
An ihr ich ferner hangen
Und stets der treuen Arme Druck vermissen!
Ich folgte bang mit ungewissen Tritten,
Ascanio gleich, des Vaters irren Schritten.

*) Der Metauro, ein kleiner Fluß, der das Gebiet von Urbino durchströmt.

**) Der Herzog von Urbino führte eine Eiche in seinem Wappen.

***) Die Sage setzt das Grabmal einer Sirene in die Nähe von Sorrento.

In herber Acht und harter
Armuth erwuchs ich so auf trüben Wegen;
Unzeitig, schien's, an Geist, daß ich gewahre
Der Leiden tiefste Marter;
Doch lernt' ich unter Schmerzen, bittern Schlägen
Gar früh die Bitterkeit der reifen Jahre.
Was krank, entblößt, der Mann mit weißem Haare
Erlitt, erzähl' ich Euch — doch, bin ich heute
Nicht reich genug mir selbst, auch ganz alleine,
Als Stoff, darob ich weine?
Was hilft's, daß Andern ich die Klag' bestreite,
Da karg, nach Willen nicht, die Seufzer dringen
Und diese Augen, diese quellengleichen,
Mit Zähren für den eig'nen Schmerz nicht reichen?
O, Vater! den die Himmel froh umsingen,
Du weißt, wie schmerzlich ich um Dich mich härmte
Und seufzend wärmte
Dir Grab und Lager! — Seit auf Sternenringen
Du thronst, verehr' ich Dich, die Trauer endet
Und auf mich selbst wird all' mein Schmerz gewendet.

[Uebers. v. Th. Jacobi.]

II.

Madrigale.

Wunsch.

Blickst Du, mein Stern, nach oben
Zum schönen Himmel droben,
Möcht' ich der Himmel werden,
Daß, wenn Du von der Erden
Mit Funken, hell und rege,
Aufspäh'st nach meinen Blicken,
Ich tausendäugig möge
An Deinen tausend Reizen mich erquicken.

Als sie erblaßte.

Wie weiß Dein hold Erbleichen
Der Rose Stolz zu tödten,
Die wir in Zorn noch höher seh'n erröthen!
Ja, diese Farb' ist Zeichen
Von Amor's eig'nen Händen,
Panier, zu dem sich seine Krieger wenden.
Der Himmel selbst will spenden
Violen nur, ihr Roth Aurora lassen,
Und mit Dir wünscht die Sonne zu erblassen.

Schuldloser Mord.

Die holde, süße Kleine,
Die noch nicht Lieb' empfindet,
Der kaum der Ruf noch ihre Macht verkündet,
Trifft mit der Augen Scheine
Und mit dem holden Lachen,
Und merkt nicht, daß die Pfeile Wunden machen.
Kann sie sich schuldig fühlen,
Wenn And're Wunden dulden,
Da sie nicht weiß zu zielen?
O mörderische Schönheit, ohne Schulden!
Zeit ist's, daß Deinem Herzen
Amor in Wunden zeige meine Schmerzen.

[Nach Schlegel von K. Förster.]

# XVII. Die letzten Repräsentanten des sechzehnten Jahrhunderts.

## Guarini. Chiabrera. Baldi. Rinuccini. Tassoni. Boccalini.

Unter den Zeitgenossen Tasso's verdient diesem kein Anderer näher gestellt zu werden, als der Dichter des „Treuen Schäfers." Nicht allein die engeren persönlichen, wenn auch nicht immer freundlichen, Beziehungen, in denen Tasso zu Guarini stand, sondern vielmehr noch der Umstand, daß Beide ihr poetisches Talent der Ausbildung einer bisher noch wenig gepflegten Dichtgattung, dem Schäferdrama, zuwandten und gleich bedeutende Erfolge hierin errangen, macht diese Reihenfolge zu einer natürlichen.

Einer um die Cultur der Wissenschaften sehr verdienten edlen Familie angehörig, war Giovanni Battista Guarini 1537 zu Ferrara geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt, sowie auf den Universitäten Pisa und Padua seine geistige Ausbildung erhalten und bereits als Jüngling eine Professur in Ferrara bekleidet hatte — er hielt einige Zeit öffentliche Vorlesungen über die Ethik des Aristoteles — wurde er von dem Herzoge

Alfonso II. an den Hof gezogen. Der Herzog verwandte ihn zu wichtigen Staatsgeschäften, besonders zu diplomatischen Missionen, belohnte ihn mit dem Titel eines cavaliere und ernannte ihn später (1585) zu seinem Staatssecretair. Zwei Jahre später sehen wir Guarini mit bitteren Klagen über die Kargheit Alfonso's von Ferrara scheiden, um, nach einer längeren literarischen Muße, 1597 in die Dienste des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana zu treten. Aber auch diese zu verlassen, fand er bald wieder einen Grund. Er diente hierauf noch einige Zeit dem Herzoge Francesco Maria della Rovere von Urbino, und kehrte dann nach Ferrara zurück, wo er sich aber wenig aufhielt. Denn wegen der vielen Prozesse, in die ihn sein streitsüchtiger Charakter verwickelte, und die gewissermaßen zu seiner Existenz gehörten, mußte er bald zu Venedig, bald zu Padua, bald zu Rom sein. Im Jahre 1605 wurde er von seiner Vaterstadt, die inzwischen dem päpstlichen Scepter unterthan geworden war, nach Rom gesandt, um Paul V. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, bei welcher Gelegenheit er eine zierliche lateinische Rede hielt. Diese erschien in demselben Jahre zu Ferrara in einer italiänischen Uebersetzung. Rechtsstreitigkeiten riefen Guarini später nach Venedig; dort starb er am 7. October 1612. Seine literarische Hinterlassenschaft ist nicht gering. Erwähnenswerth sind seine Briefe (Venedig 1593), sein Lustspiel „L'Idropico" (1613), sein in dialogischer Form abgefaßter „Segretario" (1594), seine großentheils aus Sonetten und Madrigalen bestehenden „Rime" (1598). Von den Madrigalen Guarini's ist gerühmt worden, daß in ihnen der Geist der griechischen Epigramme wehe. Bedeutenderen Ruhm hat ihm sein „Pastor fido" verschafft, ein Schäferspiel, das er selbst als Tragikomödie („Tragicommedia pastorale") bezeichnete. Wie sorgfältig er an diesem Werke gefeilt, läßt das noch vorhandene Manuscript erkennen, welches nicht weniger als sechsmal umgearbeitet ist. Das Stück wurde zuerst 1585 — als der unglückliche Tasso im St. Annenhospitale schmachtete — in Turin bei Gelegenheit der Vermählung Carl Emanuel's, Herzogs von Savoyen, mit Katharina von Oesterreich, Philipp's III. Schwester, mit großer Pracht aufgeführt. Später wurde es häufig auf die Bühne gebracht, und noch häufiger im Druck herausgegeben. (Die erste Ausgabe erschien Venedig 1590.)

Der „Pastor fido" ist in fünf Acte eingetheilt und enthält mehr als sechstausend Verse in verschiedenen Versmaßen. Der Inhalt der Fabel ist folgender: Die Arkadier müssen der Diana jährlich eine Jungfrau opfern, um dadurch eine Landplage abzuwenden. Dieses Opfer soll so lange gebracht werden, bis, nach einem Orakelspruche „Amor zwei Herzen, die vom Himmel stammen, verbindet, und was ein treulos Weib vordem verfündet, um der Liebe eines treuen Schäfers willen gesühnt ist." Montan, ein Priester der erzürnten Göttin, Vater eines einzigen Sohnes Silvio, leitet seinen Ursprung vom Herkules her, und betreibt auf Veranlassung des Orakelspruches die Verbindung seines Sohnes mit Amaryllis, einer schönen Hirtin, der Tochter des Titiro, eines Nachkommen des Pan. Dies Vermählungs-Project scheitert aber an Silvio's hartem Sinne, der, für Liebe unempfindlich, kein größeres Vergnügen als die Jagd kennt und sich um seine Braut Amaryllis gar nicht bekümmert. Diese wird von Myrtill, einem angeblichen Sohne des Hirten Carino, welcher sich unlängst nach Elis begeben hatte, leidenschaftlich geliebt, und sie liebt ihn mit gleicher Leidenschaft, ohne jedoch aus Furcht vor dem Gesetze, welches die Ungetreuen mit dem Tode bestraft, ihm davon das Mindeste zu entdecken. Corisca, welche Myrtill liebt, benutzt die heimliche Liebe der Amaryllis, um sie zu verderben, weil sie nach Amaryllis Tode sich ihres Myrtill ungetheilt erfreuen zu können wähnt. Durch ihre Ränke weiß sie die Zusammenkunft der heimlich Liebenden in einer Höhle und deren Ueberraschung daselbst durch einen Satyr zu vermitteln. Sie werden vor den Hohen Priester gebracht und der Grund ihres Zusammenkommens als unlauter dargestellt. Amaryllis kann ihre Unschuld nicht darthun und wird zum Tode verurtheilt. Myrtill, unangefochten von der Eifersucht, welche Corisca wider Amaryllis ihm einzuflüstern versucht, beschließt für seine Geliebte zu sterben; das Gesetz, welches nur die Frauen strafte, erlaubte den Männern, für diejenigen, welche verurtheilt waren, den Tod zu erleiden. Myrtill wird auf den Opferplatz geführt, und

Montan, welcher die blutige Feierlichkeit zu verrichten hat, schickt sich bereits an, auf Myrtill den tödtlichen Schlag zu führen, als dessen vermeintlicher Vater Carino, welcher ihn überall gesucht hatte, anlangt, und, von Mitleiden hingerissen, entdeckt, daß er ein Fremder und als solcher vor dem Gesetz unfähig sei, für einen Andern den Tod zu erleiden. Durch seine Aeußerungen entdeckt sich's, daß Myrtill des Priesters Montan eigener Sohn ist, der als Kind in einen Strom gefallen, von demselben hinweggerissen, nachmals aber gerettet ist. Da nun Myrtill also kein Fremder ist, muß Montan dem Gesetze zu Folge den einzigen Sohn opfern. Der väterliche Schmerz äußert sich heftig und unverholen. Zum Glück erscheint der blinde Seher Tirenio, welcher das Orakel zu enthüllen vom Schicksal bestimmt war. Er zeigt, daß nicht allein das bevorstehende Opfer dem Willen der Götter widerstreite, sondern daß sogar das Ende des jährlichen Schmerzes von Arkadien gekommen sei, indem jener alte Orakelspruch sich erfüllt habe, da treue Liebe zwei Wesen, die von Göttern stammten, vereine, und so den alten Frevel sühnen. Es wird beschlossen, Myrtill mit Amaryllis zu vermählen. Inzwischen hat Silvio, in der Meinung, ein Wild zu treffen, auf Dorinda, welche ihn liebt, die er aber verachtete, einen Pfeil abgeschossen und dieselbe verwundet. Das Mitleid über den Schmerz des Mädchens, dessen Wunde anfangs tödtlich schien, erweicht Silvio's kaltes Herz; er wird zur Liebe hingerissen und Dorinda seine Gattin. Corisca kommt endlich zu der Einsicht, daß ihre Intriguen den vorbestimmten Gang des Schicksals nicht abzuändern vermögen; sie bezeigt den Liebespaaren ihre Reue, erhält deren Verzeihung und verspricht, sich zu bessern.

Guarini's „*Treuer Schäfer*" hat die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren. Von der übertriebensten Verehrung ging man zum unverdientesten Tadel über, bis man, durch den Eindruck des Ganzen, durch den lebendigen Geist und Sinn der Dichtung und nicht durch Nebendinge und Einzelheiten bestimmt, endlich wieder den hohen Werth des Werkes vollkommen anerkannte. Der Tadel, der gegen Guarini erhoben wurde, findet sich am verständigsten in folgenden Bemerkungen des italiänischen Kunstrichters *Gravina* ausgedrückt: Guarini versetze die Höfe in Schäferhütten und gebe den Charakteren seines pastor fido die Leidenschaften und Sitten der Antichambres; er geselle dazu die feinsten Cabinets-Intriguen. Aus dem Munde seiner Hirten gehen so verwickelte Vorschriften für Anordnung der politischen Weltverhältnisse und aus dem der liebenden Schäferinnen so spitzfindige Ideen hervor, als ob Beide in den Schulen der Declamatoren gebildet worden wären. An diesen Hirten sei nichts schäferlich, als Stab und Schleuder, und jene Empfindungen und Aeußerungen, welche an sich edel genug seien, verlieren durch die Unangemessenheit ihrer Stellung in diesem Stücke allen Reiz und wirken wie Horazens in's Meer gemalte Cypresse. Allein Gravina stellt auch nicht in Abrede, daß Guarini, der einmal Göttersprößlinge eingeführt, und die Sitten jenes Zeitalters zu schildern hatte, in dem Hirten zu Königen und Hohenpriestern sich erheben konnten, weder die Einfachheit noch die Ungeschlachtheit der ursprünglichen Sitten eines Hirtenvolkes beibehalten konnte. In einem Punkte stimmen Guarini's Tadler überein: darin, daß sein „treuer Schäfer" die vorzüglichste unter den vielen gleichzeitigen Nachahmungen des Tasso'schen „Aminta" sei.*)

*) Die dramatische Einkleidung des Idylls hatte in Italien vielen Beifall gefunden. Man zählt über *dreißig* Schäferspiele, welche dort im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben wurden. Nächst Guarini wird als der glücklichste Nachahmer Tasso's Guidubaldo Bonarotti bezeichnet, dessen „Filli di Sciro" 1607 zu Ferrara erschien. Auch die Damen wollten sich in dieser Poesie hervorthun, unter andern *Isabella Andreini* von Padua, eine Schauspielerin, deren Schönheit und Tugend noch mehr Bewunderer fanden, als ihr Schäferspiel „Myrtill." Ein Jude, Namens Leo, gab ein tragisches Schäferspiel, „Drusilla," heraus. Selbst der Herzog *Ferrante II. von Guastalla* aus dem Hause Gonzaga schrieb ein ähnliches Stück, das nicht wenig gelobt, aber nicht gedruckt wurde. Endlich wollte man auch *Fischerdramen* von ähnlicher Erfindung haben. „Fischeridyllen" (eglogho pescatorie), die keiner besondern Erwähnung werth sind, hatte man längst gehabt. Sie zu Schauspielen umzugestalten, brauchte man nur die Fabel ein wenig zu erweitern und Fischerscenen statt der Schäferscenen zu setzen. Noch bequemer machte es sich *Antonio Ongaro* von Padua. Er copirte sein Fischerspiel „Alcäus" (Alceo) so genau nach dem Amint, daß er den Beinamen: „Der gebadete Amint" erhielt.



Battista Guarini.

Der Beziehungen Guarini's zu Tasso haben wir bereits in der Lebensgeschichte des Letzteren gedacht. Beide lebten längere Zeit an dem Hofe zu Ferrara und genossen mannigfacher Auszeichnungen. Man hat wohl behauptet, Tasso habe den Geistesverwandten um seine äußeren Vorzüge und Würden beneidet. Wie dem auch sei, so glaubt man doch eine leise Eifersucht über das Wohlgefallen, welches die Prinzessin Leonora an Guarini's Gedichten fand, in einem Briefe zu sehen, den Tasso von Castel Durante (1573) an sie schrieb. Sie werde, meint er da, in Ferrara viel schönere Sonette zu hören bekommen, als er ihr zu schicken vermöge. (Dieser Brief begleitete, nach Serassi, das Sonett, das wir in der Auswahl am Schlusse des vorigen Abschnitts unter Nr. 3 mitgetheilt.) Gewiß ist, die schöne Sanvitale erregte geradezu einen offenen Kampf. Beide Dichter sollen früher schon einmal bei der Bewerbung um die Lucrezia Bendidio zusammengetroffen sein. Das hatte dem Tasso Veranlassung zu einem Sonett gegeben, in dem er seinem Gegner Treulosigkeit und Unbestand vorwirft und ächte Liebe abstreitet. Dieser antwortete darauf in denselben Reimen und in ähnlichem Gedankengange, tadelte Tasso's Neid und gab ihm seine eigenen Vorwürfe zurück. Dabei bediente er sich unter Anderm der Worte:

Er rühmt sich zweier Flammen, knüpft und löset
Den Knoten oft, und solche Künste eignen,
Wer sollt' es glauben, ihm die Gunst der Götter.*)

Diese Verse enthalten eine Anspielung auf ein Sonett Tasso's, dessen Erinnerung in diesem Falle wohl für den Dichter beschämend sein mußte. (Wir haben die Uebersetzung desselben in der Auswahl aus Tasso's lyrischen Gedichten unter Nr. 4 wiedergegeben.) Wie nun Guarini in jenem oben erwähnten Sonett gleichsam auf den Spuren des Gegners geht und ihn an Gewandtheit zu übertreffen sucht: ebenso verhält er sich zu Tasso überhaupt. Es ist nicht zu verkennen, daß er, obgleich der Aeltere, diesen immer vor Augen hat und auf seinem eigenen Felde zu überbieten sucht. So ist der „Pastor fido" mit einem steten Hinblick auf den Aminta des Tasso gedichtet. Guarini sucht die schon gewonnene Kunstform

*) Goethe läßt in seinem „Tasso" (Act III. Sc. 4) durch Antonio dem Dichter den Vorwurf der Zweideutigkeit in Herzensangelegenheiten machen, und bedient sich hierbei fast derselben Worte. So führt er unvermerkt auch die Motive, welche in dem Verhältniß zwischen Tasso und Guarini lagen, in sein Stück ein, ohne den Namen des Letzteren auch nur zu nennen.

zu noch größerem Reichthum zu entfalten und, indem er durch die Namen der Personen, durch die Aehnlichkeit in der Fabel, durch Anklänge in der Rede absichtlich an seinen Vorgänger erinnert, doch einen ganz anderen tieferen Gehalt in sein Werk zu legen. Wie Tasso's Befreites Jerusalem von dem Rasenden Roland, so ist der „Treue Schäfer" von dem Aminta durch eine andere Weltanschauung geschieden. Nur scheint der Gegensatz hier vielmehr gemacht und erkünstelt, als in der Natur der Dichter begründet. Tasso steht hier auf der Seite der Natürlichkeit, aber freilich nicht der wirklichen, sondern einer ersehnten oder erträumten. Das Schäferleben ist bei ihm ein unschuldiger Naturzustand. Die Liebe erscheint als der Mittelpunkt aller Freuden desselben, und nur in den Schranken und mit den Leiden vermischt, welche aus ihrem Wesen selbst oder aus den Eingriffen der noch ungebändigten Naturgewalten, der Satiren und Faunen, entstehen. Man kann nicht sagen, daß in dem Tasso'schen Stücke selbst eine feindliche Stimmung gegen die Bande der Sittlichkeit walte. Das Natürliche erscheint hier vielmehr selbst edel und rein; die Sitte ist nur noch nicht herausgebildet, sie liegt aber gleichsam in den Herzen. Indessen hat freilich der Dichter diesem Zustande den der gesellschaftlichen Zucht als einen erzwungenen und unglücklichen gegenübergestellt, der in willkürlichen Banden liegt. Es geschieht das namentlich in dem Chorgesange des 1. Acts, den wir in der Auswahl zum vorigen Abschnitte übersetzt mitgetheilt haben. Guarini dagegen hat in seinem „Pastor fido" schon den Gegensatz von sittlich und unsittlich aufgenommen. Der gesellschaftliche Zustand ist ein wesentlich verschiedener. Die Ehe gilt als ein göttliches Gesetz. Es handelt sich hier überall um die Treue, die ganz in ihrer mittelalterlichen Verwandtschaft mit den religiösen Begriffen und unter dem unmittelbaren Schutze der Götter stehend, aufgefaßt wird. Die Liebe wird absichtlich in einer weniger sinnlichen Weise dargestellt, als im Aminta, und das Ideal, dem nachgestrebt wird, ist dem von Tasso aufgestellten geradezu entgegengesetzt. Nicht in die Natürlichkeit, sondern in die vollendete Sittlichkeit des Daseins wird hier der Vorzug des goldenen Zeitalters gesetzt. In einem Chorgesange (am Schlusse des 4. Acts), der von dem des Tasso die Reime und den Anfang beibehält und eigentlich als eine Parodie desselben gelten kann, wird das so ausgesprochen, daß dem Gesetze der Natur dort das Gesetz der Ehrbarkeit und Sitte entspricht, welches so lautet: wenn's schicklich ist, gefall' es. *) So war die christliche Lebensansicht, welche Tasso im Schäferspiel, das ihm ein reines Phantasiegebilde schien, geltend zu machen unterlassen hatte, von Guarini auch auf diesen bis dahin freien Boden verpflanzt worden, wobei freilich zu bemerken, daß der Pastor fido — nach Friedrich Schlegel's Ausdruck — vom Geiste des Alterthums durchdrungen und selbst in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen ist.

Wenn, wie wir früher bereits angedeutet, das Theater nicht der glänzende Theil der älteren italiänischen Literatur ist, wenn ihre Versuche, das Trauerspiel der Alten wiederherzustellen, meistens mißlungen und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben sind, so kann es zum Ersatz dafür gelten, daß sie wenigstens in einem Drama von ganz eigener Art eine so hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Diese wurde auch von den anderen Nationen anerkannt: fast kein anderer Dichter ist so viel übersetzt, gelesen und bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich, bis auf den Cid des Corneille, als ein hohes Urbild galt. In Deutschland erschien die erste Uebersetzung des „Treuen Schäfers" bereits 1619 in einer gereimten Bearbeitung des Eilger Mannlich. Ihr folgten viele Uebersetzungen entweder in Prosa (bis auf die Chöre) oder, wie in den Bearbeitungen von Christian Hofmann von Hofmannswaldau und v. Abschatz, in Reimversen, die nach Art der Recitative behandelt waren. 1776 erschien eine Uebersetzung von J. G. Scheffner. Aber erst

---

*) Man vergleiche den Chorgesang aus dem Aminta (im vorigen Abschnitte) mit dem in der unten folgenden Auswahl mitgetheilten aus dem „Pastor fido." — Goethe läßt in seinem Stücke (Act II. Sc. 1) den Tasso selbst Inhalt und Idee des „Aminta" und besonders jenes Chorgesanges aussprechen, während er durch die Prinzessin die Ansicht des Guarini vertreten läßt. Auch ihr besteht das Glück für die Frau in der Herrschaft der Sitte und in der Treue, welche Guarini's ganzes Stück feiert.

A. W. Schlegel's Uebersetzung dreier Scenen aus dem „Pastor Fido" (zuerst in den „Blumensträußen ꝛc." mitgetheilt), zeigte auch hier wieder, wie sehr die deutsche Sprache geeignet sei, die formellen, metrischen Eigenthümlichkeiten des Originals nachzubilden. Später erschienen noch vollständige Uebersetzungen von August Arnold (1815) und von Hieronymus Müller.

Als Drama war das Werk Guarini's — bei allen seinen lyrischen Schönheiten — nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen. Aber nicht lange nach dem ersten Erscheinen des „Pastor fido" entstand das erste Werk derjenigen Gattung des Dramas, welche, dem Sinne der Nation zusagend, fortan auf lange Zeit die Bühne fast ausschließlich beherrschte. Wir sprechen von dem musikalischen Drama, dem Melodram oder, um es noch mehr technisch zu bezeichnen, der Oper. Als wahrscheinlich ersten Versuch im musikalischen Drama haben wir im Abschnitt über die Dichter des 15. Jahrhunderts den „Orpheus" des Poliziano bezeichnet. Seit dem Erscheinen dieses Stückes machte kein anderes der Art so entschiedenes Glück, als das — im vorigen Abschnitte erwähnte — „sagrifizio" des Beccari, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts am Hofe zu Ferrara mit der erforderlichen Pracht aufgeführt wurde, und worin bereits (ein Vorläufer des Recitativs) eine ganze Scene unter musikalischer Begleitung gespielt ward. Dieses Stück gehört aber, wenn man seine Stelle in der Poesie bestimmen will, zu den gleich nachher so beliebt gewordenen Schäferspielen, welche in Guarini's Treuem Schäfer und Tasso's Amint zur höchsten Blüthe gediehen. Nach mehreren musikalischen Experimenten dieser Art ist das 1597 zuerst aufgeführte, von Rinuccini gedichtete, von Peri in Musik gesetzte Schäferdrama: Dafne, als erste eigentliche Oper zu betrachten. Wie genügsam das musikalische Ohr der Zuschauer bei diesem Stücke noch war, beweist die Beschreibung, welche Burney (history of Music) von dem dabei angewendeten Orchester, das aus etwa sechs Instrumenten zusammengesetzt war, macht. Wichtig ist bei diesem Stücke aber, daß der Dialog nicht gesprochen, sondern durchgängig recitirt wurde. Der große Palestrina hatte auf dem Gebiete der Kirchenmusik eine bedeutende Reform begonnen, aber sie schloß auf diesem Gebiete ab; die Erhabenheit seiner Klänge, welche das Gemüth sich selber entrückten und es in eine Stimmung der Hingebung an die Mysterien der über den Einzelnen waltenden katholischen Kirche auflösten, konnte nicht individuelle Empfindung, musikalisch Charakteristisches, zumal auf Grund weltlicher Gedanken, darstellen. Man hatte in Folge der großartigen Bewegung, die durch die Wiederbelebung der altclassischen Literatur entstanden war, die Tragödien der Griechen kennen gelernt und glaubte wohl, ihre mächtigsten Wirkungen der Verbindung zuschreiben zu müssen, in welche das nicht bekannte musikalische Wunderwerk zu den bekannten dramatischen Meisterwerken getreten war: es galt, den alten Gesang der griechischen Tragödie wiederzufinden. Das Wort sollte zu dem Hörer, und die Musik zum Worte sprechen: das war die Hauptaufgabe der neuen Kunsteinrichtung; das starre Gesetz der contrapunktischen Polyphonie stellte sich ihr entgegen und ward gebrochen. In den hochgebildeten Gesellschaftskreisen der Mediceerstadt vollzog sich diese Revolution, zuerst in den Versuchen von Vincenzo Galilei, dem Vater des großen Astronomen, der die Ugolinoscene aus Dante und Stücke aus den Klageliedern Jeremiä für eine Singstimme, unter Begleitung einer Viola, setzte, und dann, zum dramatischen Leben sich entwickelnd, den „stilo rappresentativo" als Anfang des Recitativs ausbildend, in Peri's Opern Dafne und Euridice.

Der Dichter dieser ersten Opern gehörte der bedeutenden florentinischen Familie an, von der wir bereits (in unserer Darstellung des Lorenzo de' Medici) ein Mitglied aus seinen Memoiren („Ricordi") kennen gelernt haben. Ein Abkömmling desselben war Ottavio Rinuccini, 1564 zu Florenz geboren. In seiner Vaterstadt wurde die von ihm gedichtete „Dafne" 1597 zum erstenmal in der Wohnung Jacopo Corsi's aufgeführt; Christine von Lothringen, des Großherzogs Ferdinand Gemahlin, war zugegen. Jacopo Peri hatte die Noten gesetzt. Der Text ist mehrmals und noch neuerdings gedruckt worden; Venus, Amor, Apollo, Dafne und ein Bote sind die Personen, nebst einem Chor von

Nymphen und Hirten; den Prolog singt Ovidius, welcher seine Metamorphosen und Ars amandi rühmt, der Prinzessin ein Compliment macht und das Publicum auf das Schauspiel vorbereitet, welches die Lehre ertheile: Liebe nicht zu mißachten. Chöre, Ensemblestücke und Duo's oder Trio's bilden das kurze Stück, welches allen Pomp der italiänischen Hofpoesie zur Schau trägt. Zur Vermählung Maria's von Medici mit Heinrich IV. wurde drei Jahre darauf die „Euridice" geschrieben und nach der Composition von Peri dargestellt. Rinuccini begleitete die Königin nach Frankreich, wo Heinrich, dem er bereits durch ein Sonett auf die Schlacht von Ivry bekannt war, ihn ehrenvoll aufnahm, für die günstige Beendigung eines seine Familie betreffenden Rechtsstreits im Dauphiné Sorge trug und ihn zu seinem gentilhomme de la chambre machte. Im Jahre 1603 kehrte er nach Florenz zurück, nachdem seine Anwesenheit in Frankreich viel dazu beigetragen hatte, den Geschmack an der Oper auch nach diesem Lande zu verpflanzen. Fortan lebte er nur den Studien. Ein drittes Singspiel: „Arianna" (Ariadne), zur Feier der Vermählung des Prinzen Cosimo (nachmaligen Großherzogs) mit Maria Magdalena von Oesterreich, kam 1608 zu Stande. Die folgenden Jahre verbrachte Rinuccini in frommer Abgeschiedenheit. Aus Dankbarkeit gegen seine königlichen Wohlthäter wollte er Ludwig XIII. seine Gedichte widmen. Allein noch ehe sie in den Druck gelangten, starb Rinuccini 1619. Nach seinem Tode gab sein Sohn Francesco jene Gedichte 1622 heraus; sie enthalten u. a. mehrere anakreontische Lieder, die sich durch Naivetät und Leichtigkeit empfehlen. Seine „Dafne" und „Euridice" erschienen zuerst 1600, die „Arianna" 1608. Die „Euridice" — sie führt die Bezeichnung Dramma tragico — gilt nicht allein für die beste dieser Dichtungen, sondern auch, was den rhythmischen Bau und den poetischen Werth betrifft, für eins der besten aller älteren und neueren Erzeugnisse dieser Gattung.*)

Der außerordentliche Beifall, mit dem diese Erstlinge des musikalischen Drama's aufgenommen wurden, gab vielen mehr oder weniger unbedeutenden Dichtern die Richtung für ihre poetische Thätigkeit. Die Zahl der bis zu Metastasio's Zeiten erschienenen schlechten Operndichtungen ist Legion. Nachtheilig genug wurde diese Richtung für die Entwickelung des eigentlichen Drama's. Dagegen mag zugestanden werden, daß mit der Einführung und Ausübung des musikalischen Drama's eine glückliche Verfeinerung des Rhythmus in der poetischen Sprache zusammenhing. Es schien, als ob die Italiäner jetzt erst den musikalischen Werth ihrer schönen Sprache schätzen zu lernen anfingen. Um dieselbe Zeit, als die Oper ihren Einfluß auszuüben begann, wurden die lyrischen Versmaße durch zwei Dichter, Chiabrera und Marino, unverkennbar vervollkommnet, von denen der Erstere noch im besseren Sinne als Repräsentant des vielgepriesenen Cinquecento gelten darf.

Gabriello Chiabrera, der italiänische Pindar und Anakreon, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, war zu Savona im Genuesischen 1552 geboren. Aus seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung ersieht man, daß sein langes Leben ziemlich gleichförmig und glücklich verlief. Seine Ausbildung erhielt er zu Rom in den Schulen der Sapienza (des römischen Collegiums). Durch Paulus Manutius, dessen Bekanntschaft er schon früh gemacht, durch Sperone Speroni und durch Antonius Muretus, dessen Vorlesungen er hörte, wurde sein Sinn für das classische Alterthum geweckt und gefördert. Die Werke der griechischen Lyriker zogen ihn vor Allem an; ihnen suchte er sich in eigenen Dichtungen zu nähern, so weit es der Genius seiner Sprache erlaubte. Er verließ, wie er selbst sagt,

*) Die Fabel von Orpheus und Eurydice bildete den Stoff für viele spätere und unter ihnen musikalisch sehr bedeutende Compositionen. In Bezug auf die nächste Entwickelung der Oper sei hier nur bemerkt, daß der „Orpheus" des Claudio Monteverde, eines Zeitgenossen von Peri, für die Geschichte des musikalischen Drama's Epoche machend wurde. Seine Oper erst bezeichnet die Anfänge einer wirklichen Cantilene, in ihrem colorirten Zwiegesang der letzten Scene kündigte sich das Duett an und in ihm die später durchgehende Sonderung der Arie vom Recitativ. Die begleitende Baßstimme nimmt Theil an der dramatischen Bewegung, sie scheut sich selbst nicht vor widerlich klingenden, stark dissonirenden Tönen, um durch diese das Herbe der vom Sänger auszudrückenden Empfindungen hervorzuheben. Das Orchester tritt in mannigfacher Combinirung der einzelnen Instrumente, je nach verschiedener Stimmung der Scene, auf, es erhebt sich zu selbstständigen Zwischenspielen.

den ausgetretenen Weg des Petrarca und wagte verschiedene Neuerungen, die von seiner Nation gutgeheißen und bewundert wurden. Er wollte, nach seiner eigenen Aeußerung, wie sein genuesischer Landsmann Columbus eine neue Welt entdecken oder untergehen. Seine Entdeckungen betrafen neue Redeformen und Versarten, durch die er allerdings den Umfang der italiänischen Poesie beträchtlich erweiterte. Pindar und Anakreon waren seine Muster, und die Italiäner nahmen keinen Anstand, ihn seinen Vorbildern an die Seite zu setzen. Wenige Dichter sind von ihren Zeitgenossen so ausgezeichnet worden, wie Chiabrera. Die Fürsten Italiens, namentlich die Großherzoge Ferdinand I. und Cosmo II. von Toscana, der Herzog Carl Emanuel von Savoyen, der Herzog Vincenzo Gonzaga von Mailand und der Papst Urban VIII. wetteiferten, ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Er besuchte ihre Höfe, ohne sich jedoch irgendwo lange aufzuhalten, oder gar durch eine Anstellung fesseln zu lassen. So lebte er, großentheils in seiner Vaterstadt, fast ausschließlich der Poesie und literarischen Beschäftigungen hingegeben, bis zum Jahre 1635, wo er im fünfundachtzigsten Jahre starb. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift lautet: „Freund! Ich suchte während meines Lebens den Trost am Berge Parnassus, Du, besser berathen, such' ihn am Calvarienberge auf!"

Chiabrera's gesammelte Werke legen von der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Dichters hinlängliches Zeugniß ab. Man hat von ihm nicht weniger als fünf epische Gedichte (eine „Gothiade," „Amadeide," einen „Ruggiero" in reimfreien Jamben u. s. w.), eine Tragödie („Erminia"), drei Schäferdramen („Alcippo," „Gelopea," „Meganira"), sechs musikalische Dramen und Singspiele („Amore sbandito" — der verbannte Amor —, „il ballo delle Grazie" — der Tanz der Grazien —, „Orizia," „il pianto di Orfeo" — Orpheus Klagen —, „la pietà di Cosmo" — Cosmus' Mitleiden —, „Polifemo geloso" — der eifersüchtige Polyphem — und „Rapimento di Cefalo" — die Entführung des Cephalus —), poetische Episteln, lyrische Gedichte aller Arten, vom Hymnus und Dithyrambus bis zum Madrigal herab. Seinen eigentlichen Dichterberuf zeigte Chiabrera jedoch nur als Oden- und Liederdichter. Er goß die lyrischen Empfindungen in Formen, die der Freiheit der poetischen Anschauung angemessener sind, als die bis dahin fast allein üblichen Canzonen, Sonette und Madrigale. Und durch diese Reform, die er mit Geschmack und Verstand durchführte, wurde er für die lyrische Dichtung der Italiäner Epoche machend. Besonders durch seine Lieder (canzonette) hat er in der freiern Behandlung des daktylischen Rhythmus mit entschiedenem Glück den Ton angegeben. Es gelang ihm, Anakreon's Weise in Italien tönen zu lassen; mit größerer Leichtigkeit und in gefälligerer Form hatte sich die italiänische Sprache selten der antiken Liederpoesie angeschlossen. Als eifriger Verehrer Pindar's suchte er in seinen Oden den energischen Stil der pindarischen nachzuahmen. Aber ihn reizte, wie es scheint, nur die lyrische Ekstase des Griechen. Er erkannte das Wesen der Ode nur im kühnen Schwunge der Phantasie, in malerischen Phrasen und in mythologischen Bildern. Er ging selbst so weit, auch die dreifache Abtheilung der pindarischen Ode in Strophe, Antistrophe und Epode nachzubilden. In den Lobgedichten, denen er diese Form gab, hat die Sprache einen rythmischen Schwung, wie vielleicht in keinem früheren italiänischen Gedichte. Daß aber ein Mann von solcher Begabung in seinen drei gegen Martin Luther gerichteten „moralischen Canzonen" die niedrigsten Schmähungen über den deutschen Reformator ausspricht, verdient als ein Umstand angeführt zu werden, der ebenso für den Dichter, wie für seine Zeit charakteristisch ist.

Im Gegensatz zu Chiabrera, dem die Beschäftigung mit der Poesie für seinen Lebensberuf galt, mag hier des 1553 zu Urbino geborenen Bernardino Baldi erwähnt werden, eines Mannes, dem die Poesie nur zur Erholung von umfassenderen, ernsteren Studien diente, der gleichwohl als Dichter berühmt und besonders wegen seiner glücklichen Behandlung der reimfreien Jamben geschätzt ist. Schon in seiner Jugend übersetzte er die „Phänomena" des griechischen Dichters Aratus in italiänische Verse und verschiedene andere Schriften in's Lateinische. Er erlernte auch die französische, deutsche, provenzalische und die vornehmsten morgenländischen Sprachen, so daß er, wie seine Grabschrift besagt, zwölf

Sprachen kannte. Die Pest, welche 1576 zu Padua wüthete — wo Baldi seit 1573 mathematischen und literarischen Studien obgelegen — nöthigte ihn, in seine Vaterstadt zurückzukehren, um hier seine Studien mit großem Eifer fortzusetzen. Unterdessen verbreitete sich der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs Ferrante II. von Guastalla. Dieser ernannte ihn 1580 mit einem ansehnlichen Jahrgehalt zu seinem Mathematiker und sechs Jahre später zum Abt von Guastalla. 1586 machte Baldi eine Reise nach Rom, und wahrscheinlich erhielt er damals den Titel eines „Protonotario Apostolico." Einige Reisen nach Urbino, Rom und Venedig abgerechnet, lebte er zu Guastalla bis zum Jahre 1613, wo er von dem Fürsten die Erlaubniß erhielt, sein geistliches Amt niederzulegen, und sich nach seiner Vaterstadt zu Ruhe zu begeben. Hier starb er 1617. Seine Gedichte (in der Sammlung: Versi e prose di Monsignor Bernardino Baldi da Urbino, abbate di Guastalla. Venez. 1590) sind von einer Correctheit, an der man bald den Mann des Cinquecento erkennt. Sein in versi sciolti geschriebenes Lehrgedicht „della Nautica" gehört zu den besseren didaktischen Poesieen der Italiäner. Der achtzehnsilbige Vers, in welchem er sein „Diluvio universale" (die Sündfluth) geschrieben, hat eben so wenig Beifall gefunden, als der vierzehnsilbige, von dem er in seinem Jugendgedichte „Lauro" eine Probe gegeben. Dagegen genossen seine Eklogen und Idyllen — unter ihnen besonders „Celeo oder der Garten" — eines großen Rufes. Seine Sonette, die fast sämmtlich antike Kunstwerke und Ruinen zum Gegenstande haben, sprechen in gelungenen Versen seinen Sinn für die Schönheit der Ueberreste einer großen Vergangenheit aus. Auch als Fabeldichter hat Baldi einige Berühmtheit erlangt. Seine hundert Fabeln — er nennt sie „Apologen" (apologi) — gehören mit zu den ersten Versuchen der neueren Literatur, die äsopische Fabel in ihrer alten Simplicität wiederherzustellen. Sie sind, wie die unsers Lessing, in Prosa geschrieben, und zeichnen sich durch epigrammatische Kürze aus.*) Der Literator Crescimbeni hat die Apologen Baldi's als Madrigale versificirt und Malatesta Strinati diese mit Nutzanwendungen versehen. So erschienen sie zu Rom 1702.**) — Baldi's literarischer Nachlaß soll aus mehr als hundert theils gedruckten, theils handschriftlichen Werken bestanden haben. Sie gehören meist dem Gebiete des Kirchenrechts, der Kirchengeschichte, der physikalischen und mathematischen Wissenschaft an, und sind großentheils in lateinischer Sprache geschrieben.

Wenn wir von den Männern sprechen, welche im Uebergange von dem Cinquecento zum Seicento, d. i. vom sogenannten goldenen Zeitalter der italiänischen Literatur zu dem Jahrhundert des sinkenden Geschmacks, den besseren Geist des 16. Jahrhunderts repräsentiren, so dürfen wir auch hier schon nicht unterlassen, den eben besprochenen Vertretern des ernsteren Stils diejenigen Schriftsteller beizugesellen, welche in ihren theils prosaischen, theils poetischen Werken — mögen diese auch erst im 17. Jahrhundert erschienen sein — den heiteren, satirischen Geist des Cinquecento zum classischen Ausdruck brachten. Einer von ihnen ist Trajano Boccalini, welcher, der Sohn eines namhaften Architekten und Erbauers der Marienkirche zu Loreto, an diesem Orte 1556 geboren war. In Rom erhielt er seine Erziehung und Ausbildung, woher sein Beiname „Romano." Schon auf den Jüngling, der den wissenschaftlichen Studien sich mit großem Eifer hingab, übten die politischen Ereignisse der Zeit eine große Anziehungskraft aus. Dieses Interesse ließen auch später die vielen politischen Digressionen erkennen, welche sich in seinen Schriften finden, so wie die Tendenz seiner ganzen Satire auf die Politik. Boccalini erhielt nach und nach einige

*) Als Probe derselben seien hier einige der kürzesten mitgetheilt: „Sicilien bat den Neptun, es wieder mit Italien zu verbinden. Der Gott erwiederte: Du bist thöricht, und weißt nicht, wie viel besser es ist, ein kleines Haupt als ein großer Fuß sein." — „Der Fluß rühmte sich, weit größer zu sein, als der Quell; dieser entzog jenem seine Gewässer, indem er sagte: Und nun bin ich größer, als Du."

**) Von den älteren italiänischen Fabeldichtern verdienen noch Cesare Pavesi („Centi e cinquanta favole bi Pietro Targa," Venez. 1587) und Verdizotti („Cento favole morali," Venez. 1577) erwähnt zu werden. Die Sammlung des Letzteren ist wegen der vom Verfasser selbst besorgten Holzschnitte merkwürdig, deren Zeichnung von Einigen dem Tizian beigelegt wird.

Statthalterschaften im Kirchenstaate, entsprach jedoch den bei seiner Anstellung gehegten Erwartungen nicht. Vittorio Rossi (Erythräus) sagt ihm nach, er habe Andern wohl treffliche politische Regeln vorschreiben können, jedoch selbst dergleichen nicht zu befolgen verstanden. Die Klagen, welche aus seinem Verwaltungsbezirke zu Rom einliefen, bewiesen, daß seine Stärke in der Verwaltungskunst nur in der Theorie bestehe. Man wandte deshalb das italiänische Sprichwort auf ihn an, wonach Niemand stärker vom Rechte abweiche, als ein Rechtsgelehrter. Der römische Hof nahm ihm deshalb bald seine Aemter wieder. Er lebte eine Zeit lang zu Rom und machte sich durch seine Satiren einen Ruf. Alle Akademieen beeiferten sich, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. An den Cardinälen Borghese und Cajetani fand er einen Rückhalt gegen die Verfolgungen, welche ihm seine spitzigen Bemerkungen zuzogen. Allein in seinen „Ragguagli di Parnasso" erlaubte er sich zu beißende Personalitäten und in seiner „Pietra del Paragone" (Probierstein) erklärte er laut seine Abneigung gegen die spanische Regierung; er deckte darin nicht nur die Schwächen derselben auf und brachte Mittel in Vorschlag, dieselbe gänzlich zu vertilgen, sondern gab den Spaniern auch Anschläge auf die Unabhängigkeit Italiens Schuld und rügte mit Bitterkeit deren zu Neapel und an anderen Orten verübte Tyranneien. Vergebens suchten seine Gönner ihn gegen Angriffe und Nachforschungen zu schützen. Er sah sich genöthigt, nach Venedig zu entfliehen; aber seinem satirischen Drange vermochte er nicht Einhalt zu thun. Unter dem Titel: „Bilancia politica di tutte le opere di Cornelio Tacito" gab er eine Schrift heraus, in welcher der Commentar zum Tacitus nur einen Vorwand bildet, unter dem er jede Gelegenheit zu politischen Anspielungen und besonders zu Seitenhieben auf die spanische Regierung ergreift. In einer der früheren Schriften hatte er einmal in Bezug auf die Satire des Niccolo Franco — von dem wir in dem Abschnitte über Ariosto's Zeitgenossen gesprochen haben — bemerkt, es sei nicht gerathen, großer Herren Handlungen scharf durchzuhecheln, „da diejenigen, welche lange Zungen hätten, ihr Lebensalter gewöhnlich nicht hoch brächten." Die Richtigkeit dieses Ausspruches sollte an Boccalini selbst bestätigt werden. Eines Morgens — im Jahre 1615 — traten vier maskirte Personen in sein Schlafzimmer, überfielen den im Bette Liegenden und mißhandelten ihn in entsetzlicher Art, so daß er bald darauf seinen Geist aufgab.*) — Boccalini's Satire zeichnet sich durch ein scharfes Auffinden der Gebrechlichkeiten aller Art, sei es in staatlicher, sittlicher oder wissenschaftlicher Beziehung, durch freies, unbestochenes Urtheil, durch witzigen Spott und durch eine sinnreiche Einkleidung aus. Sein schriftstellerischer Ruhm begründet sich hauptsächlich auf die schon genannten „Nachrichten vom Parnaß" (Ragguagli di Parnasso, Venedig 1612 ff.), deren Fortsetzung „la Segretaria di Apollo" bildet. In diesem Werke, das aus zwei Centurien besteht, die in Ragguagli eingetheilt sind, wird ein unter Apollo's Herrschaft stehender Staat auf dem Parnasse geschildert. Unter den Bewohnern desselben trifft man berühmte Namen aller Zeiten und Nationen. Urtheile über politische, literarische und moralische Angelegenheiten sind dem Apollo in den Mund gelegt. Nach Erythräus soll Boccalini die Einkleidung seiner Satiren dem Niccolo Franco und dem Cesare Caporali entlehnt haben, ein Umstand, der jedoch nicht geeignet ist, ihm den Ruhm zu schmälern, den ihm noch im vorigen Jahrhundert ein englischer Kritiker (in London Magazine, 1741) beilegt, indem er bemerkt: Boccalini sei ein wahres Original, und obgleich man sagen könnte, daß seine Schriften einige Aehnlichkeit mit denen des Lucian haben, so dürfe man sie doch keineswegs Nachahmungen derselben nennen. Man wisse, mit welcher Begierde sie zur Zeit ihres Erscheinens gelesen, und wie sehr sie auch späterhin geschätzt worden, obwohl die Zeit die feinsten Züge derselben ohne Commentar für uns unverständlich gemacht habe. Boccalini's „Ragguagli" sind auch in's Deutsche übersetzt worden. Zuerst vollständig im

*) Es war damals eine nicht ungewöhnliche Art, unbequeme Personen dadurch aus dem Wege zu räumen, daß sie mit kleinen voll Sand gefüllten Säcken so lange geschlagen wurden, bis die ganze Haut mit Blut unterlief, worauf alsbald ein schmerzlicher Tod eintrat. Man nannte dies „Saccheggiare." Auch Boccalini soll ein Opfer dieser Procedur geworden sein.

17. Jahrhunderte in einem sehr selten gewordenem Quartbande, dann auszugsweise in dem Nürnberger „Wochenblatt ohne Titel" (1769 ff.) und in Schmitt's „Ital. Anthologie" (1. Theil. 1778). [Aus der letzteren Uebersetzung theilen wir in der Auswahl einige Stücke mit.]

Eine populärere Form hatte Tassoni's Satire. Alessandro Tassoni war am 28. September 1565 zu Modena geboren. Nachdem er zu Ferrara und Bologna die Rechtswissenschaften studirt, trat er 1599 als Secretair in die Dienste des Cardinals Ascanio Colonna zu Rom. Mit diesem Prälaten reiste er 1600 nach Spanien, von wo er nach zwei Jahren zurückkehrte, um für seinen Herrn vom Papste Clemens VIII. die Erlaubniß zu erbitten, daß der Cardinal das ihm vom spanischen Hofe angebotene Vicekönigthum von Aragonien annehmen dürfe. Das Wohlwollen, mit welchem der Papst Tassoni aufgenommen, bestimmte diesen, sich die Tonsur geben zu lassen, aber eine Pfründe zu erhaschen gelang ihm nicht. Kaum hatte er sich wieder einige Wochen bei dem Cardinal in Spanien aufgehalten, als er von diesem den Auftrag erhielt, nach Rom zurückzukehren, um gegen ein Jahrgehalt von 600 Scudi die Verwaltung des dort vom Cardinal zurückgelassenen Vermögens zu übernehmen. Zu Rom wurde Tassoni bald ein beliebtes und fleißiges Mitglied der Akademieen der „Umoristi" und der „Lincei." Wie lange er in Colonna's Diensten gestanden, ist ungewiß; man weiß jedoch, daß Tassoni noch mehrere Jahre nach dem 1608 erfolgten Tode des Cardinals von seinem eigenen geringen Vermögen in Rom lebte. Unter den Fürsten Italiens zeichnete sich damals besonders der Herzog Carl Emanuel von Savoyen, der Große genannt, durch Geist und Kenntnisse aus. Die Kühnheit, mit der er sich gegen die mächtigen Spanier, seine Nachbaren im Herzogthum Mailand, aufgelehnt, hatte einen warmen Vertheidiger in Tassoni gefunden, der, wie Boccalini, ein erklärter Feind der Spanier war. In einigen Privatbriefen hatte er jene Kühnheit gepriesen; der Herzog erhielt Kenntniß davon und drückte in Gnadenbezeugungen seine Erkenntlichkeit aus. Tassoni wurde 1618 zum Secretair bei der savoyardischen Gesandtschaft zu Rom und zum Kammerherrn bei dem jüngsten Sohne des Herzogs, dem Cardinal Thomas, mit einer Pension von 300 Ducaten ernannt. Er wohnte auch zwei Jahre im Gesandtschaftshause, zog aber keinen Heller Gehalt. Endlich bekam er 1620 nebst einem ansehnlichen Reisegelde den Befehl, sich zur weitern Beförderung nach Turin zu begeben. Es geschah; er erhielt Audienz beim Herzoge, viel Versprechungen und sonst nichts. Nachdem er lange vergeblich um eine zweite Audienz angehalten hatte, zeigte es sich, daß ihm einige Hofleute, die die Anstellung des talentvollen Fremdlings ungern sahen, schlechte Dienste geleistet hatten. Es wurde nämlich eben ein Vergleich mit dem spanischen Hofe unterhandelt; man wußte den Herzog zu überreden, Tassoni sei der Verfasser zweier heftiger Schriften gegen die Spanier, die damals in Italien circulirten,*) und werde als solcher ein Hinderniß des Vergleichs sein. Kein Wunder, daß der Dichter der Politik geopfert wurde. Tassoni begab sich in eine Abtei bei Saluzzo, wo er seiner Jagdliebhaberei einen großen Theil der Muße opferte. Nach des Papstes Paul's V. Tode beauftragte ihn der Herzog von Savoyen, nach Rom zu gehen, um für die Wahl des Prinzen Cardinals Thomas, der bereits vorausgereist war, thätig zu sein. Ehe er jedoch in Rom ankam, war Gregor XV. bereits erwählt. Der Prinz Cardinal war vom Könige von Frankreich zum Protector seines Reichs zu Rom erklärt worden. Der französische Gesandte verschaffte Tassoni das Secretariat bei dem Protector. Der Prinz jedoch, welcher es mit den Spaniern nicht verderben wollte, bestimmte durch sein kaltes Benehmen seinen Secretair, auf Ertheilung des Abschiedes anzutragen, den er alsbald erhielt. 1623, nach Urban's VIII. Wahl, kam der Prinz nach Rom zurück. Tassoni besuchte ihn nicht. Dies hatte wieder eine Menge von Chicanen und Verhetzungen zur Folge. Bei allen diesen Händeln blieb Tassoni's guter Name unverletzt. Des Hoflebens überdrüssig,

*) Diese Schriften waren: „Sieben Reden gegen Philipp III. von Spanien zu Gunsten des Herzogs von Savoyen," welche den Titel „Filippiche" führten, und eine Brochüre unter dem Titel: „**Esequi della Monarchia di Spagna.**"

lebte er zu Rom ganz eingezogen in fortwährendem Verkehr mit den Wissenschaften. Seinen Garten grub und bauete er selber; neben diesen Beschäftigungen zog ihn besonders die Jagd und der Krammetsvogelfang an. Da wurde er 1626 seiner Einsamkeit durch den Cardinal Lodovisio, einen Neffen des Papstes Gregor XV., entrissen, der ihn zu seinem Secretair machte. Nach dem Tode dieses Prälaten beeiferte sich der junge Herzog von Modena, Franz I., einen Modenesen auszuzeichnen, in welchem Italien einen seiner vorzüglichsten Geister verehrte. Tassoni wurde 1532 an den Hof des Herzogs berufen, zum „Gentiluomo trattenuto" (Kammerherrn) und Geheimrathe mit gutem Gehalte ernannt, und erhielt eine Wohnung im herzoglichen Palaste. Aber nur wenige Jahre erfreute er sich der behaglichen Stellung. Er starb am 25. April 1635.

Die Schriften, welche Tassoni hinterlassen, zeigen ihn uns als einen Mann von gediegenen Kenntnissen und bedeutendem Geiste. Seine (1827 erschienenen) Briefe beweisen, wie hell und richtig er seine Zeit und deren Politik beurtheilt; seine nach Baronius bearbeitete Kirchengeschichte, so wie die von ihm gelieferten Anmerkungen zum „Vocabulario della Crusca" charakterisiren ihn als einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Als ein Kritiker von nicht gewöhnlichem Talente erscheint er in seinen zehn Büchern „verschiedener Gedanken" („Pensieri diversi"), die großentheils aus den von ihm als Mitgliede der römischen Akademieen gehaltenen Vorträgen entstanden sind. Dieses Werk, von welchem schon 1608 eine Probe unter dem Titel „Quesiti" gedruckt worden, erregte durch manche paradoxe Bemerkungen viel Aufsehen; noch mehr aber die „Considerazioni sopra il Petrarca," die Tassoni 1609 herausgab. Wenn es damals kühn war, den Homer und Aristoteles zu tadeln, wie er es in seinen Pensieri gethan,*) so war es noch ungleich kühner, die zahlreiche Partei der Petrarchisten anzugreifen, und vieles an einem Dichter mittelmäßig zu finden, an welchem man Alles bewunderte. Der Angriff Tassoni's gegen die poetische Autorität Petrarca's rief einen heftigen Federstreit hervor, in dem auch Tassoni nicht müßig blieb. Giuseppe Aromatari aus Assisi übernahm die Vertheidigung des Petrarca. Er setzte 1611 den Considerazioni des Tassoni „Risposte" entgegen, die aber nur die ersten zehn Sonette betreffen. Tassoni antwortete in demselben Jahr mit seinen „Avvertimenti," die er unter dem Namen Crescenzio Pepe drucken ließ. Diese Schrift erwiederte Aromatari durch „Dialoghi" unter dem angenommenen Namen Falcidio Melampodio, und Tassoni antwortete noch einmal in einer sehr bitteren Schrift „Tenda rossa," unter dem fingirten Namen Girolamo Nomisenti.**) Der Humor, mit dem sich Tassoni vertheidigte, bildete die ergötzlichsten Momente in diesem Streite; es kann aber auch nicht geleugnet werden, daß jener sich durch die strenge Kritik, der er die vielgepriesenen Sonette Petrarca's unterwarf, ein großes Verdienst um die Poesie der Italiäner erworben.

*) Den Geist, der in diesen Reflexionen herrscht, veranschaulicht am besten folgende Stelle aus einem Briefe Tassoni's: „Es ist doch spaßhaft von Euch Aristotelikern, daß Ihr, sobald Euer Prophet etwas sagt, das Euch nicht gefällt, sogleich den Sinn der Stelle leugnet, wie klar und deutlich auch derselbe sein mag, und aus seinen Worten das erzwingen wollt, was Euch gut dünkt. Ihr seid schon so weit gekommen, daß Ihr ihn zum Christen macht, er mag wollen oder nicht, und ich erlebe es noch, daß Ihr uns seine Wunder beweist und um seine Seligsprechung anhaltet. Sollten Plato und Sokrates auferstehen und gewahr werden, daß so große Philosophen, die vor und nach dem Aristoteles gelebt, von unsern neuen Geistern mit dem Schildkrötenhirne für bloße Narren gehalten werden, was möchten sie sagen? Allein Ihr macht das schon klug. Bedientet Ihr Euch eines solchen Aberglaubens nicht zur Verfinsterung des jugendlichen Verstandes, so würde man zur alten Philosophirfreiheit zurückkehren, und Ihr dürftet in Gefahr kommen, Euern Gehalt zu verlieren, den Euch das Publikum gewährt, damit Ihr mit Euern Spitzfindigkeiten die Lehre des Aristoteles und alle seine Chimären vertheidigt. Aber ich bitte Euch, erzürnt Euch doch nur nicht so sehr, wenn ich es nicht immer mit Aristoteles halte. Ich gebe zu, daß sein Vertrag schön und sinnreich ist; allein ich will Euch etwas Neues sagen, und erbitte mir die Meinung meiner Freunde, um mich belehren, nicht aber um mir nachweisen zu lassen, worin ich gegen Aristoteles anstoße. Ihr freilich, die Aristoteles besoldet, müßt allerdings seine Lehre vertheidigen, sie mag wahr oder fasch sein; mich geht indeß dieses nichts an."

**) Muratori, der Biograph Tassoni's, bemerkt in Bezug auf den Titel „Tenda rossa," Tassoni habe dem Tamerlan nachgeahmt, der zuerst ein weißes Zelt aufzuschlagen pflegte, um seinen Feinden Verzeihung anzubieten, dann ein rothes, um ihnen Krieg anzukündigen, und endlich ein schwarzes, zum Zeichen gänzlicher Vertilgung.

Um nun auf Tassoni's eigene poetische Arbeiten überzugehen, bemerken wir, daß er sich in verschiedenen Gattungen versucht, ehe er an die Ausführung desjenigen Werkes ging, durch welches die italiänische Literatur wesentlich bereichert wurde, und welches als eine der besten Schöpfungen im Gebiete der komischen Epik anerkannt ist. In seinem achtzehnten Jahre dichtete Tassoni das, jetzt noch in Modena aufbewahrte, Trauerspiel „Enrico," dem er als kritischen Epilog vier Jahre später einen Aufsatz, locus poenitentiae betitelt, hinzufügte, worin die Mängel des Stückes von dem Autor selbst gerügt und mit seinem jugendlichen Alter entschuldigt werden. Später beabsichtigte er die Entdeckung und Eroberung Amerika's in einem ernsten Epos zu besingen. Doch scheint er nur den ersten Gesang desselben vollendet zu haben. Er findet sich unter dem Titel „Oceano" mehreren Ausgaben der „Secchia rapita," seines Hauptwerkes, beigedruckt. Außer diesen Schriften hat man von ihm noch einige satirische Sonette, die, wie alle seine übrigen Producte, in einem originellen Stil geschrieben sind. Diese Originalität des Stils ist es denn auch, durch welche sich sein vorhin genanntes Werk „Der geraubte Eimer" („La Secchia rapita") zunächst auszeichnet. Man hat von Tassoni behauptet: er sei ganz Original; er habe von den Alten nichts geborgt, kein Gleichniß, keine Sentenz; er habe keinem etwas verdanken, selbst mit keinem rivalisiren wollen, und das erwähnte ernste Epos wahrscheinlich darum unvollendet gelassen, weil er gesehen, daß schon Tasso in dieser Dichtungsart die Palme errungen. Man hat aber auch die Frage aufgeworfen, ob Tassoni die Idee, ein heroisch-komisches Heldengedicht zu schreiben, in Italien zuerst gehabt habe? Und diese Frage, glaubte man, liege um so näher, als bereits einige Jahre vor dem ersten Erscheinen des „geraubten Eimers" ein anderes komisches Epos „lo Scherno degli Dei" von Bracciolini erschienen war. Der Streit über den chronologischen Vorrang des einen oder andern dieser beiden Gedichte wurde eine ernste Angelegenheit der literarischen Parteien; nach dem Datum des Kalenders wollte man entscheiden, wer der „Erfinder" der komischen Epopöie in der neueren Literatur sei, ob Tassoni oder Bracciolini. Man schien ganz vergessen zu haben, daß die Hauptsache, der komisch-epische Stil, längst erfunden war. Der Gedanke, die komische Manier, die in Berni's Umarbeitung des verliebten Roland mit einer ernsteren nur abwechselt, durch eine ganze Erzählung durchzuführen, dem Scherze ein wenig Satire beizumischen, und statt der alten Ritter, die sich von keiner neuen Seite mehr zeigen wollten, andere Personen auftreten zu lassen, dieser Gedanke scheint nicht so bestimmend, daß hierbei von der Erfindung der komischen Epopöie überhaupt die Rede sein konnte. Was indessen die Prioritätsfrage betrifft, so ist es hinlänglich festgestellt, daß Tassoni's Gedicht längst vollendet, ehe das Werk Bracciolini's erschienen war. In seinen zu Modena aufbewahrten Annalen bemerkt Tassoni in Bezug auf das Jahr 1249: „Dieser Krieg, in welchem König Enzio gefangen ward, habe ich als junger Mann in einem Gedichte, welches der geraubte Eimer überschrieben ist, besungen, welchem wir wegen seiner Neuheit kein Leben prophezeihen, da es ein Gemisch von Heroischem, Komischem und Satirischem enthält, dergleichen bis dahin noch nicht bekannt war. Der hölzerne Eimer, welcher nach unserer Erdichtung den Krieg veranlaßte, wird noch in der Kathedrale von Modena aufbewahrt, und es geht die Sage, daß er einige Monate zuvor den Bolognesern von den Modenesern in einem unter dem Thore von San Felice erfolgten Scharmützel abgenommen sei." Muratori versichert, daß wirklich in dem Thurme der Kathedralkirche zu Modena ein hölzerner Eimer aufbewahrt werde; daß aber das Factum, dem Tassoni die Entstehung des von ihm besungenen Krieges zuschreibe, keineswegs durch das Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller erwiesen sei; nur ein alter Chronikenschreiber gedenke desselben, aber beim Jahre 1325. Die Unzuverlässigkeit dieses Factums nimmt glücklicherweise dem Werthe der „Secchia rapita" nichts. Wenn Tassoni behauptet, sie in seiner Jugend geschrieben zu haben, so geschah es vielleicht, um in den ernstern Verhältnissen, worin er sich in seinen spätern Jahren befand, alles Aergerniß zu vermeiden. So viel ist gewiß, daß das Werk um's Jahr 1616 vollendet war, und daß der Dichter seit diesem Jahre Versuche machte, das Imprimatur in Italien zu erhalten. Man verweigerte es ihm wegen einer Menge persönlicher und localer Anspielungen, die er

nicht wegstreichen wollte. Es wurde daher erst 1622, und zwar auf Veranstaltung seines Freundes, des Ritters Marino, zu Paris gedruckt. Der Verfasser versteckte sich hier hinter dem angenommenen Namen Androvinci Melisoni, um erst zu sehen, welchen Effect sein Gedicht machen würde. Es fand Beifall, und man erlaubte dem Dichter, es mit einigen Veränderungen in Italien drucken zu lassen. So erschien es mit des Dichters Namen 1624 zu Ronciglione (eigentlich zu Rom), welche Ausgabe unter den älteren am meisten geschätzt wird. Tassoni lieferte selbst unter dem angenommenen Namen Gasparo Salviani einige Anmerkungen, fast sämmtlich satirischer Art.

Das Gedicht enthält zwölf Gesänge in Ottave rime. Die Vorzüge, denen dasselbe eine classische Autorität in der italiänischen Literatur verdankt, sind Klarheit der Gedanken und Bilder, Präcision des Ausdrucks, eine Leichtigkeit und Eleganz der Sprache, die unwillkürlich an Ariosto erinnern. Eine besondere nationale Bedeutung für die Italiäner sollte die Idee haben, die der ganzen Erfindung zum Grunde liegt. Diese Idee ist die Indignation über die Jahrhunderte lang fortgesetzte Zersplitterung Italiens durch kleinliche Streitigkeiten seiner Staaten und Städte unter einander, die sich in der dritten Stanze des ersten Gesanges ziemlich deutlich ausgesprochen findet. Von diesen elenden Zwistigkeiten wie durch einen moralischen Spiegel ein Carricaturbild zu zeigen, ist Tassoni's Absicht. Der Zwist, um den sich die Begebenheiten des ganzen Gedichtes, und die wichtigen Kriege und Unterhandlungen, womit uns dasselbe bekannt macht, drehen, ist durch die Wegnahme eines Eimers entstanden, den die Modeneser, im Gedichte nach ihren Schutzheiligen Geminianer genannt, denen aus Bologna entführten, als sich zwischen beiden ein Handgemenge entwickelt hatte. Zweimal schickten die Bologneser, welche Tassoni nach ihrem Patron Petronianer nennt, wegen Rückforderung des Eimers, Gesandte nach Modena. Der modenesische Senat unter seinem Potta (Podesta) willigt endlich in die Rückgabe, wofern die Bologneser selbst den Eimer zurückholen würden. Dies lehnen Letztere entschieden ab, und nun beginnt der Streit von Neuem. Die Götter selbst nehmen an demselben Theil; neben und über jenen irdischen Zwistigkeiten entwickeln sich auch deren im Olymp, wo Vulcan und Mars hart aneinander gerathen, da Ersterer seinen Hammer gegen den Kriegsgott schleudert. Die Götter steigen zur Erde herab, um für ihre Schützlinge zu wirken. Bacchus besorgt aus Deutschland für die Modeneser Rekruten und Venus rührt den König Enzio, der Stadt Modena Beistand zu leisten. Pallas und Phöbus nehmen sich Bologna's an. Nachdem die Rüstungen auf beiden Seiten in's Werk gesetzt sind, entwickelt sich der erbittertste Krieg, dessen Gefechte mit Unterhandlungen abwechseln; dazwischen sind einzelne Episoden verflochten, deren eine wir unten mittheilen. Im neunten Gesange kommen auch Verzauberungen vor. Von hier an beginnt ein Graf Culogna, der Repräsentant aller feigen militairischen Großprahler, sich sehr bemerklich zu machen, neben welchem als Caricatur aller süßen Herren ein Titta figurirt. Beide läßt der Dichter einen Zweikampf bestehen, in dem Culogna schmählich die Flucht ergreift. Endlich sendet der Papst einen Legaten in die Lombardei, welcher dem anstößigen Hader ein Ende machen soll, von einem Jacopo Mirandola aber mit den für einen Geistlichen höchst unangenehmen Reden begrüßt wird. Der Legat vermittelt aber schließlich doch den Frieden, und beiden Theilen wird im Instrumente desselben der Eimer reservirt, Beide geben einander ihre Gefangenen und das gegenseitig besetzte Gebiet zurück, so daß im Grunde nach so vielen Anstrengungen im Ganzen durch diesen wüthenden Krieg gar keine Veränderung eingetreten ist.

Tassoni sprach in seinem Gedichte die oben bezeichnete Grund-Idee desselben deutlich genug aus; die italiänischen Bewunderer des Gedichts hielten sich jedoch mehr an den Witz des Dichters in kleinen Zügen und Nebendingen. Dieser Witz nimmt allerdings durch heitere Schalkhaftigkeit für sich ein. Um die Feinheit seiner Satire aber ganz zu würdigen, fehlte der Nachwelt die genauere Local- und Personalkenntniß. So ist der größte Theil der vielen localen und persönlichen Anspielungen, welche sein Gedicht durchziehen, für die Nachwelt unverständlich oder bedeutungslos geworden, ein Umstand, den wir auch bei Boccalini und früheren Satirikern angedeutet haben, und der gerade bei

Tassoni oft genug zu dem Ausdruck des Bedauerns Anlaß gegeben, daß der Dichter sein schönes Talent für Satire nicht auf allgemeinere Gegenstände angewendet habe!

Die ältesten Ausgaben der „Secchia rapita" haben wir bereits angeführt. Von den späteren sind besonders nennenswerth die in Venedig 1739 erschienene, der eine weitläuftige Biographie des Dichters vorangeschickt ist, die prachtvolle modenesische Quartausgabe von 1744 (mit einer gelehrten Vorrede und Anmerkungen von Barotti) und die correcten und geschmackvollen pariser Ausgaben von 1766 (in 2 Bänden) und 1768. Ein correcter Abdruck des Gedichts findet sich auch im (leipziger) „Parnasso Italiano continuato," 1833. — Deutsche Uebersetzungen sind in einer älteren Bearbeitung von 1781 („Der geraubte Eimer. Ein heroisch-komisches Gedicht. Aus dem Italiänischen mit Anmerkungen von Friedr. Schmit.") und in einer neuen von P. L. Kritz vorhanden. Den neunten Gesang allein hat Gries übersetzt. („Gedichte und poetische Uebersetzungen." 2. Band.)

Bei der Erwähnung jener müßigen Streitfrage um die „Erfinder" des komischen Epos haben wir bereits den Rivalen Tassoni's genannt. Francesco Bracciolini war zu Pistoja am 28. November 1566 geboren. Wie Tassoni hatte er sich den juristischen Studien gewidmet und nach Vollendung derselben auf der Universität Pisa nach Rom begeben. Hier war er bald in nähere Beziehungen zu dem Cardinal Barberini, dem späteren Papst Urban VIII., getreten. Die Gnadenbezeigungen dieses Papstes sicherten ihm ein sorgloses behagliches Leben, das er großentheils geschäftsfrei bis zu seinem achtzigsten Jahre führte. Er starb am 31. August 1645 auf seinem Gute Castel di Ripalta. Bracciolini hat eine große Anzahl lyrischer, epischer, dramatischer Producte hinterlassen, die sämmtlich wenigstens von einer fruchtbaren Phantasie und von einer bedeutenden Fertigkeit, in Versen alles Mögliche, dem Stoffe nach noch so Widerstrebende zu schildern, Zeugniß geben. „Das wiedereroberte Kreuz" (La Croce racquistata) ist der Titel einer seiner älteren epischen Dichtungen; sie enthält die Geschichte eines Krieges, den der griechische Kaiser Heraklius gegen die Perser führte, um ihnen unter andern Reliquien, die sie bei der Einnahme Jerusalems erbeutet hatten, auch das „heilige Holz" (sacro legno) wieder abzunehmen. Diese Geschichte poetisch auszuschmücken sind Abenteuer und Liebschaften hinein verflochten. So weit das Werk durch den Druck (Paris 1605, Venedig 1611) bekannt geworden, ist es nur ein Fragment von 15 Büchern. Es hat unter den italiänischen Kritikern nicht an solchen gefehlt, die dem Werke übermäßiges Lob spendeten, während ein unbefangenes Urtheil ihm andere Vorzüge, als die einer correcten Diction, nicht zugestehen mag. Als guter Christ glaubte Bracciolini etwas Nützliches und Sinnreiches zugleich zu thun, wenn er die griechischen Götter lächerlich machte. Er ersann eine epische „Verhöhnung der Götter" (Scherno degli Dei), jene Arbeit, welche den oben berührten Streit wegen des komischen Epos veranlaßte. Bracciolini sagt geradezu, zur Verherrlichung des früher besungenen heiligen Kreuzes fehle nur noch, daß die heidnischen Götter in ihrer Nichtigkeit aufgefaßt und dargestellt würden. Er ruft sogar Christum an, ihn in seinem guten Vorhaben zu unterstützen. An einer anderen Stelle des Gedichtes bekennt er, daß er seine Zeitgenossen mit Scherzen unterhalte, weil er ihnen keine Empfänglichkeit für die Reize der ernsten Muse mehr zutraue; im Eingange aber gesteht er: sein Kopf, der, mit Flattergeistern erfüllt, die Regeln der Kunst verachte, die er nun so viele Jahre ernstlich geübt habe, wolle nun auch einmal seinem natürlichen Wesen sich überlassen und der Natur folgen, welche, wie sie seiner Zither erste Lehrerin gewesen wäre, auch deren letzte Meisterin sein solle. Nach seiner Erfindung beabsichtigen Mars und Venus, sich an Vulcan dafür zu rächen, daß er sie in dem künstlichen Netze gefangen und sie dem Gelächter der olympischen Götter preisgegeben habe. Deshalb erfindet Bracciolini einen allegorischen Gott, den Zorn (lo Sdegno); dieser muß den Mars aufregen; er fährt gewaltig zur Erde herab, vor die Schmiede Vulcan's. Bellona eilt hinzu und mischt sich in den Streit, den Vulcan endigt, indem er seine Schaufel als Prügel gebraucht. Die Furcht besiegt den Zorn im Kriegsgotte. Er kehrt zur Venus zurück und bittet sie, Amor wider Vulcan zu senden, um Rache an demselben zu nehmen.

Amor weigert sich, wird gezüchtigt, und läuft nach dem Berge Ida. Venus bedauert ihre Härte und sucht den beleidigten Knaben auf. In einer Höhle der Apenninen findet sie den Taccone (Schuhflicker) betrunken neben einer leeren Flasche. Ein Schäfer, dem sich Venus als ein verirrtes Landmädchen aus Siena zu erkennen giebt, erzählt ihr die Geschichte des Taccone, welcher den Bacchus vorstellen soll. Venus nimmt im Zorne mit den Hirten der Gegend Verwandlungen vor, die sie nachher besänftigt wieder aufhören läßt. Taccone, zum Hader aufgereizt, läßt sich mit Vulcan in einen Streit ein, als dieser einen Wald fällen läßt, um Kohlen für seine Schmiede zu erhalten. Venus begiebt sich zu einem Zauberer, welcher die Teufel aus der Hölle heraufzubeschwören im Stande ist, damit ihr derselbe den Aufenthalt des entflohenen Amor entdecke. So läuft der Faden der Possen fort. Teufel und Hexenmeister werden in's Spiel gezogen. Die Ausführung ist durchgängig burlesk. Verhöhnt werden allerdings die Götter hinlänglich, aber meist nur auf Kosten des poetischen Interesses. Das ursprünglich mit vierzehn Gesängen abschließende Werk, das 1618 zuerst erschien, wurde später noch planlos weiter geführt, wie es heißt, weil dem wegen seines Geizes und seiner Habsucht bekannten Dichter für jede Stanze, die er noch folgen lassen würde, ein Geldstück angeboten war. Gleichwohl fehlt der eigentliche Schluß des Ganzen. Als ein für den Verfasser günstiger Umstand mag noch erwähnt werden, daß das Werk einige glückliche satirische Ausfälle gegen die schwülstigen Dichter jener Zeit enthält.

Dem Stoff und der Behandlung nach ist den „verhöhnten Göttern" nahe verwandt des gleichzeitigen Giambattista Lalli — er lebte von 1572 bis 1637 — „travestirte Aeneïde" (l'Eneide travestita. Rom 1633). Lalli folgte darin seinem Original, dem Virgilianischen Epos, Schritt für Schritt, und lieferte mehr eine in's Burleske (in Stanzenform) gearbeitete Uebersetzung, als eine Travestirung in der Art Blumauers oder Scarrons. Außer der Aeneïde hat er auch mehrere Sonette Petrarca's travestirt. Unabhängig von fremden Stoffen sind seine beiden komischen Epen: „la Franceide" (1629) und „la Moscheide" („von den Fliegen") gearbeitet. Lalli's Schriften werden den besseren ihrer Zeit beigezählt. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erschienen mehrere episch-burleske Gedichte, von denen „il Malmantile racquistato" des florentinischen Malers Lorenzo Lippi (1606—1664) am berühmtesten geworden ist. Seinen Namen führt es nach dem zwischen Florenz und Pisa in Ruinen liegenden Bergschlosse Malmantile. Das Gedicht (ebenfalls in Ottave rime) ist von florentinischen Idiotismen und Sprichwörtern derartig durchwebt, daß es ohne die weitläuftigen Commentare, durch welche es Paolo Minucci, Salvini und Biscioni in den 1688 und 1731 zu Florenz erschienenen Ausgaben erläutert haben, nicht toscanischen Lesern unverständlich ist. In Bezug auf die dichterische Anwendung der Volksdialekte und Idiotismen gehört Lippi einem kleinen Kreise begabter Dichter an, auf die wir im folgenden Abschnitte zurückkommen werden.

---

## Auswahl übersetzter Stücke aus den Schriften Guarini's, Chiabrera's, Baldi's, Boccalini's, Tassoni's und Bracciolini's.

### I. Aus Guarini's „Pastor Fido."

#### 1. Zweite Scene des dritten Actes.

Amaryllis, Chor der Nymphen, Myrtill bei Seite, Corisca im Hintergrunde.

Amaryllis.
Seht da die Blinde!

Myrtill.
Seht sie, o Entzücken!

Amaryllis.
Was weilt Ihr noch?

Myrtill.
O Töne, die verwunden
Und heilen in Sekunden!

Amaryllis.
Wo seid Ihr, und was macht Ihr? Du, Lisetta,
Die so verlangt hat nach dem Spiel der Blinden!
Was zögerst Du? wo bist Du hin, Corisca?

Myrtill.
Wohl kann man jetzo sagen,
Die Lieb' ist blind und hat verbund'ne Augen.

Amaryllis.
Hört an und merkt, Ihr Beiden,
Die Ihr den Weg mir weist, und hier und dorten
Mich haltet bei der Hand, indeß sich uns're
Gespielinnen versammeln!
Führt erst mich weit hinweg von diesen Sträuchen,
Wo größ'rer freier Raum ist: in der Mitte
Laßt mich allein da stehen,
Und geht zur Schaar der Andern; all' zusammen
Schließt einen Kreis dann, und das Spiel beginne.

Myrtill.
Was wird aus mir hierbei? Ich kann nicht sehen
Bis jetzt, was für ein Vortheil zu erwarten
Von diesem Spiel sei, meinen Wunsch zu stillen;
Noch zeigt sich mir Corisca,
Mein Angelstern. Der Himmel sei mir günstig.

Amaryllis.
Nun kommt Ihr endlich. Dachtet Ihr nichts andres
Zu thun, als mir die Augen zu verbinden,
Thörinnen, die Ihr seid? Laßt uns beginnen.

Chor (singt).
Blind, o Liebe! willst du scheinen,
Und machst nur blind die Deinen
Für nahe Reue,
Denn mehr als das Gesicht, fehlt dir die Treue.

Sehend, blind, ich will dich fliehen,
Und, dir mich zu entziehen,
Die Stelle tauschen,
Denn, auch so blind, kannst du wie Argos lauschen.

Hast du mich so blind betrogen,
Und blind in's Netz gezogen,
Nun ich entsprungen,
Wär' ich wohl thöricht, wenn dir's gelungen.

Flieh' und scherze nach Gefallen,
Wird keine doch von allen
Dir ferner glauben,
Weil deine Scherze wild das Leben rauben.

Amaryllis.
Ihr spielt auch allzusehr von Weitem, hütet
Zu sehr Euch vor Gefahren.
Man muß wohl flieh'n, allein zuvor doch treffen.
Berührt mich, nähert Euch, und nicht für immer
Sollt Ihr so frei entkommen.

Myrtill.
Was seh' ich und wo bin ich, hohe Götter?
Im Himmel? auf der Erde? Habt ihr, Himmel,
In euren ew'gen Kreisen
So süße Harmonie? Steh'n eure Sterne
So hold im Gegenscheine?

Chor (singt).
Aber Du, treuloser Blinder,
Rufst mich zum Spiel nicht minder.
So sieh mich spielen,
Mit Füßen fliehn, mit Händen nach Dir zielen,
Und laufen und Dich treffen,
Bald hier, bald da Dich äffen,
Daß rings umher Du schweifest,
Und doch mich nie ergreifest,
O blinde Liebe,
Denn frei sind meine Triebe.

Amaryllis.
Bei meiner Treu', Lycoris!
Ich dacht', ich finge Dich, und merk', ich habe
Nur einen Strauch gefangen.
Ich höre wohl Dich lachen.

Myrtill.
Daß ich der Strauch doch wäre!
Seh' ich nicht dort Corisca
Verborgen im Gebüsch? Sie ist es selber,
Und scheint mir zuzuwinken,
Ich weiß nicht was, doch winkt sie immer wieder.

Chor (singt).
Freies Herz giebt flücht'ge Füße:
O Schmeichler, Deine Süße
Dein falsch' Vergnügen,
Soll es mich wieder locken, mich betrügen?
Doch kehr' ich um, und wage,
Und kreis' und flieh' und schlage,
Und weiß Dir zu entweichen,
Du kannst mich nicht erreichen,
O falsche Liebe,
Denn frei sind meine Triebe.

Amaryllis.
Verwünschter Strauch, o wärst du ausgerissen!
Muß ich dich wieder greifen!
Zwar scheinst du mir ein andrer jetzt beim Tappen,
Glaubt' ich etwa nicht sicher,
Ich hätte dieses mal Dich schon, Elisa?

Myrtill.
Noch immer hört Corisca
Nicht mir zu winken auf, und so unwillig,
Daß sie zu drohen scheint. Verlangt sie etwa,
Ich soll mich unter diese Nymphen mischen?

Amaryllis.
Soll ich denn heut' beständig
Nur mit den Sträuchen spielen?

Corisca.
Wohl muß ich wider meinen Willen reden,
Und aus dem Winkel treten.
Muthloser, sang' sie! Worauf willst Du warten?
Daß sie Dir selber in die Arme laufe?
Laß wenigstens Dich fangen! Gieb indessen
Den Wurfspieß mir und geh' ihr, Thor, entgegen.

Myrtill.
O wie so übel stimmen
Der Muth und das Verlangen!
So wenig wagt das Herz, das so viel wünschet?

Amaryllis.
Für diesmal mag sich noch das Spiel erneuern,
Denn ich bin müde schon; Ihr laßt auch wahrlich
Zu unbescheiden mich so lange laufen.

Chor (singt).
Jene Gottheit, siegbekrönet,
Der alle Welt gefröhnet,
Tribut getragen,
Seht heute sie verlacht, seht sie geschlagen!
Wie sich vom Tag' erhellet
Die blinde Eule stellet,
Wenn Vögel sie in Schwärmen
Bekriegen und umlärmen,
Und sie will hacken
Mit ihrem Schnabel, duckt und streckt den Nacken:
So wollen wir Dich necken,
O Lieb', an allen Ecken;
Der Rücken, wie die Wangen
Muß Stich und Schlag empfangen,
Und nicht gelingen
Soll Krallen strecken oder Flügel schwingen.

[Myrtill wird von der Corisca der Amaryllis entgegen gestoßen und von dieser gefangen, der Chor der Nymphen zerstreut sich, indem er noch singt:]

Süßes Spiel hat bitt're Ruthen.
Da muß denn bluten
Der Vogel für sein Naschen;
Wer mit der Liebe scherzt, den wird sie haschen.

[Uebers. v. A. W. Schlegel.]

60

### 2. Aus dem Chor des dritten Actes.

Wie bist du groß, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preisen.
Welch' rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen
Kann deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefsinn oder Witz der Weisen
Kann deine Kraft ergründen?
Wer sieht, wie deine Gluthen sich entzünden,
Ueppig und ausgelassen,
Wird sagen: Ird'scher Geist, dich aufzufassen
Taugt nur des Leibes Hülle.

Doch wer dann sieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend
Dein Feuer, was sonst ungestüm erglühte,
Alsbald erlöschen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geist, nur im Gemüthe
Hast deinen Sitz, dein Heiligthum du innen.
Seltsames Wunderwesen,
Menschlich und Gott-gestaltet,
Zum Sehen blind, zur Weisheit nicht erlesen,
Von Vernunft und Begier, von Geist und Sinnen
Verworrenes Beginnen!

Ein solcher bist du's dennoch, welcher waltet
Im Himmel und auf Erden, die dir fröhnen.
Doch, ohne dich zu höhnen,
Ein stolzes höh'res Wunder noch entfaltet
Als dich die Welt, und daß du nicht erschwingest,
Weil, was du nur vollbringest
Hier unter uns, das staunend wir erheben,
In schönen Weibes Kraft dir ist gegeben.
O Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig dessen,
Der deine holde Hülle
Dir, beider Schöpfer, schöner zugemessen!
Was ist, das schön wie du der Himmel habe?

[Uebers. v. A. W. Schlegel.]

---

### 3. Act. IV. Chor.

(Vgl. S. 454 u. 461.)

O schöne, goldne Zeiten,
Wo Haine Wiegen waren
Der jugendlichen Welt, Milch sie genährt;
Wo sich die Thier' erfreuten
Der Brut, frei von Gefahren;
Und nicht die Welt noch schreckten Gift und Schwert.
Damals war noch dem Geiste nicht verwehrt,
Den keine Trüb' umflossen,
Zu schau'n der Sonne Funkeln.
Doch jetzt, wo ihn umdunkeln
Die Sinne, ist der Himmel uns verschlossen.
Drob irren auch die Menschen nun umher
Durch fernes Land, der Kiel durchwühlt das Meer.

Prunkhafter Worte Leere,
Dies thörichte Beginnen
Von Titeln und Betrug und Schmeichelei,
Was sich den Namen Ehre
Beim Volke mocht' gewinnen,
War da noch nicht der Seelen Tyrannei.
Allein um das, so wahres Glück, nicht frei
Zu bleiben von Beschwerde,
Die Aue, Wald verleihe;
Und als Gesetz, daß Treue
Von diesen Edlen streng bewahret werde:
Dies galt alldort als wahrer Ehre Haupt,
Die lehret: nur gefalle, was erlaubt.

Damals war Scherz und Reigen
Auf Auen und um Quellen
Der rechtmäßigen Liebe Glanz und Licht.
Der Mund durft' nicht verschweigen
Was hoch das Herz' mocht' schwellen.
Wie dauernder war da und süßer nicht
Des Hymen Kuß und seiner Fackel Licht!
Und frischer Liebe Rosen
Fand einer nur sich offen;
Doch hat stets angetroffen
Verschlossen sie, und nur des Zornes Tosen,
Wer lüstern sie verfolgt in Höhl' und Wald;
Da Gatt' und da Geliebter eins noch galt.

O böse Zeit! zu hüllen
In thörichtes Vergnügen
Der Seele Glanz bemüht; die listig lehrt
Zu nähren argen Willen,
Der Sitt' erst pflegt zu lügen,
Bis der Begierd' er dann nicht länger wehrt.
Wie man durch Schlingen leichtlich wird bethört,
Die zwischen Laub und Reben,
So kann, wer schlecht, berücken
Mit trüglich heil'gen Blicken.
Schein nennt man Tugend, eine Kunst das Leben;
Nicht kümmert es, selbst Ehre bringt's noch ein,
Wenn Lieb' ein Raub, nur heimlich muß er sein.

Doch, unsere Gemüther
Zu edler'm Sinnen bilde
Du, wahre Ehre, großer Seelen Glück!
Der Könige Gebieter!
Ach! kehr' in dies Gefilde,
Dem, ohne dich, kein Glück nie kehrt zurück.
Und deine Kraft erwecke deren Blick,
Die schwerer Schlaf umnachtet;
Die aus unedlem Willen
Nicht dein Gebot erfüllen;
Und die der Ahnen Tugend Lohn verachtet. —
So hoffen wir, das Uebel werde flieh'n,
So lang' noch Hoffnung uns vermag zu blüh'n;

Und wenn die Sonne sinkt, kehrt sie ja wieder;
Des Himmels trübste Hülle
Durchbricht uns oft ersehnten Lichtes Fülle!

[Uebers. v. A. Arnold.]

---

## II. Aus Guarini's Sonetten.

### 1.

Wenn Liebe, meinem Frieden nicht gewogen,
Zu süßem bitter'm Spiel mich will gewinnen
Mit zweien holden Lichtern, so beginnen
Auf's Neu' die Flammen, die ich sonst gepflogen.

Doch wann die Nacht, mit Schweigen mild umzogen,
Die Seele stillt, und Wahres gilt den Sinnen,
Lösch' ich das Feuer, sammle mich nach innen,
Und nähre mir das Herz mit Lethe's Wogen.

So, gleich dem Vogel, den beleimte Stäbe
Schon fingen, nah' ich; fliehe dann die Stricke;
Je süßer Lieb' ist, mehr ich widerstrebe.

So zwischen Feu'r und Eis ist mein Geschicke;
Ich wirke der Penelope Gewebe,
Bei Tage webend, was ich Nachts entstricke.

[Uebers. v. A. W. Schlegel.]

2.

[Auf den Tod des Michel Angelo.]

Der, dessen Griffel Leben aufzutragen,
Die Schatten zu beseelen kühn verstanden,
Daß die Natur ward vor der Kunst zu Schanden,
Der Kunst, durch ihn so hoch emporgetragen,

Wenn wir nach seiner kalten Hülle fragen;
Ein Stein verschließt sie, läßt ihn nicht abbanden;
Nach Werk und Ruhm: ist er schon auferstanden,
Wo ihn nicht abruft unser Weh' und Klagen.

Die weise Hand starb, die gemalt, gestaltet,
Nicht, der sie lenkte; mit dem ew'gen Meister,
Werth des Vereins, ein Bildner ohne Mängel.

Jetzt schaut er dort ganz gleich das Wahr' entfaltet
Dem, was er hier gedichtet: billig heißt er
Ein Maler mit der Hand, im Geist ein Engel

[Uebers. v. A. W. Schlegel.]

3.

[Erhebung vom Irdischen.]

O Herz, das And're mehr als Du besiegen,
Das, jetzt befleckt, in Reinheit ward geboren,
Dem hintern Trugbild, d'ran dein Selbst verloren,
Der Tod sich nahet mit der Liebe Zügen:

Strebst du nach Schönheit, sieh, dir zu genügen,
Die tausend Sterne vor des Himmels Thoren,
Du, das der wahren Freude abgeschworen,
Um nachzuziehen ihres Scheinbilds Lügen!

Siehst du die Schatten, und bist blind für Sonnen?
Kann in zwei engen Kreisen*) dies die Liebe:
Was kann sie erst in jenen ew'gen Sphären?

Heb' dich dorthin, wo, nicht vom Geist umsponnen,
Dein Aug' nicht blind ist, falsch nicht deine Triebe,
Wo Lieben Herrlichkeit, nicht Zwist noch Zähren!

[Uebers. v. F. Rotter.]

## III. Aus Chiabrera's Liedern.

1.

Wie unter dem Moose
Die thauige Rose
Vom Westen gefächelt
So lieblich mir lächelt!
Doch seh' auf den Wangen
Der Liebsten ich prangen
Den rosigen Schimmer,
Mit welchem sich nimmer
Aurora vergleichet,
O wie sie erbleichet!

Drum blühe, o Rose,
Im Zephyrgekose
Nur ferner im Garten!
Dein will ich nicht warten,
Wie süß deine Düfte
Durchwürzen die Lüfte.
Mich halten die Wangen
Der Liebsten gefangen,
Vor der mit Auroren
Den Glanz du verloren.

[Uebers. v. Fr. Ruperti.]

2.

Wenn Auror' im Osten strebt
Hold die Sonne zu enthüllen,
Seh'n wir, wie aus Meeres Stillen
Sie im Strahlenkleid' sich hebt,
Wie vor ihrem Feuerbecken
Scheu die Sterne sich verstecken.

Ew'ge Ros' und Lilie schmückt
Funkelnd ihr die schönen Haare,
Deren Gold in heller Klare
Uns die schwarze Nacht entrückt;
Frischer Lüfte sanftes Wehen
Läßt im Geist nicht Trau'r bestehen.

Doch der schöne Wagen zeigt
Luft entzündende Rubinen,
Und die Ross' hat Gold beschienen
Das vom Zügel niedersteigt;
Wiehern tönt mit muth'gem Rufe
Und der Himmel dröhnt vom Hufe.

Hin und her geschüttelt wallt
In der Linken rasch ihr Zügel;
Werden laß der Rosse Flügel,
Hebt die Geißel sie alsbald;
Doch wie sie's nur klatschen hören
Kann nichts ihrem Laufe wehren.

Fährt sie so in hoher Pracht,
Muß vor ihr der Weg erblühen,
Gold die Wolken überziehen
Und der Thau im Rasen lacht;
Wenn die Himmlischen sie schauen,
Füllet Neid die Götterfrauen.

Vor Aurorens Schönheit weicht
Was am Höchsten wird gehalten;
Doch wird von der Göttin Walten
Meine Huldin nicht erreicht,
Du, Aurora, wirst verdunkelt,
Wenn ihr Feu'r in's Herz uns funkelt.

3.

Der Schnee zerschmilzt, der Frühling kommt
Mit seiner Blumen Schaar,
Und Busch und Baum ist jung und grün
Und blühend, wie er war.
Von Bergen rauscht der Strom nicht mehr
Mit wilder Fluthen Fall;
In seinen Ufern murmelt er,
Ein schleichender Krystall.

Ob Ewigkeit hienieden sei,
Zeigt Jahr's- und Tages-Lauf;
Die Sonne, die jetzt niedergeht,
Steht morgen wieder auf.

*) Die Augen der Geliebten.

Was steiget, fällt; in kurzer Frist
Kommt wieder auf was fällt;
Der Mensch, der einmal drunten ist,
Sieht nimmermehr die Welt.

Und was sein Gut hienieden sei?
Ist, der's ihm sichern kann?
Schnitt Lachesis nicht heute ab
Was Klotho gestern spann?
O Elend, o Gebrechlichkeit,
Auf Tand und Nebel bau'n!
Des Todes zu gewissem Streich
Im Ungewissen trau'n.

Nur Traum, nur Traumglückseligkeit
Ist nieden unser Theil!
Müh' ist das Leben, ach! und fleucht
Wie ein verschoß'ner Pfeil.
Des Himmels Wohnungen, o ihr,
Mein ew'ges Vaterland,
Ein matter Fremdling auf der Welt
Streck' ich nach euch die Hand.

Wer leih't mir Flügel? ach! wer giebt,
Zu schwingen mich von hier,
Dem kranken Geiste neuen Muth
Und neue Kräfte mir?
Wohlan, kein Erdgedanke mehr
Keim' in dir auf, o Herz!
Zeit ist's, auf's Beste nur zu schau'n,
Zu denken himmelwärts.

[G.] *)

---

## IV. Baldi's Idyll.

### Der Gärtner Celeo.

(Vgl. S. 465.)

Der Morgenstern versenkte sich in Osten
Und führt das Frühroth neben sich herauf.
Der Lerche froher Wirbelschlag ertönte
Dem nahen Tage grüßend schon entgegen.
Da hob sich allgemach vom niedern Lager
Der arme alte Gärtner Celeo,
Und streckt, vom Schlaf erwacht, den trägen Körper.
Er sieht mit bleichem Schein durch Thür und Fenster
Des Tages zweifelhafte Helle dringen,
Da wirft er sich in's schlechte Alltagskleid,
Beschuhet sich den Fuß mit hartem Leder
Und schauet sich am Himmel um, zu sehen,
Ob trübe oder klar der Osten ist.
Auch nicht ein Wölkchen trübt den weiten Bogen;
Er weissagt d'rum sich einen schönen Tag
Und wendet sich zur Seite, wo am Nagel
Ein trockner Kürbiß hing, in dessen Bauch's
Geräum'ger Weit' in abgetheilten Zellen
Er mancherlei Gesäm' sich aufbewahrt.
Er nahm sich das heraus, womit im Garten
Er säen wollt', und griff zu Karst' und Hacke.
So trat er in sein Gärtchen, das ein Haag
Von spitz'gen Dornen enggepflanzt umschloß.
Hier streut' er das Gesäm' und jätete
Das Unkraut aus, das rings im Boden wuchert.
Er putzt die Furchen rein und füllt den Kübel
Mit Wasser an, womit am Abend er
Die Halm' und Blumen zu begießen denkt.
Bei dieser Thätigkeit bemerkt er nicht,
Daß in des Tages Stundentheilen schon
Die Sonn' um drei heraufgedrungen ist;
Doch fand an seinem Werk' er solch' Behagen,
Daß er noch länger nicht davon gelassen,
Wenn nicht der Trieb, der nimmer rastet, wenn
Der Mensch den Tag nicht träge hin verlebt,
Auf And'res seinen Sinn gebietend lenkte.
Um den gewohnten Zoll an seinen Magen,
Der wild und hungernd Nahrung heischte, zu
Entrichten, eilt' er in die Hütt' und legte
Das blanke Rüstzeug ab und schickt sich an,
Sich das gewohnte Mahl nun zu bereiten.
Mit seinem Stahl entlockt durch häuf'ge Schläge
Dem harten Kiesel er den glüh'nden Keim
Zur Flamm' und fing ihn auf in trock'nem Zunder.
Weil der zu langsam ihm erglimmte, trachtet
Er blasend die Entzündung zu befördern,
Legt dürres Reis als fern're Nahrung zu.
Und da die Flamme kräftig sich entwickelt,
Hängt er die Schürze vor und streift die Aermel
Am Arm halb auf und wäscht die harten Hände,
Die Schweiß und Staub vorher besudelt hatten;
Ein überzinnt Gefäß, deß helle Glätte
Das Silber überstrahlt, füllt er mit Wasser
Zur Hälfte an und setzt es an die Flamme
Auf einen Eisenreif, getragen von
Drei Füßen, warf, da ihm das Wasser nun
Verschlagen schien, so viel des Salzes drein,
Als gut ihm däucht'. Um, bis es siedet, müßig
Zu stehen nicht, siebt er durch seines Leinen
Der Ceres Schatz, den er zu weißem Staube
Durch schweren Steines Umschwung sich gequetscht.
Mit scharfem Messer schnitt er sich sodann
Von fettem Käs', den im geflocht'nem Korbe
Er gegen gier'ger Mäuse Zahn bewahrte,
Ein rundes Stück, und rieb's mit hartem und
Gebohrtem Eisen: an dem glüh'nden Rande
Des Kessels fing des Wassers Sieden an;
Und er begann allmälig mit der Rechten
Gesiebtes Mehl gemach hineinzuwerfen,
Indeß mit einem Stab die Linke Mehl
Und Wasser durch einander quirlt.
Es netzt ihm häuf'ger Schweiß die Stirn, doch ward
Die weiß' und weiche Mass' allmälig bleich
Und zähe: nun schickt er der linken Hand
Die recht' zu Hilf', es flog in kräft'germ Schwunge
Der Quirl im Kreis, bis ihm bedünkte, daß
Des Feu'rs die Mischung weiter nicht bedürfe;
Er griff zu einem weißen buchnen Brette
Und legt' hinauf die rund geformte Masse;
Dann eilt er hin, wo er in langen Reihen
Vielfach Geschirr sich aufgestellt, und langte
Sich eine Schüssel weit und tief; die trocknet
Er ab, und schnitt in mannigfache Scheiben
Die Mass' und häufte jene auf der Schüssel,
Indeß er vom gerieb'nen Käse dann
Und wann dazwischen streut. Nichts zu versäumen
Wodurch die Speise schmackhaft werden kann,
Legt er, da sie noch dampfte, große Stücken
Von Butter drauf, die durch die Hitz' in Fluß
Gerieth und tröpfelnd allgemach der Masse
Gelockert Wesen sanft durchdrang.*) Als dies
Gefördert war, setzt' er den Kessel
So heiß er war, zum Feu'r, und sann bedachtsam
Auf Anderes. Zum breiten Steine, den
Er unter'm dichten Schatten einer großen
Gewund'nen Rebe sich errichtet, die

---

*) Vgl. S. 392 Anmerk.

*) Es ist hier von der Zubereitung der Polenta die Rede.

Den nahen Quell mit ihrem Laub bedachte,
Enteilt er, deckt darauf ein weißes Laken,
Das noch der jüngsten Wäsche Duft bewahrt.
Das kleine Salzfaß stellt er drauf und leget
Das Brot hinzu, das süß und lieblich ihm
Bedäucht, wiewohl es schwarz und schlecht nur war;
Dann trug er duft'ge Kräuter, würz'ge Früchte,
Wie sie der Garten freundlich spendet, auf.
Aus seinem Schrank langt' er die Flasche und
Den Becher her, deß Griff durch langes Fassen
Ganz abgerundet war, indeß der Rand
Am äußern Ende theilweis ausgebrochen
Erschien. Bereit war alles, und er selbst,
Von langer Arbeit müde, wusch sich nun
Die Hände wieder rein, setzt' sich zu Tische
Und fing in großer Lust den läst'gen Hunger
Und Durst zu stillen an, wobei er sich
Den Wein im reinen kühlen Quell verdünnte.
Gesättigt war der Magen; Speis' und Trank
Verschmähte der geletzte Gaumen fürder.
Nun stellet auf den Hunger schleichend sich
Ermattung ein und drückte sanft die Augen
Ihm zu, indeß die Kräfte der Verdauung
Sich weihten und die Glieder träge ließen.
Nie hatt' es ihm behagt, den Tag sich zu
Verschlafen; darum brach er, um dem Schlafe
Zu wehren, solches redend, jetzt sein Schweigen:
„Beglückt, wer durch dies kurze und betrübte
Hinfäll'ge Dasein friedlich wallen kann.
Wie lieblich sich's dem Blick entfalten mag,
Bald sinkt es hin, der Blume gleichend auf
Der Flur, die Tritt und Sichel schnell zerknickt;
Doch elend der, wer stets im Streite mit
Sich selbst, im Herzen Ruhe nie erlangt,
Durch geizige, ehrsücht'ge Sorge stets
Gemartert, keine Stund' und Augenblick
Der Ruh' erhält und nie empfunden hat,
Welch theuern Schatz der Arme hegt, wofern
Er schuldlos und gerecht nur ist. Mag immer
Die Stadt der Künste sich erfreuen, welche
Wohlhäb'ges, angenehmes Leben schaffen,
Für uns ist größte Wonn' und höchst' Entzücken,
Die grüne Flur zu sehen und das Bleichen
Des Korns im Reifen; anzuschau'n das Alter
Der Wälder und die Felsengrotten und
Die schatt'gen Thäler, Berg' und frohen See'n,
Bewegliche Krystall' und stille Wasser,
Zu horchen, wenn in früher Morgenstunde
Die Lerch' und Nachtigall dem Sange hin
Gegeben, um die Wett' sich übertrillern,
Der Turteltauben sanftes Girren zu
Erlauschen, und vom Busche her die Grille
Durch Thau getränkt der Stimme heiß'res
Schwirren
Erhöh'n zu hören, wenn der Mittag naht.
Nur Wen'ge wissen, wie so wohl es thut,
Zum Schlaf die müden Glieder hinzustrecken
In's Gras auf einen frischen blüh'nden Boden,
Am Ufer hin des Bachs, deß Murmeln mit
Der Vöglein Chor sich mischt und mit des Laubes
Und Windes Flüstern. Welche Freude gleicht,
Mein Gärtchen! der nur, die du mir gewährst,
Du, das mir Stadt, Behausung, Palast ist,
Du, das mir Flur, Trift, Weinberg, Wald ersetzet.
Stets fruchtbar an gesunden Kräutern, reichst
Du meiner Tafel nicht erfeilschte Speisen;
Du scheuchst die lange Weil' hinweg und machst,
Daß ich bei grauen Locken um die Schläfe
Noch Jünglingskräft' in mir verspüren darf.
Du hältst die läst'gen Sorgen von mir ab,
Du führst statt ihrer Freud', Entzücken, Frieden
Mir zu, und läßt den goldnen Scepter,
Das reiche Kleid, und all' die Schätze nicht
Vermissen, so die geiz'ge Welt an Kaisern
Und Königen bewundert. Welch Genügen
Ist zu ersinnen, das du nicht gewährst?
Und Nutzen bringen alle deine Freuden.
Wie nützlich lehrst du Einsicht nicht, daß Viele
Uneinig sind im Edeln? Du erquickst
Das Auge, wenn's der Kräuter angebor'nen
Smaragd erblicket und der Blüthen Zauber;
Du schaff'st den Ohren ein Concert im Summen
Des fleiß'gen Bienenschwarms, der in der Frühe
Von Blumen süßen Thaues Tropfen schlürft.
Dem fehlt ein Sinn, den nicht dein Duft erlabt,
Der Duft, den Lilien, Safran und Violen
Und Rosen wie Narcissen rings verbreiten.
Den Augen schmeichelt Diamant und Gold,
Nichts sind sie dem Geschmack, und dieser freut
An Ander'm sich, das nicht den Blick ergötzt,
Du aber weidest mir Geschmack wie Blick
Und jeden andern Sinn; begehr' ich Gold
Zu seh'n, so schaue ich die Rinde der
Gereiften Ceder an, die goldig schimmert;
Begehr' ich Gold, verschönet durch Rubinen,
Dann wend' ich mich zum Haag, gezeitigt streckt
Mir die Granate off'ne Schätz' entgegen.
Verlangt mein Sinn nach andern Edelsteinen,
Schau hin, am Ast vom Rebenlaube hängt
Der reifen Trauben Pracht. Doch welch' Entzücken
Vergleich ich dem, auf einem Stamme Birn'
Und Äpfel, Mandel, Pfirsich, Feig' und Pflaumen
Zu seh'n? Und eine einz'ge Pflanzenmutter
Reicht gütig so verschied'nen Kindern Nahrung.
Viel and're Freud' und Glück verschweig' ich, die
Von dir mir kommen, o mein theurer Garten.
An Euch, Ihr Götter, wend' ich mich, die Ihr
In Schutz die Gärten nehmt und ihrer wartet.
Du fehltest nie, o Flora, mir; o walte,
Daß sich mein grünes Beet mit Blumen schmücke.
Doch Du, Pomona, laß der Bäume Aeste
Von Früchten nimmer mir verwaiset werden.
Und Du, Vertumnus, der so viel Gestalten
Annimmt, vertheid'ge meinen Gartenbau,
Wenn Du, das Schwert erfassend, Krieger bist,
Auch, wenn es Dir gefällt, zum Stachel greifend,
Die Stiere anzuschirren! Du, Priap,
Wofern ich Deinem Altar Blumen reichte,
Verscheuche mit der langen Sichel und
Den andern Schreckenwaffen nächt'ge Diebe,
Die fremder Mühe Früchte an sich eignen.
Wachst, Kräuter, Blüthen, wachset fröhlich auf,
Wofern des Himmels Güt' euch nicht versagt
Den milden Regen und der Sonne Schein."
So sprach der arme Celeo zu sich,
In seiner Armuth doch vollkommen glücklich.

[G.]

## V. Aus Boccalini's „Ragguagli."

(Vgl. S. 466.)

### Der bestrafte Heuchler.

[Ragguaglio 92 der 2. Centurie.]

Der Haß, den Apollo gegen das abscheuliche Laster der Heuchelei trägt, ist so groß und unversöhnlich, daß er ansehnliche Preise für diejenigen ausgesetzt hat, welche dergleichen Sünder bei seinen Richtern angeben würden. Vor sechs Tagen

wurde einer entdeckt. Apollo ließ sogleich Hand an ihn legen und ihn vor sich führen; auf den ersten Blick erkannte er ihn alsbald für einen vollkommenen Heuchler. Aeußerst erzürnt ließ er ihm allen Schein, alle Verstellungen und eine große Anzahl von Falschheiten abnehmen, riß ihm zuletzt auch den flittergold'nen Mantel der verstellten Güte ab und zeigte ihn so seinen umstehenden Virtuosen in der nackten Blöße der teuflischen Heuchelei; darauf befahl er, daß dieser Schelm Andern, die zu einem so schändlichen Laster geneigt sind, zum Abscheu und Exempel an die Pforte des delphischen Tempels gebunden werden sollte — was auch sogleich geschah. Nie haben die Augen der Sterblichen ein schrecklicheres und gräßlicheres höllisches Ungeheuer gesehen, als diesen Bösewicht, der sich der verstellten Rechtschaffenheit bediente, um seine wahren Fehler zu verbergen. In seinen Augen, die vorher der Sitz der Frömmigkeit schienen, sah man nun eine Bosheit, die allen Glauben übersteigt; in seinen Worten, die vorher die Demuth selbst waren, entdeckte man nun den Stolz eines Tyrannen, und in allen seinen Handlungen, die vorher den Schein hatten, sich mit wenigem zu begnügen und sich an vielen zu ärgern, bemerkte man nun eine Habsucht, der die ganze Welt zu wenig schien, und die öffentlich darnach trachtete, daß das ganze menschliche Geschlecht zu dem Elende möchte gebracht werden, das Brot von ihm betteln zu müssen. Ueberdies wurde man einen solchen Neid an diesem Verbrecher gewahr, daß er nichts inniger wünschte, als daß die Sonne keinen Andern als ihn allein erleuchte und erwärme, und es ward nun ganz klar, daß seine eigene außerordentliche Magerkeit vielmehr das Glück Anderer, als eigenes Elend zur Ursache hatte. Der Anblick dieses Buben war so gräßlich und abscheulich, daß das Volk aus Furcht, ihm zu nahe zu kommen, es nicht wagte, in den Tempel zu gehen. Alle Gelehrten dieses Staats konnten sich nicht genug darüber wundern, wie es möglich wäre, daß ein trügerischer Heuchler mit einem einzigen Gran Moschus der Scheinheiligkeit den einfältigen Menschen die Pfütze seines stinkenden Gemüths so wohlriechend machen und mit ein wenig Flittergold angenommener Ehrlichkeit so viele der häßlichsten Laster verbergen könne. Noch mehr verwunderten sie sich über die Schlafsucht der Menschen, die sich so können hintergehen lassen. Wo müssen doch, riefen sie aus, diese Leute ihre Augen und ihren Verstand haben, daß sie, verblendet von solchen elenden Kunstgriffen, einem so nichtswürdigen Gesindel wie Narren nachlaufen können, das sie wegen ihrer Laster mehr als die Pest meiden und verabscheuen sollten!

## Das Dankfest.

[Ragg. 66 der 1. Centurie.]

Diesen Morgen früh wurde der alten Gewohnheit dieses Hofes gemäß von allen Fürsten der Dichter und gelehrten Baronen des Parnasses der Tempel der Vorsehung besucht, der Giovanni Gioviano Pontano in einer zierlichen Rede für ihre unendliche Güte und zärtliche Liebe dankte, die sie besonders auch darin gegen das menschliche Geschlecht erwiesen hätte, daß sie die Frösche ohne Zähne erschaffen. Denn vergebens würden alle ihre Wohlthaten für die Sterblichen gewesen sein, vergebens hätte sie ihnen diese schöne Welt, bedeckt mit so vielen Himmeln voll hellleuchtender Gestirne, zur Wohnung eingeräumt; vergebens hätte sie dieselbe nicht nur mit einem Ueberfluß an allen Nothwendigen, sondern auch mit allen den ausgesuchtesten Vergnügungen erfüllt, wenn die Rechtschaffenen, die sie bewohnen, stets wären genöthigt gewesen, sich der unerträglichen Beschwerlichkeit zu unterziehen, immer in einem Paar eiserner Stiefeln einherzugehen, um sich vor den Bissen so ekelhafter und ungestümer Thiere in Sicherheit zu setzen. Nun aber sei gegen ein so häßliches Gesindel, das weiter nichts hat, als Maul und Stimme, ein gutes Paar Ohren hinlänglich, die sich aus einem Gequake nichts machen, weil sie wissen, daß es damit sein Bewenden hat, ohne andern Schaden davon befürchten zu dürfen.

## Die Jagd.

Gestern Morgen befahl Xenophon, Oberjägermeister des Apollo, dem Aktäon, Adonis und andern berühmten Jägern dieses Staats, daß sie sich mit ihren Hunden auf den folgenden Tag bereit halten möchten, weil Ihre Majestät eine allgemeine Jagd beschlossen hätten. Jedermann glaubte, daß Apollo, seiner Gewohnheit nach, auf den Berg Ida oder Helikon gehen würde, wo es Hirsche, wilde Schweine und anderes Wild im Ueberfluß giebt, aber man irrte sich. Sobald Apollo aus der Pforte des Parnasses hervorkam, verkündigte er eine allgemeine Jagd gegen die Schildkröten und Ameisen, die er, wie er sagte, um sich ein recht ausgezeichnetes Verdienst um das menschliche Geschlecht zu erwerben, gänzlich von der Erde auszurotten entschlossen wäre. Viele Virtuosen, begierig, die Ursache zu wissen, warum Ihre Majestät einen solchen Haß gegen diese Thiere gefaßt hätten, sagten, sie könnten nicht umhin zu bekennen, daß ihnen dieses Vorhaben sehr seltsam vorkäme. Sie hätten die Schildkröte stets nicht nur für ein Bild der reiflichen Bedachtsamkeit, sondern auch für ein wahres Muster derjenigen Virtuosen angesehen, die das Haus ihres väterlichen Erbguts, und all' ihr Vermögen an guten Wissenschaften mit sich trügen. Und was die Ameisen beträfe, so lehrten sie die Menschen, im Sommer und in der Jugend es sich sauer werden zu lassen, um sich einen Vorrath auf den Winter des Alters einzusammeln, und sie verdienten daher, wie es schiene, als ein vortreffliches Bild der Vorsicht, in der Vermehrung ihres Geschlechts vielmehr von Ihrer Majestät unterstützt, als verfolgt und ausgerottet zu werden. Alles, was Ihr sagt, erwiederte Apollo, ist wahr, aber die Menschen, wie sie nun alle immer mehr zum Bösen als zum Guten geneigt sind, haben von diesen Thieren die ärgerlichsten Beispiele genommen, ohne sie im Guten nachzuahmen. Einige Geizhälse, Sclaven ihres eigenen Vortheils, haben allein von der Schildkröte die schändliche Gewohnheit gelernt, immer mit dem Kopfe, Füßen, Händen und allen Gliedern ihre Gedanken innerhalb der Rinde ihres Interesses sich zu verstecken, und das Haus ihrer eigenen Bequemlichkeiten mit solcher Niederträchtigkeit und Hartnäckigkeit herumzutragen, daß sie nie aus demselben hervorkommen, und ihren eigenen Vortheil zu dem einzigen Ab-

gott ihrer Herzen machen. Daher kömmt es, daß dergleichen Leute, sobald sie für Witwen, Waisen und andere arme Personen Sorge tragen sollen, alles zu ihrem eigenen Vortheile anwenden, und daß sie, wenn sich der Landesherr ihrer in öffentlichen Geschäften bedienen will, sogleich am ersten Tage, wo sie ein Amt antreten, unverschämter Weise die verabscheuungswürdige Arbeit anfangen, das Wasser auf ihre eigene Mühle zu leiten. Und von den Ameisen haben Unzählige das unglückliche Beispiel genommen, sich Tag und Nacht zu mühen und zu plagen, ohne sich je eine einzige Stunde einer erlaubten Ergötzlichkeit zu vergönnen, um auf jedem, auch wohl unerlaubtem Wege das Getreide derjenigen Reichthümer einzusammeln, die denn doch am Ende von dem Regen des göttlichen Zorns verderbt, und von den Mäusen der Diebe, Häscher, Advokaten und Richter geraubt werden. Denn alle diese Leute stellen unablässig dem Vermögen dieser Harpaxe nach, die, wie die Ameisen, auch bei dem großen Ueberflusse sich nichts daraus machen, mager und elend zu sein, und so in ihre Niederträchtigkeit und Habsucht versunken sind, daß sie sich von allen Arten von Leuten verfolgen, plagen und mit Füßen treten lassen (wenn sie nur ihren Zweck erreichen können), wie die Ameisen, die so thöricht auf den öffentlichen Straßen umherlaufen. Jene tugendhafte Vorsicht, die ohne Fehler und werth ist, von den Menschen nachgeahmt zu werden, hat die Majestät Gottes in die bewunderungswürdigen Bienen gelegt, die mit Jedermanns gutem Willen, und ohne Jemand Schaden zuzufügen, ihre Zellen bauen, und sie mit dem süßesten Honig, den sie den Blumen geraubt, erfüllen, da hingegen die Ameisen das Getreide aus Anderer Kornböden stehlen. Außerdem bereiten die Bienen ihren Honig und Wachs nicht bloß zu ihrem eigenen Vortheile, sondern zum allgemeinen Nutzen des menschlichen Geschlechts, und geben dadurch die vortreffliche Lehre, daß nur diejenigen Bemühungen heilig und von Gott gesegnet sind, die den allgemeinen Nutzen mit dem eigenen Vortheile vereinigen, da hingegen die Ameisen bloß für sich selbst verhaßte Reichthümer aufhäufen, die sie Andern gestohlen.

[Nach Schmitt's „Ital. Anthol." 1778. Bd. I.]

---

## VI. Aus Tassoni's „Secchia rapita."

### 1. Endymion.

(Ges. VIII. St. 47—62.) *)

Endymion schläft auf weichen blum'gen Matten,
Erschöpft von eines langen Tages Müh'n,
Indeß die Lüfte ihn mit kühlen Schatten
Und zu erfrischen säuselnd ihn umzieh'n,
Nachdem vereint sich Amoretten hatten,
Ihm Horn und Köcher leise abzuzieh'n;
Von Reiz umstrahlt, verdeckt die Augenlider,
Seh'n ihn für Amor'n an des Amor Brüder.

Das schöne Haar entflattert los im Winde
Und fällt auf seine Wang' als gold'ner Sproß,
Die Amoretten streichen es gelinde
Vom Antlitz fort und fassen's leicht und los.
Und von den Blumen machen sie Gewinde,
Die sie zuvor gesammelt sich im Schooß,
Womit sie Stirn und zarten Fuß ihm schmücken,
Und wie mit Ketten Arm und Brust umstricken.

Wie sie des Mundes Reize nun vergleichen
Mit der Päonj' und Anemone Roth,
Die Wang' der Ros' und Lilie, so weichen
Dem Reiz die Blumen, den der Schläfer bot.
Es schweigen Wind und Well', in den Gesträuchen
Streift kein Gesäusel, jeder Laut ist todt.
Luft, Erd' und Wog', im wechselnden Getriebe,
Spricht schweigend aus: Dort schläft der Gott
der Liebe.

Wie droben, wo an hoher Himmelszone
Im Sternenglanz des Stieres Hörner glüh'n,
Die holden Schwestern, Töchter der Plejone,
Mit gold'nem Haar, in ew'ger Schönheit blüh'n;
Die ält'ste zeigt der Lieblichkeiten Krone,
Um die geringer Feu'r die andern sprüh'n:
So glänzt Endymion auf Blüthenblättern
Inmitten unter süßen Liebesgöttern.

Des unter'n Himmels Göttin, ganz umgeben
Vom Strahl des Bruders Sol, der eben starb,
Hebt ob der Welt den Schlei'r mit leisem Beben,
Und sieht die Flur einsam und todtenfarb.
Sie streuet Thau und schüttelt Kühl' und Leben,
Daß Ros' und Veilchen neue Frisch' erwarb;
Doch als zum Hain sich ihre Blicke neigen,
Muß sie, um mehr zu seh'n, vom Himmel steigen.

Erschrocken flieh'n, als sie Dianen spähen,
Die Liebesgötter schnell: sie selbst hält an,
Sobald den holden Schläfer sie gesehen,
Von dem ihr Blick sich schon nicht wenden kann.
Jungfräulich holde Schaam heißt still sie stehen,
So daß im Kampf sie's über sich gewann,
Vom Jüngling abwärts ihren Schritt zu kehren,
Noch eines Blick's kann sie sich nicht erwehren.

Da fühlt sie sich vom Brande ganz besieget,
Der süß durch's Aug' in ihren Busen dringt,
Indeß sie einen Schritt zum andern füget,
Der sie zur Seite jenes Jünglings bringt,
Wo sie die Kränz', in denen sich vergnüget
Die Amoretten, um die Stirne schlingt.
Den Busen auch muß sie mit Blumen schmücken,
Die Gift und Flammen in das Herz ihr schicken.

Den Blumen folgt die Hand, der Hand das Küssen,
Gedrückt auf Wangen, Lippen, Augen, Brust,
Daß sich der Jüngling hebt vom Blüthenkissen,
Erweckt durch ihre Innigkeit und Lust.
Als sich die Strahlenblicke ihm erschließen,
Erzittert er, in Ehrfurcht, unbewußt.
Er wollte knie'n und schon die Hände falten,
Wenn sie ihn nicht umarmt und aufgehalten.

O schöne Seele, noch im Schlafe trunken,
Was bebst und blickst Du, da ich Luna bin,
Die auf den Rasen neben Dir gesunken,
Wo Glück und Zwang und Liebe sie zog hin.
O setze Dich, sei nicht in Furcht versunken:
Was jetzt im Schooß der Nacht enthüllt mein Sinn,
Und meine Gluth, die ich jetzt kund Dir mache,
Verschweige, sonst trifft Dich des Himmels Rache.

O Aug' der Welt, Abglanz vom Licht der Sonnen,
Begann der Knab', ich bin ein schlechter Hirt,
Und halte mich nicht werth der sel'gen Wonnen;
Wenn Deine Huld mir Sterblichen doch wird,

*) Tassoni legt einem alten Barden, den er singend einführt, diese berühmte Dichtung in den Mund.

Dann bleib' ich treu Dir, die mich hat gewonnen;
Den Schlei'r geb' ich, daß Du Dich nicht geirrt,
Zum Unterpfand, den einst mein Vater sandte,
Daß meine Mutter seine Treu' erkannte.

Sprach's und gab ihr den Schlei'r, den schönen, reinen,
Mit Lilien und Perlen reich durchstickt,
Den er um Brust und Rücken ließ erscheinen,
Und den zur Seit' herab die Schulter schickt.
Von Rückhalt frei, läßt sie die Flammen scheinen,
Die wild das ganze Herz ihr schon durchzückt.
Wie Blumen schmachten bei des Eises Blinken,
Sieht man in seinen Arm erschöpft sie sinken.

So eng und fest hält nimmermehr umschlungen
Die Reb' als Gatten ihren Ulmenstamm;
So fest umkriechet nicht, noch so gedrungen
Der Epheu Fichten bis zum höchsten Kamm,
Als hier umarmt, von Liebe ganz bezwungen,
Das Paar sich hält, das hoch in Wonne schwamm;
Vom süßen Pfeil, den Amor abgedrücket,
Ist zu der Zung' hinauf das Herz gerücket.

Indem sich Beide zärtlich so umsponnen,
Und Seufzer, Wort, Geberd' und Mien' und Blick
Einander nah'n in nie gekannten Wonnen,
Und ganz die Liebenden versteh'n ihr Glück,
Da hebt die Göttin auf der Augen Sonnen,
Verklaget Element', Stern' und Geschick,
Daß sie, vom Wahn so lange Zeit betrogen,
Nur Thieren, nicht der Liebe nachgezogen.

Ich Arme, sprach sie, was war ich verblendet,
Als ich zum Bogen griff und streist' im Hain;
Wie viele Jahr' hab' unnütz ich verschwendet,
Sie müssen immer nun verloren sein;
Wie viele Schritte sind zum Irr'n verwendet,
Und tragen, fruchtlos stets gemacht, nichts ein.
Weit besser wär's, der Liebe Früchte pflücken,
Als jagend durch Gefahr das Wild berücken.

Ich irrt'; ich seh's, o könnt' ich es ersetzen,
Doch wird solch Glück vom Himmel nicht gewährt;
Vor künft'gem Schmerz mich sicher nun zu setzen,
Das bleibt jedoch fortan mir unverwehrt.
Ein streng' Gebot, das Niemand mag verletzen,
Vernimm o Luft, du Meer und Erde hört:
Mich selber soll's und alle Mägdlein binden,
So lang' die Sonne strahlen wird und zünden.

Beschlossen ist: daß niemals eine Schöne
So weit mein Regiment am Himmal reicht,
(Nur ein'ge nicht, von denen selbst Selene
Und jeder and're Stern mit Freuden weicht),
Durch stete Keuschheit Amor'n stolz verhöhne,
Sich ungehorsam seinem Winke zeigt,
Und wünsche, nimmerdar ihn zu erfüllen,
Es sei Verstellung denn und wider Willen.

[G.]

## 2. Aus dem IX. Gesange.

(St. 1—3. 43—82.)

[Während des Waffenstillstandes schicken die Bologneser Gesandte an die Modeneser, um die Auswechselung sämmtlicher in ihrer Gewalt befindlichen Gefangenen gegen den verhängnißvollen Eimer zu bewirken. Die Boten müssen unverrichteter Sache abziehen, weil die Bologneser den gefangenen König Enzio nicht herausgeben, die Modeneser ihn nicht im Stiche lassen wollten. Unter den Letzteren waren Graf Vallestra und sein Sohn Melindo angesehene Ritter. Der Jüngling zieht zum Zweikampf aus. Er kann nicht verwundet werden, außer wenn der feigste Ritter der Erde ihm entgegentritt. Je tapferer der Gegner ist, desto schneller und leichter wird er besiegt.]

Schon hatten sich die Boten fortbegeben,
Und jede Friedenshoffnung schien dahin;
Denn nie den König aus der Hand zu geben,
Beschloß der Sieger übermüth'ger Sinn.
Allein der Nuncius hat ein and'res Streben:
Zum großen Hirten Rom's sollt' Enzio hin,
Damit der stärk're Feind ihn aufbewahre,
Und größ're Kränkung Friederich erfahre.

Noch aber war der Stillstand nicht verflossen,
Da kam den Fluß herab, leicht und gewandt,
Ein Schifflein mit dem Strom dahergeschossen,
Und setzte zwei Herolde hier an's Land.
Die Brück' erreichend, kamen die Genossen,
Zum rechten dieser, der zum linken Strand,
Und forderten zum Zweikampf mit dem Speere,
Die ganze Ritterschaft der beiden Heere.

Der Aufruf sagt: Ein Ritter, nach dem Kranze
Der Liebe strebend, den ein Fräulein hält,
Das wohl an Muth, an Sitt' und Reizesglanze
Die Herrschaft hat ob allen Frau'n der Welt,
Ruft jeden Ritter auf zum Kampf der Lanze,
Bis Einer sitzen bleibt und Einer fällt.
Des Gegners Schild begehrt er, sollt' er siegen,
Und giebt den seinen hin, sollt' er erliegen.

[Nachdem bereits eine Menge tapferer Ritter besiegt worden und ihre Schilde hergegeben hatten, erschien ein feiger Ritter, der beinahe den Sieg davon getragen hätte, aber endlich mit Schmach bedeckt zur Flucht gebracht wird.]

— — Auf schwärzlich grauem Pferd
Erschien ein Ritter jetzt am Inselstrande,
Den Helm mit roth- und weißem Busch beschwert,
In einem reichen Goldbrokat-Gewande,
Gestickt mit Perlen von dem größten Werth;
Und in der prächtigsten Livrei umgaben
Ihn rings umher die Reih'n der Edelknaben.

Ein Ritter war's, von Namen nicht vorzüglich,
Sohn eines Schuftes aus dem Römer-Gau.
Der Vater, Trödler einst, trieb später klüglich
In Campo Merlo guten Ackerbau,
Verfälschte das Getreid' und Maaß genüglich
Und trug sich nun als großen Herrn zur Schau.
Und daß der Sohn des Stammes Glanz vermehre,
Schickt' er als Freipartisten ihn zum Heere.

Der kam nun, aufgeschwellt gleich einem Balle,
Und steif, als ob ein Pfahl im Rücken sei.
An Wehr und Schmuck erkannten gleich ihn Alle,
Und an der reichen, prächtigen Livrei.
Wohl mehr als Hundert sind in gleichem Falle,
Und sie zu nennen, stünde wohl mir frei;
Doch altes Uebel würd' ich dann beschäd'gen,
Und alle Geckerei in Aufruhr predigen.

Erst tändelt' er mit seinem Roß gar lange
Und tummelt' es, so gut, wie er's verstand,
Dann endlich trieb er's an zu rascherm Gange
Und nahm am Ziel der Rennbahn seinen Stand.
Das Zeichen tönt, und mit gesenkter Stange
Geh'n Beide los: es zittert rings das Land,
Die Ufer hallen vom gewalt'gen Pralle,
Doch Keiner bringt den Andern jetzt zum Falle.

Der Erste, der im Kampfe nicht vertrieben
Vom Sattel ward, war dieser Römerheld.
Drob wundern sich wohl ihrer mehr als sieben,
Die nimmer das von ihm sich vorgestellt.
Nachdenklich ist der Inselmann geblieben,
Worauf er mit den Seinen Zwiesprach hält.
Dann, zu den Schranken umgekehrt, empfangen
Zum zweitm Ritte sie noch stärk're Stangen.

Allein auch diese brachen bald und flogen
In kleinen Splittern auf zum Sternenheer.
Die beiden Ritter hatten sich gebogen,
Und machten schon beinah die Sättel leer.
Dem Römer ward der Bügel Paar entzogen,
Und Funken sprühten aus der reichen Wehr;
Doch ihn ermuthigt, daß von tausend Rufern
Sein Name wiederhallt auf beiden Ufern.

Wie im Tyrrhenermeer bei'm Ost geschwinde
Die Welle schwillt und wogt und wallt mit Macht,
So schwillt des Römlings eitles Herz vom Winde
Des Pöbellobs, das schier ihn närrisch macht.
Rings späht er, wo er Blick' und Grüße finde,
Und bläht sich auf in seiner Pfauenpracht;
Und als er g'nug geprunkt mit seinem Glanze,
Verlangt er neuen Kampf und neue Lanze.

Perinth, Perithens sind ergrimmt und toben,
Daß dieser sich so lang' im Sattel hält;
Da wird nochmals Trommetenschall erhoben
Von jener Seit', entgegen dem Gezelt.
Die Ritter kommen wüthend hergestoben,
Indem ein Jeder seine Lanze fällt.
Allein der Römer, stark am Helm getroffen,
Legt sich nun auch in's Grüne, wider Hoffen.

Wie rasend steht er auf und zieht den Degen,
Und stößt ihn in die Rippen seinem Roß;
Als hätt' es an dem armen Thier gelegen,
Daß er so plötzlich aus dem Sattel schoß.
Drauf kehrt er sich dem stolzen Feind entgegen
Und spricht: Wohl mußt Du warten, mein Genoß,
Bis ich mit ander'm Schilde Dich ergötze;
Denn diesen geb' ich nicht um viele Schätze.

Mit Lächeln spricht der Held: Ich hab' im Rennen
Den mir ersiegt und deshalb will ich ihn.
Mein Schild ist wohl von größer'm Werth zu nennen;
Doch siegtest Du, ich hätt' ihn Dir verlieh'n.
Der Römer spricht: Du sollst gar bald erkennen,
Nicht sei so leicht der Schild mir zu entzieh'n.
Er zückt das Schwert, und gleich erbebt, wie immer,
Der Erde Grund; doch nicht erlischt der Schimmer.

Ein Esel kommt, mit Stiefeln statt der Ohren,
Und statt des Schweifes wird ein Darm geschaut.
Die Ohren-Stiefel hau'n mit scharfen Sporen,
Des Schweifes Inhalt macht, daß Jedem graut.
Die Stimme schreckt und seine Fersen bohren,
Und härter als ein Demant ist die Haut;
Und naht er sich dem Feinde — wie aus Flinten
Schießt er gesott'ne Kugeln ab von hinten.

Ein Pestgestank entsteht auf Meilenweite,
Nicht bloß am Ort, wohin die Kugel schlug.
Titta di Colo naht sich keck zum Streite
(Dies war der Name, den der Römer trug),
Und sein Gewand ward in die Läng' und Breite,
Mit Gold und Perlen nicht, verbrämt genug.
Er führt sein Schwert und haut mit Blitzesschnelle;
Doch trifft er auch, bleibt keine Spur am Felle.

Der Esel grüßt zuerst ihn mit den Klauen,
Rührt dann den Schweif mit schrecklicher Gewalt
Und macht zugleich durch sein Geschrei ihm Grauen;
Denn öffnet er das Maul, so bebt der Wald.
Auch sind die Ohren gar nicht träg' und hauen
Bald auf den Kopf, auf Seit' und Schulter bald.
Dann dreht er sich und blitzt und donnert plötzlich,
Und malt al fresco sein Gesicht ergötzlich.

So argen Sinn kann Titta nicht ertragen,
Wirft weg den Schild und giebt nun Fersengeld.
Unmäßig lacht der Sieger vor Behagen
Und stellt sich an die Schranken vor's Gezelt.
Doch schon zum Westen lenkt die Nacht den Wagen,
Und es erscheint kein Kämpfer mehr im Feld.
Er wendet sich, um in sein Zelt zu treten,
Da schon zum ersten Mal die Hähne krähten.

Der Inselritter blieb in seinem Zelte
Am Tag verschlossen und kam nicht hervor.
Doch als der Mond bereits die Nacht erhellte,
Bewillkommt von der Käuz' und Eulen Chor,
Da zeigt' er sich, wie die Trommete gellte;
Doch schwarz war das Gewand, das er erkor.
Schwarz war der Busch und jede Zierde dunkel;
Allein sein Roß strahlt silberweiß Gefunkel.

Die Pagen dann, die Leuchterdienst verwalten,
Noch gestern schwarz wie aus der Negerei,
Erscheinen heut' als englische Gestalten
Und änderten Gesicht und Liverei.
Sie hatten sämmtlich schwarze Tracht erhalten
Und Alles lief, um sie zu seh'n, herbei.
Am meisten drängte sich längs den Gestaden
Das Volk, das gerne Torten ißt und Fladen.

Der Jüngling Averard, der bei den Proben
Des Inselkampfs bis jetzt nicht ward geseh'n,
Erscheint zuerst, den Ritter zu erproben
Und muß zuerst sich abgeworfen seh'n.
Er giebt den Schild, und, das Visir erhoben,
Bleibt er ein Weilchen auf der Wiese steh'n
Und spricht den Pagen zu, damit sie Thaten
Und Namen des Gebieters ihm verrathen.

Ein Fräulein kam indeß vom Inselstrande,
Umringt von Fackeln, ganz unzählig schier,
In weißem, doch fremdartigem Gewande,
Schön von Gesicht, anmuthig von Manier.
Sie kam mit Ehrfurcht zu Renoppia's Stande;*)
Zwei Pagen und zwei Knappen folgten ihr,
Beladen mit dem Schild-Gewinn des Siegers;
Sie aber sprach im Namen jenes Kriegers:

*) In einem Gefechte an der Brücke über den Panaro (worauf die folgende Stanze anspielt) hatten die Modeneser hauptsächlich durch die Tapferkeit der schönen Amazone Renoppia den Sieg errungen.

Der hohe Ruhm Renoppia's, den die Hehre
Damals erkämpft, als sie am Flussesrand
Sich widersetzt des Feinds siegreichem Heere
Und ihm die Palme wiederum entwandt,
Hab' ihn hierher geführt, und ihr zu Ehre
Hab' er so muthig im Turnier gerannt.
Er bitte drum, daß sie die würd'ge Flamme,
Die ihm das Herz durchlodert, nicht verdamme.

Renoppia spricht, von Scham und Zorn entglommen:
Schlecht, kleine Kupplerin, ist Euer Held
Bei mir mit seinen Künsten angekommen;
Weil alles Hexenwerk mir ganz mißfällt.
Doch Ihr, so hübsch und jung, die unbeklommen
Im Dunkeln bei ihm bleibt in seinem Zelt:
Vergönnet Ihr, daß er in Euren Rechten
Euch kränken darf und hier für Andre fechten?

Ich bin nur Magd, spricht Jene ganz gelassen,
Und solcher Preis ist nicht für mich gemacht.
Mein Herr kann nicht zu mir herab sich lassen,
Denn er besitzet Schlösser, Land und Macht.
Renoppia, schlau wie schön, weiß sich zu fassen:
So sagt ihm denn, versetzt sie mit Bedacht,
Ich müsse mich dem Muth verbunden nennen,
Den er gezeigt, zu meiner Ehr', im Rennen.

Und wenn's auch lieber mir gewesen wäre,
Hätt' er im Ernst, die Waffen in der Hand,
Sich mir zu Lieb' erklärt für unsre Heere,
Ohn' allen Hexentrug und Zaubertand,
Doch nehm' ich's an und danke für die Ehre,
Und dieses sei ihm meinerseits gesandt.
Und von der Brust, im Reden noch begriffen,
Nahm sie ein Kreuzchen, aus Krystall geschliffen.

Drin war ein Zahn St. Geminian's verschlossen,
Und Papst Honorius weihte diesen Zahn.
Dies reichte sie der Dirne, schnell entschlossen,
Als sollt's zum Lohn der Inselheld empfah'n.
Doch diese war wie leerer Traum zerflossen,
Kaum rührte nur das Kreuz die Botin an.
Die Knappen und die Pagen auch verschwanden,
Und nur die Schilde waren noch vorhanden.

Die Namen liest Renoppia, und die Schilde
Befreund'ter Ritter giebt sie gleich zurück;
Doch jene, die gehört der Feindesgilde,
Bewahrt sie als Trophä' und Beutestück.
Indeß verfolgt sein Werk im Kampfgefilde
Der Inselritter mit gewohntem Glück;
Da zeigt auf einer Stute sich am Strande
Ein fremder Mann im gelben Kriegsgewande.

Ein Panther schmückt den Helm; zwei Spannen weiter
Als bei den andern Rittern reicht sein Speer.
Allein man sieht, so zögernd kommt der Reiter,
Er geht mit Widerwillen nur hierher,
Und die Trommet', aufregend jeden Streiter,
Bewirkt bei ihm das Gegentheil vielmehr.
Nun rennt er, doch (dies zeigt die Angstgeberde)
Nicht fortgeführt vom Muthe, nur vom Pferde.

Doch schließt er fest, stemmt seine Lanze wider
Und beißt, indem er auf den Gegner dringt,
Die Zähne zu und senkt die Augenlider,
Wie Einer, den nur Schaam zum Kampfe zwingt.
Und wirft beim ersten Stoß den Feind darnieder,
Und Alle staunen, daß ihm dies gelingt.
Da schallt vom Ufer rings, wie Ungewitter,
Der laute Ruf. Vivat der Pantherritter!

Bei diesem Schall voll Staunen um sich blickend
Sieht er dahingestreckt den fremden Wicht,
Und in den Sieg mit Mühe nur sich schickend,
Schaut er ihn an und faßt sich selber nicht.
Allein der Feind, nicht mehr die Wuth erstickend,
Die flammend schon aus allen Zügen bricht,
Steht plötzlich auf, mit einem Fuße stampfend,
Und rings erbebt die Erde, wild sich krampfend.

Das Licht erlischt; mit Blitz und Donnerkrachen
Verschwindet augenblicks das Purpurzelt,
Und aus dem Eiland wird ein großer Nachen,
Der Mist und Heu und Besenreis enthält.
Und in dem Kahne bleibt, von allen Sachen
Und allen Leuten, die sich dort gesellt,
Der Sieger nur sammt einem Zwerggebilde,
Das einen Leuchter hält nebst einem Schilde.

Der Zwerg, den Schild den Ritter übergebend,
Sagt ihm dabei: der Siegesdank ist dies,
Den mein Gebieter, sich von hinnen hebend,
Der Säul' entnahm und Dir ihn hinterließ.
Nun wünscht' er nur, ganz Deiner Güte lebend,
Daß, wie sich ihm Dein hoher Muth erwies,
Er so nun auch erfahre Deinen Namen,
Und welches Land erzeugt so edlen Samen.

Der Ritter bläht sich, als er dies vernommen,
Und sagt: Berichte Deinem Herrn getrost,
Aus Spanien sei mein edler Stamm gekommen,
Und hochberühmt bis über'm fernen Ost.
Der Don Quixot', in Waffen so vollkommen,
Der Helden Fürst, der Abenteurer Trost,
Erzeugt' im Bund mit einer hohen Schönen
Den Vater mir, Don Phlegethon den Schönen.

In Welschland mußten Land und Leut' ihm dienen;
Es ist kein Ort, wo nicht sein Name blieb.
Sein hoher Ruhm vermißte nur Turpinen,
Der so von ihm wie von dem Roland schrieb.
Gleich war ihm keiner von den Paladinen,
Er wich allein vor dieses Schwertes Hieb.
Doch Alles wissen soll Dein Herr, soll wissen,
Daß Graf Culagna ihn in's Gras geschmissen.

Doch, da ich nun befriedigt Dein Verlangen
(Denn, was Du wissen wolltest, sagt' ich Dir),
Muß auch das meine jetzt Genüg' empfangen;
Drum seinen Stamm und Namen melde mir.
Du sollst, versetzt' das Zwerglein, Kund' erlangen,
Verlassen wir nur erst des Stroms Revier;
Denn Alle dort in jenen Ritterchören
Verlangen auch, was Du verlangst, zu hören.

Sie nahen sich demnach dem rechten Strande,
Wo eine große Schaar von Kriegern steht;
Und kaum befindet sich der Zwerg am Lande,
Dringt Alles auf ihn ein und fragt und späht.
Der Zwerg, von Zunge leicht, schlau von Verstande,
Bleibt steh'n und spricht: Hier bin ich, wie Ihr seht,
Um, was Ihr Alle wissen wollt, zu sagen;
Und Keiner soll sich über mich beklagen.

Als einstens vor der Wuth der Ghibellinen
Die Aighonen floh'n aus Modena,
Entwich der Graf Ballestra auch mit ihnen,
Den man als Oberhaupt des Stammes sah.
Er fand durch die Dämonen, die ihm dienen,
Einst einen Schatz; und seinem Schlosse nah,
Schuf er in Bergen eine Zaubergrotte;
Da haust er meistens mit der Geister Rotte.

Dort lebt bei ihm ein Sohn von zarten Jahren,
Der einz'ge, den er hat, Melind genannt.
Sein Edelsinn und seine Kühnheit waren
Des alten Vaters Lieb' und Hoffnungspfand.
Von einer Jungfrau hatte der erfahren,
Voll Sitt' und Schönheit, die an diesem Strand
Viel Muth bewies im kühnsten Abenteuer;
Und ihm entflammt' ein unauslöschbar Feuer.

Von seinem Fleh'n und Seufzen eingenommen,
Erlaubt' der Vater ihm, hierher zu gehen.
So kam er mit der Insel angeschwommen,
Um hier das schöne Kampfspiel zu bestehen.
Doch der besorgte Vater sah vollkommen,
Er sei zu jung, um Eurer Macht zu stehen;
Drum macht' er ihn durch seine Zauberwerke
Unüberwindlich gegen Muth und Stärke.

Nie konnte sein Melind zur Erde fallen,
(Mit dieser Zauberkraft begabt' er ihn,)
Wenn nicht der feigste Krieger, unter allen
Die auf der Erde sind, zum Kampf erschien.
Und um je stärker war das Gegenprallen,
Je sich'rer ward dem Knaben Sieg verlieh'n;
Wie stets der Blitz nur wüthender zerschellte,
Was ihm die größte Härt' entgegenstellte.

Roß, Speere, Waffen sammt dem ganzen Reste,
Kurz, was Melind angab, war zauberhaft.
Zog man das Schwert — aus war es mit dem Feste,
Gleich ward man von der Insel fortgeschafft.
Ein Lanzentausch war eben noch das Beste;
Allein auch hierdurch ward kein Sieg verschafft,
Wenn nicht der Feind an Stärk' und Muth Melinden
Mehr weichen mußt', als alle, die zu finden.

So spricht der Zwerg, der Ritter Schaar belehrend,
Und wandelt schnell in Jubel ihre Wuth.
Doch Graf Culagna, sich in Grimm verzehrend,
Kraust seine Stirn, und, heiß von Zornesgluth,
Zieht er sein Schwert, sich zu dem Zwerge kehrend,
Der gar nicht zeigt, dies schrecke seinen Muth.
Das leugst Du, ruft er aus, verlog'ner Bauer!
Und darthun soll mein Schwert es Dir genauer.

Du mögtest gern mir meinen Sieg beflecken,
Doch kannst Du's nicht, Du mißgeschaff'nes Thier!
Schon fliegt mein Ruhm weit durch der Erde Strecken,
Und rechtlich ward Dein Herr besiegt von mir.
Der Zwerg läßt sich nicht ein mit diesem Gecken,
Doch beugt er tief sich vor den Rittern hier
Und sagt zum Grafen, der noch schimpft' und keuchte,
Nur: Gute Nacht! und löschet aus die Leuchte.

[Uebers. v. Gries.]

## VII. Aus Bracciolini's „Scherno degli Dei."

(Vgl. S. 471.)

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Und laut erschallt sein *) Ruf: Verborg'ne Götter
Steigt auf zu mir aus ew'ger Finsterniß!
Es zittert der Kocyt bei dem Geschmetter,
Des Orkus Kluft erbebt schier bis zum Riß;
Der höllischen Gefilde schmutzig Dunkel
Zerreißt der Blitz' entsetzliches Gefunkel.

Als Charon jener Worte Laut vernommen,
Streicht er den Bart, und hat vor seinen Mund
(Schon fehlt ein Zahn) das alte Horn genommen,
Deß Ton sich furchtbar macht den Schatten kund.
Ihr Geister, ruft er, her zur Qual gekommen,
Hört ihr nicht Barbon'? Fort zum Höllenschlund!
Seid lässig jetzo nicht in euern Pflichten,
Wo's gilt, etwas für Freunde auszurichten!

Die leichten Geister schwirren an's Gestade;
Der Grimme nimmt sie ein zur Ueberfahrt,
Indeß der Unterird'schen Ambassade
Disharmonie und wild Geheul nicht spart.
Es sucht der Ein' wie er dem Andern schade,
Sie stoßen sich mit hinterlist'ger Art.
Der beißt, Der pufft, und Der hat nur Gedanken,
Wie er die leichte Barke mache schwanken.

Charon schlägt mit dem Ruder um die Wette,
Den lauten Fluß und seiner Geister Schaar,
Und führt sie hin zu einer hellen Stätte,
Wo Licht dem Dunkel überlegen war.
Als ob ihr Schmutz sich noch verhäßlicht hätte,
Stellt sich ihr Wesen ekelhafter dar.
Sie fliegen, ausgeschifft, fort im Vereine,
Wo Meister Barbon' lau'rt im Mondenscheine.

Doch nur ein Kleckser, oder Kleckser-Schüler,
Der unanstellig ihm die Farben reibt,
Der zu gebrauchen nur als Pinselspüler,
Wenn er das Schürzenwaschen nicht betreibt,
Malt häßlich (besser stets, je indociler)
Den Höllenschwarm, entsetzlich wie er leibt,
Indem er hat zum Knie den Ellenbogen,
Das Kinn zum Aug', an's Ohr den Mund gezogen.

Hier gähnt ein Katzen-, dort ein Schweine-Rachen,
Hier giebt's ein Hundemaul, dort eins vom Stiere,
Der ist behaart, Der führt ein Fell vom Drachen,
Und Der hat d'rauf Figuren in's Geviere;
Ein hohles Loch muß Dem das Auge machen,
Vom Wolf und Fuchs zeigt Der uns die Tournure,
Dem trieft das Aug', Der geifert, Der hat Räude,
Und wie ein Luder stinkt die ganze Meute.

Die Fratzenschaar durchstreichet wild die Erde,
Doch hält der Zauberkreis sie bald zurück,
Und Alle rufen: Barbon', schleunig werde
Dein Will' uns kund, daß lang nicht währt das Stück!
Denn jenes Licht, das lieblich an Geberde
Vom Himmel wirft zur Erde hellen Blick,
Kühlt ab die Luft; was uns gar sehr beschwerlich,
Denn schwach sind wir vom Kopf, wir sagen's ehrlich.

So schwere Hörner stets am Kopfe tragen,
Und ohne Mütz' und Hut beständig geh'n,
Das könnt' auch Rodomonte nicht ertragen,
Wie stark auch, müßt' er den Katarrh besteh'n.
Mit raschem Wort fing Barbon' an zu sagen:
Ihr Herren Teufel, ich wollt' Euch nur seh'n,
Damit Ihr sagt, wo Amor zu erlangen,
Der seiner Mutter gestern durchgegangen?

*) Des Zauberers Barbone, welcher durch diese Geister den Aufenthalt des flüchtigen Amor erfahren will.

Es schaut der Ein' den Andern an beklommen,
Und Alle zucken nur die Achseln drauf,
Der schwört beim Styx: ich hab' ihn nicht genommen,
Und Jener schwört gar bei der Futterrauf';
Der hat ihn nie zu sehen noch bekommen,
Denn ihn flieht Jeder ja im schnellsten Lauf.
Kurz, Alle haben laut versichern müssen,
Daß, wo er sei, im mind'sten sie nicht wissen.

Hol' Euch der Henker, hört man Barbon' schrei'n;
Seh' Einer an, wie dumm sich das stellt an,
Mit einem Wort: (hier giebt's nichts zu verzeih'n!)
Für Schurken sehe ich Euch Alle an!
Gemach, Herr Meister, fällt ihm Morpheus ein,
Der Commandeur vom Geisterheeresbann,
Das heißt: Sergeanten der zwei Compagnieen
Von Sbirren, die die Höll' hier ausgespieen.

Du willst, spricht jetzt der Geist, von uns erfahren,
Wie es anjetzt um jenen Amor steht?
Wir können, ich und And're, nichts gewahren,
Von ihm; noch wohin Spur und Losung geht;
Mag's Tantalus und Tizius offenbaren,
Sie sind dafür mir Bürge und Prophet,
Wir können (herzlich leid thut's) nicht verkünden,
Ob Fleisch, ob Fisch, der Amor wo zu finden.

Ging nach dem Zorn und Unmuth nur Dein Fragen,
Verlangtest Du von Wuth und Grimm Bescheid,
Die drunten wohnen, wo es nie wird tagen,
Und Acheron den Schwefelsand verstreut,
Ich würde, glaub' mir's, her sie tragen
Im Käficht, mir wär's eine Kleinigkeit;
Sie sollten Dir, ich wollte sie schon kneifen,
Ein schmuckes Lied, und ohne Noten, pfeifen.

Doch Amor, ist er auch ein lock'rer Zeisig,
Hat seine Schwingen aus der Hölle nicht,
Wie ungezähmt er immer ist und beißig,
Er gehet nicht mit uns hier in's Gericht;
Nie macht er sich zur Fahrt nach unten reisig,
Es sah noch Niemand dorten sein Gesicht,
Wo düst'res Nachtgevögel nur mag weilen,
Als Uhu, Käuzchen, Fledermäus' und Eulen.

O, sprach Barbone, das sind klare Zeichen,
Des Läugnens, womit Du die Wahrheit hier
Verhehlen willst; doch sollst Du nicht entweichen,
Du beichtest, das versprech' und schwör' ich Dir!
Heran, heran mit Dir und Deines Gleichen,
Erst in's Verhör, dann folgt das Foltern schier,
Dazu verdamm' ich stracks von Euch ein Paar,
Taccone her! Komm, mach' mir den Notar!

Taccone spricht: Ich bin bereit zu dienen,
Doch ist mein Schreiben just das beste nicht,
Denn meine Schrift hat Keinem noch geschienen,
Und auf Erleicht'rung leist' ich hier Verzicht.
Doch Jener: schreib' nur! — Zorn in seinen Mienen,
Befiehlt er wild dem Schwarm der Bösewicht':
Legt ihn in Fesseln, laßt ihn visitiren,
Ob er bewaffnet, und dann vor mich führen!

Durchsucht die Taschen, und was d'rin zu finden
An Briefen und an Schriften, bringet her;
Die frechen Bestien sollen es empfinden,
Daß ich kein Richter bin von Ungefähr!
Zwei Schergen fangen an nun zu ergründen
Der Taschen Tief' und machen Alles leer,
Ihr Fund ist nur ein schmutzig Blatt geblieben,
Und d'rauf war nichts als ein Sonett geschrieben.

Barbone liest, und ihm kann's nicht entgehen,
An den Hyperbeln, daß es ist modern;
Ein Liebender läßt so die Treue sehen:
Die Gluth bin ich, die Maid der Kälte Kern;
Mein Herz muß spitz'ger Bienen Schwarm bestehen,
Die stets hervortreibt ihrer Augen Stern.
Sie hat die Süß', ich kann nur Qualen schmecken,
Sie schlürfet Honig; ich hab' nichts zu lecken.

Da Barbon' dies gelesen und gefunden,
Daß es moderne Liebesverse sei'n,
Spricht er: Nichts kann uns sicherer bekunden
Die Amorsspur, als dieser Liebesschein;
Wo nahmst Du ihn? Die Aussicht ist verschwunden
Zum Läugnen; d'rum schenk' laut're Wahrheit ein;
Und willst Du jetzt, wo Amor sei, nicht sprechen,
Laß ich am Leib' die Arm' entzwei Dir brechen.

Heraus damit, und immer frisch gestanden,
Bevor wir Dich zur Folter lassen zieh'n! —
Und er: Euch hat, o Herr, zu legen mich in Banden,
Des Himmels ew'ger Rathschluß Kraft verlieh'n,
Ihr könnt mich kochen lassen, rösten, branden,
Und dann mein Fleisch in Lorbeer-Sauce brüh'n;
Doch könnt' Ihr nie zur Beichte mich bewegen,
Euch, was ich selbst nicht weiß, zu Tag zu legen.

Das Ding da hab' ich gestern aufgehoben
Im Winkel, wo vorgestern ein Barbier
Es hingeworfen; es lag grad oben
Bei abgeschnitt'nem Haar und Seifenschmier';
Man hat, wie's scheint, zur Fastenzeit umwoben
Wohl Stint' und andern Fisch mit dem Papier,
Beschnüffelt's nur, der Duft wird Euch belehren,
Von Stinten kömmt's, nicht Amorn kann's gehören.

Du hoffst, spricht Barbon', noch Dich wegzulügen
Von Jenem, den doch dies Papier besingt?
Auf, Kerle, zögert nicht, er muß sich fügen,
Nur rasch, ihr Buben, daß ihr ihn umringt,
Und an den Ast, den Ihr hervor seht biegen
Vom hohen Baume dort, wo er entspringt,
Befestiget die Wind', und zieht die Leine
Dem Burschen hier nur fest um Arm und Beine.

U. s. w.

[G.]

# XVIII. Das siebzehnte Jahrhundert.

## Dichter, Historiker, Philosophen und Märtyrer.

Würde die Fülle poetischer Production zum Maßstabe für eine Vergleichung des 16. mit dem 17. Jahrhundert dienen, so dürfte das letztere kaum hinter jenem zurückstehen. Was aber die Vielseitigkeit der Richtungen, den inneren Werth der Producte, die Correctheit der Sprache betrifft, so erheben sich die Erzeugnisse des Cinquecento weit über diejenigen des ihm folgenden Jahrhunderts (des Seicento). Verschiedene ungünstige Umstände hatten das Ende der „guten Zeit" der italiänischen Literatur noch vor dem Ablauf des 16. Jahrhunderts angekündigt. Die Frivolität der Sitten war bis zum Aeußersten gediehen. Im Schatten des bequemen Glaubens, der das Gute und das Wahre nach Dogmen und Gebräuchen der Kirche schätzte, wucherten die Laster. Weichlicher Lebensgenuß wurde immer mehr das Ziel der Wünsche. Schon in den blutigen Kriegen, die von den Deutschen, Spaniern und Franzosen auf italiänischem Boden geführt waren, hatten die Eingebornen des Landes größtentheils nur als Zuschauer, um deren Hab' und Gut gestritten wurde, die demüthigendste Rolle gespielt. Auf diese Kriege folgte zwar für Italien ein langer Friede. Aber diesen Frieden hatten sich die Italiäner nicht errungen; er war das Werk der Erschöpfung, der Ausdruck einer politischen Apathie, die wunderlich genug gegen die Unruhen des 14. und 15. Jahrhunderts abstiecht und deren Gleichförmigkeit durch die Aufstände in Neapel und Palermo 1647 nur schwach unterbrochen wurde. Wenn gleich dem österreichischen Hause nur Mailand und dem französischen gar kein italiänischer Staat zur Beute heimgefallen war, so standen doch alle italiänischen Staaten unter der politischen Autorität auswärtiger Mächte. Wie nun mit jedem Jahre die Nation immer merklicher erschlaffte, ohne darum ihren Nationalstolz zu verlieren, so wurde auch der höher strebende Geist, ehe er sich noch entwickelt hatte, immer tiefer zu der herrschenden Denkart herabgezogen und zu kleinlichen Ansichten verwöhnt. Was bei solchen Umständen einige Mäcene unter den Großen für die Literatur thaten, kommt kaum in Betracht. Von der Zeit an, wo Geist und Geschmack sanken, wurden auch der italiänischen Fürsten, die Sinn für literarische Veredelung hatten, immer weniger. Das Haus Medici verleugnete zwar seine Ahnentugend in der Pflege der Wissenschaften und Künste nicht, aber kein Papst wurde wieder erwählt, der sich wie Leo X., oder wie Paul III., oder auch nur wie Clemens VII. für die Literatur interessirt hätte. Von den Fürsten aus dem Hause Este schien der Geist ihrer Väter gewichen zu sein, seitdem die mächtigste und glänzendste ihrer Linien die Stadt Ferrara mit dem dazu gehörigen Gebiete an den päpstlichen Stuhl hatte abtreten müssen und auf den Besitz des Modenesischen eingeschränkt war. Zu den thätigsten Gönnern der Wissenschaften gesellten sich die Herzöge von Savoyen, seitdem der gelehrte und tapfere Carl Emanuel I. den Ton angab. Doch waren sie zu sehr bei auswärtigen Händeln betheiligt, um dem italiänischen Genius ihre ganze Gunst zuwenden zu können. Vieles geschah seit dem Entstehen der Oper für das Theater, besonders zu Parma, wo der Herzog Rainuccio I. aus dem Hause Farnese eins der prächtigsten Schauspielhäuser erbaute: damit aber war der Poesie, die mehr als Dienerin der Musik sein wollte, wenig geholfen. In den unzähligen Akademieen, die von ihrer Entstehung an nur geringen Nutzen gestiftet hatten, wurden allerhand poetische Kleinigkeiten mit großer Feierlichkeit in possenhaften Formen so lange verhandelt, bis eins dieser Institute nach dem anderen einging. Die Akademiker della Crusca (s. S. 422) gaben durch ihr Wörterbuch, dessen erste Ausgabe 1612 erschien, der italiänischen Sprache allerdings Festigkeit, aber den Geist, der ihnen selbst mangelte, vermochten sie nicht zu erwecken.

Haben wir beim Uebergange in das 16. Jahrhundert zwei Männer, Machiavelli und Ariosto, an die Spitze desselben gestellt, welche nach verschiedenen Seiten hin den Geist des großen Zeitalters, in das sie uns eingeführt, am vollendetsten repräsentiren, so können wir auch hier, beim Eintritt in das 17. Jahrhundert, mit dem Namen eines Mannes, des Ritters Marino, der gerade hundert Jahre später als Machiavelli geboren ist, die einseitige Richtung bezeichnen, welche dem Zeitraum, den dieser Abschnitt umfaßt, eigenthümlich ist. Marino gilt als der Urheber jenes Stils, durch dessen Pflege später auch ein Lohenstein und Hoffmannswaldau ihre Namen in der deutschen Literatur verewigt haben, jenes schwülstigen Stils, voller gekünstelter und ungeheuerlicher Metaphern, gespitzter Tiraden, Wort- und Gedankenspiele, welche die Italiäner concetti nennen. Was die letzteren betrifft, so finden wir diese Tändeleien, wie Friedrich Schlegel sie milde genug bezeichnet, bereits bei Tasso, sowohl in seinen epischen, wie besonders in seinen lyrischen Gedichten, häufiger noch bei Guarini, der schon an der Grenze des edlen Stils und eines üppigen Geschmacks steht. Die ganze Fülle desselben entwickelt aber erst Marino, der Alles, was Ovid und die Liebesdichter der Alten Weichliches oder Ueppiges darbieten, mit dem Spielenden, was Petrarca, Tasso, Guarini enthalten, zusammengeschmolzen und wie in ein weites Meer von poetischen Süßigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem Geschmack um so mehr widerstehen, als seine Tändeleien nicht mehr Natur und dem Gefühl entquollen, sondern meistentheils nachgekünstelt sind. Gleichwohl erscheint diese Unnatur des Stils in Marino's Dichtungen mit so vielen Schönheiten gepaart, daß man sich nicht wundern darf, wenn sein Beispiel ansteckend geworden ist. Die meisten Dichter des 17. Jahrhunderts haben sich nach ihm gebildet und seine Fehler copirt, ohne sich seine Schönheiten zu eigen zu machen. Ganz Italien wurde von der Pest des verstorbenen Geschmacks angesteckt: nur Toscana blieb ziemlich davon befreit. Von diesem Mittelpunkt verbreitete sich noch einmal, wie einst im 14. Jahrhundert, der bessere Geschmack. Filicaja, Redi, Menzini, Marchetti und andere Toscaner trugen am meisten zu dem heilsamen Umschwung bei, der gegen das Ende des Jahrhunderts erfolgte. Man kehrte zu den Griechen und Römern und zu den bessern heimischen Mustern zurück, und so kam denn nach und nach der „Stilo Marinesco" außer Geltung.

Giambattista Marino (auch Marini) war am 14. October 1565 zu Neapel geboren. Sein Vater, ein geschickter und begüterter Advocat, wünschte ihn zum Juristen ausgebildet; Giambattista hielt sich jedoch von der Natur zum Dichter bestimmt, und der Reiz der Musen war für ihn stärker, als alle Mahnungen und Drohungen des Vaters. „Mehr als einmal," so erzählte er später selbst, „hat der strenge Vater, in welchem brennendes Verlangen nach Golde glühete, des väterlichen Befehles Zügel anziehend, mir gesagt: Was gehet auf unnützes Studium Dein Bestreben? Gewaltsam wollte er den aufstrebenden Gedanken beugen, um geschwätzigen Clienten Thorheiten zu verschachern und den Supplicanten und ihnen auf dem heisern Gerichtssaale lamentirende Klageschriften zu verkaufen. Weil aber die Natur in uns sehr mächtig ist, so nahm meine schmeichelnde Neigung stets überhand, ich legte das Juristengewand ab und ließ Andere lügenhafte und trügerische Worte verdauen, ich kümmerte mich nicht um die Erklärung zweifelhafter Texte, nicht um die Vereinigung mit einander nicht stimmender Glossen, und hielt das allein für ein vollkommenes Gesetz, was die entzügelten Sinne zu bändigen vermochte." Marino wurde schon früh Mitglied einer Gelehrten-Gesellschaft in Neapel, welche unter andern eine Sammlung italiänischer Dichter herauszugeben beabsichtigte und ihm die Veranstaltung der Auswahl übertrug. Diese Beschäftigung gab seiner poetischen Kraft Nahrung; durch das damit verknüpfte Studium aller Arten des poetischen Ausdruckes wurde er selbst ein gewandter poetischer Stilist. So war Marino, zwanzig Jahr alt, bereits als Dichter in seiner Vaterstadt berühmt, wobei er allerdings auch in den Nachbetern der Antike heftige Gegner erhielt, zumal da er geäußert hatte, daß diejenigen, welche mit unbeschränktem Gehorsame den Alten nachfolgten, den halsstarrigen Israeliten glichen, welche sich vom halbvermoderten Alterthume ihrer Ritualgesetze immer noch binden ließen. Der erzürnte Vater verbot ihm das Haus

und entzog ihm alle Unterstützung; der Sohn war jedoch wegen seines Fortkommens unbesorgt. Es fanden sich genug Bewunderer der Talente Marino's, die sich seiner annahmen. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung in seinem Palast, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in seine Dienste. In dem Hause dieses Fürsten lernte er Torquato Tasso kennen, als sich derselbe in der letzten Periode seines Lebens zu Neapel aufhielt. Der Umgang mit diesem großen Dichter war für Marino's Bildung nicht ohne Nutzen, so sehr auch Unglück den Geist Tasso's bereits abgestumpft hatte. Eine jugendliche Unbesonnenheit brachte jenen ins Gefängniß. Seine Freunde befreiten ihn zwar bald wieder; er hielt es aber für rathsam, das Königreich zu verlassen und nach Rom zu gehen. Hier fand er, als Dichter einer berühmten Canzone „von den Küssen" genugsam empfohlen, an dem päpstlichen Kämmerer Crescenzio einen thätigen Beschützer, der ihn täglich an seine Tafel zog. Marino ging auf ein ganzes Jahr nach Venedig, um seine lyrischen Gedichte herauszugeben. Dort lernte er Guarini kennen. Sein Ruhm hatte sich nun schon so verbreitet, daß man ihn auf der Rückreise, welche er mit Umwegen über alle bedeutenden Städte unternahm, überall mit Auszeichnung empfing. Der Cardinal Pietro Aldobrandini ernannte ihn nach seiner Heimkehr nach Rom zum Cavaliere. Er erneuerte hier die Bekanntschaft Tasso's, als dieser gleichfalls dahin kam. Mit seinem Gönner Aldobrandini begab sich Marino nach des Papstes Alexanders Tode in dessen Bisthum Ravenna, wo er das epische Gedicht „Strage degli Innocenti" („der Mord der Unschuldigen" — d. h. Kinder von Bethlehem) und die „dicerie sacre" ausarbeitete. Bald darauf begleitete er den Cardinal nach Turin. Durch ein in vierzehn Tagen verfertigtes Gedicht „il ritratto," das dem Herzog von Savoyen schmeichelte, wußte er sich eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Unter anderen Beweisen, die ihm Carl Emanuel von seinem Wohlwollen gab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus, und den Titel eines herzoglichen Secretairs. Seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn aber bald in allerlei verdrießliche Händel, die ihn am Ende nöthigten, Turin zu verlassen. Des Federkriegs nicht zu gedenken, der bei Gelegenheit eines seiner Sonette, worin er den nemäischen Löwen mit der lernäischen Schlange verwechselt hatte, entstanden war, und der eine Menge Schriften veranlaßte, gerieth er in ernsthafte Streitigkeiten mit dem ersten Secretair des Herzogs, dem Genuesen Gasparo Murtola. Dieser war gleichfalls Dichter — er hatte 1608 ein Gedicht „von der Erschaffung der Welt" (il mondo creato) zu Venedig drucken lassen — und nicht weniger von sich eingenommen, als Marino. Beide konnten daher nicht lange Freunde bleiben. Ihre Neckereien ergötzten einige Zeit lang das Publicum. Auf eine Reihe von Sonetten, die sie gegen einander schleuderten, folgte eine „Murtoleide" von Marino (1608), und eine „Marineide" von Murtola. Beide schmähten einander um die Wette,*) bis der ergrimmte Murtola, der seiner Feder nicht mehr traute, statt ihrer eine Pistole ergriff und sie aus einem Hinterhalt auf seinen Nebenbuhler abfeuerte. Der Schuß traf, aber nicht den beneideten Dichter, dem er zugedacht war. Ein Günstling des Herzogs, der neben Marino stand, wurde statt seiner zu Boden gestreckt. Man ergriff den Meuchelmörder auf der That. Das Todesurtheil über ihn war schon gesprochen, als Marino selbst sich für ihn verwenden zu müssen glaubte. Auf seine Fürbitte wurde Murtola begnadigt. Weder gerührt, noch gebessert, nahm nun dieser seine Zuflucht zur niedrigsten Intrigue. Wenigstens wurde er beschuldigt, daß er es gewesen sei, der den Herzog überredet habe, einige zweideutige Stellen in einem Gedichte Marino's („La Cuccagna") für eine Satire auf den Herzog selbst zu halten. Der Fürst ließ den verläumdeten Dichter gefänglich einziehen, während die Sache genauer untersucht wurde. Aus der Untersuchung ergab sich, daß Marino damals, als das Gedicht, das gegen den Herzog gerichtet zu sein schien, bekannt wurde, noch in Neapel lebte und den Herzog gar nicht kannte. Er erhielt seine Freiheit

*) Die betreffenden Schriften sind in folgendem Buche zusammengedruckt: „la Murtoleide, fischiate del Marino, con la Marineide, risate del Murtola; aggiuntevi le strigliate a Tommaso Stigliani e l'innamoramento di Pupolo e Pupola." Nürnberg 1619.

wieder, verließ Turin und begab sich nach Paris, wohin ihn Margaretha, die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV., längst eingeladen hatte. Diese war jedoch bereits gestorben, als Marino nach Paris kam. Die zweite Gemahlin des Königs, Maria von Medici, hatte nicht geringeres Interesse, als jene, für den italiänischen Modedichter, dessen Manier bald genug in die französische Literatur Eingang fand. Seine angenehme Geselligkeit und sein belebender Witz machten ihn zum Liebling der feinen Gesellschaften in der französischen Hauptstadt. Die Königin setzte ihm eine Pension von 2000 Kronenthalern aus; der „Chevalier" bezeigte ihr seine Dankbarkeit durch ein Gedicht „il Tempio" und dieses brachte ihm neue Belohnungen ein. Während seines Aufenthaltes in Paris erschien daselbst eine Reihe von ihm verfaßter poetischer Schriften, so „la Sampogna" — die Hirtenflöte — (acht mythologische und vier bukolische Gedichte enthaltend) 1620, und drei Jahre später das berühmteste seiner Werke, der „Adonis" (L'Adone). Dieses war gleich nach dem Erscheinen vergriffen, so daß man das Exemplar mit 150 Livres bezahlte. Die vielen freien Stellen desselben hatten ein sofortiges Verbot des Werkes von Rom aus zur Folge, mit der Einschränkung jedoch, daß diejenigen, welche es lesen wollten, der besonderen Erlaubniß des Papstes bedurften.

Das Erscheinen des „Adone" gab wiederum zu einem heftigen Federkriege Veranlassung. Unter anderen schrieb Tommaso Stigliani, ein unbedeutender Dichter, von dem ein Werk unter dem Titel: il mondo nuovo existirt, eine heftige Kritik jenes Gedichtes. Stigliani hatte sich die Manier Marino's anzueignen, diesen aber durch glatte Anspielungen in eben den Versen zu verspotten gesucht, in denen er ihm nachahmte. Marino antwortete darauf in einigen Sonetten, die er „le Smorfie" (die Grimassen) nannte. Darauf schrieb der Verhöhnte jene Kritik unter dem Titel: „l'Occhiale" (die Brille), die unsanft von der großen Schaar der Bewunderer des „Adone" zurückgewiesen wurde. Es erschienen Widerlegungen in großer Menge, meistentheils von Geistlichen herrührend, obgleich das Werk zu den schlüpfrigsten gehört, die es überhaupt in der poetischen Literatur giebt. Marino selbst tröstete sich über die Anfeindungen, die gegen dasselbe gerichtet waren, mit der Bemerkung: es sei einmal des Adonis unwiderrufliches Verhängniß, von den Schweinen zerrissen zu werden. Zu nicht geringerem Troste gereichte es ihm, daß er von vielen Seiten reichliche Belohnungen in Geld, Kunstwerken und Büchern, sowie Auszeichnungen aller Art erhielt. Künstler, wie Guido Reni, schätzten es sich zur Ehre, in ihm ihren Gönner zu haben; das Ausland beeilte sich, seine Dichtungen zu übertragen und nachzuahmen. Als Cardinal Lodovisio, dem sich Marino durch ein zierliches Gedicht verbunden, den Dichter beim französischen Hofe freundschaftlich für sein Vaterland zurückerbat, willigte man in Paris nur ungern in dieses Ansuchen. Die Reise Marino's nach Rom glich einem Triumphzuge. Nachdem ihm in der Hauptstadt der Welt die übertriebenste Huldigung dargebracht worden, begab er sich nach Neapel, nicht ohne vorher dafür gesorgt zu haben, daß sein Werk von den schlüpfrigsten Stellen gereinigt werde. Bei seinem Einzuge in Neapel kamen Fürsten und Große ihm zur Einholung entgegen. Mehrere Tage mußte er dazu verwenden, um nur die Menge Besuchender empfangen zu können. Er wurde Mitglied der Gesellschaft der Müßigen, in deren Versammlungen seine anmuthige Weise in Rede und Schrift ein beständiges Erheben seiner Talente zur Folge hatte. Oft mußte er über die lauten und öffentlichen Beifalls-Aeußerungen zu seinen Reden mitten unter'm Sprechen inne halten. Aus diesen Zerstreuungen zog er sich häufig auf den Posilippo zurück. Er trat in die Dienste des Vicekönigs Alba, welcher den Dichter so lieb gewann, daß er jede Stunde seines Lebens, wo er denselben nicht um sich haben oder ihm nichts Angenehmes erweisen konnte, für verloren erachtete. Marino's wohltönende Stimme, eine einnehmende Manier im Verkehr mit Andern, vollendeten das Liebenswürdige seiner Persönlichkeit, welche sich durch eine Behendigkeit in Geberden und Bewegungen den Charakter der Lebendigkeit bis an ihr Ende zu geben verstand. Bei aller Weichlichkeit seiner Poesie war ihm doch im Leben ein weibischer Mann der größte Anstoß. Er war oft tiefsinnig und so hingerissen von seinen poetischen Anschauungen und Reflexionen, daß er für die Wahrnehmung der

Außendinge gar kein Organ zu haben schien. Während eines solchen Zustandes dichterischer Verzückung brannte ihm einst eine glühende Kohle ein tiefes Loch in den Fuß, ohne daß er es bemerkte; die Wunde war so schlimm, daß er deshalb mehrere Monate lang das Bett hüten mußte. Seinen Freunden, welche ihn noch in seinen spätern Jahren um Gelegenheitsgedichte baten, pflegte er zu erwiedern, daß Diejenigen aufhören müßten zu dichten, welche sich, wie er, dem Untergange zuneigten: Apoll sei ein Jüngling und die Musen junge Damen; man habe im Alter nicht mehr Feuer genug, so schöne Blüthen des Geistes wie vormals im Lenze der Jahre hervorzubringen. Die vielen Zerstreuungen und Gastmähler, denen Marino beiwohnen mußte, das anhaltende Arbeiten, mit kaum zweistündiger nächtlicher Ruhe, zerrütteten aber seine Gesundheit und warfen ihn auf das Krankenlager. Da er sich nicht in Acht nahm und nur ein ihm als bewährt angerühmtes Mittel eines Dominikanermönchs gebrauchte, erzeugte sich bei ihm ein krebsartiger Schaden. Von der Unvermeidlichkeit seines baldigen Todes überzeugt, wandte er sich an einen Geistlichen, dem er mit Bezeigung einer herzlichen Reue seine Sünden beichtete. Eine Menge scherzhafter und allzufreier Gedichte opferte er mit dieser Gesinnung noch auf dem Sterbebette den Flammen. Nach dem Empfange des heiligen Abendmahles hielt er eine so herrliche Rede über Gottes Barmherzigkeit, daß alle Anwesenden Staunen und Andacht ergriff. Mit den Worten: „Herr, erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit!" entschlief er am 26. März 1625. Sein Tod verbreitete in Neapel, selbst unter dem gemeinen Volke, eine allgemeine Trauer. Seine Leiche wurde unter großen Feierlichkeiten in der Kirche der Theatiner zu Neapel, denen er seine Bibliothek vermacht hatte, beigesetzt.

Marino's berühmtestes Werk ist, wie schon bemerkt, l'Adone, ein „heroisches" Gedicht in zwanzig Gesängen. Dasselbe enthält die seltsamste Vermischung des alten Mythos von der Liebe der Venus und des Adonis mit Dichtungen aus der romantischen Ritterwelt. Die Phantasie treibt durch das ganze Gedicht ein regellos ungezähmtes Spiel mit einer Reihe bunter Bilder. Ermüdende Episoden unterbrechen nicht selten den Fortgang der Handlung. Jeder der zwanzig Gesänge hat seine besondere Ueberschrift, so heißt der erste: „das Glück," der 2.: „der Pallast der Liebe," der 3.: „Liebeszauber," der 4.: „der Garten," der 5.: „die Wunder," der 6.: „das Novellchen," der 7.: „die Tragödie" u. s. w. Der Hauptinhalt ist folgender: Amor ist mit seiner Mutter in einen kleinen Zwist gerathen und beschließt, sie mit einem Pfeile zu verwunden, der ihr Liebe zu dem schönen Adonis einflößen soll. Der Jüngling wird nach der Insel Cypern und hier von einem Hirten in Amors Pallast gebracht. Nun erst (im 3. Ges.) wird Venus von Amor wirklich verwundet. Sie erblickt den schlafenden Adonis und entglüht in Liebe. Hierauf folgt mehrere Gesänge hindurch eine Reihe von zärtlichen, schwärmerischen, üppigen Scenen. Da die Liebenden (im 8. Ges.) schon an der Gränze des Uebermaßes ihres Glückes stehen, sinnen sie auf andere zerstreuende Belustigungen. Zuerst besuchen sie zusammen eine Quelle des Musen-Gottes, bei welcher Gelegenheit das Lob der berühmtesten Dichter alter und neuerer Zeit eingeflochten wird. Bald genügt ihnen die Erde nicht mehr; sie unternehmen eine Luft- und Lustreise durch alle Sphären, wobei Mercur ihr Wegweiser ist. Da dringt das Unglück auf sie ein. (12. Ges.) Mars, von Eifersucht entbrannt, beschließt das Verderben des schönen Adonis. Eine Fee, von heftiger Leidenschaft zu dem Jüngling ergriffen, entführt ihn, und bietet allen Zauber auf, ihn zur Gegenliebe zu reizen. Nach vergeblichem Bemühen erhält Venus den Geliebten endlich wieder zurück, und erfreut sich nun des Genusses der glücklichsten Liebe, bis er ihr zum zweiten Male entrissen wird, und zwar unwiderbringlich durch den Tod. Mit den Klagen der Göttin und mit einer ausführlichen Beschreibung der zur Leichenfeier des Geliebten veranstalteten adonischen Spiele schließt das Gedicht.

Ein älterer deutscher Schriftsteller, Werthes, giebt in seinem den früher erwähnten Meinhard-Jagemann'schen Versuchen ähnlichen Werke: „Die vorzüglichsten italiänischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts" (1781) eine Auswahl der schönsten Stellen aus dem „Adonis," die er mit folgender Charakteristik des Dichters begleitet: „Marino fühlte die nämliche Gottheit in sich, von der Homer, Ossian und Ariosto die geheimen Pfade zur

Unsterblichkeit gelernt hatte. Es quälte ihn, den Lorbeer, den er gebrochen haben würde, um Ariosto's Stirn zu sehen. Er glühte nach einem anderen. In der Vermessenheit seines aufschwellenden Geistes wagte er den Gedanken, einen Lorbeer, der noch höher stände, zu erringen. Er kannte die Macht der Wollust über den Menschen und wollte Gebrauch davon machen. Er versuchte tiefer in die innern Gänge unseres Wesens einzudringen, das Schöne noch schöner und das Reizende noch reizender zu machen, als man es bisher gekannt hatte. Und so überspannte er die Kräfte seines Geistes. Manchmal erhielt er sich in der Sphäre der Natur, und ward der Schöpfer von unnachahmlicher und nie zuvor gekannter Schönheit, weßwegen ich oft versucht war, ihn dem Tasso vorzuziehen, auch diesfalls keinen Augenblick anstände, wenn er dem Genius, der ihn zuweilen führt, getreu geblieben wäre. Aber leider überspringt er nur zu oft die Schranken, und übersieht in dem reichen Vorrath der Natur eine Menge der größten Schönheiten, welche er gleichsam der einzigen Schönheit, die er zu seiner Abgöttin gemacht hat, aufopfert. Und so ist sein Gedicht wie ein Garten, der verschiedene köstliche Partieen, paradiesische Lusthaine, und reizende Spaziergänge hat: das Uebrige geschminkte Künstelei, zugespitzte Pyramiden, Obelisken, vielfarbigte Blumenbeete, ein künstlicher bunter Zuckeraufsatz."

Diese Charakteristik stimmt im Wesentlichen mit den Urtheilen überein, welche ältere wie neuere Kritiker über Marino ausgesprochen haben. Er verdient weder die Vergötterung, die ihm anfangs zu Theil geworden, noch die Herabwürdigung eines Crescimbeni und Anderer. Fehler über Fehler in Marino's Dichtungen aufzufinden, ist nicht schwer: es giebt fast kein Gesetz des guten Geschmacks, das dieser Dichter nicht übertreten hätte. Ohne über die Wahl eines Stoffes oder einer Form verlegen zu sein, ergriff er bald mit natürlichem, bald mit erkünsteltem Enthusiasmus den Gegenstand, den ihm Laune oder Gelegenheit darbot. Daß er sich sehr wohl in gesetzmäßigen Schranken zu halten wußte, beweisen mehrere seiner Sonette, die den besten Gedichten dieser Art an die Seite gesetzt werden. Aber auch in dieser Gattung wollte er erfinderisch sein. Neben seinen Hirten- und Schiffersonetten (Sonetti boschereeci e maritimi) finden sich die von Marino so genannten polyphemischen Sonette, deren Gegenstand die Liebe Polyphems zur Nymphe Galatea ist, die auf eine seiner Person und seiner Lebensart angemessenen Art ausgedrückt wird. Mit ähnlichen großentheils unglücklichen Erfindungen suchte er die Gattung der Idyllen, der Canzonen, der Lobgedichte und Hochzeitsgesänge (Epitalami) zu bereichern. In den genannten Dichtungsarten zeigte er vorzüglich sein Talent, durch kühne Behandlung die Natur jedes Stoffes poetisch umzuarbeiten. Seine Epithalamien sind zugleich Documente der schrankenlosen Frivolität jener Zeit. Im diametralen Gegensatze zu diesen lasciven Dichtungen steht sein schon genanntes Gedicht: La Strage degli Innocenti, in sechs Gesängen, welche der fromme hamburgische Dichter, Brockes, in deutsche Alexandriner übertragen hat. („Der Bethlehemitische Kindermord." Zugleich mit dem italiänischen Texte. Hamburg, 1715.)

Die Partei der Anhänger und Nachahmer Marino's, der Marinisten, wurde auf längere Zeit eine herrschende, so daß die Zahl der besseren und selbstständigen Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur eine äußerst geringe ist. Wir erwähnen von ihnen zuerst den Grafen Fulvio Testi, den italiänischen Horaz, wie ihn schmeichelhaft genug einige Literatoren nennen. Sein Leben, sagt Tiraboschi, der Biograph Testi's, war ein unaufhörlicher Wechsel von günstigen und widrigen Schicksalen. Zu Ferrara 1593 geboren, kam er schon als Kind nach Modena, wo sein Talent sich so glänzend entwickelte, daß er die Aufmerksamkeit des herzoglichen Hofes auf sich zog. Er gelangte zu den höchsten Aemtern und wurde durch vielfache Auszeichnungen geehrt. Aber sein Ehrgeiz und seine Unbeständigkeit brachten ihn bei dem Herzog Franz I. in Ungnade. Dieser ließ ihn in die Citadelle von Modena im Anfang des Jahres 1646 gefangen setzen, und dort „hörte Testi zu leben auf" (finì di vivere) im August desselben Jahres. Eine Tradition sagt, der Herzog, der durch ein satirisches Gedicht des Grafen Testi sich beleidigt glaubte, habe den unglücklichen Dichter im Gefängnisse enthaupten lassen. — Als Dichter vermochte sich Testi anfangs nicht dem Einflusse der Marinisten zu entziehen. Das Studium des Horaz leitete ihn in eine bessere

Richtung. Die in seiner „Poesie liriche" (Modena, 1634) enthaltenen Oden und Canzonen sind in einem edlen Stil geschrieben, gedankenreich und voller origineller Wendungen. Er gilt für einen der glücklichen Nachahmer des Horaz; in der Präcision des Ausdrucks kam er jedoch seinem Lehrer nicht gleich. In der erwähnten Sammlung finden sich neben den lyrischen Gedichten auch einige Tragödien und Opern („Arsinda" und l'Isola d'Alcina," Alcinens Insel), denen es neben der Harmonie der Sprache nicht an Leichtigkeit und Anmuth fehlt, sowie die Fragmente zweier epischen Gedichte: „Constantin" und „die Eroberung Indiens." Neuerdings hat der Professor G. M. Thomas in München zuerst ein italiänisches Gedicht: „Wallenstein's Ermordung" herausgegeben, eingeführt und mit Belegen ausgestattet (München, 1859), welches er in überzeugender Weise dem Grafen Fulvio Testi beilegt. Das Gedicht enthält eine Apostrophe Wallensteins an seine Mörder und bildet zugleich eine Apologie desselben.

Directer wie Testi suchte Francesco Melosio (aus dem venetianischen Ort Della Pieve) den Marinisten entgegen zu wirken. Er parodirte den Stil derselben, hauptsächlich in komischen Sonetten, mit solcher Geschicklichkeit, daß man seine Tendenz gänzlich verkannte und die zum Hohne hingeworfenen ungereimten Gegensätze und verschrobenen Einfälle für unmittelbare poetische Erzeugnisse nahm, sie mit Lob überhäufte und nachahmte — woher der Ausdruck stilo Melosiano. Melosio's Werke („Poesie e prose." Venez. 1678) enthalten auch komische Arien und Recitative, und eine komische Oper: „Sidonio und Dorisbe," die zu Venedig 1642 aufgeführt wurde, und zu den besten derartigen Producten jener Zeit gezählt wird.

In satirischer Form wurde die Manier Marino's von dessen Landsmann Salvator Rosa, dem berühmten Maler, angegriffen. Salvator Rosa war 1615 in dem Dorfe Renella bei Neapel geboren. Das künstlerische Talent des Jünglings bestimmte den berühmten Giovanni Lanfranco, als er sich einst in Neapel aufhielt, sich seiner anzunehmen und ihn in der Malerei zu unterrichten. Nachdem sich sein Talent zur Historien- und Landschaftsmalerei hinlänglich bewährt, ging er zu seiner weiteren Ausbildung und um seine dürftigen Verhältnisse zu verbessern, nach Rom. Hier wollte es ihm jedoch nicht sogleich gelingen, durch seine Kunst die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Um sich bekannt zu machen, schlug er einen eigenthümlichen Weg ein. Während des Carnevals verband er sich mit verschiedenen jungen Leuten von gleichem Charakter, und führte mit ihnen maskirt auf den vornehmsten Plätzen der Stadt lustige Farcen auf, wobei er als der beredteste und witzigste unter dem Namen Formica den Harlekin machte. (Vergl. E. T. A. Hoffmann's Erzählung: Signor Formica in den „Serapionsbrüdern.") Alles lief dieser muntern Gruppe zu, und ganz Rom ertönte von dem Lobe Formica's. Den Sommer darauf verwandelte er diese Marktschreierfarcen in regelmäßigere Schauspiele, die er auf einem Landhause vor dem Thore del popolo zur großen Belustigung des Publicums mit seiner Gesellschaft aus dem Stegereif aufführte. Man öffnete ihm nun den Zutritt zu den vornehmsten Häusern der Stadt, wo er bald über jeden Gegenstand improvisirte, bald lustige Arien in der neapolitanischen Mundart sang, und mit der Laute begleitete. Da er so als Dichter und Tonkünstler bekannt war, fiel es ihm nicht mehr schwer, die Kunst, woran ihm am meisten gelegen war, geltend zu machen. Ein jeder wollte versuchen, ob er es in der Malerei so weit, als in den beiden verschwisterten Künsten, der Poesie und Musik gebracht habe; und da man bemerkte, daß darin seine eigentliche Stärke bestände, so überhäufte man ihn mit Bestellungen. 1646 kehrte er nach Neapel zurück, um sich daselbst als Maler niederzulassen; allein die Empörung Masaniello's nöthigte ihn bald, diese Stadt wieder zu verlassen. Die Spanier hatten nämlich in der Hitze des Aufruhrs einen Verwandten seines Lehrers Falcone getödtet. Aus Rache brachte dieser eine Anzahl entschlossener junger Männer, meistens Maler, zusammen, unter welchen sich auch Rosa befand, und führte sie dem Masaniello zu, der sie die Compagnie des Todes nannte, und ihnen auftrug, den ganzen Tag truppweise die Straßen zu durchstreifen, und jeden Spanier, der ihnen in den Weg käme, zu tödten. Dieser Befehl wurde so pünktlich ausgeführt, daß sie selbst derer nicht schonten, die in den Freistätten ihre

Rettung suchten. Des Nachts malten sie den Masaniello bei Fackelschein ab, wodurch in Kurzem eine Menge Abbildungen von ihm durch Neapel verbreitet wurden. Da die Rolle dieses Revolutionairs nach wenigen Tagen ausgespielt war, so floh Salvator Rosa, der sich in Neapel nicht mehr sicher glaubte, nach Rom. Er widmete nun die Erholungsstunden, die ihm die Malerei übrig ließ, der Poesie. Seine Satiren pflegte er denen vorzulesen, die ihn seiner Gemälde wegen besuchten. Da er seine Kunstgenossen darin hart mitnahm, so wurde er ein Gegenstand ihres Hasses, und es fehlte wenig daran, daß er ein Opfer desselben geworden wäre. Er hatte auf einem seiner Gemälde das Glück mit dem Füllhorn dargestellt, aus welchem Schätze aller Art, auch Lorbeerkränze, Bücher, Pinsel auf allerlei Vieh, Schweine, Ochsen, Wölfe, Raubvögel, strömten. Man verbreitete die Fabel, dieses Gemälde sei eine Satire auf den heiligen Vater und dem römischen Klerus. Die Verläumdung fand Glauben, und würde, wenn er ihr nicht durch eine schriftliche Erklärung des Stücks begegnet wäre, die schlimmsten Folgen für ihn gehabt haben. Dieser verdrießliche Vorfall veranlaßte ihn, einem Ruf an den toskanischen Hof zu folgen. Die florentinischen Gelehrten und Künstler nahmen ihn mit großer Freundlichkeit auf und verwandelten seine Wohnung, die bald das Rendez-vous der schönen Geister der Stadt wurde, in eine Akademie, die den Namen der „Percossi" erhielt. Eins der Geschäfte dieser Akademiker war, daß sie einige Monate des Jahres in der Wohnung des Kardinals von Toskana Farcen aus dem Stegereif aufführten. Rosa machte immer den Pascariello (neapolitanischen Diener) und Francesco Maria Agli, ein sechszigjähriger Bologner, der deshalb jährlich nach Florenz kam, den Doctor Graziano Bolognese zur größten Belustigung der Zuhörer. Auch Gastmähler wurden von den Akademikern veranstaltet. Bei einem derselben kam Rosa's Satire von der Malerei zum Vortrage. Der Speisesaal glich bei solchen Gelegenheiten einem Walde, so reichlich war derselbe mit Büschen geschmückt. Selbst die Speisen waren auf eine phantastische Art zubereitet und servirt. Die vertrauteste Freundschaft aber schloß Rosa mit dem Maler Lippi, dem Verfasser des komischen Heldengedichtes Malmantile (vergl. S. 472), welcher ein eben so bizarres Genie war als er selber. Neun Jahre lebte er auf diese Weise unter den angenehmsten Verhältnissen zu Florenz. Die Neigung, sich einmal ausschließlich für sich und literarisch zu beschäftigen, bewog ihn, sich nach Volterra zurückzuziehen, wo die ihm befreundete Familie Maffei ansäßig war. Neben seinen gelehrten Beschäftigungen lag er hier fleißig dem Waidwerke ob und erhielt häufige Besuche von seinen gelehrten Freunden aus Florenz. Während des Carnevals wurden auch hier die Stegereif-Comödien nicht vergessen. Nachdem Rosa während seines Aufenthaltes im Toskanischen eine Menge von Gemälden, Schlachten, Landschaften, Seehäfen, Maskeraden, Zaubereien u. dergl. m. darstellend, vollendet hatte, begab er sich wieder nach Rom. Aus seinen Briefen erfahren wir, daß man seine Arbeiten sehr reichlich honorirte; er wurde ein vermögender Mann. Man hatte das Gerücht verbreitet, er sei nicht Verfasser der Satiren. Dies veranlaßte die Entstehung seiner sechsten Satire: „wider den Neid." Er fing nun auch eine Reihe gemalter Satiren zu arbeiten an, worin die namhaftesten Männer der Stadt, er selbst nicht ausgenommen, als Carikaturen erschienen. Die Wassersucht, welche ihn heimsuchte, hinderte die Vollendung dieser Idee. Nachdem er von diesem Uebel sechs Monate lang geplagt war, fühlte er selbst, daß es ihm den Tod bereiten würde, und warf sich nun den Tröstungen der Religion in die Arme. Sein Freund der Priester Francesco Baldovini leistete ihm hierbei geistlichen Beistand. Als ein guter und reuiger Christ starb er zu Rom am 12. März 1673. Sein Sohn Augusto ließ ihn in der Kirche S. Maria degli Angeli ein Denkmal errichten, worauf er unter anderem als poetarum omnium temporum principibus par bezeichnet ist, ein Ausspruch, den die italiänischen Literatoren Crescimbeni und Tiraboschi keinesweges für gerechtfertigt halten.

Salvator Rosa kann als Beispiel dafür dienen, daß der oft durch auffallende Aehnlichkeiten bestätigte Schluß von den Kunstwerken auf die Gemüthsart nicht immer gilt. Rosa war zwar satirisch, dabei jedoch zur Freude geneigt. In seinen Landschaften herrscht dagegen ein gewisser Schauer und eine so öde Wildheit, daß seine Wälder dem Betrachter

die Art von panischer Furcht erregen, die zuweilen den entschlossensten Wanderer überfällt, wenn er bei einbrechender Nacht auf einmal sich verirrt zu haben glaubt. Seine Berge, Felsen und Klippen sind berühmt; sie tragen das Gepräge verwitterter Urgebirge scharf genug. Diese wilde und schauerliche Natur wird gewöhnlich durch einige Figuren in schönen Stellungen gehoben, die aber oft ein so schreckhaftes Wesen an sich haben, daß sie das Unheimliche des Eindrucks noch vermehren. — Seine in Terzinenform geschriebenen Satiren sind reich an witzigen und komischen Einfällen und Erfindungen, voll gesunden Urtheils und wahrer Lebensweisheit; der Gang ist leicht und ungezwungen, die Tendenz praktisch und nicht affectirt; allein seine Wiederholungen führen nicht selten zu Weitschweifigkeiten, die Composition ist zu regellos; statt mit lachendem Munde und unbefangenem Gemüthe den Zuchtmeister der Thorheiten zu machen, schlägt Salvator Rosa zu oft wie ein gewöhnlicher Klopffechter darein und tritt er zu sehr als Strafprediger in Juvenal's Manier auf. Die drei ersten seiner Satiren haben den Mißbrauch der Musik, der Poesie und der Malerei zum Gegenstande. Den marinistischen Poeten seiner Zeit sagt er in ihrer eigenen Manier, daß sie „am Himmel das Saatkorn der Ewigkeit und einen Stall voll Sterne sehen, und die Sonne zu einem Scharfrichter machen, der mit seiner Strahlenaxt den Schatten die Köpfe abschlägt." Auch die abgeschmackten Namen der literarischen Akademieen sind ihm ein Gespött. Die Frechheit, mit der seine Zeitgenossen das Epithet der Göttlichkeit eben so freigebig einem Pietro Aretino, als einem Ariosto, zutheilten, schmerzte ihn, so sehr er selbst Italiäner war. Die vierte Satire: „Der Krieg" ist weniger originell; anziehender die fünfte und längste, der er den Titel „Babilonia" gab. In dieser erzählt er einen Theil seiner Lebensgeschichte, führt sarkastisch die Gründe seiner Entfernung von Neapel auf und beschreibt seinen Aufenthalt in Rom, der Stadt, auf die sich der Titel der Satire bezieht. Schwerlich sind diese bitteren Herzenserleichterungen, die nur zu viel Wahrheit enthalten zu haben scheinen, vor Rosa's Tode in allgemeinen Umlauf gekommen. In der sechsten Satire geißelt er mit kräftiger Hand den „Neid." Alle diese Dichtungen enthalten häufige Anspielungen auf Stellen griechischer und römischer Autoren. Die erste Ausgabe der Satiren erschien unter dem angeblichen Druckort Amsterdam, 1717, ihr folgten mehrere mit Commentaren und biographischen Notizen versehene Ausgaben. Außer den Satiren hat man von Salvator Rosa noch Briefe und kleinere vermischte Dichtungen, unter letzteren eine „Cantate," die Gries in's Deutsche übertragen hat.

Der Umstand, den wir in der Lebensgeschichte des Salvator Rosa erwähnt, daß dieser bei seinem früheren Aufenthalte in Rom sich des neapolitanischen Dialektes für seine Improvisationen bediente, läßt uns sogleich auf einige Dichter jener Zeit übergehen, die sich mit Glück in der poetischen Bearbeitung der Dialekte versucht haben. In dem sicilianischen dichtete Simone Rau e Requesens, der 1609 in Palermo geboren, als hoher Geistlicher daselbst 1659 gestorben ist. Seine Gedichte zeichnen sich durch Anmuth, Leichtigkeit und Zartheit der Empfindung aus. So viel ihrer bekannt geworden, bestehen sie aus Canzonetten, Madrigalen, Sonetten und Stanzen. Von der letzteren Gattung bildet gewöhnlich eine einzige Stanze ein ganzes Gedichtchen. Doch weicht die metrische Form der sicilianischen Stanze von der gewöhnlichen Ottava Rima ab, da jene nur zwei Wechselreime durch alle acht Verse hindurch hat. — Im paduanischen Dialekte erschien 1620 eine vier Bändchen starke Sammlung Rime, als deren Verfasser Magagno, Menone und Begotto genannt sind. — Mit besonders glücklichem Erfolge wurden die verschiedenen Volksdialekte für die Gattung des Lustspiels bearbeitet. So hatte bereits im Jahre 1530 Angelo Beolco (mit dem Beinamen Ruzzante) aus Padua sechs Lustspiele im Stil und mit den Charakteren der commedia dell' arte herausgegeben, die außerordentlichen Beifall fanden, aber freilich nur bei Solchen, welche der italiänischen Volksdialekte, vornämlich des paduanischen, kundig waren. Ruzzante suchte hauptsächlich dadurch seinen Kunstkomödien die eigentliche Popularität zu geben, daß er die Charaktere, die einer bestimmten Gegend von Italien angehörten, in den Mundarten dieser Gegend redend einführte. In ähnlicher Art hatte der Venetianer Andrea Calmo in seinen Komödien Personen vorgeführt, welche

bergamisch, bolognesisch, neapolitanisch, sicilianisch reden. Selbst der toscanische Giambattista Lini läßt in seiner selten gewordenen Komödie „die Wittwe" (la Vedova) dem Neapolitaner, dem Sicilianer und dem Bergamer ihre Mundarten. Giuglio Cesare Cortese hat in einem neapolitanisch geschriebenen Drama, „die Rose," die bäuerlichen Sitten und Manieren so lebendig und trefflich dargestellt, daß der strenge Gravina dieses Stück für eines der besten dramatischen Producte Italiens erklärte. Der Bravo in credenza ist ebenfalls eine sehr geschätzte ländliche Komödie im bäuerlichen Dialekte von Reggio, eine Nachahmung des Miles gloriosus von Plautus; ihr Verfasser ein Graf Fossa. Die Komödien der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebenden Dichter Carlo Maggi und Francesco di Lemene gehören ebenfalls in diese Reihe. Beider Namen dürfen auch in andern Beziehungen nicht unerwähnt bleiben. Carlo Maggi, von Geburt ein Mailänder, wirkte in seiner Vaterstadt zuerst als Professor der griechischen Sprache, dann als Secretair des dortigen Senats und starb daselbst 1699. Außer verschiedenen Uebersetzungen aus den alten Sprachen, wie der Lieder Anakreons, der Aulidischen Iphigenia von Euripides, der Aulularia von Plautus und der Tragödien Seneca's, hat er eigene Dichtungen in fast allen Gattungen hinterlassen, welche von Muratori als „Rime varie" 1700 in 5 Bänden herausgegeben wurden. Anfangs Anhänger der Marinisten, deren Einfluß noch in seiner Jugendarbeit, dem Trauerspiele Griselda erkennbar ist, folgte er später den Fußstapfen Petrarca's. Seine Sonette, Canzonen, Idyllen, Cantaten, musikalische Dramen verrathen eine reiche poetische Begabung und Leichtigkeit der Erfindung. Seine Satiren wurden wegen ihrer Harmlosigkeit gelobt und von seinen im mailändischen Dialekte geschriebenen Komödien berichtet Muratori, daß sie, durch gute Schauspieler dargestellt, Personen aus allen Klassen in's Schauspielhaus zogen und alle anderen Vergnügungen und Unterhaltungen vergessen machten.

Auch der zu Lodi 1634 geborene Graf Francesco di Lemene bekannte sich in seiner Jugend zur Schule Marino's; aber auch er wandte sich später dem reineren Geschmacke zu, ohne jedoch etwas Gesuchtes in seiner Manier ganz vertilgen zu können. Seinen Madrigalen und Sonetten ist das Lob ertheilt worden, daß sie aus der griechischen Anthologie copirt zu sein schienen. Die zarte, scherzhaft anmuthige poetische Tändelei gelang ihm besonders; gleichwohl versuchte er sich auch in Oden und Hymnen, von denen einige allerdings einen hohen und edlen Schwung nehmen, andere jedoch, wie die Oden auf Jacob II. von England und die Ex-Königin Christine von Schweden (la sacra Maestà di Suezia) bei allem Wortgepränge hohl genug sind. Wie diese Oden, so zeigten auch seine in sieben trattati gebrachten Sonette und Hymnen, die er unter dem Titel: „Gott" (Dio) dem Stellvertreter Gottes („Vicedio") Papste Innocenz XI. widmete und denen er einige geistliche Singspiele beifügte, als einen eifrigen Katholiken. Die vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien noch vor seinem Tode, der am 24. Juli 1704 erfolgte, in zwei Bänden (1698). Außer den genannten Dichtungen enthalten dieselben ein musikalisches Schäfer-Idyll: Narciß. Früher schon waren einzeln erschienen: ein unvollendet gebliebenes komisches Heldengedicht über den Ursprung und die Vortrefflichkeit der Maccaroni („della discendenza e nobiltà de Maccaroni poema eroico," Mailand 1675) und „Rosario di Maria Virgine, meditazoni poetiche" (Mailand 1691). Nach seinem Tode wurde die Komödie „la Sposa Francesca" (Lodi, 1709) herausgegeben. Sie ist in dem Dialekte von Lodi geschrieben.

Am berühmtesten von allen jenen in Volksdialekten geschriebenen Komödien ist die „Tancia" — so nach einem schönen Landmädchen genannt — von dem Florentiner Michel Angelo Buonarroti (il giovine), demselben, den wir bereits als Herausgeber der „Rime" seines Großoheims, des älteren Michel Angelo, kennen. („La Tancia di Michelangelo Buonarroti," Firenze 1615). Ihr Verfasser lebte von 1568 bis 1626. Er gehörte zu den eifrigsten Beförderern der Kunst in Florenz. Die Vorlesungen, die er als Akademiker hielt, sind, wie seine kleineren Gedichte, vergessen. Aber seine „Tancia" wird noch immer als ein in seiner Art classisches Werk geschätzt. Es giebt auch nur wenige italiänische Stücke, in welchen die Popularität mit der Feinheit und die Kunst mit der Natur gefälliger

verschmolzen wären, wenngleich der Aufwand von dramatischer Kunst, der zur Erfindung und Ausführung des Ganzen gehörte, nur gering ist. Buonarroti soll dieses Lustspiel hauptsächlich deshalb im Dialekte der florentinischen Landleute geschrieben haben, um der Accademica della Crusca zur Bereicherung ihres schon erwähnten Wörterbuches eine Nachlese von ächt toscanischen Wörtern zu liefern. Wer aber von dieser grammatischen Absicht des Verfassers nichts wüßte, würde sie aus dem Stücke selbst nicht errathen. Es ist ein ländliches Lustspiel, würde man sagen, und deswegen ein Stück im ländlichen Provinzialdialekt. Die Fabel ist sehr einfach: die Bewerbung einiger Nebenbuhler, unter denen auch ein Städter ist, um einige schöne und naive Landmädchen, mit einer kleinen Intrigue. Nur der Städter spricht rein italiänisch. Aber der ganze Dialog, des Städters sowohl, als der Landleute, die ihr florentinisches Bauernitaliänisch (die lingua contadinesca) reden, ist in achtzeiligen Stanzen durchgeführt. Buonarroti wollte zeigen, daß man diese schöne, zu aller Art von Darstellung schickliche Versart mit Unrecht seit mehr als einem Jahrhundert vom Theater ganz verbannt habe; und er bewies wenigstens, daß die Schwierigkeiten, die der dialogischen Natürlichkeit der Stanzen entgegenstehen, nicht unüberwindlich sind. Die Stanze stellt sich mit ihren Reimen bei ihm wie von selbst ein; sie verkettet nur anziehender die kunstlosen Gedanken der redenden Personen, ohne durch irgend einen fühlbaren Zwang den raschen Gang des komischen Dialogs aufzuhalten. In den munteren Chorgesängen, die in die Handlung verwebt sind, erkennt man wieder den Einfluß der Oper. — In einer andern komisch dramatischen Composition Michel Angelo Buonarroti's tritt seine grammatikalische Absicht deutlicher hervor. Er wollte auch den florentinischen Handwerkerdialekt und die dazu gehörigen Kunstausdrücke für ein Lustspiel verwenden. Da ihm der Stoff zu einem einzigen Stücke zu umfangreich wurde, so dramatisirte er „den Jahrmarkt" (la Fiera) in fünf Lustspielen oder fünfundzwanzig Acten eines Lustspiels. Doch einen Beifall wie die Tancia hat dieses Stück nicht gefunden.

Von dem toscanischen Volksdialekt haben wir zuerst in dem Abschnitte über Lorenzo de' Medici gesprochen. Die Sprache des toscanischen Landmanns, besonders in der Gegend von Florenz und Siena, zeichnet sich durch einen großen Reichthum an sprichwörtlichen, scherzhaften und naiven Ausdrücken vor allen andern italiänischen Dialekten aus. Seit dem 15. Jahrhundert haben mehrere Florentiner in dieser lingua contadinesca gedichtet und eine eigene Dichtungsart, die poesia rusticale, geschaffen. Lorenzo's von Medici ottave rustiche unter dem Titel: „La Nencia da Barbarino" (S. 173) sind voll naiver Scherze, ebenso des gleichzeitigen Luigi Pulci: „Beca da Dicomano." Zu Siena blühte im Anfange des 16. Jahrhunderts eine „Accademia de' Rozzi," deren Mitglieder Komödien in derselben Mundart schrieben. Papst Leo X. ließ diese Rozzi öfter nach Rom kommen und sich ihre Stücke vorspielen. Auch von Berni hat man Stanzen in demselben Dialekte („Catrina" und „il Mogliazzo"). Des Lorenzo Lippi und seines mit florentinischen Redensarten durchwebten „Malmantile" haben wir am Schlusse des vorigen Abschnittes gedacht. Durch seinen Freund Salvator Rosa hatte Lippi Nachrichten von einem im neapolitanischen Dialekt geschriebenen Buche „Cunto delli cunti" erhalten, welches er bei der Ausführung seines Gedichtes benutzte. Aber vielleicht kein Dritter traf den naiven und kunstlosen Ton des Landmannes so glücklich, wie der jüngere Buonarroti und der bereits bei Salvator Rosa genannte Baldovini. Nachdem wir von der „Tancia" des Ersteren bereits gesprochen, sei noch Einiges über den Letzteren und sein Gedicht: „il Lamento di Cecco da Varlungo," ein in Ottave rime geschriebenes „idillio erotico" bemerkt. (Cecco in der Ueberschrift ist der abgekürzte Name Francesco; Varlungo: ein Dorf in der Nähe von Florenz.) Dieses Gedicht ist durchdrungen von idyllischer Poesie und reich an überraschenden Zügen wahrhaftiger Natur. Der englische Biograph Lorenzo's von Medici, Roscoe, nennt es ein Gedicht voll unnachahmlichen Witzes und voller Züge der liebenswürdigsten Einfachheit. Viele Personen in und um Florenz, besonders unter den dortigen Landleuten, wußten es auswendig und noch Metastasio, von dem wir später sprechen werden, soll es oft im Munde geführt haben. Baldovini schrieb es in seiner Jugend.

Nachdem es lange handschriftlich cursirt hatte, gab es sein Freund Mattias Bartolommei 1694 zu Florenz heraus. Nachher wurde es öfters ziemlich fehlerhaft wiederholt, bis es Orazio Marrini 1755 mit einem weitläuftigen und sehr gelehrten Commentar zu Florenz in einer Quartausgabe veröffentlichte. Vor dieser findet sich eine ausführliche Biographie Baldovini's von Domenico Maria Manni. Francesco Baldovini wurde 1634 zu Florenz geboren und hatte zu Pisa die Rechte studirt. Nachdem er zehn Jahre zu Rom als Secretair in Diensten des Cardinals Nini gestanden, nahm er die Tonsur an. 1676 wurde er Pfarrer zu St. Leonardo d'Artimino, dann Prior von Orbatello und 1700 Prior der Kirche und des Klosters St. Felicita zu Florenz, wo er 1716 starb. Außer dem Lamento hat man von ihm noch „Stanze sdruccioli," welche im dritten Bande der Opere burlesche des Berni enthalten sind, Sonette und andere kleine poetische Aufsätze.

Mit den zuletzt genannten Dichtern befinden wir uns wieder auf toscanischem Boden, demselben, dessen Söhne, wie wir oben angedeutet, durch ihre poetischen Leistungen dem verderbten Geschmacke entgegenzuwirken bestrebt waren. Die hier besonders zu nennenden toscanischen Dichter: Redi, Marchetti, Filicaja, Menzini und Fortiguerra gehören bis auf den Letztgenannten, dessen Lebenszeit zum größeren Theil in das 18. Jahrhundert fällt, der zweiten Hälfte des Seicento an. Francesco Redi — am 18. Februar 1626 zu Arezzo geboren, und am 1. März 1697 gestorben — war ein gefeierter Arzt, zuerst Leibarzt des Großherzogs Ferdinand's II., dann Cosmus' III., und einer der berühmtesten Naturforscher seiner Zeit. Er erwarb sich um die Cultur der toscanischen Sprache nicht geringe Verdienste; die Beschäftigung mit der Poesie, Musik und Malerei bildeten seine Erholung. Die von ihm hinterlassenen wissenschaftlichen Arbeiten, Briefe (1727) und Gedichte (poesie toscane, 1824) gelten als ein Muster toscanischen Stils. Seine Sonette zeichnen sich durch Reichthum der Bilder und Zartheit der Gefühle aus. Einen großen Theil dieser Poesieen soll er, wie sein Lobredner Frugoni meldet, unterwegs, zu Fuß und im Fahren, und in den großherzoglichen Vorzimmern, wenn er darin beim Anbruch des Tages das Erwachen seiner Herrschaft abwartete, gedichtet haben. Berühmt ist sein Dithyrambus: „Bacchus in Toscana" (Bacco in Toscana, 1685). Durch Zierlichkeit und Abwechslung, Feuer und Schwung empfiehlt sich das Werkchen, dessen Erfindung aber nicht bedeutend genannt werden kann. Die erste Idee zu dem Gedichte hatte wahrscheinlich eine in gleichem Geiste geschriebene dithyrambische Ode Chiabrera's gegeben. Nach Redi's Fabel kommt Bacchus auf einer mit seiner Ariadne unternommenen Reise nach Toscana. Beide ruhen an einem Hügel unweit des großherzoglichen Lustschlosses Poggio imperiale, und der Gott hält seinen Zuhörern einen lyrischen Vortrag über den Werth und die Eigenschaften der Weine Italiens, unter denen der von Monte Pulciano für den besten erklärt wird, nachdem nebenher die übrigen Getränke, namentlich Bier, Chocolade und Kaffee stark getadelt sind. Vor Eifer im Reden und Trinken läßt der Weingott die Prinzessin von Naxos gar nicht zu Worte kommen. Als er endlich seine Rede ausgeführt hat, fangen die Bacchantinnen an zu tanzen und der Dithyrambus hat ein Ende. Fabroni und Gravina sind von diesem Gedichte, das sie für unnachahmlich und unerreichbar erklären, ganz entzückt und möchten damit eine neue Epoche in der Geschichte der italiänischen Poesie beginnen. Das Gedicht drückt den dithyrambischen Enthusiasmus, der von einem Taumel zum andern übergeht, durch die Mannichfaltigkeit der Versmaße ungemein glücklich aus. Ein anderes Gedicht dieser Gattung, worin Ariadne die Gesundbrunnen Toscana's besingen soll, wurde von Redi angefangen, aber nie vollendet.

Alessandro Marchetti, 1632 zu Pontormo im Florentinischen, dem Landsitze seiner edlen Familie, geboren, war als Mathematiker berühmt. Nachdem er zwölf Jahre auf der Universität zu Pisa die Philosophie öffentlich gelehrt, folgte er seinem früheren Lehrer Borelli in der Professur der Mathematik, welche er bis zu seinem Tode, 1714, inne hatte. Sein dichterischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf eine Uebersetzung des Gedichtes de rerum natura von Lucrez in versi sciolti. Er ließ diese Arbeit 1671 durch den berühmten Bibliophilen Magliabecchi dem Großherzoge Cosmo III. überreichen, um von ihm

die Erlaubniß zu erhalten, sie drucken lassen und ihm dediciren zu dürfen. Allein dieser bigotte Herr war mit solchem Abscheu gegen den „verruchten Epicuräer" erfüllt, daß er den Druck der Uebersetzung verbot und sie ihrem Verfasser mit der Aeußerung wieder zustellen ließ, daß er sich sehr wundere, wie er einen so schlechten Gebrauch von seiner Zeit machen könne. So blieb dieses Werk während Marchetti's Lebenszeit ungedruckt, und er hatte noch überdies die Kränkung, von seinen Feinden als ein Ungläubiger verschrieen zu werden, ungeachtet er sich durch eine seiner Uebersetzung vorgedruckte Erklärung gegen dergleichen Verumglimpfungen zu verwahren gesucht hatte. Noch ehe er an seine Arbeit die letzte Hand gelegt, waren Abschriften derselben in die Hände seiner Freunde gerathen. Eine solche besaß der Dichter Paolo Rolli, der sie 1717 zu London herausgab. Nachher wurde sie öfter wiederholt, unter andern sehr prachtvoll zu Amsterdam, oder eigentlich zu Paris, in zwei Bänden. Ein correcterer Text erschien 1779 zu London unter dem Titel: „Di Lucrezio Caro della natura delle cose libri VI, tradotti in verso Toscano da Alessandro Marchetti, ora per la prima volta pubblicati secondo le ultime correzioni e addizioni da esso fatte." Der Herausgeber war der Doctor Cambiagi aus Florenz, der in den Besitz eines von Marchetti seiner Familie hinterlassenen Manuscripts, an welchem derselbe bis zu seinem Lebensende gefeilt hatte, gekommen war. Diese Uebersetzung steht bei den Italiänern in classischem Ansehen und gehört in der That zu den gelungensten Arbeiten ihrer Art. Man hat außerdem eine Uebersetzung der Lieder des Anakreon von Marchetti, die ebenfalls sehr geschätzt wird (Lucca 1702), und eigene Poesieen, von denen ein Theil unter dem Titel: „Saggio di rime eroiche e morali," 1704 zu Florenz gedruckt ist. Diese Gedichte empfehlen sich durch eine reine Sprache und durch einen geläuterten Geschmack. Außerdem hat man mehrere mathematische Schriften von ihm, theils in lateinischer, theils in italiänischer Sprache, worunter die „della natura delle Comete" (1684) am bemerkenswerthesten sein möchte.

Eine edle persönliche und dichterische Erscheinung tritt uns in Filicaja entgegen. Vincenzo da Filicaja, 1642 zu Florenz geboren, einer vornehmen adeligen Familie angehörig, Sohn und Enkel eines Senators, zog ein den Wissenschaften, der Dichtkunst und dem Glück der Häuslichkeit geweihtes Leben den Lockungen des Ehrgeizes vor. Neben dem Studium der Jurisprudenz, dem er sich auf der Universität zu Pisa nach dem Wunsche seines Vaters widmete, beschäftigte er sich mit Philosophie, Theologie und Dichtkunst. Nach Florenz zurückgekehrt, wo er in die Akademie della Crusca aufgenommen wurde, suchte er doch keine Beförderung im Staatsdienste, und zog sich nach dem Tode seines Vaters, der ihm nur ein geringes Vermögen hinterließ, auf das Land zurück, um den Musen und seiner Familie zu leben. Ein außerordentliches Zeitereigniß, die Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 und dessen Befreiung durch Johann Sobieski, König von Polen, gab seinem Leben einen Wendepunkt, indem die Dichtungen, zu denen ihn dasselbe begeisterte, die Augen seiner Zeitgenossen auf ihn lenkten und seinen Dichterruhm begründeten. In Folge davon trat er in ein freundschaftliches Verhältniß zur Königin Christina von Schweden, welche ihn zum Mitglied ihrer Akademie in Rom machte und die Erziehung und Versorgung seiner beiden Söhne übernahm, während ihn selbst später der Großherzog von Florenz zum Senator ernannte. Die letzten Jahre seines Lebens zeigen uns ihn als christlichen Weisen und Dichter, indem er sich nur noch mit religiösen Gegenständen und der Herausgabe seiner Gedichte beschäftigte. Das berühmteste seiner Zeitgedichte, das ihm einen europäischen Ruf verschafft hat, ist jenes wunderbare Klagesonett: „Italia, Italia, o tu cui feo la sorte," das wir unten in einer Uebersetzung mittheilen. Filicaja starb am 25. September 1707. In demselben Jahre erschienen seine „Poesie italiane." In der heroischen Ode und im Hymnus steht er, mag man nun auf Adel der Gedanken, auf Würde der Diction oder auf Wohlklang der Verse sehen, keinem anderen Lyriker seiner Nation nach. Feierliche Erhabenheit ist der Grundzug seiner Dichtungen. Die enthusiastische Verehrung des Vaterlandes und der europäischen Cultur begeisterten ihn zu Gesängen, die große, nationale und christliche Interessen zum Gegenstande hatten. Der Jubel und die

Dankgefühle, welche in den Oden über den Sieg der Christen aufwallen, sind für jenes Jahrhundert in ihrer Art einzig. Dagegen hauchten die Kriege, welche Italien zerfleischten, und die Heereszüge, welche dasselbe aussogen, dem Dichter patriotische Gesänge anderer Art ein, in denen er seinen Schmerz und seine Verzweiflung über dieses Unglück ausströmt und in majestätischer Haltung beklagt. Als ein Meister reiner und unaffectirter poetischer Empfindung wird Filicaja stets unter den Dichtern seiner Zeit, deren wenige sich der Herrschaft des sogenannten Marinismus entziehen konnten, vorzugsweise glänzen, wenngleich er selbst von dem allgemeinen Einflusse dieser Geschmacksverirrung sich in einzelnen Fällen nicht immer frei zu halten wußte; namentlich begegnete ihm dergleichen in der Ode an die Königin Christina, wenn er von ihr als einem überirdischen Wesen spricht und z. B. sagt: „Gänzlich versenke ich mich in Gott, so lehrte sie mich's, sie, welche wahre Königin ist und ohne Reich herrscht." *)

Das Auftreten der ehedem regierenden Königin von Schweden in Rom giebt mehreren italiänischen Literatoren Veranlassung, mit diesem Zeitpunkte eine neue Periode beginnen zu lassen. Allerdings zog der literarische Hofstaat, welchen diese gebildete Frau zu Rom um sich versammelte, die schönen Geister Italiens herbei; er schien auf die Literatur einigen Glanz zu werfen und die Hoffnung besserer Zeiten zu erwecken; allein Christinen's Einfluß blieb doch zu gering, und wenn bald nach ihr bessere Aussichten in der italiänischen Literatur sich eröffneten, so war es nicht ihr Verdienst. Auch hat diejenige Poesie und Wissenschaft, welche an Christinens gelehrten Hofe vorzüglich begünstigt wurde, zu wenig eigenthümlichen Charakter, als daß darin dasjenige zu finden sei, was man Signatur eines Zeitalters nennt. Sie selbst war mehr außerordentlich als groß, mehr bizarr als originell. Nur die Nüchternheit ihrer Ansichten, welche jenen marinistischen Schwulst verdammten, veranlaßte unter ihrem poetischen und gelehrten Hofstaate eine Coalition gegen die Ausschweifungen der Marinisten, und diese Verbindung wurde unter der Aegide einer verständigeren Kritik der Wiederkehr des besseren Geschmacks günstig. Die untergeordneten Talente, welche um der Gunst willen, die sie bei den Großen erstreben wollten, abwechselnd im reinen und verbildeten Stile componirten, fanden ihre Rechnung dabei, unter Christinen's Fahne auf den besseren Geschmack zu schwören. Hierdurch verlor die marinistische Partei, welche ohnehin in Folge ihrer Ausschweifungen bereits ohnmächtig zu werden begann, manchen Anhänger, und die Natur kam neben der Unnatur wieder zu einigem Ansehen. Hat in dieser Art der Aufenthalt Christinens in Rom dazu beigetragen, der Herrschaft der

*) Einige von Christina an Filicaja gerichtete Briefe finden sich unter anderem in der schon genannten Schrift von Werthes über die vorzüglichsten Dichter des 17. Jahrhunderts. Hier einige Stellen dieser Briefe: „Ihre Oden," schreibt die königliche Beschützerin an Filicaja, „kommen nach meinem Urtheile Allem gleich, was ich bei Alten und Neuern in der lyrischen Poesie Schönes kennen lernte. Wie vortrefflich sind sie und wie gut wissen sie denjenigen zu loben, der dessen würdig ist! Könnten edle Thaten noch anders als durch Gott und sich selber belohnt werden, so würde es wenig Belohnungen geben, die dem Lobe Ihrer Feder, das nie anders als wahr und erhaben ist, gleich kämen. Alexander der Große würde unsere Fürsten, lebte er jetzt, um Sie mehr beneiden, als einst Achilleus, daß er einen Homer hatte. Viel zu danken haben Ihnen diese Fürsten, nicht des Lobes wegen, das Sie ihnen schenkten, sondern weil Sie es verstanden, zu loben. Mit ungemeinem Vergnügen las ich Ihre Oden, las dieselben von Neuem, und fand darin ungeachtet meines sehr verwöhnten Geschmackes nur Aufforderung zu beständigem Beifall. Wie außerordentlich mich Ihre Poesieen ansprechen, vermag ich Ihnen nicht zu beschreiben. Der nie erreichte Petrarch scheint in Ihnen wieder erstanden zu sein, in verklärter Gestalt, ohne die einst ihm beiwohnenden Mängel. Mit Geist, Kunst, Geschmack und Verstand behandeln Sie Heiliges und Profanes als großer Meister. Ihr Stil ist unendlich rein und schön, edel und erhaben sind Ihre Phantasieen und Bilder." In einem andern Briefe sagt die Königin: „Ihr Anerbieten, künftig für mich arbeiten zu wollen, nehme ich mit Vergnügen an. Glauben Sie mir's, ohne mir oder meinen Fehlern zu schmeicheln, werden Sie stets für mich arbeiten, so oft und in welcher Art Sie ein Ihrer würdiges Werk hervorbringen werden. Ja, den einzigen Ruhm, den ich ohne Hoffahrt verlangen kann, werde ich Ihnen verdanken, den nämlich, das Gute überall, wo es sich findet, zu erkennen und zu genießen. Da Sie aber gern von mir angetrieben sein wollen, so erweisen Sie mir den Dienst, sich immer mehr zu bemühen, unser Jahrhundert mit Ihren Werken zu bereichern, das sind Sie Gott, Italien, sich selber schuldig und auch mir, da Sie es einmal so haben wollen. Ich aber werde stolz darauf sein, daß man dereinst sagt: Christina, obwohl eine Ausländerin, hat des großen Filicaja Werke gelesen und zu schätzen gewußt!"

Marinisten ein Ende zu machen, so wirkte auch das Ereigniß des Uebertritts der protestantischen Königin zum Katholicismus auf die Poesie. Es schien eine gar merkwürdige Begebenheit, die Tochter Gustav Adolf's in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren zu sehen. Daß Christina ihrem Throne entsagt hatte, weil ihr die Regierungsgeschäfte nur Verdruß und lange Weile machten, durfte man in Italien nicht wissen. Für ein Wunder der göttlichen Gnade mußte man diese Begebenheit halten, und die katholisch gewordene Christina selbst, so frivol sie übrigens war, fast als eine neue Heilige verehren. Durch diesen Nimbus wurde der Schimmer von Gelehrsamkeit, der die erlauchte Proselytin in Rom umgab, in den Augen der Freunde der Kunst und Wissenschaft zur Engelglorie erhöht. Zu dem Cirkel zu gehören, der sie umgab, wurde die beneidenswertheste Ehre. Die kleinen Ehrengeschenke, die sie von ihrem geretteten Einkommen noch immer austheilen konnte, kamen auch in Betracht. So wurde die Königin des schwedischen Reichs zur Präsidentin einer Gesellschaft von italiänischen Dichtern, die es für ihre Pflicht hielten, die christlich-katholischen Gesinnungen die ihre Patronin, wie sie meinten, durch die glorreichste That bewiesen hatte, auch in ihren Versen wiederzugeben.

Zu den talendvolleren Dichtern, denen die Königin ihren besonderen Schutz zu Theil werden ließ, gehörte auch Benedetto Menzini, der am 29. März 1646 in Florenz geboren wurde. Er war noch ein Jüngling, als man ihm die öffentliche Professur der Beredsamkeit in Florenz anvertraute, und gab bei mehreren Gelegenheiten zu erkennen, wie sehr er die Kunst inne hatte, worin er Andere unterrichtete. Er wünschte hierauf einen Lehrstuhl an der Universität Pisa zu erhalten; allein seine und Anderer Bemühungen waren vergebens. Mißvergnügt darüber begab er sich 1685, mit Geld von der Großherzogin von Toscana versehen, nach Rom, wo ihn die Königin Christina in ihre Dienste nahm. In dieser glücklichen Lage schrieb er die meisten seiner Gedichte, von denen er schon 1680 zu Florenz eine Sammlung unter dem Titel: „Poesie liriche Toscane di Benedetto Fiorentino" hatte drucken lassen. Allein jenes Glück war von keiner langen Dauer; seine Beschützerin starb 1689, und er sah sich von Neuem in Verlegenheit. Zwei Jahre später lud ihn der Cardinal Ragocki, Primas von Polen, ein, ihn als Secretair in dies Reich zu begleiten; doch er konnte sich, trotz seiner Dürftigkeit, nicht entschließen, sein Vaterland zu verlassen. Endlich fand er an dem Cardinal Gianfrancesco Albani, nachmaligem Papst Clemens XI., einen Protector, der ihm 1695 von Innocenz XII. ein Kanonicat an der Kirche St. Angelo in Pescheria auswirkte. Auch erhielt er 1701 die Adjunction auf den Lehrstuhl der Beredsamkeit an der römischen Sapienza oder Universität. Er freute sich indessen seiner verbesserten Glücksumstände nicht lange; denn er starb bereits am 7. September 1704. — Seine gesammelten Werke erschienen 1731 in vier Bänden; sie enthalten mehr oder minder gelungene Versuche in fast allen Dichtgattungen. Seine pindarischen Oden und Hymnen zeichnen sich zwar nicht durch den Adel der Gedanken und den hohen Flug aus, der an Chiabrera und Filicaja bewundert wird, aber es fehlt ihnen eben so wenig an Feuer, als an schöner Diction. Seine „anakreontischen Lieder" und „Pastoralsonette" sind nach Muratori mit griechischer Anmuth geschrieben. In seinen Elegien war er weniger glücklich; sie leiden an Einförmigkeit. Sein Lehrgedicht „über die Dichtkunst" in fünf Büchern und in Terzinenform (es erschien zuerst 1688) fand sowohl an Christinen's Hofe wie in ganz Italien die beifälligste Aufnahme. Der nicht glückliche Versuch einer epischen Dichtung liegt in drei Gesängen über „das irdische Paradies" (Paradiso terrestre) vor; in seiner „accademia Tusculana" folgte er dem Vorbilde der Arcadia Sannazaro's. Sehr geschätzt sind seine schon in früherer Lebensperiode entstandenen, zwölf in juvenalischem Geiste und in Terzinenform geschriebenen Satiren. Fast scheint ihm diese Art der Dichtung die natürlichste gewesen zu sein; er zeigt darin eine Kraft und Keckheit, die man in seinen übrigen Versen selten findet. Tiraboschi zieht sie allen übrigen italiänischen Satiren vor. Der Dichter selbst glaubte sie nicht veröffentlichen zu dürfen; er fürchtete, Anstoß zu erregen, da er, wie er gesteht, seine Feder in Galle getaucht habe. Sie erschienen zuerst zu Amsterdam 1718 und wurden später oft, gewöhnlich mit Anmerkungen begleitet, gedruckt.

Aehnliche Gründe, wie diejenigen, welche Menzini veranlaßt hatten, während seiner Lebenszeit die eben erwähnten Satiren nicht zu veröffentlichen, bestimmten den oben zuletzt angeführten toscanischen Dichter Niccolo Fortiguerra sein episches Gedicht „Ricciardetto" nicht selbst dem Drucke zu übergeben. Der Spott über die Entweihung des Christenthums durch den sittenverderbten Klerus ist das kräftigste Salz dieses Gedichts. Der Dichter, der selbst ein Geistlicher war — anfangs päpstlicher Kämmer, dann Kanonicus, Referendar bei zwei geistlichen Gerichtshöfen, zuletzt Secretair der Propaganda; das Cardinalat schien nicht fern — mochte wohl einsehen, daß, da er die Zügellosigkeit der Geistlichen manchmal etwas scharf gezüchtigt, ihm die Veröffentlichung des Gedichts viele Verdrießlichkeiten bereiten würde. Ueber die Entstehung des Werkes lassen wir ihn selbst berichten: „Damit Ihr Alles ausführlich wisset, will ich Euch gemeldet haben, daß ich mich im Jahre 1716, während eines sehr angenehmen Herbstes, in meiner Vaterstadt Pistoja befand" — Fortiguerra war daselbst 1674 geboren — „ich begab mich mit allen meinen Angehörigen auf ein Landhaus, wo wir, jeder nach seinem Belieben, uns mit Jagen, Vogelstellen und andern Lustbarkeiten vergnügen wollten; am Abende kamen gewöhnlich die Bewohner der Landhäuser von den benachbarten Hügeln zu uns, weil meine Villa auf der Ebene lag; im fröhlichen Vereine spielten hier die Einen, während die Andern zuschauten; ich finde am Spiele wenig Gefallen, und unterhielt mich mit mehreren sehr gebildeten jungen Männern, abgesondert von der übrigen Gesellschaft, in einem Zimmer. Hier lasen wir gemeinschaftlich bald Berni, bald Morgante, oder Ariosto, und vergnügten uns dabei außerordentlich. Als wir eines Abends nach einer angreifenden Lectüre ein wenig Athem schöpften, sagte Einer von den jungen Leuten: Gott weiß, wie viele Mühe es dem Verfasser dieser Gedichte, ich sage nicht einen Gesang, sondern nur ein Dutzend Ottaven zu Stande zu bringen gekostet haben mag. Denn man weiß für gewiß, daß, je größere Leichtigkeit des Versbaues und der Reime in denselben sich kund giebt, um so schwerer sie den Verfassern geworden sind. Unsere übrigen Gesellschafter stimmten diesem Urtheile einmüthig bei. Ich, von zu weniger Klugheit gemäßigt, von einem weit größern Muthe hingerissen, verlachte sie und rief: Wahrlich, sie haben sich's wohl weit minder sauer werden lassen, als Ihr Euch einbildet, denn beim Dichten verdankt man wo nicht Alles, doch mindestens die Hälfte der Natur; und wer von ihrer Güte keine Hilfe erhält, der mag ein so edles und vergnügliches Handwerk nur aufgeben, und sich irgend einem andern widmen, in welchem die Kunst stärker, als die Natur in Anspruch genommen wird. Um mich aber nicht in eigener Schlinge zu fangen, bin ich gern bereit, dasjenige, was ich jetzt sage, Euch durch die That zu erweisen, und gelobe Euch demnach, morgen Abend einen Gesang, der eine Mischung aller drei Stile enthält, zum Vorschein zu bringen, da die Natur mit ihren lieblichen Gaben eher freigebig als karg gegen mich gewesen ist. Mit froher Miene nahmen alle meine Zusage an, und was noch ärger ist, so zog ich mich nach dem Abendessen auf mein Zimmer zurück, und erfüllte dieselbe pünktlich. Am folgenden Abend las ich den einen Gesang, welcher mit nicht gewöhnlichem Vergnügen angehört wurde. Hier entstand der Entschluß, diese, soll ich sagen Probe meines Talentes oder Leichtsinnes, zu beendigen; allein auf diese Weise erhielt ein Gedicht von dreißig Gesängen, im Laufe weniger Jahre, mit Unterbrechungen und unter wichtigeren Beschäftigungen, Anfang, Mitte und Ende."

Der „Ricciardetto" erschien zuerst drei Jahre nach dem Tode Fortiguerra's, der am 17. Februar 1735 erfolgt war. Doch glaubte der Verleger auch damals noch den wahren Namen des Dichters in der griechischen Uebersetzung desselben (Carteromaco), deren sich zwei Jahrhunderte früher ein anderer Schriftsteller aus dieser Familie, Scipio Fortiguerra, bedient hatte, einigermaßen verbergen zu müssen. Selbst der Druckort auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe, Paris, ist ein fälschlich angegebener, da dieselbe zu Venedig gedruckt wurde. („Il Ricciardetto di Niccolo Carteromaco." Paris, 1738. 2 Bde.) Das Werk wurde später sehr oft wieder herausgegeben und in mehrere Sprachen übersetzt; in's Deutsche zuerst unvollständig von Schmit in Liegnitz, der nur acht, dann von C. C. Heise, der nur zehn Gesänge (Berlin, 1803) übertrug. Eine vollständige deutsche Uebersetzung

des „Richardett" hat J. D. Gries herausgegeben (in 3 Theilen, Stuttg. 1831 ff.). — Außer diesem epischen Gedichte hat man von Fortiguerra noch eine metrischen Uebersetzung der Komödien des Terenz (1736), eine Reihe kleiner prosaischer und poetischer Aufsätze, die in den Sammlungen der Arcadia stehen, und eine 1764 erschienene „Raccolta di rime piacevoli."

Der Held des epischen Gedichtes ist ein neuer Paladin Carls des Großen, Ricciardetto. Wie Pulci und Ariosto den falschen Turpin, so nennt Fortiguerra einen Meister Garbolin seinen Gewährsmann. Ricciardetto hat den Sohn eines saracenischen Königs, Soricca, in einem Zweikampf erschlagen. Despina, des Getödteten Schwester, reizt ihren Vater zur Rache und zum Kriege gegen Frankreich, an welchem sie persönlichen Antheil nimmt. Sie lernt Ricciardetto kennen und ihre Rachbegierde verwandelt sich plötzlich in Liebe. Das Gedicht endet damit, daß Ricciardetto Despinen's Gemahl und Carl's des Großen Nachfolger auf dem Kaiserthrone wird. Diesen Stoff hat der Dichter mit einer Menge wunderbarer Nebenhandlungen durchflochten, die in bunter Abwechselung auf einander folgen. Nur der Humor seiner Erzählung, sein reiner und fließender Stil, seine gefällige Versification, und einzelne schöne Stellen, wohin besonders die Eingänge der Gesänge gehören, können den Leser reizen, sich durch ein so wildes Chaos abenteuerlicher Fictionen durchzuarbeiten. Wir finden in dem Gedichte mehrere uns aus Ariosto bekannte Personen, zuweilen in wunderlichen Erscheinungen wieder. Der wilde Ferragu, der brutalste aller saracenischen Ritter bei Ariosto, tritt hier als ein christlicher Proselyt auf, doch ohne einen Zug von seiner Rohheit verloren zu haben. Seine Bekehrung war die Folge seiner Verzweiflung darüber, daß Angelika ihn nicht erhören gewollt, als er um sie, nachdem sie Medoro's Wittwe geworden war, in Catai warb. Er ist Mönch geworden und lebt in einer Einsiedelei. Dort trifft ihn Rinaldo. Es entspinnt sich eine Schlägerei, in der sie von Astolfo und Roland angetroffen werden. Der Mönch Ferragu zieht hierauf mit den andern christlichen Rittern dem Kaiser Carl zu Hülfe, nachdem man ihm begreiflich gemacht hat, daß sich der geistliche Stand sehr wohl mit dem Kriegerstande vereinigen lasse. Eine entsetzliche Mischung von Frechheit und Bigotterie zeigt sich von nun an in allen Thaten dieses durch die Taufe für den Dienst der Kirche gewonnenen Vorkämpfers der christlichen Schaaren. Auf ihm besonders ruht das komische Interesse dieses Gedichts. Komisch ist aber auch der herrschende Ton des Ganzen; und so oft auch dieser Ton absichtlich in's Burleske fällt, so fein und so mannigfaltig ist er doch modulirt. Daß wir ein komisches Gedicht lesen sollen, sagten schon sehr bestimmt die Einleitungsstanzen. Es wird vorausgesetzt, daß Ariosto falsch berichtet hat, und daß Roland noch nicht wieder zur Vernunft gekommen ist. Carl der Große schickt deswegen, während in Afrika ein neuer Sturm gegen ihn ausbricht, seine Paladine aus, den Rasenden zu suchen. Astolfo macht unter ihnen den Elegant. Als er in einem Walde vernimmt, daß er eine wunderschöne Frau erblicken soll, zieht er sogleich seinen Kamm aus der Tasche und putzt sich in aller Geschwindigkeit. Die Ausbrüche der sinnlosen Liebe, von der er dann entbrennt, sind unübertrefflich in's Lächerliche gezeichnet. Indessen erlöst Rinald eine Schöne von zwei ungeheuren Kröten. Die eine, der er schon den Bauch gespalten hat, verschlingt den Ritter sammt seinem Pferde; aber er kommt wohlbehalten hinten wieder heraus; und da er die andere, die über und über gepanzert ist, nicht erlegen kann, ruft ihm eine „Stimme vom Himmel" zu, wie er es anzufangen hat u. s. w. Man hat den Ricciardetto für das geistreichste und unterhaltendste aller romantisch-komischen Gedichte erklärt. Kahle Scherze in der Manier Berni's erlaubte sich Fortiguerra freilich auch wohl, aber doch nicht oft. Sein Witz ist gefälliger, als der des Tassoni, weil er weniger anspruchsvoll ist. Der Satire den Anstrich des unschuldigen Scherzes zu geben, reizte ihn mehr, als unverstellt zu spotten. Ein Vorzug des Gedichts ist die Abwechselung, durch die es in seinem ganzen Umfange den feinen, aber monotonen Eimerraub Tassoni's übertrifft. Die ganze Composition ist zwar allerdings eine Nachbildung der ariostischen, aber Fortiguerra trägt die Farben des Komischen stärker auf. Daß

er indessen der geistreichste und unterhaltendste aller Nachfolger des großen Meisters sei, hat ihm — wie Gries bemerkt — bis jetzt eben Niemand streitig gemacht.

Fortiguerra war, wie Menzini, Mitglied der arkadischen Akademie zu Rom, und da die noch weiter zu nennenden Dichter aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts diese Mitgliedschaft mit ihnen theilten, so mögen hier einige Mittheilungen über jene Gesellschaft folgen. Nachdem, wie bereits bemerkt, seit dem 15. Jahrhundert, Hunderte sogenannter Akademieen entstanden waren, um nach überaus geringer Wirksamkeit wieder einzugehen, wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die Akademie der Arcadier (Arcadia) zum Rom gestiftet, hauptsächlich zu dem Zwecke, den schwankenden Geschmack auf eine ähnliche Art zu fixiren, wie etwa die accademia della Crusca die Sprache fixirt hatte. Die Alten und die italiänischen Classiker des Cinquecento sollten durch sie eine unverjährbare Autorität gewinnen, ohne das neuere Genie gewaltsam zu beschränken. Die ursprünglichen Stifter dieser Akademie gehörten dem Kreise von Männern an, die sich um Christina von Schweden gesammelt hatten; am 24. October 1690 hielt die „Arcadia" ihre erste ordentliche Sitzung auf dem Gianicolo, in den Gärten des Klosters San Pietro in Montorio. Zu den ersten Gründern gehörte der Kanonicus Mario Crescimbeni, die Dichter Menzini, Guidi, Zappi, der elegante Jurist Gravina. Am 10. Mai 1696 berathschlagten die Mitglieder feierlich in den Farnese'schen Gärten über die Statuten und setzten dieselben in Kraft. In kurzer Zeit stieg die Akademie zu einem solchen Ansehen, daß man in ganz Italien sich bemühte, dem Beispiele der römischen Arcadier zu folgen. Das alte Akademieen-Spiel wurde so schnell wieder erneuert, daß man bald nicht weniger, als achtundfünfzig arkadische Gesellschaften zählen konnte, die sich Colonieen der römischen Arcadia nannten. Man verfaßte besondere „Lebensbeschreibungen berühmter Arcadier", und wenn ein Schriftsteller, der zu dieser Gesellschaft gehörte, von den Literatoren genannt wird, so ist dabei nie zu bemerken vergessen, wie der Betreffende mit seinem Schäfernamen bei den Arcadiern hieß. So wissen wir denn, daß Allessandro Guidi als Erilo Cleoneo, der Römer Filippo Leers als Siralgo Ninfasio, Felice Zappi als Thyrsis Leucadius, seine Gattin als Aglauro Cidonia, Manfredi als Adis Mitglieder der Arcadia waren. Die hier genannten Arcadier sind zugleich im lyrischen Gebiete die hervorragendsten Erscheinungen unter den Dichtern, deren Poesieen die Rückkehr des besseren Geschmacks ankündigten.

Alessandro Guidi, der zu Pavia am 14. Juni 1650 geboren wurde und am 12. Juni 1712 zu Rom starb, wo seine Gebeine in Onofrio neben den Ueberresten Torquato Tasso's beigesetzt wurden, gehörte noch zu den Auserlesenen, welche Christina von Schweden in ihre unmittelbare Umgebung aufgenommen hatte. Eine von ihm gedichtete Canzone auf den Tod des 1686 vor Ofen gefallenen Freiherrn d'Aste machte solches Glück, daß Christina 1687 bei der Thronbesteigung Jacob's II. von England dem Dichter die Leitung der bei dieser Gelegenheit zu Rom veranstalteten poetischen und musikalischen Festlichkeiten mit übertrug. Einen noch größeren Beweis ihres Wohlwollens erfuhr der Dichter, indem sie ihm die Ausführung der Idee einer dramatisch-musikalischen Behandlung der Fabel von Endymion auftrug, worin sie einzelne von ihr gedichtete Sentenzen anzubringen sich vorbehielt, welche in den Ausgaben dieses Gedichtes durch Sternchen bezeichnet sind. Zugleich verschaffte ihm die Königin durch Präbenden und Pensionen ein reichliches Auskommen. Berühmter als jenes Schäferspiel „Endimione" sind Guidi's Oden (in den „Poesie d'Alessandro Guidi," Verona, 1726) geblieben, und wenn eine correcte, feierliche Sprache und eine nicht immer mißlungene Nachahmung pindarischer Bilder und Wendungen hinreichten, einen Dichter zu einem neuen Pindar zu machen, so stände Guidi auf der Stelle, die ihm die bewundernden Zeitgenossen angewiesen. Aber die Erhabenheit seines griechischen Vorbildes hat Guidi nicht erreicht; dafür hat er die pindarische Manier mit katholischen Dogmen zu verschmelzen gewußt. — Die Sonette, Canzonetten, Madrigale des römischen Juristen Giambattista Felice Zappi (1667—1719) und die ähnlichen Dichtungen seiner Gattin Faustina, der Tochter des Malers Maratti, erfreuten sich wohlverdienten Beifalls. Herder, der in seinen „zerstreuten Blättern" einige Sonette Faustina's

übersetzt mittheilte, bemerkt darüber: „Was mich zu den wenigen Gedichten, die ich von dieser Faustina kenne, angenehm hinzog, war die Wahrheit ihrer reinen hohen Empfindung. Jedes Sonett, fühlt man, ist aus Umständen des Lebens hervorgegangen, die ihr diese Sprache jetzt zur Natursprache machten. Leid und Freude wechseln in ihren Gedichten, so daß diese, ohne es zu wollen, eine kleine Lebensbeschreibung, ein fortgehendes Herzensgemälde bilden." (Eine Uebersetzung der Sonette Faustina's von Kannegießer haben wir bereits in der Darstellung der Vittoria Colonna erwähnt.) — Eustachio Manfredi (1674 zu Bologna geboren und daselbst als Professor der Astronomie 1739 gestorben) wurde von den Italiänern als Dichter gefeiert, während ihn die europäische Gelehrtenwelt als einen der größten Astronomen kannte. Sein Canzoniere erschien zuerst 1713. — Mit zwei Lyrikern, die wir dem Genannten noch anschließen, treten wir mitten in das 18. Jahrhundert. Der eine derselben, Paolo Rolli, war 1689 in Rom geboren. In Gesellschaft eines englischen Lords, welcher ein großer Verehrer der italiänischen Literatur war, und dieselbe in England einzuführen wünschte, ging Rolli noch als junger Mann mit nach London. Es war gerade zu der Zeit, als die englische Literatur durch die Schriftsteller Pope, Dryden, Addison, Swift und Andre, eine neue Richtung bekam. Rolli, den sein Gönner bei Hofe einführte, wurde italiänischer Sprachlehrer der königlichen Familie, und dadurch veranlaßt, sich mit der Sprache und Literatur bekannt zu machen, bei der er Glück und Ehre fand. So wirkte durch Rolli zum ersten Male nun auch die englische Poesie auf die italiänische. Rolli übersetzte Milton's verlorenes Paradies (1728) und viele kleinere Gedichte der Engländer in seine Muttersprache. Die Kraft und Simplicität der englischen Lieder und Elegieen vereinigte sich in seiner Phantasie mit griechischer Grazie und Präcision. Denn auch die Alten las er fleißig. Er übersetzte den Anakreon und Virgil's Eklogen. Martial's Epigramme ahmte er nach. Für die Engländer schrieb er eine italiänische Sprachlehre. Auch wurden neue Ausgaben verschiedener italiänischer Classiker durch ihn in London besorgt. Er war in England gewesen, als seine größte Wohlthäterin, die Königin, starb. Dies bestimmte ihn 1747 das Land zu verlassen, um den Rest seines Lebens in seiner Heimath zuzubringen. Er wählte die Stadt Todi im Kirchenstaate zu seinem Wohnort. Hier lebte er von seinem in England erworbenen Vermögen unter wissenschaftlichen Beschäftigungen bis zum Jahr 1764, wo er an einer schmerzhaften Kopfkrankheit starb, die ihn einige Zeit vor seinem Tode seines Verstandes beraubt hatte. Die erste Ausgabe seiner Rime ist 1717 zu London gedruckt worden; eine vollständige Sammlung 1761 zu Venedig in drei Bänden erschienen. — Seine „Cantaten" und kleinen Opern, die er für die musikalische Akademie zu London bestimmte, gehörten zu den vorzüglichsten ihrer Art. Bemerkenswerth sind seine „Hendekasyllaben" (Endecasillabi), Elegieen und Lieder. Die letztern zeichnen sich durch ihre gefällige Natürlichkeit und einen großen Reiz des Rhythmus aus; die Elegieen erinnern an Properz; die Hendekasyllaben sind Nachahmungen der ähnlichen Gedichte Catull's. „Etwas Anmuthigeres," bemerkt Bouterwek von ihnen, „giebt es nicht in der italiänischen Literatur."

Nicht zufrieden damit, in Chiabrera und Guidi ihren „Pindar," in Testi ihren „Horaz," in Anderen ihren „Anakreon" zu besitzen, haben die Italiäner den Abate Frugoni, einen Dichter des 18. Jahrhunderts, der seiner Bildung nach jedoch noch dem Seicento angehört, bald einem Pindar, bald einem Horaz und Anakreon, gewöhnlich jedoch ihrem Chiabrera verglichen. Und in der That möchte das Letztere am meisten zutreffend sein. Carlo Innocenzio Frugoni wurde 1692 zu Genua geboren. Bei der Lectüre des Chiabrera, der ihm zufällig in die Hände gerathen war, fühlte er plötzlich seinen Beruf zum Dichter. Seit dem Jahre 1716 hielt er in den gelehrten Anstalten des Ordens der Somasken, in den er schon früh eingetreten war, zu Brescia, Rom, Genua und Bologna Vorträge über die Rhetorik. Der Cardinal Bentivoglio, der sich durch eine metrische Uebersetzung des Statius bekannt gemacht, wurde sein Gönner, wirkte ihm vom Papst Clemens XII. die Dispensation von seinem Klostergelübde aus und empfahl ihn dem Herzog Antonio Farnese von Parma, bei dem Frugoni ein ehrenvolles Asyl fand. Eine compen-

diarische Geschichte des Hauses Farnese und der Reisen des Herzogs, die er auf dessen Verlangen schrieb, erwarb ihm den Titel eines Historiographen. Nicht weniger wohlwollende Gesinnungen hegte für ihn der Infant Don Carlos, welcher 1731 als Herzog folgte. In der für diesen Staat unruhigen Periode von 1735 bis 1748 sah sich Frugoni von allen denjenigen geehrt, denen das unbeständige Glück eine vorübergehende Autorität in demselben verschaffte. Als nach dem Aachener Frieden (1748) der Infant Don Filippo zum ruhigen Besitz des Herzogthums gelangte, glänzte Frugoni an dessen Hofe als ein Stern erster Größe. Die mit ansehnlichen Gehalten verbundenen Titel eines Hofdichters, Directors der herzoglichen Schauspiele und Secretairs der zu Parma gestifteten Akademieen der schönen Wissenschaften und Künste, waren die Auszeichnungen, womit der Herzog und sein aufgeklärter Minister, der Marchese Felino, dem Talent des Dichters huldigten. Viele seiner besten Poesieen sind eine Frucht seines kräftigen und muntern Alters. Er starb am 20. December 1768. — Seine zahlreichen Gedichte sind 1779 unter dem Titel: „Opere poetiche del Signor Abate Carlo Innocenzio Frugoni, fra gli Arcadi Comante Eginetico" in der Bodoni'schen Officin zu Parma in 9 Oktavbänden erschienen. Die drei ersten Bände enthalten Sonetti eroici, sacri, lirici, anacreontici (in achtsilbigen Versen geschriebene) amorosi und Bernieschi; der vierte Endecasillabi, Elegie, Egloghe, Capitoli, Epistole. Stanze sdrucciole, Stanze in ottave rime und Canzoni eroiche; der fünfte und sechste Canzoni liriche; der siebente Versi sciolti, versi Martelliani *) und Cantate; der achte Poesie familiari und der neunte Baccanali, Ditirambi, Estemporanei, Brindisi u. s. w. Man ersieht aus diesem Verzeichnisse der Gedichte Frugoni's, daß dieser sich in allen Arten der lyrischen Gattung versucht hat. So wenig inneren Gehalt aber auch viele seiner Poesieen haben, so zeigt sich doch darin ein Dichter, der die poetische Sprache in ihrer ganzen Fülle, Anmuth und Kraft zu behandeln weiß. In seinen „versi sciolti" nimmt er einen kraftvollen, imponirenden Ton an; doch die Dehnung der Perioden, zu welcher er verleitete, schadet bei aller Harmonie und sonorem Versfalle der poetischen Wirkung. Gleichwohl bezeichnet man Frugoni, und mit ihm Algarotti und Bettinelli als diejenigen, welche zuerst dem reimfreien Jambus jene Ausbildung gegeben, die ihn wesentlich von der Prosa unterscheidet und ihn zur Behandlung jeder Art von Stoffen tauglich macht. Frugoni, bemerkt ein älterer deutscher Literator in Bezug auf die Persönlichkeit des Dichters, war reich an lustigen und spitzfindigen Einfällen, von angenehmer Beredsamkeit, allezeit heiter und fröhlich, über alle Unglücksfälle weit sich hinwegsetzend und die Freude der vornehmsten Gesellschaften. Als literarische Belege dafür können seine leicht scherzenden Canzonetten in anakreontischem Sinne, besonders aber seine Productionen in bernesker Manier gelten. Die Ottave rime in dem komischen Heldengedichte: „Bertoldo, Bertoldino e Cacasenno," welches zuerst zu Venedig 1739 erschien, zeigen seine Stärke im scherzhaften Stil. Dieses Gedicht besteht aus zwanzig Gesängen, die von eben so vielen verschiedenen Dichtern geschrieben sind. Der zehnte Gesang ist von Frugoni und gehört nebst dem ersten von Riva zu den vorzüglichsten. Der Stoff ist die Geschichte dreier italiänischer Eulenspiegel und ist aus zwanzig alten volksthümlichen Erzählungen eines Cesare Croce genommen.

Wenn wir von der Behandlung der bernesken Manier im 17. Jahrhundert sprechen, so dürfen wir nicht die meist in Prosa geschriebenen Werke Loredano's übergehen, die, nach der Anzahl der Ausgaben zu schließen, einflußreich genug waren. Giovanni Francesco Loredano, ein venetianischer Patrizier, der 1669 gestorben ist, ließ 1667 seine gesammelten Schriften in acht Bänden erscheinen, in denen unter anderen der Versuch gemacht war, im Stil der altmodischen Liebes- und Heldengeschichten die Lesewelt zu ergötzen. Bei einer dieser Schriften, dem Roman „Dianea" — der einen romantischen

*) Die versi Martelliani sind vierzehnfüßige Verse, von denen je zwei mit einander reimen. Eigentlich bestehen sie aus zwei siebenfüßigen Versen. Ihr Urheber, Pier Jacopo Martelli (gest. 1729), der sich ihrer in seinen Tragödien bediente, nannte sie Alessandrini, und wirklich haben sie viel Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Alexandrinern.

Briefwechsel zwischen Pyramus und Thisbe enthält — ist bemerkt, daß er damals bereits zum dreiundzwanzigsten Mal aufgelegt worden. Ein anderes Werk dieser Sammlung, unter dem Titel: „Geniale Scherze“ (scherzi geniali), deklamatorische Briefe und Reden enthaltend, die den Helden und Heldinnen der alten Welt in den Mund gelegt sind, war bereits zum achtundzwanzigsten Mal gedruckt. Derselbe geschmacklose Autor hatte die burleske Prosa mit dem altromantischen Stil zu verbinden gesucht. Unter dem Titel: „Akademische Einfälle“ (Bizarrie accademiche) gab er ein Gemisch von Erzählungen und pedantisch komischen Abhandlungen heraus, die nicht eben zu Gunsten des Verfassers an Berni's „Akademie“ (S. 370) erinnern. Die von Loredano auf Verlangen einer Dame geschriebenen „Liebeszweifel“ (Dubbj amorosi) sind Abhandlungen über Fragen, wie sie etwa in den alten Liebeshöfen verhandelt wurden, und in einem ähnlichen altromantischen Geschmacke ausgeführt. Außerdem hat man von demselben Schriftsteller eine weitschweifige „Geschichte der Könige von Cypern aus dem Hause Lusignan“ (Istorie de' Rè Lusignani) in elf Büchern, eine Sammlung von Briefen (2 Theile, Venedig 1676, neunzehnte Auflage), kleinere Gedichte, Epigramme u. s. w.

Die satirische Prosa, die mit der burlesken im 16. Jahrhundert nicht ohne Geist vereinigt worden war, wurde im 17. nur wenig cultivirt. Nach Boccalini's schon erwähnten Satiren war es Pallavicino's Roman: „il divorzio celeste“ (die himmlische Ehescheidung) der in jenem Gebiete zuerst wieder Aufsehen erregte. Ferrante Pallavicino, geboren zu Venedig 1615, Chorherr des Augustinerordens, geißelte in diesem Werke — von dem 1787 eine deutsche Uebersetzung in Berlin erschien — die Regierung des Papstes Urban VIII., die Neffen desselben und den Klerus in rücksichtlosester Art. Seine Satire ist eine der keckſten, die je gegen den Mißbrauch der geistlichen Gewalt geschrieben wurden. Ein Ketzer wollte Pallicino, der übrigens mit anderen Schriftstellern aus derselben angesehenen Familie nicht verwechselt werden darf, durchaus nicht sein. Was er aber sein wollte, oder im Herzen war, ist schwer zu sagen. Einige seiner Freunde sprachen ihm aus guter Meinung eben das Werk ab, das ihn am bekanntesten gemacht hat. Aber er mußte doch mit dem Leben dafür büßen. In Avignon, wohin er nach mehreren Reisen gegangen war, wurde er in Verhaft genommen und im Jahre 1644, nach vierzehnmonatlicher Einkerkerung, enthauptet. Die Art seiner Hinrichtung scheint zu beweisen, daß man ihn unmittelbar als einen Rebellen, und nur mittelbar als einen Ketzer bestrafen wollte. Sein ketzerisches Buch ist ein komischer Roman in Briefen und Monologen, wohl einer der ersten in seiner Art. Die Correspondenten und Interlocutoren sind Gott der Vater, Gott der Sohn, der heil. Paulus, der heil. Lucas, Mönche, Nonnen und andere Personen. Gott der Vater giebt dem Sohne seine Mißbilligung darüber zu erkennen, daß der Sohn noch immer der Vermählte der Kirche bleibe, die jetzt ein so scandalöses Leben führe. Der heil. Paulus wird nach Rom gesandt, um über die Lebensart der Kirche Bericht abzustatten. Dieser fällt so aus, daß im himmlischen Ehestandsgerichte auf Scheidung angetragen werden muß. Nun melden sich die lutherische, die reformirte und andere ketzerische Kirchen als Bräute. Sie werden aber alle zurückgewiesen, weil der Heiland lieber im Cölibat leben, als mit einer menschlischen Kirche wieder vermählt sein will. Dies der allgemeine Inhalt des Werkes. Die Ausführung ist nur von geringem ästhetischen Werthe. — Pallavicino's gesammelte Schriften erschienen 1655 in vier Bänden, eine Auswahl derselben (opere scelte), die auch den eben erwähnten Roman enthält, 1660.

So durch zwei Venetianer auf das Gebiet der Prosa im 17. Jahrhundert hinübergeführt, könnten wir gleich hier ihnen einen dritten bedeutenderen anreihen, um, nachdem wir das Nennenswertheste in der belletristischen Prosa hervorgehoben, alsbald von der Behandlung des historischen Stils Kenntniß zu nehmen. Ehe wir jedoch von dem bedeutendsten Vertreter desselben in dem Zeitraume, den dieser Abschnitt behandelt, von dem Venetianer Sarpi, sprechen, müssen wir noch, in das 16. Jahrhundert zurückkehrend, eines Historikers gedenken, der nach Machiavelli, dem „Vater der neueren Geschichtschreibung,“ gleichsam der älteste Sohn dieses Vaters, durch seine pragmatische Darstellung der großen-

theils von ihm sebst erlebten Begebenheiten, durch die scharfe Beurtheilung derselben, durch seine treffenden Charakterschilderungen einen classischen Rang behauptet. Dieser Historiker ist Francesco Guicciardini, am 6. März 1482 zu Florenz geboren. Er war mit Machiavelli näher bekannt, und Beide schätzten einer den andern; aber ihre politischen Systeme waren nicht dieselben. Guicciardini zeigte sich vom Antritte seiner politischen Laufbahn an unverändert als ein Anhänger des Hauses Medici. Seine politische Wirksamkeit begann etwa um dieselbe Zeit, als Machiavelli seines Secretariats entsetzt wurde. Guicciardini war Einer von denen, die sich von dem gestürzten Staatssecretair nicht zurückzogen und fortfuhren, auch im Privatumgange von ihm zu lernen. Indessen wurde Papst Leo X. sein Beförderer. In Diensten dieses Papstes stieg er schnell bis zur Würde eines Statthalters der Provinzen Modena und Reggio, die damals unter der päpstlichen Regierung standen (1518). Der Papst Clemens VII. vertraute ihm außer der Regierung der Provinz Romagna (1523) auch das Obercommando seiner Armee an, die gegen die Kaiserlichen fechten sollte. Als päpstlicher Generallieutenant war Guicciardini (1527) nicht glücklich. Das Schicksal, das die päpstlichen Waffen mit den französischen, besonders in der Schlacht bei Pavia, traf, und selbst die Plünderung Roms durch die Soldaten des Kaisers, änderten gleichwohl nichts, weder in der Denkart Guicciardini's, noch in dem Vertrauen, das der Papst in ihn gesetzt hatte. Nach dem Tode Clemens VII. wollte ihn der neue Papst Paul III. in sein Interesse ziehen. Aber Guicciardini kehrte in seine Vaterstadt zurück. Besonders durch seinen Einfluß wurde dort, nach der Ermordung Alessandro's di Medici (1537) Cosmo I. zum Herzog erwählt. Da er sich, wie es heißt, für seine dem neuen Regenten geleisteten Dienste nicht geehrt genug glaubte, so zog er sich auf sein Landgut Arcetri in der Nähe von Florenz zurück und arbeitete dort an seinem großen Geschichtswerke, ohne es vollständig zu Ende zu führen, da er bereits am 27. Mai 1540 starb. Es währte lange, ehe seine Erben es wagten, das Werk herauszugeben, das Personen und Verhältnisse mit großer Freimüthigkeit besprach. Endlich erschienen, zwanzig Jahre nach dem Tode des Verfassers, die ersten 16 Bücher der „Geschichte von Italien" (l'Istoria d' Italia di M. Francesco Guicciardini," Florenz 1561) und drei Jahre später kamen die vier letzten Bücher heraus. Seitdem wurde das Werk oft gedruckt, commentirt und in viele Sprachen übersetzt. Die zwanzig Bücher der Geschichte Guicciardini's umfassen den Zeitraum von 1494 bis 1532. Was sich in dieser Zeit Merkwürdiges in Italien zugetragen, vereinigt Guicciardini unter den Gesichtspunkt des abwechselnden Kriegsglücks der französischen und der spanischen Macht: er zählt sorgfältig die politischen Verhandlungen und alle Umstände auf, die dieses Kriegsglück motivirten, hemmten oder beförderten. Seine Manier ist der der alten Geschichtschreibung, besonders des Livius, nachgebildet. Zwar ist er nicht so glänzend, wie der römische Historiker, dafür jedoch gründlicher. Auch ist er nicht so dramatisch: in seinem Werke herrscht mehr Politik als Handlung, aber dieser Unterschied charakterisirt eben so die Zeit, deren Geschichte er uns überliefert. Da sich bei ihm nicht alle Gegenstände im Geiste Machiavelli's concentrirten, so flossen auch seine Worte mehr auseinander und seine Neigung zur Ausführlichkeit verleitete ihn zuweilen zur Geschwätzigkeit. Er achtete weit mehr als Machiavelli auf harmonische Silbenfälle. Seine Ausdrucksweise ist weniger energisch. Nur wo er Charaktere zeichnet, die er sich selbst nicht ohne Indignation vergegenwärtigen konnte, z. B. den Papst Alexander VI., trägt er die Farben stark auf. Diese stark gefärbten Charakteristiken sind es denn auch, die ihn in den Ruf eines parteiischen Geschichtschreibers gebracht hatten. Gewöhnlich erzählt er mit aller Unbefangenheit des ruhigen Beobachters. Den Mangel einer energischen Darstellung ersetzt zum Theil eine Freimüthigkeit, die hier und da bis zur Kühnheit steigt, besonders wo er von den weltlichen Gerechtsamen des Papstes und den Mißbräuchen der päpstlichen Gewalt spricht. Seine gar zu wortreiche Beredsamkeit zeigt er oft bei Gelegenheiten, wo Machiavelli vorzüglich nur Gedanken entwickeln wollte, z. B. bei historischen Uebergängen und Einleitungen zu Anfange eines Buches, und noch mehr bei den langen Reden, die er, als Nachahmer der Alten, den Häuptern der Staaten und Armeen in den Mund legt.

Von solchen Reden ist sein Werk bis zum größten Mißbrauche angefüllt, und nur selten enthalten die hochtönenden Phrasen außerordentliche Gedanken. Wohl kein italiänischer Schriftsteller hat längere Perioden ausgesponnen, als er. Der Spötter Boccalini, in dessen „Ragguagli di Parnasso" (S. 466) treffliche Bemerkungen über Geschichte und Geschichtschreiber sich finden, läßt einen Spartaner, der verdammt worden ist, den Guicciardini zu lesen, weil er drei Worte gesprochen hat, wo er nur zwei hätte gebrauchen sollen, bei der ersten Periode in Ohnmacht fallen.

Außer seinem Geschichtswerke, das trotz aller Mängel in stilistischer, politischer und literarhistorischer Beziehung eins der werthvollsten Erzeugnisse der italiänischen Literatur ist, hat Guicciardini eine nicht geringe Zahl politischer Schriften hinterlassen, die, bisher im Archive des Palastes Guicciardini zu Florenz handschriftlich aufbewahrt, erst jetzt, mehr als dreihundert Jahre nach dem Tode ihres Verfassers, zur Veröffentlichung durch den Druck gebracht worden sind. Nur ein verhältnißmäßig geringer Theil jener Schriften, eine Correspondenz nämlich, Guicciardini's spanische Gesandtschaft betreffend, ist bereits im Jahre 1825 durch den Professor Rosini zu Pisa herausgegeben. Von den „Opere inedite di Francesco Guicciardini, illustrate da Guiseppe Canestrini e pubblicate per cura dei conti Piero e Luigi Guicciardini" erschien 1857 der erste und 1858 der zweite Band (zu Florenz). Sie enthalten einen Commentar zu Macchiavelli's Diskursen über die erste Dekade des Livius; Memoiren; politische Abhandlungen; Aufsätze und Reden über die Verfassung der florentinischen Republik; die Geschichte von Florenz seit dem Gonfalonat Luigi Guicciardini's (1348) bis zur Zeit der Ciompi (1378), und in noch ausführlicherer Bearbeitung seit der Rückkehr des Cosimo von Medici (1434); den größten Theil der offiziellen Correspondenz Guicciardini's während der Zeit seiner verschiedenen Gesandtschaften, sowie seine Correspondenz mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Die politischen Schriften („del reggimento di Firenze libri due," in dialogo, und „Discorsi intorno alle mutazione e riforme del governo fiorentino") lassen die staatsmännische Bedeutung Guicciardini's ebenso wie die Grundsätze erkennen, welche auch jetzt noch italiänische Politiker für geeignet halten, die Frage über die politische Freiheit und Macht ihres Landes einer Entscheidung zuzuführen.

Guicciardini's Geschichte wurde von Giambattista Adriani, einem Professor der Beredsamkeit zu Florenz, der 1579 gestorben ist, auf Verlangen des Herzogs Cosmo's I. fortgeführt. Adriani's „Geschichte seiner Zeit" (Istoria de' suoi tempi) enthält 22 Bücher und erschien 1585. An Ausführlichkeit übertrifft er seinen Vorgänger; er begnügt sich, klar und unaffectirt darzustellen. — Andere Geschichtswerke jener Zeit haben wir bereits in dem Abschnitte über Ariosto's Zeitgenossen bei Gelegenheit der venetianischen Geschichte Bembo's kurz angeführt (S. 328). Von den dort genannten ist das Werk des Venetianers Paolo Paruta, der von 1540 bis 6. December 1598 lebte, das bedeutendste. Auf geschmackvolle Art verflicht dieser Geschichtsschreiber in seine „Istoria veneta" (zuerst 1605 erschienen) die allgemeineren italiänischen Ereignisse, ohne sein eigentliches Ziel, die specielle Darstellung der venetianischen Begebenheiten (von 1513 bis 1572) aus den Augen zu verlieren. Paruta ist außerdem Verfasser einer 1572 erschienenen Rede, zum Lobe der in der berühmten Seeschlacht bei Lepanto Gebliebenen, und zweier politischen Schriften, der drei Bücher „della perferzione della vita politica" (1582) und der „discorsi politici" in zwei Büchern (1599). Seine Arbeiten erwarben ihm den Rang eines Cavaliere und das hohe Amt eines Procurators von San Marco. Die nächsten, auch wegen der historischen Darstellung hervorzuhebenden Werke sind die Sarpi's, Davila's und Bentivoglio's aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Schon im Gegensatze zu der im Reiche der Dichtkunst herrschend gewordenen Manier Marino's und seiner Anhänger sind diese prosaischen Darstellungen, als ein Zeichen, daß jene Manier ihren Einfluß nicht unmittelbar auf die Prosa auszuüben vermochte, erwähnenswerth. Aus der politischen Geschichte ihrer Zeit nahmen Davila und Bentivoglio den Stoff, während Sarpi's berühmtes Werk mehr der Kirchengeschichte angehört. Was jene Beiden betrifft, so stammte Enrico Caterino Davila aus einer

ursprünglich spanischen Familie, die einige Zeit auf der Insel Cypern ansäßig war. Sein Vater, Groß-Connetable von Cypern, floh mit den Seinigen nach der Einnahme dieser Insel durch die Türken im Jahre 1540, und ließ sich im Venetianischen nieder, wo Davila am 30. October 1576 geboren wurde. Dieser kam früh nach Frankreich, war eine Zeitlang Page am Hofe Heinrich's III., nahm in seinem achtzehnten Jahre Kriegsdienste unter Heinrich IV. und zeichnete sich bei mehr als einer Gelegenheit, unter andern bei der Belagerung von Amiens, rühmlich aus. Nach erfolgtem Frieden (1598) kehrte er auf Verlangen seines Vaters, den er bald darauf verlor, nach Padua zurück, wo er einige Jahre hindurch die früher begonnenen Studien fortsetzte. Im Jahre 1606 trat er in die Dienste der Republik Venedig, die ihm die wichtigsten Aemter anvertraute. Er wurde nacheinander zum Statthalter in Candia, in Friaul und Dalmatien ernannt, commandirte mehr als einmal die Truppen der Republik und genoß einer so ausgezeichneten Achtung, daß er einem Decret des Senats zufolge eben so, wie seine Vorfahren, die Connetables von Cypern, bei seiner Gegenwart im Senat allemal seinen Sitz zur Seite des Doge einnahm. Auf einer Reise, die er 1631 im Auftrage der Republik ausführte, gerieth er zu S. Michele im Veronesischen mit einem rohen Menschen in Streit, der ihn durch einen Pistolenschuß tödtete. Der Mörder wurde auf der Stelle von Davila's ältestem Sohne, Antonio, einem Jünglinge von achtzehn Jahren, wieder erschossen. Ein Jahr vor seinem Tode hatte Davila seine berühmte „Geschichte der Bürgerkriege in Frankreich“ in fünfzehn Büchern (Storia delle guerre civili di Francia) herausgegeben, die den Zeitraum vom Tode Heinrich's II. bis zum Frieden von Vervins, oder von 1559 bis 1598 umfaßte. Sein langer Aufenthalt in Frankreich, seine Bekanntschaft mit den dortigen Staatsmännern und Feldherrn, seine Kenntnisse des Orts, die Verhältnisse der Zeit, der Umstand, daß vieles von dem Erzählten unter seinen Augen sich ereignete, politische Erfahrung, Studium der großen politischen Schriftsteller seiner Nation, Menschenkenntniß, heller durchdringender Blick für politische Verwirrungen, Alles dies läßt ihn zum Geschichtsschreiber und besonders zum Darsteller des von ihm gewählten Stoffes als berufen erscheinen. Von nicht geringem Talente zeugt die anscheinend kunstlose Entwickelung der Begebenheiten; die Schilderungen sprechen durch reiche Lebendigkeit und Anschaulichkeit an; in der historischen Schlachtenmalerei ist er Meister, malerisch sind durchgängig seine Beschreibungen der lokalen Verhältnisse. Frisch und anmuthig bewegt sich im geläufigen Gleise die kräftige Sprache dahin. Die Perioden sind oft lang aber stets wohlklingend; männliche Würde beherrscht die Diction. Die erdichteten Reden geben stets Aufklärung über gewisse Stimmungen, welche in der Regel über das Individuum hinaus, dem sie in den Mund gelegt worden, verbreitet sind. Das Werk hat das innere Interesse eines Romans, besonders von der Epoche an, wo Heinrich IV. auf den Schauplatz tritt und der Zerrüttung Frankreichs ein Ende zu machen sucht.

Guido Bentivoglio war zu Ferrara 1579 geboren und ein Mitglied derselben Familie, aus welcher der bereits früher erwähnte Ercole Bentivoglio hervorgegangen war. Nach dem Tode des Herzogs Alfonso II. von Ferrara wurde Guido beauftragt, zwischen dessen Nachfolger Cesare und dem Papst Clemens VIII. den Frieden zu negociiren, wofür ihn der Letztere zu seinem geheimen Almosenier ernannte, mit der Erlaubniß, zur Vollendung seiner Studien nach Padua zurückzukehren. Nachdem er daselbst die höchste Würde in der Philosophie erlangt hatte, begab er sich nach Rom, wo er mit den gelehrtesten Männern damaliger Zeit in freundschaftliche Verbindung trat. Im Jahre 1607 wurde er von Paul V. zum Nuncius in Flandern an dem Hofe des Erzherzogs Albert, 1616 zum Nuncius in Frankreich, 1621 zum Cardinal, und bald darauf von Ludwig VIII., an dessen Hofe er sich durch sein kluges nnd feines Benehmen sehr beliebt zu machen gewußt hatte, zum Protector von Frankreich in Rom ernannt, wo er in dieser Eigenschaft mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen wurde. Im Jahr 1641 erhielt er das Bisthum Terracina. Man glaubte allgemein, daß er 1644 nach dem Tode seines Freundes Urban's VIII. zum Papst erwählt werden würde. Allein er hatte kaum das Conclave betreten, als er von einer tödtlichen

Krankheit befallen wurde, die ihn den 7. September des gedachten Jahres hinwegraffte. — Wir haben von Bentivoglio verschiedene schätzbare Werke. Seine „Berichte aus den Niederlanden und aus Frankreich“ (Relacioni del Cardinal Bentivoglio in tempo della sue Nunziature di Fiandra e di Francia, Antwerpen, 1629), seine „Briefe“ (zuerst Cöln, 1631, und nachher oft) und das „Tagebuch seines Lebens“ (Memorie del Cardinal Bentivoglio, con le quali descrive la sua vita, e non solo le cose a lui successe nel corso di essa, ma insieme le più notabili ancora occorse nella città di Roma ed altrove, Venedig, 1648), sind für die Zeitgeschichte wichtig. Bedeutender als diese Schriften ist die „Geschichte des flandrischen Krieges“ (Della guerra di Fiandra), welche Bentivoglio in drei „Decaden“ (parte I. 1632, p. II. 1636, p. III. 1639) herausgab. Diese Geschichte der Kriege, durch welche die Niederländer ihre Freiheit erkämpften, reicht vom Jahre 1559 bis 1609. Der Composition des Werkes fehlt die pragmatische Einheit. Bentivoglio zeichnet nur größere Umrisse und Massen mit Hervorhebung des Hauptcharakters; diese sämmtlichen Darstellungen arbeiten aber auf einen Total-Eindruck hin. Die Sprache ist blühend, doch nicht selten gesucht durch Antithesenspiel und geschraubt durch künstliche Wendungen; der Gang der Darstellung schnell, die Anordnung zweckmäßig und übersichtlich. Des Geschichtsschreibers politische Gesinnungen, die Anschauungen der römischen Curialpolitik hinderten ihn zwar, die vom ihm dargestellte Revolution vom rein menschlichen Standpunkte aus zu betrachten; aber Bentivoglio war zu unbefangen und strebte zu sehr nach dem Ruhme eines unparteiischen Berichterstatters, als daß er sich bei Erzählung der Geschichte dieser Revolution zur Verschweigung solcher Momente, welche den Rebellen günstig waren, oder Verdrehung anderer zu ihrem Nachtheile hätte verleiten lassen sollen.

Wir kommen nun auf Paolo Sarpi zurück, dem freimüthigen Kämpfer gegen die römische Curialpolitik, deren wir eben erwähnt. Im August 1552 zu Venedig geboren, erhielt Sarpi bei der Taufe den Vornamen Pietro, den er jedoch, als er 1565, um den Wissenschaften ungestört leben zu können, in den Servitenorden eintrat, mit dem Namen Paolo vertauschte. Mit großem Eifer trieb Fra Paolo — so wird er häufig genannt — das Studium der Philosophie, der Mathematik, der Naturwissenschaften und der alten Sprachen; bald erwarb er sich den Ruf des Gelehrtesten unter der studirenden Jugend seines Ordens. In dem Generalkapitel, welches 1570 zu Mantua gehalten wurde, disputirte er öffentlich mit so großem Beifall, daß der Herzog Guglielmo Gonzaga den achtzehnjährigen Jüngling zu seinem Theologen und zum Lehrer der Theologie und des kanonischen Rechts zu Mantua ernannte. Sein Lehramt veranlaßte ihn, sich näher mit dem Kirchenrecht und der Geschichte bekannt zu machen. Schon jetzt faßte er den Entschluß, eine Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung auszuarbeiten, wozu ihn besonders Camillo Oliva, Secretair des Cardinals Ercole Gonzaga, päpstlichen Legaten beim Concil, aufmunterte, welcher ihm auch Materialien lieferte. Nach vier Jahren kehrte er aus Liebe zur Eingezogenheit in sein Kloster nach Venedig zurück, wo er während der nächstfolgenden drei Jahre philosophische Vorlesungen hielt. Im Jahre 1578 wurde ihm zu Padua die theologische Doctorwürde ertheilt; ein Jahr später fiel die Wahl eines Ordensprovinzials auf ihn; 1585 wurde er als Generalprocurator des Ordens nach Rom berufen, eine Mission, die ihm Gelegenheit gab, jene römische Politik in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. Nach drei Jahren kehrte er zu seinen Studien und nach Venedig zurück. Schon unter Clemens VIII. hatten sich verschiedene, die geistliche Jurisdiction betreffende, Streitigkeiten zwischen dem römischen Hofe und der Republik Venedig entsponnen, die aber immer friedlich beigelegt waren. Als Paul V. den päpstlichen Stuhl bestieg (1605), begannen die Streitigkeiten auf's Neue. Dieser Papst suchte auf allen Seiten die Gerichtsbarkeit der Geistlichen zu erweitern. Daher seine Streitigkeiten mit dem Malteserorden, mit den Herzogen von Savoyen und Parma und mit den Republiken Genua, Lucca und Venedig. Die Letztere hatte soeben zwei dem römischen Hofe verhaßte Gesetze erneuert, von denen das eine den Unterthanen verbot, liegende Gründe an die Geistlichkeit zu veräußern, und das andere die Stiftung neuer Klöster untersagte. Der Papst drang unter Androhung des

Kirchenbanns auf den Widerruf dieser Verordnungen. Der venetianische Senat ernannte hierauf ein Collegium von sieben Rechtsgelehrten, an dessen Spitze Sarpi mit einem Gehalte von 200 Scudi als consultore teologo gestellt wurde, welches die Gerechtsame der Republik gegen die römische Curie wahrnehmen sollte. Die in dieser Sache verfaßten Schriften (fast sämmtlich aus Sarpi's Feder) enthalten eine klare Darstellung des Verhältnisses der geistlichen Gewalt zur weltlichen und der Grenzen einer jeden. Der Papst verbot, verbrannte seine Schriften, that die Republik in den Bann und sprach über Sarpi das Anathema aus (im April 1606), da dieser einer Citation vor das Inquisitionsgericht zu Rom nicht gefolgt war. Die Republik und er kümmerten sich wenig darum. Es drohete zum Kriege zu kommen; auf Frankreichs und Englands Vermittelung gelang ein Vergleich (1607). Für Venedig war derselbe sehr vortheilhaft; die eingezogenen Geistlichen wurden mit Vorbehalt der Hoheitsrechte der Republik an Frankreich ausgeliefert und die Kirchen-Censur vom Papste zurückgenommen. Sarpi jedoch, dem die Republik ihren Dank öffentlich ausgesprochen und seine Besoldung verdoppelt hatte, entging den Verfolgungen nicht — Verfolgungen, die unablässig fortgesetzt, nichts Geringeres bezweckten, als ihn gewaltsam aus dem Wege zu räumen. So geschah es, daß, als Sarpi am Abend des 5. Oktober 1607 aus dem Senate in sein Kloster zurückkehrte, er in der Nähe desselben von fünf Meuchelmördern angefallen und schwer verwundet wurde. Er erhielt unter anderen mehrere Dolchstiche in beide Backen und sank ohnmächtig nieder. Die Mörder, welche ihn für todt hielten, entflohen und ließen einen gekrümmten Dolch in seinem Gesichte stecken. So lange er in Todesgefahr schwebte, war die ganze Republik in Unruhe über ihn, aus dessen Munde kein Wort der Klage und des Unwillens kam. Nur einmal, als sein Freund und Arzt, Acquapendente, sich entrüstet über den Vorfall aussprach, machte Sarpi eine bittere scherzhafte Bemerkung, die dem „stilo" — dem Stil und zugleich dem Dolche — der römischen Kurie, der ihm die Wunden zugefügt, galt. (Nach Einigen habe er geäußert: omnes arbitrantur stilo romanae curiae factum esse, Andere lassen ihn sagen: il mondo vuole che sia fatto stilo Romanae curiae.) Die Regierung setzte auf die Entdeckung eines jeden in Zukunft auf sein Leben gemachten Anschlages eine große Belohnung aus, und bot ihm einen Wohnort unter obrigkeitlichem Schutze an, gegen den er jedoch durchaus nicht seine Zelle vertauschen wollte. Er ließ sich indessen durch diesen Unfall nicht irre machen, sondern schrieb 1609 auf Befehl des Senats die „Istoria particolare delle cose passate fra il sommo Pontefice Paolo V e la Serenissima Repubblica di Venezia gli anni 1605, 1606 e 1607." Durch diese Schrift fühlte sich auf's Neue der römische Hof sehr bitter gekränkt und neue Plane zu Sarpi's Ermordung wurden vorbereitet. Er sollte des Nachts in seiner Zelle umgebracht werden; allein das Complott wurde entdeckt und Sarpi vom Senat gewarnt, mit Niemand als mit seinen vertrautesten Freunden umzugehen. Jedem Andern war seitdem seine Zelle unzugänglich. Fremde konnten ihn nur im Dogenpalaste sprechen, und wenn ihn seine Geschäfte irgend wohin riefen, so wurde er wie ein Gefangener in einer bedeckten Gondel eingeschlossen. Unerschüttert fuhr er fort, sich den päpstlichen Anmaßungen zu widersetzen, wie die um diese Zeit geschriebenen Tractate „delle materie beneficiarie" (Mirandola 1676) und „de jure asylorum" (Leiden 1622) beweisen. Im erstern zeigt er, daß das Recht, Kirchenpfründen zu vergeben, der weltlichen Obrigkeit zustehe, und im letztern, daß die Freistätten nur zur Rettung der verfolgten Unschuld, nicht zur Sicherung der Verbrecher bestimmt sind. Auch schrieb er einen „Discorso dell' origine, forma, leggi ed uso dell' uffizio dell' inquisizione nella città e nel dominio di Venezia" (Venedig 1639), worin er zeigt, daß dieses Gericht zu Venedig von Rom ganz unabhängig und der weltlichen Obrigkeit unterworfen ist. Im Jahre 1622 arbeitete er an einem mühsamen Verzeichniß und Auszuge aller im geheimen Staatsarchive zu seiner Zeit aufbewahrten Urkunden, als er, am Sonnabend vor Ostern, eben im Archive beschäftigt, von einer Brustkrankheit überfallen wurde, die ihn binnen zehn Monaten langsam verzehrte, ohne jedoch den gewohnten Gang seiner Thätigkeit zu unterbrechen, bis auf die letzte Woche vor seinem Tode. Nachdem Sarpi am letzten Tage seines Lebens einem Abgeordneten des

Senats über öffentliche Angelegenheiten Rath ertheilt, versammelten sich die Brüder beim Eintritt der Nacht um sein Lager. Beim Schlusse des Gebets, welches die Umstehenden sprachen und er still wiederholte, öffnete er noch einmal die Lippen für das Wohl des Vaterlandes. Esto perpetua! (sie — die Republik — dauere ewig!) rief er mit leiser, aber vernehmlicher Stimme, worauf er verschied. Es war der 14. Januar 1623. — Am 17. October 1797 hörte die Republik Venedig auf, zu bestehen, so daß sie das Gebet des Sterbenden um unvergängliche Dauer nicht länger überlebt hat, als 174 Jahre.

Das Werk, welches den Namen Sarpi's verewigt hat, ist seine Geschichte des Tridentinischen Concils, zuerst erschienen 1619 unter dem Titel: „Istoria del Concilio Tridentino, nella quale si scuoprono tutti gli arteficj della corte di Roma, per impedire, che nè la verità di dogmi si palesasse, nè la riforma del Papato e della Chiesa si tentasse, di Pietro Soave Polano." (Der hier angeführte Name ist ein Anagramm von Paolo Sarpi Veneto.) Sieben Jahre nach Eröffnung des Concils geboren, hatte Sarpi am Schlusse desselben das Alter erreicht, wo er bei seiner frühzeitigen Reife an den gesellschaftlichen Gesprächen theilnehmen konnte, deren Inhalt damals fast allgemein jene Verhandlungen waren. Auch stand er, wie oben bemerkt, in naher Verbindung mit einem Manne, welcher ihm vieles mittheilte, was aus den schriftlichen Urkunden allein nicht geschöpft werden konnte. Von den vielen Kirchenversammlungen hatten nur wenige eine wichtigere Aufgabe, als die tridentinische. Es galt, den Klagen vieler Fürsten über ungebührliche Eingriffe der Geistlichkeit für die Zukunft vorzubeugen, den Beschwerden vieler Gemeinden über den Verfall der Zucht und die Verunreinigung der Lehre abzuhelfen, es galt, die edelsten Nationen mit der alten Kirche zu versöhnen und dieser eine Verfassung zu geben und ein Verhältniß zum Staate, wie die fortgeschrittene Bildung laut und dringend forderte. Daß von dem Allen nicht nur nichts geschah, daß es auf mehrere Jahrhunderte vereitelt worden, rührte daher, daß die zu Trident versammelten Väter und die in den Personen ihrer Abgesandten gegenwärtigen Kaiser, Könige und Fürsten an nichts mehr dachten, als an ihren nächsten persönlichen Vortheil. So entstand ein Kampf kleinlicher Leidenschaften, in welchem der Listigste den Sieg davon trug. Diesen Kampf hat Sarpi dargestellt. In seinem Werke herrscht eine Ruhe, Heiterkeit und Milde, ähnlich der, womit ein Naturkundiger Gegenstände seiner Wissenschaft betrachtet, die seine Forschbegierde genugsam reizen, um sie von allen Seiten kennen lernen zu wollen. Am Schlusse der Einleitung, worin er, nach der Weise des Tacitus, doch ohne dessen Schwermuth, eine Uebersicht giebt von dem Ganzen, nennt er jene Versammlung die Iliade seines Jahrhunderts, und etwas von dem Spotte, der unverkennbar in dieser Vergleichung liegt, ist dem ganzen Werke beigemischt. Welchen Werth er demselben beilegte, und welche Dauer er ihm versprach, erhellt aus einer gelegentlichen und, wie es scheint, ganz anspruchlosen Bemerkung. Obgleich, sagt er, die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung in Jedermanns Händen seien, finde er doch aus mehrerrn Ursachen räthlich, Auszüge davon seiner Erzählung einzuverleiben, um so mehr, fügt er hinzu, wenn ich das Mißvergnügen bedenke, das ich empfinde, so oft ich bei'm Xenophon oder Tacitus etwas zu ihrer Zeit sehr bekanntes übergangen finde, was, jetzt zu erfahren unmöglich, mir unbekannt bleibt, woraus ich als Regel folgere, daß ein Buch nie auf ein anderes verweisen dürfe. Die Quellen, die Sarpi benutzt, sind von ihm mit strenger Kritik gesichtet. Seine Darstellung sucht in den Wirrwarr der Erscheinungen Einheit zu bringen und im Labyrinthe der einander kreuzenden Richtungen den Faden nicht zu verlieren. Freiheit der Gesinnung, Milde des Urtheils, Ruhe der Betrachtung treten uns überall entgegen. In dem Drange der Ideen wagt die Sprache sich nicht zu schmücken; nur der Sache dienend, ist sie anspruchslos, schlicht, gefällig, aber scharf.

Sarpi's Werk ist oft gedruckt geworden, zuletzt noch Florenz 1858 (in vier Bänden) nach der ersten londoner Ausgabe und mit der Biographie Sarpi's von Fulgenzio Miconzio. Außer dieser Biographie ist noch eine ausführlichere von dem Venetianer Francesco Griselini (Memorie aneddote spettanti alla vita e studj del sommo Filosofo e Giureconsulto

F. Paolo Servita." Lausanne 1760), die von Lebret in's Deutsche übersetzt ist (1761). Auch von der Geschichte des tridentinischen Concils giebt es einige deutsche Uebersetzungen, von denen die neueste von Winterer (1839—41, vier Bände) bearbeitet ist. Die übrigen geschichtlichen, staats- und kirchenrechtlichen Schriften Sarpi's, sowie seine Briefe sind in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht worden; in der zuerst herausgegebenen von 1687 füllen sie sechs Bände. Größer als die Zahl der gedruckten Schriften ist diejenige der im Manuscripte von Sarpi zurückgelassenen. Im geheimen Staatsarchive zu Venedig befanden sich über 700 ungedruckte Aufsätze von seiner Hand. In der Bibliothek des Servitenklosters wurden fünf Bände Handschriften von ihm aufbewahrt, welche die Geschichte, Politik, Philosophie, Astronomie, Mathematik und Naturlehre betreffen, und nach Griselini's und Foscarini's Versicherung (in seiner „Letteratura Veneziana") große Schätze enthielten. Sarpi pflegte seine wissenschaftlichen Entdeckungen den Freunden mitzutheilen, ohne die geringste Begierde, sie als sein Eigenthum genannt zu sehen. Ohne seine hinterlassenen Papiere, und ohne das Zeugniß seiner Bekannten, würde man kaum wissen, daß er einer der größten Naturforscher, Mathematiker und Philosophen seines Zeitalters war. Sarpi hatte schon früh sich mit den mathematischen und Naturwissenschaften in ihrem weitesten Umfange beschäftigt und diese Studien später in der Muße, die ihm seine öffentlichen Geschäfte übrig ließen, fortgesetzt. So suchte er dem inneren Bau der thierischen Körper durch Zergliederung nachzuforschen. Noch vor seinem 26. Jahre soll er in den Pulsadern gewisse Kläppchen oder Valvulae, durch welche das Blut aus den Pulsadern in die Blutadern übergeht, entdeckt, und daraus auf den Umlauf des Blutes, welcher von den Anatomen bis dahin nur geahnt war, und dessen Mechanismus nachher von William Harvey näher entwickelt wurde, geschlossen haben. Er hat ferner wichtige Beobachtungen über das Sehorgan, und schon 1577 über die Erweiterung und Zusammenziehung der Pupille angestellt. Im Jahre 1591 gerieth ihm des Vieta „Algebra speciosa" in die Hände. Die neuerfundene Buchstabenrechnung erregte seine ganze Aufmerksamkeit, und er bemühte sich mit Erfolg, ihren Lehren Bestimmtheit und systematischen Zusammenhang zu geben, wie ein von ihm mit Anmerkungen begleitetes und in der Bibliothek seines Klosters vorhandenes Exemplar jener Schrift beweist. In einem noch vorhandenen Briefe urtheilt Sarpi übereinstimmend mit den späteren Astronomen über die Natur der Mondflecken; in einem anderen Briefe spricht er von seinen Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel. Sarpi war es auch, der, als Galilei's astronomische Entdeckungen unter seinen Collegen zu Padua viele Gegner fanden, ihn nicht nur in Venedig vertheidigte, sondern der auch die Verdienste jenes großen Mannes durch seinen Briefwechsel in fremden Ländern bekannt machte. Galilei theilte ihm seine Entdeckungen mit, schätzte ihn sehr hoch, nannte ihn „comun padre e maestro" und versicherte, daß man ihn ohne Uebertreibung den größten Mathematiker in Europa nennen könne.

Auch Galilei, der Mann, dessen unsterblichen Ruhm die Geschichte der Wissenschaften verkündigt, der „Vater der neueren Physik," gehört zu den classischen Schriftstellern seiner Nation. Er nannte „die Natur sein bestes Buch," und so wußte er wohl den Einflüssen eines ihr zuwiderlaufenden Geschmackes auch auf literarischem Gebiete kräftig zu widerstehen. Die Meisterschaft dieses Geistes, für dessen Beobachtung kein Gegenstand zu gering war, und welcher abwechselnd unerforschte Bahnen und Sterne am Himmel suchte, ahnete, fand, und der Poesie und Musik mit Eifer huldigte, erstreckte sich auch auf seine zahlreichen Schriften, von denen wir einige besonders berühmte näher bezeichnen werden. Durch sein Streben, die gefundenen Wahrheiten in seiner Muttersprache geistvoll und schön vorzutragen, machte er diese einer Bildung für den philosophischen Vortrag empfänglich und bewährte er diese Tendenz durch glückliche Versuche. Galileo Galilei wurde den 15. Februar 1564 zu Pisa geboren. Seine Fähigkeiten bestimmten den Vater, dessen Namen wir bereits oben bei Erwähnung der ersten Oper genannt haben, ihn für eine wissenschaftlrche Laufbahn vorbereiten zu lassen. Von ihrem Beginne an ist diese Laufbahn eine schwierige und dornenvolle gewesen. Im November 1581 bezog Galilei die Universität zu Pisa — in deren

Vorhalle im Herbste 1839 seine Statue errichtet wurde, — um nach dem Willen seines Vaters Medicin und aristotelische Philosophie zu studiren. Aber das Beispiel seines Lehrers, Jacopo Mazzini, eines Freundes von Torquato Tasso, ermunterte ihn, den aristotelischen Vorschriften nicht blindlings anzuhängen, sondern der Beobachtung und Erfahrung ihr Recht zuzugestehen. Dadurch war die Richtung seines Lebens, sein Wohl und Wehe entschieden, und von dem Tage an, wo (im Dome zu Pisa) die Bewegung einer Lampe über seinem Haupte dem neunzehnjährigen Jünglinge das Gesetz der die Zeit messenden Pendelschwingungen enthüllte, verfolgte sein Geist unaufhaltsam dieselbe Bahn. Im Jahre 1589 wurde er Professor der Mathematik zu Pisa. Er erläuterte die Theorie des Falles schwerer Körper und stieß damit gleich auf hartnäckigen Widerspruch. Er tadelte eine Maschine, welche Don Giovanni de' Medici erfunden hatte, und der Haß ihres Verfertigers vermochte ihm die gelehrte Laufbahn in der Heimath zu versperren, die ihm erst achtzehn Jahre später wieder eröffnet wurde. Er hielt sich nun einige Zeit bei Filippo Salviati, einem vornehmen und gelehrten Florentiner, auf, und wurde durch denselben mit Francesco Sagredo, einem würdigen venezianischen Edelmanne, bekannt, auf dessen Empfehlung er 1592 von dem Senate zu Venedig zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen ward. Beiden Männern hat er dadurch ein Denkmal seiner Dankbarkeit gestiftet, daß er sie in seinem Dialog über die Weltsysteme als redende Personen einführt. Seine Vorlesungen zu Padua wurden mit außerordentlichem Beifall gehört und lockten aus den entferntesten Gegenden Europa's Liebhaber herbei, unter welchen sich auch Gustav Adolf von Schweden befand. Schnell aufeinander folgten die Arbeiten über das Befestigungswesen und die Mechanik, die Erfindung des geometrischen Compasses und, wenn nicht die ursprüngliche Erfindung, doch die augenblickliche Vervollkommnung des Fernrohrs. Von der Republik geehrt, mit dem Bürgerrechte beschenkt, aufgesucht von Gelehrten und Fürsten, widerstand Galilei dennoch nicht der Anziehungskraft der Heimath, als nach der vielbestrittenen Entdeckung der Jupiterstrabanten (7. Januar 1610), welche er dem Großherzoge Cosmo II. zu Ehren die mediceischen Sterne nannte, eine Unterhandlung angeknüpft wurde, die ihm das Mittel bot, in einer Stellung, die ihm zur Fortsetzung seiner Studien alle Freiheit und Muße gewährte, nach Florenz zurückzukehren.

Wo jetzt, in unmittelbarer Nähe des großherzoglichen Palastes, ein Galilei gewidmetes zierliches Bauwerk sich erhebt, eine Tribüne, in welcher seine Marmorbildsäule steht, deren Wandmalereien die Geschichte seines Lebens und seiner Entdeckungen darstellen, wo die Instrumente aufbewahrt werden, die er erfand oder verbesserte, wo man endlich sich umgeben sieht von Erinnerungen an die Männer, welche, ihm nachstrebend, bis auf Alessandro Volta in seinem Vaterlande die Wissenschaft förderten, der er die Bahn brach — dort ward nach schmeichelhaftem Empfange die Mißgunst gegen ihn und der Widerspruch von Jahr zu Jahr lauter und heftiger. Beim Erscheinen seiner hydrostatischen Untersuchungen begann der Streit, der nach der Bekanntmachung der Arbeit über die Sonnenflecken heftiger entflammte. Es war ein ungleicher Kampf, und längst und mit Recht vergessen sind die Namen derer, die gegen Galilei in die Schranken traten. Jene Streitigkeiten aber waren nur ein Vorspiel zu dem Kriege, welchen die Forschungen über das copernikanische Weltsystem zum Ausbruch kommen ließen, einem Kriege, welchen von dem naturwissenschaftlichen auf das theologische Gebiet hinüberzuspielen, der Arglist der Gegner nur zu gut gelang.

Galilei hatte sich in seinen Briefen über die Sonnenflecken (1613) für das copernikanische System als für eine ausgemachte Wahrheit erklärt. Da seine Gegner behaupteten, daß die neue Lehre das Ansehen der heiligen Schrift schwäche, so begab er sich im Anfange des Jahres 1616 wiederholt freiwillig nach Rom, um die Verläumdungen, welche, wie er sich ausdrückt, seine drei größten Feinde, die Unwissenheit, der Neid und die Bosheit wider ihn ausgestreut hatten, zu vernichten. Man ließ in Rom seinem Charakter und seinen Absichten Gerechtigkeit wiederfahren und begnügte sich mit der ihm abgeforderten Erklärung, daß er sein System nicht weiter, weder mündlich noch schriftlich, behaupten wolle.

Nicht zufrieden damit, suchte er bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken. Allein die geistlichen Gegner waren zu mächtig, und er sah sich in Gefahr, vor das Inquisitionsgericht geladen zu werden, als ihn der Großherzog nach Florenz zurückrief. Im Jahre 1618 gab ihm die Erscheinung dreier Kometen Veranlassung, allgemeine Betrachtungen über diese Körper niederzuschreiben und sie seinen Freunden mitzutheilen. Einer seiner Schüler, Mario Guiducci, verfaßte eine weitläuftigere Abhandlung, die er 1619 drucken ließ und mit einer scharfen Beurtheilung einer Schrift des Jesuiten Grassi über denselben Gegenstand der florentinischen Akademie vorlegte. Hierüber aufgebracht, schrieb der Jesuit unter dem angenommenen Namen Lotario Sarsi ein beißendes Pamphlet unter dem Titel „Libra astronomica e filosofica" gegen Galilei, den er für den Verfasser der Abhandlung des Guiducci hielt. Galilei antwortete ihm in seinem „Saggiatore, nel quale si ponderano le cose contenute nella libra astronomica e filosofica di Lotario Sarsi Sigensano" (Rom 1623), einem polemischen Meisterwerke, welches für eine der besten Streitschriften in italiänischer Sprache gilt. Galilei machte seinen Gegner lächerlich und zog sich dadurch die Feindschaft der Jesuiten zu. Um dieselbe Zeit arbeitete er sein berühmtes Werk, die „Gespräche über die ptolemäische und copernikanische Weltordnung," aus. Da es ihm zu Rom verboten war, diesen Gegenstand seiner Ueberzeugung gemäß abzuhandeln, so bediente er sich des Kunstgriffes, drei Personen redend einzuführen, von denen die eine (Salviati) das copernikanische System mit allen ersinnlichen Gründen vertheidigt, die zweite (Simplicio) dem ptolemäischen das Wort redet und die dritte (Sagredo) Beider Gründe dergestalt gegen einander abwägt, daß die Sache problematisch bleibt. Man sieht indessen bald, für welche Meinung sich Galilei erklärt, indem die dem Salviati in den Mund gelegten Gründe weit bündiger sind, als die seines Gegners, der mit seinen scholastischen Grillen meistens eine lächerliche Rolle spielt. Um seine Absicht noch mehr zu verhüllen, sagt er in der Vorrede, daß er sein Werk geschrieben habe, um den Ausländern zu beweisen, daß man die Gründe für das copernikanische System in Italien so gut als anderswo kenne, obgleich es die Kirche, zur Verhütung alles Aergernisses, durch ein heilsames Edict verboten habe. Dieses Werk, in welchem die größte Eleganz und Präcision des Stils mit dem strengsten und zugleich faßlichsten Vortrage gepaart ist, besteht aus vier Gesprächen, in deren erstem von dem Monde, während in dem zweiten von der täglichen Bewegung der Erde, in dem dritten von ihrer jährlichen Bewegung und in dem vierten von der Ebbe und Fluth die Rede ist. Galilei begab sich 1630 nach Rom, um sein Manuscript der päpstlichen Censur zu unterwerfen, und es gelang ihm, besonders durch die Verwendung seines ehemaligen Schülers und Freundes, des päpstlichen Secretairs Ciampoli, das Imprimatur des Padre del sacro Palazzo oder obersten Büchercensors zu erhalten. Nachdem er es auch zu Florenz von den Behörden hatte censiren lassen, gab er es daselbst, ohne etwas Arges zu ahnen, im Januar 1632 unter dem Titel: „Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si discorre de' due massimi sistemi Tolemaico e Copernicano" heraus.

Kaum war das Buch erschienen, so erhob sich in der gelehrten Welt ein ungewöhnlicher Beifallssturm. Aber in demselben Maße erstanden auch die Widersacher: alte Abneigung, Neid wegen so bedeutender Erfolge, bornirte Speculation vereinigten sich, in diesem entscheidenden Moment den letzten Streich gegen die philosophischen und naturwissenschaftlichen Neuerungen zu führen. Man gewann den Papst Urban III., der früher als Cardinal Maffeo Barberini sich Galilei äußerst geneigt erwiesen, der, als er bereits auf dem päpstlichen Stuhle saß, noch am 8. Juni 1624 an den Großherzog über Galilei geschrieben hatte: „Seit langer Zeit umfassen Wir mit väterlicher Zuneigung einen Mann, dessen Ruhm am Himmel leuchtet und die Erde durchwandert, denn Wir haben in ihm nicht nur den Glanz der Wissenschaften erkannt, sondern auch seine aufrichtige Frömmigkeit, und wissen ihn ausgezeichnet in den Fächern, die sich Unserem päpstlichen Wohlwollen leicht empfehlen" — denselben Papst, der dies geschrieben, gewann man gegen Galilei in solchem Grade, daß sein Günstling und Secretair, der vorhin genannte Ciampoli, welcher

seinen alten Lehrer vertheidigte, darüber in völlige Ungnade fiel und aus Rom entfernt ward, während Riccardi — der oberste Büchercensor — seiner Stelle als Padre Maestro enthoben wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man Urban glauben machte, der Verfasser des Dialogs habe ihn selbst unter der Maske des Simplicio lächerlich zu machen gewagt, eine Verläumdung, zu welcher Galilei wohl einen Vorwand geboten hatte, indem er diesem Interlocutor unvorsichtig mehrere Gründe für die Wahrheit des ptolemäischen Systems in den Mund legte, deren Urban sich in der Unterredung mit ihm bedient hatte. Hierin, nicht in dem angeblichen Ungehorsam Galilei's gegen das Verbot vom Jahre 1616, ist der Grund des Verfahrens zu suchen. Eine Commission zur Prüfung des Buches wurde in Rom niedergesetzt; sie bestand aus Theologen und in den Wissenschaften erfahrenen Männern, von denen freilich nicht vorausgesetzt werden kann, daß sie günstig für den Autor gestimmt waren. Gerüchte der bedrohlichsten Art gelangten nach Florenz: nicht nur Galilei's zahlreiche Freunde wurden dadurch beunruhigt, sondern auch der erst zweiundzwanzigjährige Großherzog Ferdinand II., welcher, der Nachfolger Cosmo's II., das Wohlwollen für Galilei von seinem Vater geerbt zu haben schien. Vergeblich jedoch waren seine Verwendungen für Galilei beim Papste. Dieser verordnete selbst in einer Sitzung der Congregation des Sant' Uffizio (des Inquisitionstribunals), man solle dem Inquisitor in Florenz den Befehl ertheilen, Galilei nach Rom vorzuladen. Am 1. October 1632 erhielt dieser die Vorladung. Er unterließ nichts, was dazu dienen konnte, den verhängnißvollen Befehl rückgängig zu machen. In vieler Beziehung interessant ist ein Brief, den Galilei aus Florenz am 13. October wahrscheinlich an den Cardinal Antonio Barberini, einen Bruder des Papstes, geschrieben, und den wir hier mittheilen:*)

„Daß mein vor Kurzem bekannt gemachter Dialog Widersacher finden würde, dies sahen, wie Eure Eminenz mir glauben wollen, alle meine Freunde mit mir voraus, indem die Aufnahme meiner früheren durch den Druck verbreiteten Bücher es ahnen ließ, und dies das allgemeine Loos der Meinungen zu sein scheint, welche von den bisherigen gewohnten Lehren auf irgend eine Weise abweichen. Daß aber der Haß Einzelner gegen mich und meine Schriften, bloß weil sie den Glanz der ihrigen zum Theil in Schatten stellen, auf die Gemüther verehrter Vorgesetzten den Eindruck machen würde, als wäre mein Werk des Lichtes unwürdig, war mir in Wahrheit unerwartet: so daß der vor zwei Monaten dem Drucker und mir ertheilte Befehl, keine Abdrücke mehr auszugeben, mir schwer auf's Herz fiel. Eine große Erleichterung gewährte mir indeß die Reinheit meines Gewissens, welche mich zu dem Glauben ermuthigte, daß die Erläuterung meiner Absicht mir ohne Mühe gelingen müsse. Und ich wünschte und hoffte, man werde mir Gelegenheit geben, mich auszusprechen, und hielt mich zu gleicher Zeit überzeugt, meine Demuth, Ehrerbietung, Unterwürfigkeit und Anheimgebung aller meiner Gedanken würden hinreichen, die Obern zu überzeugen, daß meine Bereitwilligkeit zu gehorchen sie sicherstellte, daß ich auf den geringsten Wink nicht bloß nach Rom, sondern an's Ende der Welt mich begeben würde. Unter diesen Umständen kann ich nicht verhehlen, daß der mir vor Kurzem im Namen der Congregation des Sant' Uffizio zugegangene Befehl, innerhalb des laufenden Monats vor diesem Tribunal zu erscheinen, eine Quelle tiefer Betrübniß gewesen ist. Denn ich kann nicht umhin zu bedenken, daß die Früchte meiner vieljährigen Studien und Anstrengungen, welche ehedem meinem Namen einen nicht schlimmen Klang bei den Gelehrten der ganzen Welt verliehen, jetzt in Anschuldigungen meines guten Rufes sich verwandelt haben, indem sie meinen Widersachern Grund geben, gegen meine Freunde aufzustehen, und nicht etwa meinem Lob, sondern meiner Rechtfertigung den Mund zu schließen durch den Einwurf, daß ich am Ende eine Vorladung der Inquisition verdient habe: ein Verfahren, welches nur gegen solche angewandt wird, die sich schwerer Sünden schuldig gemacht haben. Dies betrübt mich so, daß ich die Zeit verwünsche, welche ich auf diese Studien verwandt, durch die ich mich über den täglich betretenen Pfad der Wissenschaft einigermaßen erheben

*) Nach A. v. Reumont's „Galilei und Rom" in seinen „Beiträgen zur ital. Gesch." Bd. I.

zu können wünschte und hoffte: Ich bereue nicht nur, der Welt einen Theil meiner Arbeiten mitgetheilt zu haben, sondern verspüre Lust, das mir noch in Händen Gebliebene zu unterdrücken und den Flammen zu übergeben und so ganz die Wünsche meiner Feinde zu erfüllen, denen meine Gedanken so sehr zur Last sind.

„Dieses, Eminenz, ist die Betrübniß, welche mich ohne Rast verfolgt, welche, da sie die Last von siebzig Jahren und manchen körperlichen Leiden noch durch beständige Schlaflosigkeit vermehrt, mich bei'm Antritt einer langen und durch besondere Uebelstände beschwerlichen Reise vergewissert, daß ich nicht lebend das Ziel erreichen werde. Von dem uns Allen innewohnenden Verlangen der Selbsterhaltung gedrängt, habe ich daher gewagt, die Verwendung Eurer Eminenz anzurufen, ermuthigt durch die unaussprechliche Güte, welche Jeder und ich selbst durch öftere Erfahrung erprobt. Ich bitte Sie also, mir die Gnade zu erzeigen, diesen weisen Vätern meinen gegenwärtigen bedauernswerthen Zustand vorzustellen, nicht zu dem Zwecke, einer Rechnungslegung über meine Handlungen zu entgehen, welche ich im Gegentheil sehnlich wünsche, da ich überzeugt bin, dabei nur gewinnen zu können: sondern bloß damit das Gehorsamen mir erleichtert und mir Vertrauen geschenkt werde. Der Weisheit der ehrwürdigen Herren Cardinäle wird es nicht an Mitteln fehlen, auch durch Güte ihren Zweck zu erreichen. Mir schweben in diesem Augenblick zwei Wege vor. Der eine ist, daß ich bereit bin, mit dem genauesten Detail und der größten Gewissenhaftigkeit den ganzen Zusammenhang der von mir seit dem Tage, wo der Streit über das Buch des Nicolaus Copernikus und sein erneuertes System begann, gesagten, geschriebenen und gewirkten Dinge schriftlich aufzusetzen, worin ich so gewiß bin, die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung und meine reine und eifrige Zuneigung zur heiligen Kirche und ihrem obersten Lenker an den Tag zu legen, daß Niemand, der leidenschaftslos und urtheilsfrei ist, in Abrede stellen wird, daß ich so katholisch und fromm verfahren bin, wie keiner von den Vätern, die man mit heiligem Namrn bezeichnet, mehr zu thun im Stande gewesen wäre. Ich besitze alle Schriften, die ich über diesen Gegenstand hier und in Rom aufsetzte, und welche, ich wiederhole es, Jeden überzeugen werden, daß ich nur deshalb an dieser Streitfrage theilgenommen habe, um meinen Eifer für die heilige Kirche zu zeigen und ihren Dienern die Resultate vorzulegen, die aus langen Studien geschöpft, und deren der Eine und Andere von ihnen, als unklarer und dem gewöhnlichen Kreise ihrer Thätigkeit fernliegender Dinge, bedürftig sein konnte. Ich bin überzeugt, daß es mir leicht werden wird zu zeigen, wie bei diesem Vorhaben die hier und dort in den Büchern der Kirchenväter niedergelegten Ansichten und Urtheile mir eine wirksame Aufforderung waren, und wie endlich die letzte Bestätigung solchen Entschlusses mir durch Anhörung einer kurzen aber heiligen und bewunderungswürdigen Rede ward, welche wie ein Echo des heiligen Geistes unerwartet aus dem Munde eines durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten, durch Heiligkeit des Lebens ehrwürdigen Mannes kam. Dieser Ausspruch war ein solcher, daß er in weniger denn zehn mit der geistvollsten Feinheit aneinander gereihten Worten in sich enthielt, was in langen Auseinandersetzungen in den Büchern der heiligen Väter zerstreut sich findet. Ich verschweige für jetzt diesen bewunderungswürdigen Ausspruch und den Namen seines Urhebers, da es mir sowohl vorsichtig wie passend erscheint, Niemand in die gegenwärtige Angelegenheit hineinzuziehen, in welcher bloß meine Person in Betracht kommt.

„Gelingt es mir, solche Gunst zu erlangen, o wie zuversichtlich hoffe ich dann, daß meine Unschuld von diesen weisen und gerechten Vätern erkannt und bezeugt werden wird, und daß sie über die Kunstgriffe Jener sich wundern werden, welche nicht durch Gottesfurcht bewogen, sondern durch Haß, nicht etwa wider diese oder jene Meinung, sonder gegen meine Person verblendet und angetrieben wurden, den ersten Stein aufzuheben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Bitte, die mir so billig scheint, mir abgeschlagen werden werde, um so mehr, als deren Gewährung nicht hindert, den bereits versuchten Weg auf's neue einzuschlagen. Und wer würde mir diese schriftliche Audienz verweigern, wer würde mich nicht lieber einer aus den erwähnten Gründen für meine Schwäche unübersteiglichen Anstrengung entheben, wenn ich ihm versichere, daß er, nach Anhörung meiner Vertheidigung,

mit meinem Zustande Mitleid fühlen und die Qual, welche ich in Folge der, ich fürchte, absichtlich unwahren Beschuldigungen Anderer getragen, ihm eine überschwengliche Strafe für mein Vergehen scheinen wird, wenn ja der Schatten eines Vergehens da ist? Sollte meine Vertheidigungsschrift nicht in Hinsicht aller mir zur Last gelegten Punkte vollkommen genügen, so kann man mir die einzelnen Schwierigkeiten bezeichnen, auf welche ich nicht verfehlen werde zu antworten, was Gott mir eingeben wird. Ich besorge aber, daß meine Widersacher nicht mit gleicher Bereitwilligkeit sich einfinden werden, wenn es darauf ankommt, zu Papier zu geben, was sie vielleicht mündlich und ad aures gegen mich ausgesprochen haben, wie ich mich anbiete, meine Vertheidigung schriftlich zu führen. Will man aber endlich meine geschriebene Rechtfertigung nicht annehmen, sondern besteht darauf, dieselbe mündlich zu haben, so sind hier Inquisitor, Nuntius, Erzbischof und andere hohe geistliche Beamten, denen auf jeden Ruf mich zu stellen ich völlig bereit bin. Denn mir scheint, daß noch wichtigere Dinge vor solchen Gerichtshöfen verhandelt werden. Andererseits ist's nicht wahrscheinlich, daß unter den wachsamen und scharfblickenden Augen derer, welche mein Buch durchsahen, mit ausgedehnter Machtvollkommenheit nach ihrem Gutdünken wegzulassen, hinzuzufügen und zu ändern, Irrthümer hätten unbemerkt stehen bleiben können, von solcher Wichtigkeit, daß ihre Verbesserung oder Bestrafung die Befugnisse der Obern in dieser Stadt übersteigen dürfte. Dies, Eminenz, sind meine Vorschläge, um mein Leben zu retten und zugleich dem erlauchten geistlichen Gerichtshof Genugthuung zu verschaffen: Eure Eminenz bitte ich nun, dieselben vorzulegen und mich zu entschuldigen, wenn ich aus Unwissenheit irgend einen Irrthum begangen habe. Endlich aber, wenn weder mein hohes Alter, noch meine vielen körperlichen Gebrechen, noch Betrübniß und Kummer, noch die Beschwerden einer unter den gegenwärtigen Umständen langen und ermüdenden Reise, von diesem hohen und heiligen Gerichtshof hinreichend erachtet werden, irgend einen Erlaß oder mindestens Aufschub zu erlangen, so werde ich die Reise antreten, den Gehorsam höher achtend, denn das Leben."

Galilei's und seiner Freunde Bemühungen, ihm die Reise nach Rom zu ersparen, waren fruchtlos. Am 11. Januar 1633 erhielt er einen geschärften Befehl, unverzüglich zu erscheinen; den 20. reiste er von Florenz ab und 25 Tage später traf er in Rom ein. Anfangs wohnte er dort im Palast seines Großherzogs, dem Gesandtschaftsgebäude; als aber die Untersuchung vorwärts schritt, brachte man ihn nach dem bei St. Peter gelegenen Inquisitionsgebäude. Der florentinische Gesandte meldete dies am 16. April mit der Bemerkung, daß man dem Gefangenen mit Excommunication gedroht zu haben scheine, wenn er das Geheimniß der Vorgänge verrathe. Am 12. April war Galilei zum erstenmal vor dem Pater Commissar des Sant' Uffizio erschienen, am 30. desselben Monats fand ein zweites, am 10. Mai ein drittes Verhör statt. In der vierten Sitzung, am 21. Juni erfolgte die Verurtheilung. Galilei mußte knieend seine Meinung abschwören, die für falsch, unsinnig, ketzerisch und der Schrift zuwider erklärt wurde, und mußte versprechen, nie über den Gegenstand zu schreiben. („Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses" lautete die Abschwörungsformel.) Man hat in neuester Zeit nachzuweisen versucht, daß Galilei nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, die Strafe der Folter erduldet habe*). Aber dieser hohe, kühne und stolze Geist erduldete hundertmal vor, während und nach der Untersuchung die moralische Folter, schlimmer als die, welche der Henkerknecht an seinen schwachen Gliedern auszuüben vermocht hätte. Er mußte das einräumen, wogegen sein besseres Wissen sich sträubte; er mußte das verneinen, wovon er überzeugt war; er sah das Gebiet der Kirche und das der Wissenschaft auf unheilvolle Weise mit einander verwechselt, er sah sich selbst noch bis an sein Lebensende in der Macht seiner Gegner, durch ein Verdammungsurtheil vor der Welt stygmatisirt, auf jede mögliche Weise in seinen Arbeiten gehindert. Das berühmte „E pur si muove!" („Und sie — die Erde — bewegt sich doch!") beruht auf einer Tradition — Reumont nennt sie eine unwahrscheinliche

*) Vergl. A. v. Reumont in dem vorhergenannten Aufsatze seiner „Beiträge rc."

ja unmögliche —: aber diese Tradition spricht in wenigen Silben des Mannes innersten Seelenzustand aus. Die Kerkerstrafe, die er noch einige Monate nach seiner Verurtheilung im römischen Inquisitionsgefängnisse erlitt, wurde anfangs in eine Verweisung in den erzbischöflichen Palast zu Siena verwandelt; bald nachher, am 9. December 1633, erhielt er die Erlaubniß, sich nach seiner Villa zu Arcetri bei Florenz — wir kennen diesen Ort bereits aus den Mittheilungen über Guicciardini — zu begeben. In diesem Gefängnisse, wie Galilei sich in mehreren Briefen ausdrückt, verlebte er seine letzten Jahre hauptsächlich mit dem Studium der Mechanik beschäftigt. Früchte dieses Studiums waren die beiden wichtigen Werke: „Della scienza meccanica e delle utilita che si traggono dagl' istromenti di quella", (Paris, 1634) und „Discorsi e dimostrazioni matematiche intorno a due nuove scienze attenenti alla meccanica ed a' movimenti locali," (Leiden, 1638), in denen er die Gesetze der Bewegung lehrte, welche die Grundlage der neueren Physik bilden.

Der Greis blieb bis an seinen Tod in der Verbannung und unter dem Drucke der Sentenz der Inquisition. Die Härte gegen ihn, im Vergleich mit welcher die Behandlung während des Prozesses selber doppelt milde erscheint, ließ nicht nach. Der Herausgabe seiner Werke, älterer und neuer, wurden alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, Sein Umgang ward auf's engste beschränkt: man suchte ihn von der Welt abzuschließen. Im Sommer 1836 erhielt er die Erlaubniß, sich nach Florenz bringen zu lassen, um in schwerer Krankheit Hilfe zu suchen: seit dem Ende des vorhergehenden Jahres war er gänzlich erblindet. Der Großherzog Ferdinand, der ihn schätzte und bewunderte, hatte nicht die Kraft und Beständigkeit genug, die unwürdigen Fesseln zu zerbrechen, in denen dieser edle Geist schmachtete, dessen einziger Trost in der täglich sich mehrenden Zustimmung und freudigen Anerkennung der Gelehrten Europa's und in den Tröstungen der Freundschaft lag. Ein Glück für ihn, daß er noch in den letzten Lebensjahren Schüler bilden konnte, wie Vincenzo Viviani und Evangelista Toricelli, der Eine Vorläufer, der Andere Mitbegründer jener weltberühmten Accademia del Cimento, welche fünfzehn Jahre nach Galilei's Tod unter dem Patronat und Vorsitz des Prinzen Leopold von Medici, des Bruders von Großherzog, erblühte und ihrer kurzen Dauer ungeachtet einen Einfluß geübt und einen Namen hinterlassen hat, die sie in den Annalen Toscana's wie in der Geschichte der Wissenschaft unvergeßlich machen*).

Galilei starb zu Arceti den 8. Januar 1642 in den Armen seines Schülers Viviani, der in der letzten langwierigen Krankheit des Greises nicht von dessen Seite gewichen war, und der seinen Namen später gewöhnlich mit dem Zusatz: letzter Schüler Galilei's unterzeichnete. Die Gebeine des großen Florentiners — dem letzten von den Großen, die wir

---

*) Bis zum Jahr 1657 hatten der Großherzog Ferdinand und der Prinz Leopold, Beide Schüler des Galilei und Beide feurige Liebhaber der Naturkunde, ihre eigenen Laboratorien, wo sie in Gesellschaft geschickter Mathematiker und Physiker, die sie an ihren Hof gezogen hatten, eines Toricelli, Viviani, Borelli, Versuche anstellten. In dem gedachten Jahre aber vereinigten sich Beide, und stifteten die Accademia del Cimento, welche das Vorbild der nicht lange nachher entstandenen Pariser und Londoner Akademieen geworden ist. Der Großherzog überließ sie der Direction seines Bruders, bestritt aber den größten Theil der Kosten und versammelte sie oft in seinen Zimmern. Die Mitglieder dieser Akademie, Vincenzo Viviani, Alfonso Borelli, Carlo Rinaldini, Alessandro Marsili, Antonio d'Oliva, Candido und Paolo del Buono und der Graf Magalotti, größtentheils der Kern der Schule des Galilei, arbeiteten mit vereinten Kräften, nicht nur der Natur auf ihren geheimsten Wegen nachzuspüren, sondern auch die Entdeckungen anderer Naturforscher durch strenge Versuche zu prüfen und zu berichtigen. Zu diesem Zweck unterhielten sie einen ausgedehnten Briefwechsel mit den Naturforschern des Auslandes, einem Huyghens, Thevenot, Bouillaud, John Wallis, Hevelius und Andern, und ließen unbekannte Pflanzen, Sämereien, Steine Thiere, u. s. w. zur nähern Untersuchung aus allen Gegenden der Erde herbeischaffen. Ihre Versuche und Entdeckungen wurden 1667 unter dem Titel „Saggi di naturali esperienze" auf Kosten des Prinzen Leopold zum Druck befördert und erschienen später in mehreren italiänischen Ausgaben und Uebersetzungen. Die Akademie bestand nicht länger als zehn Jahre. Der Prinz Leopold opferte sie 1667 dem Cardinalshute auf, denn diese Beförderung nöthigte ihn der Naturlehre zu entsagen, die als eine Feindin der Religion angesehen wurde. Auch trug der Austritt dreier ihrer thätigsten und geschicktesten Mitglieder, Borelli's, Oliva's und Rinaldini's, nicht wenig zu ihrer Auflösung bei.

in unserer Darstellung zu erwähnen haben — wurden in der Kirche Santa Croce zu Florenz beigesetzt, wo ihm in Jahre 1737 neben dem Denkmale Michel Angelo's ein prächtiges Denkmal errichtet wurde. — Galilei war klein von Gestalt, seine Gesichtsbildung fand man einnehmend, seinen Umgang munter. Selten und nur mit seinen vertrautesten Freunden sprach er von Mathematik und Philosophie. Er liebte, wie schon bemerkt, die Musik, die Zeichenkunst und die Poesie, und fand oft im Schooße dieser Künste, so wie in seinem selbst bestellten Garten, Erholung von seinen Geistesarbeiten und eine Freistätte gegen die Verfolgungen der Unwissenheit und des Neides. Den Orlando Furioso und die Satiren des Ariosto kannte er auswendig und hörte es nicht gern, wenn man mit demselben den Tasso verglich. Salvini hat in seinen Fasti consolari drei Sonette von ihm herausgegeben. Sein Stil, besonders wenn er seine Muttersprache redet, ist bündig, natürlich und fließend, besonders sein Briefstil, der mit Recht bei den Italiänern in hoher Achtung steht. Außer den von uns angeführten und mehreren anderen während der Lebenszeit Galilei's und nach seinem Tode gedruckten Schriften hat er eine große Zahl handschriftlicher Werke zurückgelassen, die im Laufe der Zeit überall hin zerstreut wurden. Die einen wanderten in die Bibliotheken, andere geriethen selbst in die Hände von Victualienhändlern. Erst im Jahre 1840 ließ der Großherzog Leopold II. von Toscana Alles, was von diesen Handschriften vorhanden war, sammeln. Als bei Gelegenheit der florentinischen Gelehrtenversammlung im September 1841 in dem Gebäude des naturwissenschaftlichen Museums die Feier der Eröffnung und Einweihung der schon erwähnten Galilei-Tribüne stattfand, wurde auch eine vollständige Ausgabe der Werke des großen Naturforschers angekündigt. 1842 erschien der erste, 1856 der 15. und letzte Band der sämmtlichen Werke Galilei's („Opere di Galileo Galilei, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscritti Palatini" 1842—1856). Die Herausgabe ist von Professor Eugenio Albéri besorgt. Der Inhalt vertheilt sich derart, daß 5 Bände die astronomischen, 4 die physikalisch-mathematischen Schriften, 5 die Correspondenzen und der letzte Band die literarischen Arbeiten bringen, darunter zwei Vorlesungen über die Gestalt der Lage von Dante's Hölle, Verbesserungen zum „Rasenden Roland," die insofern nicht ohne Interesse sind, als sie von Galilei's feinem Geschmacke giltiges Zeugniß ablegen, endlich die von uns bereits in dem Abschnitte über Tasso angeführten Betrachtungen über das „Befreite Jerusalem."

Nicht vereinzelt stehen in jener Zeit Sarpi und Galilei als Märtyrer ihres Wissens und Handelns da. Wir haben bereits bei Erwähnung des unbedeutenderen Pallavicino die Wahrscheinlichkeit angedeutet, daß auch er wegen seiner Ketzereien der Glaubenswuth zum Opfer gefallen; wir könnten ihm viele mehr oder minder berühmte Namen von Zeitgenossen anreihen, deren Tod ihnen ein Märtyrerthum gegeben. Für unsere Darstellung kommen nur noch einige in Betracht, Namen, die allerdings mehr dem theologisch-philosophischen als dem ausschließlich literarischen Gebiete angehören. Ein Sarpi und ein Galilei, die nur in einzelnen Dingen von dem herrschenden geistlichen Systeme abwichen und Ansichten aufstellten, aus welchen auf eine Verschiedenheit von demselben geschlossen werden konnte, wurden den härtesten Verfolgungen preisgegeben; wie erging es erst Solchen, die sich unumwunden gegen die Hierarchie erklärten! Ehe wir von ihnen näher sprechen, mögen hier die im Eingange zu diesem Abschnitte gegebenen Andeutungen noch weiter ausgeführt werden. Die politische Macht des Pontificats war seit dem Tode Paul's III. (1549) sehr gesunken, aber die geistliche Macht desselben hatte sich durch das tridentiner Concil und die neuen im 16. Jahrhundert entstandenen Orden, namentlich die Jesuiten, sehr gehoben. Die reformatorischen Richtungen im Sinne des Protestantismus, welche eine Zeitlang sehr um sich griffen, waren durch diese Orden und durch die mit der rücksichtslosesten Strenge waltende Inquisition fast gänzlich unterdrückt worden. Von politischer Selbstständigkeit war kaum die Rede mehr, seit unter Kaiser Carl V. die Spanier sich in Neapel wie in der Lombardei festgesetzt hatten. Bisweilen fiel es noch einem Papste ein, seinen eigenen Weg gehen zu wollen, was unter andern Paul IV. (Carafa) sehr übel bekam; bisweilen stützte sich einer der italiänischen

Fürsten auf Frankreich und erregte dadurch neuen Krieg, dessen Schauplatz regelmäßig das vielgeplagte Ober-Italien, Piemont und Lombardei war: aber für Italiens größere Freiheit (nimmt man das Wort auch nur im Sinne der Befreiung von der spanischen Herrschaft) kam wenig oder gar nichts dabei heraus. Auch in geistiger Beziehung war es nicht mehr die schöne Zeit. Dieschwülstige Marinische Poesie schmeichelte dem verdorbenen, in Ueppigkeit und Sinnenrausch befangenen Geschmack aus demselben Grunde, welcher Maderno's, Bernini's und Borromini's Kunst in diesem 17. Jahrhunderte den Sieg verschaffte. In keinem Zeitraume vielleicht ist Dante's Divina Commedia weniger beachtet worden. Die Wissenschaften, die exacten namentlich, machten Fortschritte, aber auch sie stießen überall auf Hemmnisse, seit im Jahre 1570, durch die römischen Maßregeln in Betreff der Censur und des Buchhandels die größten, ja unerhörte Beschränkungen der freien Entwickelung wie der Aeußerung des Gedankens in den Weg traten. Das Papstthum wurde durch eine in dem Mittelpunkte seiner Macht entstandene oppositionelle Bewegung zu verdoppelter Wachsamkeit angespornt. Die Herzogin von Ferrara, eine französische Prinzessin und Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, war dem neuen Glauben zugethan, und Calvin hatte eine Zeit lang an ihrem Hofe eine Zuflucht gefunden. In Neapel, Siena, Vicenza und Venedig hatten sich geheime Gesellschaften gebildet, welche über die von Luther und Calvin unternommenen Reformen weit hinausgehend, zu dem Katholizismus in einen noch schärferen Gegensatz getreten waren. Aber nicht nur Grundsätze und Meinungen, welche, wie diese, unmittelbar gegen das Dasein der Hierarchie gerichtet waren, sondern überhaupt jede geistige Richtung, welche nicht von der kirchlichen Tradition ausging und mit ihr auf dasselbe Ziel hinsteuerte, wurde als gefährlich betrachtet, verfolgt und an ihren Urhebern gerächt. — Manche der eigenthümlichsten und tiefsten Denker Italiens neigten sich zum Pantheismus hin. Ohne die Reformation würde diese Richtung die feindliche Aufmerksamkeit der geistlichen und weltlichen Macht wahrscheinlich nicht in demselben Grade, wie es geschah, auf sich gezogen haben. Obgleich zwischen diesen Philosophen, welche sich von dem Christenthum ganz losgesagt hatten, und den Reformatoren, welche dasselbe nur gereinigt, aber nicht aufgehoben wissen wollten, keine innere oder äußere Verwandtschaft bestand, so wurden doch beide von den Anhängern des alten Glaubens auf dieselbe Linie gestellt, da ihnen die Abneigung gegen die Hierarchie, wenn auch aus verschiedenen Gründen, gemeinsam war. Die Furcht, welche die gewaltige in Deutschland beginnende Erhebung, die sich auf die Theilnahme der Fürsten und die Begeisterung des Volkes stützte, dem herrschenden System einflößte, machte dieses auch gegen die Angriffe der von Italien ausgehenden Opposition unerbittlich, welche nicht von dem Beifall des Volkes getragen wurde, vielmehr nur auf sich selbst gewiesen war und einzig mit geistigen Waffen kämpfte. Giordano Bruno, einer der originellsten Denker der neueren Zeit, wurde wegen seiner pantheistischen Meinungen zur Flucht aus Italien gezwungen, nach seiner heimlichen Rückkehr gefangen gesetzt und in Rom lebendig verbrannt (1600). Cäsar Vanini erlitt wegen seiner Angriffe auf das kirchliche Lehrgebäude ein ähnliches Schicksal. Er war in seinem Vaterlande verfolgt, nach Toulouse entflohen, wo ihn die Geistlichkeit vor dem dortigen Parlament anklagte. Es wurde ihm die Zunge ausgeschnitten, er selbst wurde dann erdrosselt, und der Leichnam verbrannt (1619). Thomas Campanella, wie Bruno Dominicanermönch, der sich in den damals üblichen theologischen und philosophischen Disputatorien durch Ueberlegenheit des Geistes und der Kenntnisse seinen orthodoxen Gegnern furchtbar gemacht hatte, wurde fünfundzwanzig Jahre lang gefangen g halten, siebenmal der Folter unterworfen und starb in der Verbannung in Paris (1639).

Die drei zuletzt genannten Märtyrer waren Neapolitaner von Geburt.*) Giordano Bruno gehört mit seinen Schriften in's 16. Jahrhundert, um dessen Mitte er zu

*) Vanini hat seine Schriften in lateinischer Sprache verfaßt. 1586 zu Taurosano geboren, legte er sich selbst statt seines Vornamens Lucilio die Namen Julius Cäsar bei. Er ist nur 34 Jahr alt geworden. Ohne seinen gewaltsamen Tod würde sich sein Andenken kaum erhalten haben, da seinen Schriften niemals ein sehr großer Werth beigelegt wurde. Weil aber das Parlament von Toulouse den in den Mauern dieser Stadt als Gast lebenden Gelehrten einkerkern ließ, ihn wegen

Nola geboren wurde. (Daher sein latinisirter Name: Jordanus Brunus Nolanus.) Seitdem er als Mönch in ein Dominicanerkloster eingetreten war, begannen die Verfolgungen gegen ihn, die ihn an keinem der vielen Orte, wo er sich nach und nach aufhielt, lange verweilen ließen. Wir finden ihn, nach seiner Flucht aus dem Kloster und dem Vaterlande, zuerst in Genf (1582), dann in Paris, wo er 1585 als Gegner der Philosophie des Aristoteles auftrat. In den Jahren 1586 bis 1588 hielt er in Wittenberg Vorträge über seine Philosophie. Hier, wie an den anderen Orten, hatte er sich durch sein heftiges Auftreten, durch die Aufstellung von Paradoxen, durch seine Spöttereien vielerlei Verdrießlichkeiten zugezogen, die ihn denn auch 1588 wieder bestimmten, von Wittenberg nach Helmstädt überzusiedeln. An dem Herzoge Julius von Wolfenbüttel fand er einen Beschützer; da aber dieser bereits 1589 starb, so verließ Bruno auch Helmstädt wieder und begab sich nach Frankfurt a. M., wo er an der Herausgabe mehrerer Schriften arbeitete. Aber als könne er nirgends Frieden halten, mußte er auch Frankfurt schon wieder 1591 verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalte in England (den Andere jedoch schon in das Jahr 1584 verlegen), kehrte der Unglückliche in sein Vaterland zurück, wo er sich in Padua niederließ. Hier ließ ihn 1598 die Inquisition von Venedig verhaften, um ihn als einen „Ketzer" der römischen Inquisition zu überliefern. Die letztere verlangte den Widerruf seiner Lehren, Bruno versprach ihn. Als er aber nach zweijähriger Einkerkerung sein Versprechen nicht erfüllt hatte, wurde er als überwiesener Ketzer, Apostat und Gottesläugner am 17. Februar 1600 zu Rom verbrannt. Bruno's Schriften, zum größeren Theil in einem sonderbaren Gemisch von Latein und Italiänisch abgefaßt, sind philosophischen und satirischen Inhalts und meist dialogisirt. Von den philosophischen sind am bemerkenswerthesten die vor 1584 geschriebenen und zu Venedig erschienenen Schriften: „De causa, principio et uno" und „De l'infinito, universo e mondi." Beide Werke, die sich durch geniale Ideen auszeichnen, hängen mit einander zusammen; das erstere enthält die Begründung, das andere die Anwendung seiner Metaphysik auf die Erscheinungswelt. Was man ihrem Verfasser zum Hauptverbrechen machte, war nicht sowohl sein Pantheismus, als vielmehr seine Vertheidigung des copernikanischen Systems. Seine satirische Allegorie: „Spaccio della bestia trionfante" giebt von dem Phantasiereichthum und der Witzeskraft ihres Verfassers Zeugniß. Unter seinen Werken finden sich auch einige beachtenswerthe dichterische Producte:

---

Atheismus und Zauberei anklagte und noch an demselben Tage, an welchem das Urtel gefällt wurde, ihn zum Richtplatz schleifen, ihm die Zunge herausreißen, ihn erwürgen und dann verbrennen ließ, haben nicht bloß Bayle und Voltaire sein Andenken wieder aufgefrischt, sondern sind auch seine Schriften von Neuem übersetzt und herausgegeben worden; zuletzt französisch: Oeuvres philosophiques de Vanini, par Rousselot, Paris 1842. Seine Hauptwerke haben keineswegs einen atheistischen Charakter; vielmehr ist das „Amphitheater der göttlichen Vorsehung" (Amphitheatrum aeternae providentiae) gegen Cardanus und andere Gottesläugner gerichtet. In jener Zeit reichte es jedoch hin, die Natur mit philosophischem Auge zu betrachten, um, wie Giordano Bruno, für einen Atheisten erklärt und lebendig verbrannt zu werden. Der Präsident des Parlaments von Toulouse, Gramond, sucht in seiner „Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIII." die richterliche Ermordung Vanini's zu rechtfertigen, aber seine Erzählung selbst spricht gegen die Sache, die er vertheidigt. „Als sich Vanini," sagt er, „auf dem Armensünderstuhl befand und gefragt wurde, was er über Gott denke, erwiederte er, daß er mit der gesammten Kirche einen Gott in drei Personen verehre, dessen Dasein von der Natur unbezweifelt dargethan werde. Und da er zufällig am Boden einen Strohhalm erblickte, hob er ihn auf und sagte, die Hand ausstreckend: Dieser Strohhalm zwingt mich zu glauben, daß es einen Gott giebt." Gramond fügt in seinem schlechten Latein hinzu: Haec Lucilius in ostentationem doctrinae aut metu magis quam ex conscientia. (Dies sagte Vanini mehr aus Eitelkeit und Furcht, als aus Ueberzeugung.) Freilich bei solcher Wortauslegung war es kein Wunder, wenn das Parlament von Toulouse, dessen Präsident der gedachte Geschichtschreiber war, den Philosophen zum Tode verurtheilte. Die Anschuldigungen waren hauptsächlich gegen das Buch: „Ueber die bewundernswürdigen Geheimnisse der Königin und Göttin Natur" (De admirandis Naturae Reginae Deaeque mortalium arcanis, libri quatuor) gerichtet — ein Buch, das gar nicht theologischen, sondern ausschließlich physikalischen Inhalts war: aber den Inquisitoren von Toulouse war es ein Leichtes, ebenso wie die Richter Galilei's, in der bloßen Erklärung der Natur nach anderen Gesetzen, als den bis dahin sanctionirten, einen Hochverrath gegen die Majestät Gottes zu finden. Die Acten über den Proceß Vanini's sind übrigens seit langer Zeit gänzlich verschwunden.

Sonette*) und ein Lustspiel „il Candelajo" („der Lichtzieher" oder auch „der Leuchter"). Letzteres ist in Paris 1582 gedruckt, ein derbes Stück, kein Muster der dramatischen Kunst, aber voll energischer Satire. Drei Arten damals allgemein vorhandener Narren wollte Bruno züchtigen: die romantischen Phantasten, die philologischen Pedanten und die Adepten der Alchymie. Die drei Hauptpersonen des Stückes sind nach der Charakteristik, die er in einer demselben vorausgeschickten Einleitung giebt, „ein fader Liebhaber, ein schmutziger Geizhals und ein dummer Schulmeister, in gehöriger Verschiedenheit, jedoch so, daß es dem faden Liebhaber auch nicht an Dummheit und Knickerei, dem Geizigen nicht an Fadheit und Ignoranz, dem ignoranten Schulmeister nicht an Fadheit und Knickerei fehlt." Das Stück sollte ferner, wie Bruno selbst sagt, „die Schatten gewisser Ideen ein wenig aufhellen, vor welchen sich die dummen Teufel entsetzten, und hinter welchen, als ob es Teufel aus Dante's Hölle wären, die Esel weit zurückblieben." Der Einleitung folgt ein „Antiprolog" und diesem ein „Proprolog," worin er unter anderem sich selbst, wie es scheint, gezeichnet hat, als „einen Menschen von confiscirter Physiognomie, der aussieht, alb ob er immer in Betrachtungen über die Höllenstrafen vertieft wäre, der nur lacht, um es wie die Anderen zu machen; ein verdrießlicher, starrköpfiger, seltsamer Mensch, immer unzufrieden, mürrisch, wie ein achtzigjähriger Graukopf, ärgerlich und bissig wie ein Hund, der sich schon tausendmal gezaust hat." Das Stück selbst enthält außer den erwähnten Hauptpersonen noch einige Nebenfiguren, die wie jene komisch genug gezeichnet sind. Die Verwickelung ist unterhaltend: zuletzt muß der romantische Phantast, der seiner Frau untreu ist, diese statt der Schönen umarmen, für die er seufzt. — Bruno's italiänische Schriften sind von A. Wagner 1830 vollständig herausgegeben; sein Leben und seine Werke zuletzt ausführlich von Chr. Bartholmeß in einem französischen Werke behandelt worden (Jordano Bruno. Paris 1847. 2 Bände).

Nach seinem Märtyrertode sollte Giordano Bruno noch ein Martyrthum anderer Art erleiden: der alte Adelung verleibte ihn seiner Narren-Gallerie ein: „Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Schwärmer und anderer philosophischen Unholden" heißt das (siebenbändige 1785 bis 1789 anonym erschienene) Werk, in dessen erstem Bande Bruno neben anderen „Narren und Unholden" figurirt. In einer besseren Gesellschaft wurde einige Lustra später Campanella den Deutschen wieder vorgeführt. Herder war es, der, nachdem er in seiner „Adrastea" (5. Stück, 1802) von Leibnitz gehandelt, diesem Aufsatze „Seufzer eines gefesselten Prometheus aus seiner Kaukasushöhle" folgen ließ, eines Philosophen, an den, wie Herder bemerkt, Leibnitz nie anders als ehrerbietig und dankbar dachte. Tommaso Campanella (geboren 1569) ist der Prometheus dieser Kaukasushöhle, aus dessen Dichtungen der deutsche Uebersetzer des Cid eine ganze Reihe in geschmackvoller Uebertragung mittheilte. In diesen Dichtungen deutet Campanella seinen Namen (la campanella, die Glocke) öfter an, wenn er z. B. sagt: „aus meiner Glocke schallt ein Ton" u. s. w. Verschiedene seiner Schriften enthalten auf den Titeln sein Namenssymbol, die Glocke. Die von Herder übersetzten Gedichte waren aus einer Sammlung genommen, die ebenfalls ein Deutscher zuerst im Original herausgegeben hatte. Tobias Adami, eisenach-weimar'scher Hofrath, begleitete auf einer

*) Moritz Carrière hat in seinem Werk: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" mehrere verdeutschte Proben aus Bruno's und Campanella's Gedichten mitgetheilt. Wir geben hier ein Sonett des Ersteren in Carrière's Uebersetzung wieder:

Der schönen Sehnsucht breit' ich aus die Schwingen,
Je höher mich der Lüfte Hauch' erheben,
So freier soll der stolze Flügel schweben,
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.

Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Und ahn' ich selbst, einst stürz' ich todt danieder;
Welch Leben kann doch meinen Tod erreichen?

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin Verweg'ner fliegst Du? Wehe, wehe!
Die Buße folgt auf allzu kühnes Wagen!

Den Sturz nicht fürcht' ich, ruf' ich, aus der Höhe;
Auf, durch's Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
Ward Dir ein ruhmreich edler Tod beschieden!

Reise nach Griechenland und Palästina einen Rudolf von Bünau. Auf der Rückreise über Malta nach Italien hielt sich Adami acht Monate in Neapel auf, machte hier die Bekanntschaft Campanella's in dessen Gefängnisse und erwarb sein Zutrauen. Später gab er mehrere Schriften des von ihm verehrten Philosophen heraus, unter ihnen die Sammlung, die Herder benutzte und die 1622 unter dem Titel erschien: „Scelta d'alcune Poesie filosofiche di Settimontano Squilla." Der hier genannte Namen heißt: „das Glöckchen auf sieben Bergen" (squilla ist campana piccola, und ist mit dem Namen Campanella dasselbe). Adami widmete seine Sammlung, die 87 ausgewählte Sonette und Canzonen Campanella's enthielt, dreien Freunden, unter denen wir auch den schwäbischen Dichter Johann Valentin Andreä antreffen. „Der gerade philosophische Ausdruck," bemerkt er in seiner Widmung, „der mehr calabresisch, natürlich und fein, als toscanisch, geschmückt ist, wird Euch nicht hindern, die hohen Gedanken, die er ausspricht, angenehm und schön zu finden." In seinem Kerker hatte Campanella die von Adami mitgetheilten und noch viele andere Poesieen verfaßt. Er war im Jahre 1599, als der unschuldig Gequälte eben in seinem Vaterlande ruhig zu leben gedachte, gefänglich eingezogen worden; im Jahre 1608 bemühte sich der Papst (Paul V.) selbst um seine Befreiung und schickte den gelehrten Scioppius zu diesem Zwecke nach Neapel, aber vergebens. Die Fuggers verwendeten sich bei'm spanischen Hofe für den Gefangenen; vergebens. Endlich gelang es dem Papst Urban VIII., durch den Bischof Catanea seine Freilassung zu bewirken. Campanella kam nach Rom, zuerst unter die Aufsicht der Inquisition, dann völlig in Freiheit; als er aber auch in Rom vor den Spaniern nicht sicher war, rettete ihn der französische Gesandte, Franz von Noailles, verkleidet nach Frankreich, wo er von Ludwig XIII. freundlich aufgenommen und von Richelieu mit einer ansehnlichen Pension unterstützt wurde. In einer dem Naudé (Naudaeus) mitgetheilten Schrift berichtete Campanella über die Arbeiten, die er im Gefängnisse verfaßt hatte; es heißt darin u. a.: „... Nach Vollendung von dem Allen geschah mir, was Salomo sagt: Wenn der Mensch vollbracht hat, fängt er an; wenn er ruhen will, muß er wirken. Die Verfolgung, die so lange über so Viele ergangen war, kam jetzt über mich; als Majestätsverbrecher ward ich nach Neapel geführt, und weil mir Bücher versagt wurden, schrieb ich Latein und Italiänisch viele Gedichte: von der ersten Weisheit, Macht und Liebe, vom höchsten Guten und Schönen u. s. w. Heimlich ward Alles geschrieben, wenn sich die Gelegenheit dazu gab. So entstanden sieben Bücher Gesänge, aus denen Tobias Adami eine Anzahl nach seinem Gutdünken erlesener (selecta juxta ingenium suum) unter dem Namen des Squilla Septimontanus mit Anmerkungen herausgab. Auch Elegieen sang ich von meinen und meiner Freunde Leiden, auch weissagende Reime und vier Psalmodien über Gott und seine Werke; durch diese Gedichte stärkte ich meine Freunde, daß sie in ihren Qualen den Muth nicht sinken ließen. Außerdem schrieb ich politische Aphorismen, den Sonnenstaat („Civitas Solis," eine mehr als platonische Republik) und viele andere Schriften. Nach sechs Jahren kamen Tobias Adami und Rudolf von Bünau, ein Deutscher von Adel, auf ihrer Rückreise von Jerusalem nach Neapel; ich gab ihnen die Schriften, die ich vorher dem Scioppius gegeben hatte, außerdem noch meine Metaphysik, die Realphilosophie, Medicin, Astrologie und Werke in Briefen. Sie sind fleißiger gewesen, als jene, da sie die Realphilosophie, die Bücher: de sensu rerum, die Gedichte und den Prodromus herausgegeben 2c." — Einige von den Sonetten Campanella's wurden zuerst von dem schon genannten Joh. Val. Andreä in seiner Sammlung „Geistliche Kurzweil" (Straßburg 1619) deutsch mitgetheilt. *) Später übersetzte

*) Hier eine Probe der Andreä'schen Uebersetzung. Eine Canzone, nach der Bearbeitung Herder's, lassen wir unten in der Auswahl folgen. Das von Andreä übersetzte Sonett beginnt im Original mit den Worten: Jo nacqui.

Mich hat gesandt die höchste Weisheit
Durch Recht, Verstand und Lieb' bereit
Zu bestreiten meiner Feinde drei,
Gewalt, Geschwätz und Gleißnerei.

Sie werden drei mit drei bezwungen,
Damit ist's der Vernunft gelungen,
Und wird die Welt der Marter quitt,
So Zwang, Lug, Schein stets bringen mit.

Hunger, Krieg, Pest, Neid und Betrug,
Unrecht, Geilheit, Trägheit, Unfug
Bringt Eigenlieb', der Thorheit Kind,
Drum greif' ich an die Mutter geschwind.

Herder eine größere Anzahl jener Gedichte, doch nicht im Versmaß des Originals; zuletzt erschienen in der schon angeführten Schrift Carrières mehrere von diesen übertragenen Sonetten.

Italien hat den Ruhm, eher als andere Länder des neueren Europa Philosophen hervorgebracht zu haben, die mit eigenen Mitteln nach Entdeckungen der höchsten Wahrheiten strebten, und die, wenn sie dabei auch mitunter auf Abwege geriethen, gleichwohl dem Geiste einen lebensvollen Anstoß gaben und seine Schwungkraft vermehrten. Aber jene italiänischen Philosophen fielen in eine Zeit, in der es sich vor Allem um die Stellung der beiden großen religiösen Prinzipien, des Katholicismus und Protestantismus, zu einander handelte, von deren Kämpfen alle anderen Interessen verdunkelt wurden. Da Bruno, Vanini, Campanella und Andere sich zu keiner der Parteien hielten, in welche die damalige Welt getheilt war, so übten sie auf ihre Epoche nicht den Einfluß aus, zu dem sie sonst ihr Genie berechtigt haben würde, und wurden von den Einen ausgestoßen, ohne von den Anderen aufgenommen zu werden. Wie ungünstig auch immer die äußeren Verhältnisse sich der philosophischen Speculation gezeigt, so konnte doch auch in dieser Beziehung die große natürliche Begabung der Italiäner von jener Ungunst der Zeit nicht ganz erdrückt werden. Einer der merkwürdigsten Beweise von der fortdauernden inneren Arbeit des italiänischen Geistes war das in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts entstandene Werk des Neapolitaners Vico: „Grundzüge zu einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Nationen" — gewöhnlich: „la scienza nuova" genannt. (Dieses Werk ist 1822 in einer deutschen Uebersetzung von W. E. Weber erschienen.) Giambattista Vico — geboren 1688 und, nachdem er Professor der Rhetorik an der Universität zu Neapel gewesen, 1744 gestorben — machte den ersten Versuch zu einer Philosophie der Geschichte, die durch Großartigkeit der Conception und Originalität der Ausführung ausgezeichnet ist. Es tritt in diesem Werk allerdings eine Kühnheit der Betrachtung hervor, die häufig über die Grenzen der Wirklichkeit hinausgeht und sich in unnachweisbare Voraussetzungen verliert. Dasselbe enthält aber gleichwohl einige Fundamentalideen über die Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, und die Phasen, welche sie durchlaufen hat, die der Betrachtung über diesen Gegenstand neue Gesichtskreise eröffnet haben, und aus denen später häufig geschöpft worden ist. Da Vico behauptete, die allgemeinen und ewigen Gesetze, unter deren Einfluß der Bildungsproceß der Menschheit vor sich gegangen ist und, unter ähnlichen Umständen, vor sich gehen wird, entdeckt zu haben, so war die geistliche Censur nahe daran, ihn zur Verantwortung zu ziehen, weil der Anspruch auf eine Art von weltlicher Katholicität, der allerdings in diesem Werk verborgen liegt, als ein Eingriff in die Unfehlbarkeit der Kirche angesehen werden konnte. Die geringe Aufmerksamkeit, welche Untersuchungen der Art in jener Zeit erregten, wandte die Verfolgung von dem kühnen Neuerer ab. Erst in neuerer Zeit sind die übrigen meist lateinisch geschriebenen philosophischen Werke zum ersten Mal vollständig herausgegeben worden (Mailand 1835). Welche Bedeutung aber jetzt dem Namen dieses lange vergessenen Mannes beigelegt wird, mag man daraus ersehen, daß, als der wissenschaftliche Congreß Italiens vor mehreren Jahren in Neapel tagte, er sich „unter den Schutz von Vico's Geist" stellte, und daß seit 1857 zu Neapel eine wissenschaftliche Zeitschrift mit dem Titel: „Giambattista Vico" unter den Auspicien des Grafen von Syrakus, eines Mitgliedes der königlichen Familie, herausgegeben wird, von der es in der Ankündigung hieß: „Der Prinz eröffnet, indem er der neuen Zeitschrift seine Unterstützung leiht, der geistigen Thätigkeit unserer Mitbürger ein weites Feld und begründet zugleich den Jahrespreis einer goldenen Medaille für das beste Werk über einen gegebenen Stoff, der jedesmal am Geburtstage Giambattista Vico's zu Ehren desselben und zu seinem Gedächtnisse ertheilt werden soll." — Vico's große Bedeutung für die moderne Wissenschaft ist in Deutschland zuerst durch Goethe anerkannt worden, der in seinen Denkwürdigkeiten („Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung." Abtheilung II., Band 2) auf den neapolitanischen Philosophen hinwies als auf einen „Weisen voll sibyllinischer Vorahnung des Guten und Rechten, welches einst kommen soll oder sollte." Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß

Vico bereits im Zusammenhange mit seinem System Entwickelungen gab, die später von der deutschen Wissenschaft, namentlich von Friedrich August Wolf in seinen Untersuchungen über Homer, und von Niebuhr in dem Werke über die römische Geschichte aufgenommen und weiter verfolgt wurden.

Die erste Anregung zu dem historischen Pantheismus Vico's ist übrigens in den Ideen Giordano Bruno's über die Natur zu suchen. Vico war eine vereinzelte Erscheinung, die, in ihrer Zeit wenig begriffen, keine unmittelbaren Nachfolger gehabt hat. Aber von der Mitte des 18. Jahrhunderts an fing in Italien auf dem Gebiete der Philosophie, der Poesie, der Rechtswissenschaft und der Naturkunde ein neuer Geist sich zu regen an, der nicht mehr sprung- oder stückweise hervorbrach, sondern sich in stetiger und zusammenhängender Form entwickelte und dadurch ersetzte, was den einzelnen Erscheinungen an Kraft und Tiefe fehlen konnte. Diese Bewegung kam an Fülle und Eigenthümlichkeit nicht der des 15. und 16. Jahrhunderts gleich, ließ aber wenigstens die Keime einer höheren Cultur nicht welken, und trug dazu bei, die Nation auf eine bessere Zukunft vorzubereiten.

---

# Auswahl übersetzter Stücke aus den Dichtungen von Marino, Campanella, Testi, Salvator Rosa, Filicaja, Fortiguerra.

## I. Aus Marino's Dichtungen.

### 1. Aus dem „Adonis."

(Gef. VIII. St. 104—135.)

Es lag am hochgekrümmten Bergesrücken,
Der Sonne unbekannt, vom Laub umdacht,
Durch's Thal bekränzt, das Menschen nie erblicken,
Die Grott' aus Fels gehöhlt, in stiller Nacht.
Den Pfad, den dicht verschlung'ne Zweig' umstricken,
Hat fast nur Ruh' und Schlaf zu geh'n gewagt.
Die dunkeln Schatten dieser Felsenmauern
Verehren Wild und Hirt durch heil'ges Schauern.

Kunst ward von der Natur hier überwunden,
Die wunderbaren Schmuck der Höhle lieh.
Ein ländlich reizend Bild ward dort gefunden;
Auswärts und d'rin schuf Blüth' und Laubwerk sie.
Zum Schatten sind die Zweige eng verbunden,
Des glüh'nden Tages Hitze spürt man nie.
Die Sonn' ist durch den Epheu nie gedrungen,
Der tausendfach am Eingang sich verschlungen.

Hierher pflegt' oft das schönste Paar zu fliehen,
Wenn Sonnenbrand die Felder überzog,
Beglückt und froh seh'n sie die Stunden ziehen,
Indeß der Odem gern die Kühlung sog,
Wenn sanfte Weste holden Schlummer lieben,
Vor'm Bett' aus Gras sich Laub als Vorhang bog;
Berg, Schlucht und Thal, so sich dem Blick gewährten,
Sind jenes Paars verschwiegene Gefährten.

Vor'm blonden Bogenschützen, der die Strahlen
Vom gold'nen Sonnenbogen erdwärts schickt,
Muß sie des Waldes Astgeschling' umschalen.
So ruh'n die beiden Liebenden beglückt;
Von lauen Lüften, die sich herwärts stahlen,
Bewegt, hat Tann' und Buche leicht genickt,
Und flüsternd (jedes Blatt war Zeug') erkläret:
Lieb' hat uns mehr als Sonn' und Naß ernähret.

Hierher sah sie ihn einstmals wiederkehren,
Erschöpft und angestrengt durch lange Jagd,
Sie trocknet oftmals ihm des Schweißes Zähren
Vom Gold des Haar's und von der Wangen Pracht;
Sie schlägt um ihn die Arme, voll Begehren,
Worauf sie ihren Schooß zum Polster macht;
So sitzend schaut sie seiner Augen Wonne,
Wie unverwandt der Adler blickt zur Sonne.

Ihr Blick ruht auf den treu geliebten Blicken,
Antlitz auf Antlitz, Brust lehnt sich an Brust,
Sie saugt und trinkt bei seinem Kuß und Drücken
Den Kuß und Druck mit innig süßer Lust.
Ach! wer kann meinen Augen Dich entrücken?
Sei nie der Trennung sich mein Sinn bewußt!
Vor keiner Qual wüßt' ich mich so geborgen,
Als daß mein Schmerz so wenig Dir schafft Sorgen.

Ich sehe wohl, daß Du von gleichem Feuer
(Wer hätt's geglaubt?) zu mir nicht bist entflammt;
Du hüllest Dich in süßer Lügen Schleier,
Dein Kosen ist der Wahrheit nicht entstammt;
Mehr liebst Du Arbeit, als des Amor Feier,
Statt Liebesruf folgst Du dem Jägeramt,
Und magst, noch läppischer als and're Knaben,
An kind'scher Lust vor Allem nur Dich laben.

So sprechend trocknet sie mit schönem Schleier
Die weichen Perlen ihm vom Angesicht,
Den holden Thau, lebend'ger Blüth' Erfreuer,
Die frisch hervor aus süßem Antlitz bricht;
Dann greift sie in das Haargewirr mit Feuer,
Deß Gold sie ordnend auseinanderflicht.
Sie netzt mit Thränen ihn, und läßt die Zähren
Wie Perlen auf der Wangen Naß verklären.

Er sprach: O laß nicht fürder Thränen fließen,
Und änd're Deiner Klagen traur'gen Ton,

Eh' mögen Schnee und tiefe Furchen sprießen
An Deinem Haar, auf Deiner Wangen Thron,
Als fremder Lieb' mein Herz sich darf erschließen
Und ich durch Flucht Dir zahlt' der Minne Lohn;
Wie Du unsterblich, theure Göttin, blühen,
Soll auch mein Herz für Dich unsterblich glühen.

Bei'm Feuer schwör' ich, das für Dich entbrannte,
Beim Strahle, der behend mein Herz durchzückt,
Bei diesem Aug' und Haar', von dem entsandte
Amor den Pfeil, den golden er geschmückt,
Daß nie zu And'rer Lieb' Adon' sich wandte,
So hält ihn Deiner Augen Sonn' entzückt.
Hab' and'res Dir, als Wahrheit, ich geschworen,
Mag mich des grimmen Ebers Zahn durchbohren.

Und sie zu ihm: O kenntest Du die Süße,
Zu lieben, wenn man selber ist geliebt,
Und wie nichts mehr die Liebenden verdrieße,
Als wenn sich der Geliebt' hinwegbegiebt:
Dann spendetest Du stärk'rer Liebe Küsse,
Und ruhtest hier, im Wonnetausch gellbt;
Wir waren Liebende und gleich Geliebte,
Beglückte beid' und beide Ungetrübte.

Wohl kann nichts ab das holde Sinnen halten,
Das stets das theure Bild zeigt unserm Blick:
Sind Seelen von so edelm Band gehalten,
Zieht sich beim Scheiden Amor nicht zurück,
Und ob wir Lybiens Wüstenei'n durchwallten,
Ob Ocean uns schied, ob Alpenrück.
Doch schlimmer ist's von seinem Gut sich trennen,
Als es verschmäh'n und gleichwohl danach brennen.

Genuß und Liebe heißen Amor's Gaben,
Lieb' ist für Lieb' ein würd'ger Preis allein,
Zwei Seelen, die sich so verbündet haben,
Sind eine nur im herzlichen Verein,
Und da sich beid' in fremdes Herz begraben,
Vergehn im eignen sie um dort zu sein.
Amor bewohnet die verlass'ne Zelle,
Versieht der Seele und des Herzens Stelle.

O Süßigkeit, die nimmer auszusagen,
O holdes Wunder, angenehmer Brand,
Wo Wieg' und Grab für uns're Herzen ragen,
Die, gleich dem Phönix, selber sich verbrannt;
Wo schöne Blicke uns're Seele plagen,
Die lebend stirbt, die Tod nicht überwand,
Die ohne Schmerz, ohn' Eisen, ohne Bluten
Verschmachtend seufzt in Amor's hellen Gluthen.

So lehrt die Seele Amor süßes Sterben,
Facht Feu'r in ihr, macht sie dem Pfeil zum Ziel,
Sie fühlt im Glüh'n, den süßen und doch herben,
Wie sie durch Todeswund unsterblich fiel.
Ein Tod, durch den wir Heil und Lust erwerben,
Ist gar nicht Tod, ist Leben, Kraftgefühl.
Amor, der Schütz' und Zünder giebt ihr Leben,
Um stets von Neuem ihr den Tod zu geben.

Entspricht Dein Wollen meinem eignen Willen,
Sind meine Wünsche Deinen zugeneigt?
Wünsch' ich was Dir beliebt nur zu erfüllen?
Wird mir von Dir nur was ich will gereicht?
Ist nur ein Wunsch in zweier Körper Hüllen?
Ist eine einz'ge Seel' aus zwei'n erzeugt?
Nimmst Du mein Herz, beglückst mich mit dem Deinen,
Was sollen nicht auch Leib und Leib sich einen?

O meiner Seele liebliches Erglühen,
O meines Herzens köstlich süße Pein,
O Augen, die für meine Licht versprühen,
O Du mein Kuß, mein Zauber, Seufzer mein,
O wende sie, wo alle Gnaden blühen,
Zu mir, des reinen Saphirs Bächelein.
Den Becher reich', an dem Rubinen blinken,
Vom Loos erseh'n, um d'raus den Tod zu trinken.

Die Augen zeige, deren Blick giebt Leben,
Die Augen, die der meinen Spiegel sind,
Die Köcher, Bogen und die Pfeile geben,
Durch die zur höchsten Lust Amor gewinnt.
Ihr Lebenssterne anzuschau'n mit Beben,
O Augenpaar, der Schönheitssonne Kind,
O heit're Sterne, deren lieblich Glänzen
Mit ew'ger Nacht wird mein Gestirn umkränzen.

Den Mund, den theuern Mund wollst Du mir reichen,
O Du, der Burg, des Lächelns Perlenthor,
O Rosenzaun, wo Düfte ohne Gleichen
Der Liebe kleine Schlange haucht hervor,
O gold'ne Lab', die uns nur Glück mag reichen,
O Purpurschein, o Schlucht wo Cypripor
Sich birgt, hat er ein Seelchen sich entführet,
Und Schutz, wenn er ein Herz erschlug, verspüret.

Sie schweigt. Doch wo soll ich die Sprache finden,
Die jedem Wort verleihet volle Kraft;
Die Zung' allein kann würdig sie verkünden,
Die jene bildend, solchen Zauber schafft
Indeß sich Rausch und Nüchternheit verbinden,
Löscht sie den Durst, doch nicht die Leidenschaft.
In's Herz muß fester sich die Gluth stets saugen,
Da sie die Lippen küßt und schönen Augen.

Nun küssen sie, und schauen nach dem Küssen
Die holden Stellen, die sie küßten, an,
Tief seufzen beid' und bleiben lustbeflissen,
Da süße Kost der Mund dabei gewann.
Zwei Leben sind in einem hingerissen,
Zwei Sprachen zwingt in eine Liebesbann;
Die Herzen dringen in der Lippen Spitzen,
Indeß die Seelen in einander blitzen.

Von flücht'gen, abgebrochnen Tönen hallen
Der Höhle Gründe, rauh und tiefenreich.
Sag', Göttin, ob die Küsse so entwallen
Dem Herzen, als von Deinen Lippen weich.
Sie spricht, im Kuß mag Amor sich gefallen,
Die brünst'ge Lippe ist d'rum Amor's Reich,
Das Herz weicht ihm, die Lipp' ist sein Verkünder,
Mehr letzt die Seele sich, der Mund nur minder.

Nicht Küsse sind's, beredte Abgesandte,
Und Boten der einmüth'gen Liebeslust,
Wortlos spricht d'rin die Zunge, die entbrannte,
Solch Schweigen ist sich tiefen Sinn's bewußt.
Mein Herz, das sich in Küssen zu Dir wandte,
Spricht stumme Laute seufzend in der Brust,
Und Antwort geben sich die glüh'nden Seelen,
Die nur sie selbst versteh'n und And're hehlen.

Besiegt vom Kuß wird Seufzen, werden Blicke,
Obwohl auch sie der Liebe Stimmen sind,
Den Pfeil läßt er im Herzen tief zurücke,
Indeß bei'm Mund sich Seel' an Seele spinnt.
Was wehret mehr, daß uns das Feu'r erstick,
Als wenn der Mund am Munde Labsal find't.
Die Lippen, Nektar duftend, der in ihnen
Versteckt, sind Rosen und zugleich auch Bienen.

Das schöne Roth, das unsern Mund entzündet,
Ist (Niemand zweifelt drob) des Herzens Blut,

Wenn nur im Blut, wie Weise oft verkündet,
Die Seele wie in ihrer Wohnung ruht,
So wird, wenn Kuß mit Munde Mund verbindet,
Der Geist geküßt durch andern Geistes Gluth.
Wenn Küss' auf Küsse folgen, nicht zu zählen,
Muß meinem Geist der Deine sich vermählen.

Auf der geliebten Lippen äußerm Rande,
Wo sich des Geistes Blüthe ganz vereint,
Schwebt, eine Seel' im leiblichen Gewande
Der Kuß, der sich mit Deiner Seele eint;
Er stirbt alldort für Amor's süße Bande,
Wo auch sofort sein holdes Grab erscheint,
Doch kann das Grab nicht lange ihn verdecken,
Weil neue Götterküss' ihn auferwecken.

Indessen Mund und Mund so sich begegnen,
Und Kuß auf Kuß sich gegenseitig drängt,
Muß hohe Lust die Seelen beide segnen,
Daß an zum Fluge sich ihr Fittig strengt.
Für Wonnen, wie auf uns herab nun regnen,
Fühlt sich des Herzens Urne zu beengt.
Sie müssen auf die Lippen sich ergießen,
Wo Seelen lechzend in den Tod zerfließen.

Die Geister zittern in lebend'gen Gluthen,
Wenn so zum Tod der Kuß die Seele treibt,
Herz muß und Zung' zum Andern überfluthen,
Daß Geist an Geist und Herz an Herz sich reibt,
Das Auge zuckt, die Wange muß verbluten,
Daß nur der Liebe Blässe auf ihr bleibt.
Es zögern kluge Liebende im Sterben,
Um Wonnetod sich zwiefach zu erwerben.

Du siehst im Tod die Seele Dir entfliehen,
Ich fange sterbend sie im Kusse auf.
So seh' aus Tod ich Leben mir erblühen
Und gebe mein's für Deines Dir zum Kauf.
Mich schaust Du an, um seufzend zu erglühen,
Dich ich, und hemme nicht der Seufzer Lauf.
In jeden Seufzer wünscht' ich meine Seele,
Daß Kuß und Blick sich mit dem Tod vermähle.

So laß, mein Herz, hört man Adonis sagen,
Mich für den Tod Unsterblichkeit empfah'n.
Die Seele werde himmelwärts getragen,
Den ew'gen Göttern selig sich zu nah'n.
Laß leben mich, laß sterben (darf ich's wagen),
Und laß alsdann mich schön'res Loos umfah'n.
Im süßen Schmachten gieb zur selben Stunde
Im Herzen Tod, und Leben mir im Munde.

Es find' auf süßer Purpurlippen Rande
Mein Sehnen sich mit Deinem im Verein,
Es schließe uns'rer Seel' und Geistes Bande
Ein Leben nur und nur ein Sterben ein,
Der Tödter sterbe an der Todten Brande;
Die Tödt'rin mag im Tödten todt gleich sein.
Indeß wir Beide mit einander sterben,
Woll'n wir im Tod uns neue Gluth erwerben.

Laß mich, Geliebte, ohne aufzuhören,
An Deinen Lippen hangen voller Lust,
Nicht wolle Amor rothen Lippen wehren
Voll Neid den Kuß auf Deine weiße Brust,
Er wolle streng das Auge voll Begehren
Versagen nicht dem sehnenden Genuß.
Ich werd' in Dir, Du hier gestorben, leben,
Und geben so zurück, was Du gegeben. . . . .

[G.]

2. Sonett.

Der arme Mensch erschließt, kaum eingegangen
In dieses Leben, reich an Mißgeschicke,
Dem Weinen früher als dem Licht die Blicke
Und sieht in engen Windeln sich gefangen.

Als Knabe muß er vor der Ruthe bangen,
Den Jüngling fesseln hart der Liebe Stricke,
Der Mann trägt eine Bürd' auf dem Genicke,
Die Sorg' und Noth zu übernehmen zwangen.

Wie viel noch an Gefahr und an Beschwerde
Muß er im Flug besteh'n, bis er mit Beben,
Ein matter Alter, wankt an seinem Stabe!

Den armen Rest bedeckt ein Bißchen Erde.
Und seufzend ruf' ich aus: Was ist das Leben?
Ein Schritt nur von der Wiege bis zum Grabe!

[Uebers. v. Fr. Ruperti.]

## II. Aus Campanella's Dichtungen.

(Vgl. S. 523.)

### Macht des Menschen.

Ehre der höchsten Macht und Lieb' und Klarheit!
O meine Kunst, du Tochter ew'ger Wahrheit,
Entwirf ihr Abbild, das wir alle kennen
Und — Menschheit nennen;

Und Menschheit nennen, was so schwach geboren,
Verstandlos, nacket, wie im All verloren,
Nicht Kind der großen Mutter, Bastard scheinet,
Den sie verneinet;

Den sie verneint, indem sie Thieren Kräfte
Und Kleidung gab, zum lebenden Geschäfte
Dem Lebenden Verstand verlieh und Waffen,
Sich Recht zu schaffen.

Sich Recht zu schaffen kann das Kind nur weinen;
Ein Klageton verkündet sein Erscheinen;
Und doch ist er, der Mensch, so voll Beschwerde,
Ein Gott der Erde.

Ein Gott der Erd'! Er flieget auf gen Himmel
Auch ohne Schwingen, ordnet das Getümmel
Der Welten droben, mißt die weite Ferne
Zahlloser Sterne;

Zahlloser Sterne! findet auf Planeten,
Verfolgt die Bahn der streifenden Kometen,
Beuget den Sturm und schifft durch Wellenheere
Im off'nen Meere;

Im off'nen Meer giebt er dem Winde Flügel;
Nicht eine Welt hält gnügend ihm den Zügel;
Er suchet Andre, kommt und sieht — er flieget,
Siehet und sieget.

Siehet und siegt! Lautdonnernd in den Lüften,
Tiefgrabend in der Erde schwülen Grüften,
Erjaget er auf aller Erden Weite
Sich reiche Beute;

Sich reiche Beut'. Er bringet weit und weiter;
Ihn trägt das stolze Roß, den stolzen Reiter;
Der Elephant wird, prangend ihn zu tragen,
Sein Siegeswagen.

Sein Siegeswagen. — Ihm, der Welten zwinget,
Wird Ehrenkranz die That, die ihm gelinget,
Er schaffet Gärten, Städte sich und Ströme,
Und Staatssysteme;

Und Staatssysteme, die er mit Gesetzen
  Nach Zeiten ordnet; Sprache zu ersetzen
  Erfand er Schrift; ein Stahl bezeichnet Stunden,
  Ein Stahl Sekunden;

Ein Stahl Sekunden bis zum Welten-Ende,
  Dazu genügten nicht des Menschen Hände.
  Sein Geist nur konnt', unendlich im Bestreben,
  So hoch sich heben.

So hoch sich heben, daß er Berg' und Thäler
  Umschuf in seiner Denkkraft Ehrenmähler;
  Mit Feu'r und Stahl wußt' er in allen Zonen
  Als Herr zu wohnen.

Als Herr zu wohnen, der der Erden Früchte
  Aus Welt in Welt trug, der sich Lustgerichte,
  Der Blumen sich erzog, und unterm Laube
  Die edle Traube.

Die edle Traube, die das Herz begeistert;
  Die sich der Traurigkeit und Furcht bemeistert;
  O Göttertrank, entnebl' ihm seine Sinne,
  Daß er beginne.

Daß er beginn' und end' und schaff' hienieden
  Sich ein Elysium, wohlthätigen Frieden.
  Verstand, o Mensch, und Wille sind die Waffen,
  Dein Glück zu schaffen.

[Uebers. v. Herder.]

## III. Aus Testi's Dichtungen.

### Die Feuersbrunst.

Nacht war's und herrlich glänzt am Himmelsraume
  Der dreigestalt'gen Göttin Silberschein.
  Die Winde ruhten auf dem Meer, am Baume
  Das Laub, die Fisch' im Fluß, das Wild im Hain;
  Nur ich, schon hingestreckt auf weichem Flaume,
  War wider meinen Brauch, noch wach allein;
  Als plötzlich ein Geschrei, wild ungeheuer,
  Erscholl von tausend Stimmen: Feuer, Feuer!

Von raschem Mitleid ward mein Herz durchdrungen,
  Ich raffte schnell vom Lager mich empor.
  Dorthin enteilt' ich, wo das Feu'r entsprungen,
  Schon brach die Flamme mit Gewalt hervor.
  Zusammen läuft das Volk; von allen Zungen
  Ertönt Geschrei; man rennt, stößt, drängt sich vor.
  Dumpf hallt das Sturmgeläut' durch Nacht und Dunkel,
  Der Himmel strahlt von rother Gluth Gefunkel.

Wohl sah ich hundert schon und hundert Hände
  Viel Ströme Wassers gießen in die Gluth,
  Doch nicht gelang's, daß sich die Flamme wende,
  Und unaufhaltsam mehret sich die Wuth.
  Das Feuer wuchs, schon brachen neue Brände
  Mit Macht hervor, das Volk verlor den Muth,
  Und lärmt' und schrie: nichts hört' ich oder schaute,
  Als Flamm' und Rauch, Angsttön' und Jammerlaute.

Ich drang indeß, wie mein Geschick beschlossen,
  In jenes Haus, das ganz in Flammen stand,
  Und fand ein junges Weib dort eingeschlossen,
  Mit wildem Haar, mit flatterndem Gewand.
  Von Thränen war ihr Antlitz übergossen,
  Sie ächzte laut, vom Schrecken übermannt;
  Und dennoch schien ihr Mund, beschämt, voll Zagen,
  Zum Hilferuf den Dienst ihr zu versagen.

Sie war so schön, daß selber im Gedichte
  Nichts Gleiches jemals mein Gedank' ersann.
  Ihr Auge glich dem hellen Sternenlichte,
  Dem Gold ihr Haar, das um den Nacken rann.
  Ich, als ich hier mit staunendem Gesichte
  Den Anblick solcher Herrlichkeit gewann,
  Stand da, wie wenn ein Traum die Sinne raubte,
  Der sieht, was er ersehnt' und nimmer glaubte.

Vielleicht erschien, als Troja's stolze Mauern
  In Schutt versanken vor der Flamme Strahl,
  Als treulos Volk, zu Asiens ew'gem Trauern,
  Darnieder warf Prachtwerke sonder Zahl,
  In jenem Brand, auf immer zu bedauern,
  So Leda's schöne Tochter dem Gemahl;
  Gleich war Geschick und Gluth; allein Helene
  War schöner nicht und minder keusch als jene.

Und ist es wahr, daß einst der Höllenmächte
  Verliebter Fürst aus des Avernus Grau'n
  An's Tageslicht zu steigen sich erfrechte,
  Und Ceres' Kind entführt aus Enna's Au'n:
  So war, wie sie, die Königin der Nächte
  Inmitten jener ew'gen Gluth zu schau'n:
  Vermöchte nicht das Antlitz dieser Hehren
  In's Paradies die Hölle zu verkehren?

Indeß ich so, verwirrt, mir selbst entnommen,
  Versunken ganz in Anschaun, vor ihr stand,
  Fühlt' ich in meiner Brust ein Feu'r entglommen,
  Das seinen Funken ihrem Aug' entwand.
  Unseliger! Weh mir! Ich war gekommen,
  Um mitleidsvoll zu löschen fremden Brand,
  Und stürze, toll, in Flammen, die ich sehe,
  Damit ich selbst in ihrer Gluth vergehe.

Ich blick' umher und sehe schon verschlossen
  Jedweden Ausgang durch des Feuers Wuth;
  Doch schnell macht Mitleid meinen Geist entschlossen,
  Durch Flamm' und Rauch bahnt Wege sich mein Muth.
  Kraftvoll umfaß' ich sie und unverdrossen
  Trag' ich die theure Last durch diese Gluth;
  Und mitten in der Feuerbrände Schwarme
  Fühl' ich kein Feuer mehr, und hab's im Arme.

O Atlas, hebe nicht durch jene Fernen
  Dein Haupt so kühn empor mit stolzer Lust!
  Den Himmel, wenn auch nicht geschmückt mit Sternen,
  War ich zu tragen selig mir bewußt.
  Von mir, Typhoens, kannst Du dulden lernen
  Des Feuerberges Last auf Deiner Brust;
  Nicht größ're Gluth kann Aetna's Schooß durchwühlen,
  Als ich in meinem Busen mußte fühlen.

O Nacht! o Gluth! o Reize, deren Schauen
  Mein Herz erfüllt mit Flammen sonder Ruh!
  Wer wird sich Andern beizusteh'n getrauen,
  Fällt Tod dem Mitleid als Vergeltung zu?
  Was aus mir ward seit jener Nacht voll Grauen
  Ich sag' und weiß es nicht; sag's Liebe, du!
  Du, die in Gluthgestalt sich täuschend hüllte
  Und meinen ganzen Sinn mit Gluth erfüllte.

Daß jener Phönix, der auf duft'gem Throne
  Sich selbst verbrannt, schweb' aus der Asch' empor,
  Daß in der Gluth der Salamander wohne
  Und der Pyraust aus Flammen geh' hervor:

Nie schmähe das fortan mit frechem Hohne,
Als fabelhaft, der zweifelmüth'ge Thor,
Mit Gluth und Flammen nähr' ich meine Glieder,
Und sterbe tausendmal und lebe wieder.

Erbarmendes Erbarmen, das zum Wüthen
Mich selbst grausamlich wider mich gebracht!
Unsel'ge Flammen, die nur darum glühten,
Daß ew'ge Gluth werd' in mir angefacht!
Wohl hofft' ich mir zum Lohne hold're Blüthen
Grausames Weib! Doch Du hast nun gemacht,
Daß mit Perill mich gleich Geschick verbände,
Da ich den Tod im eignen Werke fände.

[Uebers. v. Gries.]

---

## IV. Aus Salvator Rosa's Dichtungen.

### 1. Aus der Satire von der Malerei.

[Der Dichter schildert in einer Vision eine Frauengestalt, „jung von Gesicht, alt an Jahren, voller Majestät in Blick und Haltung mit Adlerschwingen, wallendem Haar" und mit allen Attributen der Malerkunst geschmückt. Ihre Anrede bildet den Anfang des folgenden Bruchstücks. Daß das Origenal in Terzinenform versificirt ist, haben wir in unserer Darstellung Salvator Rosa's bemerkt.]

— Sie heftet' aufmerksam den Blick auf mich
Und ließ entrüstet also sich vernehmen:
Was träumest Du, Verrückter, und wo schweift
Dein Sinnen? Welch' thörichtes Vermessen
Hat in Dir diese Leidenschaft erregt?
Du willst auf allgemeine Fehler schmähen,
Und wirst nicht inne, daß Du ohn' Erfolg
Dein Zürnen und Dein Kämpfen wild verschwendest?
Vergebens strebst Du Laster auszutilgen,
Halt' ein, und stelle Deinen Zorn zufrieden.
Betrachte, welche Schmach und Unnatur
Der Künste holdeste, die man betreibt,
Durch ihre eignen Jünger muß erfahren.
Ich meine Deine Kunst, die Malerei,
Die in so Vieler Hand entartet' und
Natur und Götter wider sich erzürnt.
Statt ihre thörichten, vermessenen
Bekenner mit dem schärfsten Zahn zu zücht'gen,
Empörst Du ob der Welt die Leidenschaft.
So ruchlos übermüthig ist der Pinsel,
Daß er in Lastern schwärmt und damit scherzet;
Und er ward noch vor Deinem Zorn verschont?
Musik und Poesie hat Deine Rechte
Gegeißelt; es erfahre mit den Schwestern
Die dritte Kunst nun auch ein gleiches Schicksal;
Und schreit, von Deiner Ruthe hart und bitter
Getroffen, Einer auf, so ist's sein Schaden,
Des Einen Schrei mag Andern Warnung sein.
Ich weiß es, Wuth und glühender Verdruß
Wird Dir zum Hohn' sie Alles sprechen lehren,
Was sie nur finden und erträumen mögen.
Du, wanke nicht, der sturmgewohnten Klippe
Vergleichbar, denn es ist ja weltbekannt,
Daß Haß der Wahrheit wird zum Lohn gereicht,
Und Schmähsucht ist der Tugenden Ertrag.
Doch geht das Haar der Wuth allmälig aus,
Und mißgestalt'ter Neid hat endlich Ruhe;
Ist erst Verläumdung unterdrückt und zahm,
Dann darf Vernunft, was jener fehlt, verbessern,
Und Wahrheit wird zu Ehren endlich kommen.
Auf, auf! den Zorn erweckt, den Geist entzündet,
In's Herz geschafft ein edel kühnes Wagen.
Die schuld'gen Künstler tadl' und mach' schlecht!
So sprach sie, und berührt' bei'm letzten Laute
Mit ihrem Stab, den Rebenlaub umrankt',
Das Haupt mir, und verschwand so in die Lüfte.
Seitdem, dünkt mich, entzünden sich bei mir
Die innern Fieber, und vereinte Furien
Sind mir in's aufgeregte Herz gezogen.
Mein Busen wurde eine neue Hölle.
Bevor sich d'rum das Herz in Asche wandelt,
Strömt hin, verschlossene Gedanken, strömt!
Die Red' entled'ge sich der Schmeicheltöne
Und waffne sich! Den Gegner nenn' ich nicht,
Denn insgemein nur tadl' ich Fehl' und Laster;
Wer sich bewußt ist, frei zu sein vom Irren,
Beläch'le meine Blätter, doch wen's schmerzt,
Der zeigt dadurch, daß er Gebrechen hegt;
Doch tröst' er sich, ich sag' auch was ich wolle,
Wer nichts begehrt, schätzt Wen'ges Ueberfluß;
Die Sonne ist gemein für jede Zone.
Im Schatten Sommers und am Feu'r im Winter
Seh' mich das Jahr mit mäß'gen Wünschen malen
Um Ruhm und dann zum Zeitvertreibe dichten.
Das Ziel und die Belohnung meiner Mühen
Ist: Geist, Gerechtigkeit und Wahrheit zu
Befried'gen. Weiche, wer sich hier verbrennt!
Was Herbes Mißgunst reicht, er sprech' es aus,
Gepanzert bin ich zwiefach seinen Pfeilen.
Aufrichtig bin ich, suche keinen Vortheil,
Nicht findet Neid Herberg' in meinem Busen,
Nur Eifer giebt den Kiel mir in die Hand;
Für allgemeines Wohl füll' ich die Blätter.
Jetzt malet alle Welt; d'rum sprach Papst Paul
Zu einigen Gesandten, welch', ich weiß
Nicht was für Korn begehrten auszuführen,
Daß Korn ausginge, könnt' er nicht gestatten,
Doch woll' er dafür die Erlaubniß geben
Die Maler und Prälaten auszuführen.
So viel liegt am Aegäer-Meer nicht Sand,
So viele Frösche barg Aegypten nicht,
Nicht Mauren Fez, Ameisen nicht Thessalien,
Des Himmels Argus hat nicht so viel Augen,
Spione und Pedanten giebt es minder
Und Münzen schaute Krösus nie so Viele.
Jetzt malet alle Welt, und von so vielen
Sind Zwei nicht in der unermeß'nen Schaar
Die nur der Wissenschaften kundig wären.
Ein Maler war, und Weiser, Metrodor,
Die Farb' und Sitte wußt' er zu verbessern,
Apollodor beschrieb die Kunst in Versen,
Dies Handwerk wird von Jedermann erwählt,
Und doch verstehn von Allen, die da malen,
Bei Gott! vier Fünftel nicht einmal zu lesen.
Die Alten staunten, wenn man uns nicht log,
Daß Griechisch hatt' ein Elephant geschrieben;
Was sagt man mir, daß auch die Ochsen malen?
Nicht giebt es eine and're Kunst, die mehr
Der Wissenschaft bedarf, als grade diese.
Denn Blinde können nicht von Farben sprechen,
Was die Natur erschafft, ist Alles, sei's
Dem Sinne vernehmbar oder unbegreiflich,
Für einen Maler Gegenstand und Stoff.
Man malt nicht das allein, was sichtbar ist,
Es ist zuweilen nöthig, anzudeuten
Was ohne Körper, was nur möglich ist.
Gebildet müssen deshalb Maler sein,
Bewandert in der Wissenschaft, und kennen
Mythologie, Geschichte, Zeit und Sitten.
Sie dürfen's nicht wie jener Maler treiben,

Der erst die Eva malt' und dann die Schürze,
Damit der Anstand nicht beleidigt werde.
Ein Schöps, der den des Phryxus übertraf,
Malt' die Verkündigung Mariens, die
Man vor dem Crucifixe beten sah.
Wie mögen wir's entschuldigen und dulden,
Daß Raphael, der selt'ne, strenge Maler,
Den Adam malt' mit einer Hau' von Eisen.
Und tausend, aber tausend Ignoranten,
Am Barte alt, an Einsicht aber Kinder,
Erdreisten sich Pamphil' herauszufordern.
Als ob die Malerei sie in der Wiege
Von jeder Kleinigkeit hätt' unterrichtet,
Seh'n sie sich an für Meister, wissen nichts.
Sie malen täglich Kürbisse und Schinken,
Tapeten, Tiegel, Töpfe, Füße, Vögel,
Und malen Fische, Kräuter, Blumen, Früchte.
Nun bilden sich die Unverständ'gen ein,
Sie seien Maler, und vermerken übel
Die Geißel der poetischen Satire.
Doch sollen sie nun and're Sachen malen,
Dann wissen sie es nirgends anzufangen,
Sie fallen durch mit Plan und mit Ausführung.
Verzeih' es Gott dem Venusiner Schwane*),
Daß Malern und Poeten er erlaubte
Nach ihrer Wahl ein füglich Ding zu machen.
Auf ihn sich stützend kümmert Niemand sich
Mit Wahrem Falsches sorglos zu vermischen
Und wider's Wesen ihrer Kunst zu handeln.
Mehr Staffeln zählt der Tiber als Gewürm,
Sinnlose Köpfe malen mehr der Bilder
Als Agatharch in alten Zeiten that.
D'rum sagten ein'ge Leute hinterm Berge:
In Rom sei dreier Dinge Ueberfluß,
An Bildern, Hoffnungen und Händeküssen.
Aus Latium gehn hervor zahllose Bilder,
Der Maler sind so viele ausgesäet,
Daß jede Mundart wird durch sie verderbt.
Sie kennen weder Fleiß noch Studium,
Und sind in Roma dessenungeachtet
Bei der Sapienza eingeführt als Maler.
Noch Andre malen weiter nichts als Thiere,
Und ohne sich im Spiegel anzuschauen
Wird draus ihr Bild getroffen und natürlich
Nach dem Bassan muß Jeglicher veralten,
Wer tölpisch Stiere noch und Pferde malt.
Die Schulen sind für Solche Heerd' und Ställe,
Und sie verfertigen durch's ganze Leben
Eidechsen, Kröten, Schlangen, Schmetterlinge.
Die Thiere malen sie so wild und lebhaft,
Daß, wenn man Bild und Maler sieht, man zweifelt,
Wer wahres Vieh und wer gemaltes ist.
Ein Anderer mißbraucht den Pinsel, um
Nur Blätter, Laubwerk, Tändelei'n zu malen,
Und Packenträger, Schelme, Beutelschneider,
Weinberge, Wagen, off'ne Plätze, Kneipen,
Besoff'ne Kerle und gefräß'ges Volk,
Beschmiert' und grind'ge Bettler, Tabacksschmaucher,
Pumphosen, Dreierbröt' und derlei Plunder;
Hier laust sich Jemand und dort kratzt sich Einer,
Dort kauft ein Mann gekochte Birnen ein,
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Und diese Bilder werden so geschätzt,
Daß man sie, prachtvoll, zierlich eingerahmt,
In großer Herren Arbeitszimmer siehet,
Im Leben bettelhaft, entblößt und traurig,
Erhalten sie von Jenen keinen Deut,
Die Thaler an die Abgemalten wenden.
Durch diesen Plunder wird auch mir die Lehre:
Daß die modernen Fürsten zum Verschwenden
Geneigt für Luxus sind, für Mitleid karg.
Gemalt gefällt, was lebend Abscheu weckt.
Drum ist es nur an Höfen alter Brauch
Allein zu schätzen, was erdichtet ist.

[G.]

*) Horaz in seiner Epistel an die Pisonen („de arte poetica").

## 2. Cantate.

(Vgl. S. 493.)

Nicht Rast noch Ende hat mein Leid hienieden.
Bedenke, Glück, daß ich auch bin vorhanden,
Und daß auch mir beschieden
Ein Leib von Fleisch, wie Andern zugestanden.
Bin ich denn nur geboren
Zum Darben, Dulden, um als Hund zu schwitzen?
Und stets geplagt, geschoren,
Soll ich denn nie ein sich'res Brot besitzen?

Für mich nur ist die Erde
Verdorrt, die Sonne dunkel, taub der Himmel.
Hoff' ich, daß Frieden werde,
So schafft der Satan Mord- und Kriegsgewimmel.
Hab' ich die Wäsch', ist's Regen;
Geh' ich auf's Meer, so wird's vom Sturm gedroschen,
Reis' ich, soll allerwegen
Mein Kopfstück mehr nicht gelten als drei Groschen.

Wenn ich zum Metzger gehe,
Um Fleisch zu kaufen, werd' ich stets betrogen.
Ich komme heim und sehe,
Mehr Knochen sind als Fleisch mir zugewogen.
Geh' ich an Hof, gezwungen,
So zeigt auf mich das Vorgemach mit Fingern,
Und der Satrapen Zungen
Sind eifrig, mich zu höhnen, zu verringern.

Ich bin ein Christ und hasse
Die Juden sehr; doch muß ich an sie glauben.
Das weiß die Judengasse
Und Mardochai, der Hüter meiner Schauben.
Nicht Rast noch Ende hat mein Leid hienieden.
u. s. f.

Mein Geist ist in beständ'ger
Geschäftigkeit im Wachen und im Bette;
Obwohl kein Bauverständ'ger
Erbau' ich stets Luftschlösser um die Wette.
Nicht Haus noch Hof besitz' ich;
Von Silber ist der Nachttopf selbst bei Andern;
Voll Hoffnungsreichthum sitz' ich,
Und Aussicht hab' ich, in's Spital zu wandern.

Bedenket doch, ich bitte:
Wenn man vor Höllenhitze will verschmachten,
Recht in des Sommers Mitte,
Geh' ich einher in dicken Wintertrachten.
Wer g'nug hat, pflegt zu sagen,
Er achte Geld und Güter gleich dem Rauche;
Dabei ist nichts zu wagen,
Wenn Eure Renten gleich sind dem Verbrauche.

Ein Maler, und kein schlimmer,
Kann ich mir doch kein bess'res Loos ermalen:
Einfarbig bleib' ich immer,
Nichts führ' ich aus von meinen Idealen.

Mein seeverständ'ger Pinsel
Klext Schiffe Spaniens, Frankreichs auf die Wellen;
Land schenk' ich weg und Insel,
Und habe selbst des Landes nicht zwei Ellen.

Glück hab' ich nie besessen;
Ein guter Tag für tausend Noth und Plage!
Ich habe nichts zu essen,
Doch spricht zu mir ein Jeder: Hoff' und trage!
Glaubt eurem Rosa, Leute;
Die Welt kann ohne Vers' und Bilder stehen
Am glücklichsten ist heute,
Wer mit dem wenigsten Gehirn versehen.

Noch klarer sei die Rede:
Mit Kenntniß läßt sich keine Feig' erwerben,
Von mir lernt All' und Jede,
Weit besser doch, als betteln gehn, sei sterben.
Nicht Rast noch Ende hat mein Leid hienieden rc.

[Uebers. v. Gries.]

---

## V. Aus Filicaja's Sonetten.

### 1. Italia.

(Vgl. S. 497.)

Italia, Italia, Dem erlesen
Die Schönheit wurde zur verhängnißreichen
Mitgift, die Leid Dir brachte ohne Gleichen,
Das trauervoll auf Deiner Stirn zu lesen.

Daß minder schön Du, oder daß gewesen
Du stärker, um den Freier zu verscheuchen,
Der um Dich wirbt mit grimmen Todesstreichen,
Vom Zauber Deiner Schönheit zu genesen!

Dann säh' ich Heere nicht mit reis'gem Trosse
Jetzt von den Alpen rings herniedersteigen,
Im Po dem Gallier tränken seine Rosse.

Nicht säh' ich Dich mit Waffen nicht Dein eigen,
Mit fremder Völker Arm Dich selbst bekriegen
Und, siegend wie besiegt, dem Joch erliegen.

[Uebers. v. A. Dörr.]

---

Wo ist Dein Arm, Italien? Zum Gefechte
Gebrauchst Du fremden? Gleich wild und vermessen
Sind die, so Dich vertheid'gen, so Dich pressen,
Sind Beide Feind' und Beide waren Knechte.

So schirmest Du die Ehre? So die Rechte
Glorreicher Herrschaft, die Du einst besessen?
Hast Du den Muth, den alten Muth vergessen,
Der Treue Dir geschworen, dauernd echte?

Verstoße denn den Muth, frei ohne Säumen
Den Müßiggang und schlaf' im Drang der Nöthe,
Wo Jammer heult und Blut und Thränen schäumen.

Schlaf', feige Buhlin, bis das Schwert sich röthe
Mit Deinem Blut und mitten unter Träumen
Schlaftrunk'ne, Dich im Arm des Buhlen tödte.

[Uebers. v. Gries.]

---

### 2. Die Vorsehung.

Wie Du die Mutter siehst sich mit Entzücken
Zu ihrer Kinder lieben Kreise wenden,
Das eine küssen, an die Brust ein's drücken,
Im Schooß ein's halten, eines auf den Händen;

Und wie da nichts von Winken, Seufzern, Blicken,
Das nicht der Mutter Augen wohl verständen,
Wie Dem ein Wort sie, Jenem beut ein Nicken,
Und immer liebt, mag Straf', mag Lob sie spenden:

So wacht die Vorsicht über unsern Pfaden,
Beschützt die Einen, stärkt der Andern Schritte,
Ist Allen hilfreich, hört auf Aller Klagen.

Und wenn sie weigert eine ihrer Gnaden,
Versagt sie bald, damit sie reizt zur Bitte,
Bald scheinbar weigernd giebt sie im Versagen.

[Uebers. v. F. Notter.]

---

## VI. Aus Fortiguerra's Richardett.

Rolandino's und Rinalduccio's Abenteuer auf einer bezauberten Insel.

[Ges. XII.]

Die Beiden schifften sich (wenn Ihr's behalten)
Mit ihren Schätzchen frisch und wohlgemuth
Nach Frankreich ein, zu ihren lieben Alten,
Und mehre Tage ging die Fahrt recht gut,
Doch wie sich Blumen auf dem Land entfalten,
So wachsen Stürm' auf weiter Meeresfluth.
Ein wilder Strom ergriff sie, ganz verwettert,
Und endlich ward ihr schwaches Schiff zerschmettert.

Kein Triton, kein Delphin ist da als Retter,
Der sie an's Ufer trägt, und keine Feen
Erscheinen plötzlich, wie ein Donnerwetter
Von oben her, um ihnen beizusteh'n.
Doch giebt es, Gott sei Dank! noch ein'ge Bretter,
Damit die armen Frau'n nicht untergeh'n;
Und diese tragen sie, sammt ihren Gatten,
Ganz unversehrt zu grünen Ufermatten.

Nach langer Noth und vielen Fährlichkeiten
Gelangen sie an einer Insel Bord,
Die Wunderinsel heißt seit alten Zeiten.
Beblümter Rasen schmückt das Ufer dort,
Und eines Baches Silberwogen gleiten
Durch schöne Wiesen bis zum Meere fort,
Und feuchten so, auf ihren Schlangenwegen
Die Insel an, daß sie nicht sorgt um Regen.

Dies Land, (darf man der alten Sage trauen)
Bewohnt ein tolles Poltergeister-Heer,
Das allen Leuten Furcht erregt und Grauen.
Bald zieh'n sie aus dem Bett die Tücher her;
Bald kommen sie als Männer, bald als Frauen,
Und bald als Esel, Kater oder Bär.
Kurz, wer auf dieses Eiland kommt, den placken
Die Geister dort mit tollen Schabernacken.

Doch üben sie nicht eben böse Sachen,
Oft solche, die man gute nennen kann.
Verborg'ne Schätze zeigen sie, und machen
Oft manchen armen Schuft zum reichen Mann,
Hier langen nun, auf Brettern, statt der Nachen,
Die beiden Frau'n und ihre Männer an,
Nach großer Angst, ganz pudelnaß, und legen
Sich in die Sonne, wie die Schlangen pflegen.

Kaum trocknet sie der Mittagssonne Brennen,
Da sehen sie ein Prachtschloß hart am Meer,
Von einem Bau, der göttlich ist zu nennen.
Spricht Rolandin: O wenn's ein Gasthof wär'!
Ich würde sporenstreichs zur Küche rennen,
Denn Seeluft weckt den Appetit gar sehr.
Und gäb' es keine Hirsche, keine Rehe —
Hund', Wölf' und Esel äß' ich, alt und zähe.

Mein Brüderchen, sprach Rinaldutz und lachte,
Fühlst Du den Hunger, fühl' ich ihn gleich Dir.
Welch' schlimmes Ding der liebe Herrgott machte!
Nichts Schlimm'res konnt' er schaffen, glaube mir.
Mich schaudert gleich, naht sich der Ungeschlachte;
Und lieber kämpf' ich mit dem Tode schier
Als mit dem grausen Hunger, der vermessen,
Gedärm' und Eingeweide mir zerfressen.

Allein, spricht Rolandin, sind wir nicht Thoren,
Daß wir nicht hin schon eilen, daß wir noch
Hier ruhig steh'n? Mein Leben sei verloren,
Giebt's da nicht gute Küche, guten Koch.
Und ist der Herr nicht in Florenz geboren,
So speist er uns, viel oder wenig doch;
Worauf sie schnell nach jenem Schlosse gehn,
Allein sie können keinen Eingang sehn.

Wie oft sie auch das große Schloß ummessen,
Kein Thor, kein Eingang findet sich durchaus.
Sie hören Leute, sehr vergnügt beim Essen,
Anmuth'ger Duft von Braten dringt heraus,
Trinklieder, Gläserklang nicht zu vergessen.
Die Wand'rer rufen laut: laßt uns in's Haus:
Man hört sie nicht und schmauset fort da drinnen,
Und diese schmähn und fluchen wie von Sinnen;

Und nehmen große Stein' aus einem Haufen,
Und werfen ringsumher die Fenster ein.
Da kommt ein Ungethüm herbeigelaufen,
Ergreift die Frau'n, die wie besessen schrei'n,
Und schleppt sie fort, ohn' irgend zu verschnaufen.
Die armen Knaben rennen hinterdrein,
Obwohl umsonst, und schrei'n in Schmerz und Grimme:
Leg' hin, leg' hin, mit wutherstickter Stimme.

Doch als sie nun das Unthier nicht mehr schauen,
Das schnell entläuft, da glauben sie alsbald,
Daß es die Liebsten schon mit scharfen Klauen
Zerfleischt und sie verzehrt im dunkeln Wald.
Ein Klaggeheul erheben sie zum Grauen;
Und so ergreift der Schmerz sie mit Gewalt,
Daß, wenn man sie im heißen Wasser hätte,
Bei diesem Schmerz sie's hielten für Gespötte.

Auf einmal hören sie ein ängstlich Stöhnen,
So kläglich, daß es schier den Sinn zerstört.
Ihm nach eilt Rinaldutz; denn seiner Schönen
Angstvolles Jammern glaubt er, das er hört.
Denkt, welchen Schmerz er fühlt bei diesen Tönen!
Von Liebesgluth entflammt, von Zorn empört,
Läßt er vom Ohre seine Schritte lenken,
Ohn' an Gesträuch' und Klotz und Stein zu denken.

Am andern Ort sieht Rolandin erschrocken,
Ein schönes Kind in eines Satyrs Hand,
Halb schon entblößt, mit wild zerstreuten Locken,
Und hie und da zerfetzt oft ihr Gewand.
Er zieht das Schwert, und hämmert ohne Stocken
Auf diesen Satyr los, von Zorn entbraunt;
Und thut es um so lieber, da ihm däuchte,
Es sei Argea, die so stöhnt' und keuchte.

Doch als er glaubt, der Satyr lebe nimmer,
Und ganz in Freiheit sei das schöne Kind,
Schrumpft jener ein, wird kleiner, kleiner immer,
Zuletzt so klein, daß er in nichts verrinnt.
Zur Mißgeburt wird nun das Frauenzimmer,
Zur Mumie fast. Dumm wie ein Wiegenkind
Steht Rolandin, der sich bekreuzt und segnet,
Und nicht begreifen kann, was ihm begegnet.

Als Rinaldutz indeß zum Berge rannte,
Woher die Stimme scholl, wie er geglaubt,
Fand er ein frisches Bächlein und erkannte
Zwei junge Weiber dort, höchst unerlaubt
An einem Baum gekreuzigt; diese wandte
Den Rücken zu ihm her, und die das Haupt.
Ha, Rinaldutz, sprach eine dieser Beiden,
So schnell vergißt Du mich und meine Leiden?

Rinaldo's Sohn erschrickt, und ruft voll Bangen:
Coresa, theure Gattin, keinen Harm!
Er zieht sein Schwert, und brennend vor Verlangen,
Hau't er den Baum, doch als er mit dem Arm
Sie will umschlingen, und den schönen Wangen
Die Lippe nah'n, von keuscher Liebe warm,
Beginnt der Baum im Kreise sich zu drehen,
Den Kreiseln gleich, und will nicht stille stehen.

Doch Rinaldutz, der glaubt, es sei im Traume,
Faßt seine Frau und dreht sich um mit ihr.
Da zeigt ein neues Wunder sich am Baume:
Der Stamm wird roth, die Zweige wie Saphir
Und alle Blätter gleich dem weißen Schaume.
Die beiden schönen Frau'n verschwinden hier;
Denn Eine wie die Andre hüllt die Glieder
Als weißer Schwan in glänzendes Gefieder.

Und taucht sich rasch in eines Seees Wogen
Und fängt gar lieblich an zu singen dort.
Vergangen war nicht lange Zeit so flogen
Von jenem Baum die Blätter alle fort,
Die nun als Vögelein die Luft durchzogen;
Und auf den Boden fiel der Stamm sofort,
Und ward im Fall zu einer großen Schlange,
Die zischend niederglitt am Bergeshange.

Indeß die beiden Ritter Wald und Auen
Durchziehn, betäubt und in Verzeiflungswuth,
Späh'n nach den Gatten auch die beiden Frauen
Rastlos umher mit heißer Thränenfluth.
Auf eine Wiese kommen sie und schauen
Die Beiden todt, und ringsumher von Blut
Das Gras geröthet. Als sie dies entdecken,
Wer kündet ihren Jammer, ihr Erschrecken!

Sie raufen sich die Locken aus, zerschlagen
Die weiße Brust, und solch ein Jammern schallt,
Als ob Bauch- oder Hüften-Weh sie plagen.
Drauf packen sie die Schwerter mit Gewalt,
Die ihre Männer an der Linken tragen,
Um sich zu tödten. Wunder! alsobald
Verwandeln sich die Schwerter, eh' man's ahne,
Wird dies Narzisse, jenes Tulipane.

Die Leichen nun (wer glaubt' es wohl) zerfließen
Wie Wachs am Feuer schmilzt, und durch die Au'n
Sieht man die schönste Quelle sich ergießen.
Wie Marmorbilder stehn die beiden Frau'n!
Wohl muß sie diese Wandelung verdrießen,
Denn an der Quelle, da ist nichts zu schau'n
Von ihren Gatten keine Spur kein Zeichen;
Erst sah'n sie jene doch, wenn auch als Leichen.

Als sie ein wenig zu sich selbst gekommen,
Entschließt zum Bade sich das schöne Paar;

Auch wird ein Trunk aus dieser Quelle frommen,
Obwohl sie Menschenfleisch noch eben war.
Sie zieh'n sich aus, von Niemand wahrgenommen,
Bald sind sie ihrer Röck und Hemden baar;
Schon liegen Wamms und Schnürleib, Strümpf' und Schuhe
Auf grünem Rasen dort in guter Ruhe.

Als sie entblößt, mit sicherstem Vertrauen
Sich baden in der ehelichen Fluth,
Kommt eine Schaar von Rittern und von Frauen
Und überrascht die Nackten wohlgemuth.
Sie wollen flieh'n, allein verschämtes Grauen
Hält sie zurück; und Alles was man thut
Das Wasser aufzurühren, macht's nicht trüber;
Drum werfen sie die langen Locken über.

Zwei Ritter springen in den Bach verwogen,
Und wollen sie ergreifen; doch geschwind
Versiegt die Fluth, die Ufer sind entflogen,
Die Ritter und die Frau'n entführt der Wind.
Ein dichter Nebel hält das Paar umzogen,
Und jeder kleinste Strahl des Lichts verrinnt.
Dann flieh'n die Schatten, und nach kurzem Dunkel
Strahlt Alles rings vom hellsten Lichtgefunkel.

So vielerlei Gebild' und Truggestalten
Erzeugen sich am dunkeln Himmelsraum,
Wenn Wolken sich zerrissen oder ballten,
Gejagt vom Südwind durch den weiten Raum —
Jetzt sieht man sie als Schiffe, jetzt entfalten
Sich Wiesen draus, jetzt ein Cypressenbaum —
Wie hier die Frauen sah'n (doch ohne Lachen)
Bei'm wechselnden Gebild derselben Sachen.

Sie fangen an zu glauben, daß hier eben
Die Feen wohnen und die Geisterlein,
Die bösen, tückischen, die sich bestreben
Die Sinne zu verwirr'n durch Gaukelei'n.

Nun hoffen sie, daß ihre Männer leben,
Vielleicht gequält von gleicher Noth und Pein,
Als jetzt sie selbst erleiden von Dämonen,
Die hier als Gaukler, Possenreißer wohnen.

Doch, schöne Frau'n, um nicht Euch zu beschweren
Mit diesen Possen, Späßen, Phantasie'n,
Die für die Armen viele Tage währen,
(Wohl mehr als sieben) will ich nicht verzieh'n,
Vom Ausgang dieses Spiels Euch zu belehren.
Und ein Paar Handschuh bietet Garbolin
Als eine Wette dar, wenn es Euch glückte
Zu rathen, was dem Zauber sie entrückte.

Erinnert Ihr Euch noch des Ferragu,
Der, nach der Heilung jenen Wald verließ,
Und wanderte der alten Klause zu,
Wie er dem Heil'gen und dem Herrn verhieß,
Und der Climenen, die ihm seine Ruh
Entführte, ganz aus seinem Herzen stieß,
Und seine beiden Riesen mit sich nahm,
Die er bekehrt so schnell und wundersam?

Nun, dieser Klausner war's, der wohlbekannte,
Den Gott zum Geisterbanner ausersehn;
Weshalb er ihn von seinem Wege wandte
Und ihn (gedacht' er gleich zu Fuß zu gehn)
In die Gefahr des wilden Meeres sandte,
Wo so viel Hagel schmettern, Stürme wehn
Und Donner rollen, Wetterstrahlen blinken,
Daß es ein Wunder war, nicht zu ertrinken.

Dreitausend Meilen wohl, vielleicht noch weiter,
Verschlägt von Spanien ihn des Meeres Wuth;
Und eines Morgens kommt der fromme Streiter
Zu diesem Nest der tollen Geisterbrut;
Mit ihm die beiden Riesen, nicht sehr heiter,
Weil großer Hunger ihnen wehe thut.
Und während sie vom Westen nahn dem Strande,
Kommt and'res Volk vom Osten her zum Lande.

[Uebers. v. Gries.]

# XIX. Das achtzehnte Jahrhundert.

## Dramatiker, Satiriker, Kritiker.

Von der dramatischen Literatur der Italiäner haben wir bisher, seitdem in dem Abschnitte über das 15. Jahrhundert die Anfänge des neueren Drama's dargestellt worden, nur insoweit Kenntniß genommen, als die Schriftsteller, die wir in ihren Beziehungen zur Literatur überhaupt besprochen, uns Gelegenheit gegeben haben, auch derjenigen ihrer Werke zu erwähnen, welche dem dramatischen Gebiete angehören. In den Abschnitten über Macchiavelli, Ariosto, Tasso, über die Dichter des 16. und des 17. Jahrhunderts sind dramatische Werke in nicht geringer Zahl angeführt worden, und unter ihnen solche, die das Beste und Bemerkenswertheste von dem bilden, was in diesem Zweige der Literatur während der genannten Zeiträume geleistet wurde. Daß mit den angeführten Werken der dramatische Katalog jener Zeit keineswegs erschöpft sei, ja daß sie nur einen äußerst geringen Bruchtheil der dramatischen Productionen enthalten, ist bereits früher (S. 383) angedeutet worden. Wie außerordentlich aber diese Fruchtbarkeit gewesen, läßt sich aus

dem Umstande erkennen, daß die Bibliothek Apostolo Zeno's, die nach dessen Tode in den Besitz der Dominicaner zu Venedig überging, nicht weniger als viertausend dramatische Werke aus dem 16. und 17. Jahrhundert zählte.*) In welchem Mißverhältnisse der innere Werth der Stücke zu deren Menge steht, haben wir ebenfalls bereits angedeutet. Zwar wetteiferten die Höfe, einander in der Aufführung von Tragödien, Komödien und Schäferspielen zu übertreffen; aber der dramatischen Poesie blieb es unmöglich, sich zu heben, so lange der Geschmack an der Oper immer noch wuchs und das schaulustige Publicum sich mit den elenden Fabeln begnügte, welche zu Operntexten verarbeitet wurden. Die dramatische Poesie hatte sich in den Dienst der musicalischen Composition gegeben und war weit entfernt, mit dieser um den Preis zu ringen. Rinuccini, den wir als den ersten Operndichter kennen gelernt haben, war verständig genug, in seinen Texten das streitende Element, welches die Poesie in diesem Wetteifer mit der Musik leicht an den Tag legt, zu verhüllen und auf eine ungezwungene Weise sich den Forderungen des musikalischen Bedürfnisses zu fügen, weshalb seine musikalischen Dichtungen lange Zeit nicht übertroffen wurden. Der Schauplatz, womit die dem Volke geöffnete Oper sich noch im Anfange des

---

*) Dem fast unbegreiflichen Sammelfleiße des im 17. Jahrhundert lebenden Lione Allacci verdankt man ein Verzeichniß aller bis zu seiner Zeit erschienenen italiänischen Dramen, das als „Dramaturgia di Lione Allacci" veröffentlicht, mehrere tausend Theaterstücke anführt. Riccoboni berechnet die Zahl der von dem Jahre 1500 bis 1736 gedruckten auf 5000. An Sammlungen der besseren oder wenigstens als besser geltenden Lust- und Trauerspiele hat es nicht gefehlt. 1765 erschienen zu Florenz sechs Bände eines „Teatro comico Fiorentino," 1786 zu London (Livorno) acht Bände des „Teatro Italiano antico." Die Namen der Verfasser der darin aufgenommenen Stücke sind: Trissino, Rucellai, Dovizio da Bibbiena, Ariosto, Alamanni, Martelli, Machiavelli, Sperone Speroni, Giraldi Cintio, Pietro Aretino, Lodovico Dolce, Anguillara, Rinuccini, Antonio Decio da Orte und Chiabrera. Von den in neuester Zeit veröffentlichten Sammlungen dieser Art nennen wir das in Triest (1858) erschienene „Teatro Classico," das, ausschließlich Lustspiele des 16. Jahrhunderts enthaltend, zuerst drei Komödien des Florentiners Francesco d'Ambra mittheilt: „Il Furto" (der Diebstahl), „I Bernardi" (die beiden Bernardi, denselben Stoff, wie Shakespeare's später geschriebene „Komödie der Irrungen" behandelnd) und die „Cofanaria." Es folgt sodann das Lustspiel: „La Suocera" (die Schwiegermutter), von Benedetto Varchi; dem sich zwei Lustspiele von Agnolo Firenzuola („La Trinuzia" und „I Lucidi") anschließen. Der Herausgeber theilt darauf ein ungemein selten gewordenes Lustspiel des aus der Geschichte von Florenz bekannten Großneffen von Cosmo, Lorenzino de' Medici, mit, der sich namentlich durch die Ermordung seines Vetters, des Herzogs Alessandro, eine traurige Berühmtheit erworben hat. „L'Aridosia" heißt das den „Brüdern" des Terenz nachgebildete Stück. (Hinzugefügt ist die „Rechtfertigung der Ermordung Alessandro's von Medici," die Lorenzino während seines zehnjährigen Exils in Venedig geschrieben.) Die erste Ausgabe der „Aridosia" ist zu Bologna im Jahre 1548 gedruckt erschienen. Das „Teatro Classico" bringt alsdann noch zwei kleine Lustspiele des florentinischen Akademikers Lionardo Salviati: „La Spina" und „Il Granchio" („der Krebs"), woran sich schließlich dasjenige Lustspiel reiht, welches als eins der ersten und besseren der italiänischen Stücke betrachtet wird: „La Calandra," von Bernardo Dovizi (Divizio) da Bibbiena. Im Jahre 1470 zu Bibbiena von armen Eltern geboren, wußte sich Dovizi durch Kenntnisse und Talente, besonders aber durch seine Anhänglichkeit an den Cardinal Giovanni de' Medici, nachmals Papst Leo X., so hervorzuthun, daß er einer der einflußreichsten Cardinäle unter der Regierung des Letzteren wurde. Im Jahre 1520 starb er, 50 Jahre alt, in Rom, wie es heißt, an Gift, nachdem er kurz vorher aus Paris zurückgekehrt war, wo er sich von Franz I. das Versprechen hatte geben lassen, seine Wahl zum Nachfolger Leo's X. zu unterstützen. Sein Lustspiel „La Calandra" wurde zuerst 1521 in Siena gedruckt. Mehrere Jahre früher (1513) war bereits eine Komödie des unter den Dichtern des 15. Jahrhunderts aufgeführten Bernardo Accolti erschienen: „Virginia," gewöhnlich „die Komödie des Bernardo Accolti" genannt. Während die „Calandra" in Prosa geschrieben, ist die „Virginia" in Stanzen- und Terzinenform versificirt. Man kann das Stück als eine dramatisirte Novelle bezeichnen. Den Stoff hat Boccaccio in seiner Novelle: „Giletta di Narbone" (Giornata 3, Nov. 9) geliefert; es ist derselbe Stoff, den Shakespeare später seinem Lustspiel „Ende gut, Alles gut" zum Grunde gelegt hat. Der Komödie Accolti's ist folgende Inhaltsangabe vorausgeschickt:

Virginia heilt den König, und zum Lohn
Will sie des Fürsten von Salerno Hand.
Doch knüpft durch Zwang er nur der Ehe Band,
Und ist auf immer dann von ihr geflohn'n.

Sie schreibt und fleht, zu mildern doch sein Droh'n;
Doch will der Fürst, von schwerem Zorn entbrannt,
Sie thu', damit er kehr' in's Heimathsland,
Was ihm unmöglich scheint, als spräch' er Hohn.

Doch sie zieht hin, verkleidet und allein,
Und führet aus, das kluge Frauenbild,
Was immer auch unmöglich schien zu sein;

So daß der Fürst, von Staunen hoch erfüllt,
Ihr seine Gnad' und Gunst wohl muß verleih'n
Und ihre Lieb' mit Liebe dann vergilt.

17. Jahrhunderts oft begnügte, war, wie Pietro della Valla (in seiner Schrift „della Musica dell' età nostra") berichtet, sehr einfach, nämlich ein umherziehender Karren auf offener Straße; bis dahin konnten bloß die wohlhabenden Fürsten an ihren Höfen eine Oper halten. Seit aber 1637 die von Benedetto Ferrari gedichtete, von Francesco Manelli componirte „Andromeda" zu Venedig mit dem ungeheuersten Beifalle auf einem öffentlichen Theater aufgeführt war, vermehrten sich die Opernbühnen dergestalt, daß in Venedig selbst zuletzt funfzehn waren. Der ernsten Oper ward schon früh das bizarre, komische Beiwerk zugesellt, welches mit dem Zauberwesen, das in der Oper überhand nahm, und den dadurch nöthig gewordenen überraschenden Veränderungen sich wie von selbst einfand. Allein diese grelle Vermischung hatte wahre Mißgeburten zur Folge. Daß man dieselben so angenehm fand, beweist nur, wie entfernt dem Zuschauer noch das Bedürfniß eigentlich theatralischer Genüsse lag, welche von der Poesie allein dargeboten werden. Mit der opera seria fast gleichzeitig entstand auch die komische Oper (opera buffa, Operette), welche in Italien gleichfalls durchgängig gesungen wird. Sie wandte sich sogleich nach der burlesken Seite und suchte den ganzen Apparat der Kunst-Komödie in sich aufzunehmen. Hierdurch gewann sie an Nationalität, ward aber einer Bildung durch die Poesie noch weniger fähig und verlor auf diese jede Rückwirkung.

Bei dieser entschiedenen, lange anhaltenden Herrschaft des Operngeschmacks war nur von der Ausbildung desselben zum Besseren ein günstiger Erfolg für die dramatische Poesie überhaupt zu erwarten, und in der That ging aus jener Quelle eine bessere Zeit hervor, als Apostolo Zeno gleichzeitig mit der beginnenden Herrschaft des durch ihn empfohlenen französischen Geschmacks der Reformator der italiänischen Oper wurde. Das Zeitalter Ludwig's XIV. hatte auch, und mit großer Macht, seinen Einfluß auf Italien geübt. Dieses Land, von jeher dem Andrange des Fremden gefällig nachgebend, hatte mit Leichtigkeit die französischen Sitten, den Geschmack an Künsten und Kleidern, welcher an Ludwig's Hofe Beifall gefunden, ebenso wie die Vorschriften der französischen Geschmacksrichter angenommen. Die erste Wirkung vom Einflusse der französischen Literatur in Italien war die Empfänglichkeit für Schönheiten ohne Manier und Prunk, eine correctere Ansicht von der Behandlung der Poesie und die Ueberzeugung, daß die regellose poetische und theatralische Sitte einer durchgängigen Reform bedürfe. Die Fähigkeit, dieses Bedürfniß zu empfinden, begründete an sich schon die Hoffnung besserer Zeiten für die Literatur, und diese ward nicht getäuscht. An der Hand der französischen Kritik, nicht ohne Einwirkung der Engländer, welche auch bekannt wurden, lernten die italiänischen Musen nach langer Kraftlosigkeit wieder gehen; für lange Zeit freilich so, daß sie den Einfluß ihrer Lehrmeister nicht zu verläugnen vermochten. Dieser war aber auf die Sprache oft so überwiegend, daß eine Menge französischer Constructionen, Wendungen, Phrasen, italiänisirter französischer Wörter darin Eingang fanden. Dadurch wurden jedoch die italiänischen Autoren des 18. Jahrhunderts dem Ausländer am leichtesten verständlich: dem französischen Vorbilde entsprechend wurden die früheren langen Perioden, welche in dunkeln Wendungen sich fortschlangen, abgekürzt und einfachere Sätze eingeführt. Diese Vorzüge hatten denn auch für die Italiäner so viel Einnehmendes, daß man sich im vorigen Jahrhundert förmlich schämte, die Sprache des sogenannten goldenen Jahrhunderts für preiswürdig zu erkennen; ja in einer 1737 zu Verona erschienenen Schrift („Se oggidi scribendo si debba usare la lingua del buon seculo?") wird sogar daran gezweifelt, daß man jener Sprache des Cinquecento sich noch mit Anstand bedienen könne. Die Nüchternheit der französischen Poetik, welche in Frankreich für kritische Besonnenheit galt, hatte in Italien den vortheilhaften Einfluß, daß nicht jede poetische Regung des Geistes für einen Beruf und Impuls zur Poesie geachtet wurde.

Wir haben den Namen des Mannes oben genannt, der in der Ueberzeugung, daß nur durch Veredlung des bisher herrschenden Opernwesens und durch Reinigung der dramaturgischen Ansichten der dramatischen Poesie eine würdigere Gestaltung gegeben werden könne, das Werk der Veredelung und Reinigung begann. Es ist Apostolo Zeno, der,

ein Venetianer von griechischer Abkunft — seine Eltern kamen als Flüchtlinge von der Insel Candia nach Venedig — 1669 geboren war. Nach der ersten Entwickelung seiner Talente schien er nicht zum Dichter bestimmt zu sein. Das Studium der Geschichte, der alten und der neueren, beschäftigte ihn vorzüglich. Die Lectüre der französischen Tragiker erschloß ihm das Gefühl für natürliche Behandlung der Charaktere und Leidenschaften. Seine Studien veranlaßten ihn zur Reform der italiänischen Oper. Die Trauerspieldichter hatten von jeher den Stoff zu ihren Erfindungen mit dem meisten Glück aus der Geschichte genommen. Dieselbe Richtung glaubte Apostolo Zeno der Oper geben zu müssen, wenn sie mehr werden sollte, als sie seit Rinuccini gewesen war, mehr als ein dramatisirter Gesang ohne dramatisches Interesse. Den mythologischen Stoff wollte er deswegen nicht verbannen, nur nicht sich auf ihn beschränken. Aehnliche Versuche hatten schon Testi und Andere gemacht; aber sie waren zu schwach gewesen, einen bestimmten Ton anzugeben. Zeno's Opern wurden von den Musikern und dem Publicum mit solcher Gunst aufgenommen, daß der Kaiser Carl VI. ihn 1719 an seinen Hof nach Wien berief und ihm die Aemter eines kaiserlichen Historiographen und eines Theaterdichters übertrug. Er lebte elf Jahre in Wien und schrieb daselbst eine große Anzahl Opern und Oratorien. 1729 wurde ihm erlaubt, im fortgesetzten Genuß seiner Pensionen, nach Venedig zurückzukehren, mit der Bedingung, jährlich am Charfreitage ein Oratorium einzusenden. Die letzten einundzwanzig Jahre seines Lebens (er starb 1750) brachte Apostolo Zeno an seinem Geburtsorte zu, im Briefwechsel mit fast allen Gelehrten Italiens. Er war ein großer Kenner der Antiquitäten und ein kritischer Geschichtsforscher. Man hat eine Sammlung seiner dramatischen Poesieen („Poesie drammatiche di Apostolo Zeno," Vened. 1744) in zehn Bänden, welche dreiundsechzig zwischen 1695 und 1737 geschriebene Opern und Oratorien enthält. Unter seinen vielen übrigen Schriften, die meistens in die Literargeschichte einschlagen, sind seine Briefe (Venedig 1785) besonders geschätzt. Vor der Zeit seiner Berufung nach Wien hatte er, in Verbindung mit den größten damaligen Gelehrten Italiens, mit Vallisnieri, Morgagni, Fontanini, Muratori, Salvini, Maffei, das „Giornale de' letterati d'Italia" in 30 Bänden herausgegeben, ein Journal, das hauptsächlich zum Zwecke größerer Verbreitung italiänischer Geisteswerke bestimmt, später von Maffei, dem eigentlichen Begründer desselben, in seinen „osservazione letterarie" (6 Bde., 1737—1740) fortgesetzt wurde. — Zeno's Operndichtungen sind nicht Werke des schöpferischen Genie's, das die Natur in ihrem Innersten ergreift. Aber in den meisten waltet eine angenehme, wenngleich nicht starke poetische Begeisterung und ein richtiges Verständniß von der Anordnung der Composition. Zeno ging seinen Weg mit männlichem Ernste; er affectirte keine Originalität und schmiegte sich nicht als Nachahmer in fremde Formen. So gelang es ihm, seinen Opern eine Kraft zu geben, die sie auch unabhängig von der musikalischen Composition bewahrten. Die Bearbeitung der komischen Oper ist ihm mißlungen. Unter seinen Dichtungen dieser Art ist eine, der Don Quixote (Don Chisciotte), welche das komische Interesse, das sie erregt, dem spanischen Romane allein verdankt. Zeno's tragische Opern werden von Bouterweck die ersten wahren Tragödien der Italiäner genannt. Der musikalischen Composition kommen sie nicht gefällig genug entgegen. Besonders sind die Recitative für den Vortrag zu lang. Aber diese Recitative treffen den Ton des feierlichen und doch natürlichen Dialogs, den die älteren italiänischen Tragiker im Stil des Seneca durch prunkende Phrasen und weit ausgedehnte Perioden ersetzen wollten. Den Arien in Zeno's Opern fehlt häufig die rythmische Rundung, die an sich schon Musik ist. Doch sehen wir nicht selten den Sturm der Leidenschaft mit eben der Wahrheit ausgedrückt, wie die rührenden und zärtlichen Momente; und fast niemals wird die Wahrheit der Empfindungen einem schimmernden Gedanken geopfert.

Das Werk, das Apostolo Zeno begonnen, ward von seinem Nachfolger im Amte eines kaiserlichen Hofdichters, von Pietro Metastasio, mit glücklichem Erfolge fortgesetzt und in gewisser Beziehung vollendet. Pietro Trapassi — das war der ursprüngliche Familienname — wurde am 3. Januar 1698 zu Rom geboren. Der berühmte Rechtsgelehrte



Pietro Metastasio.

und Aesthetiker Gravina riß ihn und seinen älteren Bruder Leopold schon früh aus ihren dürftigen Verhältnissen, nahm sie in sein Haus, gab ihnen den gräcisirten Namen Metastasio und sorgte für ihre Ausbildung. Da nach einem alten Ausspruche Rom nur den Advocaten und Geistlichen Brot und Geld gab, so glaubte Gravina am besten für die Zukunft seiner beiden Pflegesöhne zu sorgen, wenn er sie zu tüchtigen Juristen ausbilden ließ. Der ältere widmete sich mit bedeutendem Erfolge den Rechtsstudien; Pietro dagegen wählte den geistlichen Stand, in den er 1714 durch Annahme der sogenannten vier kleinen Weihen trat. Sein Pflegevater, der 1718 starb, vermachte ihm, „einem Jünglinge von den größten Hoffnungen," sein ganzes Vermögen. Die Sängerin Maria Romanina, nachherige Bulgarelli zu Neapel, war vielleicht die nächste Veranlassung, daß Metastasio Operndichter wurde. Seine „verlassene Dido," in welcher er sein eigenes Verhältniß zu jener Sängerin geschildert haben soll, war mit Sarti's Composition 1724 mit rauschendem Beifall aufgeführt worden. Sein Ruhm verbreitete sich durch diese und die ihr nachfolgenden Opern so, daß, als Apostolo Zeno 1729 seine Stelle als Poet am wiener Hofe niedergelegt hatte, Metastasio mit einem ansehnlichen Gehalte zu seinem Nachfolger berufen wurde. Von dieser Zeit an wurde ein halbes Jahrhundert hindurch fast kein Fest am wiener Hofe gefeiert, das er nicht durch seine Dichtungen verherrlichte. Maria Theresia und Ferdinand VI. von Spanien wetteiferten, ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken zu überhäufen. Ein Fieber, das den Vierundachtzigjährigen im April 1782 befiel, raffte ihn dahin. Er starb am 12. desselben Monats, nachdem er von dem Papste Pius VI., der gerade damals in Wien anwesend war und ihn besucht hatte, den apostolischen Segen empfangen.

Metastasio wird von seinen Biographen als ein Mann von einer seltenen Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe geschildert. Seiner regelmäßigen Lebensart verdankte er eine fast nie gestörte Gesundheit. Er pflegte scherzweise zu sagen, er fürchte die Hölle nur deshalb, weil dort keine Ordnung, sondern immerwährender Schrecken herrsche. Vergnügungen, die großen Aufwand forderten und der Gesundheit schädlich werden konnten, entsagte er, wie dem Kartenspiel, auf immer. Seit 1742 vermied er alle Gastmähler. Zu allen Geschäften, ja selbst zum Dichten, hatte er seine bestimmten Stunden, die er genau beobachtete. Selten schrieb er aus eigenem Antriebe Verse, einige Kleinigkeiten ausgenommen. Die Tonkunst verstand er so gut, daß er auf seine „Nice" und die „Palinodie" selbst die erste Musik verfertigte, und verschiedene seiner Arien als dreistimmige Canons componirte, welche

nach seinem Tode von seinem Freunde und dem Erben seines großen Vermögens, dem Rath von Martines, herausgegeben worden sind. Den größten Theil seiner Zeit verlebte er in dem vertrauten Umgange mit einigen auserlesenen Freunden und unter dem ihm frühzeitig werth gewordenen Studium der Werke der Griechen und Römer, die ihm bis an's Ende seines Lebens den befriedigendsten Genuß gewährten. Er las sie in chronologischer Ordnung, und fing die Lectüre, wenn sie geendigt war, immer wieder von vorne an. Horaz war sein Lieblingsdichter, und er wußte ihn noch in seinem Alter fast ganz herzusagen. Er sprach französisch und spanisch, aber nur gerade so viel deutsch, daß er seinen Bedienten verständlich war. In seinen Religionsübungen war er, wie in allen seinen übrigen Handlungen, sehr pünktlich, und er fand es seiner Ruhe zuträglicher zu glauben, als zu untersuchen. Er war ein großer Feind von Satiren, behutsam in seinen Reden, zuvorkommend gegen Jedermann, wohlthätig, äußerst bescheiden und ein strenger Richter gegen sich selbst. So war es möglich, daß er über ein halbes Jahrhundert in Wien leben konnte, ohne einen Feind zu haben. Ausführliche Nachrichten über sein Leben und seine Werke findet man in der Schrift von J. A. Hiller: „Ueber Metastasio und seine Werke. Nebst einigen Uebersetzungen aus denselben." (1786.) Die gesammelten Werke Metastasio's erschienen seit 1757 in verschiedenen Ausgaben; von den älteren unter ihnen ist am bekanntesten die in Paris 1780 gedruckte Prachtausgabe in zwölf Bänden. Sie enthält 26 Opern, eine große Zahl „Azioni teatrali," „festi teatrali" und „componimenti drammatici," d. h. kleinere für die Musik bestimmte dramatische Dichtungen, die bei Gelegenheiten von Hoffesten entstanden; ferner Cantaten, Azioni sacre oder Oratorien, und eine Menge kleinerer Gedichte.*) Diese Ausgabe wurde nach dem Tode des Dichters durch die „opere postume del Sig. Abate Pietro Metastasio" (1795, 3 Bände) vervollständigt, welche eine Auswahl von Briefen, die durch Stil und Inhalt sich auszeichnen, und Bemerkungen über die griechischen Dramen enthalten. — Mehrere Werke Metastasio's sind in's Deutsche übersetzt. So das Singspiel: „Die wüste Insel" (von A. G. Meißner, 1778), „Artaxerxes" und „Themistokles," dreiactige Dramen von J. v. Boné (1824); „Demetrius" (von

*) Wir geben hier das specielle Inhaltsverzeichniß. Band I. enthält: Artaserse, Adriano in Siria und Demetrio, Opern; il sogno di Scipione und il natal di Giove, azione teatrali; la Danza, eine Cantate. Bd. II.: Olimpiade, Issipile und Ezio, Opern; l'isola disabitata und le Cinesi, azioni teatrali; il vero omaggio und l'Amor prigioniero, drammatici componimenti; il Ciclope, eine Schäfercantate. Bd. III.: Didone abbandonata, la clemenza di Tito und Siroe, Opern; l'asilo d'Amore, eine fest ateatrale; la pace fra la virtù e la bellezza und le Grazie vendicate, azioni teatrali. Bd. IV.: Catone in Utica; Demofoonte und Alessandro nell' India, Opern; il tempio dell' Eternità und la contesa de' Numi, feste teatrali; il sogno, ein componimento drammatico. Bd. V.: Achille in Sciro, Ciro riconosciuto und Temistocle, Opern; il Palladio conservato, eine azione teatrale; il Parnasso accusato e difeso und Astrea placata, componimenti drammatici; sonetti und Canzonnette. Bd. VI.: Zenobia, Ipermostra und Antigona, Opern; Gioas re di Giuda, Betulia liberata und Sant' Elena al Calvario, azioni sacre oder Oratorien. Bd. VII.: Semiramide, il Re pastore und L'Eroe Cinese, Opern; Giuseppe riconosciuto, la morte d'Abel, la Passione, la festività del sacro Natale und Isacco figura del Redentore, Oratorien. Bd. VIII.: Attilio Regolo und Nitteti, Opern; Alcide al bivio, Egeria und il Parnasso confuso, feste teatrali; Epitalamj; la strada della gloria, ein allegorisches Gedicht und 17 Cantaten. Bd. IX.: Il trionfo di Clelia, Romolo ed Ersilia und il Ruggiero, Opern; il trionfo d'Amore und Partenope, feste teatrali; i voti pubblici und la pubblica felicità, stanze; la deliziosa imperial residenza di Schönbrunn, eine Ode. Bd. X. La Galatea, gli orti Esperidi, l'Endimione und l'Angelica, componimenti drammatici; il convito degli Dei und il ratto d'Europa, Idyllen; la morte di Catone und l'origine della leggi, Elegien; das Trauerspiel Giustino und verschiedene Briefe, sämmtlich Jugendarbeiten. Bd. XI.: L'Atenaide ovverro gli affetti generosi und la Corona, azioni teatrali; augurio di felicità und la pace fra le tre Dee, feste teatrali; la ritrosia disarmata, l'Ape, la Gara, tributo di rispetto e d'amore und la rispettosa tenerrezza, componimenti drammatici; Uebersetzungen der dritten Satire Juvenals, der sechsten Satire des zweiten Buchs und der fünften Epistel des ersten Buchs des Horaz mit beigedrucktem Original; Teti e Peléo, ein idillio epitalamico und eine Reihe Cantaten. Sonette und anderer kleinerer Gedichte. Bd. XII.: Ein Auszug aus der Poetik des Aristoteles mit Betrachtungen über dieselbe und eine metrische Uebersetzung der „Ars poetica" des Horaz mit Anmerkungen.

J. F. Bramigk, 1791). Auch giebt es eine alte Uebersetzung von Metastasio's „Dramatischen Gedichten" in acht Bänden (von J. A. Koch, 1768 ff.). Andere Werke finden sich in den älteren wiener Sammlungen von Schau- und Lustspielen („Schaubühne" u. dgl. m.) bearbeitet.

Der Ruhm, den Metastasio sich als Dichter erwarb, verschaffte ihm bei seinen Landsleuten den Beinamen des Unnachahmlichen (l'Inimitabile). An dramatischer Kunst hat er seinen Vorgänger Zeno kaum übertroffen. Dieser aber wußte seine Dichtungen noch wenig mit den Gesetzen des Opernstils in Uebereinstimmung zu bringen: die Kraft und Bestimmtheit seines Ausdrucks war für den musikalischen Vortrag zu rauh. Metastasio drang mit feinem Sinn in's Innere der musikalischen Poesie ein; er bemühte sich, die Forderungen der Musik poetisch zu erfüllen, kürzte die Recitative ab, brachte Abwechselung in den Dialog. Er hat das Verdienst, den italiänischen Rhythmus zu einer Silbenmusik ausgebildet zu haben, die in ihrer Art unvergleichlich ist. Wo er in seinen Opern nur einen treuen Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften geben will, die ohne inneren Widerspruch eine musikalische Form annehmen, ist seine Sprache wahr und eindringend, einfach und edel. Liebe und Zärtlichkeit, Rache, Schwermuth, Sehnsucht, Unschuld, Fröhlichkeit und jeden Seelenzustand, der der lyrischen Darstellung näher entgegenkommt, zeichnet Metastasio bestimmt, kräftig und geistvoll genug. Doch leidet seine dramatische Manier an Einförmigkeit; Knoten, Verschürzung, Entwickelung haben in allen seinen Stücken eine große Verwandtschaft. Es ist immer eine conventionelle Natur, eine und dieselbe Gesellschaft mit wenig veränderten Charakteren und Sitten. Der Mangel aller Nationalität und die Uebertreibung der Tugenden und Laster haben zur Folge, daß man die Abwechselung nur ungern vermißt. Allein die Zartheit und bezaubernde Weichheit werden stets in diesen Compositionen fesseln. Seine Arien gefallen selbst unabhängig von den Reizen der Musik. Ist ihr Inhalt nicht immer gleich bedeutend, so fehlt es ihnen doch nie an irgend einem einnehmenden Zuge und an der Anmuth des Rhythmus, durch die sie sich dem Gedächtnisse leicht einprägen. Sie bilden den hervorstechendsten Theil seiner Operndichtungen. „Metastasio's Verdienste um die Oper," bemerkt ein älterer Kunstrichter, „sind so bedeutend, daß sie leicht für die einzigen gehalten werden, welche auf dieser Laufbahn zu erringen sind, und diese ihre Wichtigkeit ist es, welche zu dem Wahne Veranlassung gegeben hat, ihn für den Vollender seiner Kunst zu halten. Die Niedrigkeit, zu welcher dieselbe nach ihm herabgesunken ist, und der gänzliche Mangel an glücklichen Nebenbuhlern hat diese Meinung nicht wenig unterstützt. Wenn aber die Oper, wie nicht zu zweifeln steht, der Vollkommenheit fähig ist, so erwartet sie ihre Vollendung von einem Manne, welcher alle Talente des Metastasio in sich vereinigt, und noch überdies den Muth hat, Gesetzen den Gehorsam zu versagen, welche durch nichts, als die Willkür eines fehlerhaften Geschmackes gegründet, und durch das Herkommen geheiligt sind." Von den nichtdramatischen Werken Metastasio's haben besonders seine „Cantaten" wegen jener Vorzüge, die auch seinen Operndichtungen eigen sind, großes Lob erhalten. (Eine dieser kleineren Dichtungen geben wir in der Auswahl nach einer musterhaften Uebersetzung von Gries wieder.)

Während des langen Zeitraums, in welchem Apostolo Zeno und Metastasio für die Vervollkommnung des Operndrama's wirkten, gedieh auch das eigentliche Drama, das Lustspiel und die Tragödie zu einer entscheidenden Entwickelung. Der Ernst und Eifer, mit dem man seit dem Einflusse der französischen Literatur in Italien ein Nationaltheater zu erhalten suchte, das mit dem französischen wetteifern sollte, blieb nicht ohne günstige Erfolge. Fast mehr noch als durch ihr Beispiel spornten die Franzosen ihre Nachbarn durch ihre Kritiken an. Diese strengen Kritiken, durch welche die besseren italiänischen Literatoren sich gereizt fühlten, trugen nicht wenig dazu bei, das Nationalgefühl zu erwecken, welches seitdem stets wach geblieben ist. Im Gebiete der dramatischen Dichtung warf man sich zuerst auf Nachahmungen; diese konnten aber bei dem geringen Talente jener, die, der Eine ein italiänischer Corneille, der Andere ein Molière werden wollten, die dramatische Kunst nicht fördern. Was das Lustspiel betrifft, so hat es der Florentiner Giovan

Battista Fagiuoli (er lebte bis 1742) nicht an Eifer fehlen lassen, diese Gattung nach französischem Vorbilde zu cultiviren. Sieben Bände beträgt die Sammlung seiner Commedie, die 1753 erschien. Aber seinen Stücken mangelte bei aller ihrer stilistischen Correctheit die komische Kraft der Darstellung. Mögen sie auch von den Florentinern gern gesehen worden sein, so waren sie doch weit entfernt, dem Bedürfnisse einer Reform zu genügen. Günstiger für die Verbreitung des französischen Geschmacks wirkten die Lehren des Rechtsgelehrten Gravina über das Wesen der Poesie und Beredsamkeit. Dieser Mann — den wir bereits als den Pflegevater Metastasio's kennen — nahm zwar von der französischen Kritik selbst wenig Notiz: er musterte die Producte der poetischen Literatur nach den Regeln, welche ihm sein Aristoteles angab und welche er sich aus den griechischen und römischen Urbildern abgeleitet hatte; aber in diesem Punkte traf er mit der französischen Poetik zusammen, welche eine ähnliche Methode befolgte.

Gianvincenzo Gravina war am 21. Januar 1664 im Schlosse Rogiano bei Cosenza in Calabrien geboren. Daß er einer der Mitbegründer der „Arcadia" gewesen, haben wir bei Gelegenheit unserer Mittheilungen über diese Akademie erwähnt. Zugleich Jurist und Schöngeist, hatte er den Auftrag erhalten, die Gesetze der Arcadier in dem alten Stil des römischen Zwölftafelgesetzes abzufassen. Er führte den Auftrag aus, brachte aber auch durch sein herrisches und eigenmächtiges Wesen Zwiespalt in die Gesellschaft, der damit endete, daß er der anderen Partei, an deren Spitze der Literator Crescimbeni stand, weichen und mit einigen seiner Anhänger ausscheiden mußte. An Schmähschriften der Parteien hatte es während der Jahre lang dauernden Mißhelligkeiten nicht gefehlt. Im Jahre 1698 wurde Gravina Lehrer des bürgerlichen Rechts an der römischen Universität (Sapienza) und fünf Jahre später Lehrer des kanonischen. Die Methode, die er bei seinem Vortrage befolgte, war nicht die gewöhnliche. Statt sich auf unnütze Streitigkeiten und scholastische Grübeleien über Wörter einzulassen, suchte er in den Geist der Gesetze einzudringen, und die Theorie des Rechts durch eine scharfe Kritik und durch seine große Belesenheit in den alten Schriftstellern aufzuklären. Seine Hörsäle waren aber meistens leer, sei es nun, daß die philosophische Behandlung der Rechtswissenschaft für den großen Haufen keinen Reiz hatte, oder daß sein stolzer und zänkischer Charakter die Zuhörer verscheuchte. Dankbarer als diese zeigten sich die Leser seiner Schriften, von denen seine drei Bücher „Originum juris," zuerst 1708 zu Leipzig gedruckt und 1737 mit Noten von Mascov wieder herausgegeben, ein classisches Ansehen genossen. Der berühmte Jurist beabsichtigte später seine Professur in Rom mit einer an der Universität zu Turin zu vertauschen, wohin er als Lehrer der Rechte und Director der Studien berufen war. Eben im Begriff, Rom zu verlassen, starb er jedoch am 6. Januar 1718 in den Armen Metastasio's. — Von den Schriften Gravina's ist die 1708 erschienene „della Ragion poetica" (von den Gründen der Poetik, oder von dem Wesen der wahren Dichtkunst) die bekannteste. Sie enthält in zwei Büchern eine eigenthümliche Theorie der Dichtkunst. Das Wesen und den Werth der Poesie findet Gravina in der poetischen Wahrscheinlichkeit, durch welche der menschliche Geist, auch wenn er getäuscht werde, eine Richtung zur Wahrheit hin annehme. Nach diesem Grundsatze wägt er darauf das Verdienst der alten griechischen und römischen Dichter ab, um ihnen den neueren italiänischen Dichtern gegenüber den Preis zuzuerkennen. Die meisten der Neueren haben, nach Gravina, die Poesie, die ursprünglich eine Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge gewesen, zu einem Spielwerk gemacht. Von Dante und Ariosto spricht er mit großer Achtung, wegen der vielen und schönen Kenntnisse, die sie in ihren Werken offenbaren. Besonders wird Trissino gelobt, weil er in die Fußstapfen der Alten zu treten bemüht gewesen sei. Diesen Dichter scheint denn auch Gravina zum Vorbilde bei seinen eigenen poetischen Productionen gewählt zu haben. Er würde, bemerkt sein Biograph Fabroni, besser für seinen Ruhm gesorgt haben, wenn er, zufrieden für die Belehrung Anderer zu arbeiten, nicht der Natur zum Trotz selbst hätte Dichter sein wollen. Ob er als solcher in seinen fünf Tragödien („Palamede, Appio Claudio, Andromeda,

Papiniano, Servio Tullio," 1717) sich selbst genügt, ist fast zu bezweifeln: die Kritik bezeichnet diese Stücke als trocken, steif und frostig.

Im directen Gegensatze zu Gravina stand der in allen Gattungen der Poesie thätige Pier Jacopo Martello, Professor der Literatur und Rathssecretair in seiner Vaterstadt Bologna, wo er 1727 starb. In seinen fünfzehn Tragödien („Teatro Italiano di Pier Jacopo Martello, Rom 1715 ff.") zeigte sich zum ersten Male die Wirkung des Andranges der französischen Literatur gegen die italiänische. Hatte Martello schon in einer Abhandlung über den tragischen Vers und in seinen Gesprächen über die antike und die neuere Tragödie, mit Seitenblicken auf Gravina's Bemühungen, die Griechen als Vorbilder zu empfehlen, diese Absicht zu vereiteln und die Franzosen als einzig giltige Muster darzustellen gesucht, so glaubte er auch der italiänischen Tragödie nicht besser, als durch schulgerechte Nachahmung der Manier Corneille's und Racine's aufhelfen zu können. Sein Nachahmungseifer ging so weit, daß er sogar die im Italiänischen unerträglichen Alexandriner mit Reimen, die seitdem bei den Italiänern „Martellianer" hießen (s. S. 504 Note), zur Versart seiner verfehlten Tragödieen wählte. — Mit entschiedenem Erfolge regte zuerst wieder Scipione Maffei den nationalen Sinn an; er verwies dem Auslande gegenüber auf die italiänische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, brachte das alte Drama in Erinnerung, gab in seiner Kritik der Corneille'schen „Rodogune" den Franzosen ihren Tadel reichlich zurück, führte wieder auf die ästhetischen Gesetze der Griechen, endlich als Muster schrieb er seine „Merope", die seit 1713 unzählige Mal aufgeführt, gedruckt und übersetzt worden ist und in der Geschichte des Theaters eigentliche Epoche machte.

Der Marchese Scipione Maffei, zu Verona 1675 geboren, trat in der großen Welt mit allen Vorzügen auf, welche eine glänzende Geistesbildung und eine angenehme Persönlichkeit gewähren. Er war Dichter, Kunstrichter, Alterthumskenner, Geschichtschreiber, Naturforscher und selbst theologischer Schriftsteller. In seinen früheren poetischen Versuchen herrschen noch Spuren von dem Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts. Er bildete sich aber bald nach Dante und den übrigen besseren Mustern, und so nahm sein Stil den Charakter der alten italiänischen Poesie an. Sein vielgerühmtes Gedicht auf die Geburt des Prinzen von Piemont (Rom 1699) verschaffte ihm einen Platz unter den Arcadiern. Die Neigung zur poetischen Production verließ ihn nie, wie eine große Menge italiänischer und lateinischer Gedichte aus allen Perioden seines Lebens beweist. Besonders gelangen ihm die reimlosen Verse (sciolti). In seinem 27. Jahre vertheidigte er in dem akademischen Hörsale zu Verona öffentlich eine daselbst unter dem Titel „Conclusioni d' amore" gedruckte Disputation, die, in poetischer Prosa geschrieben, von der Liebe handelt und aus hundert Thesen, Erklärungen, Unterabtheilungen, Axiomen, Schlußfolgerungen besteht: Alles in der von der Schule vorgeschriebenen Form. Die Versammlung war zahlreich und glänzend; die Damen von Verona nahmen die Stelle der Doctoren ein. Diese scholastische Galanterie war im Geschmack der Zeit und fand vielen Beifall. In den Jahren 1703 und 1704 nahm Maffei Kriegsdienste in Deutschland und er befand sich in Gesellschaft seines Bruders, der Generallieutenant in Diensten des Kurfürsten von Baiern war, als Volontär in der Schlacht bei Hochstädt. Die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn aber bald nach Italien zurück. Ein Krieg ganz anderer Art beschäftigte ihn hier. Er bekämpfte das Vorurtheil des Duells bei Gelegenheit von Händeln, in welche sein älterer Bruder verwickelt war und schrieb ein Buch voll gelehrter Untersuchungen über die Gebräuche der Alten bei Schlichtung ihrer Privatstreitigkeiten, worin er den Vertheidigern des Duells zeigte, daß das vorgebliche Point d'honneur und der darauf beruhende Zweikampf der Religion, dem gesunden Menschenverstande und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider laufen. Dieses Werk, welches oft bekämpft worden ist, erschien 1710 unter dem Titel: „Della scienza cavalleresca libri tre". Es ist mit vielem Geschmack und in einer echt toskanischen Sprache geschrieben, welches Zeugniß ihm gleich nach seiner Erscheinung die Accademia della Crusca öffentlich ertheilte. Der Marchese wandte sich hierauf der Reform des tiefgesunkenen italiänischen Theaters zu. Er veranstaltete nicht bloß eine Sammlung der

besten Trauerspiele der Italiäner („Teatro Italiano ossia scelta di tragedie per uso della scena", Verona 1723 und 1725, 3 Bände) und veranlaßte eine Truppe, an deren Spitze der durch seine „Histoire du théatre italien" bekannte Lodovico Riccoboni (1682—1752) stand, sie aufzuführen, sondern er schrieb auch selbst die Tragödie „Merope" (zuerst 1714 zu Verona gedruckt). Der Beifall, mit dem dieses Stück aufgenommen wurde, war unerhört. In Venedig kam 1714 das ganze Carneval hindurch fast kein anderes Stück zur Ausführung, als Merope; alle Welt wollte die neue Tragödie sehen und wieder sehen und selbst die Opernbühnen fanden sich darüber verlassen. Sie ward in einem Jahre vier Mal gedruckt und in sechzehn Jahren (1714—1730) sind mehr als dreißig Ausgaben derselben in und außer Italien, zu Wien, Paris, London veranstaltet worden. Seit 1730 sind etwa eben so viele Ausgaben der Merope im vorigen Jahrhundert erschienen. Maffei's Ruhm war schon längst weit über die Grenzen Italiens hinausgedrungen, als der Dichter der Merope 1732 eine Reise nach Frankreich unternahm, um die dortigen Alterthümer und Alterthumsforscher kennen zu lernen. Nachdem er sich vier Jahre, hauptsächlich mit den Studien der Antiquitäten beschäftigt, in Paris aufgehalten, reiste er über London und Wien in sein Vaterland zurück, um sich mit großem Eifer dem Studium der aus dem Alterthume erhaltenen Inschriften zu widmen. Er scheute keine Kosten, den Vorrath von Basreliefs und alten Inschriften, an welchem er schon über dreißig Jahre gesammelt hatte, noch täglich zu vermehren. Als er eine sehr beträchtliche Anzahl derartiger Denkmäler zusammengebracht hatte, schmückte er damit die Mauern einer viereckigen Halle von dorischer Ordnung, die er auf dem großen Hofe vor dem Portal der philharmonischen Akademie zu Verona aufführen ließ. Die dort aufgestellten marmornen Tafeln wurden auf seinen Betrieb in Kupfer gestochen und in dieser Gestalt, von ihm mit einem sehr gelehrten Commentar versehen, in dem großen Prachtwerke: „Museum Veronense" (1749) herausgegeben. Schon lange vorher hatte Maffei in patriotischem Eifer für den Ruhm seiner Vaterstadt einige auf dieselbe bezügliche Werke herausgegeben, von denen besonders „Verona illustrata" (1732, vier Bände) als musterhaft gilt. Der erste Theil enthält die Geschichte der Stadt von ihrer Gründung bis auf die Ankunft Carl's des Großen in Italien, nebst vielen wichtigen Untersuchungen, z. B. über die alten Völker Italiens, über die Regierung der Römer und Longobarden, über den Verfall des römischen Reichs, über den Ursprung der italiänischen Sprache u. s. w. In dem zweiten werden von mehr als hundert veronesischen Schriftstellern, von Catull bis auf das achtzehnte Jahrhundert, genaue Notizen geliefert; der dritte beschreibt die Alterthümer und Merkwürdigkeiten der Stadt, und der letzte handelt von den Amphitheatern überhaupt und von dem veronesischen insbesondere. Maffei hatte dies gelehrte Werk seiner Republik gewidmet, die ihm dafür den ehrenvollen Titel und die Prärogative eines Condottiere d'uomini d'arme beilegte. Die Akademieen, nicht bloß Italiens, auch die von Paris, London, Berlin, beeiferten sich, den gelehrten Marchese zum Mitgliede zu ernennen. Sein Haus selbst glich einer Akademie, in der sich wöchentlich ein Mal, am Donnerstage, die gelehrtesten Männer der Stadt versammelten. Maffei starb im Anfange des Jahres 1755. Seine Mitbürger veranstalteten ein feierliches Leichenbegängniß und ließen ihm auf dem großen Platze der Stadt eine Statue neben der seines berühmten Landsmannes Fracastoro errichten. Eine Sammlung seiner Werke erschien 1790 in 16 Bänden, in deren erstem ein Elogio del Maffei von Ippolito Pindemonte enthalten ist.

Die Tragödie „Merope" ist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und auch später noch über die meisten europäischen Bühnen gegangen, am häufigsten in der Form, welche das Maffei'sche Stück in der Nachbildung Voltaires — die später Gotter für das deutsche Theater bearbeitet — erhalten hatte. Die Voltaire'sche „Merope" war es, welche unserem Lessing zu der trefflichen, den französischen Nachbildner hinlänglich geißelnden Kritik in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" (36—50. Stück) Veranlassung gegeben. Denselben Stoff behandelte später auch Alfieri. Schon Euripides hatte ihn seiner nicht mehr vorhandenen Tragödie „Kresphontes" zum Grunde gelegt und in der italiänischen

Bearbeitung der Fabel waren dem Maffei bereits im 16. Jahrhundert Giovanni Battista Liviera und Pomponio Torelli mit ihren Tragödien „Kresphont" und „Merope" vorangegangen. Diese, sowie Maffei, schöpften aus dem Hyginus, dessen 184. Fabel die Erzählung enthält, der sie folgten. Maffei kannte auch die anderen (griechischen) Darsteller derselben Fabel. In der Zueignungsschrift seines Stückes faßt er die von den verschiedenen alten Erzählern berichteten Facta folgendermaßen zusammen: „Daß einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. h. die Nachkommen des Herkules, sich in Peloponnesus wieder festgesetzt, dem Kresphont das Messenische Gebiet durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlin dieses Kresphont Merope geheißen; daß Kresphont, weil er dem Volke sich allzu günstig erwiesen von den Mächtigeren des Staats mit sammt seinen Söhnen umgebracht worden, den jüngsten ausgenommen, welcher auswärts bei einem Anverwandten seiner Mutter erzogen ward; daß dieser jüngste Sohn, Namens Aepytus, als er erwachsen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, sich des väterlichen Reiches wieder bemächtigt und den Tod seines Vaters an dessen Mördern gerächt habe: dieses erzählt Pausanias. Daß, nachdem Kresphont mit seinen zwei Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geschlechte der Herakliden war, die Regierung an sich gerissen; daß dieser die Merope gezwungen, seine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen lassen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieses berichtet Apollodorus. Daß Merope selbst den geflüchteten Sohn unbekannter Weise tödten wollen: daß sie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den sie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn selbst sei; daß der nun erkannte Sohn bei einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieses meldet Hyginus, bei dem Aepytus aber den Namen Telephontes führt." Wie Maffei nun mit Benutzung dieser Quellen den Plan zu seiner Tragödie ausgearbeitet hat, das erzählen wir zum Theil nach Lessings Darstellung: Polyphontes regiert bereits fünfzehn Jahre und doch fühlt er sich auf dem Throne noch nicht fest genug. Denn das Volk ist noch immer dem Hause seines vorigen Königs zugethan und rechnet auf den letzten geretteten Zweig desselben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, beschließt er, sich mit Merope zu verbinden. Er trägt ihr seine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weist ihn mit diesem Vorwande zu empfindlich ab; und nun sucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm seine Verstellungen nicht verhelfen können. Eben dringt er am schärfsten in sie, als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landstraße über einem Morde ergriffen hat. Aegisth, so nannte sich der Jüngling, hatte nichts gethan, als sein eigenes Leben gegen einen Räuber vertheidigt; sein Ansehen verräth so viel Adel und Unschuld, seine Rede so viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewisse Falte seines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten, und der König begnadigt ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngsten Sohn, den sie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertraut hatte, mit dem Befehle, ihn als sein eignes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für seinen Vater hält, heimlich verlassen, um die Welt zu sehen; aber er ist nirgends wieder aufzufinden. Dem Herzen einer Mutter ahnt immer das Schlimmste; auf der Landstraße ist jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn gewesen wäre? So denkt sie und sie wird in ihrer bangen Vermuthung durch verschiedene Umstände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring bestärkt, den man bei dem Aegisth gefunden, und von dem ihr gesagt wird, daß ihn Aegisth dem Erschlagenen abgenommen habe. Es ist dieses der Siegelring ihres Gemahls, den sie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachsen und es Zeit sein würde, ihm seinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt sie den Jüngling, für den sie vorher selbst gebeten, an eine Säule binden und will ihm das Herz mit eigener Hand durchstoßen. Der Jüngling erinnert sich in diesem Augenblicke seiner Eltern; ihm entfährt der Name Messene; er gedenkt des Gebots seines Vaters, diesen Ort sorgfältig

zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: da kommt der König hinzu und der Jüngling wird befreit. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, so tief verfällt sie wiederum darein zurück, als sie sieht, wie höhnisch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun ist Aegisth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts soll ihn vor ihrer Rache schützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorsaale sei, wo er eingeschlafen, und kommt mit einer Axt, ihm den Kopf zu spalten; und schon hat sie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der sich kurz zuvor in eben den Vorsaal eingeschlichen und den schlafenden Aegisth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegisth erwacht und flieht, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach und würde ihn leicht durch ihre stürmische Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn sie der Alte nicht auch hiervon zurückgehalten hätte. Mit frühem Morgen soll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; sie muß zu dem Altare, aber sie will eher sterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch dem Aegisth mitgetheilt, wer er sei. Aegisth eilt in den Tempel, drängt sich durch das Volk und — wie er darauf den Polyphontes im Tempel ermordet, wird weitläuftig durch einen Boten berichtet.

Von den französischen Trauerspielen, die damals schon für classisch galten, unterscheidet sich Maffei's Merope durch die absichtliche Vermeidung aller romantischen Galanterie. Die älteren italiänischen Tragödien übertrifft sie durch eine verständige Erneuerung der antiken Simplicität und Innigkeit ohne Nachahmung von Nebendingen in den Werken der griechischen Tragiker. Die Sprache des Stückes, das in reimlosen Jamben versificirt, ist correct und edel. Kein hochtönender Phrasenprunk entstellt den wahren Ausdruck des tragischen Gefühls. Auch der Dialog geht einen natürlichen Schritt. Der falschen Feierlichkeit, zu der sich das italiänische Trauerspiel im Joche der Nachahmung immer zugeneigt hatte, mußte die Merope entschieden entgegenwirken. Aber wahrhaft tragisches Interesse haben nur wenige Scenen. Zwar ist der Vorschrift des Aristoteles, daß die Tragödie den Zuschauer in beständiger Besorgniß erhalten soll, durch wenige Stücke mehr Genüge gethan und der Contrast zwischen der Wuth der verzweiflungsvollen Mutter, die unwissend ihren Sohn durchaus tödten will und der resignirenden Unschuld des Sohnes, der seine Mutter richtiger ahnt, als sie ihn, ist vortrefflich durchgeführt; aber alle Zwischenscenen erscheinen frostig, der Zufall muß gar zu oft das nahe Unglück abwehren und die Katastrophe ist weder rührend noch erschütternd. Was indeß — bemerkt Lessing — ein Gelehrter von gutem classischen Geschmacke, der so etwas mehr für eine Erholung, als für eine Arbeit ansieht, die seiner würdig wäre, leisten kann, das leistete auch Maffei. Seine Anlage ist gesuchter und gedrechselter als glücklich, seine Charaktere sind mehr nach den Zergliederungen der Moralisten oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geschildert; sein Ausdruck zeugt von mehr Phantasie als Gefühl; der Literator und Versificator läßt sich überall spüren, aber nur selten das Genie und der Dichter.

Auch der italiänischen Komödie suchte Maffei eine andere Gestaltung zu geben. Die beiden Stücke, die er für die komische Bühne geschrieben („le Cerimonie," 1728, und „la Fida Ninfa") lassen ihn jedoch keineswegs zum Reformator des Lustspiels berufen erscheinen. Das Beste in ihnen ist der patriotische Eifer gegen die knechtische Nachahmung des französischen Gesellschaftsceremoniells und gegen die Entstellung der italiänischen Sprache durch französische Wörter. Was ihm jedoch in Bezug auf die Reform der Komödie nicht gelang, das glaubte bald darauf der Hofpoet des Herzogs von Modena, Abate Pietro Chiari (gest. 1787) erreichen zu können. Zwölf Bände seiner Komödien (1756 und 1762) legen Zeugniß von dem guten Willen des schlechten Poeten ab. Eine gewisse Feierlichkeit, die er sehr liebte, wollte er durch diese Komödien in Versen, wie er sie ausdrücklich nannte (Commedie in versi), und zwar in Alexandrinern oder Martellianern am schicklichsten mit der komischen Regelmäßigkeit vereinigen, die er den Alten und den Franzosen abgesehen zu haben nicht zweifelte. Besonders fleißig arbeitete er für ein Theater in Venedig; und seine Arbeiten wurden nicht verschmäht. Und doch sind sie unerträglich;

man würde sie für Parodieen ernster Stücke halten, wenn man nicht wüßte, was sie nach dem Willen des Verfassers sein sollten. Während diese Komödien noch immer aufgeführt wurden, war bereits der Reformator der komischen Bühne erschienen. So wurde es denn bald die dringendste Aufgabe des Abate Chiari, gegen den Beifall zu eifern, den, ehe er sich dessen versah, die Lustspiele seines Rivalen — Komödien in Prosa! — davon trugen.

Dieser gefährliche Rival war Carlo Goldoni, zu Venedig 1707 geboren. Sein Vater, ein praktischer Arzt, der sein Geschäft bald hier, bald dort trieb, schickte ihn zur Vollendung seiner Studien nach Rimini. Hier lernte der Jüngling eine Schauspielertruppe kennen, zu der er sich so lebhaft hingezogen fühlte, daß es dem Vater schwer wurde, ihn wieder von ihr zu trennen. Er trieb darauf das Studium der Rechte und wurde selbst an seinem Geburtsorte immatriculirter Advocat, weshalb er sich später auch stets Avvocato veneziano nannte. Allein dieses Fach sagte ihm eben so wenig zu, als die Medicin, mit deren Studium er sich auf Verlangen seines Vaters eine Zeitlang beschäftigte. Sein innerer Beruf zur Bühne siegte über alle Versuche, ihn von derselben abwendig zu machen. Aus seinen früheren Arbeiten scheint hervorzugehen, daß der Beruf zur Komödie in ihm nicht so ausgemacht war, als er in einem Reformator sein sollte. Man führt gewöhnlich als ein Wunder an, daß Goldoni schon im achten Jahre eine Komödie geschrieben habe. Wenn er nun auch immer eine große Neigung zu theatralischen Darstellungen hatte, die durch die Art der Vergnügungen in seiner Familie sehr genährt, vielleicht auch erst geweckt wurde, so währte es Anfangs doch ziemlich lange, ehe er Komödien dichtete. Zuerst schrieb er eine Oper „Amalasunta", die er aber, da sie nicht in Musik gesetzt werden konnte, verbrannte; dann eine kleine Oper: „Il Gondolier veneziano," welche, obschon von geringem Werthe, in Mailand mit großem Beifall aufgeführt wurde. Dies war eine komische Oper gewesen; nun aber wandte sich Goldoni gleich zum Trauerspiel und schrieb seinen „Belisario," den er selbst später für so fehlerhaft hielt, daß er ihn in die Sammlung seiner Dramen nicht aufnehmen wollte, der aber dennoch in Venedig mit rauschendem Beifall monatelang gespielt wurde; er schrieb darauf noch ein anderes Trauerspiel, „Rosimonda," das aber gar keinen Erfolg hatte. Nach einiger Unterbrechung war seine erste Arbeit für das Theater eine Tragikomödie „Rinaldo di Montalbano," und ein Trauerspiel „Enrico rè de Sicilia," welche beide nicht gefielen. Und alle diese Stücke schrieb er, nachdem er Macchiavelli's Mandragora und die Werke Molière's eifrig studirt und den Letzteren für den besten unter



Carlo Goldoni.

allen alten und neueren Lustspieldichtern erklärt hatte. Goldoni verband sich später mit dem ausgezeichneten Arlecchino Sacchi und schrieb für ihn mehrere Entwürfe für improvisirte Spiele (Scenarj), bis er endlich, wie dies von den Italiänern gewöhnlich dargestellt wird, „den lange von ihm ersehnten Augenblick gekommen sah, wo er an die Reform der Komödie, die ihm den ganzen Tag durch den Kopf ging, Hand anlegen konnte." Nach seinen Ideen sollten Natur und Popularität die Seele der komischen Darstellungen sein. Aber auch die moralische Nutzanwendung sollte aus jedem Stücke deutlicher, als aus denen hervorleuchten, die das italiänische Publicum bis dahin am liebsten gesehen. Lustspiele in Versen sollten zur Abwechselung, der Regel nach aber Lustspiele in Prosa gegeben werden. Endlich sollte durch die vereinigten Kräfte der Schauspieler und des Theaterdichters vor allen Dingen die alte Kunst- oder Charakter-Komödie mit allem Zubehör unvermerkt abgeschafft, deshalb für's Erste den Schauspielern das Improvisiren in solchen Stücken durchaus untersagt, und dadurch die Ehre des italiänischen Theaters vor dem Spotte der Franzosen gerettet werden. Nach diesen Grundsätzen machte sich Goldoni an die Arbeit. In Venedig selbst, wo er das Publicum am besten kannte, sollte die Theaterrevolution bewirkt werden, wenn gleich eben damals der Abate Chiari dort für den ersten Lustspieldichter galt. Goldoni war bereits mit seiner „Frau wie sie sein muß" (La donna di garbo), dem ersten vollständigen Stücke nach seinen neuen Ideen, fertig. Es wurde 1746 zu Venedig aufgeführt und mit Beifall aufgenommen.

Venedig war in Folge eines Zusammenwirkens politischer und socialer Ursachen die Wiege der neueren Komödie. Der Luxus, das üppige und träge Leben, die Vergnügungssucht der Nobili waren auf's Höchste gestiegen, während die Republik ihre Ohnmacht und ihren Verfall durch eine vorsichtig vermittelnde Politik und lange Neutralität verbarg. Dieselbe Politik wurde auch im Innern befolgt. Ein furchtsamer Geist, ein starres Festhalten an den alten Formen, den alten Privilegien der vornehmen Klassen drückte auf den ganzen Staat; die Wissenschaften wurden scheinbar begünstigt, aber auf der Universität jedes Umsichgreifen neuer Ideen, wie im bürgerlichen Leben jede Neuerung, ängstlich vermieden. Das Volk endlich mußte durch Vergnügen eingeschläfert werden; die Schaulust ist allen Italiänern eigen, und so war Venedig seit langer Zeit durch den Glanz und die Menge seiner Theater bekannt. Hier war aber auch das Lustspiel gänzlich verfallen, und nur die Kunstkomödie erhielt sich noch neben der Oper und dem Ballet. Der allgemeine Charakter derselben, die Intriguen und Späße, womit man das Publicum belustigte, zeigten sehr deutlich ihre Schwäche. Die allgemeine Satire auf ganze Stände und fremde Eindringlinge, wie die Spanier, den bolognesischen Doctor u. s. w., war nicht mehr an der Zeit, indem der Gegenstand derselben, die Umstände und Verhältnisse im Laufe zweier Jahrhunderte durchaus verändert, die Beziehungen weggefallen waren. Es gab freilich noch Vorrechte genug, auch drückte noch immer eine Fremdherrschaft auf Italien. Aber weder diese noch jene wurden durch die Satire des römischen Gelsomino, oder des Pantalone, oder des spanischen Renommisten mehr getroffen. Dabei durfte die Satire sich nicht einmal frei äußern; sie zog sich vor der Inquisition hinter die schwache und vorsichtige Ironie zurück, die in leisen Anspielungen die Wunden des öffentlichen und häuslichen Lebens wie zufällig zeigte, und das Blut der patriotischen Italiäner zum Kochen brachte, während der Haufe sich an der Ueberlistung des Pantalone oder der feigen Prahlerei des „Spavento" ergötzte. Dies zu bezwecken, nahm man seine Zuflucht zu Uebertreibungen in tollen Späßen, zu Verzerrungen in den Charakteren: wobei sowohl die Kunst der Intrigue wie der letzte Rest von Poesie gänzlich verloren gingen. Die Späße mußten unschuldig sein und geriethen darüber in die äußerste Flachheit und Gemeinheit. Dies war der Zustand des Theaters, als Goldoni seine Wirksamkeit begann. Die elenden Vorgänger, die er bekämpfte und verdrängte, die Barbarei und Geschmacklosigkeit, aus der er das Theater und die Zuschauer rettete, lassen den Enthusiasmus begreifen, mit welchem noch immer viele Literatoren und fast alle Italiäner von seinen Leistungen reden. Hat ja selbst Voltaire, der freilich in dramatischen Dingen kein sicherer Kritiker ist, aber doch den Molière vor Augen hatte,

Lobgedichte auf Goldoni verfaßt und ihm die schmeichelhaftesten Briefe geschrieben, unter Anderem auch behauptet, seine Lustspiele sollten, wie das große Epos Trissino's „das von den Gothen befreite Italien" genannt werden. Auf ihren Komödienzetteln nennen ihn die Italiäner noch immer ihren unsterblichen Goldoni, in den Literaturwerken liest man, daß er die dramatische Kunst zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht habe, und sehr oft wird er der italiänische Molière genannt. Richtig ist es allerdings, daß, wenn Goldoni auch nach dem Maaß seines Talentes und der Oberflächlichkeit seiner Arbeiten nicht als ein in der Literaturgeschichte Epoche machender Dichter betrachtet werden kann, er doch in seinem Vaterlande den Weg, auf dem das Theater seinem Untergange entgegenging, abgeschnitten hat. Seine Reform bestand hauptsächlich darin, daß er die Farcen durch ordentliche Komödien ersetzte, daß er das Improvisiren abschaffte und verlangte, daß die Schauspieler seine Stücke so hersagten, wie er sie geschrieben, und daß er die Masken des alten Theaters entfernte. Im Vergleich mit dem 16. Jahrhundert erscheint diese Reform gering und nicht geeignet, eine Epoche in der Geschichte zu bezeichnen. Aber sie war zu seiner Zeit nicht nur sehr wohlthätig, sondern Goldoni hatte damit auch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kunstkomödie ließ sich nur sehr schwer verdrängen; Goldoni, der am meisten dagegen arbeiten wollte, näherte sich ihr mehr als alle seine Vorgänger. Fast in der Hälfte seiner Komödien finden sich noch die improvisirenden Masken, mit dem unveränderten Charakter, den sie seit Jahrhundeten erhalten hatten, und nur so lange er persönlich mitwirkte und die Schauspieler beaufsichtigte, hielt er diese vom Improvisiren ab. Was ihm seine Reform in Venedig erleichterte, war sein Streit mit dem Abate Chiari, der bisher das Feld allein besessen hatte und seinen Ruhm gegen den Emporkömmling mit allen Kräften vertheidigte. Der Streit wurde auf dem Theater geführt, das Jeder ausschließlich für sich hatte; beide Gegner suchten sich durch Neckereien und Anspielungen die Herrschaft zu entreißen. Ihr relatives Verdienst ward daher Parteisache, was Beiden nützte. Denn wenn Chiari durch seine Partei noch lange seinen schädlichen Einfluß ausübte, so wäre Goldoni ohne die seinige nicht so schnell gestiegen und in Italien und selbst im Auslande bekannt geworden. Aber im Kampf gegen den äußerst schwachen Gegner mußte er siegen. Viele Städte hingen jedoch noch sehr fest an dem alten System und ließen sich ihre improvisirten Stücke und die glatten Späße nur ungern entreißen. Besonders war Bologna sehr unwillig über die Reform und beklagte sich sogar, daß ein Italiäner so wenig Patriotismus habe, die nationale Komödie abschaffen zu wollen. Daß Goldoni nach und nach alle diese Schwierigkeiten überwand und der guten Komödie, wenn er auch nicht die Kraft hatte, sie selbst einzuführen, wenigstens das Feld ebnete, den Geschmack verbreitete und die äußeren Bedingungen ihrer Möglichkeit anbahnte, darin besteht sein Hauptverdienst, und das ist die Epoche, die er machte. Bei dieser Arbeit kam ihm besonders seine erstaunliche Fruchtbarkeit und Leichtigkeit in Erfindung des Planes und der Ausführung zu Statten. Er konnte im Nothfall in fünf Tagen eine fünfactige Komödie in Versen zu Stande bringen; für eine einzige Theatersaison (1750) lieferte er sechzehn Stücke. In Allem hat er hundertfünfzig Komödien hinterlassen. Durch diese ungemeine Fruchtbarkeit ermüdete er zuletzt die Kritiker. Die Satiren und Parodieen gegen seine Arbeiten konnten nicht gleichen Schritt halten mit seinen Productionen; es entstand endlich eine gewisse Gewohnheit, die zur Mode wurde, überall Goldoni'sche Stücke zu sehen und zu loben.

Gleichwohl konnte Goldoni, nachdem er endlich den Sieg über Chiari errungen und als sein Ruhm ihm für immer fest begründet erschien, dem Mißgeschicke nicht entgehen, seine Erfolge durch die Leistungen eines Mannes verdunkelt zu sehen, der allerdings auf demselben dramatischen Gebiete höhere Zwecke zu erreichen strebte und erreichte. Es war im Jahre 1761, als der Graf Carlo Gozzi durch ein dramatisirtes Volksmärchen die Losung gegen Goldoni gab. Dieser schien sich zuerst nicht irre machen zu lassen. Als aber sein Theater, das bis dahin kaum die Zuschauer fassen konnte, allmählig immer mehr verödete, verließ er Venedig, um noch in dem genannten Jahre einer an ihn ergangenen Einladung nach Paris zu folgen. Sein Plan, dort das italiänische Theater zu reformiren,

mißlang. Wir sehen ihn bald am französischen Hofe in der Stelle eines Sprachlehrers. Er unterrichtete die Töchter Ludwig's XV. in der italiänischen Sprache und verfaßte verschiedene kleine Stücke, die auf dem Hoftheater zu Fontainebleau aufgeführt wurden. Die französische Sprache eignete er sich in solcher Vollkommenheit an, daß er nicht bloß seine Biographie, sondern selbst einige Lustspiele darin schreiben konnte, unter denen „le bourru bienfaisant" zu seinen besten Stücken gehört. Seine letzten Jahre waren sehr drückend. Durch Abschaffung der Pensionen der Civilliste in den ersten Jahren der Revolution verlor er seine ansehnliche Pension (4000 Livres) zu einer Zeit, wo er wegen seines hohen Alters außer Stande war, sich durch seine gewohnte Thätigkeit Erwerbsquellen zu eröffnen. 1792 gab ihm der Nationalconvent seine Pension zum Theil wieder; allein er genoß sie nicht lange, denn er starb schon im Anfange des folgenden Jahres. Seine „Memoires" enthalten eine Menge Anecdoten und Charakterschilderungen; die Darstellung ist mehr geschwätzig, als naiv. („Memoires de Mr. Goldoni pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théatre." Paris 1787, 3 Bände. Deutsch von Schatz, Leipzig 1788, 3 Theile.) Noch in seinem hohen Alter hatte er die Mühe übernommen, seine Stücke durchzusehen und zu verbessern. Die von ihm revidirte Originalausgabe erschien 1788 zu Venedig in 40 Bänden, von denen zehn „Commedie di Carattere" in Prosa, elf Maskenkomödien gleichfalls in Prosa, neun die Komödien in Versen und zehn andere komische Opern enthalten. Von seinen Komödien sind viele in's Deutsche übersetzt worden. Der berühmte Schauspieldirector F. L. Schröder brachte einige derselben nach seiner eigenen Uebersetzung (am bekanntesten von ihnen ist „Der Diener zweier Herren") zur Aufführung. In Lessing's literarischem Nachlaß findet sich das Fragment seiner Uebersetzung des Stückes l'Erede fortunata („die glückliche Erbin", Lustspiel in fünf Akten). Eine Bearbeitung „sämmtlicher Lustspiele" Goldoni's (von J. H. Saal) erschien 1768—1777 in elf Theilen.

Die außerordentlich große Zahl der Komödien Goldoni's läßt gerade nicht die Kraft und Fruchtbarkeit seines dichterischen Geistes, sondern nur das Talent erkennen, die äußeren Sitten zu beobachten und bald häusliche Scenen, bald öffentliche Männer in ihrem Amte, ganze Stände und Gesellschaften oder nationale Gebräuche und Gewohnheiten in ein Gemälde zu fassen, dem oft nur der rasche Dialog einiges Leben giebt. Die Seelenmalerei hat sich Goldoni sehr erleichtert; nur ungefähr zehnerlei verschiedene Personen oder Charaktere kommen in seinen einhundert und fünfzig Komödien vor, und darunter hat er noch die seit Langem ausgebildeten stehenden Masken der Kunstkomödie, wie der Pantalone, Arlecchino, Brighella, Doctor Balanzoni u. s. f.*) aufgenommen, die übrigen aber an äußeren Zufällen, an ihrem Verhalten zu den Situationen entwickelt. Eine tiefere Charakteristik bemerken wir fast nirgends. Von den Menschen, die ihn umgaben, hat Goldoni nur das Oberflächliche, die äußeren Erscheinungen bestimmter Charaktere, die Lächerlichkeiten in Reden und Handlungen, die sich aus den gesellschaftlichen Zuständen ergaben, abgesehen und in genauen Umrissen copirt. Durch die Aeußerlichkeiten, die er seinen Personen anhängt, wird deren Charakter oft unnatürlich; die Fehler und Lächerlichkeiten sind meistens übertrieben; in vielen Stücken treten die Charaktere gar nicht durch sich selbst hervor, sondern werden durch die Berichte der anderen Personen erkannt, und dann müssen die Haupthelden es dem Zuschauer hundert Mal selbst sagen, weß Geistes Kind sie sind. Zu diesen Aeußerlichkeiten gehört auch, daß Goldoni gewisse Gewohnheiten bei seinen Personen anwendet, die dadurch einen Anschein von Charakter erhalten, wie in dem „Burbero" ein Mann vorkommt, der gleich in Jähzorn geräth, in dem „Avaro fastidioso" einer, der die Eigenthümlichkeit hat, nie seine Sätze zu beendigen, in dem „Geloso avaro" einer, der so schwachen Gedächtnisses ist, nach fünf Minuten schon nicht mehr zu wissen, daß er seiner Frau hundert Scudi gegeben. Gleichwohl sind Goldoni's Komödien Charakterstücke genannt und besonders deshalb als verdienstlich bezeichnet worden, weil sie wahre Bilder des häuslichen Lebens in seiner ganzen Natürlichkeit enthalten. Diese Treue der Schilderung muß

*) Vgl. S. 166.

man ihm zugestehen, ebenso, daß er dadurch zur Kenntniß der Sittengeschichte interessante Beiträge geliefert. Aber das damalige häusliche und gesellschaftliche Leben war für die poetische Anschauung ziemlich unfruchtbar. Wie flach es z. B. bei den höheren Ständen gewesen, kann man aus den drei Komödieen über die Villeggiatur ersehen. Diese sollen eine Satire auf die Sucht nach Prunk, Vergnügen, Faulheit und Prahlerei sein; aber da die Figuren darin alle auf gleiche Art das Gefühl der Leere ausdrücken, da gar kein Gegensatz von irgend einem erträglichen Menschen auftaucht und die wichtige Menschennatur ganz ohne Arg geschildert ist, so merkt man kaum die Absicht einer Satire. Die Männer sind in ihrer Weichlichkeit und Charakterlosigkeit so erbärmlich, daß sie nichts Lächerliches an sich haben. Besonders ist es das Verhältniß der Cicisbei, das uns in den meisten Komödien begegnet; diese stellvertretenden Ehemänner werden gebraucht, um den Knoten zu schürzen, sie bilden oft den Mittelpunkt der ganzen Intrigue. Und doch ließ es sich Goldoni so angelegen als möglich sein, die Tugend zu empfehlen und vor dem Laster zu warnen. Sismondi rechnet ihm so wie Metastasio (und Frugoni) die moralische Tendenz hoch an und glaubt, diese Rückkehr zur Moral und zu größerer Reinheit in poetischen und theatralischen Sitten nach der abstoßenden Licenz im 17. Jahrhundert sei die erste als bedeutsam hervorzuhebende Wirkung der Bekanntschaft mit der classischen französischen Literatur. Dagegen ist freilich mit Recht bemerkt worden, daß die Moral Goldoni's von einer Art sei, durch welche schwerlich eine Besserung erzielt werden könne. Der Nutzen ist der Hebel, welcher sein ganzes sittliches Getriebe in Bewegung setzt. Er empfiehlt die Tugend dadurch, daß er sie immer belohnt werden läßt, er warnt vor dem Laster, indem er zeigt, daß diesem immer die Strafe auf dem Fuße folgt. Schon sein Zeitgenosse, Giuseppe Baretti, hat in einigen Kritiken (seiner Zeitschrift: Frusta letteraria) über einzelne Stücke Goldoni's sehr strenge, aber treffliche Bemerkungen über die Nichtigkeit und Lauheit der Moral, über den falschen Schein u. s. w. gemacht. Sein Urtheil scheint aber nach dem Beifalle zu schließen, den Goldoni noch lange nach Baretti genoß und zum Theil immer noch in Italien genießt, so ziemlich eine Stimme in der Wüste gewesen zu sein. Goldoni's Ruhm war allerdings durch die improvisirten Märchen Gozzi's eine Zeit lang in Gefahr gebracht worden; der Beifall hatte sich fast ausschließlich den Gozzi'schen Stücken zugewandt, um jedoch später wieder auf die Komödien des „gran Goldoni", wie ihn die Italiäner pathetisch nennen, überzugehen. Immerhin bleibt ihm das Verdienst, nach einer finsteren Zeit des italiänischen Theaters die Reform desselben vorbereitet zu haben*).

Goldoni's Bemühungen, die alte Kunstkomödie allmählig zu stürzen, hatten mancherlei Widerspruch erfahren. Die Gegner waren besonders solche zugleich patriotisch gesinnte und ästhetisch gebildete Männer, welche den Erfolg der Goldoni'schen Stücke der weitverbreiteten Herrschaft der französischen Kritik zuschrieben. Unter diesen Gegnern stand Gozzi obenan. Der Graf Carlo Gozzi (im März 1722 zu Venedig geboren) hat die interessantesten Umstände seines Lebens in den „Unnützen Denkwürdigkeiten" („Memorie inutili della vita di Carlo Gozzi") selbst erzählt. Die darin erwähnten zerrütteten Verhältnisse seiner Familie, die Anmaßlichkeit der Gattin seines Bruders Gasparo, des ältesten unter elf Geschwistern, das Bewußtsein, unter diesen Geschwistern der einzige verständige Haushalter zu sein, hatten den jungen Grafen, der bereits in seinem sechzehnten Jahre drei Heldengedichte vollendet, aus dem elterlichen Hause nach Dalmatien getrieben, wo er während einer dreijährigen militairischen Laufbahn müßiger Stunden und überflüssiger Zerstreuungen in Fülle genoß. Nach seiner Rückkehr in die Heimath fand er die häuslichen Angelegenheiten der Familie in den trostlosesten Umständen. Er besuchte den sich in Friaul aufhaltenden gebeugten Vater, der durch seine frühere verschwenderische Lebensart hauptsächlich das Unglück der Familie verschuldet und kehrte mit dem Entschlusse nach Venedig zurück, die Seinigen sämmtlich wieder unter einem Dache zu vereinigen. Da er seine Absichten durch Händel

*) Eine eingehende Charakteristik Goldoni's und seiner Stücke hat E. Ruth in seiner Abhandlung: „Ueber Goldoni" (Literarhistorisches Taschenbuch von Prutz. Jahrgang 1846) geliefert.

und Zwistigkeiten unter den Familienmitgliedern selbst vereitelt sah, suchte er seine Zerstreuung in dem Schooße einer heiteren Gesellschaft, der auf eine ziemlich burleske Verfassung gegründeten accademia de' granelleschi. In den Sitzungen dieser Akademie machte Gozzi durch witzige Vorträge seinem Eifer wider das in der italiänischen Literatur herrschende Franzosenthum Luft. Diesen Zweck verfolgte besonders der 1757 erschienene Aufsatz: „Tartana degli influssi per l'anno bisestile", worin er der ihm verhaßten Bühne Chiari's und Goldoni's den offenen Kampf ankündigte. Goldoni, Chiari und ihre Freunde antworteten in Poesieen, welche jener Fehdeschrift gegenüber sehr matt ausfielen. So war der Streit zwischen Gozzi's patriotischem Enthusiasmus und der Vorliebe für die französische After-Kritik und Poesie hervorgerufen, dessen Erfolge seinen dramatischen Genius entfesselten. Treffende Schläge ertheilte er seinen Gegnern in den phantastisch witzigen „Fogli sopra alcune massime" (1761) und in seiner Uebersetzung der Boileau'schen Satiren, welche den französischen Dichter und ihn selbst unter der bizarren Ueberschrift: „ulnlati apologetici" vertheidigen sollten. Er verband sich hierauf mit der Schauspielertruppe Sacchi, deren Mitglieder bedeutendes Talent für die Maske der sogenannten Kunstkomödie hatten, um mit ihrer Hilfe die Leistungen der verhaßten Gegner lächerlich und vergessen zu machen. Gozzi schuf eine eigenthümliche Gattung dramatischer Werke, mit denen er gegen den damals herrschenden Geschmack zu Felde zog, indem er an das Phantastische des älteren spanischen Theaters und an die in Italien fast ganz verdrängte commedia dell' arte mit ihren stehenden volksthümlichen Masken anknüpfte. Lassen wir ihn selbst über seine Anfänge und Tendenzen berichten: „Zur Zeit, als der Streit zwischen Goldoni und Chiari schon in vollem Feuer war," erzählt Gozzi, „wurde ich von beiden Parteien auf das Dringendste aufgefordert, mich für die eine oder die andere zu erklären. Nach meiner Ueberzeugung konnte ich nicht anders als neutral bleiben. Weit entfernt, etwas für's Theater schreiben zu wollen, verfertigte ich unterdessen, bloß zu meinem Zeitvertreib, eine kleine satirische Schrift „La Tartana degli influssi." Diese hatte das Glück, einem sehr einsichtsvollen Cavalier zu gefallen. Ich schickte ihm das Manuscript, er ließ es in Paris drucken und einige Exemplare davon verliefen sich nach Venedig. Wenige Stellen, in denen unsere beiden Dichter berührt worden, zogen mir sie auf den Hals. Ich blieb ihnen die Antwort nicht schuldig und zeigte dem Goldoni seine unendliche Menge von Fehlern. Er, statt aller weiteren Vertheidigung, pochte nur immer und ewig auf seinen großen Beifall. Ich überlegte bei mir selbst, daß, wenn ich im Stande wäre, ihm zu zeigen, daß aller Beifall nichts für die Güte eines Stückes beweise, der Kampfplatz mein sein müßte. Ich warf meine Augen auf die Schauspielertruppe Sacchi, die, ungeachtet ihrer großen Geschicklichkeit in der commedia dell' arte, dennoch eben wegen des zwischen Goldoni und Chiari getheilten Beifalls sehr kümmerlich leben mußte. Ich hatte Mitleiden mit ihr und wählte sie zur Ausführung meines Entwurfs. Wenn es mir gelänge, dachte ich, Stücken von einem ganz kindischen Titel und von einem höchst nichtsbedeutenden und unnatürlichen Inhalt allgemeinen Beifall zu verschaffen, so hätte ich's dem Herrn Goldoni ja bewiesen, daß der Zulauf seine Stücke darum nicht zu guten Stücken machte. Dies ist die Geschichte, wie meine Märchen (fiabe) entstanden sind."

Schwerlich hat je ein Dichter seine Thätigkeit auf solche Voraussetzungen gegründet, und noch merkwürdiger wird die Sache durch das Ergebniß, daß Gozzi, bei seiner bizarren Absicht, schlechte Stücke zu schreiben, nichtsdestoweniger Werke hervorbrachte, die von der außerordentlichen Begabung ihres Verfassers ein glänzendes Zeugniß ablegten, und daß, wie A. W. v. Schlegel bemerkt, Gozzi hier fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er vielleicht selbst nicht einsah. Das erste Stück Gozzi's, das im Carneval 1761 gespielt wurde, erfreute sich eines außerordentlichen Beifalls. Der Stoff war einem Feenmärchen entnommen, wie sie Ammen und Wärterinnen ihren Kindern erzählen, und das Stück nannte sich: „Die Liebe der drei Pomeranzen" (L'amore delle tre melarance), ein Product voll keder, phantastischer Laune und schlagender Satire. Der glückliche Erfolg ermunterte den Dichter und seine folgenden Stücke wandelten den Geschmack der

venetianischen Theaterbesitzer dergestalt um, daß Goldoni in kurzer Zeit gänzlich aus dem Felde geschlagen war. Gozzi selbst äußerte sich über die commedia dell' arte und ihre Gegner in folgender Art: „Die Komödie aus dem Stegreife war von jeher den komischen Truppen in Italien sehr nützlich. Seit dreihundert Jahren besteht dieselbe. Jederzeit ward gegen sie gekämpft, allein nie ging sie zu Grunde. Unglaublich scheint es, daß einige Leute, welche heutiges Tags für Schriftsteller gelten, nicht inne werden, wie lächerlich sie sich machen, wenn sie ihre Ernsthaftigkeit zu einem artigen Zorne wider einen Brighella, Pantalone ꝛc. umsetzen. Dieser Zorn, anscheinend die Folge zu viel genossenen Weines, zeigt klar, daß die Kunst-Komödie in alter Kraft in Italien fortbesteht, trotz der lächerlichsten Verfolgungen, welche sie erfahren muß, eine Wahrheit, welche nur die blinde Galle der angedeuteten Schriftsteller vermehrt und sie auf merkwürdige Träumereien verfallen läßt, in denen sie nur noch lächerlicher erscheinen müssen. In ihrer Verzweiflung hören wir sie sagen, daß, Dank den reformirenden Geistern des italiänischen Theaters, die plumpen Stegreifskomödien vertilgt und ihre Masken ausgerottet sind, und dies geschieht zu einer Zeit, wo die Theater der Kunstkomödien einen ungleich größern Zulauf als die übrigen haben, und die Fürsten die Masken an ihre Höfe berufen, um sich daran zu vergnügen."

Länger als zwanzig Jahre lebte und arbeitete Gozzi für die Truppe Sacchi, deren Mitgliedern er überdies alle seine dramatischen Compositionen schenkte, um nicht in den Ruf zu gerathen, „besoldeter" Satiriker zu sein. Auch noch nach der Auflösung jener Truppe arbeitete er einige Jahre für das Theater. Der Tod seines Bruders Gasparo (1786), an dem er mit inniger Liebe hing und dem er fortwährend die freundlichste brüderliche Unterstützung zugewandt, erschütterte ihn tief. Der Verlust mehrerer Freunde, sowie ein Proceß über sein Gut bei Bergamo bereiteten ihm später großen Kummer und Verdruß, die allmählig seine Kraft und Heiterkeit verzehrten. Am 18. März 1798 beendigte er seine Denkwürdigkeiten, deren letzten Band politische Rücksichten der Veröffentlichung vorenthielten; acht Jahre später, am 4. (6.) April 1806 starb Gozzi.

Ueber seine persönlichen und literarischen Eigenthümlichkeiten theilen wir Folgendes mit: Gozzi war durch und durch ein poetischer Sonderling. Er, dessen Humor und Witz einem nie versiegenden Sprudel glich, konnte mit phlegmatischer Trägheit und Zurückhaltung in heiterster Gesellschaft den entferntesten Winkel aufsuchen, um in mürrischem Aussehen den menschlichen Schwächen aufzulauern, die sich in der Unterhaltung offenbarten und die ihm dadurch Gelegenheit gaben, rücksichtslos im Spotte zu sein. Die Personen, die diesem Spotte verfielen, gegeneinander zu hetzen, gewährte ihm ungemeines Vergnügen. Seiner scharfen Beobachtung entging nichts irgendwie Lächerliches. Er besaß eine überaus lebhafte Phantasie, ein glänzendes poetisches Talent, neben einem scharfen Verstande, zugleich auch ein großes Geschick in praktischen Dingen. Während ihm die Dichtkunst, sowie das Studium der Sprache und Literatur, als das Höchste galt, äußerte er gegen alle anderen positiven Wissenschaften eine gewisse Verachtung. Er war ein Todfeind aller Neuerungen und besonders haßte er die damals in Frankreich herrschenden Geister Voltaire, Helvetius und Rousseau. Es finden sich in seinen Schriften wunderliche Ansichten ausgesprochen. Er warnt vor den neumodischen Büchern, worin zu lesen, wie das Blut die menschliche Maschine in Bewegung setzt und was die Nerven für eine kostbare Sache seien. Die Blatternimpfung und die Versuche, Ertrunkenen das Leben zu retten, erscheinen ihm als Eingriffe in die Vorsehung Gottes. Er spottet über die Versuche und Bemühungen zum Besten des Ackerbaues und des Handels. Am meisten sind ihm die Naturforscher ein Gräuel. Dagegen wirft er sich zum Vertheidiger der abergläubischen Vorurtheile auf. Er will beweisen, daß sie dem Menschen den größten Nutzen bringen, selbst die Astrologie und das Besprechen wider den Biß toller Hunde; der Verfall der Magie, der Nekromantie und ähnlicher Künste geht ihm in Wahrheit zu Herzen. Gozzi war ein ächter Sohn der Lagunenstadt, in allen Vorzügen und in allen Gebrechen. Es lag in ihm eine Vermischung der heterogensten Eigenschaften; er war halb Demokrit, halb Heraklit, geneigt zum Wohlthun, aber ebenso



Carlo Gozzi.

auch zu Zank, Feindschaft und Hetzerei; unbeständig in seinen Genüssen, dagegen zäh in anderen Bestrebungen. Die Zeit und die Verhältnisse, in denen er damals zu Venedig lebte, ließen ihn den Werth der Menschen zu gering anschlagen, so daß er der Meinung huldigte, die Unwissenheit des Volkes sei der zweckdienstlichste für die Regierenden. Auch das Theater, behauptete er, dürfe keine auf Politik oder Religion abzielende Anregungen geben, und es sei die wahre Pflicht des Dramatikers, die Massen in kindlicher Unbefangenheit zu erhalten. Nichtsdestoweniger offenbarte sich in diesem seltsamen Manne eine geniale Dichternatur.

Merkwürdig genug ist es, daß Gozzi außerhalb Italiens einen Ruhm erlangt hat, welchen seine Landsleute, obgleich sie ihm Phantasie und Originalität nicht absprechen, unbegreiflich finden: es erscheint ihnen als eine Folge hoher Nachsicht, daß Schiller ein Gozzi'sches Stück übersetzt und Schlegel ihn in gewisser Beziehung mit Shakespeare ververglichen hat. Gleichzeitige italiänische Kritiker fanden ihn höchstens dem Spanier Lope de Vega ähnlich — was allerdings schmeichelhaft genug für Gozzi ist — oder sie gaben auch zu, daß seine Bühne einige Verwandtschaft mit dem Theater des Aristophanes habe. Die nüchterne Kritik des französischen Geschmacks, welcher die Italiäner, wenn sie sich auch gern durch Gozzi's Märchen rühren und ergötzen ließen, doch nicht gänzlich entsagen zu dürfen glaubten, tadelte die Unwahrscheinlichkeit dieser Dichtungen. Gozzi sah sich denn auch später veranlaßt, der laut gewordenen Stimme der Tadler nachzugeben; er dichtete sechs regelmäßige Komödien (meist nach Calderon), denen er selbst den Namen Tragikomödien gab, während er die vorangegangenen zehn Märchen nur schlechtweg Fiabi (dramatisirte Feenmärchen) genannt hatte. Doch behaupten die letzteren vor jenen regelmäßigeren Stücken den Vorrang. Hier ihre Namen: „il corvo", „il re cervo", „la Turandot", „la Donna Serpente", „Zobeide", „il mostro turchino", „I pitocchi fortunati", „L'augellino belverde", „Il re dei geni", „Fiaba dell' amore delle tre melarance". Im letzten Stücke parodirt Gozzi unter der Person des Zauberers Celio den Advocaten Goldoni und in der Fee Morgana den schwülstigen Abt Chiari, der in seiner martellianischen Versart redend eingeführt wird. Das Ganze ist nur ein „Scenario" oder Entwurf für die Schauspieler, jene versificirten Stellen ausgenommen, in welchen die pe-

dantische Manier Chiari's parodirt wird. Ein so vollkommen komisches, zwar burleskes, aber nirgends fades Stück hatte es, nach Bouterweks Urtheil, bis dahin noch nicht gegeben.*)

Die Gattung von Dramen, deren höhere Cultur und Vervollkommnung Gozzi mit großem Glücke erstrebte, den Principien der regelmäßigen Lust- und Trauerspiele zu unterwerfen, wie es Gozzi's Gegner für nothwendig erachteten, war eben so widersinnig, als der Versuch, Ariosto's Roland nach den Gesetzen der Ilias zu kritisiren, wie es im sechzehnten Jahrhundert geschehen war. Die Kunstkomödie mußte, wenn sie nicht ihren eigenen Geist verleugnen und eben dadurch in der Hauptsache sich selbst aufheben sollte, eine excentrische Art von Schauspiel bleiben, und das Genie durfte nichts weiter für sie thun, als, diese Excentricität durch so viel Geist und Verstand wie möglich zu veredeln. Als ein übermüthiger Einfall, ein „Capriccio," wie es der Italiäner nennt, war dieses Schauspiel entstanden, und nur als ein Capriccio wollte es veredelt sein. Deswegen durfte auch den Schauspielern die Freiheit des Improvisirens nicht ganz entzogen werden, wenn die Darstellung nicht die kühne Laune verlieren sollte, die zu ihrem Wesen gehört. Gozzi bewährte die Richtigkeit seines Geschmacks zuerst durch die Behauptung des Geistes dieser Lustspiele, noch mehr aber durch die Art, wie er die Einfälle und die ernsthaften Gedanken ausführte, die seinem Genie wie Kinder des Ungefährs entschlüpften. Er faßte seinen Gegenstand mit poetischem Blicke auf; und wenn er auch nur eine Posse hinwarf, hatte sie Kraft und Interesse. Dieses inneren Lebens (forza intrinseca, wie er es selbst nennt) seiner Stücke war er sich sehr gut bewußt. Aber er wußte auch, daß die Quelle dieses inneren Lebens von keiner wilden Phantasie getrübt werden durfte, wenn sie nicht versiegen sollte. Sein Ausdruck ist immer einfach und fast nie trivial. Aber ihm fehlte der psychologische Tiefblick Shakespeare's, mit dem Gozzi, wie wir gesehen, verglichen worden ist. Seine Charakterzeichnungen, wie natürlich und bestimmt sie auch sind, bringen doch nicht in das Innere des Geistes tief ein; es scheint, als ob er nicht im Stande gewesen sei, das Beobachtete nach seinem ganzen Umfange in Anwendung zu bringen. Hohe Gesinnung und Caricatur spielen in seinen Dichtungen seltsam durcheinander, und zu der idealen Wunderwelt bilden die grotesken Züge der eingeflochtenen Maskenrollen Truffaldino's, Tartaglia's u. s. w. einen ansprechenden Gegensatz.

---

*) Hier eine Probe aus dem oben erwähnten „Märchen von den drei Pomeranzen." Celio (tritt heftig auf): Verruchte Zauberin, ich kenne Deinen ganzen Trug, doch Pluto wird mir Beistand gewähren, schändliche Hexe, vermaledeite Hexe! Morgana. Was für ein Reden ist das, Du Charlatan von einem Zauberer? Verwünsche mich nicht, sonst prügele ich Dich mit Martellianern dermaßen ab, daß Du bersten und sterben sollst. Celio. Mir das, verwegene Hexe? Ich werde Dir's vergelten. In Martellianischen Versen fordere ich Dich heraus. Stets werden die unbesonnenen, boshaften, verderblichen Hexereien der Morgana mit Allem, was daran hängt ein eitler, hinterlistiger, unhaltbarer, ungerechter Versuch sein, und zur Evidenz wird das gethane Böse zerschnitten, vertilgt, cassirt, evacuirt werden. Morgana. O jämmerliche Verse. Mir das, nichtswürdiger Zauberer? Eher werden des strahlenden Phöbus schöne goldene Strahlen verworfenes Blei und der Aufgang Untergang werden, eher wird der finstere Mond die schönen silbernen Hörner und die Herrschaft des Aethers mit den Sternen tauschen, eher werden mit ihrem angebornen Krystalle die murmelnden Flüsse auf pegaseischem Rosse zu den Wolken empor steigen, ehe Du niedrer Plutosknecht meines wohl getheerten Schiffes Segel und Mast verachten darfst. Celio. O Du Blasen gleich geschwollene Hexe. Ganz umgekehrt wird die Lossprechung erfolgen, wie der erste Anfangsvers erklärlich machen soll. Ninetta, die in eine Taube verwandelte Prinzessin, wird ehebaldigst, so viel an mir liegt, repristinirt werden, und zweitens, was eigentlich das Erste ist, werden Clarice und Dein Leander in Dürftigkeit versinken, und Smeraldina Mora, die verdienstlose Figur, wird einen verdienten Lohn, das Brandmal auf dem Rücken erhalten. Morgana. Plumper, plumper Versifex! Höre mich! Zu Boden schmettern werde ich Dich. Durch die fliegenden Schwingen übermüthig gemacht strebt Ikarus zum Himmel empor, doch der Ruhmredige, Unbesonnene, Vermessene, sinkt zu den Fluthen hinab. Den Himmel zu erstürmen setzen die verwegenen Enceladusse auf den Pelion den Ossa, auf Ossa den Olymp. Die Ikarusse stürzen in die schäumende Salzfluth, die Enceladusse legt der donnernde Blitz in Asche. Deinen zürnenden Schmerz zu erregen steige Clarice auf den Thron, und verwandle Tartaglia sich dem Aktäon gleich in einen Hirsch. Celio (für sich:) In poetischen Uebertreibungen will sie es mir zuvorthun, allein glaubt sie mich im Sacke zu fangen, so irrt sie sich. (laut:) Nichts lasse ich ohne Antwort hingehen, nicht ohne eine rasche. Einen gültigen Protest lege ich ein gegen Deine Lügen. Morgana (abgehend). Frei sei das Land der Monarchen von Coppe. Celio (nachrufend). Und ich reprotestire salvis mitsammt den Unkosten ꝛc.

Auf das oben näher erwähnte Märchen von den drei Pomeranzen ließ Gozzi das vom Raben (il Corvo) folgen; er nannte es mit Recht tragikomisch, denn die komischen Scenen wechseln mit rührenden und erschütternden in einer so kecken Mannigfaltigkeit ab, und diese Abwechselung ist so natürlich, daß man kaum begreift, wie etwas Humoristisches mit solcher Kraft in der Phantasie eines Italiäners, der zuverlässig kein Nachahmer der Engländer war, erwachsen konnte. Die Zuschauer sollen auch, in unaufhörlicher Bewegung, wie es der Dichter wollte, vom Lachen zum Weinen und vom Weinen zum Lachen übergegangen sein. Neu war der Gedanke, die stärkste und schönste Rührung durch eine fabelhafte und doch äußerst einfache Darstellung der brüderlichen Liebe zu bewirken. Gozzi scheint durch die Sensation, die dieses Stück erregte, bewogen worden zu sein, alle folgenden Märchen, die er für die Truppe Sacchi dramatisirte, zu Tragikomödien ähnlicher Art auszubilden. Ein besonderes philosophisches Interesse hat unter diesen dramatisirten Märchen das letzte, „das grüne Vögelein" (l'Augellino belverde). Die französische Philosophie und namentlich der Satz des Helvetius, daß aller menschlichen Werke bewegende Ursache die Eigenliebe sei, werden in diesem Stücke auf treffliche Weise persifflirt und parodirt. Um dasselbe besonders dem gemeinen Manne zu Venedig interessant zu machen, hat der Dichter fast alle Statuen aus den entferntesten Winkeln der Stadt darin auftreten lassen. Auch in seinen anderen „Fiabe," wie in dem Stücke: „die Frau eine Schlange" (la Donna Serpente), „das blaue Ungeheuer" (il mostro turchino), „der König der Genien" (il re dei geni) u. s. w. zeigte Gozzi, daß er zugleich ein geistreicher Mann und ein Dichter sei; er verzichtete auf die persönliche Satire, um in das Ernsthafte seines Gegenstandes einzugehen; er durchdrang sich mit dem Geiste der Feenmärchen, so daß seine Tragikomödien, wenn auch nicht die Wahrscheinlichkeit der Natur, doch die Wahrscheinlichkeit der Märchen enthielten. Den Uebergang zu seinen regelmäßigeren Dramen bilden zwei Stücke: „Die philosophische Prinzessin" und „der Mohr in einem weißen Körper"; sie sind ein Gemisch von Lust- und Trauerspiel, von Masken, die im venetianischen Dialekt extemporiren, und von ernsthaften Personen, die in Versen sprechen. Sein Drama „der Metaphysiker" (il Metafisico, zuerst 1778 aufgeführt) scheint nach spanischem Vorbilde geformt zu sein. In seiner neuen Laufbahn als Dichter regelmäßiger Komödien gewann Gozzi ebenfalls einen der Lebendigkeit seiner Phantasie angemessenen Beifall. Seine Dramen haben Interesse, Bewegung und Laune; besonders findet man eine Erhabenheit, einen Adel, eine Zartheit der Empfindungen, eine Würde in der Ausführung, die auf der italiänischen Bühne sehr selten sind und sogleich ihren fremden, großentheils spanischen Ursprung verrathen. Ausgezeichnet und mit eigenthümlicher Schönheit ausgestattet ist „die Tochter der Luft."

Keines von allen Gozzi'schen Märchen hat für uns Deutsche ein größeres Interesse, als „Turandot," seitdem Schiller durch seine Bearbeitung dieses Stück in die deutsche Literatur eingeführt hat. Es ist die Bemerkung gemacht worden, daß dieses verdeutschte Märchen unter die ersten Versuche gehöre, den bekannten Goethe-Schiller'schen Gedanken einer Weltliteratur oder Weltpoesie in Ausführung zu bringen. In der That war Gozzi für den Gedanken der Weltliteratur ein glücklicher Fund: er vertrat Italien und zugleich einen bisher noch nicht berücksichtigten gemischten Gattungscharakter des Drama's, die innigste Verschlingung von Ernst und Scherz. Wiewohl es den Anschein hat, als ob das Drama hier, als ein eigentliches Spiel, nur zu ästhetischen Tendenzen bestimmt sei, so verleugnet sich doch in der Bearbeitung Schiller's und trotz des Humors der Aufgabe keineswegs der auf das Sittliche und auf die geistige Tiefe gerichtete Ernst. Man erkennt diesen Zug deutlich genug aus den Abänderungen, aus der Umwandlung der Prosa in die metrische Rede, aus der festen Gestaltung der im Original nur skizzirten komischen Partieen und ganz besonders aus den von dem deutschen Dichter eingewebten bedeutsamen Räthseln. Schiller legte seiner Bearbeitung die Uebersetzung von Werthes zum Grunde. Während der Arbeit schrieb er (November 1801) an seinen Freund Körner, daß er an der Handlung des Stückes selbst allerdings nichts zu ändern wisse, daß er jedoch durch eine praktische Nachhilfe dieser Tragikomödie einen höheren Werth zu geben hoffe. Obwohl sie mit vielem

Verstande componirt sei, fehle es ihr doch an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. „Die Figuren, heißt es wörtlich, sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herrscht durch das Ganze, die überwunden werden muß. Ich habe also wirklich Gelegenheit, mir einiges Verdienst zu erwerben." Das Stück wurde im Januar 1802 zur Aufführung in Weimar und in Dresden bestimmt, und es ist komisch genug, in einem Briefe Körner's zu lesen, wie man an letzterem Orte allerlei Bedenklichkeiten gegen dasselbe äußerte, ja sogar politische Beziehungen mißliebiger Art daraus deuten zu können vermeinte. „Ketzereien," schreibt Körner, „sind zwar nicht darin, aber ohne Veränderung wird es doch nicht bleiben können. Ein unglücklicher vertriebener König, fürchte ich, wird schon Contrebande sein; er erinnert an Frankreich. Ein Kanzler Pantalon ist nun gar ein Gräuel, um so mehr, da unglücklicher Weise der jetzige Kanzler gerade manches Lächerliche hat" u. s. w. Auch prophezeite Körner in Dresden wenig Empfänglichkeit für Turandot, weil man von Schiller nur Madonnen sehen wolle und es übel nehmen werde, daß er auch Arabesken male. Was nun die Personen des Drama's betrifft, so ist Turandot eines jener Weiber, das die Männer haßt und verachtet, und dem im Volksmärchen gewöhnlich ein Prinz gegenübergestellt wird, ein schöner Mann, der an irgend einem „vornehmen" Unglück leidet und auf dessen Herkunft der Schleier des Geheimnisses ruht, Umstände, für die sich das Weib seiner Natur nach besonders interessirt. Zur Vermittelung wählt die Volksdichtung dann gern das Räthsel. Heldenprüfungen dieser Art sind der Poesie des Orients und des Mittelalters geläufig: man verlangt damit Glück und Scharfsinn und setzt consequentermaßen voraus, daß der Held, der die schwierige Probe bestanden, auch die große Frage des Lebens zu lösen fähig sein werde. Gozzi lehnt sich an ein persisches Märchen aus dem 12. Jahrhundert. Nisami, der größte romantisch-epische Dichter der Perser, der Autor der berühmten Liebesgeschichte von Leila und Medschnun, erzählt es in einem seiner fünf Werke, in dem Buche: „die sieben Schönheiten." Die Scene wird hier nach Rußland verlegt, nach einem Reich barbarischer Männer, um den Abscheu der Heldin vor der Männerwelt genügend zu motiviren. Die Schöne lebt einsam auf einem Schloß und stellt den Freiern vier Bedingungen, deren letzte die Lösung von vier Räthseln umfaßt. Doch sind diese Räthsel von einem ganz anderen Charakter, als der, den wir sonst mit dem Worte zu verbinden pflegen. Sie bestehen aus allerlei Sendungen von Gegenständen, wie Perlen, Zucker, Edelsteine u. s. w., die als Symbole reden, und denen eine passende Rücksendung als Antwort entsprechen muß. Das Märchen endet mit einer glücklichen Lösung. Schon frühzeitig brachten die Kreuzfahrer derartige Geschichten nach dem Abendlande (vgl. Abschn. IX. über „die italiänischen Novellisten"), und wir sehen die Grundmotive zuerst dramatisch von den Spaniern benutzt, von Lope de Vega (Los milagros del desprecio) und Moreto (El desden con el desden, Donna Diana), und später von den Franzosen, von Molière in La princesse d'Elide. Gozzi behandelte das Märchen unabhängig von den Genannten, indem er sich an die Erzählung hielt, wie sie aus dem Orient gekommen. Nichtsdestoweniger sind seine Zuthaten bedeutend. Er schuf eigentlich erst den Charakter des Kalaf, erfand die Figuren Barak, Skirina, Zelima und Adelma, und schaltete die italiänischen Masken Tartaglia, Truffaldin (in denen die damaligen Schauspieler Sacchi und Fiorilli Ausgezeichnetes leisteten), Pantalone und Brighella ein. Der Charakter der Prinzessin blieb unverändert. Schiller suchte diesen Charakter tiefer zu motiviren, indem er der Hauptheldin des Stückes entschieden sittliche Anschauungen unterlegte.*) Auch dem Kalaf brachte Schiller einige feinere männliche Züge bei. Die

*) Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sclavenjoch verdammt.
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein and'rer Vorzug vor dem zartern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verstand
Und Scharfsinn, meine Freiheit zu beschützen.
(Schiller's Turandot. Act II. Auftr. 4.)

größte Freiheit ließ er ferner in der Gestaltung der komischen Scenen walten, ohne je die niedere Sphäre des Spaßes zu berühren. Endlich verlieh er der Dichtung ihren Hauptvorzug in den Räthseln, womit Schiller, wie Goethe rühmte, fast eine neue Gattung geschaffen.

Außer seinen dramatischen Werken hat Gozzi noch eine Reihe von Dichtungen anderer Art hinterlassen, von denen — neben der schon angeführten Uebersetzung der Boileau'schen Satiren — am bemerkenswerthesten sind: die „Marfisa bizarra," ein komisches Epos in zwölf Gesängen, der „ratto delle fanciulle castellane," ein erzählendes Gedicht in Ottave rime, „l'astrazioni," eine philosophisch-satirische Dichtung, und elf ansprechende Novellen. Sie finden sich in der achtbändigen Sammlung von Carlo Gozzi's Werken (Opere del Conte Carlo Gozzi. 1772 und 1791.). In's Deutsche übersetzt erschienen Gozzi's „theatralische Werke" zuerst (Bern 1777) in fünf Theilen. Die Bearbeitung ist von F. A. G. Werthes, dessen Uebersetzung der „Turandot" dem Schiller'schen Werke, wie wir bereits bemerkt, zum Grunde liegt. Außerdem hat F. W. Gotter zwei Schauspiele Gozzi's für das deutsche Theater bearbeitet (Leipzig 1781) und A. G. Wagner das dramatische Märchen: „Der Rabe" aus dem Original übertragen (1804). Eine 1803 erschienene Schrift von Franz Horn handelt „über C. Gozzi's dramatische Poesie;" eine literaturgeschichtliche und biographische Scizze über den Dichter lieferte zuletzt Professor Schnackenburg in einem Vortrage über C. Gozzi (Berlin 1859).

Gozzi's Name ist durch den ältesten Bruder Carlo's, durch Gasparo, der ebenfalls der Dichtkunst huldigte, keinesweges entwerthet worden. Graf Gasparo Gozzi war 1713 in Venedig geboren. Die Sorge um seinen und seiner zahlreichen Familie Unterhalt hatte ihn, seitdem er mit der um zehn Jahre älteren Dichterin Luise Bergalli verheirathet war, genöthigt, seinen früheren Dilettantismus in der Beschäftigung mit der Poesie und den Wissenschaften in Broderwerb zu verwandeln, so daß er schon 1758 eine Sammlung seiner poetischen und prosaischen Werke in sechs Bänden veranstaltete (Opere in versi e in prosa del Sig. Conte Gasparo Gozzi Veneziano). Die fünf ersten Bände enthalten die Trauerspiele „Elettra," „Medea," „Edipo," „Zaira" und „Marianne;" die Schauspiele („rappresentationi sceniche") l'Antiochia, Marco Polo, Isaccio; das Lustspiel la forza de' nationale und Gedichte vermischten Inhalts. Der letzte Band ist mit seinen prosaischen Werken angefüllt, welche in Briefen, komischen Erzählungen und Uebersetzungen aus dem Heliodor und Basilius bestehen. Auch von dem Longus hat er eine Uebersetzung geliefert, welche von Seiten des Stils sehr geschätzt wird. (Amori di Dafne e della Cloe di Longo Sofista, Venedig 1766.) Seine dramatischen Werke stehen denen seines Bruders Carlo weit nach. Unter den Trauerspielen ist „Elettra" das beste, welches indessen an Kraft der Darstellung und Präcision des Ausdrucks keinen Vergleich mit der „Merope" Maffei's erträgt. Obgleich er seine Dramen auf einem unter der Direction seiner Gattin stehenden Theater zur Aufführung brachte, so wurden sie doch vom Publicum kalt aufgenommen: dasselbe war ihm aber für die seit 1760 unternommene Herausgabe der „Gazetta di Venezia" weit dankbarer, indem es sich durch den Reichthum der darin mitgetheilten Aufsätze in Prosa und Versen angenehm unterhalten fand. Eines noch größeren Beifalls erfreute sich der „Venetianische Beobachter" (Osservatore Veneto, eine im Geschmacke des englischen „Spectator" von Addison geschriebene Zeitschrift) und die „moralische Welt." Besonders gefielen darin die Novellen und Novelletten. In diese Form verarbeitete Gozzi Tagesvorfälle aus Venedig, Beispiele zu moralischen Wahrheiten, und moralische Erzählungen und Allegorieen. Diese Zeitschriften sicherten sich durch die Mannichfaltigkeit ihrer Aufsätze, denen es nie an Geist fehlte, eine Celebrität, welche den ephemeren Zweck ihres Erscheinens in jeder Weise zu überleben verdiente. Gasparo Gozzi offenbarte ein vielseitiges Talent; er war einer der ersten, welcher seine Landsleute mit der deutschen Literatur bekannt machte, zunächst dadurch, daß er „Adam's Tod" von Klopstock übersetzte. Auch seine Uebersetzungen aus anderen Sprachen gehören zu den geistvollsten und gefälligsten, welche die italiänische Literatur aufzuweisen hat. Sein literarischer Ruhm, die Achtung,

welche er genoß, schienen ihm ein Anrecht auf Begünstigung von oben her zu sichern. Allein er hatte mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen, bis er 1774 den Auftrag erhielt, für die beabsichtigte Errichtung neuer gelehrter Schulen Studienpläne auszuarbeiten, wofür ihm ein Jahrgehalt gezahlt wurde. Ihm ward zugleich die Ausführung des Planes und oberste Leitung der Schulorganisation übertragen. Auch die Entwerfung neuer Statuten für die Universität Padua trug man ihm auf. Diese Stadt wurde sein gewöhnlicher Wohnort. 1778 stürzte er sich, man weiß nicht, ob in einem Anfalle von Melancholie oder in Krankheitsphantasieen aus einem Fenster seiner Wohnung in ein unten vorbeifließendes Wasser. Doch ward er gerettet und lebte in ruhiger, sorgenfreier Lage bei hinlänglichem Gehalte bis an seinen 1786 erfolgten Tod. Die Mußestunden seiner letzten Jahre waren der Bereicherung der schönen Literatur seines Vaterlandes durch vielfache Productionen gewidmet. Besonders übte er die Kritik und nahm sich der alten Dichter Italiens, besonders Dante's, gegen die Invectiven Bettinelli's an, welcher in seinen „Briefen Virgil's an die Arcadier" kecke Angriffe auf dieselben gewagt hatte. Reinheit der Sprache und Anmuth der Darstellung zeichnen die meisten der vielen Schriften Gasparo Gozzi's aus. Sie erschienen vollständig gesammelt (Venedig 1812) in zweiundzwanzig Bänden. Neben seinen Novellen sind es besonders die satirischen Dichtungen, die seinen Namen in einem ehrenvollen Andenken erhalten lassen. Gozzi's Satiren gehören der ernsteren Gattung an, sie sind eifernd bitter. Eine derselben, „der Triumph der Demuth" (il Trionfo dell' Umiltà, 1764), ist durch die damalige Papstwahl veranlaßt worden und gegen den römischen Hof gerichtet. Sie wurde in dem genannten Jahre zugleich mit zwölf „Sermonen" in horazischem Geiste veröffentlicht. Eine deutsche Uebersetzung dieser Satiren Gasparo Gozzi's ist (Berlin 1824) von J. D. H. Schaum herausgegeben worden.

Die satirische Dichtung war nächst der dramatischen Poesie diejenige Gattung, deren Pflege und Vervollkommnung im 18. Jahrhundert hauptsächlich den großen Gegensatz zwischen diesem und dem ihm vorangegangenen Jahrhundert erkennen läßt. Mit Recht ist Parini, Gozzi's Zeitgenosse, ein Dichter, der seinen reichsten Kranz auf dem Felde der Satire davon getragen, als einer von den Männern bezeichnet worden, von denen die Erneuerung der italiänischen Poesie ausgegangen ist. Indem wir von dem Satiriker Gozzi auf Parini übergehen, werden wir zugleich aus venetianischem in mailändisches Gebiet hinübergeführt. Doch ehe wir von dem „lombardischen Juvenal" und seinen Genossen sprechen, mögen einige Bemerkungen über die Sittenzustände Italiens in jener Zeit, zur Ergänzung der Andeutungen, die wir bereits bei Gelegenheit der Goldoni'schen Komödien gegeben, vorausgeschickt werden.*) Schon am Ende des 16. Jahrhunderts war mit der vollständigen Unterjochung des Geistes die Schwäche der Poesie eingetreten. Wenn seitdem Italien lange Jahre hindurch sich in einem höchst traurigen Zustande befand, so klagt es mit Unrecht die fremden Eroberer an. Die Wurzel des Uebels im eigenen Innern zu zu suchen, scheint man weit entfernt. Der knechtische Sinn, den die lange Priesterherrschaft erzeugt hat, das weichliche, arbeitscheue Leben, dem die Männer ergeben sind, das unwürdige Verhältniß, dem sie sich gegenüber den Frauen unterwerfen, denen sie in allen Launen dienen müssen, die Zerrüttung der Familien durch das schändliche Institut der Cicisbei, die verwahrloste Erziehung, die eine immer elendere Generation hervorbringen mußte, die Leerheit des Geistes, in welcher beide Geschlechter sich gefallen und die auch durch die überladenen kirchlichen Ceremonien genährt wird, endlich die Sucht nach Zerstreuungen, Glanz und Schein, der Egoismus, der nur die Vaterstadt für Italien anerkennt, die traurige Klostererziehung der Töchter: das sind Uebel, welche die Italiäner keinem Eroberer Schuld geben können; und diese Uebel treten uns auch in Goldoni's Komödien entgegen. — Die Sitten waren im Allgemeinen im 18. Jahrhundert nicht schlechter, aber auch nicht besser, als im

---

*) Wir folgen zunächst einigen Ausführungen E. Ruth's in seiner schon erwähnten Abhandlung über Goldoni, die durch eine spätere Schrift desselben Verfassers („Geschichte des italiänischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft." Von E. Ruth. Leipzig 1859) erweitert werden.

Cinquecento. Denn nur aus Schwäche war das Volk über den Zuständen früherer Zeiten eingeschlafen, weil für die frühere Zügellosigkeit die Kraft nicht mehr ausreichte, bemäntelte man sie mit dem Schein und dem Anstand. Der kenntnißreiche Sismondi bemerkt über das 18. Jahrhundert: „Die Sitten waren der Verderbtheit der Mode mehr als der der Leidenschaften gewichen. Eine allgemeine Frivolität schloß jeden Gedanken, jede Wärme der Unterhaltung aus. Eine beständige Gewohnheit des Müßiggangs verflachte den Geist und nahm ihm selbst das Vermögen, sich zu beschäftigen. Der Gebrauch der Cicisbei, den Gedanken nicht weniger als den Sitten gefährlich, ließ nicht einmal diejenigen, die aus der Faulheit eine Profession machten, Herren über ihre Zeit sein und gab dem, dessen Leben ohne Zweck war, für jede Stunde Pflichten.*) Man war gewohnt, jede neue Idee zum Leben, zum Handeln, ja selbst zum Sprechen zu entbehren. Der Mangel jeder Laufbahn, die Unmöglichkeit, irgend ein Studium zu einem Zweck anzuwenden, hatte jeden Sporn in der Erziehung gestört. Die glänzenden Universitäten sorgten nur noch für's Brot; wer nicht Priester, Arzt oder Advocat werden wollte, studirte nicht oder verlor seine Zeit. Die Schulen waren schlecht, die besseren früherer Zeit geschlossen, man lernte in den Klosterschulen nur den Geist unterdrücken, die Vernunft unterwerfen, den Willen schwächen, schweigen, heucheln, fürchten und gehorchen. Die Nation war todt auf alle Art, und nur in den untersten Ständen, auf welche die Gesellschaft und Erziehung keinen Einfluß hat, finden sich noch Spuren der alten glänzenden Eigenschaften."

Dieser Zustand hatte natürlich auf die Poesie um 1700 und später den größten Einfluß. Die Satire war im 16. Jahrhundert ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit. Ihre Geißel, die gegen alle Stände ohne Scheu und Zügel und mit Kraft geschwungen wurde, rüttelte mächtig auf und verhinderte eine Zeit lang das Versinken. Die Satire war das freilich nicht immer passende Mittel, zu überzeugen und zu bessern. Unter ihrem Gewande finden sich vortreffliche Sätze über Religion, Literatur und äußeres Leben, sowohl bei den Epikern als bei den Lustspieldichtern. Nur hätte sie nicht die letzte Hand anlegen, vielmehr nur anregen und aufwühlen, die Vollendung des Werks aber einem ernsteren Sinne überlassen sollen. Dieser hätte sich auch ohne Zweifel gefunden, wenn die Italiäner ihre Reformation, wie andere Nationen, hätten zu Ende bringen können. Die geistige Regung wurde aber im Keime erstickt, die Kirche wußte ihre strenge Forderung blinden Glaubens, duldenden Gehorsams mit Feuer und Schwert durchzusetzen, und damit war jede Kraft gebrochen. Die Satire wurde zahm und vorsichtig oder sie verstummte ganz; sie hielt sich in den Schranken unbedeutender kleinlicher Verhältnisse oder sie machte endlich der Ironie Platz. Die Sinnlichkeit und Ueppigkeit, die nun keinen Zaum und kein Gegengewicht mehr kannte, wucherte dagegen fort, schläferte den Geist immer mehr ein, machte den Gesichtskreis immer enger, die Productionskraft immer geringer.

Die Hierarchie hatte durch die geistige und moralische Vernachlässigung und Erniedrigung des Volkes sich selbst sicher zu betten geglaubt, aber in Wahrheit die Aristokratie und die Fürsten auf ihre Gefahr sicher gebettet. Die Regierungen hatten von dem für die Despotie erzogenen Volke nichts zu fürchten und stellten sich nun gegen den einzigen noch vorhandenen Zwang, gegen die Hierarchie, mit aller Macht fest. Das Zeitalter der Aufklärung brach an und jeder Stand bemächtigte sich des wenigen Lichtes zu seinem eigenen

*) „Die höchste Blüthe der Corruption und des Versinkens" — heißt es in der erwähnten neuesten Schrift von Ruth — „erschien mit der Ausbildung der Cicisbei, dieser halben Männer mit lauter negativen Eigenschaften, womit die Unsittlichkeit, die sclavische Schwäche und gänzliche Nullität organisirt wurde. Die Männer führten ihren Frauen selbst den Cavaliere servente zu. Wenige begnügten sich aber mit diesem einen. Die meisten vornehmen Damen hätten sich geschämt, auf dem Spaziergange oder zu ihren Freundinnen oder in's Theater nicht einen großen Schweif von Sclaven ihrer Reize nachzuziehen. Dieser Schweif bestand 1) aus einem oder mehreren wirklichen und begünstigten Liebhabern, Amanti; 2) aus mehreren Geduldeten, patiti (unglücklichen Liebhabern); 3) aus den Galanti. Die Letzteren waren junge Leute, die oft mehreren Damen angehörten, oder Abbé's, jüngere Söhne des Adels, die vom Priesterthum nichts als den schwarzen Rock hatten, vom Gelehrten nichts als die schlechten Sonette und vom Weltmann nichts als die Geduld, der Dame überall zu folgen und ihren Mops zu tragen."

Vortheil, wobei die Kirche arge Schläge erlitt. Venedig hatte schon längst sich von der Hierarchie losgemacht und ihre Methode als Staatssystem angenommen. Die Jesuiten wurden aus allen großen Staaten fortgeschickt und dann ihr Orden aufgehoben. Ihre Grundsätze, ihre Erziehung und ihr Einfluß blieben freilich ungeschwächt, aber die Regierungen benahmen doch der Hierarchie die einzige noch gesetzliche Waffe, um ihre Herrschaft zu behaupten. Die hohe geistliche und weltliche Aristokratie, die ihr Feudalwesen und ihre Privilegien, ihre Genußmittel, ihre glänzende und lucrative Laufbahn in Kirche und Militair ganz gesichert glaubte und nur das Geschäft kannte, jede einschränkende Neuerung abzuwehren und zu vernichten, sog mit aller Behaglichkeit nur das Gift der neuen Richtung ein und versank in Unglauben und Aberglauben, Atheismus und den crassesten Sinnencultus, der je dem Egoismus gedient hat.

Der lombardische Adel war wohl nicht gesunkener als der römische und neapolitanische. Daß wir von jenem mehr Nachrichten haben, scheint zu beweisen, daß die allgemeine Civilisation und Aufklärung gerade dort auch vortreffliche Richtungen angebahnt hatte, daß die Wissenschaft und Moral gerade dort in vielen Einzelnen noch einen kräftigen Boden fand. Diese tüchtigen Männer, worunter einige vom höchsten Adel, flüchteten aus der allgemeinen Sittenlosigkeit in einen Verein, den sie nach dem Ort ihrer Zusammenkunft in Mailand die Gesellschaft des Kaffeehauses nannten. Zu ihr gehörten Parini, Longhi, E. Visconti, Paolo Frisi, die drei Grafen Verri und der Marchese Beccaria. Sie kämpften in Schriften gegen die alten Vorurtheile und Fehler, für die Reformen, unterstützten die österreichischen liberalen Bestrebungen und bildeten den Kern zu den Größen der Intelligenz, die wenige Jahre später Mailand seinen Glanz gaben. Von diesen Männern führen wir zuerst Parini, den Dichter der berühmten Satire „il Giorno" vor. Die Darstellung seiner Lebensgeschichte giebt uns Gelegenheit, die hier allgemein geschilderten Zustände auch nach der literarischen Seite hin näher zu berühren*).

Durch ruhige Beharrlichkeit und ein hohes, obwohl nicht anmaßendes Bewußtsein von seinem eigenen Werthe hatte Giuseppe Parini sich aus der Dunkelheit zu bedeutendem Ansehen erhoben und nicht unverdient wurde ihm von seinen Zeitgenossen der Name des „Juvenals von Mailand" beigelegt. Er stand im innigsten Verkehr mit den ersten literarischen Berühmtheiten des damaligen Italiens, von denen nicht wenige demselben verweichlichten Adel angehörten, dessen Thorheiten und Laster der Satire Parini's reichlichen Stoff lieferten. Seine plebejische Abstammung suchte er nie zu verbergen. Er war der Sohn von armen, rechtschaffenen Eltern, die sich in dem kleinen Dorfe Bosisio, an den Ufern des Sees Pusiano im Mailändischen, vom Seidenbau nährten. Hier auf dem romantischen Monte di Brianza wurde Giuseppe am 22. Mai 1729 geboren Durch mannigfache Opfer wurde es dem fleißigen Ehepaar möglich, den einzigen Sohn in Mailand zum Geistlichen ausbilden zu lassen, und nachdem er sich langsam durch den trockenen Cursus der scholastischen Philosophie und Theologie durchgearbeitet, wurde er in gehöriger Form zum Priester geweiht, ohne indeß die Functionen eines solchen je auszuüben. Sein von jeher schwächlicher Körper war, noch ehe Parini aus dem zwanzigsten Lebensjahr getreten, einem Anfalle unterlegen, der eine Lähmung seiner Schenkel zur Folge hatte. Alle ärztliche Sorgfalt vermochte ihn nur soweit wiederherzustellen, daß er, auf den Stock oder den Arm eines Freundes gestützt, einherschleichen konnte.**) Es folgte eine lange Zeit der Dürftigkeit,

*) Eine neuerdings erschienene Schrift des verdienstvollen italiänischen Historikers Cesare Cantu („l'Abate Parini e la Lombardia nel secolo XVIII." Mailand 1859) enthält eine Reihe von historischen Scizzen der literarischen und politischen Zustände Italiens im 18. Jahrhundert, welche die genaueste Kenntniß der Details zeigen.

**) Parini's Gang blieb immer etwas schwankend und unsicher, in Folge jener Schwäche in den Muskeln der beiden Knöchel, auf welche er in seinen Schriften eine scherzhafte Anspielung macht, indem er sagt: Parini io son, d'ambe le gambe strambe (ich bin der Parini mit den beiden lahmen Beinen). Trotz dieses Gebrechens bewegte er sich in seinen späteren Jahren mit einer solchen Würde, daß Jeder, der ihn vorübergehen sah, unwillkürlich auf ihn aufmerksam wurde, und sogar Kaiser Leopold sich bei seinem Aufenthalt in Mailand erkundigt haben soll, wer denn der Mann sei, der so majestätisch einherschreite.

in welcher der junge Abate seinen Unterhalt durch das Copiren von gerichtlichen Dokumenten für die Notare und den gelegentlichen Verkauf eines kleinen Gedichts von mittelmäßigem Werth gewinnen mußte, während er die Zwischenstunden den classischen Studien widmete, denen er, besonders der römischen Literatur, sehr ergeben war. Durch die Vermittlung eines Standesgenossen, Gian Carlo Passeroni, der ihn kennen gelernt hatte, als er vergebens von einer Sakristei zur andern wanderte, um Beschäftigung zu suchen, wurde Parini der Accademia dei Trasformati (der Verwandelten) vorgestellt, einem jener zahllosen literarischen Vereine, deren gelehrte Tändeleien einen bedeutenden Raum in der italiänischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ausfüllen. Er erhielt wenigstens dadurch Gelegenheit, seine Poesieen unter günstigeren Auspicien zu veröffentlichen und im Jahre 1752 gab er unter dem angenommenen Namen Ripano Eupilino sein erstes Werk heraus. Es war eine Sammlung von Oden, oder vielmehr von Schäfergedichten in dem arcadischen Stil jenes sehr unarcadischen Zeitalters, die ihm vielen Beifall und die Wahl zum Mitglied der Accademia degli Arcadi in Rom eintrugen.

Parini's engeres Vaterland war nicht arm an Satirikern, die mit gleichem Eifer aber sehr ungleichem Talent die Modethorheiten ihrer Zeitgenossen geißelten. Es scheint jedoch, daß der künftige Juvenal die wahre Richtung seines Genius erst spät entdeckte, oder vielleicht hielt er es vorläufig für gerathener, sich auf das Idyllenfach zu beschränken, als Gefahr zu laufen, in einflußreichen Kreisen Anstoß zu erregen und dadurch seine precäre Lage noch zu verschlimmern. Inzwischen nahm er keinen geringen Antheil an den ersten Bestrebungen der italiänischen Literatur, sich von der Tyrannei der Accademia della Crusca und ihrer Zweig-Akademieen zu emanzipiren, deren Bologna allein nicht weniger als dreizehn zählte. Ueber die ganze Halbinsel waren Gesellschaften von Occupati, Apparenti, Cessenti, Ipocondriaci, Teopneusti und hundert ähnlichen zerstreut, ebenso bizarr in ihren Namen als zwecklos in ihrem Treiben, die ihre Kräfte an Tropen und Metaphern, Wortspielen, concetti und spitzfindigen Kleinigkeiten jeder Art verschwendeten. Das Sonettschreiben stand damals in seiner höchsten Blüthe. Es gab — wir folgen der Schilderung der vorhin erwähnten Schrift Cesare Cantu's — anakreontische Sonette für Hochzeiten, religiöse Sonette für Einsegnungen, Sonette auf die neueste Roulade einer Prima donna und die zierliche Pirouette einer beliebten Tänzerin, auf die erste Messe eines jungen Priesters und das letzte Diner einer vornehmen Dame, und diese Sonetten-Manie hat sich in Italien so eingewurzelt, daß, obwohl jetzt allgemein verlacht, sie noch immer nicht ausgerottet ist. Der Dichter Frugoni schrieb sechzig Sonette gegen den Geizhals Ciacco und veröffentlichte sie mit einem witzigen Titel, der einen Begriff von dem Inhalt giebt: „Sonette der Ser Lullo und Ser Lollo, mit Anmerkungen von Ser Lallo und einem Briefe von Ser Lillo." Um diese Zeit gab auch Casti seine hundert Sonette über die Schuld von drei Giuli oder dreizehn Silbergroschen heraus, die er einem Freunde zu zahlen hatte, und Antonio Maria Borromeo, ein schwächlicher Sproß der Familie, welche den berühmten Heiligen erzeugte, besang die Verdienste seines Hundes Cocco in Versen, von welchen die Accademia dei Trasformati so gerührt wurde, daß sie sich in lauten Klagen über die todte Katze Valestreri's ergoß. Es hat in der That das Ansehen, als ob damals unter den italiänischen Schöngeistern die alte ägyptische Katzenvergötterung wieder zu Ehren gekommen sei; im Jahre 1780 erschien in Mondovi eine „Micceide" (Miezíade) auf die Lieblingskatze eines poetischen Buchdruckers, und zehn Jahre später wurde ebendaselbst eine zweite oder „Neue Micceide" herausgegeben. Auf der Bühne ging die Leidenschaft für Flitterstaat und eine gänzliche Nichtachtung künstlerischer Schicklichkeit Hand in Hand mit diesen Spielereien, welche den Namen der Poesie verunglimpften. Im Theater kümmerte sich keine Seele um die Schauspieler, außer in der Oper, wo die Musik aus einem Labyrinth von Schnörkeln, Trillern, Rouladen, affectirten Pausen und Schwierigkeiten aller Art bestand. Der Sänger Guadagni, der die Rolle des Oetius gab, bestand darauf, im letzten Act in den Theseus verwandelt zu werden, weil es ihm Spaß machte, in diesem Charakter den Minotaur zu bekämpfen, und der Componist mußte sein Verlangen erfüllen. In einem

der beliebtesten dramatischen Spectakelstücke wurde Persepolis durch eine Mine in die Luft gesprengt. Cato tödtete sich in einem Bibliothekzimmer, auf dessen Fächer man ihn zuerst seine eigene Lebensbeschreibung von Plutarch und die „Gerusalemme liberata" stellen sah. Die schöne Welt aß, trank, plauderte und spielte unterdessen in ihren vergoldeten Logen und hielt nur inne in diesen lärmenden Beschäftigungen, um die Tänze zu betrachten.

Gegen eine so völlige Entartung des literarischen und künstlerischen Geschmacks begannen Männer wie Parini einen Kampf, in welchem sie die ungeheure Mehrzahl der für wissenschaftliche Orakel geltenden Akademieen zu Widersachern hatten. Um den künftigen Verfasser des „Giorno" sammelte sich eine Schaar von gleichgesinnten Freunden; an der Spitze ihrer Gegner stand Pater Branda; ein fanatischer Anhänger des status quo, der die Neuerer „eine Rotte mißgestalteter Scribenten" (Anspielung auf trasformati) titulirte, „schmähsüchtig, schmutzig, ekelhaft, verleumderisch und von aller literarischen Schaam entblößt." Ein zweiter geistlicher Gegner Parini's in dieser Bücherschlacht war Pater Allessandro Bandiera, ein Autor von großer Fruchtbarkeit, aber schwerfällig und langweilig, der seinen Schülern ganz ernsthaft den Stil Bocaccio's und seinen eigenen als die einzigen sicheren Muster zur Nachahmung empfahl. Ganz Italien sah neugierig dem Kampfe zu, der in Mailand mit wechselndem Glück geführt wurde, bis die Censur, unwillig über eine so plötzliche Unterbrechung der schläfrigen Stille, die bisher im Lande geherrscht hatte, ihm dadurch ein Ende machte, daß sie jede fernere Discussion der Sache verbot. Indessen hatten diese literarischen Streitigkeiten für Parini den Vortheil, daß er dem Publicum allgemeiner bekannt wurde, und wir finden ihn bald nachher als Mitredacteur einer Zeitschrift „il Caffè," welche eine glänzende Ausnahme in der faden und inhaltlosen Journalistik jener Tage bildete. Nicht lange nachher wurde er zum Professor der Rhetorik an der Akademie Brera ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Im Jahre 1763 veröffentlichte er den ersten Theil seiner berühmten Satire unter dem Titel „il Mattino" (der Morgen), und obgleich das Werk ohne seinen Namen erschien, wurde die Anonymität doch nicht so streng bewahrt, daß nicht ganz Mailand den Verfasser errathen konnte. Der Erfolg, welcher diesem geistreichen Zeit- und Sittengemälde in einer Gesellschaft zu Theil wurde, die, ohne es zu wissen, dem Dichter Jahre lang zu ihrem Portrait gesessen hatte, ist vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß er viele Freunde in den gebildeteren Kreisen der mailänder Aristokratie zählte; als er jedoch im Begriff war, die Fortsetzung „il Meriggio" (der Mittag) herauszugeben, schienen die von seiner Satire Getroffenen ihre Nachsicht bereut zu haben, und sie bemühten sich nach Kräften, die Publication zu hintertreiben. Es fehlte nicht an Cabalen und Drohungen, die einen weniger festen und energischen Geist als Parini eingeschüchtert hätten; aber er blieb standhaft — Zeit und Geduld überwanden alle Hindernisse, die Censur gab ihr Imprimatur und „il Meriggio" verließ die Presse.

Bis dahin war Parini, obwohl schon im Genuß eines hohen literarischen Rufes, pecuniär so unglücklich gestellt, daß er kaum Mittel erschwingen konnte, die Miethe für ein einziges ärmliches Stübchen zu zahlen und seine alte hilflose Mutter zu ernähren. Um nur Brod zu schaffen, mußte er seine Zuflucht zu jenen kriechenden Zuschriften und Dedicationen nehmen, die in seinem Zeitalter die peinliche Nothwendigkeit einer literarischen Laufbahn bildeten. Was seine demüthigen Bittgesuche an den hochgebietenden Cardinal Durioni und Andere einem Mann von dem geraden und unabhängigen Charakter unsers Dichters gekostet haben mögen, kann man errathen; so viel ist gewiß, daß, sobald eine neue Anstellung als Lector bei der Akademie der schönen Künste und regelmäßige Beschäftigung bei mehr als einem Journal ihm ein etwas reichlicheres Einkommen sicherten, er dem herabwürdigenden Handwerk eines poetischen Bettelbriefschreibers augenblicklich und auf immer entsagte. So vergingen Jahre. Parini arbeitete langsam weiter an dem dritten Theil seines Gedichts „il Vespro" (der Abend) — denn die hohe Vollendung seines Stils wurde nur durch eine unverdrossene Sorgfalt im Retouchiren und Corrigiren erreicht, die bei einem Schriftsteller unglaublich scheint, der zugleich einer solchen Originalität des Gedankens und Kühnheit des Ausdrucks fähig war. Da erschallten die Donnertöne der Marseillaise in den Engpässen

der Alpen, und als die französische Revolution bis nach Mailand vordrang, war Parini, dessen freisinnige Ideen längst kein Geheimniß waren, einer der Ersten, dem sich das Vertrauen seiner Mitbürger zuwandte. Obgleich jetzt alt und gebrechlich und auf einem Auge fast blind, wurde er mit einem Sitz in den Munizipalrath der lombardischen Hauptstadt beehrt. Indessen scheint Parini sich nie recht von Herzen an die transalpinischen Befreier angeschlossen zu haben. Seine dem Sansculottismus gegenüber gemäßigten Ansichten und der Freimuth, mit dem er sie vertrat, mußten dem ungestümen Eifer oder der berechnenden Klugheit seiner Collegen bald lästig werden. Er wurde seines Amtes entlassen. Zu den Leiden täglich zunehmender Blindheit gesellte sich die Furcht, nun auch seinen Lehrstuhl zu verlieren. Sie war jedoch unbegründet. In den letzten Monaten seines Lebens erhielt er durch eine glückliche Operation selbst noch die Sehkraft wieder. Er beschäftigte sich mit der schließlichen Vollendung seines Gedichts, indem er den letzten Theil desselben, „La Notte" (die Nacht), ausarbeitete. Dieser Schlußtheil war halb vollendet, als Parini am Morgen des 15. August 1799 starb.

Parini's poetischer Nachlaß, der 1801 in sechs Bänden erschien, ist unbedeutend; während seines Lebens hatte er nicht mehr als einige hundert Seiten im Druck veröffentlicht. Seine poetische Kraft beherrschte nur ein geringes Gebiet, dieses aber auch mit Meisterschaft, durch sein besonnenes Studium, stetes Feilen und einen höchst correcten Geschmack gelang es ihm, die Ergüsse seiner poetischen Productionen zur Classicität zu erheben. Daher ist die Composition seiner Gedichte immer sehr gediegen und die Ausführung läßt selten etwas zu wünschen übrig. Die Feinheit und Schärfe seiner Beobachtungsgabe sind musterhaft, die ins Seichte hinübergetriebene Allgemeinheit der italiänischen Satire widerte ihn an, nichts war darin national und charaktervoll. Für den Ausdruck seiner satirischen Muse war ihm Neuheit des Gegenstandes ein Bedürfniß. Im Alltagsleben lag ihm derselbe nicht fern, die Leerheit des Treibens der Adeligen zu Mailand, die verkehrte und anmaßende Verwechslung des hohen Ansehens in dem gesellschaftlichen Leben mit wahrem Adel der Gesinnung und Handlung, und die raffinirte, verweichlichte Eleganz in den Kreisen der vornehmen Welt, die er besuchte, boten sich seiner Nachforschung wie von selbst dar. Im Jahre 1763 war er, wie wir oben berichtet, mit dem ersten Theil seiner Satire, dem Mattino aufgetreten, zwei Jahre später folgte il Mezzogiorno (Meriggio) nach seinem Tode sind noch il Vespero und die unvollendet gebliebene Notte hinzugekommen. Diese vier Poemetti, wie Parini sie nannte, beschreiben und persiffliren im Tone der einem Junker ertheilten Vorschriften die frivolen Beschäftigungen, durch welche der damalige Adel des Morgens bei der Toilette, des Mittags an der Tafel, des Abends auf Spaziergängen so wie im Theater und bis tief in die Nacht hinein in den Conversazioni seine Zeit zu tödten pflegte. Die Seele dieser Belehrung ist die fein angebrachte, pikante und wohl durchgeführte Ironie: sein Stachel schmerzt aber mittelst der Mäßigung, worin er seine satirische Laune zu halten verstand. Mit sicherer Kunst belebt er die Ironie durch Hervorhebung der Contraste des jetzigen trivialen und lächerlich ernsthaften und wichtigen Thuns und Treibens mit den alten einfachen Bräuchen und der Biederkeit der Ahnen. Nicht leicht giebt es eine anmuthigere Satire, als die Beschreibung des Erwachens seines Helden (worin die ganze gebildete Welt den stutzerhaften Fürsten Belgiojoso wieder erkannte), seine Unterhaltung mit zierlichen maitres u. s. w. Den beständigen Hohn, womit die Beschreibungen dieses Aberwitzes ausgestattet sind, weiß der Dichter sehr wohl durch höchst passend angebrachte Episoden voll heitern, tändelnden Humors zu mildern, zu deren anmuthigsten der Friedensvertrag zwischen Cupido und Hymen, die Geschichte des Puders, der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und der Absonderung einer adeligen Kaste, die zum Müßiggange, von einer bürgerlichen, die zur Arbeit verdammt ist, gehören. Poetisch geschildert sind die Geschichten von der Erfindung des Triktraks und des Canape's; besonders gelungen aber ist die Parallele der Nacht eines alten Ahnen und der modernen seines heutigen Abkömmlings. Grazie und Phantasie gehen durch das ganze Gedicht, welches den schlichten Titel „der Tag" führt. Mit seiner Ironie auf die wässerigen versi sciolti seiner Zeitgenossen, der s. g. Frugonianer, wirft er in der Zueignung des Gedichtes an die

Mode „das sclavische Joch des Reimes" ab und das ganze Gedicht gleitet in den anmuthigsten reimfreien Jamben mit außerordentlicher Leichtigkeit dahin. Die architektonische Structur des Gedichtes mittelst seines Versbaues wird von den Italiänern als ein Meisterstück bewundert. Nächst Dante gilt er als der malerischste unter allen Dichtern Italiens; und es ist behauptet worden, daß man nicht leicht zehn Verse von ihm lesen werde, aus denen nicht der Maler ein vollständiges Gemälde entlehnen könnte. Einen glücklichen Gebrauch weiß Parini von der griechischen Mythologie zu machen, indem er die Charaktere und Allegorieen derselben auf die Gewohnheiten und Grundsätze seiner Zeit anwendet. Auch im Pathetischen zeigt er sich als Meister; rührend genug ist es, wenn er einen alten Diener vorführt, der nach zwanzigjährigen treuen Diensten entlassen und zu betteln gezwungen wird, weil er dem Lieblingshunde, der ihn gebissen, einen Schlag gegeben hat. Indessen ist auch nicht geleugnet worden, daß Parini's unablässige Ironie einigermaßen die Wirkung stört. Das stete Ausschmücken und Verschönern an sich geringfügiger Gegenstände verliert auf die Dauer an Kraft, und erhält den Anstrich von Affectation. Auch der Umstand, daß der Dichter nie über Mailand hinausgekommen, ist als ein ihm nachtheiliger bezeichnet worden: er habe manches für richtig gehalten, was den Weltkundigen kaum interessire. In den alten Irrthum, daß die Sprache der Dichtung sich von jener der Poesie ganz entfernen müsse, ist auch Parini gefallen, und das Gesuchte in Wendungen und Ausdrücken verhinderte ihn, einen noch größeren und volksthümlicheren Einfluß zu gewinnen. Aber ein bedeutender Anstoß war durch ihn gegeben, und spätere Dichter setzten das begonnene Werk fort. Einer der talentvollsten unter diesen, der früh verstorbene Guiseppe Giusti, sagt von Parini, daß er als ein Zuschauer des heftigen Kampfes zwischen einer Generation, die durchaus liegen bleiben wollte, und einer anderen, die sich durchaus zu erheben strebte, keinesweges den Irrthümern und noch viel weniger den Excessen weder der einen noch der anderen dieser beiden Generationen den Hof machte, vom Alten bewahrte er das Gute ohne Knechtschaft, vom Neuen nahm er die Freiheit an, nicht die Zügellosigkeit. So erstand ihm unter der Hand die erhabenste und moralischste Satire, welche die italiänische Literatur besitzt, in welcher unter dem Bilde des lombardischen Adels die Verzerrungen, die Jämmerlichkeit und die Unwahrheit des ganzen 18. Jahrhunderts aufgedeckt und gegeißelt werden.*)

In unserer kurzen Schilderung der literarischen Zustände zu Parini's Zeiten, haben wir unter anderen den Namen Casti's genannt, eines Mannes, der, persönlich wie literarisch den vollkommensten Gegensatz zu jenem Satiriker bildend, als Dichter auch im satirischen Gebiete einen nicht geringen Ruf sich erwarb. Giambattista Casti, 1721 zu Prato in Toscana geboren, hatte im Seminar zu Montesfiascone eine gelehrte Ausbildung erhalten. Er war noch Jüngling, als er an derselben Anstalt eine Professur übernahm, mit der er nicht lange nachher ein Canonicat an der dortigen Kathedrale verband. Im Jahre 1764 finden wir ihn in Rom, wo er sich durch die schon erwähnten Sonette — mehr als zweihundert an der Zahl — über eine Schuld von drei Giuli eine gewisse Berühmtheit verschaffte. In Begleitung des Musikers Guarducci begab er sich 1765 nach Florenz zur Zeit der Vermählung des Großherzogs Leopold (des späteren österreichischen Kaisers). Einige Gedichte, welche er diesem Fürsten widmete, und welche besonders der Gemahlin desselben gefielen, brachten ihm die Stelle eines Hofdichters mit 300 Scudi Gehalt ein. Als bald darauf Joseph II. zum Besuch nach Florenz kam, wußte Casti den Monarchen so für sich einzunehmen, daß dieser ihn nach Wien einlud. Von hier aus besuchte Casti als Begleiter

*) Den obigen Worten eines italiänischen Dichters fügen wir hier das Epigramm eines deutschen, des Grafen August von Platen, bei:

„Höchst ehrwürdig und groß zeigt Dante des alten Italiens
Bild, und das mittlere zeigt lieblich und schön Ariost;
Aber Du maltest das neue, Parini! Wie sehr es gesunken,
Zeigt Dein spottender, Dein feiner und beißender Spott.
Dient es zum Vorwurf Dir, daß Dein Jahrhundert so klein war?
Eher zum Lobe! Du warst wirklicher Dichter der Zeit."

des jungen Grafen Kaunitz die vorzüglichsten Höfe und Hauptstädte Europa's (Paris, Madrid, Berlin) und begab sich dann nach Petersburg, wo ihn Katharine II. huldvoll aufnahm. Nach seiner Rückkehr vollendete er in Wien ein satirisches Gedicht in zwölf Gesängen unter dem Titel: „Poema tartaro," zu dem der Hof der Kaiserin Katharina den Stoff hergegeben. Die Scene ist nach Asien verlegt und die darin unter erdichteten Namen auftretenden Personen geben die Lebensbilder russischer Höflinge wieder. Dieses Gedicht zog ihm eine Menge Verdrießlichkeiten zu, so daß Joseph II. selbst ihm rieth, eine Reise nach Constantinopel zu machen, zu der er ihm das Reisegeld schenkte. Casti ermangelte nicht, dem Rathe seines großen Beschützers zu folgen; er schiffte sich in Venedig ein, verweilte über ein Jahr in der Türkei und kehrte erst wieder zurück, als sich der Lärm über sein Gedicht mehr und mehr gelegt hatte. Von nun an verweilte er bis zum Jahre 1796 in Wien, wo er als Poeta Cesareo Nachfolger in Metastasio's Amte war. In dieser Stellung dichtete er einige komische Opern, von denen die eine la Grotta di Trofonio die Philosophen von Profession verspottet, während eine andere: il Re Teodoro in Venezia, die besonders wegen Paesiello's Composition beliebt war, die steifen Hofceremonien eines damaligen nordischen Königs lächerlich machte. Der Held einer dritten komischen Oper unter dem Titel: „die Verschwörung Catilina's', (Congiura di Catilina) ist — Cicero, der gleichsam als Caeperle das Zwergfell der Zuhörer zu erschüttern berufen ist. Nach seinem wiener Aufenthalte ließ sich Casti in Florenz nieder, wo er sein umfangreichstes Gedicht, „Gli Animali Parlanti" („die redenden Thiere") ausarbeitete. Um dasselbe drucken zu lassen, begab er sich 1798 nach Paris. Hier starb er am 16. Februar 1803.

Daß Casti's poetisches Talent ein sehr bedeutendes gewesen, ist wohl niemals in Abrede gestellt worden. Wohl aber hat man mit Recht bemerkt, daß er Bedeutenderes geleistet haben würde, wenn ihm das Schaffen nicht zu leicht und er daher zu nachläßig geworden wäre. Herrschaft über Gedanken und Sprache, glänzender und ansprechender Witz, Reichthum der Phantasie, die gar zu willig Abwege einschlägt, Anmuth und Wechsel der Farbengebung, zeichnen seine Dichtungen aus, nur behandelt er Alles zu spielend, und sein Hang zur Satire, dem er oft zu gefällig die Zügel schießen läßt, verleitet ihn häufig, sich gegen die Sittlichkeit und das Anstandsgefühl auf eine Weise zu versündigen, welche keine Scheingründe zu entschuldigen, noch weniger zu rechtfertigen vermögen. Die bekanntesten seiner Schriften sind das genannte komische Epos (die redenden Thiere) und die nicht ohne Grund berüchtigten „Galanten Novellen" (Novelle galanti). Im ersteren, aus 26 Gesängen bestehenden und in sechszeiligen Stanzen versificirten Gedichte geißelt Casti, indem er die Thiere als Repräsentanten der Menschen hinstellt, und in deren Thun das Treiben der Letzteren parodirt, die Gebrechen und Laster der Gesellschaft; daß er dabei mitunter nach dem Leben malte, leidet keinen Zweifel, dieser Umstand raubt aber jetzt, wo der Mehrzahl der Leser Zeit und Localität zu fern liegen, oder ganz unbekannt bleiben, diesem Gedichte einen großen Theil des eigentlichen Interesses, und so sehr auch Einzelnes gefällt, so reicht dieses doch nicht hin, um während der Lectüre von sechsundzwanzig Gesängen vor Ermüdung und Langeweile zu bewahren. — Die erste Ausgabe des Gedichtes erschien zu Paris 1802 in drei Bänden, seitdem ist es in und außerhalb Italiens mehrmals gedruckt worden. (Casti's „Opere" wurden in Berlin 1834, in vier Bänden herausgegeben). Eine deutsche Uebersetzung der „redendenden Thiere" im Versmaß des Originals (von Stiegler) ist 1817 (Bremen, drei Bände) herausgekommen. Die „Galanten Novellen" sind in Ottave rime erschienen; zuerst kamen zwölf derselben ohne Namen des Verfassers und des Druckorts heraus; sie wurden 1793 zu Paris nachgedruckt. Später brachte Casti ihre Zahl auf achtundvierzig; mehrere derselben sind Gedichte von bedeutendem Umfange. Diese „Novellen" — von denen einige ihrem Inhalt nach dem Decamerone Boccaccio's entnommen sind — gehören zu den schlüpfrigsten Erzeugnissen selbst der italiänischen Literatur, die an lasciven Producten wahrlich keinen Mangel leidet. Der Ariosto'sche Ton, den sich Casti anzueignen gewußt, giebt diesen Gedichten ohne Zweifel einen besonderen Reiz und macht sie desto gefährlicher, sie gleichen Erzählungen eines gebildeten Wüstlings, der in seinen alten Tagen behaglich

von den Sünden seiner Jugend schwatzt und sie im Vortrage noch einmal durchlebt. Der strenge C. Ruth (in seinem Aufsatze über Goldoni) nennt die Novellen Casti's äußerst schwache Producte, nur darauf angelegt, ein gedankenloses Publicum zu kitzeln, aber dabei weit schlüpfriger als die Schriften Pietro Aretino's. Casti's lyrische Poesieen (zuerst 1769 erschienen) sind fast alle tändelnden Inhalts, besonders die sogenannten Oden; sie enthalten keine großen Gedanken, aber der seltene Wohllaut der Sprache, die glänzenden Bilder, die Gewandtheit des Ausdrucks sind Eigenschaften, welche sie den besten Gedichten dieser Art gleichstellen. Was die wiederholt erwähnte Reihe von Sonetten betrifft, so bezieht sich ihr Inhalt auf die Qualen, welche der Dichter von einem ungestümen Gläubiger, dem er drei Giuli schuldig ist, erleiden muß. Nur einige derselben sind voll glücklicher Einfälle; die meisten jedoch fade und platt, was auch nicht anders sein konnte, da der Grundgedanke zu ärmlich und einseitig ist.*)

Casti's erzählende Dichtungen sind, in Bezug auf die Leichtigkeit der Behandlung, häufig den Fabeln und poetischen Erzählungen des Franzosen Jean Lafontaine verglichen worden. Größeren Anspruch jedoch auf den Namen eines italiänischen Lafontaine macht Lorenzo Pignotti, der, 1739 zu Figline, einem toscanischen Städtchen, geboren, seit 1769 zuerst als öffentlicher Lehrer der Physik in Florenz, dann in derselben Eigenschaft zu Pisa vielbesuchte Vorlesungen hielt. Als Fabulist und erzählender Dichter trat er 1782 mit seinen „Favole e Novelle" auf. Die oft wiederholten Auflagen, welche von diesen Fabeln und Novellen in einem Zeitraum von wenigen Jahren veranstaltet wurden — sie erreichten bald die Zahl dreißig — sind ein Beweis von dem allgemeinen und entschiedenen Beifall, den sie in Italien erhielten. Der dichterische Ruf ihres Verfassers wurde so bedeutend, daß, wie wir irgendwo mitgetheilt finden, Pignotti 1799 dem sardinischen Hofe als „der erste der jetztlebenden toscanischen Dichter" vorgestellt wurde. Nachdem er über dreißig Jahre in seinem Lehramte thätig gewesen, wurde er desselben 1801 entbunden, um seine volle Muße der Ausarbeitung eines umfangreichen historischen Werkes, das er bereits mehrere Jahre früher begonnen, widmen zu können. Er erhielt den mit einem ansehnlichen Gehalte verbundenen Titel eines Historiographen seines Vaterlandes, und sah sich 1807 durch die ihm verliehene Würde eines Auditors an der Universität zu Pisa geehrt. Doch konnte er in diesem wichtigen Amte nicht lange wirken, da bald darauf ein Schlagfluß seine geistigen Kräfte mehr noch als seine physischen lähmte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in gänzlicher Stumpfheit hin. Er starb am 5. August 1812 zu Pisa, wo ihm später, auf dem Campo santo, ein Denkmal errichtet wurde. — Pignotti's Fabeln und poetische Erzählungen (es sind ihrer über achtzig) können allerdings den Fabeln des unnachahmlichen französischen Dichters an Witz, reicher Phantasie, blühender, lebendiger Darstellung, Naivetät und kindlichem Ton verglichen werden, aber in Plan und Ausführung unterscheidet sich Pignotti von dem Franzosen so merklich, daß er weder sein noch eines andern Fabulisten Nachahmer genannt werden kann, wobei man nicht vergessen darf, daß der Werth seiner Dichtungen keineswegs in der Erfindung, sondern fast nur in der Ausführung besteht. Sein Stil hat etwas Malerisches, sein Verston ist mannichfaltig und wohlklingend; ohne sich an ein regelmäßiges Metrum zu binden, baut er seine Verse nach dem Charakter, welchen die Erzählung in ihren verschiedenen Stadien an jeder Stelle

---

*) Hier die Uebersetzung eines der besseren dieser Sonette. (Aus den „redenden Thieren" folgt in der Auswahl ein übersetztes Bruchstück.)

Dicht bei dem Nordpol, in den kürz'sten Tagen,
Wenn recht in voller Kraft des Winters Drang
Erstarret in der Luft, so hört' ich sagen,
Ein jeglich Wort ist ohne allen Klang.

Doch endet diese Zeit so trüb und bang,
Und kann die Sonne erst sich näher wagen,
Daß sie die Luft aufthaut, das Eis zersprang,
Bald hier, bald da an's Ohr uns Worte schlagen.

Wär' ich mit Dir, mein Manichäer, dort
Gewesen in der Winterszeit, sofort
Als nur der Frost aufhört mit seinem Grimme,

Verwundert sich ein Jeder, eine Stimme
Zu hören, und doch nichts zu seh'n, die Schulden
Eintreibend unsichtbar laut ruft: Mein Gulden!

[Uebers. v. O. L. B. Wolff.]

annimmt. Die Leichtigkeit des Reimes in dieser durch kein besonderes Versmaß gebundenen Weise hat ihn wohl mitunter zu Geschwätzigkeit verführt, allein er schwatzt nach dem Urtheil der Italiäner auch anmuthig genug. Außerhalb Italiens freilich, wo man an eine andere Behandlung der Fabel gewöhnt ist, hat Pignotti nicht bloß wegen seiner weitschweifigen Manier, sondern auch wegen seines Mangels an Originalität Tadler gefunden. Einige seiner Fabeln scheinen zwar der Erfindung nach ihm anzugehören, allein diese sind nicht gerade die gelungensten. Mit Parini's Ironie stimmt die seinige insofern überein, als er die Pointen, worin das Treffende der Fabel besteht, nur gegen die Verzerrungen der Natur im geselligen Verkehr der schönen Welt richtet und besonders die Thorheiten der Stutzer und der koketten Modedamen angreift. Auch ein paar Gedichte in reimfreien Jamben: „l'ombra di Pope," „la tomba di Shakespeare," welche seine Bekanntschaft mit der englischen Poesie darthun, hat Pignotti hinterlassen; ferner zwei poetische Episteln und ein scherzhaftes, in sechszeiligen Strophen abgefaßtes Heldengedicht: „la Treccia donata," in zehn Gesängen, worin er Boileau's und Pope's Manier sich zum Muster genommen hat und anziehende, heiter ironische Darstellungen des Lebens der feinen Welt (unter andern des Cicisbeates) seiner Zeit giebt. Witz, geistreiche Behandlung und rasche Lebendigkeit zeichnen auch dieses Werk aus. Von seinen prosaischen Schriften ist die Geschichte von Toscana (Storia della Toscana), jene Arbeit, mit der er sich während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens beschäftigte, die bedeutendste. Dieses erst nach dem Tode des Verfassers (1813 ff.) in neun Bänden veröffentlichte Werk wird, obgleich es in stilistischer Beziehung nicht ganz vollendet ist, zu den ausgezeichnetsten Geschichtsbüchern der italiänischen Literatur gezählt; besonders sind diejenigen Abschnitte hervorzuheben, in welchen die von Toscana aus verbreitete Cultur der classischen Studien und ihre Blüthe unter Lorenzo de' Medici und Leo X. geschildert werden.

Neben Pignotti erwarb sich (im Anfange dieses Jahrhunderts) noch der Toscaner Luigi Fiaschi als Fabeldichter einen geachteten Namen.

Wir kehren nun zu jenem Kreise mailändischer Männer zurück, aus dem wir das in dichterischer Beziehung bedeutendste Mitglied in Parini vorgeführt haben. Die Namen anderer Mitglieder derselben Gesellschaft des Caffé in Mailand haben wir oben bereits genannt. Die meisten von ihnen waren in mehr wissenschaftlichen und praktischen Gebieten thätig: nur einer hatte sich, neben Parini, einer fast ausschließlich poetischen Thätigkeit zugewandt. Es war der Graf Alessandro Verri, der nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Pietro (welcher eine Geschichte von Mailand und eine Abhandlung über politische Oekonomie geschrieben) 1741 zu Mailand geboren wurde. Der Vater des Grafen Verri bekleidete ein hohes Staatsamt, und wünschte den Sohn Allessandro zum Juristen ausgebildet zu sehen. Dieser widmete sich zwar den Rechtsstudien, ließ sich jedoch durch seine Vorliebe für literarische Beschäftigung einer Beamtenlaufbahn entziehen, die ihm glänzende Aussichten genug bot. Im Jahre 1766 unternahm er in Begleitung seiner Genossen vom „Caffé," des Marchese Beccaria und des berühmten Mathematikers Paolo Frisi eine Reise nach Paris, wo er mit den bedeutendsten Vertretern der literarisch-philosophischen Bewegung in Frankreich, den Encyklopädisten, persönlich bekannt wurde. Von Paris begab er sich allein nach London, von dort nach Rom. Seine Gefühle beim Anblick dieser Stadt, die ihm bis dahin nur durch ein sorgfältiges Studium der Alten bekannt gewesen, schilderte er später in der Einleitung zu seinen „römischen Nächten" (Notti Romane). Er fand den Aufenthalt in Rom so anziehend, daß er es fortan nicht mehr verließ und fast ausschließlich der Beschäftigung mit den römischen Alterthümern seiner Zeit widmete. In England hatte er Shakespeare's Dramen kennen gelernt; mit Eifer laß er jetzt dieselben, übersetzte „Romeo" und „Hamlet" und dichtete in der Manier des Briten seine Tragödien „la congiura di Milano" und „Pantea," welche er als „dramatische Versuche" erscheinen ließ. Beide bekunden, daß Verri seinen Meister begriffen und ein schönes Talent für das Drama besaß. Die Italiäner, mit Shakespeare's Geschmack zu wenig vertraut, und durch Alfieri's aufgehendes Gestirn geblendet, schenkten Verri's Dichtungen wenig Aufmerksamkeit. Sein

Eifer für dieses Fach erkaltete, und er wandte sich den Griechen zu, aus welchen er eine zweckmäßige Auswahl trefflicher Stellen in italiänischer Uebersetzung herausgab. Das Studium griechischer Sitte und Art veranlaßte ihn 1780, den Roman: „Avventure di Saffo" zu schreiben, welche ein frisches Colorit und eine lebendige Schilderung des altgriechischen Lebens auszeichnen. Seine Uebersetzung des (auch von Gasparo Gozzi in's Italiänische übertragenen) griechischen Romans „Daphnis und Chloe," von Longus, erhielt von der Arcadia den Preis vor Gozzi's Arbeit. Ein Jahr vor Verri's Tode — der am 23. September 1816 erfolgte — kam sein bereits 1793 geschriebener Roman „Leben des Herostratus" heraus, jenes berüchtigten Griechen, welcher den Dianentempel zu Ephesus angezündet hatte. Verri suchte in seinem Roman die psychologische Entwickelung des Vorsatzes zu jener verschrieenen That zu schildern; die Ausführung ist jedoch wenig geglückt Sein bekanntestes Werk sind die schon erwähnten „Römischen Nächte," ein Werk, das die Resultate seines Studiums des altrömischen Wesens und Lebens enthält, und wie alle seine Schriften in einem kunstvollen, aber ansprechenden Stil und in männlich edler Haltung abgefaßt ist. Zuerst erschienen (anonym) 1792 die ersten drei Nächte; mit ihnen zusammen wurden die drei letzten 1804 herausgegeben. Seitdem wurden die „Notti" mehrfach gedruckt.

Vor seinem Aufenthalt in Rom hatte Verri eine große Anzahl politischer, literarischer, legislatorischer Aufsätze für das Journal: Il Caffè, dem literarischen Organe der mehrerwähnten Gesellschaft, verfaßt. Von diesem Journal („Il Caffè, ossia brevi e varj discorsi") erschienen im Ganzen zwei Bände, deren erster im Juni 1764 beginnt und mit dem Mai 1765 schließt, während der zweite bis zum Juni 1766 reicht. Die Redaction des Caffè wird gewöhnlich dem Marchese Beccaria zugeschrieben; es enthält Aufsätze über nationalökonomische und naturwissenschaftliche Fragen, Abhandlungen aus dem Gebiete der Gesetzgebung, der Agricultur, Moral und ist besonders gegen die Mißbräuche und Mängel jener Zeit im öffentlichen wie im Privatleben gerichtet, gegen welche die Mitarbeiter zugleich vom Standpunkte der Nationalität und der Humanität oft kühn genug eiferten. Mit dem Grafen Verri arbeiteten an diesem Werke der Aufklärung gemeinsam der ältere Verri, Parini, Beccaria, Paolo Frisi — der von 1727 bis 1784 lebte, als öffentlicher Lehrer und Verfasser vieler mathematischer Schriften einer großen Berühmtheit genoß und wegen seiner musterhaft stilisirten Lobschriften auf Galilei (1777), Newton (1778), Pomponius Atticus (1780) den classischen Schriftstellern beigezählt wird — ferner der aus Istrien stammende Graf Giovan Rinaldo Carli (1720 bis 1795), der, eine Zeitlang Präsident des höchsten Finanz- und Commerz-Rathes in Mailand, als Schriftsteller im finanziellen und staatswirthschaftlichen Gebiete überaus thätig war, wie die Sammlung seiner Werke in achtzehn Bänden (1784 ff.) zeigt, in der sich u. a. auch der Versuch einer dem Euripides nachgebildeten Tragödie „Iphigenia in Tauris" und eine Uebersetzung der hesiodischen Theogonie findet. Der Ruf der Gesellschaft des Caffè war schon weit über die Grenzen der lombardischen Hauptstadt hinaus gedrungen, als noch keins der Mitglieder seinen Namen durch irgend ein hervorragendes literarisches Werk bekannt gemacht hatte. Wir finden sie bereits im Jahre 1764 in Correspondenz mit den französischen Aufklärern, mit Diderot, d'Alembert u. A., deren Kreisen allerdings der neapolitanische Abate Fernando Galiani (1728—1782) nahe stand, der wohl dazu beigetragen haben mochte, daß Namen und Zwecke der mailändischen Gesinnungsgenossen den französischen Encyklopädisten nicht unbekannt geblieben waren. Wir können dieses geistreichen, geschmackvollen und scharfsinnigen Mannes nur beiläufig erwähnen, da er, den größten Theil seines Lebens in Paris sich aufhaltend, es vorgezogen, sein Hauptwerk über den Getreidehandel, ein in der Geschichte der nationalökonomischen Wissenschaft Epoche machendes Werk, in französischer Sprache zu schreiben („Dialogues sur le commerce des blés").*)

*) Helfrich Peter Sturz, einer unserer besseren Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert, hat in seinen „Schriften" Briefe aus Paris mitgetheilt, die er im Jahre 1768 auf einer Reise

Den nächsten Anlaß zu einem directeren Verkehr der französischen Encyklopädisten mit der mailändischen Gesellschaft gaben die Folgen zweier merkwürdigen, damals ganz Frankreich, ja — Dank den Bemühungen Voltaire's — ganz Europa in Aufregung erhaltenden Criminalfälle, in denen französische Gerichte sich eines aus religiösen Fanatismus verübten Justizmordes schuldig gemacht hatten. „Es wäre," schrieb man damals von Paris nach Mailand, noch unter dem Eindrucke, den ein grausames Verdict in der Sirven'schen Angelegenheit, nachdem bereits die Hinrichtung des unschuldigen Calas stattgefunden, zurückgelassen hatte, „es wäre jetzt an der Zeit, gegen die Härte der Strafen und der Unduldsamkeit sich überall laut und nachhaltig auszusprechen." Der angedeutete Vorschlag wurde von dem mailändischen Verein beifällig aufgenommen. Die sämmtlichen Mitglieder wetteiferten darin, Schritte zur Ausführung des Vorschlages zu thun; vor Allen aber eifrig erfaßte der Marchese Beccaria die Idee in ihrer literarischen Bedeutung; alsbald erbot er sich, eine Abhandlung auszuarbeiten, welche Grundsätze aufstellen sollte, geeignet, die Strenge zu mildern, die Wichtigkeit eines Menschenlebens zu beherzigen und ein gerechtes Gleichgewicht zwischen der Strafe und der Beschaffenheit des Verbrechens an die Hand zu geben. Alle Mitglieder gaben dem Marchese ihre Zustimmung zu erkennen und verpflichteten sich, zur Bearbeitung des Werkes, wenn nöthig, alle möglichen Beiträge zu liefern. So entstand die berühmte und lange Zeit hindurch hochgepriesene Schrift Beccaria's: Ueber Verbrechen und Strafen.

Einer Familie angehörig, welche in früherer Zeit einmal in Pavia eine ähnliche Rolle spielte, wie die Visconti in Mailand, war Cesare Beccaria am 15. März 1738 in Pavia (oder Mailand) geboren. Im Jesuitenstift zu Parma erzogen, kehrte er, zwanzig Jahr alt, nach Mailand zurück, wo wir ihn bald darauf im Verkehr mit jenen Männern erblicken, die sich einige Jahre später zu der mehrgenannten Reformgesellschaft verbanden. Des Franzosen Montesquieu Schriften ließen den jungen Marchese seinen Beruf zum politisch raisonnirenden Schriftsteller erkennen. Sein erster literarischer Versuch war eine Abhandlung über die Verwirrung des mailändischen Münzwesens (1762). Der Beziehungen Beccaria's zum Journal Il Caffé haben wir bereits gedacht. Sein oben erwähntes Hauptwerk: „Delle delitti e delle pene" erschien zuerst 1764 zu Monaco. Seitdem ist es unzählige Mal gedruckt und wohl in alle europäischen Sprachen übersetzt worden. (Deutsche Uebersetzungen erschienen zuerst in Breslau 1778 und 1788; die erstere von Hommel, ihr folgte eine von Bergk, zuletzt eine von Glaser). D'Alembert weissagte wegen dieser Schrift dem Verfasser daraus die sicherste Unsterblichkeit. Sie fand jedoch auch gleich anfangs Gegner, z. B. an Morellet, dem französischen Uebersetzer, den gewichtigsten späterhin aber an unserm königsberger Philosophen, der ihr Mangel an wissenschaftlicher Behandlung und Vorliebe für falsche Sentimentalität zum Vorwurf machte. Aus Liebe für sein Vaterland schlug Beccaria die vortheilhaftesten Anträge auswärtiger Regenten, in ihre Dienste zu treten, aus. Er genoß dafür die Genugthuung, daß seinetwegen zu Mailand eine Professur der Cameral-Wissenschaften errichtet und ihm übertragen wurde (1769). Seine Vorlesungen fanden vielen Beifall und erhielten großen Zulauf. Seit 1771 gehörte er auch als Mitglied dem obersten administrativen Landes-Collegium seiner vaterländischen Provinz an. Der Schutz seiner liberalen Regierung und besonders des Statthalters Grafen Firmian war ihm

---

im Gefolge des Königs von Dänemark geschrieben. In einem derselben charakterisirt er den Abbé Galiani: „Einen beständigen Gast der Madame Geoffrin und meinen Liebling sondere ich mit Parteilichkeit aus; dies ist der Abt Galiani, ein Neapolitaner und Gesandtschaftssecretair seines Hofes. Ich kenne Niemanden, dem man lieber begegnet, den man gieriger hört, der so unumschränkt herrscht in der besten Gesellschaft, ohne Mißvergnügte zu machen. Er hat wenig geschrieben; aber Alles sollte man drucken, was seinen Lippen entfällt: denn es ist treffender Witz, Schlag auf Schlag, Spott, der nicht beleidigt, und Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß, so leicht und spielend ausgegossen, als wär' es alltäglicher Hausverstand. Was er sagt, ist so einzig und eigen gestempelt, daß man über die allerbekanntesten Dinge etwas nie Gehörtes erfährt; in seinem wunderbaren Gedächtniß erhält sich Alles ohne Wandel und Abgang; er hat Alles gelesen und durchforscht, von den Kirchenvätern an bis zu den Feenmärchen, und liest jetzt nichts mehr, wie er drollig versichert, als den Kalender; denn es ist nach seiner Meinung das einzige Buch, welches unwiderlegbare Wahrheiten enthält."

die sicherste Gewähr dafür, daß Mönche und Finsterlinge, welche ihm Verdrießlichkeiten zu bereiten gesonnen waren, nicht zum Ziele gelangen würden: er verschmähete daher, sich zu einer Vertheidigung wider seine Gegner herabzulassen. Am 28. November 1794 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben. — Beccaria's Schrift, deren Tendenz wir genügend angedeutet, deren Inhalt näher zu beleuchten nicht unseres Amtes ist, hat wegen ihres zuweilen dunkelen und unverständlichen Stiles viele Gegner in Italien gefunden. Dem Verfasser waren die Mängel seines Stils, im Gegensatze zu dem der Schriftsteller des Cinquecento, nicht unbekannt. Er verfaßte deshalb ein anderes, eben so wenig umfangreiches Werkchen, wie das über Verbrechen und Strafen, und gab es unter dem Titel: dello stilo (1770) heraus. Weit entfernt, darin eine Vertheidigung seiner ersten Schrift zu liefern, gab er vielmehr eine Kritik derselben, ohne jedoch irgendwie Beifall damit zu erlangen. Seltsam genug klingt der in der Schrift über den Stil aufgestellte Satz, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen zur Poesie und Beredsamkeit auf die Welt kämen, und daß unter gleich günstigen Umständen Alle gleich große Dichter und Prosaiker werden müßten. Nicht unbemerkt mag übrigens bleiben, daß Beccaria's Hauptwerk insofern seinen Zweck erreichte, als in die bald nach dem Erscheinen seiner Schrift neuverfaßten Criminalgesetze für die Lombardei und das Großherzogthum Toscana viele seinen Grundsätzen gemäße Bestimmungen aufgenommen wurden.

Am Schlusse des vorigen Abschnitts haben wir bereits kurz angedeutet, daß von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, wie auf anderen Gebieten, sich auch auf dem der Rechtswissenschaft ein neuer Geist in Italien zu regen angefangen. Montesquieu war es, der für letzteres Land ebenso wie für Frankreich den Samen zu einer neuen Weise der Beurtheilung und Anschauung des staatlichen und geschichtlichen Lebens ausgestreut. Beccaria in Mailand, Tanucci in Pisa und später in Neapel, und Filangieri in Neapel, traten in seine Fußstapfen und suchten in der Gesetzgebung gewisse humanitaire und liberale Ideen geltend zu machen, welche unter der Herrschaft der Hierarchie und des Feudalismus unaufhörlich verletzt worden waren. Was den zuletzt genannten neapolitanischen Publicisten betrifft, so hatte er durch sein großes, aber unvollendet gebliebenes Werk über die Gesetzgebung („La Scienza della Legislazione, del Cavalier Gaetano Filangieri." 1781 ff. 6 Bände) gezeigt, daß — mit Petrarca's Worten zu reden — „die alte Kraft in den italischen Herzen noch nicht ganz erstorben" war. Zu seinem Glücke vielleicht wurde Filangieri, der 1752 geboren, ein Alter von nur sechsunddreißig Jahren erreichte, durch den Tod seiner Arbeit bei der Materie entrissen, welche ihm gefährlich werden konnte, bei der Kritik des Christenthums. Seine Freimüthigkeit würde ihn den Pfaffen wenig empfohlen und in die bedenklichsten Umstände verwickelt haben. Kräftig und prunklos, mit Nachdruck und Würde geschrieben, beweist dieses Werk, daß es dem Verfasser gelungen war, sich in dem Grade einen Stil der Sache zu bilden, wie es weder Beccaria, noch der ähnliche Gegenstände behandelnde Philosoph Antonio Genovesi (1712 bis 1769) im Stande waren.

Blicken wir nun auf die Männer zurück, die in dem Gebiete der Prosa, und zwar zunächst in dem der ästhetischen Kritik und in verwandten Fächern als besonders nennenswerth hervortreten, so hat, nachdem wir bereits von Gravina und seiner Schrift „della Ragion Poetica" gesprochen, der gleichzeitige Lodovico Antonio Muratori aus dem Modenesischen (1672 bis 1750), nicht bloß wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit seiner Production, vollen Anspruch darauf, zuerst angeführt zu werden. Abgesehen von den nicht hoch genug zu schätzenden Verdiensten, die sich Muratori um die Historiographie durch seine „Annali d'Italia" (1744 ff. 12 Quartanten), durch seine Biographieen berühmter Dichter und ähnliche Werke erworben, in denen allen er als ein lebendiger und denkender Stilist erscheint, so nimmt er auch als Aesthetiker selbst einen nicht unbedeutenden Rang ein. Sein Werk „von der vollkommenen italiänischen Poesie" (della perfetta poesia italiana, 1706) wird von Bouterweck als die erste italiänische Aesthetik bezeichnet. Nicht wie Gravina stellt er darin einen Grundsatz auf, um diesem entsprechend über alte und

neuere Dichter kategorisch abzuurtheilen. Muratori wollte die Geheimnisse der poetischen Kunst psychologisch in den Kräften des menschlichen Geistes aufsuchen und systematisch darlegen. In den drei ersten Büchern seines umfangreichen Werkes trägt er eine allgemeine Geschmackslehre in besonderer Beziehung auf die berühmtesten Werke der italiänischen Dichter vor. Eine Theorie der Dichtungsarten ist in diese Untersuchungen verwebt. Das vierte Buch ist eine Beispielsammlung aus italiänischen Dichtern, mit einem kritischen Commentar begleitet. Das ganze Werk enthält, außer mancherlei brauchbaren Notizen, viele, zwar nicht tiefgedachte oder besonders scharfsinnige, aber doch zweckmäßige Gedanken, die zu Muratori's Zeit weniger im Umlauf waren, als jetzt. Aber die ästhetischen Elementarideen Muratori's waren zu unrichtig, als daß sie auch auf Umwegen zur wahren Kritik hätten führen können. Den wesentlichen Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft übersah Muratori wie alle italiänischen Kritiker vor ihm. Er erklärte die Poesie für eine „Tochter und Dienerin der Moralphilosophie." Nach dieser Voraussetzung suchte er den bürgerlichen Nutzen der poetischen Geisteswerke überhaupt, und ihre Rangordnung unter einander zu bestimmen. Unter seinen psychologischen Unterscheidungen kommen wunderliche Subtilitäten vor, z. B. die Eintheilung des guten Geschmacks in den fruchtbaren (buon gusto fecondo) und unfruchtbaren (buon gusto sterile). Die ganze Anordnung und Ausführung entspricht den Charakter eines denkenden Gelehrten, dem es nicht genügte, fremde Lehrsätze zu wiederholen und anzuwenden, der aber nicht genug philosophischer Kopf war, um mit Glück da fortzufahren, wo Aristoteles in seiner Poetik aufhört. Zur Befreiung der italiänischen Kritik von der blinden Unterwerfung unter die Poetik des Aristoteles hat Muratori nicht wenig beigetragen.

Ueber die gleichzeitigen Literarhistoriker können wir schnell hinweggehen. Crescimbeni lieferte in seiner „Geschichte der italiänischen Poesie" (Istoria della volgar poesia, 17.1 in 6 Quartbänden) ein Werk, welches mit ungeheuerm Fleiße, ohne allen anordnenden Geist ausgearbeitet und fast aller Kritik ermangelnd, ein verworrenes Raisonnement über die Natur der einzelnen Dichtungen und (in den Commentarj) ein biographisches und bibliographisches Verzeichniß aller italiänischen Dichter enthält. Fast noch übler bestellt ist es mit den ästhetischen Urtheilen in Quadrio's voluminösem Werke von der Geschichte und den Gründen aller Poesie („Storia e ragione d'ogni poesia," 1739 ff. in sieben Quartbänden) und mit des Erzbischofs Giusto Fontanini Buch von der italiänischen Beredsamkeit, das von Apostolo Zeno neu herausgegeben wurde. — Im Vergleich mit diesen Werken darf wohl das Werk über die italiänische Literaturgeschichte (vgl. S. 15) vom Abate Girolamo Tiraboschi (1731 bis 1794), welches durch Gelehrsamkeit, kritische Accuratesse und umfassende Gründlichkeit sich empfiehlt und in einer angenehmen Manier vorgetragen ist, ein classisches genannt werden, da er von weit unbefangeneren, kritischen Ansichten ausgeht und an Geschmack allen seinen Vorgängern überlegen ist. In dieser Beziehung übertrifft ihn aber der Spanier Stefano Arteaga in seiner italiänisch geschriebenen Geschichte der Oper („Le Rivoluzioni del Teatro musico Italiano," 1785 in 3 Theilen), welche mit reifem Urtheile und gründlicher Gelehrsamkeit auf eine geschmackvolle Art auch über die Poesie im Allgemeinen sich ausspricht.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat der Einfluß des französischen Geschmacks und der französischen Art zu philosophiren auf die ästhetisch-kritischen Productionen der Italiäner merklicher hervor. Das verehrte Haupt der neuen Schule war Voltaire. Die Vorliebe, die er für die italiänische Sprache empfand oder affectirte, schmeichelte um so mehr, als es kurz zuvor noch Ton unter den französischen Schöngeistern gewesen war, auf alles Italiänische herabzusehen. Gegen Voltaire's unchristliche Frivolität sträubte sich noch immer etwas im Herzen seiner italiänischen Verehrer. Aber der ernsthafte Voltairianismus schien ihnen desto nachahmungswerther, besonders dem Grafen Algarotti, der noch dazu durch die Gunst des Königs Friedrich's II. mit Voltaire in unmittelbare Verbindung gekommen war und, wie er, den preußischen Kammerherrnschlüssel trug. Francesco Algarotti war der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Venedig und daselbst

1712 geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er zu Bologna, wo er sechs Jahre lang den Unterricht der berühmtesten Lehrer, besonders des Eustachio Manfredi und Francesco Maria Zanotti, in der Philosophie, Geometrie und Naturlehre genoß. Ein unwiderstehlicher Wissensdrang trieb ihn auf Reisen. Er sah Frankreich, England, Rußland, Deutschland, die Schweiz und alle bedeutenden Städte Italiens, und ließ sich erst in den letzten zehn Jahren seines Lebens in seinem Vaterlande nieder. Als ein einundzwanzigjähriger junger Mann schrieb er zu Paris den größten Theil seines „Neutonianismo per le Donne," eines Werkes, durch welches er den Grund zu seinem Ruhm legte. Es ist in dem Geschmack der Fontenelle'schen „Mehrheit der Welten" abgefaßt, und wenn es weniger Glück gemacht hat, so liegt die Schuld — wie Algarotti's Verehrer bemerken — hauptsächlich an der Trockenheit der Newton'schen Wahrheiten, die weniger die Einbildungskraft beschäftigen, als die Doctrinen des Descartes. Für die Kälte indessen, mit der es von dem großen Publikum, besonders in Frankreich, aufgenommen wurde, hielten den Verfasser die Huldigungen schadlos, die er von Voltaire und dessen gelehrten Freundin, der Marquise du Chatelet, von Friedrich II., von Chesterfield, Hume, Pitt, Maupertuis und andern berühmten Männern seiner Zeit erhielt. Bis 1730 lebte er abwechselnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Chatelet, bald in London. In jenem Jahre machte er mit dem Lord Baltimore eine Reise nach Petersburg. Auf dem Rückwege besuchte er Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, zu Rheinsberg. Der Prinz fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zu sich berief, und ihn nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venezianischen Senat bestätigt wurde. Nicht minder schätzte ihn der König August III. von Polen, der ihn auf das schmeichelhafteste nach Dresden einlud und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Algarotti hielt sich nun bald zu Berlin, bald zu Dresden auf, hauptsächlich an ersterem Orte, nachdem er 1747 von Friedrich dem Großen den Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. Im Jahre 1754 kehrte er in sein Vaterland zurück, um sich zuerst in Venedig, dann in Bologna, und seit 1762 in Pisa niederzulassen. Hier starb er den 23. Mai 1764. Friedrich II. ließ ihm auf seinem Grabe zu Pisa ein Monument errichten, mit der von dem Könige selbst bestimmten Inschrift: „Algarotti Ovidii aemulo, Neutoni discipulo Fridericus." Diese Grabschrift bezieht sich auf die berühmtesten Werke Algarotti's: seinen „Congreß Citherens" (congresso di Citera) und seinen schon genannten „Newtonianismus für Damen." Dieses Werk (1737 zuerst erschienen) enthält sechs Gespräche, in denen Newton's Lehren vom Licht und von den Farben vorgetragen werden. Angehängt ist ein Dialog unter dem Titel: „Caritea," worin erklärt wird, wie es komme, daß Gegenstände, welche der Einrichtung unseres Auges gemäß im verkehrten Bilde auf dessen Oberfläche fallen, dennoch von uns aufrecht und ungeachtet uns durch unsere zwei Augen doppelte Bilder davon zugeführt werden, nur einfach erblickt werden. In dem Werke weiß eine glückliche Phantasie den trockenen Wahrheiten eine so anschauliche Ordnung zu geben, und eine angenehme Darstellung so sehr sich des Vortrags derselben zu bemächtigen, daß man — wie wenigstens Algarotti's Verehrer rühmen — mit Leichtigkeit und wie in einer liebenswürdigen Unterhaltung der schwierigsten philosophischen und physikalischen Wahrheiten Herr wird. Diese Eigenschaft hat dem Werke auch die Ehre der Uebersetzung in fast alle europäischen Sprachen verschafft. Was das in ungebundener Rede abgefaßte Gedicht „der Congreß Cytherens" (1745) betrifft, so ist es nach dem Vorbilde des Temple de Gnide von Montesquieu geschrieben. Amor, im Gefolge seiner Räthe, der Hoffnung, der Kühnheit und der Wollust, beruft drei Damen, eine Engländerin, eine Französin und eine Italiänerin, und läßt sich die bei ihnen übliche Art zu leben schildern, wobei der Dichter Gelegenheit hat, die Verschiedenheit des Charakters, der Sitten und der Gefühle des weiblichen Geschlechts in London, Paris und in Italien in ein grelles Licht zu setzen. Voltaire schrieb an den Verfasser: „Ich habe ihren Congresso di Citera gelesen, ihn wieder gelesen und werde ihn nochmals lesen. Die Grazien haben ihn dictirt, und Sie haben ihn mit einer Feder aus

Amor's Flügeln geschrieben." Selbst der ernste florentinische Gelehrte und Sprachforscher Lami fand das kleine Gedicht recht artig, nur wünschte er, daß es in's Toscanische übersetzt werden möchte; und in der That hat es einen so französischen Charakter, daß es bei einer fast wörtlichen Uebersetzung für ein französisches Product gelten würde. Von den andern Schriften Algarotti's sind seine Abhandlungen und Briefe über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Malerei, Musik und Baukunst am bemerkenswerthesten. In Allem aber, was Algarotti geschrieben (die opere del conte Algarotti umfassen in der Ausgabe von 1778 zehn Bände), ist die französische Manier so sehr ausgeprägt, daß es scheint, als habe sie ihm alle Originalität geraubt.

Ein Voltairianer in seinem didaktischen Stil (mehr freilich noch in seinen Trauerspielen) war ferner der Algarotti längere Zeit befreundete Abate Saverio Bettinelli. Zu Mantua 1718 geboren, empfing er wie jener seine wissenschaftliche Ausbildung in Bologna, hielt sich, wie jener, Jahre lang auf Reisen, besonders in Frankreich und Deutschland, auf und machte die persönliche Bekanntschaft Voltaire's, mit dem er später in freundschaftlichstem Verkehr blieb. Als achtzehnjähriger Jüngling war er in den Orden der Jesuiten als Novize eingetreten; 1751 wurde er Dirigent des unter Aufsicht der Jesuiten stehenden Collegio de' nobili zu Parma. Auf seinen späteren Reisen verfaßte er die „Briefe des Publius Virgilius Maro, geschrieben aus den elyseischen Feldern an die Arcadia zu Rom," die bei ihrem Erscheinen ein ungewöhnliches Aufsehen erregten, weil Bettinelli darin mit fast beispielloser Keckheit die Bedeutung der älteren italiänischen Poesie und besonders die Verdienste Dante's und Petrarca's herabzusetzen unternommen hatte. Daß Gasparo Gozzi ihn siegreich bekämpft, haben wir bereits erwähnt. Algarotti entzog dem Autor jener Briefe die fernere Freundschaft. Nach der Rückkehr Bettinelli's in sein Vaterland finden wir ihn zuerst in Verona, wo er seit 1759 als Prediger und Jugendlehrer wirkte, dann als Professor der Beredsamkeit in Modena. Hier verfaßte er sein Werk „über den Enthusiasmus" (dell' Entusiasmo delle belle arti, 1769). Als die berühmte Bulle vom 21. Juli 1773 erschienen war, durch welche Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden für aufgehoben erklärte, kehrte Bettinelli in seine Vaterstadt zurück. Während der Belagerung Mantua's (1796) begab er sich nach Verona. Fortgesetzt seinen literarischen Beschäftigungen lebend, in besonders freundschaftlichem Verkehr mit dem fast vierzig Jahre jüngeren Dichter Ippolito Pindemonte, brachte er, ein fröhlicher, lebensvoller Greis, sein Alter auf neunzig Jahre. Er starb am 13. September 1808. Außer den genannten Schriften Bettinelli's sind noch erwähnenswerth sein „Risorgimento negli studii, nelle arti, e nei costumi" (eine Schilderung der Wiederherstellung der Literatur und des Kunstsinnes in Italien, voll heller Blicke, aber eine nur oberflächliche Bearbeitung der Thatsachen), seine „ragionamenti filosofici," welches Werk anfänglich den Titel „Saggio sopra la storia dell' uomo" hatte und in einer Reihe Lezioni Betrachtungen des Menschen in seinen verschiedenen natürlichen und bürgerlichen Verhältnissen enthält, seine dialoghi d'amore (vierundzwanzig an der Zahl, welche von dem Einfluß der Eitelkeit, Mode, Wissenschaft, Freundschaft, Ehe und andern Verhältnissen und Meinungen auf die Liebe und von deren Einwirkung auf die Künste, namentlich die dramatischen handeln), endlich seine „Lettere di Diodoro Delfico a Lesbia Cidonia sopra gli Epigrammi" (1788). Diese an die Gräfin Paolina Grismondi gerichteten Briefe erschienen zuerst im Giornale di Modena. Die Namen auf dem Titel sind Akademienamen. Das Werk enthält weder Theorie noch Geschichte des Epigramms. Bettinelli war — wie wir wissen — ein Freund Voltaire's, hatte einen großen Theil seines Lebens in Paris zugebracht und in den dortigen Gesellschaften geglänzt. Bei der Erinnerung an jene schönen Zeiten geht dem guten Alten das Herz auf; die Bonmots, die er hörte, oder selbst machte, und die Combats d'esprit, an denen er Theil nahm, kehren ihm in's Gedächtniß zurück; er begreift diese überhaupt unter dem Namen Epigramme, und seine Briefe enthalten daher eigentlich mehr eine Erzählung von damaligen kleinen Vorfällen, als eine gründliche Untersuchung über jene von seinen Landsleuten ziemlich vernachlässigten Dichtungsart. Bettinelli's opere sind 1799 in 24 Bänden

gesammelt erschienen. Die Schrift „über den Enthusiasmus" ist von Werthes in's Deutsche übersetzt worden (1778); sie besteht aus drei Abtheilungen, welche die Kennzeichen der Begeisterung, die Merkmale des Begeisterten und eine Geschichte des Enthusiasmus zu behandeln suchen, das Wesen des Enthusiasmus jedoch nur in der begeisterten Sprache erkennen lassen, in welcher der Verfasser über seinen Gegenstand schreibt. Bettinelli's Vorliebe für die französische Manier hatte auch auf ihn denselben jede Originalität aufhebenden Einfluß, den wir bereits bei Algarotti bemerkt haben.

Diesen beschränkenden Einwirkungen gegenüber wurde bei einigen noch zu erwähnenden Schriftstellern der Verkehr mit dem Auslande und die Bekanntschaft mit dem Geiste fremder Literatur fruchtbringend für die italiänische. Einer von jenen Männern, Giuseppe Baretti, 1716 zu Turin geboren, suchte lange, aber vergebens, in seinem Vaterlande eine Stellung zu gewinnen, die seinen literarisch-artistischen Neigungen entsprach. Zwar hatte er in Venedig eine Zeitschrift, „la frusta letteraria" herauszugeben begonnen, sie war jedoch verboten worden, weil es dem Zwecke eines Literaturblattes zuwiderlaufe, religiöse, politische und moralische Gegenstände abzuhandeln. So verließ denn Baretti das Vaterland, um (1750) in der britischen Hauptstadt seinen Aufenthalt zu nehmen. In London erwarb er sich bald die Achtung bedeutender Männer, welche ihm die Stelle eines Secretairs bei der dortigen Akademie der Malerei, Bildhauer- und Baukunst verschafften, die er bis an seinen, am 6. Mai 1789 erfolgten Tod bekleidete. Von London aus hatte er 1760 Reisen nach Portugal, Spanien und andern Ländern gemacht, welche ihn sechs Jahre von England entfernt hielten. Unter den italiänischen Kritikern nimmt Baretti einen der ersten Plätze ein. Seine Kritik hat einen in Italien nicht gewöhnlichen allgemeinen Charakter, das Ergebniß seines gründlichen Studiums der französischen und der englischen Literatur. In seiner „frusta" züchtigte er die Verderber der italiänischen Literatur, die Dichterlinge, die pedantischen, in unfruchtbaren Materien sich umhertreibenden Literaten, und griff das ganze damalige Treiben der Gelehrten in Italien an, welches den Aufschwung des Geistes, die Freiheit des Gedankens unterdrückte; dies Treiben verleitet ihn jedoch auch zu einseitigen und feindseligen Urtheilen über verdiente Gelehrte. Sein gesundes Urtheil über Kunst, seine Empfänglichkeit für Schönheiten der Natur, sein Interesse für nationale Eigenthümlichkeiten, seine gute Beobachtungsgabe, sowie die Virtuosität im Schildern empfangener Eindrücke spiegeln sich in seiner — gegen den Engländer Sharp gerichteten — Schrift „über die Sitten und Gebräuche in Italien," besonders aber in seinen „lettere familiari" wieder, worin er seinen Brüdern mit Lebendigkeit und Anmuth Berichte über seine Reisen erstattet. — Diesen Briefen können die „lettere familiari e critiche" des Florentiners Vincenzio Martinelli, der sich ebenfalls (seit 1748) lange Zeit in London aufhielt, an die Seite gesetzt werden. Martinelli's Briefe gelten als Muster eines echt toscanischen Stils.

Das Verdienst, die Italiäner in umfassenderer Art, als es bisher geschehen, mit der deutschen Literatur bekannt gemacht zu haben, erwarb sich der auch als Dichter erwähnenswerthe Abate Aurelio de' Giorgi Bertola. In Rimini 1753 geboren, war Bertola sehr jung noch in den Olivetanerorden getreten, um bald genug, da ihm das Leben im Kloster unerträglich geworden, aus diesem zu entfliehen. Unstät wanderte er umher, bis ihn in Ungarn die Noth bestimmte, Soldat zu werden. Den jungen Militair drängte es aber, wieder in die Heimath zurückzukehren. Durch Vermittelung eines in Ungarn sich aufhaltenden Landsmannes erlangte er Rückkehr in sein Kloster und Vergessenheit des Geschehenen. Diese gewährte man um so lieber, als sein Betragen musterhaft und seine Fähigkeiten so hervorstechend waren, daß er binnen Kurzem im Hauptkloster seines Ordens auf dem Monte Oliveto bei Siena zum Lehrer der schönen Wissenschaften ernannt wurde. Die auf den Tod Clemens XIV. gedichteten, 1775 zu Arezzo gedruckten Nachtgedanken in Young's Manier, veranlaßten seine Beförderung nach Neapel, wo er, anfangs Lehrer für mehrere Fächer in den Schulen seines Ordens, vom Könige die Professur der Geographie und Geschichte an der neu gestifteten See-Cadettenschule erhielt. Die Lage Neapels begeisterte

ihn: seinen zehnjährigen Aufenthalt in dieser Gegend bezeichnen anmuthige Naturschilderungen in Poesie und Prosa. 1785 legte er sein Amt nieder; er ging nach Wien und ließ sich von dem Gelübde gegen seinen Orden entbinden. In dieser Stadt erwarben seine Dichtungen, sowie seine liebenswürdigen Eigenschaften ihm viele Freunde und Gönner, unter andern den Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, welchen er auf einer Reise nach Ungarn begleitete. Derselbe verschaffte ihm eine Professur zu Pavia, von wo aus Bertola 1787 die Schweiz und den Rhein bereiste. Geßner's Dichtungen hatten ihn längst entzückt und er war begierig, jenen persönlich kennen zu lernen, nachdem er durch eine fleißige Correspondenz ihm schon innig befreundet geworden war. Auf dieser Reise ging sein Wunsch in Erfüllung. Geßner's Landhaus bei Zürich war der Schauplatz der harmlosen Freuden, welche die gleichgestimmten Freunde einander bei ihrem Zusammensein bereiteten. Durch Kränklichkeit genöthigt, 1793 seine Professur niederzulegen, verlebte er im Schooße der schönen Natur, der Freundschaft und in literarischer Beschäftigung den Rest seiner Jahre auf seinem Landgütchen bei Rimini. Diesen Aufenthalt unterbrach eine 1797 unternommene Reise nach Rom, Florenz und Neapel. Seine Kräfte wurden nach seiner Rückkehr immer schwächer; er starb an völliger Entkräftung im Juli des Jahres 1798 im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Sein Aufenthalt in Wien und der Verkehr mit mehreren deutschen Gelehrten hatten ihn mit der deutschen Literatur bekannt gemacht. Die Frucht dieser Bekanntschaft war seine „Idea della bella letteratura Alemanna" (Lucca, 1784, 2 Bände). Schon 1779 hatte er zu Neapel eine „Idea della poesia alemanna" herausgegeben, welche mit Beifall aufgenommen war. Seit dieser Zeit setzten ihn anhaltendes Studium, Bekanntschaft mit dem mehrgenannten Werthes, der sich einige Zeit in Italien aufhielt, Briefwechsel mit deutschen Gelehrten und jene Reise nach Wien in den Stand, seine Kenntnisse zu vermehren und das Resultat den Landsleuten verbessert vorzulegen. Das oben zuerst erwähnte Werk enthält in seinem ersten Theile eine historisch-kritische Abhandlung über die deutsche Dichtkunst von den Zeiten der Minnesinger bis auf die Goethe'sche Epoche. Dann folgen metrische Uebersetzungen einiger Oden und Lieder von Kleist, Cronegk, Hagedorn, Jakobi, Gleim, Klopstock, Haller, Wieland, Goethe und Anderen; der zweite Theil bringt Betrachtungen über das Schäfergedicht und die Idyllen Geßner's, deren mehrere von Bertola in Versen übersetzt sind; hierauf Zachariä's vier Stufen des weiblichen Alters, welche 1766 sein erster Uebersetzungsversuch waren. Die Briefe über die deutsche Literatur, die sich größtentheils mit dem wiener Nationaltheater beschäftigen, sind nicht der glänzendste Theil des Werkes. Einige Artikel aus Sulzer's Theorie der Künste, Sonnenfels' erste Vorlesung nach dem Tode der Maria Theresia, und Briefe von Geßner, worin derselbe seinen Beifall über Bertola's Uebersetzung seiner Idyllen bezeigt, bilden den Schluß des Buches. Später erschien das auch in's Deutsche übersetzte „Elogio di Gessner" (1789), das neben einer Charakteristik Geßner's und seiner Dichtungen eine sehr anziehende Darstellung des schon erwähnten Besuches enthält, den der italiänische dem schweizerischen Dichter abgestattet hatte. Bertola's bedeutendes Talent für Naturschilderungen tritt (außer in seinen „Poesie campestri e marittime") besonders in den „Lettere campestri" und der Beschreibung einer Rheinreise („Viaggio sul Reno e ne' suoi contorni," 1795; deutsch 1796) hervor.

Neben Bertola ist unter den damaligen italiänischen Schriftstellern keiner, der mit der deutschen Literatur genauer bekannt war, als der piemontesische Abate Giovammaria Carlo Denina (geboren 1731, gestorben 1813). Aber obwohl er seine Kenntniß deutscher Sprache und deutschen Geistes aus einem zwanzigjährigen Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt zu schöpfen Gelegenheit hatte, so wußte er dieselben doch für seine Landsleute nicht so fruchtbar zu machen, wie es von Bertola mit Erfolg versucht worden war. Ein langes Leben gestattete dem nacheinander im Dienste und unter dem Schutze verschiedener Herren stehenden Denina, bei seiner unverwüstlichen Schreibelust, eine ungewöhnliche schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln. Nachdem er bis zu seinem fünfzigsten Jahr in seinem Vaterlande unter den Königen Carl Emanuel III. und Victor Amadeus III. mehrere öffentliche Lehr-

ämter bekleidet und sich als Schriftsteller besonders durch seine Abhandlung über die Schicksale der Literatur („discorso sopra le vicende della letteratura," 1761; deutsch 1786), sowie durch sein Werk über die italiänischen Umwälzungen („della Rivoluzioni d'Italia libri 24," in drei Bänden, 1768, von Volkmann in's Deutsche übersetzt) bekannt gemacht hatte, wurde er, da er den Wunsch geäußert, auch eine Geschichte der deutschen Staatsveränderungen zu schreiben, auf eine Empfehlung des preußischen Gesandten in Turin durch Friedrich den Großen 1782 nach Berlin berufen. Er erhielt eine Stelle an der Akademie der Wissenschaften mit 1200 Thalern Gehalt. Friedrich's Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., legte dem Abt und Akademiker den Titel eines Legationsraths bei, und König Stanislaus ernannte den preußischen Legationsrath zum Kanonicus an der Kathedrale zu Warschau. Als später die neue Regierung seines zur ligurischen Republik gewordenen Vaterlandes ihm die Stelle eines Bibliothekars in Turin antrug, folgte der Siebzigjährige diesem Rufe. Um dieselbe Zeit überreichte er seine neueste Schrift dem ersten Consul; bald darauf wurde er Napoleon's Privatbibliothekar; er ging nach Paris, wo er in einem Alter von 82 Jahren starb. — In den letzten dreißig Jahren seines Lebens bediente sich Denina in den von ihm verfaßten Schriften größtentheils der französischen Sprache. Aber auch seine früheren italiänischen Werke tragen jenes französische Gepräge, das wir bereits an den Schriften Algarotti's und Bettinelli's kennen gelernt haben. Ein Voltairianer im eigentlichen Sinne war er freilich nicht: er hatte sich sogar in einer Abhandlung über den Zustand der französischen Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts einige freimüthige Aeußerungen gegen Voltaire und Montesquieu erlaubt, die ihm einen Angriff des Ersteren in dem homme à quarante écus zuzogen, ohne sich dadurch bestimmen zu lassen, sein Urtheil zurückzunehmen. Aber die französische Manier in Stil und Auffassung verleugnet sich in keiner seiner vielen Schriften, und der sogenannte esprit muß in denselben das ersetzen, was ihm an Gründlichkeit und Scharfsinn abgeht.

Zu den geschmackvollsten Kunstrichtern der Zeit, welche den Uebergang zu der neuen mit Alfieri beginnenden Periode der italiänischen Literatur bildet, gehörte der besonders durch seine Biographieen (Elogj d'illustri Italiani) bekannte toscanische Prälat Angelo Fabroni (1732—1803), der als Bearbeiter der homerischen Ilias und der ossianischen Dichtungen verdienstvolle paduanische Abate Michael Cesarotti (1730—1808), der Neapolitaner Ranieri de' Calsabigi, der sich als scharfsinnigen und gelehrten Kritiker besonders durch eine „dissertazione sulle poesie drammatiche di Metastasio," sowie später durch eine „Lettera al Conte Vittorio Alfieri sulle quattro sue prime tragedie" zeigte. Wir begegnen ihren Namen bei dem zunächst zu besprechenden Dichter wieder, dessen Tragödien den Gegenstand der Kritik in der obengenannten zweiten Schrift Calsabigi's bilden.

---

## Auswahl übersetzter Stücke aus den Dichtungen Metastasio's und Casti's.

### I. Iris von Pietro Metastasio.

(Vgl. S. 539.)

#### 1. Lossagung.

Dank, Iris, Deiner Tücke!
  Mir schenkt ein Gott Erbarmen:
  Nun endlich ist mir Armen
  Der Freiheit Glück gewährt.
  Der Liebe Sclavenstricke,
  Die sanken endlich nieder.
  Wohl mir! frei athm' ich wieder;
  Kein Traum hat mich bethört.

Das Feuer ist vergangen;
  Die Liebe fand im Stillen,
  Sich trüg'risch zu verhüllen.
  Bei mir nicht Zorn noch Schmerz.
  Mir glüh'n nicht mehr die Wangen,
  Wenn ich Dich nennen höre,
  In Deiner Augen Sphäre
  Klopft mir nicht mehr das Herz.

Ich muß Dich nicht im Schlummer,
  In allen Träumen finden:
  Nicht sehnt sich, wenn sie schwinden,
  Nach Dir zuerst die Brust.

Ich fühle keinen Kummer,
Wie weit ich von Dir gehe;
Wenn ich Dich vor mir sehe,
Fühl ich nicht Schmerz noch Lust.

Von Deiner Schönheit reden
Kann ich mit Ruh' im Herzen;
Denk' ich der alten Schmerzen,
So fühl' ich keine Qual.
Ich sehe Dich, wie Jeden;
Und oftmals, nach Gefallen,
Sprech' ich von Dir mit Allen,
Und wär' es mein Rival.

Sieh stolz herab voll Strenge,
Sprich freundlich mir, mit Schmachten:
Umsonst ist Dein Verachten,
Umsonst ist Deine Gunst.
Längst haben diese Klänge
Die alte Macht verloren;
Zu meines Herzens Thoren
Dringt keines Blickes Kunst.

Der Schmerz, der mich bekümmert,
Der Freude süße Labe,
Ist nicht mehr Deine Gabe,
Fällt nicht mehr Dir zur Last.
Denn ohne Dich auch schimmert
Mir Wald und Thal und Höhe;
Und auch in Deiner Nähe
Sind Wüsten mir verhaßt.

Als ich den Pfeil zerbrochen —
Ja, ich bekenn's mit Schmerzen —
Brach mir das Herz im Herzen,
Schon fühlt' ich meinen Tod;
Doch, fremdem Unterjochen
Nur endlich zu entrinnen,
Sich selber zu gewinnen,
Erträgt man jede Noth.

So läßt wohl in den Netzen,
Die tückisch ihn umschlingen,
Der Vogel gern die Schwingen,
Kann er sich nur befrei'n;
Denn wenig Tag' ersetzen
Den Schaden am Gefieder,
Und niemals fängt er wieder
Gewiß im Netz sich ein.

Du glaubst, daß noch die Liebe
Wie eh'mals mich befehde.
Denn immer tönt die Rede,
Und schweigen kann ich nicht.
Natürlich sind die Triebe,
Mein Herz zu offenbaren;
Wie Jeder von Gefahren,
Die er bestanden, spricht.

So spricht von vor'gen Leiden
Der Held, nach rauhen Zügen,
Und zeiget mit Vergnügen
Die Narben mancher Schlacht;
So zeigt der Sclav mit Freuden,
Im theuern Vaterlande,
Die abgeworf'nen Bande
Der rauhen Sclaventracht.

Ich red', und was ich sage,
Soll mir allein entsprechen;
Nennst Du es auch Verbrechen,
Wohlan! es steht bei Dir.
Ich rede, doch ich frage
Nicht viel, ob Du's vergeben,
Noch, ob auch Du im Leben
So ruhig sprichst von mir.

Ich lasse Trug und Schimmer,
Du lässest Lieb' und Treue;
Sprich, wem wird eher Reue,
Wem eher Tröstung nah'n?
Du, Iris, findest nimmer
Ein Herz, so treu und bieder;
Doch leichtlich treff' ich wieder
Ein wankelmüth'ges an.

---

## 2. Widerruf. *)

Vergieb mir meine Tücke!
Hab', Iris, hab' Erbarmen!
Dem Irrthum eines Armen
Wird Mitleid wohl gewährt.
Zwar rühmt' ich: jene Stricke,
Sie sanken endlich nieder;
Doch nimmer werd' ich wieder
Vom Freiheitswahn bethört.

Wie hab' ich mich vergangen!
Um trügerisch im Stillen
Die Liebe zu verhüllen,
Verbarg ich Zorn und Schmerz.
Glüh'n, oder nicht, die Wangen,
Wenn ich Dich nennen höre:
Doch zeigt, in Deiner Sphäre,
Ein jeder Blick mein Herz.

Im Wachen und im Schlummer
Weiß ich nur Dich zu finden;
Wenn alle Spuren schwinden,
Lebst Du in meiner Brust.
Du giebst mir Freud' und Kummer;
Du, wenn ich von Dir gehe,
Du bist, wenn ich Dich sehe,
Mein Schmerz und meine Lust.

Kann ich von Dir nicht reden,
Fühl' ich Verdruß im Herzen,
Und Alles macht mir Schmerzen,
Selbst Wonne wird mir Qual.
Dich nenn' ich gegen Jeden;
Mit innigem Gefallen
Sprech' ich von Dir mit Allen,
Und wär' es mein Rival.

Ach, Deines Auges Strenge!
Ach, Deines Mundes Schmachten!
Auf nichts mehr kann ich achten,
Als Deine Streng' und Gunst.
In jedem Deiner Klänge
Fühl' ich mich ganz verloren;
Von meines Herzens Thoren
Verscheucht sie keine Kunst.

Ob Deinem Zorn bekümmert,
Verschmäh' ich jede Labe;
Und was nicht Deine Gabe,
Das Alles ist mir Last.
Gewahr' ich Dich, so schimmert
Mir Wald und Thal und Höhe;
Doch ohne Deine Nähe
Ist jeder Ort verhaßt.

Der Pfeil war nicht zerbrochen;
Schon bei'm Versuch, mit Schmerzen
Ihn auszuzieh'n dem Herzen,
Fühlt' ich beinah' den Tod.

*) In diesem zweiten Theil kehren dieselben Wortreime des ersten wieder.

Ach! Deinem Unterjochen
Wollt' ich umsonst entrinnen;
Statt Freiheit zu gewinnen,
Vermehrt' ich meine Noth.

So schüttelt in den Netzen,
Die tückisch ihn umschlingen,
Der Vogel seine Schwingen
Und sucht sich zu befrei'n.
Doch eitles Widersetzen
Beschädigt sein Gefieder;
Statt sich zu lösen wieder,
Wirrt er sich tiefer ein.

Nein, nimmer end', o Liebe,
Die alte süße Fehde!
Was ich auch immer rede,
Doch wünsch' ich Ruhe nicht.
Wer liebt, fühlt all'zeit Triebe,
Sein Herz zu offenbaren;
Es dauern die Gefahren,
So lange man noch spricht.

So schilt des Krieges Leiden
Der Held auf rauhen Zügen
Und kehrt doch mit Vergnügen
Zurück in's Feld der Schlacht;
So kehrt der Sclav mit Freuden,
Selbst aus dem Vaterlande,
Zurück zum alten Bande
Gewohnter Sclaventracht.

Ich red', und was ich sage,
Von Dir nur mag' ich sprechen;
Des Wankelmuths Verbrechen
Trennt nimmer mich von Dir.
Ich rede, doch ich frage
Gar bald, ob Du's vergeben;
Ich red', und Du, mein Leben,
Sprichst dann das Urtheil mir.

Wirf Deines Auges Schimmer
Auf dieses Herz voll Treue!
Du siehest seine Reue,
Laß ihm Verzeihung nah'n.
Dein Freund verließ Dich nimmer,
Du weißt es; treu und bieder,
Giebst Du Dein Herz ihm wieder,
Hängt er Dir ewig an.

### 3. Abschied.

Sie schlägt, die bange Stunde,
Um grausam uns zu trennen!
Wie werd' ich leben können,
O Iris, ohne Dich!
Ich leb' in stetem Leiden,
Ich lebe fern von Freuden;
Und Du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

Stets wird nach Deinen Spuren
Sich mein Gedanke lenken,
An jene Zeit nur denken,
Die, ach! so schnell entwich.
Dir strebt auf allen Wegen
Mein treuer Geist entgegen;
Und Du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

Ich irr' an fernem Strande
Umher in Sehnsuchtsträumen;
Von Felsen, Fluren, Bäumen,
Verlang' ich suchend Dich;
Dich, wenn Aurora winket,
Nur Dich, wenn Hesper sinket;
Und Du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

Die Fluren werd' ich schauen,
Wo mir in sel'gen Zeiten,
O Iris, Dir zur Seiten
So mancher Tag verstrich!
Erinn'rung weckt im Herzen
Mir ewig neue Schmerzen;
Und Du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

Hier ist sie, diese Quelle,
Wo sie sich zürnend wandte,
Und doch zuletzt bekannte:
Philen, ich liebe Dich!
Hier lebten wir in Sehnen,
Dort flossen uns're Thränen;
Und Du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

An jenem fremden Orte,
Wie Manchen wirst Du hören
Dir Lieb' und Treue schwören!
Wie Mancher wirbt um Dich!
O dann, so fest umschlungen
Vom Drang' der Huldigungen,
O dann — wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

Denk' an den Pfeil der Liebe,
Der mich so tief getroffen;
Denk', ohne Lohn zu hoffen
Liebt Dein Getreuer Dich.
Denk' an dies bitt're Scheiden
Voll unermess'ner Leiden;
Denk' — ach! wer weiß, Geliebte,
Gedenkst Du je an mich!

(Uebers. v. Gries.)

## II. Aus dem II. Gesange der „redenden Thiere" von Giambattista Casti.

### Die Königswahl der Thiere.

Da man gefunden hatte bei dem Wählen,
Daß dieser zu gebrechlich und zu schwach,
Und Jenem nöthige Talente fehlen:
So hatten die Partei'n sich allgemach
Vereinigt bis auf zwei, aus langer Reihe,
Doch welch' ein Vieh! auf Elephant und Leue.

Wie wenn auf dem empörten Oceane
Zusammenstößt der Winde rauher Troß,
Die Schwachen weichen, kämpfend auf dem Plane
Sind Süd und Nord allein noch zügellos,
Bis endlich doch, nach ungeheurem Streite,
Nur Einer Meister bleibt der nassen Weite:

Verwirrt, in übler Laun' und tief gebeuget,
Stand nun umher der Mitbewerber Schaar,
Die sich verworfen sah, da überzeuget
Im Innersten des Herzens Jeder war,
Daß ihm darin groß Unrecht sei geschehen
Und sein Verdienst der Rath nicht eingesehen.

Vor Allen stolz und unduldsam, vermochte
Der Tiger nicht die grollvermischte Wuth
Zu bergen, die in seinem Herzen kochte,

Er schnaubt' und sprüht' aus beiden Augen
Gluth,
Doch was der Rath einhellig angenommen,
Dagegen konnte Widerstand nicht frommen.

Ein Vorschlag kam zuerst von jenen Beiden.
Der Elephant, und konnte gleich auch er
Geheime Feind' und Gegner nicht vermeiden:
So hatt' er doch im Lande weit umher,
Wie in der hier versammelten Gemeinde,
Nicht wenige Bewunderer und Freunde.

Weil sich die Menge läßt bethören,
Durch Alles, was sich fleißig trägt zur Schau:
So war man schon gewohnt, in ihm zu ehren
Den ungeheuren Fleisch- und Knochenbau;
Und wär' ein Fürst nach dem Gewicht zu nehmen:
Wer würd' auch ihm zu weichen sich wohl
schämen?

In dieser Miene, finster und verschlossen,
In diesem ernsten Wesen von Natur,
Sah' einen Weisen sie, der unverdrossen
Verfolge jedes Ding's geheimste Spur;
Der, eh' er hand'le, Alles prüfen werde:
Den größten Philosophen dieser Erde.

Nicht nur sind seine Kräfte unvergleichlich,
Ist zum Erstaunen die Gelenksamkeit
Des Rüssels, welcher das ersetzet reichlich,
Was ihm Natur versagt an Biegsamkeit,
Da er ihn schnell bewegen, kürzer, länger
Zu machen weiß und weiter oder enger!

Von großem Nutzen war die colossale
Gestalt noch überdies dem kleinen Vieh;
Den schon Ermatteten vom Sonnenstrahle
Gebrach Erhebung und Erquickung nie,
Wenn auf dem Sande bei des Tages Gluthen,
Sie in dem Schatten dieser Masse ruhten.

Sie wußten, daß man dies an Fürsten preise,
Wiewohl es scheine von geringem Werth;
Weil, um zu sagen, der und dem erweise
Der König seine Gunst, man oft gehört,
Sowohl in Versen als in Prosa, hatte:
Daß des Monarchen Huld sie überschatte.

Dergleichen und noch and're Gründe brachten
Des Großen Freunde vor mit viel Geschick,
Die auf den Rath so großen Eindruck machten,
Daß, hätte man in diesem Augenblick
Gestimmt, wahrscheinlich wäre, wie zu spüren,
Der Elephant jetzt König bei den Thieren.

Allein Bellard, der dieses gar nicht gerne
Wahrnahm, erhob sich jetzo schnell und pries,
Daß er den Elephanten auch entferne,
Den Löwen hoch; — nicht tadelnswerth war
dies;
Kein Thier verdiente mehr wohl, als der Leue,
Daß man die Oberherrschaft ihm verleihe.

Doch glaubt nicht, daß sich des Verdienstes wegen
Bellard bemüht, wie's damals schien, o nein!
Ein groß' Geheimniß muß ich offen legen,
Euch Wichtiges vertrau'n; wir sind allein,
Ihr müßt mich nicht verrathen; mit dem Leuen
Vorzüglich mag ich niemals mich entzweien.

So wisset demnach: Zwischen beiden Thieren
Bestand die Uebereinkunft lange schon,
Daß, wenn des Hundes Künst' im Peroriren
Dem Leu'n verhälfe zu der Königskron',
Ihn dieser, nach Empfang der Königswürde
Zu seinem Staatsminister machen würde.

Der Löw' ist Erster der Aristokraten;
Der Hund, um Herrscher in dem Rath zu sein,
Warf sich zum Sprecher auf der Demokraten.
Er konnte demzufolge für den Leu'n
Die Mehrheit stimmen in dem Rathvereine.
Nun traue man noch fernerhin dem Scheine.

O könnten wir in deren Inn'res sehen,
Die sich voll Eifers zeigen für die Welt:
Wie deutlich würd' in Vieler Herzen stehen,
Daß nur der Eigennutz sie thätig hält;
Daß sie des Himmels spotten und der Erde!
Weshalb ich nie Grimassen trauen werde.

Nur Reinecke schien von dem Einverständniß
So was zu ahnen zwischen Hund und Leu'n.
Hatt' er von ihrer Uebereinkunft Kenntniß?
Mocht' er darüber noch in Zweifel sein?
Dies weiß man, daß der Schlaue leicht entdecket,
Was für die Andern noch im Dunkel stecket.

Deswegen steht er schweigend, sich nicht rührend,
Auf Alles merkend, was er sieht und hört;
Auf Alles horchend und nach Allem spürend,
Bis sich die Sache besser aufgeklärt,
Und er sich überzeugen könnt', ob richtig
Des Hundes Plane seien, oder nichtig.

Der also läßt von Neuem sich vernehmen
Und spricht: Ihr Thiere, groß von Macht und
That!
Vorhergeh'n jedem hohen Unternehmen
Muß immer reife Prüfung, weiser Rath;
Das große Werk, was jetzo soll geschehen,
Einmal bestimmt, kann nicht zurück mehr gehen;

Geprüft die Schaar der Candidaten habet
Ihr bis auf einen Einz'gen nunmehr;
Doch dieser Eine glänzet, hochbegabet
Vor Allen, und vor Allen groß und hehr.
Wer ist wohl, der den Löwen hier verkennet,
Ihn, dessen Namen man mit Ehrfurcht nennet?

Ich lobe nicht, was bloß das Aug ergötzet,
Nicht seine Mähn' und seines Schweifes Pracht;
Nicht Dinge, die der Thor am meisten schätzet,
Und über Alles werth und wichtig macht.
Laßt preisen äuß're Zier und äuß're Gaben
Die, welche Andres nichts zu rühmen haben.

Zwar weiß ich wohl, daß man nur braucht zu sehen
Auf diese majestätische Figur,
Um gleich der Thiere Fürsten zu erspähen,
Den Fürsten, den uns anwies die Natur;
Allein ich unterwerf' euch, Hochgelehrte,
Zur Prüfung Sachen von gedieg'nerm Werthe.

Wer athmet, der zu leugnen je begehret
Des Löwen Muth und Stärk' und Rüstigkeit?
Wer ist, der ihn nicht achtet und verehret?
Wo lebt ein Thier, das seinen Zorn nicht scheut?
Wer wäre so verwegen, nicht zu zagen,
Sollt' er nur seinen Flammenblick ertragen?

Denn donnert durch des Waldes düst're Stille
Von fern des Löwen Schreckensstimme nur:
So flieht, beim fürchterlichen Wuthgebrülle,
Verzagt und feig' die kühnste Creatur
Und suchet Schutz mit angsterfüllter Seele,
Sich bergend in dem Tiefsten ihrer Höhle.

Von Großmuth ist sein großes Herz beseelet,
Die oft das Herz der Mächtigen nicht kennt,
So, daß er nie gering're Thiere quälet,
Noch gegen sie jemals in Zorn entbrennt;

Er reizet nie wehrlose, schwache Brüder
Verzeiht der Schwäch' und schlägt den Stolz darnieder.

Nun schloß er: Da beim Leu'n so selt'ne Gaben
Sich zeigen in dem glücklichsten Verein,
Daß. wenn man einen König wolle haben,
Er Allen zu empfehlen würde sein:
So hoff' er, daß zu ihrem König diesen
Des Raths brutale Weisheit werd' erkiesen.

Der Löwe ward demnach von allen Thieren
Zum König ausgerufen mit Geschrei,
Und mit Gefahr, den Athem zu verlieren,
Schrie jetzt der Hund: Es lebe König Leu!
Und nun erscholl mit aller Kraft der Lungen:
Es lebe König Leu! von allen Zungen.

Der Löwe, welcher bis zu dieser Stunde
Stillschweigend zugesehen, was geschah,
Als allgemein, aus aller Wähler Munde,
Er sich nunmehr des Reichs versichert sah,
Erhob sich jetzt zum Reden, wies die Zähne,
Und schaut' umher und schüttelte die Mähne.

Und kaum gewahrt man, daß der neue König
Zum Reden sich bereit', als Jedermann
Sich schnell erhebt, gedrängt und unterthänig
Die Ohren spitzt für seinen Großsultan;
Wie die Achäer standen, voll Verlangen,
Der Götter Spruch vom Dreifuß zu empfangen.

Und Jener fühlet seines Busens Weite
So ausgedehnt vom königlichen Geist,
Daß nicht ein Einzelwesen, wie bis heute,
Daß er auf Einmal eine Mehrzahl heißt;
Als ob der Singular ihn nur entehre,
Und er als Fürst in Plural sich verkehre.

Weil, sprach der Stolze, vor so vielen Thieren
Von ausgezeichnetem Verdienst und Werth
Ihr Uns erwählet habet zum Regieren
Und das Vertrauen sich zu Uns gekehrt.
So wollen Wir denn auch nicht widerstreben,
Dem allgemeinen Willen nachzuleben.

Zwar haben Wir Uns ungern unterzogen
Dem hohen Auftrag, welchen Wir empfah'n;
Doch bleiben Wir in Gnaden Euch gewogen
Und allesammt in Liebe zugethan;
Versichert, daß es Niemand werde wagen,
Je über Unsre Majestät zu klagen.

Versprechen, Unsre treuen Unterthanen
Als Unsre Freund' und Kinder anzusehn,
Indem Wir Alle noch besonders mahnen,
Mit Rath und That in Noth Uns beizustehn;
Als heilig Darlehn Kron' und Septer achtend,
Und niemals sie als ein Geschenk betrachtend.

Wir schwören, Allem diesem nachzuleben,
Was Wir gesagt, auf Königswort und Eid;
Wir schwören, daß beständig Unser Streben
Wird sein die thierische Glückseligkeit:
Und schwören, Nichts von Allem dem zu brechen,
Was Wir versprechen und auch nicht versprechen.

Erwarten überall dagegen blinden
Gehorsam, ohne daß man's Jedem sagt,
In Allem, was zu wollen gut Wir finden;
Denn würde jemals Widerspruch gewagt,
Dieß hätten Wir als Löwe nicht ertragen,
Was würden Wir dazu als König sagen? —

Daß dieser, treffliche Sermon des Löwen
Der Hörer Herzen rührt', ist wohl gewiß;
Uns aber, welche man von manchen Höfen,
Höchst feierlich dasselbe hören ließ,
Uns sind das übliche, bekannte Sachen,
Die weiter keinen Eindruck auf uns machen.

Doch die Betheurungen von Lieb' und Güte,
Die schienen hier der Unerfahrenheit
Ergießungen aus redlichem Gemüthe,
Und stimmten sie zur Herzensfröhlichkeit,
Und mehrten das: Es lebe unser König!
Das: Heil ihm! Leu dem Ersten Heil! — nicht wenig.

Der laute Jubelschall durchdrang die Lüfte
Und wiedertönt' in jedem Aufenthalt
Der Thier', in Berg und Thal, durch alle Klüfte,
Und Freud' und Lust erfüllten Feld und Wald,
Man hoffte von dem neuen Staatsverwalter
Nichts minder, als ein zweites, goldnes Alter.

Man sah, aus großer Liebe zum Gebieter,
Jetzt Thränen fließen wahrer Zärtlichkeit;
Den Thieren schien das höchste aller Güter
Ein Herr von solcher Huld und Trefflichkeit
Und man erbot sich, Haut und Haar und Leben,
Wenn Er's verlange, willig herzugeben.

Mit feuchten Augen bringen für den Leuen
Einmüthig sie des Herzens Wünsche dar:
Daß ihm der Himmel Nervenkraft verleihen
Und guten Magen mög' auf tausend Jahr.
Du gutes Vieh! o wie ich die Beweise
Von Zartgefühl in Dir verehr' und preise!

O köstlich schöne Thränen! wie sie Deine
Schminklose Neigung Deinem Herrscher weih't
Sind's echte Perlen, wahre Edelsteine!
O theurer Viehstand der Vergangenheit!
Wie konntest Du die Nachwelt unterrichten
In Tugend und Empfindsamkeit und Pflichten!

[Uebers. v. Stiegler.]

## XX. Die Repräsentanten der neuesten Literatur-Epochen.

### Alfieri. Monti. Pindemonte. Foscolo. Manzoni. Niccolini. Pellico. Leopardi. Giusti.

Das vierzehnte, sechszehnte und achtzehnte Jahrhundert werden von den Italiänern als die Perioden der dreimaligen Wiedergeburt ihrer Poesie bezeichnet, während das fünfzehnte und siebzehnte als die Jahrhunderte der Erschöpfung, der Sammlung neuer geistiger Kräfte, der Vorbereitung und Entwickelung neuer Stufen gelten. In den beiden ersten Blütheperioden erschien die Poesie an fremder Kunst und fremdem Leben aufgerichtet; im 14. Jahrhundert an Virgil und den provencalischen Liebesdichtern, im 16. theils an den mittelalterlichen Epen und Fabliaux der Franzosen, theils an den griechischen und römischen Dramatikern. In beiden Zeiträumen, besonders im letzteren, wurde das fremde Muster mit großer Innigkeit erfaßt, mit erstaunlicher Betriebsamkeit bearbeitet, obschon hauptsächlich die Form, diese aber bis zur Erschöpfung, ausgebeutet wurde. Im 18. Jahrhundert tritt nun besonders das Geltendwerden des Nationalen, das Verwerfen alles Fremden hervor, Verhältnisse, die allmählig weitere Dimensionen annahmen. In dieser nationalen Erhebung hat Scipione Maffei mit Lehre und Beispiel den Anfang gemacht, indem er nicht nur die zum Theil mit Recht fast vergessenen Tragödien des 16. Jahrhunderts sammelte und empfahl, sondern auch seine Merope allen Nachahmern der Franzosen siegreich entgegen stellte. Nächst Maffei sind es Metastasio, Goldoni und Alfieri, die unter die Begründer der neuesten Periode der literarischen Erhebung besonders gerechnet werden. „In Metastasio," bemerkt in seinen Vorlesungen über Literatur Friedrich Schlegel, der diese Drei zusammen mit Gozzi kurz charakterisirt, „in Metastasio finden wir die höchste musikalische Schönheit der Sprache; in Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt; in Gozzi's phantastischen Volksmärchen, Zauber- und Spectakelstücken eine wahrhaft poetische Erfindungskraft; in Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man schon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen, zu loben gewohnt ist."

Doch diese Namen — bis auf den Alfieri's — bezeichnen nur die eine Seite des Umschwunges, der in der italiänischen Literatur sich offenbarte. Während der von Frankreich über die Alpen hinüberwehende Geist der Aufklärung zur Reform geistlicher und weltlicher Institutionen drängte, wehrte Parini's edle und strenge Satire dem sittlichen Verderben, das die Gesellschaft bedrohte: die kranke Sentimentalität der Nachahmer Petrarca's, die witzigen Tändeleien eines Frugoni, die schwülstige Leerheit der Marinisten zerstoben, und eine didaktisch-satirische Reaction trat gegen das verrottete alte Wesen ein, die sich freilich zunächst mehr ein negatives Verdienst erwarb, und deren vorwiegende Strenge den Grundton in den Werken Parini's wie Alfieri's bildet. Wichtig für das Streben der Reinigung des Nationalgeistes war es, daß gleich im Anfange dieser Periode ein Name wieder in Erinnerung gebracht wurde, an den sich der Glanz der ersten classischen Literaturepoche Italiens anknüpft, Dante's Name. Gasparo Gozzi hat in dieser Beziehung für Italien das Verdienst, welches Lessing sich um unsere Literatur erworben; aber indem der Erstere auf ein erhabenes Vorbild hinwies, hatte er vor Lessing, der im Kampf gegen die literarische Fremdherrschaft den großen englischen Dramatiker zur Hilfe rief, den günstigen Umstand voraus, daß jenes Vorbild ein Sohn Italiens war, und daß die Wege, die zu Dante führten, mit leichter Mühe wieder angebahnt werden konnten: sie standen, da auch die Sprache nicht wesentlich veraltete, durch alle Jahrhunderte offen. Dem ersten Dichter, der

sie wieder betrat, Alfonso Varano, ist es allerdings anzumerken, wie sein Fuß, durch die schäferlichen Triften der Arcadier verwöhnt, sich auf den schroffen Pfaden Dante'scher Dichtung nur vorsichtig und mit Mühe weiterhilft. Aber bald folgten Andere — und wir werden sie in den Chorführern dieser Periode näher kennen lernen — die jenen Fußstapfen mit größerem Glücke folgten.

War das Zurückgehen auf den „Vater der italiänischen Poesie" hauptsächlich in nationaler Beziehung wichtig, so wurde in poetischer das neu wieder aufgenommene Studium der alten Classiker und besonders die gründliche Beschäftigung mit dem „Vater aller Poesie," dem Dichter der Ilias und der Odyssee, nicht minder bedeutungsvoll für die neuen reformatorischen Bestrebungen. Eigenthümlich genug ist es, daß wir, wie der Verlauf unserer Darstellung zeigen wird, um den alten griechischen Dichter gleichzeitig und zu denselben großen Zwecken jene Chorführer pietätsvoll geschaart finden. Unter ihnen ist, nicht bloß wegen seines Geburtsjahres, sondern weil sein Auftreten von entschiedener Bedeutung für die Entwickelung des italiänischen Geistes gewesen, Vittorio Alfieri zuerst zu nennen. Der Weg zu seinen Werken, ist irgendwo bemerkt worden, geht durch seine Selbstbiographie; ein tieferes Interesse für den Dichter Alfieri kann man nur durch die nähere Bekanntschaft mit dem Menschen gewinnen. Die „Vita di Vittorio Alfieri" bietet hinlängliche Gelegenheit, diese Bekanntschaft zu machen; sie liegt der folgenden Darstellung zu Grunde.

Die piemontesische Stadt Asti, die hundertthürmige, ist Alfieri's Geburtsort; der 17. Januar 1749 sein Geburtstag. Aus seinen eigenen Mittheilungen erfährt man, daß er als Knabe sehr halsstarrig gewesen sei und sich schon früh einem schwermüthigen Hange hingegeben habe. In seinem zehnten Jahre wurde er auf die Militair-Akademie in Turin gebracht. Schon vorher in seiner Ausbildung sehr vernachlässigt, machte er hier gar keine Fortschritte; eine schlechte Unterrichts-Methode und seine beständige Kränklichkeit hatten daran gleiche Schuld. Dessenungeachtet hegte man von ihm Erwartungen und bestimmte ihn zum Studium der Jurisprudenz, wozu er freilich wenig Neigung bezeigte und der er durch fortgesetztes Kränkeln noch mehr entfremdet wurde. Nachdem er einige Jahre lang viel Geld vergeudet und als seine Hauptbeschäftigung das Reiten getrieben hatte, trat er als Fähndrich in den sardinischen Militairdienst. Seine Unruhe fand hier keinen Tummelplatz. In seinem sechszehnten Jahre durch den Tod seines Vormundes Herr eines bedeutenden Vermögens geworden, suchte er vor Allem seiner leidenschaftlichen Vorliebe für das Reisen Genüge zu thun. Zunächst bereiste er unter Aufsicht eines englischen Hofmeisters Italien; er sah Mailand, Florenz und Rom. Unkunde und Mangel an ästhetischem Interesse brachten ihn um die Belehrung und den Genuß, welchen diese Städte darbieten. Nicht einmal das Italiänische wußte der nur im französischen Ausdruck geübte Jüngling zu reden. Nach dieser Reise machte er während zweier Jahre eine andere nach Frankreich, England und Holland, von wo er unwissend wie er abgereist war 1769 heimkehrte, während sein mürrischer Charakter und seine Leidenschaftlichkeit auch an den Liebesabenteuern, welche er bestand, sich noch stärker auszubilden Gelegenheit gefunden hatten. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin, während dessen er sich aus dem Studium der Philosophie einige hellere Begriffe zusammenlas, trat er in Gesellschaft seines treuen Dieners eine noch größere wahrhaft im Fluge zurückgelegte Reise an, auf welcher er binnen achtzehn Monaten Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, England, Spanien und Portugal sah. In England allein hatte er sich längere Zeit hintereinander aufgehalten. „Das Land," sagt er in seiner Selbstbiographie, „gefiel mir außerordentlich, und die Harmonie, welche in allen Dingen auf dieser Insel herrscht, entzückte mich täglich mehr. Da entstand in mir der Wunsch, mich dort für immer niederzulassen, nicht etwa, weil mir die Individuen besonders gefallen hätten, sondern weil die Physiognomie des Landes, die Einfachheit der Sitten, die Schönheit und Bescheidenheit der Frauen und der jungen Mädchen, vor Allem aber die Gerechtigkeit der Regierung und deren Tochter, die wahre Freiheit, mich die Unannehmlichkeiten des Klima's, die Melancholie, die sich der dortigen Bewohner immer bemächtigt, und das außerordentlich theure Leben gänzlich vergessen ließen." Und an einer andern Stelle schreibt er: „Nach vielen Reisen, auf denen sich meine Erfahrung

bereicherte, sind England und Italien die einzigen Länder Europa's, die wiederzusehen ich mich immer gesehnt habe, weil im ersteren die Kunst so zu sagen die Natur unterjocht hat und weil im anderen die Natur immer in tausenderlei Gestalten ihre Energie gegen die oft schlechten, aber immer trägen Regierungen an den Tag legt." Alfieri's zweitem Aufenthalte in England setzten die Folgen eines seiner Liebesabenteuer, das einen für ihn höchst beschämenden Ausgang genommen, ein Ziel.

Im Jahre 1773 kehrte er nach seiner Heimath zurück. Um diese Zeit, wo der ein halbes Jahr jüngere Goethe schon einen berühmten Namen hatte, verstand Alfieri seine Muttersprache noch nicht hinlänglich, um ein Madrigal oder eine Canzone tadellos zu setzen, was doch auch zur edelmännischen Bildung gerechnet wurde. Wenigstens gehörten kleine Gedichte zu den Beisteuern, die man in einem Jünglingsbund, in den Alfieri eintrat, zu erwarten pflegte. Noch gelang es einer buhlerischen Schönen, ihn zu fesseln: mit innerem Widerstreben, mit Unwillen gegen sich selbst brachte er Stunden und Tage an ihrem Krankenbette zu. Kleopatra war die erste Tragödie, zu der er, und zwar in diesem Krankenzimmer, einen Entwurf wagte. Der Beifall, den dieses Erstlingswerk im Juni 1775 in Turin fand, erfüllte den Dichter mit einem edlen Selbstgefühl. War doch die heimische Bühne so verarmt, daß man die Opern von Metastasio ohne Musik als Dramen aufführte und sich mit den conventionellen Gefühlen und Personen dieser Stücke zufrieden bezeigte! Der starke Geist, der sich in der Kleopatra ausgesprochen, wollte nun der Form völlig Meister werden. Lassen wir den Dichter selbst sprechen: „Diese Tragödie (Kleopatra) war und ist — ich verwahre sie noch heimlich — ein Monstrum. Zweimal wurde dieses Stück in Turin aufgeführt, und zur Schande der Zuschauer nicht minder als der des Dichters sei's gesagt, wurde angehört, gelitten und selbst mit Beifall beehrt. Etwas Gutes hatte aber denn doch meine binnen einigen Monaten bewirkte Umwandlung aus einem völlig zügellosen Menschen in einen Tragiker. Ich machte mit dem Publicum und mit mir selbst den Vertrag, mich mindestens zu bestreben, ein solcher zu werden. Von jenem Momente an strebte ich und habe mit Nachdruck fortgestrebt. Da ich aber im toscanischen Dialekte schreiben mußte, worin ich fast noch Abc-Schütze war, so mußte ich mich (gleichsam zum Gegengift) aller Lectüre französischer Bücher enthalten." Der „Kleopatra" ließ er die Tragödien „Philipp" und „Polynices" folgen, die er jedoch erst französisch schrieb und sodann in italiänische Verse brachte. Wie die französischen Bücher, verbannte er auch jeden Umgang mit Franzosen. Der Gallicismen entledigte er sich durch die Vorlegung seiner Manuscripte an zwei literarische Freunde, welche ihn auf dieselben aufmerksam machen mußten. Nachdem er im Italiänischen und Lateinischen etwas einheimisch geworden, las er eifrig die vaterländischen Dichter. Er reiste häufig der Spracherlernung wegen nach Toscana und hielt sich seit 1777 längere Zeit mehrfach zu Siena auf, wo man den florentinischen Dialekt am reinsten spricht. Seiner Schwester, der Gräfin Julia Cumiana, schenkte er sein ganzes Vermögen, behielt sich nur eine jährliche Rente von 1400 Zechinen vor und ließ sich zu Florenz nieder, ohne jedoch seiner Neigung zu entsagen, sich von Zeit zu Zeit wieder auf Reisen zu begeben. Ein neues und beständiges Liebesband fesselte ihn hier an die geistreiche Gräfin Louise Albany, geb. Gräfin zu Stolberg, Gemahlin des englischen Prätendenten Carl Eduard Stuart. Damit er ganz seinem Studium leben könne, entsagte er den unschuldigsten Zerstreuungen, er gestattete sich keine Ausgabe, es sei denn in Büchern, worin er verschwenderisch war, so daß sich auch hier die Extreme, welche in seinem Charakter stets nahe bei einander waren, gleichzeitig hervorthaten. Tragödien dichten war nun sein eigenthümlicher Beruf. Um sich zuvor über ihren Werth aufzuklären, las er dieselben in auserlesenen Cirkeln, worin sich stets einige Damen befanden, vor, ließ sich von denselben kritisiren und verbesserte nach den Bemerkungen dieser Personen seine Entwürfe. Die erste Tragödie, welche er vortrug oder wobei die Anwesenden die verschiedenen Rollen unter sich vertheilten und förmlich aufführten, war die „Antigone," in welcher er selbst die Partie des Kreon gab. Dies geschah um 1782 zu Rom. Die günstige Aufnahme, welche dies Stück fand, veranlaßte Alfieri, die Antigone zugleich mit dem Filippo II., dem Polinice und der Virginia unter dem Titel Tragedie

di Vittorio Alfieri d'Asti zu Siena (1783) drucken zu lassen. Ein Jahr später folgte ein zweiter Band mit den Tragödien Agamennone, Oreste und Rosmunda; 1785 erschien der dritte Band mit Ottavia, Timoleone und Merope. Die bedeutendsten italiänischen Kunstrichter, Calsabigi, Cesarotti, Fabroni, Parini (der Letztere in einer Ode: „il dono") wetteiferten in dem Lobe dieser Tragödien; sie priesen dieselben als die ersten und die einzigen, die Italien den Meisterwerken der griechischen, französischen und englischen Bühne an die Seite setzen könne. Wie sehr sie aber auch die Stärke des Ausdrucks, der Gefühle und Gedanken in diesen Stücken bewunderten, so vermochten sie doch nicht den Stil des Dichters zu loben; sie fanden ihn hart und rauh, häufig dunkel und bizarr. Diese Härten und Neuerungen in einzelnen Worten und Wendungen, die den Stil Alfieri's entstellten, boten seinen Neidern eine Seite dar, von der sie seine Trauerspiele angreifen konnten. Es bildete sich eine Partei gegen ihn, an deren Spitze der jetzt ziemlich vergessene dramatische Dichter Graf Aless. Pepoli stand, welcher so weit ging, in einer an Calsabigi gerichteten Epistel dem Dichter jener Tragödien jede Art von Verdienst abzusprechen. Alfieri gab inzwischen den begründeten Einwürfen seiner Freunde und billigeren Beurtheiler Gehör, und bemühte sich, seiner Diction ein glänzenderes Colorit zu verschaffen, ohne ihr die ursprüngliche Kraft und tragische Würde zu nehmen. Er arbeitete in dieser Hinsicht seine gedruckten zehn Trauerspiele ganz um, und verwandte mehr Fleiß auf die neun übrigen (Maria Stuarda, la congiura de' Pazzi, Don Garzia, Saul, Agide, Sofonisba, Bruto primo, Mirra, Bruto secondo), die er noch hinzufügte. Mit diesen Stücken vollendete er sein tragisches Theater im Jahre 1787.

Bald darauf (Januar 1788) starb der letzte Stuart, der Gemahl der Freundin Alfieri's. Mit ihr, die nun seine unzertrennliche Begleiterin wurde, begab sich der Dichter nach Paris. Die Revolution war in vollem Anzuge; die Freunde der Freiheit, die sich bereits in Clubs und Salons zusammenfanden, begrüßten achtungsvoll den berühmten Dichter, den sie als ihren Genossen ansprechen durften. Nicht nur hatte er den Timoleon und Virginius verherrlicht: sein ganzes Wesen glühte von Tyrannenhaß. Seinen „Timoleon" hatte er dem Corsen Paoli, seinen „Brutus den Aelteren" Washington, seinen „Agis" dem König Carl I. von England, seinen „Brutus den Jüngeren" al popolo italiano futuro („dem zukünftigen italiänischen Volke") zugeeignet. Als am 14. Juli die Stürmung der Bastille erfolgt war, schrieb er seine Ode „Parigi sbastigliato" (das von der Bastille befreite Paris). Aber bald brachten die revolutionären Scenen, deren Zeuge er war, eine Umwandlung in ihm hervor, besonders der 10. August 1792, der ihn veranlaßte, mit seiner Freundin schleunig nach Italien zurückzukehren. Alfieri hatte einen großen Theil seines Vermögens in den französischen Unruhen verloren; nun ließ er auch seine Bücher, die er in allen Ländern Europa's zusammengekauft, bei der eiligen Flucht zurück. Die Erinnerung an diese Verluste, verbunden mit dem Andenken an die Gräuel, die sie zuletzt noch mit angesehen, bestärkten vielleicht unbewußt ihn und die Gräfin in ihrem Haß gegen alles französische Wesen. Alfieri's Abneigung gegen Frankreich, die er im „Misogallo" so stark ausdrückt, bezog sich namentlich auch auf die dort herrschenden Ansichten über Kunst und Poesie, sowie auf die Sprache; die letztere war nach seinem Gefühl stumpf, klanglos, voll barbarischer Dudelsacktöne. Das einzige, was Alfieri aus dem Sturm gerettet, waren einige Bücher und die Bücherballen der Didot'schen Ausgabe seiner Tragödien. Diese hatte er 1789 unter dem Titel: Tragedie del Conte Vittorio Alfieri d'Asti, seconda edizione riveduta dall'autore e accresciuta in sechs prachtvollen Bänden bei Didot herausgegeben. Der sechste Band enthält bloß drei Stücke, wie sie in der ersten Ausgabe standen, um zu zeigen, wie sehr seine frühern Arbeiten durch den Gebrauch der Feile gewonnen haben. Am Ende des fünften Bandes findet sich ein „Parere dell' autore," worin er seine Trauerspiele mit großer Bescheidenheit analysirt, und eine Menge treffender Bemerkungen über die Kunst, gute Tragödien zu schreiben, macht. Diese Ausgabe ist nachher an vielen Orten, (auch zu Berlin 1811 in zwei Bänden) wieder gedruckt worden.

Nach ihrer Rückkehr aus Frankreich ließen sich Alfieri und seine Freundin in Florenz



Vittorio Alfieri.

nieder, wo sie auf dem Lung' Arno in der Nähe der schönen Dreifaltigkeitsbrücke ein kleines reizend gelegenes Haus bewohnten. Hier widmeten sie sich jenem durch ernste, angestrengte Geistesarbeit erhöhten Stillleben, das ein Jahrzehend, bis zu des Dichters Tode dauern sollte. In der ersten Zeit blieben sie noch in einiger Verbindung mit der höheren Gesellschaft in Florenz. Die in derselben herrschende Theaterwuth wandte sich bald Alfieri'schen Stücken zu; wenn auch die Bühnen sich denselben noch verschlossen, so gab man sich doch in Privathäusern Mühe, sie zur Aufführung zu bringen. In den ersten Jahren seines neuen Aufenthaltes in Florenz gab der Dichter diesen Wünschen zuweilen nach; zum letztenmal spielte er im Jahr 1795 selbst die Titelrolle in seinem „Saul". Allmählig versenkten sich jedoch Alfieri und seine Muse in eine Einsamkeit, an der sie so eifersüchtig festhielten, daß sie jeden Besuch als ein Raub an ihrem Glück betrachteten. Nach einem wechselvollen Leben ergaben sie sich den Freuden des Studiums mit einem Eifer, für den der Tag kaum ausreichte. Die einzige ungewöhnliche Ausgabe, die sie sich noch erlaubten, war der Ankauf classischer Bücher. Hundert und fünfzig Bände lateinischer Autoren waren bei der Flucht aus Paris gerettet worden; die kleine Sammlung vermehrte sich fortwährend. Bonaparte hatte die Schlacht bei Mondovi geschlagen und Piemont befand sich in einer unsicheren Lage, die auch für den Rest von Alfieri's Vermögen bedenklich war. Er jedoch war entschlossen, Alles zu tragen, um nur seine Arbeit nicht verlassen zu dürfen. Er war achtundvierzig Jahre alt, als er auf den Gedanken kam, noch griechisch zu lernen, und zwar wo möglich ohne Grammatik. Er verglich angestrengt den Text mit der lateinischen Uebersetzung und gelangte endlich zum Verständniß. Nun machte er sich für die Vormittage folgenden Studienplan: Montag und Dienstag die Bibel, Mittwoch und Donnerstag Homer, Freitag Pindar, Sonnabend Aristophanes, Sonntag Theokrit. Im Jahre 1800 erhielt Alfieri einen Brief, der ihm seine Ernennung zum Mitglied des neuen piemontesischen National-Instituts ankündigte; er schickte denselben uneröffnet zurück. Dagegen stiftete er einen Homer-Orden, mit dem er sich selbst schmückte; derselbe bestand in einem Halsband mit griechischer Inschrift, auf dem die Namen der berühmtesten Dichter eingegraben waren und das als Schmuck eine Camee mit dem Homeruskopf trug. Unter den Ereignissen der Zeit griff ihn keines so heftig an, als Bonaparte's Uebernahme der Präsidentschaft der italiänischen Republik.

Die Anzahl wie der Umfang der Werke, die Alfieri in den zehn Jahren seines Stilllebens ausarbeitete, ist erstaunlich. Er wurde durch die Alceste des Euripides zu einer Tragödie über denselben Stoff veranlaßt, welche seine letzte sein sollte. Er überarbeitete die Tragi-Melodie*) „Abel," die theils Schauspiel, theils Oper war und mit der er eine neue Gattung zu begründen hoffte. Er übersetzte in Versen die Perser des Aeschylus, den Philoktet des Sophokles, die Alceste des Euripides; ferner die Frösche des Aristophanes, den ganzen Terenz, die ganze Aeneide; endlich den Catilina des Sallust. Er schrieb siebzehn Satiren, nebst dem Misogallo, und im Februar 1803 meldete die Gräfin dem Buchhändler in Siena: „Unser Dichter hat sechs Komödien beendigt, von denen ich die Titel noch nicht einmal kenne. Er will mir sie erst bei der Correctur vorlesen; ich bin äußerst neugierig, zu erfahren, ob er die Gabe besitzt, Einen lachen zu machen. Er nennt vier von den Komödien alfierisch, eine aristophanisch und eine italiänisch." Diese Lustspiele sind, wie die Freundin ahnen mochte, mehr herben als komischen Inhalts. Die Anstrengung, die er ihnen zuwandte, machte ihn kränker als er vorher gewesen. Im Gefühl, daß die Freundin ihn überleben werde, wollte er noch Cicero's Schrift vom Alter für sie übersetzen. Im Mai 1803 schrieb er die letzte Zeile an seiner Lebensbeschreibung. Er wollte, wie einst Macchiavelli, sich selbst heilen und beschleunigte sein Ende, indem er durch Fasten und dürftige Nahrung sein rheumatisches Leiden zu bannen dachte. Am 3. October wurde die Krankheit so heftig, daß er nichts mehr genießen konnte. Einen Umstand im Verlauf derselben hat man bemerkenswerth gefunden, nämlich die auffallende Kraftentwickelung seines Gedächtnisses. Er sagte nicht nur Dichtungen her, die er dreißig Jahre zuvor geschrieben, sondern Hunderte von griechischen Versen aus dem Hesiod, den er nur einmal gelesen hatte. Als er gegen den Willen der Aerzte Oel und Magnesia eingenommen, wurde er zusehends schwächer und starb in den Morgenstunden des 8. October. Seine Gebeine wurden in der großen toscanischen Ruhmeshalle, in der Kirche Santa Croce in Florenz zwischen den Gräbern von Macchiavelli und Michel Angelo beigesetzt.**) Die von ihm selbst verfaßte Grabschrift lautete: „Quiescit hic tandem Victorius Alferius Astensis, Musarum ardentissimus cultor, Veritati tantummodo obnoxius, Dominantibus idcirco viris peraeque ac inservientibus omnibus invisus merito, multitudini eo quod nulla unquam gesserit publica negotia ignotus, optimis perpaucis acceptus, nemini nisi fortasse sibimet ipsi despectus." („Hier ruht endlich Vittorio Alfieri von Asti, der eifrigste Verehrer der Musen, Niemanden unterthan als der Wahrheit, darum allen Herrschern und allen Sklaven billig verhaßt; der Masse fremd, weil er nie Staatsämter bekleidete; von sehr Wenigen der Besten geliebt, von Niemanden gering geschätzt, außer vielleicht von sich selbst".) Die Gräfin Louise von Stolberg ließ Alfieri's Ruhestätte durch ein Denkmal von Canova schmücken: Italien trauert hier über der Urne des Dichters. Die angesehensten Patrioten billigten es, daß der Künstler seiner Italia die

*) So heißt das Wort in einem Briefe der Gräfin; jedenfalls besser als die sonst übliche wunderliche Form Tramelogödie, in welchem Wort Melos (Gesang) sinnwidrig zwischen die erste und zweite Silbe von Tragödie eingeschoben ist.

**) Platen widmete Alfieri dieses Distichon:

Unter den Würdigsten schläfst Du ein Würdiger, wo der Sixtina
Schaffender Geist ausruht neben dem Macchiavell.

Und in Lord Byron's Childe Harold (Ges. IV. Str. 54, 55) heißt es:

In Santa Croce's heil'gen Mauern weilt
Der Staub, der jene heiligt, dem allein
An sich Unsterblichkeit schon zuertheilt;
Der, drang die Zeit auch mächtig auf ihn ein,
Ein Theil doch der Erhabenheit will sein,
Die längst das Chaos wieder heimgenommen.
Hier ruht Alfieri's, Angelo's Gebein
Und Galilei's Asche schmerzbeklommen;
Hier kehrte Macchiavell heim, wo er hergekommen.

Vier Geister sind's, den Elementen gleich,
Uns zu erschaffen eine neue Welt.
Italien! Hat auch die Zeit Dein Reich
Und Deinen Schmuck durch tausend' Riß entstellt,
Gab sie doch keinem Volk, das sie zerschellt,
Die Geister noch! Daß Gottheit aus Dir sprüht,
Hat Deinen Sturz sie glänzend noch erhellt. — —

(Uebers. v. Böttger.)

Züge der norddeutschen Grafentochter gab. Im Jahre 1824 wurde auch sie in der Nähe der großen Männer bestattet; sie hatte das einundsiebzigste Lebensjahr erreicht.**)

Nachdem wir oben bereits der dramatischen und anderer Schriften Alfieri's erwähnt, geben wir, ehe wir zu seiner Charakteristik übergehen, eine Uebersicht des Inhalts seiner sämmtlichen Werke, deren Herausgabe zuerst von der Gräfin Stolberg, in zweiundzwanzig Bänden (Piacenza 1809—1811) besorgt wurde. Die beiden ersten Bände enthalten die „Vita di Vittorio Alfieri da Asti, scritta da esso", die auch ins Deutsche übersetzt 1812 erschien. Auf diese Selbstbiographie sowie auf das den dritten bis achten Band bildende „Teatro tragico originale" kommen wir weiterhin zurück. Der neunte Band bringt die aus dem Griechischen übersetzten Tragödien; der zehnte und elfte die Komödien Alfieri's (teatro comico originale). Diese sechs in der Manier des Aristophanes geschriebenen Komödien in Versen führen die Titel: l'Uno, i Pochi, i Troppi, l'Antidoto, la Finestrina, il Divorzio. Das Stück l'Uno ist eine Satire auf die Monarchie, i Pochi auf die Aristokratie, i Troppi auf die Demokratie. Im Antidoto wird gezeigt, wie man den Einen, die Wenigen und die Zuvielen auf eine Weise zu combiniren habe, daß ein erträgliches System daraus entstehe. Il Divorzio ist eine Satire auf italiänische Sitten; la Finistrella gegen religiöse Betrüger, besonders aber gegen die Philosophen gerichtet, die den alten Glauben zerstören, ohne einen besseren an dessen Stelle zu setzen. Wie diese Stücke, so lassen auch die im zwölften bis vierzehnten Bande enthaltenen Uebersetzungen der sechs Komödien des Terenz und der „Frösche" des Aristophanes erkennen, daß Alfieri für den komischen Stil kein Talent hatte. Im funfzehnten und sechzehnten Bande finden sich seine „Poesie originali," zuerst ein episches Gedicht in vier Gesängen: „das gerächte Etruria" (l'Etruria vendicata) dessen Held Lorenzino de' Medici ist, Sonetti amorose — meist an seine Freundin gerichtet —, Epigramme, fünf Oden „auf Amerika's Befreiung" (l'America libera), die schon genannte Ode: Parigi sbastigliato und sechzehn Satiren in Terzinenform, von denen wir, als den bedeutendsten Stücken dieses Bandes, noch besonders sprechen werden. Den siebzehnten und achtzehnten Band füllten die Uebersetzung der Aeneide, ein durchaus mißlungener Versuch; den neunzehnten und zwanzigsten die politischen Abhandlungen Alfieri's. Von ihnen ist am bekanntesten die „über die Tyrannei" (della Tirannia), die auch in's Deutsche übersetzt ist. Sie enthält eine Reihe kurzer und strenger Bemerkungen gegen die absolute Monarchie. Mit größerem Nachdruck werden dieselben in dem „Panegirico di Plinio a Trajano" und in der Abhandlung „del Principe e delle Lettere" verfolgt. Während die erstere nur in ihrem Titel dem Panegyricus des jüngeren Plinius nachgebildete Schrift diesen eine Rede zum Lobe der Freiheit halten läßt, um dadurch den Kaiser Trajan zu bestimmen, die Regierung niederzulegen und die Republik wiederherzustellen, sucht die letztere Abhandlung nachzuweisen, daß Dichter, Geschichtsschreiber und Redner nur unter einem freien Volke gedeihen, unter der Gewaltherrschaft eines Einzelnen aber nur die strengen Wissenschaften, wie Jurisprudenz und Medicin fortschreiten könnten. In dieser Schrift trat Alfieri zugleich als Vertheidiger des Macchiavelli auf, in dem Sinne etwa, in welchem Jean Jacques Rousseau den Principe des Florentiners den „Codex der Republikaner" nannte. Die beiden letzten Bände der Alfieri'schen Schriften enthalten die Uebersetzung des Sallust und die Commentarj sulle tragedie di Vittorio Alfieri von Calsabigi, Cesarotti und dem Dichter selbst. In der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Sallust versichert Alfieri, daß sie ihm viele Jahre des mühsamsten Fleißes gekostet habe: sie gilt auch für ein Meisterwerk, das ihm um so mehr gelungen, als gleiche

*) Die Briefe und der schriftliche Nachlaß der Gräfin Stolberg d'Albania befanden sich bis vor einigen Jahren wenig berücksichtigt auf der Bibliothek in Siena. Ueber ihren Inhalt erstatteten (1855) die Brüder Edmond und Jules de Goncourt in der „Revue Française" Bericht. — Ein von dem Engländer Edward Copping herausgegebenes Buch: „Alfieri and Goldoni. Their lives and adventures" (London, 1857) enthält in Bezug auf Alfieri wenig mehr als einen Auszug aus seiner Autobiographie. Was jedoch Alfieri's Verhältniß zur Gräfin Stolberg d'Albania betrifft, so schildert der Engländer dasselbe prosaischer, als es in der Autobiographie des Dichters sich dargestellt findet. „Es lag," sagt er, „in diesem berühmten Paar so viel ordinär Menschliches, daß der rothhaarige Poet und seine erhabene Donna sich zuweilen zankten wie ganz gemeine Leute."

Anschauung und gleiche Ausdrucksweise den altrömischen Historiker und den italiänischen Uebersetzer mit einander verbindet. Aus der genannten Sammlung ist der schon erwähnte „Franzosenhasser" (Misogallo) ausgeschlossen. Zehn Jahre nach dem Tode Alfieri's, als die Franzosen Italien räumten, erschien diese Schrift, von der er in seiner Vita mehrmals spricht, zuerst.

Was nun diese Selbstbiographie betrifft, so ist vor Allem zu bemerken, daß sie mit großer Aufrichtigkeit und anziehend genug geschrieben ist. Alle rednerischen Kunstmittel verschmähend, mit der strengsten Nüchternheit und Nacktheit verkündigt der Dichter hier seine Meinung über sich selbst und die Wechselfälle seines Lebens. Trotz der Gelassenheit des Tons, womit Alfieri sowohl vergangene Irrthümer und Fehler als die angestrengtesten Bemühungen zum Fortschritt in seiner Entwickelung bespricht, trotz derselben, auch bei den bewegtesten Vorgängen schmucklosen, oft beinahe trockenen Ausdrucksweise, welche dieses Buch mit seinen dramatischen Dichtungen gemein hat, bringt es uns doch den Menschen so nahe, und übt auf das Gemüth eine solche Wirkung, daß wir mit wachsendem Antheil den Weg heroischen Strebens, Ausharrens und Entsagens verfolgen, den es uns überblicken läßt. Wie über das öde Hinschlendern, die tolle Regellosigkeit seiner jungen Jahre, hat Alfieri über die Schritt vor Schritt mit der unerbittlichsten Strenge stoischer Selbsterziehung erkämpften Geistessiege in seiner Autobiographie die vollständigsten Bekenntnisse niedergelegt, vielleicht die einzigen von einem so bedeutenden Mann überlieferten, denen ein späterer unparteischer Geschichtschreiber keinen berichtigenden oder beschränkenden Zug hinzuzusetzen findet. Eine starke leidenschaftliche Natur, die erst später etwas gezähmt oder gestählt wurde gegen die Verderbnisse des öffentlichen und Privatlebens seines Volkes; ein düsteres, ausschweifendes, unsicheres Verlangen, aufgeregt durch den gleichzeitigen Aufstand unterdrückter Nationen, das aber, immer dunkel und unbestimmt, sich nicht zu einer klaren und harmonischen Richtung erheben konnte, hatte in ihm eine Idee von Freiheit erzeugt, die fast an Zügellosigkeit grenzte. In dieser Idee sprach sich seine ganze Persönlichkeit aus, die sich, wie rauh und abstoßend sie auch war, allen seinen Kunstschöpfungen mittheilte. Die Kunst selbst mußte sich in seinem Begriff von Freiheit einzwängen lassen, und so mußte er auch der bisherigen künstlichen und bloß nachgeahmten Form entsagen.

Man hat Alfieri seinem persönlichen Charakter nach mit dem englischen Dichter Lord Byron verglichen und diese Parallele etwa in folgender Weise durchzuführen versucht: Alfieri und Byron liebten leidenschaftlich Pferde und Freiheit; beide liebten auch ihren Rang und waren stolz darauf, daß sie zum Adel gehörten; auf ihre Geburt waren sie stolzer, als auf ihr Genie. Alfieri donnerte gegen die Tyrannei, aber er verabscheute die französische Revolution, als den Ausdruck rein demokratischer Principien. Alfieri und Byron stifteten beide einen Ritterorden, den Homers- und den Schädelorden. Beide waren leidenschaftliche Schwimmer. Eines der größten Vergnügen Byron's war, wie er in seinem Tagebuche erzählt, sich an einem entlegenen Orte zu baden, dann sich auf dem Gipfel eines Felsens am Meeresufer niederzusetzen und hier ganze Stunden zu bleiben, nur mit der Betrachtung der Sonne und der Meereswogen beschäftigt. Alfieri's Lieblingsvergnügen während seines Aufenthalts in Marseille bestand darin, sich alle Abende nach dem Theater im Meere zu baden; und er schreibt darüber in seiner Biographie: „Ich hatte außerhalb des Hafens rechts einen sehr angenehmen kleinen Platz entdeckt; hier, auf dem Sande sitzend und mit den Schultern gegen einen kleinen Felsen gelehnt, der hoch genug war, um mich den Augen der Menschen, die ich hinter mir ließ, zu entziehen, sah ich vor mir und um mich nur das Meer, und so verlebte ich zwischen diesen beiden unermeßlichen Räumen, welche die Strahlen der Sonne, die sich unter Wogen senkten, noch verschönerten, ganze Stunden in Phantasieen." Einige der hier in Bezug auf Alfieri angewandten Bemerkungen finden wir schon früher in einem Wort Goethe's ausgesprochen, der zur Zeit des Erscheinens der übersetzten Selbstbiographie Alfieri's an seinen berliner Freund über diesen Dichter Folgendes schrieb: „Er ist merkwürdiger, als genießbar. Seine Stücke erklären sich durch sein Leben. Er peinigt Leser und Hörer, wie er sich als Autor peinigte. Seine Natur war vollkommen gräflich, d. h. stockaristokratisch. Er haßte die Tyrannei, weil er in sich selbst eine Tyrannenader fühlte, und

das Schicksal hatte ihm eine recht gebührende Tribulation zugedacht, als es ihn durch die Hände der Sansculottes noch leidlich genug bestrafte. Eben diese seine innere Adels- und Hofnatur tritt zum Schlusse recht lustig hervor, da er sich selber für seine Verdienste nicht besser zu belohnen weiß, als daß er sich einen Orden anfertigen läßt. Konnte er deutlicher zeigen, wie eingefleischt ihm jene Formen waren?"

Dieser Ausspruch Goethe's ist keineswegs aus einer bloß oberflächlichen Bekanntschaft mit Alfieri hervorgegangen. Als er sich zehn Jahre später mit besonderer Vorliebe eines anderen italiänischen Dichters, Manzoni's, annahm, kam er noch einmal auf jenen zurück. „Wir dürfen," schreibt er,*) „auch über Alfieri reden, denn wir haben uns genugsam mit ihm herumgequält; unsere Freunde haben ihn treu übersetzt, wir thaten das Möglichste, ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem, leidenschaftlichem Sinn, der Lakonismus in Anlage sowohl wie in Ausführung, das alles läßt den Zuschauer nicht froh werden. Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten, die Neueren ließen sich im Inneren Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter, aus nothwendiger und wahrscheinlicher Umgebung nicht einen Mitredenden hervorbilden sollte, um die Helden sowohl als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden." Wir bemerken zu dieser Stelle, in der Goethe Alfieri's Trauerspiele einer „musterhaften" Tragödie Manzoni's gegenüberstellt, daß auf seine Veranlassung Knebel ein Stück Alfieri's, die Tragödie Saul, in's Deutsche übersetzte, welches 1809 auf der weimarischen Bühne, die damals unter Goethe's Leitung stand, zur Aufführung gebracht wurde. Sein eben mitgetheiltes Urtheil enthält im Wesentlichen den Kernpunkt dessen, was die Tadler der Alfieri'schen Tragödien diesem zum Vorwurfe gemacht haben. Goethe berührt hier zugleich die unsterblichen Verdienste Alfieri's (als Dramatikers). Worin diese bestanden, darüber mag uns Sismondi, der Geschichtschreiber der italiänischen Literatur, belehren. Die Entstehung des Alfieri'schen Theaters, schreibt er, ist eine Erscheinung, die mit Staunen erfüllt. Bis zu seiner Zeit standen die Italiäner in der dramatischen Kunst allen Völkern Europa's nach. Alfieri hat sich den großen französischen Tragikern an die Seite, und höher als alle andern gestellt. Er hat die künstlerische Schönheit, die Einheit, die Reinheit der Zeichnung, die Wahrscheinlichkeit, welche der französischen Bühne eigen sind, mit der Erhabenheit in den Situationen und Charakteren, mit der Wichtigkeit der Begebenheiten der griechischen Bühne, mit der Tiefe der Gedanken und Empfindungen der englischen Bühne verbunden; er hat das Trauerspiel hervorgezogen aus den Hofsälen, in welche die Gewohnheit unter Ludwig XIV. Regierung es eingeschlossen hatte; er hat es in die Rathsversammlungen, auf den offenen Markt, in den Staat versetzt; er hat dem Erhabensten der poetischen Erzeugnisse das edelste, das wichtigste der öffentlichen Interessen gegeben; er hat jene conventionellen Formen, die einen lächerlichen Zwang statt der Größe der Natur hinstellten, jene aus den alten französischen Romanen ererbte Galanterie, die uns die Helden Griechenlands und Roms unter einer seltsamen Verkappung zeigte, jene honigsüße Lieblichkeit, jenes schäferliche Schmachten, das seit Guarini auf der italiänischen Bühne keine großen Männer anders als mit weiblichen Sitten und Gefühlen erblicken ließ, jene ritterlichen Gaukeleien und Prahlereien vernichtet, die, indem sie auf der spanischen Bühne das ganze Leben an ein spitziges Ehrgefühl hefteten, die größten Charaktere in Raufbolde verkleideten, die stets einander umzubringen bereit sind. Die Galanterie der Romane, die Weichlichkeit der Schäferspiele, das ritterliche Zartgefühl schienen ihm der Natur angelegte Vermummungen, unter welchen die tieferen Empfindungen, die wahren Leidenschaften dem Auge entzogen werden. Er riß alle diese Vermummungen herunter, um den Menschen mit seiner wahren Größe und seinen wahren

*) Goethe's sämmtliche Werke, 1840. Bd. XXXIII. S. 214.

Interessen auf die Bühne zu bringen. Wenn er in dieser neuen Art, die Tragödie zu bilden, sich zuweilen verirrt, wenn er sich der Uebertreibung, und ich weiß nicht, welcher Erbitterung, die seinem Charakter eigen war, hingegeben hat, so hat er doch auch genug gethan, um unsere Bewunderung zu verdienen, und die nach ihm gekommenen Dichter, die Alles, was in seiner Art Großes war, benutzt haben, ohne in die seinem Geiste eigenen Fehler zu verfallen, lassen uns erkennen, welche Fortschritte durch ihn die italiänische Bühne gemacht, welche Verpflichtungen die dramatische Kunst gegen ihn hat.

Aehnlich urtheilt der jüngst verstorbene amerikanische Geschichtschreiber William Prescott (in seinen Biographical and critical essays, 1855) über Alfieri. „Sein Auftreten," heißt es darin, „mitten in jener wollüstigen, weibisch entarteten Periode ist ein merkwürdiges Phänomen. Es war, als wenn die strengen dorischen Proportionen eines der Tempel von Pästum plötzlich aufragten zwischen luftigen Formen einer Architektur Palladio's ... Man muß es zugeben, daß Alfieri's dramatische Charaktere zu viel von seinem eigenen wilden und sarkastischen Temperamente, zu viel Familienähnlichkeit mit ihm selbst und unter einander haben, daß er zuweilen fälschlich Leidenschaft für Poesie nimmt, daß er die letztere zu nackt läßt, sie zu wenig mit sinnlichem Reiz und rhetorischem Schmuck bekleidet, daß er manchmal auf Stelzen statt auf dem Kothurn geht, und daß die Energie, nach der er strebt, zu oft in bloße Muskelverrenkungen ausartet. Sein ästhetisches System macht in der That den Eindruck eines Strebens nach einer idealen Höhe der Vortrefflichkeit, die er nicht ganz zu erreichen vermochte. Aber es zeugt hinlänglich für seine Kraft, daß er es dahin brachte, dieses System fest zu begründen in offenem Widerspruche mit dem herkömmlichen Geschmack seiner Landsleute, mit ihrer Vorliebe für poetischen Bilderschmuck Melodie des Stils und Weichlichkeit der Gefühle. Wir sehen hier den Triumph des Genies über die Vorurtheile und selbst über die im Volksnaturell begründeten Ansichten einer ganzen Zeit."

Diesen Anführungen lassen wir einige Bemerkungen aus der von einem deutschen Beurtheiler Alfieri's, von Paul Heyse,*) entworfenen Charakteristik folgen: Ueber die künstlerischen Grundsätze, von denen Alfieri sich leiten ließ, legt die Selbstkritik Rechenschaft ab, die er an jeder seiner Tragödie übte. Die Prämissen, von denen er dabei ausgeht, zeigen allerdings, daß er die oberherrliche Autorität der aristotelischen Poetik, wie man sie damals verstand, mit den Franzosen anerkannte, aber der eingeborene Instinct für das Echte war so stark bei ihm, daß er sich in aller Ehrerbietung vor dem Alterthum von den angeblich aus Aristoteles geflossenen, conventionellen Gesetzen der französischen Tragik doch in einem merkwürdigen Grad emancipirte. So hielt er von den drei berüchtigten Einheiten nur die der Handlung unverbrüchlich fest, während er die der Zeit und des Ortes für äußerlich ansah, und sie gewiß noch öfter verletzt hätte, wenn es seiner gedrungenen Art der Composition öfters wünschenswerth erschienen wäre. Die Verbannung aller überzähligen, vornämlich der seit Corneille hergebrachten Vertrautenfiguren, die Schürzung des Knotens durch rücksichtslose Leidenschaft in seinen alle Intriguen ausschließenden Compositionen, die Wahl des fünffüßigen reimlosen Jambus statt des Alexandriners, die alles was man sonst in rhetorisirenden Botschaften erzählen ließ, in Action setzende, durchweg auf das Wesentliche und Wirkende gerichtete Bauart seiner Stücke, alle diese dem classischen Drama der Franzosen gegenüber unbestreitbaren Verdienste hebt Heyse hervor, ohne neben dem Lobe dieser Neuerungen, die Alfieri die Gunst der Menge verscherzen halfen, den Mangel einer Natur unerwähnt zu lassen, der alle Weichheit, aller Schmelz und alle zartere Uebergangsfarbe versagt war. Alfieri sah sich durch eine Menge von Schwierigkeiten, die er vorfand, angespornt, gerade durch das Drama national und politisch begeisternd auf sein Volk zu wirken. So setzte er alle Kräfte, den ganzen Mann ein, ein Dichter zu werden, der er von Natur nicht war; er wurde ein Dichter, „nicht von Gottes, sondern von Charakters

*) In einem zu München 1857 gehaltenen Vortrage, der später mit Vorträgen Liebig's, Vogel's, Carrière's u. A. zusammen gedruckt erschien.

Gnaden." In dreißigjähriger Arbeit kämpfte er gegen die mangelhafte Bildung und gegen die Verbildung seiner Jugend, und aus seinem Fleiße entsprang seine, zwar nicht süße und schwärmerische, seine sogar schmucklose, aber dennoch begeisterte Poesie, die, in ihrer gehämmerten Härte phrasenlos, gegen alles ästhetische Herkommen, mehr Gedanken als Gefühle entzündet. Seine Dramen haben alle nur vier bis fünf Hauptpersonen; mit Rapidität, im letzten Acte oft mit athemloser Hast entwickelt sich die Handlung; seine Figuren, scharf gezeichnet, sind alle viel zu sehr damit beschäftigt, unglücklich zu sein oder unglücklich zu werden, als daß sie in Phrasen und Bildern sich ergehen könnten; da ist wenig Zeit zu Liebeleien und Galanterieen; wo Liebe auftritt, ist sie wilde Leidenschaft in majestätischer Kraft. Sogenannte lyrische Stellen finden sich nirgends bei Alfieri. In der Wahl der Stoffe zeigt er eine Neigung zum Grausamen, in ihrer Durchführung eine Lebendigkeit und Rastlosigkeit, die ihm den Vorwurf zugezogen hat, er dichte mehr für die Augen, als für die Ohren. Daraus erklärt sich, daß man bei Alfieri lernen kann, ein Stück so einzurichten, daß sein Bau straff und spannend sei, daß statt der Phrase die Handlung das Wesen des Drama's mache, und wie man mit einfachen Mitteln die Katastrophe herbeiführen könne.

Nicht mehr als drei von seinen zwanzig Tragödieen — die dem Euripides nachgebildete Alceste mit eingerechnet — sah Alfieri während seines Lebens auf die Bühne gebracht. Göthe's Versuch, des italiänischen Dichters Dramen in Deutschland einzuführen, mißglückte. Später jedoch, nachdem dieselben in Italien häufiger dargestellt worden, erfreute sich eine italiänische Schauspielergesellschaft, an deren Spitze eine vielgefeierte tragische Schauspielerin stand, durch die Aufführung Alfieri'scher Tragödieen auf deutschen Bühnen (1856) großen Beifalls. Bemerkenswerth bei dieser Gelegenheit war der Umstand, daß eins der aufgeführten Stücke, die Tragödie Mirra, deren Stoff Alfieri den Metamorphosen Ovid's entnommen, eine Anzahl kritischer Erörterungen veranlaßte, die den Dichter gegen den Ausspruch A. W. Schlegel's: Die Myrrha sei ein allzu gewagter Versuch, einen für die Sinne und für das Gefühl gleich empörenden Stoff zu behandeln, vertheidigten.*) Ueber die einzelnen Tragödien Alfieri's ist nach den obigen Anführungen wenig zu bemerken. Die beiden von ihnen, die denselben Stoff von Schiller's „Don Carlos" und „Maria Stuart" behandeln, stehen dem Inhalt wie der Form noch weit hinter den deutschen Schöpfungen zurück. In der Melotragödie „Abel" machte Alfieri den Versuch, die Musik mit dem Pathos der Tragödie zu verbinden. Engel und Dämonen führen die Gesangpartieen aus, der Dialog, in reimlosen Jamben, findet zwischen Adam, Eva, und ihren beiden Söhnen statt. In den Stücken, die an historische Ereignisse anknüpften, zeigte sich Alfieri unfähig zum Schaffen realer Gestalten, weil ihm die abstracten Ideen von ausschließlichem Werthe waren. Eine Aehnlichkeit Alfieri's mit Aeschylus ist namentlich von Italiänern gefunden worden, auch Prescot geht (in der schon erwähnten Abhandlung) darauf ein: er vergleicht den „Agamemnon" des einen mit dem des andern, ohne freilich zuletzt ein bestimmtes Resultat der Parallele zu geben. Dies selbst zu ziehen, überläßt er dem Leser in einer Weise, daß es fast nahe liegt, Alfieri den Preis zuzuerkennen! In's Deutsche sind Tragödieen Alfieri's mehrfach übersetzt worden. Des von K. L. v. Knebel übersetzten „Saul" ist bereits Erwähnung geschehen. Er wurde zuerst 1829 veröffentlicht. Früher waren bereits verschiedene Uebersetzungen Alfieri'scher Stücke von Rehfues und W. v. Lüdemann erschienen.

Alfieri's Verehrer machen darauf aufmerksam, daß die Zeit, in der er gelebt, besonders dazu angethan war, einen Mann, der mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande Politik trieb, zu verwirren und durch große Widersprüche hindurchzujagen. Die französische Revolution schien alle Hoffnungen, die man auf den Sturz des Absolutismus gesetzt hatte, für immer zu Schanden gemacht zu haben. Die eifrigsten Demokraten, deren Ideen in allgemeinen Ueberzeugungen der Humanitätsperiode wurzelten, mußten bekennen, daß ihre Er-

---

*) Herm. Grimm: Gedanken über Alfieri und dessen Tragödie Myrrha bei Gelegenheit des Gastspiels der Sign. Ristori. Berlin, 1856. (Vgl. H. Grimm's „Essays." 1858.)

wartungen von der Hoheit und Kraft eines sich selbst überlassenen Volkes getäuscht worden waren. Alfieri überdies, so sehr er in seinen Dramen alle Könige als Ungeheuer, alle Aristokraten als verworfen verdammt und mit schwarzen Zügen gezeichnet hatte, war Aristokrat genug geblieben, um die pariser Demagogen, deren ungezügeltes Treiben er aus nächster Nähe mit angesehen, tödtlicher zu hassen, als er je die Träger des Absolutismus gehaßt hatte. Mit Mühe war er in Paris der Gefangenschaft, die ihm drohte, entronnen. Von nun an aber wurde jedes besonnene Urtheil über die Lage der Welt, über Menschen und Sitten, über das was möglich und wünschenswerth sei, verschlungen von einem absoluten Haß gegen alle Mächte, die er in dem Staatsleben seiner Zeit walten sah. Und in dieser radikalen Stimmung schrieb er seine Satiren. Wo er, wie in seinem bereits erwähnten „Franzosenhasser" bei dem gewaltigen Feuer seines Grimms kleine Epigramme schmiedet, fesselt uns noch eher eine für seine harte und gewaltsame Natur auffallende Behendigkeit des Witzes, die auch in der Form nicht selten überraschend glücklich ist. Zu einem freien Standpunkte über der Nation, der er gern die niedrigste Stelle unter allen Völkern anweisen möchte, dringt er auch hier nicht durch. Und je mehr die kriegerische Größe Frankreichs aus den Gräueln der Revolution auftauchte und es ihm schwer, ja endlich unmöglich machte, verächtlich zu reden, desto erzwungener klingt sein Witz, bis er zuletzt in baare Schmähung ausarten muß. Alfieri bildet den geraden Gegensatz zu Parini, der die Fäulniß des Adels mit ganzen Farben, aber in sorgfältig gewahrter Objectivität schildert. Alfieri hatte in seinen Dramen nirgend nach lebendiger Charakteristik gestrebt. Fleisch und Blut hinter die Leidenschaften zu bringen, überließ er den Darstellern. Das Eingehen auf kleine Züge, welche den Träger eines Affects zu einem Individuum machen, lag seinem abstract großartigen Begriff vom Tragischen fern. Dieser Mangel wird in seinen Dramen verhüllt durch das Streben nach einer hohen, reinen und begeisternden Lösung der Conflicte. Wo aber der Stoff, wie in den Satiren, an sich selbst ein trostloser war, oder durch die einseitige Weltanschauung des Dichters trostlos wurde, vermissen wir natürlich die Gestaltungskraft, die durch sinnliche Frische und plastische Lebendigkeit auch dem Häßlichen Reiz abzugewinnen vermag. Mit eintöniger Bitterkeit, ohne jede Grazie, die auch dem Hohn und Haß sich zugesellen kann, wird an allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft ein erbarmungsloses Strafgericht vollzogen. Könige, Adel, Priester, Gelehrte, Advocaten, Kaufleute, Soldaten — Alle ohne Unterschied werden in denselben Pfuhl der Verdammniß hinabgestoßen, über welchem nur selten ein herber Witz seine Irrlichter spielen läßt. Mit dieser Richtung des Gemüths stimmt es vollkommen überein, daß immer die Stände im Ganzen verurtheilt werden. Um so unentrinnbarer ist das Verderben der Zeit, wenn jeder Beruf, jede Thätigkeit, die im Organismus des Staates ihren Platz hat, als unheilvoll und allem Menschenwerth feindlich dargestellt wird. Wie machtlos eine solche General-Bußpredigt verhallen mußte, wenn es dem Eiferer nicht einmal gelang, von der Realität seiner Schreckbilder zu überzeugen, liegt auf der Hand. Auch das unläugbar Wahre, das seine Anklagen enthalten, findet keinen Eingang, da es von dem maßlosen Poltern und Toben seiner Stimme übertönt wird. Paul Heyse, der den Versuch gemacht hat, eine der Satiren Alfieri's deutsch zu übersetzen*), nachdem er bereits früher einige satirische Dichtungen des jüngsten bedeutenden italiänischen Satirikers, Giusti's, übertragen, bemerkt (in seiner der Uebersetzung vorangeschickten Abhandlung über Alfieri's Satire, der wir auch hier gefolgt sind): „Wenn es bei den Gedichten Giusti's unmöglich ist, die volksthümliche Grazie des Originals im Deutschen zu erreichen, so ist es dagegen schwer, selbst bei flüssiger Uebersetzung die Härten der Alfieri'schen Satiren nicht gelegentlich zu verschleifen. Das einzige formelle Verdienst, das nicht so leicht nachzuahmen ist, liegt in den charakteristisch gewählten schweren Reimworten, zu denen die Terzinen den sonst des Reimes minder gewohnten Dramatiker verführt haben." Die von Heyse übersetzte zweite, gegen den Adel gerichtete, Satire (wir theilen sie in der Auswahl mit) veranschaulich deut-

*) Im „Litteraturblatt" des deutschen Kunstblattes. 1858. Octoberheft.

lich genug, wie sich Alfieri selbst wo er dasselbe Thema wie Parini wählt, weniger nach diesem, als nach den älteren Satirikern gebildet hat, und wie weit damals noch die Gattung von der Höhe entfernt war, zu der später Giusti sie hinaufgehoben. Was Alfieri's Stellung zur italiänischen Literatur überhaupt betrifft, so bemerkt Prescott treffend, daß Alfieri wie Dante ein abgesondertes Departement in derselben einnahm, und daß es seltsam sei, wie beide Dichter, welche als früheste und späteste Erscheinungen von hervorragender Größe in dieser Literatur dastehen, so wenig von den charakteristischen Eigenschaften derselben haben.

Wie hier Alfieri mit Dante, so ist auch mit diesem der hier zunächst vorzuführende Dichter in gewissen Beziehungen verglichen worden. Wir haben im Eingange zu diesem Abschnitte angedeutet, daß der Erste, der im 18. Jahrhundert Dante's Fußstapfen wieder betrat, Varano, nur mit Mühe auf dem schroffen Pfade sich weiterzuhelfen vermochte. Nicht lange aber, so überflügelte ihn ein Jüngerer, ein Formtalent, wie es in der gesammten italiänischen Literatur vielleicht ohne Gleichen dasteht, und zugleich ein trauriger Beweis dafür, daß eine kleine Seele kein härterer Fluch treffen kann, als die Mitgift eines großen Talents, das Schritt für Schritt das Bild der Schwäche und Charakterlosigkeit verewigt. Vincenzo Monti besang die Freiheit, den Papst, Napoleon, den König von Rom, einen anderen König dieses Geschlechts, dessen Geschick es war, zu vergehen, wie eine Ephemere; hierauf besang er den Kaiser von Oesterreich. Ganz leise und vorsichtig ließ er hier und da in die Verherrlichung des Gebieters eine Liebkosung für Italien einfließen. Und höchstens pries er es dann als ein von seiner Schönheit entzückter Liebhaber; allein die kräftige Stimme des Bürgers läßt sich nirgend vernehmen, nirgends das Leiden des patriotischen Herzens fühlen, so daß man fast zu zweifeln berechtigt wäre, ob ein solcher Mann ein Vaterland kannte. So hat Monti keine Aehnlichkeit mit Dante. In Betreff der Wirkungen des Wohllauts etwa mag man sie vergleichen, nie aber in Betreff der inneren Kraft und Größe. Wie verschieden auch die Zeiten Dante's und Monti's waren, darin hatten sie etwas Gemeinsames, daß das Interesse an den Ereignissen des Tages auch die Phantasie des Dichters ausschließlich beschäftigen mußte. Kein Stoff bot sich der Poesie, den Furcht und Mitleid in gleichem Maße hätten erzeugen können, wie die tragischen Schicksale der Gegenwart. Ein neues Weltgedicht wie die Göttliche Komödie schien, ein halbes Jahrtausend nach Dante, von dem größten Talente Italiens gleichsam gefordert zu werden. Aber wenn Halbheit und Lüge sich überhaupt in einem Versmaß häßlicher ausnimmt, als in einem anderen, so ist gewiß die Dante'sche Terzine unter allen Formen diejenige, die sich am schlechtesten mit Apostatenschwäche verträgt. Und als wäre Monti selbst ein Gefühl davon erwacht, so finden wir wirklich, daß, nachdem er sich gerade der Formen mit glänzender Meisterschaft bedient, in denen einst der größte Mann unter allen italiänischen Dichtern mit unerbittlicher Majestät über seine Mitwelt gerichtet hatte, Monti in seinen späteren Jahren das erhabene Versmaß nicht mehr anzuwenden wagt und jene leichteren operngerechten Strophen wählt, die durch ihre musikalische Schmiegsamkeit mit seinem beweglichen Charakter besser in Einklang standen.

Zu Fusignano, in der Romagna, am 19. Februar 1754 geboren, ward Vincenzo Monti von seiner Familie zum Advocaten bestimmt. Nach vollendeten Studien in Ferrara, wo er sich bloß in Gelegenheitsgedichten versuchte, führte ihn der Cardinal Borghese, päpstlicher Legat in Ferrara, als seinen Secretair nach Rom. Hier fand er hinreichend Muße, seiner Neigung zur Dichtkunst nachzuhängen. Mit seinem Freunde, dem trefflichen Visconti, einem der ausgezeichnetsten Archäologen und Kenner des classischen Alterthums, schwelgte er in Roms Schönheiten. Bereits mehrere Jahre in der ewigen Stadt zeichnete er sich bei einem von den Arkadiern zu Ehren Pius VI. gegebenen Feste durch eine Improvisation so sehr aus, daß der Neffe des Papstes, Herzog Braschi, ihn als Secretair in seine Dienste nahm, ohne ihn mehr zu beschäftigen, als der Cardinal Borghese gethan hatte. Hatte er nun auch alle Muße dazu, so unternahm er doch keine größere Arbeit, sondern begnügte sich mit der Dichtung leichter und kleiner Sachen. Dies genügte ihm während mehrerer Jahre. Eine äußere Begebenheit störte ihn endlich aus dieser müßigen Ruhe auf. Alfieri, von



Vincenzo Monti.

dessen noch ungedruckten Tragödien man mit Enthusiasmus sprach, war in Rom. Wo sich Monti befand, verfolgte ihn der Ruf Alfieri's. Endlich sollte der „Aeschylus der neueren Zeit" einem ausgewählten Kreise seine eben vollendete Tragödie „Virginia" vorlesen. Monti fand sich zur Vorlesung ein. Die Energie der alten Römer, aller Ruhm einer freien starken Vergangenheit spiegelten sich in den Zügen der Künstler, Dichter und Vornehmen, welche alle zu dieser Vorlesung wie zu einem Nationalfeste sich gedrängt hatten. Monti allein bewahrte seine kritische Ruhe, keine Gemüthsbewegung nahm ihm seinen Gleichmuth. Alfieri las mit scharfem Auge in den Physiognomieen seiner Hörer, bemerkte ihn und fühlte sich beunruhigt, während der Verfasser der „Römischen Nächte", Alessandro Verri, Puccini, der Abate Serassi, der Herzog von Seri, welcher selbst eine Rolle in der beim spanischen Gesandten aufgeführten „Antigone" übernommen hatte, in ihrer Bewunderung sich nicht zu fassen wußten. Man ermangelte nicht, Monti seine Kälte gegen diese „erhabene" Dichtung vorzuwerfen. Er vertheidigte sich mit bitteren Sarkasmen über die Härte der Verse, die falschen Betonungen, den Mangel an poetischem Gefühl, die penible Geleckthèit. Seine Bitterkeit verleitete ihn zur Ungerechtigkeit. Die Schwärmerei Alfieri's für die Freiheit, welche ihn selbst zur Kraft des Genies begeistern konnte, verstand Monti nicht. Gelangweilt von dem Aufsehen, welches jener „Bastard der Musen" machte, ging endlich Monti selbst daran, sich in der Tragödiendichtung zu versuchen. Er findet in der griechischen Erzählung vom Aristodemus, wie sie Pausanias vorgetragen, den Stoff zu einer fesselnden großartigen Tragödie.

Im Jahre 1786 ward Monti's „Aristodemo" in Rom aufgeführt, und der Tribut der Thränen und des Enthusiasmus, mit dem die Italiäner so freigebig sind, reichlich gespendet. Der Herzog von Parma übersandte dem Dichter eine goldene Medaille und ließ das Stück auf seinem Theater aufführen. Der berühmte Kritiker Girolamo Tiraboschi schrieb an Monti: „Sie haben angefangen, wo aufzuhören Andere ihren Ruhm finden." Wer Goethe's Biographie kennt, weiß, daß der deutsche Dichter sich am Ende jenes Jahres zu Rom aufhielt. In seinen italiänischen Briefen finden wir folgende Mittheilung (November 1786): „Man hatte mir von dem Abate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagt man, wünsche sie mir vorzulesen um meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen. Endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde beim Fürsten

(von Lichtenstein) und das Stück ward vorgelesen." Dieses berührt Goethe noch in einem späteren Briefe (Januar 1787) in folgender Art: „Seit der Aufführung des Aristodem, zu dessen Gunsten wir — d. h. Goethe und die deutschen Künstler in Rom — uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber klar zu Tage, daß es nicht um mich zu thun sei, man wollte seine Partei verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sahen, daß mit mir nichts anzufangen, lassen sie mich gehn und ich wandle meinen früheren Weg fort." Von einer Beurtheilung des Stücks findet sich in Goethe's Schrift keine weitere Spur.

Der Stoff, den Monti für seine Tragödie gewählt, ist poetisch und tragisch genug: Die von den Spartanern mehrfach geschlagenen Messenier befragten das Orakel um Rath, welches, wie von den Griechen im Hafen von Aulis, das Blut einer Jungfrau, jedoch nur aus dem Geschlechte des Aepyptus, verlangte. Alsbald loosen alle Jungfrauen aus diesem Geschlechte, und das Loos trifft die Tochter des Lysiscus, deren Vater aber das geliebte Kind nicht hinzuopfern vermag und mit ihr nächtlicherweise in das spartanische Lager flüchtet. Den bestürzten Messeniern bietet nun der als Krieger berühmte Aristodemus seine Tochter an. Ihr Geliebter will sie jedoch dem Tode abtrotzen, und ohne sich in unnütze Klagen zu ergießen, behauptet er bloß, Aristodemus' Tochter sei sein Weib vor den Göttern und trage bereits die Frucht ihrer Liebe im Busen. Da erdolcht Aristodemus die Jungfrau, öffnet den Körper und zeigt dem von Schrecken ergriffenen Volke, daß die Tochter unberührt geblieben. Zum Lohn für diesen furchtbaren Beweis von Vaterlandsliebe und Ehre ward Aristodemos auf den erledigten Thron erhoben. Trotz aller seiner Anstrengungen blieb indessen Sparta stets begünstigter vom Schicksal als Messenien; dabei erschütterten Wunder sein bekümmertes Herz und ein Traum gab ihnen vollends prophetische Weihe. Seine Tochter erschien ihm schwarzgekleidet im Augenblick, wo er kampfgerüstet in die Schlacht gehen wollte. Sie deutete auf ihre offene Brust und ihren offenen Leib, stürzte die Tafel um, worauf die Eingeweide des Opfers lagen, nahm ihm seine Waffen, setzte ihm, wie einem Todten, den man zur Bestattung vorbereitet, eine goldene Krone auf und legte ihm die weißen Todtengewänder an. Als er erwachte, dachte Aristodemus lange über die Bedeutung dieses Traumes nach, und da er erkannte, sagt Pausanias, daß er seine Tochter ohne irgend einen Gewinn für das Vaterland geopfert hatte und auch der Sieg für dasselbe nicht zu erringen sei, tödtete er sich auf dem Grabe der Jungfrau. Sein Tod setzte die Messenier in eine solche Bestürzung, das sie nahe daran waren, die Gnade Sparta's anzuflehen. „Hiervon hielt jedoch", fügt Pausanias hinzu, „ihr alter Haß sie zurück." In Monti's Tragödie erscheint Aristodemus funfzehn Jahre nach der Ermordung seiner Tochter mit Reue darüber erfüllt, daß er für die Befriedigung seines Ehrgeizes die Bande der Natur so schmählich verletzt habe, (wie er in der 4. Scene des 1. Acts erzählt). Mit dieser Reue vereint Aristodemus einen Achtung gebietenden heldenmüthigen Charakter. Rührend ist die Zärtlichkeit, die er gegen eine Tochter, welche er nicht kennt und für eine spartanische Gefangene hält, äußert. Doch hat das Stück wenig Handlung. Schöne Tiraden suchen allein die langen Verhandlungen mit den spartanischen Abgesandten erträglich zu machen. Zur Erklärung des bedeutenden Erfolgs, den der „Aristodemo" gehabt, ist gesagt worden, daß der Zauber des Stils, und die volle Melodie der Verse allerdings die rauhe Diction Alfieri's weit hinter sich ließen. Daß es dem Dichter an dramatischem Talent nicht gefehlt, zeigt sich in seiner zweiten Tragödie „Galeotto Manfredi" vom Jahr 1788, in der ein sorgfältiges Studium Shakespeare's nicht zu verkennen ist. Der Stoff ist den florentinischen Geschichten Machiavelli's entnommen. Francesca (bei Monti heißt sie Mathilde) Gemahlin des Galeotto Manfredi, Herrn von Faenza, wollte nicht länger die Treulosigkeit ihres Gatten ertragen und beschloß, in diesem Vorsatze von ihrem Vater, der gern die Zügel der Regierung an sich gerissen hätte, bestärkt, seinen Tod. So machte Francesca mit vier Mördern einen Vertrag. An dem festgesetzten Tage ließ sie drei der Mörder unter ihrem Bette und den vierten hinter der Thür zum Schlafgemach sich verbergen; sie selbst erklärte sich unwohl und legte sich zu Bette. Galeotto kam auf ihren

Wunsch sie zu besuchen, und ward alsobald von dem vierten Mörder angegriffen; die Frau, halb im Bette erhoben, verfolgt mit den Augen diesen fürchterlichen Kampf, für den Tod des Ungetreuen inbrünstig betend. Der Mörder ermüdet jedoch allmälig im Ringen mit dem großen starken Manne, und sie giebt nun den drei übrigen ein Zeichen, welche plötzlich vor Galeotto emportauchen. Der Kampf wird noch hartnäckiger, gleich als ob Galeotto's Muth mit der Gefahr wachse. Sie folgt jeder Bewegung. Da, fürchtend, die Mörder möchten endlich unterliegen, stürzt sie aus dem Bette und stößt ein Schwert in die Brust des Verräthers. Bei Monti ist die Ermordung des Gatten nicht das Resultat der in tiefster Seele lang gehegten Gedanken, eine That, die bereits hundertmal beschlossen und eben so oft wieder aufgegeben worden, sondern etwas Plötzliches, Unvorhergesehenes, die That momentanen Wahnsinns. Galeotto ist als schwächlicher Charakter gezeichnet: eine ehebrecherische Leidenschaft quält sein edles Herz, allein allem Zauber der Liebe zieht er die innere Zufriedenheit und die häusliche Ruhe vor, und auf die Vorstellungen eines Freundes hin befiehlt er sogar die Entfernung der jungen Geliebten. „Sage ihr, daß sie sich entferne; sage ihr nichts anderes, und sprich mir niemals von ihr." Eine Person des Stückes, der Höfling Gambrino, ist offenbar aus Shakespeare's Jago im Othello entstanden.

Monti's Stellung in Rom wurde mit der Zeit unbehaglich. An Feinden und Neidern fehlte es dem Vielbegünstigten nicht, ebenso wenig an Blößen, gegen welche jene ihre Waffen richten konnten. Seine Reizbarkeit verwickelte ihn in heftige poetische Fehden, und von der Energie, mit der er sie führte, geben einige Sonette Zeugniß, in denen er in der That die Aufgabe löste, aus der Gelegenheit ein Gedicht zu machen. Sie führen die Ueberschrift: „Auf den Tod des Judas." Aber Jedermann in Rom wußte damals, daß niemand anders unter dem Bilde des Verräthers gemeint sei, als der berühmte Inquisitor Gianni, der sich mit Monti auf den Tod verfeindet hatte. Der wahrhaft Dante'sche Schwung in den genannten Sonetten sollte bald in einer größeren und ernsteren Dichtung Monti's sich neu offenbaren. Die Kunde von dem Ausbruche der französischen Revolution brachte alle kleinen persönlichen Händel in Vergessenheit, und mehr als in irgend einer andern Stadt Italiens regte sich in Rom eine leidenschaftliche Opposition gegen die republikanischen Tendenzen. Als im Januar 1793 der französische Legationssecretair Hugo von Basseville von Neapel nach Rom kam, wurde er — acht Tage vor der Hinrichtung Ludwigs XVI. — von dem wüthenden römischen Pöbel ermordet, den er durch eine bei einer sonntäglichen Corsofahrt veranstaltete republikanische Demonstration gereizt hatte. Noch war dieses Ereigniß in frischer Erinnerung, als bereits die ersten Gesänge eines großen Gedichts erschienen, in welchem sich alle Schrecken des Tages freilich verzerrt, aber in den kräftigsten Farben spiegelten. Das Gedicht führte den Titel: „Cantica in morte di Ugo Bassville seguita in Roma il di XIV. Gennaro 1793." Monti läßt in diesem ganz in der Dante'schen Form, in Terzinen und Gesängen geschriebenen, doch unvollendet gebliebenen Gedicht Basseville im Augenblicke des Todes bereuen (was auch geschichtlich, indem derselbe tödtlich verwundet in ein Haus der Via Fratina gebracht, die letzte Oelung verlangte, beichtete und den Papst um Verzeihung bitten ließ), und der göttlichen Gnade dadurch theilhaftig werden. Seine Seele wird der Höllenstrafe entzogen, und — anstatt des Fegefeuers — zu einer Wanderung durch das von revolutionären Greueln erfüllte Frankreich verurtheilt, deren Schilderung, die Beschreibung der schrecklichen Zustände in Paris (der città dolente, wie sie gleich Dante's Höllenstadt genannt wird) und der Hinrichtung Ludwig's XVI., den Inhalt des Gedichts bilden. Der Gedanke, an Stelle des Dante'schen Fegefeuers eine Schattenwanderung durch Frankreich als die Buße und Reinigung des todten Revolutionsmannes zu schildern, gewährte dem Dichter alle Vortheile, die für die Darstellung der unmittelbaren Zeitgeschichte aus dem Einmischen phantastischer Gestalten hervorgingen, und ließ ihn zugleich bei allem Anlehnen an das große Vorbild, vollkommen originell erscheinen. Zuerst gab Monti vier Gesänge der Bassvilliana — unter diesem Namen ist das Gedicht allgemein bekannt — heraus, die bei ihrem Erscheinen ein ungeheures Aufsehen erregten. Man glaubte nicht anders, als daß ein neuer Dante aufgestanden sei, und legte dem Dichter den Namen

Dante ingentilito oder auch Dante redivivus bei. Parini sagte von dem Gedichte: Monti drohe fortwährend von der Erhabenheit seines Fluges herabzustürzen, und falle doch niemals. Als man jedoch von dem ersten überwältigenden Eindrucke, den besonders die schöne Diction hervorgebracht, zurückgekommen war, mußte man sich gestehen, daß, wie in Monti's kleineren Dichtungen, auch in der Bassvilliana das Gemachte vorherrsche; er gab zu viel Fiction, Declamation und Phantasmagorie, wo es einer einfachen Erzählung bedurfte, um alle Herzen zu rühren. Wie dem aber auch sei, das Werk hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Gemüther, und in diesem Betracht erreichte es vollkommen des Dichters Zweck. Das Studium Dante's ward wieder eifrigst betrieben und dieser der Cultus einer ganzen Generation. Ja, man verfiel selbst in das entgegengesetzte Extrem, und man discutirte auf den öffentlichen Plätzen und in den Café's, wie in den gewähltesten Cirkeln, über die Suprematie Virgil's oder Dante's. Die von Monti in jener Dichtung angewandte Diction ist in der That eine ganz neue Schöpfung: alle Weichlichkeit ist daraus verbannt, alle Vocale scheinen sonor und stark geworden; die Sprache trägt die strenge, wilde, halb barbarische Physiognomie jener Revolutions-Epoche voll Blut, Cynismus und Größe; denn man kann sagen, daß alle diese Charaktere sich in ihr zusammenfanden.

Es kam der Tag, wo die französische Republik von Rom Besitz nahm. Monti schwebte in nicht geringer Angst, er fürchtete, die Bassvilliana möchte ihn der Rache der neuen Machthaber aussetzen. Aber er täuschte sich: Marmont, der nach dem Vertrag von Tolentino mit Briefen Bonaparte's nach Rom kam, suchte geflissentlich die Freundschaft des berühmten Dichters und veranlaßte ihn, in seiner Gesellschaft nach Florenz zu reisen. Ob es damit seine Richtigkeit hatte, daß Monti's Gesundheit eine „Luftveränderung" wünschen ließ, oder ob die Besorgniß allein, von den neuen Republikanern in Rom wegen der Bassvilliana zur Verantwortung gezogen zu werden, ihm den Schutz des Mächtigen willkommen machte, mag dahin gestellt bleiben. Wie auch immer Furcht und Eitelkeit mitgewirkt haben mögen, es scheint durchaus mit Monti's geistiger Anlage zu stimmen, daß er in gutem Ernst eine Wiederkehr antiker Zustände der Freiheit für sein Vaterland herbeiwünschte und Bonaparte als den politischen Heiland Italiens begrüßte. Dieser ernannte, nachdem er die cisalpinische Republik gegründet hatte, den Dichter zum Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Mailand. Daß der Sänger der Bassvilliana in der Lombardei unter den fanatischen Republikanern scheel angesehen war, daß er das Bedürfniß fühlte, auch dichterisch ein offnes Zeugniß für seine veränderten Gesinnungen abzulegen, ist nicht zu verwundern. Nachdem er 1797 seinen Prometheus, ein großangelegtes Gedicht, in dem eine Fülle von poetischer Kraft an einen unfruchtbaren Stoff verschwendet ist, dem Bürger Napoleon Bonaparte gewidmet, veröffentlichte er einige republikanische Gedichte, il Fanatismo, la Superstizione, in denen der wildeste Jacobinismus sich in rhetorischen Terzinen spreizt. Von ähnlicher Art sind die Gedichte: il Pericolo, il Congresso di Leone, die mit manchen anderen vielbewunderten, zu jener Zeit entstanden. Als Suwarow in die Lombardei eindrang, flüchtete Monti, der eben erst Parini's Lehrstuhl der schönen Wissenschaften an der Brera erhalten, nachdem er sich zu politischen Geschäften als untauglich erwiesen hatte. Von Krankheit und Armuth gedrückt, reiste er den Seinigen voraus nach Paris; er erzählt, wie er in den Ebenen Savoyens die abgefallenen Früchte aufgelesen, um seinen Hunger zu stillen und oft auf einem Steine ausgeruht habe, um nach Italien zurückzuschauen und zu weinen. In Paris, wo er in den Kirchen unbemerkt sich verlor, fühlte er sich einsam und verlassen; eifriges Arbeiten allein rettete ihn vor gänzlicher Melancholie. Bei Gelegenheit des Todes seines Freundes, des Dichters und berühmten Mathematikers Lorenzo Mascheroni, begann er ein höchst eigenthümliches Gedicht in Terzinen, das er nie vollendete, unter dem Titel: „Il morte di Mascheroni." Diese Dichtung, gewöhnlich „Mascheroniana" genannt, eine großartige Elegie auf den gestörten und haltungslosen Zustand Italiens zu jener Zeit, hat in der Manier große Aehnlichkeit mit der Bassvilliana und der Dichter nahm auch hier mit ungemeinem Glück und Erfolge Dante zum Vorbilde. Der Geist seines Helden weilt eben-

falls auf der Erde, und bei den wechselnden Schicksalen Italiens erkennt er die Vortheile der Freiheit und die verderblichen Folgen einer zügellosen Pöbelgewalt, dabei werden die Namen der Verfolger des Dichters gebrandmarkt. Er ließ dieses Werk, wie es heißt, weil ihm befohlen war, es nicht zu vollenden, liegen, um seine Kräfte an die Ausarbeitung einer dritten Tragödie „Cajus Gracchus" zu setzen. Er schuf ein beredtes Werk, das uns in das Rom der Tribunen versetzt, und dem die Italiäner die erste Stelle unter seinen Dramen anweisen. Die „Mascheroniana" hatte in gewissem Sinne Monti populair gemacht. Er ward aufgefordert, zur Verherrlichung des glänzenden Sieges von Marengo eine Hymne, eine Cantate und noch ein drittes Poem zu dichten. Der von der Noth aufs Höchste gedrängte Dichter fügte sich den Verhältnissen. Eine Gratification von 1800 Francs und eine Anstellung als Professor der italiänischen Literatur am Collège de France waren der seiner Arbeit versprochene Lohn. Seine Feinde wußten jedoch die Erfüllung des Versprechens zu verhindern, und alle seine Schritte und die Bemühungen seiner Freunde hatten nur den Erfolg, daß ihm eine geringe Summe ausgezahlt wurde. „Ich erhielt 500 Francs", sagt Monti, „eine nicht geringe Unterstützung unter jenen drückenden Umständen." Später indessen erinnerte sich Napoleon des Hymnendichters wieder und gab ihm die Wahl zwischen einem Lehrstuhl in Mailand und einem in Pavia. Monti wählte Pavia, wo er während dreier Jahre unter dem enthusiastischsten Beifall seiner jugendlichen Zuhörer lehrte. Nach Verlauf dieser Zeit ward er zum Assessor im Ministerium des Innern in Mailand, für das Departement der Wissenschaften und Künste, und zugleich zum Poeta laureatus ernannt. Dieser letztere Titel, sagt einer seiner Biographen, verpflichtete ihn, die Schlachten, Siege, öffentlichen Feste, Verträge, Geburtstage, königl. Hochzeiten, Geburten rc. zu besingen. Vier Verse des Catull über das geflügelte Pferd der Arsinoë gaben ihm Stoff zu fünf langen Briefen, die nach einander unter dem Titel: „Del cavallo alato d'Arsinoè" erschienen und die ernstesten und lebhaftesten Discussionen und archäologischen Untersuchungen veranlaßten. Zugleich vergaß er aber auch nicht, daß er Hofdichter und Historiograph des Königsreichs Italien war, und begann unter dem Namen des „Barden vom Schwarzwald" (il Bardo della Selva nera), eine Reihe von Gesängen, die den Kaiser Napoleon vom Anfange seiner Laufbahn durch alle seine Triumphe begleiten sollten. Indessen kam er nur bis zum sechsten Gesang, dessen Thema der 18. Brumaire ist. Es mag hierbei als charakteristisch für Monti bemerkt werden, daß er von seinen größeren lyrisch-epischen Dichtungen keine einzige vollendet hat; denn, wie er selbst bekannte, die Weltgeschichte ging rascher vorwärts, als er dichten konnte, und da er keinen festen Inhalt in sich selbst hatte, sondern dem Wandel der Dinge blindlings folgte, so wurde er von den Ereignissen überholt und hätte er seine Dichtungen in anderem Sinne abschließen müssen, als er sie angefangen. Sein „Barde vom Schwarzwald," der den Schwarzwald noch von Barden bevölkert sein, und durch einen dorthin verirrten französischen Officier Bonaparte's Siege verkündigen läßt, wobei u. A. die Einnahme der Festung Ulm poetisch verherrlicht ist, bietet lyrische Einzelheiten von wunderbarer Wirkung. Der Geist der Leidenschaftlichkeit der Zeit und der Haß gegen England leuchten überall daraus hervor. Das Gedicht erschien 1806. In demselben Jahre besuchte Napoleon das Grab Friedrich's des Großen, dessen Degen er mitnahm. Monti's gehorsame Muse begeisterte sich alsobald zu einem Gedichte: La spada di Federigo, und in kaum fünf Monaten erlebte „der Degen Friedrich's des Großen" zehn italiänische Ausgaben.

Diesen Dichtungen folgte ein Werk, welches Monti überlebt, die Uebersetzung der Iliade, eine Uebersetzung, welche bis dahin im Italiänischen für unmöglich gehalten wurde. Bereits war Salvini, Maffei, Ridolfi, Cerutti und Cesarotti der Versuch gänzlich mißglückt. Von der großen Schwierigkeit verführt, unternahm es Monti, sie zu besiegen. Er vertiefte sich in das Studium Homer's, den er nicht in der Ursprache, sondern nur in den verschiedenen Uebersetzungen lesen konnte, und fand durch Intuition einerseits die poetische Bewegung, andererseits den Sinn. Sein erster Versuch erschien in der Form der Ottave, die er wieder aufgab, weil die mächtige und freie Bewegung der Griechen nicht

darin angegeben ist, so daß er sich, um dem Original näher zu kommen, sowohl von dem Reim als der Ottave lossagte. Foscolo beschäftigte sich gerade mit der nämlichen Arbeit; auch ihn hatte die Iliade mächtig angezogen. Sobald er jedoch von dem Manuscripte Monti's Einsicht genommen, räumte er großmüthig diesem vollendeten edlen Werke den Schauplatz, gab seine Uebersetzung auf und schrieb seinem Besieger: „Du hast mir den Spruch des Sokrates bestätigt, daß das von den Musen wahrhaft inspirirte Genie der beste Dolmetscher des Homers ist.“ Die Gelehrten nahmen Monti's Uebersetzung mit Enthusiasmus auf. Sie war nicht gerade Homer, aber ein Werk, ganz durchdrungen vom Geiste der Jugend und antiken Schönheit; voller Eigenthümlichkeit, Selbstständigkeit, Tiefe und Wahrheit, mit einem Worte: ein Meisterwerk. Monti begann die Arbeit in seinem funfzigsten Jahre, und in zwei Jahren hatte er sie vollendet. Den ersten Vers der Iliade übersetzte er auf fünf verschiedene Arten, je nach der Stellung der Worte, und bei jedem Versuche beweist er den Einfluß der Wortstellung auf den Wohllaut und selbst auf den Sinn. Die erste Ausgabe dieser Uebersetzung erschien 1810. Auch die Satiren des Persius hat Monti zu übertragen versucht. Doch ist diese Arbeit insofern verfehlt zu nennen, als er einen der herbsten und rauhesten unter den römischen Dichtern mit einer Klarheit und Milde im Ausdruck erscheinen läßt, von der keine Spur im Originale anzutreffen ist.

Vierzehn Jahre lang, d. h. bis zum Sturze Napoleon's, war Monti diesem treu geblieben. Und es muß ihm nachgesagt werden, daß er als Hofpoet seine Schuldigkeit gethan hat. Um eine Steigerung des Lobes, wie sie der steigende Glanz der napoleonischen Herrschaft erforderlich gemacht, war er nie verlegen, die antike Mythologie bot ihm einen unerschöpflichen Vorrath von Bildern, seine Hymnen damit zu füllen. Nachdem der „buon Titano“ Prometheus verbraucht war und auch der Gott des Krieges und sein Bruder, der Erderschütterer Poseidon für die Parallele mit dem Weltbeherrscher zu dürftig erschienen, mußte Zeus, der Vater der Götter und Menschen, sich herbeilassen, Napoleon seinen Adler zu leihen, und die Locken, deren Wehen den Olymp erschütterten. So ist z. B. die Ode auf die Vermählung des Kaisers mit Marie Louise nichts anders als eine Schilderung von Jupiters Hochzeit mit der Juno, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin, der Themis, geschieden hatte. Aber auch Zeus genügte bald nicht mehr. In dem geschmacklosesten dieser Producte „die politische Palingenesie“ feiert Monti seinen Helden unter dem Bilde der Weltseele. Aus dem politischen Chaos, aus welchem das räuberische Scheusal England alle anderen Mächte zu verschlingen droht, erhebt sich als Retter auf einem diamantenen Throne eine Art Gottheit, die ihren belebenden Odem in alle Wesen strömen läßt. Und als nun diese Gottheit gestürzt war, als der Kaiser von Oesterreich in Italien herrschte, da hörte man — am 15. Mai 1815 — im Theater della Scala zu Mailand „die geheimnißvolle Huldigung“ (Mistico omaggio), Cantate von Monti. Erzherzog Johann wohnte der Aufführung bei und im folgenden Jahre führte man auf demselben Theater in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin ein dramatisches Werk von Monti auf: „die Rückkehr der Asträa.“ Einige Monate nach dieser Vorstellung besuchte Lord Byron den italiänischen Kunstgenossen; darauf waren sie Beide zu einem Diner geladen. Ein eigenthümlicher Umstand bezeichnete dieses Fest. Man warf nämlich die Frage auf, welches wohl die schönsten Verse in der englischen, italiänischen oder französischen Literatur des letzten Jahrhunderts seien? Die anwesenden Italiäner erklärten die zwölf ersten Verse der „Mascheroniana“ für das Schönste, was die ganze poetische Literatur der neueren Zeit hervorgebracht habe. Monti recitirte sie, und dann, als man stürmisch darum bat, den ganzen ersten Gesang. Lord Byron hörte mit einem Entzücken zu, das er nicht zu verbergen suchte. Seine Züge, sagte ein Zeuge dieser Scenen, „nahmen fast einen göttlichen Ausdruck an.“ Im Tagebuch des englischen Dichters findet sich indeß keine Spur von dieser Sympathie. Nachdem er von dem Alter Monti's und seinem Aeußeren, das er mit dem des verstorbenen Cooke vergleicht, gesprochen, fügt er nur hinzu: „Seine häufigen politischen Sinnesänderungen haben ihn als Menschen sehr unpopulär gemacht.“ Im Jahre 1818 veröffentlichte Monti eine kritische Untersuchung über das Wörterbuch della Crusca. Im folgenden Jahre dichtete er die „Einladung an Pallas, um

die damals gehoffte Ankunft Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten zu feiern.“ Dies war sein letztes Gelegenheitsgedicht. Gegen 1822 veröffentlichte er eine Sammlung von kleineren Poesieen unter dem Titel: „Eine Erleichterung im Trübsinn“ (Un sollievo nella malinconia), eine Art von sanftem Lebewohl an das Leben und die Dichtkunst. Im Anfange des Jahres 1826 raffte er, fast blind und im höchsten Grade schwach und leidend, noch einmal alle seine Kräfte zusammen, um einen von einem gleichzeitigen Kritiker falsch interpretirten Vers des Dante zu commentiren. Seine letzten Jahre waren traurig genug. Er mußte den Gatten seiner einzigen Tochter, den Grafen Giulio Perticari, seinen Mitkämpfer gegen die Crusca, in ein frühes Grab sinken sehen, nachdem sein alter Freund, der Archäologe Ennio Quirino Visconti, 1818 in Paris gestorben war. Sein letzter Freund, Ugo Foscolo, schloß 1827 ein bewegtes Leben in London. Monti mußte es noch erfahren, daß die neue romantische Schule Italiens, die an die deutsche Literatur anknüpfte, mit der antiken Mythologie völlig brach und alle Traditionen, die ihm sein langes Leben heilig gewesen, beiseite schob. Er nahm mit einem Gedichte sulla mitologia, einer Paraphrase der „Götter Griechenlands“ von Schiller Abschied von den Musen, und nachdem er noch vom letzten Krankenlager aus gegen das Gerücht, daß er bigott geworden, sich in den öffentlichen Blättern verwahrt hatte, starb er am 9. November 1828 zu Mailand.

Einen Biographen hatte Monti bereits während seines Lebens in dem Engländer Hobhouse gefunden, der in seinen Erläuterungen zum 4. Gesange von Byron's Childe Harold ausführliche Lebensnachrichten über den Dichter der Bassvilliana gab. „Nicht ohne einige Wehmuth,“ so schloß Hobhouse seine Mittheilungen, „können wir uns von diesem Dichter trennen, der auf eine sechzigjährige arbeitvolle und glänzende Laufbahn nur mit bitterem Schmerz zurücksehen kann, da es ihm nicht gelungen ist, sich eine unabhängige Lage, noch einen unbefleckten Ruf, noch jene festen Grundsätze zu verschaffen, ohne die niemand mit Ruhe dem Tode in's Auge sehen kann.“ Was Monti's Schriften betrifft, so giebt es verschiedene mehr oder weniger unvollständige Sammlungen desselben. Die erste (uns bekannte) dreibändige Ausgabe erschien 1787 unter dem Titel: Versi del Abate Vincenzo Monti; eine vierzehn Jahre darauf herausgegebene Sammlung brachte die Poesie del Cittadino (Citoyen) Vincenzo Monti (Verona 1801); spätere Sammlungen enthielten die Dichtungen des Cavaliere Monti. In der 1830 zu Mailand herausgekommene Ausgabe der Opere poetiche di Vincenzo Monti fehlen alle diejenigen Dichtungen, welche das Lob der französischen Herrschaft verkünden; so die sieben Gesänge des Bardo della Selva nera. Ins Deutsche sind nur einige kleinere Proben aus größeren Dichtungen Monti's übersetzt worden. Unter den letzteren zeichnen sich durch elegante und geschmackvolle, dem Original entsprechende Uebersetzung die Stücke aus, welche jüngst P. Heyse der Oeffentlichkeit übergeben*).

Manzoni hatte einst den Dichter der Bassvilliana mit folgenden Versen angesungen: „Gruß, o Göttlicher, Dir, dem in ihrer Großmuth die Natur Dante's Herz und Gesang gab.“ Aber schon die wenigen Andeutungen über den Charakter der Poesie Monti's, die in unserer Darstellung enthalten sind, lassen Manzoni's Ausspruch als einen, milde ausgedrückt, wohlwollenden Irrthum erkennen. Monti ist Künstler. Er besaß eine durch Studien gebildete Naturgabe und bediente sich der Sprache, deren Geheimnisse der Harmonie und Kraft er durchforscht hatte, mit einem Glücke, welches selbst die strengsten Kritiker in Erstaunen setzt. Wenn die außerordentliche Schönheit der Form zur Schaffung eines großen Künstlerruhmes allein hinreichte, wäre Monti vor Allen groß. Kein Meister besitzt in einem bewunderungswürdigeren Grade die Genialität des Ausdrucks. Diese Genialität, welche er doch nur vermittelst der angestrengtesten Arbeit sich angeeignet und herangebildet hat, ist so großartig, daß sie angeboren scheint. Monti nennt die Poesie „die Musik des Gedankens,“

---

*) In dem „Literaturblatt“ zum deutschen Kunstblatt 1858. Märzheft. Die darin mitgetheilten Stücke gehören zu einem ansprechenden Vortrag über Vincenzo Monti, den Heyse zu München gehalten hat.

eine eben so schöne als auf seine Hervorbringungen passende Definition. In seinen vorzüglicheren und sorgfältigeren Dichtungen hat jedes Wort seinen genau bestimmten Werth an Sinn und poetischer Wirkung, dergestalt, daß man nichts davon hinwegzunehmen, nichts daran zu ändern, nichts hinzuzufügen, selbst nichts darin zu versetzen wagen dürfte. Seine Poesie besteht, ihrem eigentlichen Wesen nach, in einem kühnen, leidenschaftlichen, glänzenden Produciren, in einem verschwenderischen Aufwande von Pracht und Wohllaut, mit einer gelegentlichen naiven oder populären Wendung, um die Spuren zu gelehrten Combinationen oder des gemachten Pathos zu verdecken. Man bewundert diese Poesie, aber findet sie unfruchtbar. Man hat sie mit den Blitzen verglichen, welche den Horizont durchzucken, ihn mit ihrem kalten Lichte einen Augenblick erleuchten und außer einigen lärmenden Donnerschlägen nichts als das Schweigen der Nacht zurücklassen. Während Dante's Gesänge Personen und Ereignisse der Vergessenheit entzogen haben — bemerkt Heyse — werden Monti's Werke nur durch die Unvergeßlichkeit der Thaten und Leiden, die sich in ihnen spiegeln, vor einem frühen Untergang geschützt.

In dem Zeitraum von Alfieri's Auftreten bis zu Monti's Tode, sowie von da ab bis auf die Gegenwart treten uns, nach den genannten Beiden, als die bedeutendsten literarischen Persönlichkeiten Diejenigen entgegen, welche den vorher fast verlorenen Gedanken an die politische Existenz Italiens neu belebten. Alfieri wollte die Herstellung seines Vaterlandes durch republikanische Tragödien bewirken; in der eifrigen Bearbeitung des dramatischen Feldes folgte ihm zunächst der Marchese Giovanni Pindemonte, der 1751 zu Verona geboren, im Januar 1812 starb, nachdem er längere Zeit in Paris gelebt. Von seinen Tragödien ist die dem Stoffe nach dem Ariosto entlehnte „Ginevra von Schottland" am bekanntesten. Der größere Theil seiner Tragödien (Componimenti teatrali, 1804, vier Bände) behandelt mittelalterliche Geschichts- und Novellenstoffe; die anderen (Agrippina, der Sprung vom leukadischen Felsen, Cincinnatus) bringen Darstellungen aus der antiken Welt. Nach dem Urtheile Sismondi's versteht Pindemonte sehr gut den theatralischen Effect: seine Darstellung regt die Phantasie kräftig an, füllt und belebt die Scene. Hat Alfieri die Tragödie auf den einfachsten Gang zurückgeführt und sich keinen Augenblick von seinem Ziele abgewendet, so bemüht sich Pindemonte, sie mit äußerem Pomp, mit Allem was die Sinne ansprechen und durch die Menge der Personen sowie durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere den Eindruck vollständiger machen kann, zu umgeben. Er drückt die Empfindungen mit Gemüth und Wahrheit aus; doch wird er nicht selten rhetorisch; die langen Reden sind zu wenig inhaltreich und führen vom Ziele ab. Seine Schreibart ist nicht pittoresk und noch weniger wohlklingend, sie leidet an Härte und gesuchter Kürze. Doch sind die seinen Stücken zum Grunde liegenden Ideen der poetischen Bearbeitung würdig und viele Einzelheiten zeugen von einem nicht geringen dramatischen Talente des Dichters.

Auch Giovanni's jüngerer Bruder, Ippolito Pindemonte (1753 bis 1828) versuchte sich im Drama, ohne jedoch auf diesem Gebiete den Ruf zu erlangen, den er vorzugsweise seinen lyrischen Dichtungen verdankt. Als sechzehnjähriger Jüngling schrieb er das Trauerspiel „Ulisse" (1778), das wegen seiner frostigen Regelmäßigkeit wenig ansprach. Später begab er sich auf Reisen; er sah Frankreich, England, die Schweiz, Deutschland und hielt sich längere Zeit in Berlin und Wien auf. Nach seiner Rückkehr gab er einen Roman unter dem Titel „Abaritte" (London 1798) heraus, in welchem er unter fingirten Namen die Charaktere verschiedener Personen schilderte, die er auf seiner Reise kennen gelernt, so den Fürsten Kaunitz. Beim Ausbruch der französischen Revolution gehörte auch er zu den begeisterten Anhängern der Principien von 1789, um später von den Illusionen, denen er sich über die Consequenzen derselben hingegeben, zurückzukehren. 1804 erschien seine Tragödie „Arminio," die, wie seine erste, wegen Mangels an dramatischen Nerv und Effect der Situationen, keinen Beifall fand. Monti's Bemühungen, Italien eine würdige Uebersetzung der Iliade zu geben, war Pindemonte ein Sporn, seinen Landsleuten in der Odyssee eine gleich würdige Uebersetzung vorzulegen, die er endlich bis zum Jahr 1822 vollendet hatte, nachdem

seit funfzehn Jahren einzelne Bruchstücke davon bekannt gewesen waren. Die Uebersetzung ist gleich der Monti'schen in versi sciolti, welche höchst gelungen und in ihrem Bau dem Gegenstande angemessen und entsprechend behandelt sind. Diese Versart wandte Pindemonte auch in seinen „sermoni" an, deren erstere Betrachtungen über das Steigen und Fallen im Leben enthält. In dem zweiten zeigt er mit gewandter und feiner Ironie die Vortheile eines dunklen unverständlichen poetischen Stils; „der gute Entschluß" schildert die Freuden des ländlichen Lebens. Im „Parnasso", einer Vision, charakterisirt er kurz und bezeichnend die Schaar der italiänischen Dichter. Der „nützliche Rath" enthält eine Ermahnung an einen jungen Mann, sich nicht zu sehr unangemessenen Scherzen in Gesellschaft seiner Altersgenossen zu überlassen. Die „unhöfliche Höflichkeit" züchtigt die Unsitte, geladene Gäste über Gebühr zum Essen und Trinken zu nöthigen und andere gesellige Unangemessenheiten dieser Art. Der „Dichter" hechelt Diejenigen durch, welche bei sich bereits fest entschlossen, ihre Poesien drucken zu lassen, dieselben erst dem Urtheile Anderer zu diesem Behufe vorlegen zu wollen scheinen. Die „politischen Meinungen" sind ein poetischer Commentar zu Goldsmiths Aeußerung: daß der Uebel, deren Abhilfe den Menschen durch die Verfassung, unter welcher sie leben, verschafft wird, nur sehr wenige sind. Das „wahre Verdienst" zeigt, daß die Belohnungen nicht immer an diejenigen gelangen, welche dieselben verdienten, was in einzelnen treffenden Beispielen näher erläutert wird. Eine der schönsten Episteln Pindemonte's „Ad Omero" (1809) bezieht sich auf seine Uebersetzung der Odyssee, die neben Monti's Ilias ihren Rang stets behaupten wird.*) Pindemonte faßt (in seinen Episteln, Heroiden, Sermonen und Eklogen) das Leben in den verschiedenen Phasen auf, nicht prägnant und malerisch, wie Parini, nicht phantasiereich und glänzend, wie Monti, nicht concentrirt und schlagend in antikisirender Form und antikem Geiste wie Foscolo, aber warme und zugleich zarte Empfindung vereinend mit frischem Sinn, Feinheit und Männlichkeit, religiöse Anschauung mit classischer Bildung, gleichsam als Vermittler zwischen den Richtungen der Genannten, deren Zeitgenosse er war. Den Charakter der Poesie Parini's und Monti's kennen wir bereits. In der Darstellung der Lebensgeschichte des Letzteren ist ebenfalls schon Foscolo genannt worden; wir wenden uns zu diesem.

Ein Ionier von Herkunft, war Ugo Foscolo 1772 auf der Insel Zante geboren. Nachdem er zu Padua eine militairische Erziehung genossen, bot er der Republik Venedig, der er erfolgreich nützen zu können glaubte, seine Dienste an. Aber seine patriotischen Erwartungen schlugen fehl. Der Frieden zu Campo Formio war geschlossen. Venedig wurde aus der Reihe der selbstständigen Staaten gestrichen. Foscolo hatte geglaubt, Venedig würde nur zum Kriege gegen Oesterreich ein Contingent von 50,000 Mann zu stellen haben und sich dann mit seinen inneren Reformen unabhängig von Frankreich beschäftigen können; nach dem Frieden von Campo Formio blieb keine Hoffnung für ihn, als die cisalpinische Republik und die möglichen Folgen der Napoleonischen Kriege. Aber obgleich er anerkannte, daß die cisalpinische Republik, in der er als Soldat Dienste genommen, Bonaparte ihre Existenz verdankte, so eiferte er doch gegen denselben, denn er sah in dem damaligen Bürger-General bereits den baldigen Despoten der Welt. Gern möchte er sich bereden, Bonaparte werde sein Vaterland regeneriren. „Hörst Du," ruft er ihm zu, „den Genius Italiens aus den Ruinen Venedigs klagend Deinen Namen nennen? Aber die Klage wird zum Lobe werden, denn auf denselben Ruinen sitzt der Geist der Geschichte, der einst schreiben wird: Das Schicksal war gegen Italien und Bonaparte gegen das Schicksal; er hat eine alte Republik gestürzt, um eine neue, freiere und größere zu gründen. Will Bonaparte diesen Ruhm erlangen?" Foscolo schrieb dies, als die Notabeln der cisalpinischen Republik 1801 zum Congresse nach Lyon berufen waren und er von seiner Regierung aufgefordert worden,

*) Pindemonte's Originalgedichte erschienen vollständig gesammelt 1858 unter dem Titel: Le poesie originali d'Ippolito Pindemonte pubblicate per cura di Aless. Torri (Florenz, Barbera). Ein beigefügter discorso von Pietro dal Rio handelt über das Leben und die Schriften des Dichters, der bereits in Montanari (Della vita e delle opere d'Ippol. Pindemonte libb. VI.) einen Biographen gefunden hatte.

eine Zuschrift durch den Congreß an Bonaparte zu richten. „Jeder Deiner Lobeserhebungen," ruft er diesem weiterhin zu, „stellt die Geschichte in Tiberius einen großen Staatsmann, in Marc Aurel einen großen Kaiser, in Leo X. einen Pfleger der Wissenschaften entgegen. Sind viele jener Erhabenen nicht frei von Vergehen, so waren sie Menschliche und Sterbliche, wie Du bist, und nicht die Hoffnung oder Furcht ihrer Zeitgenossen, die unerschrockene Nachwelt schrieb ihnen ihr Urtheil auf's Grab. Unzählige und hohe Beispiele haben den Grundsatz der Weisen geheiligt: Kein Mensch ist tugendhaft und glücklich zu preisen vor dem Tode!" Als Italien zum Königreiche gemacht wurde, setzte er seine Protestationen fort. Zurückgezogen, verfolgt von der französischen Polizei, dichtete er (in Mailand) seine „Gräber" (i Sepolcri), während Monti und andere italiänische Poeten an den Stufen des Thrones auf den Knieen lagen und kein Ende ihrer Schmeicheleien finden konnten. Das Leben, die Geschichte, die Tugenden der Griechen und Römer wurden in seinen Händen Anspielungen auf seine Zeitgenossen; für ihn war das Alterthum die Gegenwart, und alle Tyranneien der Vergangenheit sah er wiedergeboren in der Willkür Napoleon's. Foscolo's „Gräber" (in versi sciolti geschrieben) richten sich zunächst gegen ein Edict der Regierung der cisalpinischen Republik, wodurch diese die Ausschmückung der Kirchhöfe durch Grabsteine und Denkmäler untersagte. Dieses aus französisch-republikanischem Vandalismus hervorgegangene, dem Kunstsinn des Italiäners so wenig entsprechende, Verbot rief eine allgemeine Unzufriedenheit hervor und veranlaßte Foscolo zu jenem schönen Gedicht, das mit großem Beifall aufgenommen wurde. Ein außerordentliches Aufsehen erregte Foscolo's bald danach erschienener Roman: „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis" (Ultime lettere di Jacopo Ortis. 1802. Deutsch von Lautsch. 1827). Durch die Anregung eines Lebensereignisses des Dichters und des Goethe'schen Werther entstanden, hat der italiänische Roman die Politik hereingezogen und einen flüchtigen italiänischen Republikaner zum Helden, die Enttäuschung der Hoffnungen Italiens durch die Franzosen zum hervortretenden Motiv gemacht. Es ist begreiflich, welch große Wirkung dieser italiänische Werther machen mußte, der mit der ganzen Gluth einer gährenden Jünglingsseele geschrieben, an zwei so heftige und edle Leidenschaften, wie die der Liebe und des Patriotismus zugleich appellirt. Wegen der Ausfälle auf Bonaparte erschien das Buch zuerst anonym und mit falschem Druckorte. Schon früher hatte Foscolo durch das Trauerspiel „Thyestes" (Tieste, 1797) seinen ersten schriftstellerischen Versuch bekannt gemacht. Im grollenden Unmuthe darüber, daß Alfieri's Tragödien in Venedig nur laue Theilnahme fanden, dichtete er dieses Stück, dem er zum Trotz des Vorwurfs der Nacktheit, welchen man Alfieri's Dramen machte, nur vier redende Personen gab und dabei womöglich noch strenger als jener die aristotelischen Regeln befolgte. Die stürmische Energie, womit sich die Fabel der Entwickelung entgegendrängt und die kraftvolle Diction verschafften dem Stücke den ungetheiltesten Beifall, welcher sich in einer sehr günstigen Recension aussprach. Aus Bizarrerie oder in wirklicher Anerkennung der Mängel seines Stückes lieferte Foscolo eine höchst schneidende Selbstkritik, welche indeß gemißbilligt ward. 1803 gab er einen Commentar zu dem griechischen Gedichte, „die Locke der Berenice," heraus, worin er mit bitterer Ironie Ausfälle auf mehrere italiänische Literaten machte und eine tiefe Kenntniß der antiken Literatur entwickelte. 1808 veröffentlichte er eine Ausgabe der Werke des großen Feldherrn Montecucoli (Opere di Raimondo Montecucoli illustrate da Ugo Foscolo. 2 Foliobände), aus deren Zueignung an den General Caffarelli man ersieht, daß Foscolo damals dessen Adjutant war. Ein Jahr später wurde er zu einer Professur nach Pavia berufen. Dort, in dem Saale, der noch von den officiellen Lobgesängen Monti's wiederhallte, verkündete Foscolo der um ihn geschaarten Jugend mit lauter Stimme, daß Italien unter dem Joche der dreißig Tyrannen schmachte. Nach zwei Monaten wurde er der Professur entsetzt. Er dichtete eine zweite Tragödie „Ajax" (1811), in welcher man, bei ihrer Aufführung zu Mailand, in Ajax Moreau, im Agamemnon Napoleon und in Kalchas Pius VII. wiederfinden wollte. Das Stück wurde verboten und Foscolo nach dem damals französischen Florenz exilirt. Dort schrieb er die Tragödie „Ricciarda," die ein Aufruf an

die Vaterlandsliebe der Italiäner war, aber von der Censur unterdrückt wurde und nicht aufgeführt werden durfte. Inzwischen war Foscolo auch nach anderen Seiten hin literarisch nicht unthätig geblieben. Da er sehr gut Griechisch verstand, so beschäftigte auch er sich, neben Monti, mit einer Uebersetzung der homerischen Ilias. Er konnte sich aber nicht darüber zufrieden geben, daß die von ihm veröffentlichte Probe seiner Uebersetzung nicht die gehörige Aufmerksamkeit erregte, während Monti, der kein Griechisch wußte und sich von dem Corfioten Mustoxidi helfen ließ (woher die Bezeichnung traduttor dei traduttori d'Omero), so großes Glück machte. Foscolo's 1809 geschriebene Bemerkungen über die zwei ersten Gesänge der Pindemonte'schen Odyssee stellte den Grundsatz auf, zur wörtlichen todten Uebertragung könne nur ein Grammatiker sich bequemen, zur lebendigen gehöre ein Dichter. Der Dichter der Sepolcri ließ seine Uebersetzung liegen; etwa ein Drittel davon ist in seinem Nachlaß vorgefunden und neuerdings gedruckt worden, ohne jedoch das Urtheil zu entkräften, das in Bezug auf Harmonie und schönen Fluß der Rede, auf Verständlichkeit und Wiederspiegelung des epischen Tones der Uebertragung Monti's den Vorzug zugestand. Ueber Foscolo's Lebensschicksale von dem Zeitpunkt an, wo er alle seine Hoffnungen auf eine nationale Regeneration Italiens gescheitert sah, noch Folgendes. Der unglückliche Dichter ging 1814 nach London, beschäftigte sich dort mit literarischen Arbeiten (meist in englischer Sprache), sah sich aber bald allein und vergessen. Sein letzter Plan war, nach seiner Geburtsinsel Zante zu gehen, um dort zu sterben. „Ich weiß nicht", schrieb er dorthin an einen Verwandten, „wie ich mich seit dem Januar (1827) noch erhalten könnte; wenn ich mich nicht bis Ende Juli dazu verstehe, meine besten Bücher zu verkaufen, so werdet ihr, wenn ihr mir eines Tages eine Büste errichtet, zur Inschrift hinzufügen können, daß euer berühmter Landsmann Hungers gestorben ist. In meiner Noth werde ich zu euch kommen, um in der Grammatik und vielleicht auch im A-B-C zu unterrichten, denn lieber bin ich ein Pedant in Griechenland als in England." Den Widerwillen, den Foscolo gegen das von Fremden beherrschte Italien zeigte, hegte er auch vor den ionischen Inseln, die den Engländern anheimgegeben waren, und er bereitete sich, wie zu einem Selbstmord, auf seine Reise nach der Heimath vor, wo er die Anmaßung der Engländer und die Sclaverei der Seinigen sehen sollte. Diese Prüfung wurde ihm erspart; er starb in London unter der Pflege eines Freundes, des Generals Riego.

Kehren wir, zu einer kurzen politisch-literarischen Abschweifung, von dem fremden Asyl, das der unglückliche Foscolo gefunden, nach Italien und zu der Zeit zurück, in welcher er dieses Land verlassen hatte. Als die Oesterreicher Ober-Italien in Besitz genommen, vereinigten sich alle Nüancen der italiänischen Revolutionaire in eine einzige Gruppe. Mailand, der Mittelpunkt des gestürzten Königreichs, blieb an der Spitze der literarischen und politischen Bewegung. Dort wurde im Jahre 1818 die Zeitschrift „il Conciliatore" gegründet, an welcher Gonfalonieri, Pellico, Romagnosi, Rasori, Berchet, Borsieri und Pecchio Antheil nahmen. Der Conciliatore wurde mit Geist redigirt und begann seinen Kampf gegen die Regierung auf dem Felde der schönen Literatur. Zuerst ging es über jene Menge von Schriftstellern her, die mit ihrem leeren Wortgeklingel Journale und Bücher anfüllten und sich für die Vertreter der italiänischen Nationalität, für die Classiker des Landes hielten, weil sie die italiänische Sprache geschickt handhabten, wenn auch sonst nie ein männlicher Gedanke aus ihrer Feder gekommen war. Nachdem dieselben abgethan waren, erweiterte sich der Gesichtskreis des Conciliatore; von den literarischen Fragen kam man auf praktische. Man sprach über Unterricht, Dampfschifffahrt, Gasbeleuchtung, verglich den damaligen Zustand der materiellen Verhältnisse des Volkes mit dem zur Zeit des Königreichs, kurz man überschritt die Grenze zwischen Literatur und Politik. Unter dem Geschrei der sogenannten classischen Partei, die über den Verfall des Geschmacks und die Profanation der Literatur jammerte, brachte der Conciliatore seine Vereinigung der Politik mit der Literatur zu Stande. Seinem Titel getreu, setzte er den Angriffen der Classiker eine Theorie gegenüber, in der sich in bizarrem Eklekticismus alle Ideen des Auslandes vereinigten, von der spanischen Constitution von 1812 bis zur deutschen Aesthetik und den industriellen Tendenzen Englands. Eines Tages aber fiel es ihm ein,



Silvio Pellico.

in einem Artikel von der Revolution gegenüber der heiligen Allianz zu sprechen; dieser Tag war der letzte des Conciliatore. Die Redacteure warfen sich meistens dem Carbonarismus in die Arme und waren nach Verlauf von zwei Jahren sämmtlich zerstreut. Sie erlitten traurige Schicksale. Pecchio, der Oekonom des Blattes, starb in London; der Graf Gonfalonieri, der gewandte, lebenslustige Verfasser der witzigen Nachrichten aus dem Monde, dem man es nicht anmerkte, daß er 1814 und 21 an der Spitze von Revolutionen gestanden, wurde auf funfzehn Jahre nach dem Spielberg geschickt. Doktor Rasori, einer der ersten Parteigänger Bonaparte's in Italien und ein Haupt der Partei gegen Oesterreich im Jahre 1815, entging wie durch ein Wunder der Strafe seiner Gefährten. Weniger glücklich war der Rechtsgelehrte Romagnosi. Ein Schüler desselben, Borsieri, kam nach dem Spielberg. Dasselbe Schicksal ereilte den Haupt-Redacteur, Silvio Pellico; aus der heitersten Umgebung wanderte er ins Gefängniß. Treuer den Grundsätzen des Conciliatore als Silvio, aber auch glücklicher, war Giovanni Berchet, ein Poet, der sich den deutschen Dichter Bürger zum Vorbild gewählt hatte, und der erste Romantiker auf italiänischen Boden. Sein Witz war eine Zierde des Conciliatore gewesen, als er aber 1821 ins Exil ging, verließ ihn seine Ironie und seitdem theilten sich Trauer und Zorn in sein Herz. Berchet's Gedicht: „die Flüchtlinge von Parga" behandelt einen Stoff (den Verrath dieser griechischen Stadt durch England), den einst Goethe der Aufmerksamkeit Manzoni's empfahl. Die Empfindungen, die Berchet in dieser lebensvollen Dichtung den unglücklichen Neugriechen geliehen, wendet er in seinen leidenschaftlich düsteren Phantasieen: „Der Verbannte" auf das eigene Vaterland an.

Der auch in Deutschland bekannteste von jenen Männern des Conciliatore ist Silvio Pellico, 1789 zu Saluzzo im Piemontesischen geboren. Früh daran gewöhnt, Lustspiele oder einzelne Stücke daraus herzusagen, die nicht selten sein Vater verfaßt hatte, und ergriffen vom Ossian des Cesarotti, dichtete er schon in seinem zehnten Jahre ein Ossianisches Trauerspiel. Aber zugleich mit der Phantasie entwickelte der Vater auch den Charakter und den politischen Sinn Silvio's und seines Bruders Luigi, indem er sie mit sich in die Versammlung der Bürger nahm, die er besuchte. Bald erfaßt das Gefühl der Liebe den Jüngling. Nachher treibt er sich vier Jahre in Lyon auf den Wogen eines regen und angenehmen Lebens herum, ohne darin unterzugehen; denn seine ganz französisch gewordenen Studien erhalten eine andere Richtung daselbst durch die Sepolcri von Foscolo, dessen Be-

kanntschaft und kräftiger Wille überhaupt einen besonderen Einfluß auf ihn ausüben. Der Aufenthalt in Mailand, wo er zuerst Professor der französischen Sprache am Collegium der Soldaten-Waisenkinder, dann Lehrer im Hause des Grafen Porro ist, fördert seine Bildung durch den Umgang mit den ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern Italiens und des Auslandes, die sich dort vereinigten. Hier unternimmt er den Conciliatore, bis auch er eine Beute der Politik wird Er wurde am 13. October 1820 verhaftet und auf den Spielberg, das österreichische Staatsgefängniß, gebracht. Die zehnjährige Gefangenschaft, die unter schrecklichen Martern seine Körperkräfte untergräbt, stählt und erhöht dagegen seine geistigen und moralischen, so daß nicht wenige seiner lyrischen und dramatischen Dichtungen in jener Zeit entstehen, deren Farbe sie auch an sich tragen. Aber er kennt dabei auch die Dichter fremder Nationen, wie Goethe und Schiller, an welchen Letzteren die „Cantiche" nicht selten erinnern. Das Unglück, welches den Dichter derselben betroffen, das schöne Buch, welches er über seine Gefangenschaft geschrieben (Le mie prigione, 1833, auch in's Deutsche übersetzt), haben Pellico's übrigen Werken größere Aufmerksamkeit zugewandt, als vielleicht unter anderen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Indessen war seine Tragödie „Francesca da Rimini" (mehrfach in's Deutsche übersetzt, von Kannegießer, Max Waldau u. A.) längst ein Lieblingsstück, mehr wegen des aus Dante geschöpften Sujets und des zarten zugleich und warmen Gefühls, das sich in wohlklingenden Versen ausspricht, als weil ein bedeutendes dramatisches Talent sich darin kund gäbe. In diesem frühesten und gelungensten Werke Pellico's enthüllt sich seine ganze Dichternatur: eine große Innigkeit und Hingebung, deren Neigung zur Melancholie zu stark hervortreten würde, wäre sie nicht, besonders in späterer Zeit, mit dem Enthusiasmus religiöser Ueberzeugung gepaart.

Ungleich mehr dramatisches Talent besitzt der Florentiner Giov. Battista Niccolini (geb. 1789). In der Form und Oekonomie dem ihm geistesverwandten Alfieri sich annähernd, bringen seine Werke („Polixena", 1811, „Nabucco" — eine Personificirung Napoleons, — „Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Filippo Strozzi", „Arnaldo da Brescia" u. s. w.) durch die kunstreiche und spannende Handlung, so wie durch die Wärme des Affects auf der Bühne bedeutende Wirkung hervor. Die politische Gesinnung trug dazu bei, denn Niccolini's Geist findet in der Geschichte Stoff und Nahrung: das Unglück Italiens, das sich hingeschleppt von Jahrhundert zu Jahrhundert, ist ihm der fruchtbare Boden, auf dem seine lebendigen Gestalten erstehen. Großes Aufsehen machte vor fünfzehn Jahren die damals erschienene historische Tragödie „Arnaldo da Brescia", worin das religiöse und politische Wirken dieses Schülers von Abälard und Wiederherstellers der römischen Republik, der Kampf Italiens gegen Friedrich Barbarossa, der Papst- gegen die Kaisersgewalt, des demokratischen Princips im Christenthum gegen den theokratischen Absolutismus der Kirchenverfassung geschildert wird. Der „Arnaldo" ist von B. von Lepel ins Deutsche übersetzt (1846), nachdem bereits zwanzig Jahre früher auch der „Nabucco" im Original und in der Uebersetzung eines Ungenannten (Ronneburg 1826) erschienen war, ohne jedoch eine besonders ausgezeichnete Aufnahme gefunden zu haben.

Als Gründer einer neuen Epoche der dramatischen Kunst in Italien, wird oder wurde lange Zeit Alessandro Manzoni betrachtet. Geboren zu Mailand im Jahre 1784, erzogen theils dort von seiner Mutter (der Tochter des Marchese Beccaria), theils in Paris, machte er sich schon frühzeitig bekannt durch eine Elegie auf den Tod seines Lehrers Imbonati, und weiter durch ein allegorisches Gedicht: Urania, eine Verherrlichung der Poesie. Von seiner späteren Lyrik sind am bekanntesten die „sacri inni" (heilige Gesänge) und seine Ode auf Napoleon's Tod: „il cinque Maggio", die in Deutschland gleichzeitig fünf Uebersetzer (Goethe, Fouqué, Giesebrecht, Ribbeck, Zeune — die Uebersetzungen erschienen zusammengedruckt: Berlin 1828) gefunden; eine sechste lieferte jüngst Paul Heyse. Manzoni's beide Dramen — mehr hat er nicht veröffentlicht — führen die Titel „il Conte di Carmagnola" und „Adelchis" (beide in's Deutsche übersetzt, „Adelgis" von Streckfuß — Berlin 1828 — und von einem Ungenannten — Heidelberg 1830 — „der Graf von Carmagnola" von A. Arnold. Gotha 1824). Es ist das Verdienst Goethe's, die allgemeine Aufmerk-

samkeit auf diese Dichtungen, wie auf den Dichter selbst, gelenkt zu haben. Der „Graf Carmagnola“ behandelt das Schicksal jenes venetianischen Feldherrn, welcher gegen seinen früheren Herrn, den Herzog Philipp Maria Visconti, Krieg führen muß. Einige Unvorsichtigkeiten bringen ihn trotz seiner Siege in den Verdacht, daß er es noch mit dem früheren Herrn halte und die Republik läßt ihn hinrichten. Wie es scheint, ist Schiller's Wallenstein nicht ohne Einfluß auf die Charaktere und den Bau dieses Stücks gewesen. Das zweite Drama behandelt den Untergang des lombardischen Königshauses. Adelgis war der ritterliche Sohn des schwachen Desiderius und seine Gestalt lebt noch heute in den Sagen der Lombarden. Seine Schwester, die Gemahlin Karl's des Großen, ward von diesem verstoßen, zugleich waren die Wittwe Karlmann's und ihre Söhne unter longobardischen Schutz geflüchtet. Das Stück schildert das Hereinbrechen der fränkischen Herrschaft in Italien, die Anfänge der Größe des Papstthums, die Grundlegung endlich zu jenen politischen Zuständen, durch welche bis auf die Gegenwart die italiänischen Verhältnisse bedingt wurden.

Manzoni trat mitten unter den politischen und literarischen Wirren auf, welche noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts Italien, und besonders die Lombardei, bewegten. Bei seinem beschaulichen Geiste und dem poetischen Gemüthe, das ihm eigen ist, konnte er sich nur jenen Geistern zugesellen, die, das Unglück ihrer Nation innig empfindend, kein anderes Mittel, als das einer geistigen Umbildung erkannten und daher Jeden an sich zogen, der, philosophirend oder dichtend, dabei mitwirken konnte, und Manzoni trat zu ihnen, besonders in Folge der in seinen Hymnen und Trauerspielen ausgesprochenen Tendenz. Diese Tendenz war aber mehr eine künstlerische, als eine politische. Sich mit frischer und ruhiger Anschauung, mit einem bedachtsamen historischen Gewissen in seinen Gegenstand vertiefend, bemühte er sich, in die geheimsten Ursachen der Begebenheiten einzudringen, um bestimmten, sich widersprechenden Charakteren festes Leben und Bewegung zu geben und den starren Zusammenhang der Begebenheiten aufzulösen, um so die Idee eines historischen Abschnittes genau aus sich selbst entwickeln und auf diese Weise die eigene Kenntniß seines klaren Geistes, besonders in Ansehung der dramatischen Kunst, befördern zu können. Daher die bestimmte und fortschreitende Reihe der Scenen, die freie und an großartigen, den Verhältnissen entsprechenden Gedanken reiche Sprache. Um dem Geiste einen Ruhepunkt zu gewähren, damit er der in die Handlung verwobenen Gedanken und Gefühle sich zu erinnern vermöchte, ohne den Gang der Handlung selbst zu unterbrechen und aufzuhalten, wählte er den Chor, welcher auf diese Weise die Erhebung des vorher in die Handlung vertieften Geistes, das Sichsammeln desselben und gleichsam die Wiederaufnahme der Handlung ist. Aber eben darum ist Manzoni wahrhaft lyrisch, während er, in der Erinnerung an die ideale Welt der Vergangenheit und in der Sehnsucht nach einer künftigen, auf die genaue und innige Einheit, auf die gleichsam vorherbestimmte Harmonie der innern und äußern Welt hinweist, die sich gegenseitig in einander spiegeln. Wenn auf diese Art und unabhängig von seiner Absicht, gleichsam unwillkürlich, unter seinen Händen eine neue Gattung des Trauerspiels sich bildete, eingegeben von dem Wesen der Gegenstände und der Begebenheiten, der Charaktere und der Gefühle, und erzeugt aus einem reinen und kräftigen Geiste, so mußte er auch jenen willkürlichen Bau des Trauerspiels aufgeben, der mehr die Ansichten und Meinungen des Dichters, als den Kampf des Einzelnen mit dem Ganzen und dessen endliche Entscheidung nach der göttlichen Weisheit offenbarte. Daher findet sich hier nichts von jener erkünstelten und nachgemachten alten Größe, dem Adel und der Classicität in den Gesinnungen und Formen, nichts von jenen scharfen, abgenutzten Einfällen und conventionellen Redensarten; wie in einem reinen klaren See die Blumen, Bäume, Wälder und die ganze Umgegend sich abspiegeln, so treten in den Trauerspielen Manzoni's die Personen mit ihren Gefühlen und den Handlungen unter dem klaren oder trüben Himmel auf, der sie umgiebt. „Manzoni“, bemerkt Goethe, „hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben: sein schönes wahrhaft poetisches Talent beruht auf seinem humanen Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Uebereinstimmung bleibt, so findet er auch unerläßlich, daß das historische

Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Documente Bestätigtes, Unwidersprechliches enthalte." Dieses historische Element tritt denn auch in Manzoni's berühmtem Romane: „die Verlobten" hervor (i promessi sposi, 1825; in's Deutsche mehrfach übertragen, von D. Leßmann, E. v. Bülow und jüngst noch von L. Clarus, welcher Letztere seiner nach der sechsten Auflage des italiänischen Romans bearbeiteten Uebersetzung — 1859 — eine literargeschichtliche Einleitung über Manzoni, von katholischem Standpunkte aus, voraufgeschickt hat). „Manzoni's Roman", äußerte Goethe „überflügelt Alles, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche nichts weiter zu sagen, als daß alles Innere, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist und daß das Aeußere, alle Zeichnung von Localitäten und dergleichen gegen die großen innern Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen. Der Eindruck beim Lesen ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht heraus kommt." Auch Tieck prophezeite in enthusiastischer Weise diesem Roman eine Dauer von Jahrhunderten. Die italiänischen Kritiker wußten nicht, was sie mit dem wunderlichen Product anfangen sollten. Die Einen machten es ihm zum Vorwurf, daß die Helden arme Leute seien, welche nicht lesen und schreiben könnten, die Anderen nahmen an der Verletzung der classischen Manier Aergerniß. Denn ausgenommen einige Reisebücher und sentimentale Liebesgeschichten gab es damals noch gar keine italiänischen Romane. Was den Inhalt betrifft, so erzählt der Roman die Geschichte eines armen Seidenspinners und seiner Braut, welche von den verbrecherischen Nachstellungen eines Edelmanns verfolgt wird. Beide müssen mit Hilfe von Mönchen aus ihrer Heimath flüchten und in fremden Diensten eine lange Leidensschule durchmachen. Das Terrain ist der Comersee und Mailand, die Zeit das 17. Jahrhundert, als die Lombardei unter spanischer Herrschaft stand. Kriege, Hungersnoth und Pestilenzen verheerten damals dies reiche Land und geben dem Verfasser Anlaß zu den erschütterndsten Schilderungen. In Folge der Seuche und auch durch die Hilfe des unvergleichlichen Erzbischofs Borromeo kommen die Liebenden endlich wieder zusammen, um sich nicht mehr zu trennen. In Betreff der Form läßt sich das Vorbild Walter Scott's kaum verkennen. Der Dichter giebt vor, daß er die ganze Geschichte nach einem alten Manuscripte erzähle. Der Grund davon, ist gesagt worden, kann bei einem so warmen Patrioten wie Manzoni, und zwar in einer Zeit, als Silvio Pellico auf dem Spielberg saß, keinen Augenblick zweifelhaft sein. Ja der gewaltige Eindruck, welchen das Buch hervorbrachte, ist hauptsächlich in dem zu suchen, was zwischen den Zeilen steht, oder damals stand. Die Schilderung einer Zeit, in welcher die Lombardei unter fremder Herrschaft, als die Nobili gewaltthätig, die Obrigkeit unwissend und verderbt, das Volk von tausend Lasten und Landplagen gedrückt war, konnte als ein gefährlicher Spiegel angesehen und gerichtet werden, wenn man die nationale Tendenz allzu deutlich witterte. Manzoni schonte dabei seine eignen Landsleute keineswegs. — Contrastirend genug mit dem oben angeführten Ausspruche Goethe's ist das Urtheil eines neueren deutschen Kunstrichters: Manzoni's Roman sei unendlich kalt und ohne alle eigenthümliche Lebenswärme, er erliege beinahe unter der Last des historisch gelehrten Materials, das keineswegs zu einer künstlerischen Einheit verarbeitet sei. Manzoni, heißt es weiter, war kein productiver Geist von höherem Feuer, und unter seinen Händen erstarrte am Ende Alles zu Eis und Stein. Aus der letzten Zeit seiner literarischen Thätigkeit kennt man nichts weiter von ihm, als ein Handbuch der katholischen Moral, das er in seiner Zurückgezogenheit abfaßte. Der hallische Professor Carl Witte, den wir in dem Abschnitt über Dante wiederholt zu nennen Gelegenheit hatten, erzählt, daß Manzoni ihm bei einem Besuche, den der deutsche Kenner der italiänischen Literatur dem Dichter der „Verlobten" abgestattet, ausschließlich die formellen Vorzüge der katholischen Kirche hervorgehoben habe. Charakteristisch ist das Portrait, das Witte von dem greisen Dichter entwirft. „Lange, berichtet er, mußte ich warten. Endlich hatte sich hinter mir unvermerkt die Thür geöffnet und ein hagerer, nachlässig schwarz gekleideter Mann mittlerer Größe mit blassen eingefallenen Wangen, einigen Pockengruben, unordentlich krausem

Haar und etwas stechenden, zugleich unstäten und träumerischen Augen begrüßte mich mit verlegener Hast und forderte mich sogleich auf, seine Mutter in den Speisesaal zu führen."

Niccolini und Manzoni gehören Beide noch in dem Augenblick, wo unser Werk der Oeffentlichkeit übergeben wird, zu den Lebenden. Beider Namen wurden noch jüngst von den Tagesblättern in Beziehung zu der gegenwärtigen Umgestaltung der Dinge in Italien genannt. Von Niccolini wurde berichtet, daß er der florentinischen Deputation angehört habe, welche zum Zweck der Huldigung des sardinischen Königs an diesen (1859) abgesandt worden; und Manzoni ist im August desselben Jahres von diesem Könige zum Präsidenten der mailändischen Akademie mit einem bedeutenden Jahrgehalte ernannt worden. Von den vielen und darunter nicht gewöhnlichen literarischen Persönlichkeiten, welche Beide während ihrer langen Lebenszeit erblühen und enden, verkümmern und dahin sterben sahen, seien es nur zwei, die wir noch in den Kreis unserer Darstellung ziehen; zwei namhafte Dichter, deren einer in der elegischen Lyrik, der andere in der Satire am meisten unter den Zeitgenossen hervorragten, die Beide Opfer eines frühzeitigen Todes wurden. Der ältere von ihnen ist Giacomo Leopardi; der jüngere und später Gestorbene Giuseppe Giusti. Dem Ersteren verlieh die Natur mit einem zerbrechlichen, verbildeten Körper, der von Jugend auf den Keim frühen Todes in sich trug, einen reichen Geist und eine edle Seele, die eine glühende Liebe für sein Vaterland erfüllte. Ausgehend von einem durchaus antiken Standpunkt sprach er als Jüngling, wo die Kraft der Jugend noch die Leiden seines Körpers überbot, Worte der feurigen Begeisterung an sein gesunkenes Volk. Dann mehr und mehr hinwelkend, empfand er sein eigenes Leid als identisch mit dem der Nation. Wehmüthig klagt er über die verlorene Blüthe der Jugend, die er nie gekannt, und spricht das strenge Urtheil über die tiefe Sittenlosigkeit seines Volkes. Dann, verzweifelnd an dessen Wiederaufleben und an seinem eigenen Schicksal, verzweifelte er am Leben und an der Menschheit selbst. Der Tod wird ihm ein freundlicher Engel wie die Liebe, die seine Leiden unterbricht, wie jener sie endet. Graf Giacomo Leopardi wurde am 29. Junius 1798 zu Recanati in der Mark Ancona geboren. Eine ausgezeichnete Büchersammlung, die er im elterlichen Hause vorfand, vermittelte schon in seiner frühen Jugend seine Bekanntschaft mit den Mustern der antiken und der heimathlichen Poesie. Er las zuerst Virgil und Dante. Ohne Lehrer begann er das Studium der griechischen Sprache mit solchem Erfolge, daß er sich in seinem 20. Jahre den ersten Kennern derselben in Italien an die Seite stellen durfte. Proben seiner philologischen Gelehrsamkeit legte er zuerst 1816 in verschiedenen durch den mailändischen „Spettatore" veröffentlichten Aufsätzen ab. Großes Aufsehen erregte eine griechische Hymne an Neptun und zwei Oden, welche der damals neunzehnjährige Jüngling verfaßt und als alte Originalwerke bekannt machte. Die Gelehrten Italiens zweifelten nicht an der Aechtheit des angeblichen Fundes, bis der Verfasser offen hervortrat. Kurze Zeit darauf zog er die öffentliche Aufmerksamkeit durch zwei italiänische Canzonen, die 1818 in Rom erschienen, auf sich. Das zweite dieser Gedichte, veranlaßt durch das Denkmal, welches man damals in Florenz für Dante vorbereitete, beklagt den Untergang des literarischen Ruhms in Italien, wie das erste (das wir unten in der Auswahl übersetzt mittheilen) die gefallene politische Größe des Landes. Besonders überraschte die gedrungene Kraft der Sprache, welche durch das freie, mehr zufällige Versmaß und den einfachen Rhythmus gehoben wird. Durch eine große Zahl philologischer Schriften, die bis 1823 schnell einander folgten, hatte sich Leopardi einen hochgeachteten Namen in Rom erworben und er folgte im October 1822 mehreren an ihn ergangenen Aufforderungen, die ewige Stadt zu besuchen. Hier fand ihn Niebuhr, der damalige preußische Gesandte am päpstlichen Hofe, in einer Dachstube, von Büchern umgeben, und von körperlichen Leiden niedergedrückt. Niebuhrs Bemühungen, den jungen Mann durch eine entsprechende Stellung gegen äußeren Mangel zu wahren, blieben fruchtlos, da die päpstliche Regierung den Grafen Leopardi nur dann befördern wollte, wenn er sich dem geistlichen Stande widmete. Die Denkungsart Leopardi's machte es ihm unmöglich auf den Vorschlag einzugehen; seine

Vaterlandsliebe ließ ihn ferner die ehrenvolle Aufforderung des preußischen Gesandten, in Berlin eine Professur für die italiänische Literatur anzunehmen, von der Hand weisen. Da es ihm nicht vergönnt war, sich aus eigenen Mitteln lange in Rom zu erhalten, so kehrte er nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten nach Recanati zurück. Hier ergab er sich auf's Neue mit Eifer seinen Studien, aber bald entzog ihm sein leidender Körper, wie früher die Freuden der Jugend, so jetzt die einzige Freude seines Lebens, welche ihm die Wissenschaften bereiteten. Eine große Schwäche der Nerven und Eingeweide machte ihm jede anhaltende Beschäftigung unmöglich, und der leidende Zustand seiner Augen verbitterte ihm auch den Genuß, den er so gern aus der freien Natur schöpfte. Die Ruhe und Abgeschlossenheit führten ihn dagegen mehr der Dichtkunst zu, und der Schmerz über sein Unglück ward ihm zur begeisternden Muse. In jener Zeit entstanden sieben Gesänge, welche zugleich mit den drei früheren, an Italien, über das Denkmal des Dante und an Angelo Mai, in der bologneser Ausgabe seiner Gedichte erschienen (Canzoni del Conte Giacomo Leopardi. Bologna 1824). Zwei Jahre später folgte ein zweiter Theil lyrisch melancholischer Dichtungen. (Ein Theil dieser Poesieen ist von K. L. Kannegießer deutsch übersetzt erschienen.) Bald riß er sich aus seiner Heimath wieder los: in Bologna und Mailand beschäftigte ihn die ältere italiänische Poesie. Wie tief seine Kritik in das Wesen der lyrischen Dichtung, wie in die innersten und verborgensten Schönheiten der Sprache eingedrungen, zeigt seine 1827 und 1828 in zwei Bänden erschienene Crestomazia italiana. Gleichzeitig mit dem ersten Bande derselben waren in Mailand seine „Operette morali," erschienen, eine Reihe von prosaischen Aufsätzen, in denen Leopardi nach Art der meisten neueren italiänischen Philosophen, die seit den großen neapolitanischen Denkern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert keine originellen und wissenschaftlichen Systeme mehr aufzuweisen haben, in erzählender, dialogischer oder didaktischer Form seine Grundansichten über das Wesen und die Bestimmung des Menschen entwickelt. Er geht von einem materialistischen Standpunkte aus, der durchaus als von ihm selbst gewonnen betrachtet werden kann und der sich theils altgriechischer Lehren, theils auch neuerer Bemerkungen zu bloßer Ausschmückung bedient. Diese düstre Ansicht von dem hoffnungslos verirrten Wesen aller menschlichen Bestrebungen, die hier ohne jene lieblichen Phantasieblüthen erscheint, von denen umhüllt sie durch seine Gedichte schimmert, würde nothwendig jene Schriften einförmig und ermüdend machen, wie dem Verfasser selbst das Leben erschien, wenn sie nicht von einer großen Persönlichkeit ausgesprochen würde. Neben einer Fülle antiken Wissens zeigt er eine unendlich feine Beobachtungsgabe und eine tiefe Kenntniß der Schwächen der menschlichen Natur, und nicht leicht dürfte die Schreibart eines neueren Schriftstellers der Klarheit und Bestimmtheit der Griechen näher gekommen sein. Das Grundelement der Poesie Leopardi's ist ein dichterisches Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit, welche in einigen Gedichten die Vergangenheit seines Volkes und der Völker überhaupt, in anderen die verlorene Jugend und die entschwundene Liebe ist. Dieser Vergangenheit tritt kalt und entblättert die Gegenwart gegenüber, welche Leopardi in jenen Schriften zergliedert und des letzten poetischen Schleiers, der sie umhüllt entkleidet. In Deutschland hat man neuerdings in der darin ausgesprochenen trüben Weltanschauung eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Philosophie Arthur Schopenhauer's gefunden.

Dichterisch in fortwährender Thätigkeit wechselte Leopardi stets von Neuem seinen Aufenthaltsort. Von Mailand kehrte er krank und müde nach seinem Geburtsort zurück, um diesen bald von Neuem wieder zu verlassen. Aus dem Abgrunde seines Schmerzes, sagt sein treuester Freund und Biograph Ranieri, rang er sich empor, sehnte er sich, mit dem unheilbaren Instinct des Menschengeschlechts, nach jener Glückseligkeit, deren Nichtvorhandensein und Täuschungen er gesungen und gepredigt hatte. Und immer diesem fliehenden Trugbilde nacheilend schied er bald wieder von dem Ort, wo er eben, verzweifelnd, es zu erreichen, Ruhe gesucht hatte. Günstigen Einfluß übte auf ihn vorübergehend der Aufenthalt in toscanischen Städten, besonders in Florenz und in Pisa. Aber der Gesundheitszustand des Dichters hemmte stets aufs Neue seine Arbeiten und ließ ihm keine Hoffnung

auf Besserung. So entschloß er sich 1830 zum letzten Male seine Heimath zu besuchen, um dem Vater und der Schwester Lebewohl zu sagen. Hier rief ihm Alles das Gedächtniß seiner Jugend zurück, und die Erinnerung wirklicher oder geträumter Freuden umschwebte sein von Leiden niedergedrücktes Gemüth. Hier entstanden wohl jene drei schöne Gesänge, welche im nächsten Jahre in der florentinischen Ausgabe seiner Gedichte erschienen und mit folgenden Ueberschriften bezeichnet sind: il risorgimento, a Silvia, le ricordanze. Es sind schwermüthige Variationen jener frühern Klagen über die dahingeschwundene Jugend, und neue lieblichere, weibliche Gebilde umschweben den Dichter. Bald aber kehrte Leopardi nach Florenz zurück, denn er entzweite sich stets mehr mit seinem Vater, der von Anfang an das wissenschaftliche und dichterische Streben des Sohnes gemißbilligt, welches seinen streng katholischen und aristokratischen Ansichten entschieden entgegentrat. Aehnlich jenen fanatischen Parteimännern des italiänischen Mittelalters entzog er seinem hinsterbenden Sohne noch die spärliche Unterstützung, die er ihm bisher gewährt. Der schon genannte Neapolitaner Antonio Ranieri, der später sich u. a. durch einen Sittenroman bekannt gemacht und den Leopardi 1827 in Florenz kennen gelernt hatte, veranlaßte diesen, mit ihm nach Neapel zu gehen. Den Freunden gesellte sich hier bald der deutsche Dichter, Graf August von Platen zu. Viele geistige Berührungspunkte vereinten beide Dichter, zwischen denen sich alsbald ein inniges Freundschaftsverhältniß entspann, so daß kein Tag verging, in dem Platen nicht Leopardi auf eine Stunde heimgesucht hätte. Die Annäherung der Cholera machte damals auf beide Dichter einen beunruhigenden Eindruck. Platen trennte sich von dem Freunde, er wandte sich nach Sicilien, wo der deutsche Dichter bald zwischen den Rebenhügeln griechischer und und altclassischer Gräber seine letzte Ruhestätte fand. Leopardi war um diese Zeit mit einem von seinen früheren Liedern ganz abweichenden Gedichte beschäftigt, welchem er den Titel einer „Fortsetzung des homerischen Frosch- und Mäusekrieges" (I paralipomeni della Batracomiomachia di Omero) gab. Man erkennt in diesem Werke bald eine mit treffendem Witz durchgeführte Satire auf die unglückliche Revolution der Neapolitaner von 1820 und auf die Besitznahme des Königreichs durch die Oesterreicher. In acht Gesängen, geschrieben in den schönsten Ottaven, welche die neuere italiänische Poesie aufzuweisen hat, schildert der Dichter unter anderem mit beißendem Witz jenes Strohfeuer der italiänischen Liberalen und ihre lächerlichen Verschwörungen. An die vorherrschend politische Satire in den ersten Gesängen schließt sich in den letzteren eine gegen den Glauben an Fortdauer nach dem Tode. Hier und da brechen zwischen dem Spott, der in diesen Gesängen waltet, Verse von der politischen Begeisterung seiner früheren Jahre hindurch. Er stellt darin eine Vergleichung seines unglücklichen Vaterlandes mit dem Ausland an, die wohl in patriotischem Stolz und Zorn zu weit gehen mag, aber durch Beredsamkeit und Gedanken wahrhaft blendet. Er zeigt Italien in dem Doppelbild einer Königin und Marthrin; einer Königin die zweimal an der Spitze der Welt gestanden, einmal durch die Adler Roms und dann im Mittelalter durch die geistige Herrschaft, die es geübt; einer Marthrin, die von Banden belastet auf dem Boden sitzt und sich weder mit Hand, noch Zunge mehr vertheidigt: das Ausland fühle, daß es sich mit der Vergangenheit Italiens nicht messen könne und wisse wohl, daß das unglückliche Land noch einmal der Erhebung fähig wäre, wenn nicht alle seine reichen Gaben in der Wiege erstickt würden; „daß, fiel' einmal Italiens Kettenbürde, es Königin zum dritten Male würde." Auf das Gebiet der politischen Satire geführt, könnten wir unmittelbar auf Giusti, der von allen neueren Dichtern das Bedeutendste auf diesem Gebiete geleistet, übergehen, wenn nicht noch aus Leopardi's Leben das Letzte zu berichten wäre. Zu seinen früheren Uebeln war inzwischen die Wassersucht getreten, welche sein Leben näher bedrohte. Als im Sommer 1837 die Cholera in Neapel und Palermo furchtbare Verheerungen anrichtete, wollte sich Leopardi auf ein Landhaus in Portici begeben. Aber noch ehe er diesen Entschluß auszuführen vermochte, erkannte er, daß er am Ende seiner Leiden stehe. Die Wassersucht war ihm an die Brust getreten, er verschied am 14. Juni jenes Jahres. Zwei deutsche Schriftsteller, die ihn persönlich kannten haben ihn uns in anziehender Weise geschildert: H. W. Schulz in einem Aufsatze, der in der von

A. Reumont herausgegebenen „Italia" vom Jahre 1840 mitgetheilt ist und der genannte Herausgeber selbst in seinen „Beiträgen zu italiänischen Geschichte".

Es war etwa sieben Jahre nach Leopardi's Tode, als im Toscanischen die handschriftlich verbreiteten Gedichte eines Unbekannten ungewöhnliches Aufsehen, ja Bewunderung erregten und mit blitzartiger Schlag- und Zugkraft wirkten. In diesen Dichtungen war die Beobachtung so scharf, die Schilderung so wahr, der Witz so treffend, wie die Sprache concis und prägnant und der Gedanke nicht selten zum Hochpoetischen sich erhebend, wodurch die Satire wie ein Gericht von oben erscheint. So urtheilte damals Reumont, der an Ort und Stelle sich von dem Eindrucke, den jene Gedichte hervorgebracht, zu überzeugen Gelegenheit hatte. „Ich erinnere mich," schrieb er später, „der Tage, wo diese Gedichte in meist incorrecten Handschriften von Hand zu Hand gingen, wo man sie auswendig lernte und recitirte, wo sie, kaum entstanden, wie Lauffeuer von einem zum anderen Ende des Landes flogen, bis sie bald hie, bald dort fehlerhaft und namenlos gedruckt wurden und endlich der Verfasser, auch anonym, zu Bastia auf Corsica eine Sammlung derselben veranstaltete." Der „Anonimo toscano" war Giuseppe Giusti; er gehörte einer Familie an, die durch Vermögen und Bildung zu den angesehensten des Landes gezählt wurde, und war am 12. Mai 1809 in Monsummano, einem Castell auf dem Wege von Florenz nach Pescia, geboren. Nach vier fröhlichen zu Pisa verlebten Universitätsjahren arbeitete er als praktischer Jurist bei einem damals sehr beschäftigten Advocaten in Florenz. Schon früh scheint seine Gesundheit eine schwankende gewesen zu sein und seinen Leiden gesellte sich später Verstimmung über die politischen Zustände hinzu. Wie die ersten seiner satirischen Verse, als sie bekannt geworden, wirkten, ist oben angedeutet. Es war die Zeit, welche man die des poetischen Schlafs nannte; der Poet scherzte damals über „König Block" (il Re Travicello), der sich nicht rührte im Froschteich und über die Austrocknung der Maremmen und Taschen in Toscana; er lieferte die Chronik des „italiänischen Stiefels, der nicht für alle Beine paßte," hielt Heerschau über die Souveraine, welche dem österreichischen Kaiser zu seiner lombardischen Krönung Glück wünschten — eines der, wie Reumont bemerkt, im Machwerk vollendetsten, dem Inhalt nach herbsten und verletzendsten Gedichte — und besang ironisch den heimathlichen Polizeistaat und die Frucht der Ermahnungen des Viertelscommissarius und die bevorstehende Besserung. Die Zeiten schritten vorwärts, die Nationalitätsfrage wurde auf die Tagesordnung gebracht und Giusti schrieb im October 1846 jene wunderbaren Verse „Sant Ambrogio" die Empfindungen, die ihm während der Militairmesse in Mailands alter Basilica die Brust füllten, wo auf Verdi's Chor der durch die Wüsten ziehenden verschmachtenden Lombarden ein Gesang der deutschen Truppen folgte, seinem Geiste das Wahre und Falsche im Verhältniß der beiden Völker zu einander offenbarend. So empfunden und ausgedrückt, bemerkt Reumont, konnte der itatiänische Patriotismus auch von Solchen verstanden, ja gebilligt werden, deren deutscher Sinn an manchem verletzenden Ausdruck ein Arg hätte nehmen mögen und die durch andere form- und geistlose versificirte Auswüchse des italiänischen Fremdenhasses nothwendig zurückgestoßen wurden. Als 1847 die politischen Frühlingsstürme, die Italien durchwehten, auch unserem Dichter Erfrischung gebracht hatten, veranstalte er eine neue Sammlung seiner 1845 zuerst erschienenen politischen Gedichte, in deren Vorrede er sich also ausspricht: „Ich fühle, daß dies Genre der Poesie nachgerade nicht mehr an der Zeit ist und möchte mich gern zu der Höhe der Dinge aufschwingen, die sich vor unseren Augen so herrlich entfalten: aber der Geist, der sich gewöhnt, sich in den engen Kreis des Rein zu schmiegen, ist er stark genug, die alte Sperrkette zu brechen und sich auf einem weiteren und fruchtbareren Felde zu ergehen? Wenn mir mein Inneres sagt, daß ich den Versuch wagen könne, so werde ich sicher nicht widerstehen; sollte ich mich dann der Aufgabe nicht gewachsen fühlen, so werde ich den thörichten Eigensinn mir nicht zu Schulden kommen lassen, zum Begräbniß läuten zu wollen in einer Zeit, wo alle Welt die Taufglocken zieht." Als der Großherzog von Toscana am 17. Februar 1848 dem Lande eine Repräsentativ-Verfassung verkündigte, richtete Giusti eine Ode an den Fürsten. „Wird das Volk," heißt es darin, „durch weibische Gewöhnung, durch schlafsüchtige Ruhe, durch wohlfeiles Wissen, durch trägen Arm und freche Zunge nicht gehindert, den jetzt be-

tretenen Weg zu verfolgen; stören den Herrscher nicht lügnerische Larven, leere Eitelkeit, gemeine Ehrsucht, Trug und Drohungen, blasser Zorn und einfältige Furcht, so begegnen heiteren Blickes Volk und Herrscher einander in Eintracht und zerrissen ist das alte Gewebe des mediceischen Netzes." Mit der constitutionellen Verfassung waren Giusti's Wünsche für die innere Freiheit erfüllt und mit heftiger Spannung verfolgte er den Gang des Krieges in der Lombardei, der den zweiten Lebenswunsch ihm zu erfüllen versprach. Das erste Parlament trat zusammen. Giusti wurde zum Abgeordneten erwählt; er trat in die Versammlung, sprach aber selten und stets mit scharfer Kürze. Auch in das zweite Parlament wurde er — wider seinen Willen — gewählt. Aber er war zu leidend, um anders als schweigend an den Verhandlungen theilzunehmen. Als nach dem Sturz der Verfassung das allgemeine Stimmrecht eine constituirende Versammlung schaffen sollte, blieben Giusti's frühere Wähler, trotz der Schmähungen der revolutionären Partei, ihrem Abgeordneten treu: er aber verzichtete auf sein Mandat. Da kam die Nachricht von dem unerwünschten Ausgange des Kampfes im Norden; der Großherzog kehrte an der Spitze fremder Truppen in das Land zurück, die Verfassung, zu deren Aufbau Giusti's Gedichte durch Hinwegräumen des alten Schuttes und Abstecken des neuen Grundrisses so viel beigetragen hatten, wurde der That nach beseitigt! Tiefe Trauer über die Erneuerung des absoluten Regiments gab dem langen, complicirten Leiden des Dichters neue und tödtliche Nahrung: er starb im Hause seines Freundes Gino Capponi, das er den Winter 1850 hindurch fast nicht mehr verlassen hatte, am 31. März jenes Jahres. Giusti's Gedichte erschienen gesammelt 1856 zu Bastia. Einige derselben hat Paul Heyse in's Deutsche übertragen und sich dadurch Anfeindungen zugezogen, die von angeblich deutsch-patriotischem Standpunkte aus gegen ihn gerichtet wurden. Das politische Element hat allerdings viel dazu beigetragen, Giusti's Dichtungen die rasche und glänzende Aufnahme zu verschaffen, welche ihnen zu Theil geworden. Das Moralische wirkte, das Poetische zog an, das Politische reizte. Aber auch Reumont, der es sich nicht verhehlen zu dürfen glaubte, daß diese Dichtungen ihre gefährliche Seite, ihre schlimme Wirkung gehabt, gesteht denselben eine an sich durchgehends moralische Tendenz zu: „Ohne es zu wollen," bemerkt derselbe weiter, „hat Giusti durch den unnennbaren Reiz, welchen seine Dichtungen für die Toscaner haben, jenen Geist der Auflehnung gesteigert, der an den Stützen jedweder Autorität rüttelte, bis plötzlich, oberflächlichen Beobachtern unerklärlich, Alles zu Boden lag." Warum in dieser Aeußerung gerade ein Nachdruck auf die Toscaner gelegt wird, findet seine Erklärung darin, daß der Genuß der Giusti'schen Poesie durch einen ihrer eigenthümlichsten Vorzüge dem Nicht-Toscaner erschwert wird. Die Sprache nämlich ist mit so reichlicher Würze sinnlich plastischer, volksthümlicher Wendungen versehen, so glücklich durch den lebendigen Quell populärer Spruchweisheit verjüngt und erfrischt, daß was dem eingebornen Toscaner das höchste Entzücken gewährt, seine familiärste Redeweise zum Ausdruck hoher dichterischer Gedanken geadelt zu sehen, dem Fremden keine geringe Arbeit kostet.

Unsere Darstellung ist an ihr Ziel gelangt. Wohl könnten noch lange Reihen von Dichter- und Schriftstellernamen angeführt werden, welche irgendwie auf den Gebieten der literarischen Production als hervorragende zu bezeichnen wären. Wir begnügen uns, die hervorragendsten genannt zu haben. Wem es darum zu thun, über die vielen lyrischen, dramatischen und Romandichter, welche Letztere namentlich in den jüngst verflossenen Decennien zahlreich genug aufgetreten sind, Auskunft zu erhalten, wird eine mehr oder weniger genügende in den vielen encyklopädischen Sammelwerken finden, deren Aufgabe es ist, die politischen, wissenschaftlichen, literarischen und industriellen Erscheinungen der Gegenwart zu fixiren und in geordneten Uebersichten, sowie in biographischen Darstellungen vorzuführen. Nur ungenügend sind die Uebersichten über italiänische Literatur, welche die verschiedenen Werke über die Literatur der neueren Zeit und der Gegenwart überhaupt (wie O. L. B. Wolff's „schöne Literatur Europa's", J. Scherr's „Poeten der Jetztzeit", Th. Mundt's „Geschichte der Literatur der Gegenwart") liefern. Der sachkundige A. Reumont versuchte in einem 1844 zu Berlin gehaltenen, 1855 in seine schätzbaren „Beiträge zur italiänischen Geschichte"

mit einigen Erweiterungen aufgenommenen Vortrage „die poetische Literatur der Italiäner im 19. Jahrhundert" übersichtlich zu charakterisiren. Ausführlichere biographisch-literarische Schilderungen bringen die genannten Beiträge besonders in ihren beiden letzten Bänden. Wir begegnen, sagt Reumont, nachdem er in flüchtigen Umrissen die Bahn, auf welcher die poetische Literatur Italiens in unserer Zeit sich bewegt hat, bezeichnet — und unsere Darstellung mag mit seinen Worten schließen — wir begegnen vielem Erfreulichen, aber auch des Unerfreulichen ist nicht wenig. Doch herrscht das Erstere vor und wir dürfen uns Glück dazu wünschen. Jedenfalls ist ein reiches, frisches Leben erwacht und so wie das Land überhaupt fortschreitet, der Ideenaustausch rascher und fruchtbarer wird, die politischen und bürgerlichen Institutionen nach und nach sich bessern, so wird auch die Literatur nicht stehen bleiben. Wie sie sich entwickeln wird, muß die Zukunft lehren. Wir stehen noch zu sehr inmitten der Krisis, um es voraussehen zu können, und noch mangelt das Gleichgewicht, welches die vollendete Schönheit bedingt. Die Umwandlung aber, die vorgegangen, ist nicht Italien allein eigenthümlich: überall bemerken wir den inneren wie den äußeren, den formellen wie den geistigen Contrast zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert.

# Auswahl übersetzter Stücke aus den Dichtungen von Vittorio Alfieri, Vincenzo Monti, Alessandro Manzoni, Giacomo Leopardi u. Giuseppe Giusti.

## I. Aus Alfieri's Satiren.

(Vgl. S. 591.)

### Die Großen.

Sinnlos ist Ahnenstolz. Ins Nichts zurück
Mit jeder Null! Groß sei, wer Hohes thut,
Nicht wen zu faulem Prunk erzog das Glück.

Doch wenn ein Wackrer als vermehrtes Gut
Den Söhnen einst der wackren Väter Ehren
Vererbt — das ist ein Glanz, der wohl die Brut

Des Pöbels blenden mag und stumm begehren,
Daß doppeltes Verdienst nicht mag vermissen
Den Ruhm, den nur die Schlechten ihm verwehren.

Drum wer hier von den Großen lies't, soll wissen,
Daß einzig die Pygmäen sind gemeint,
Die man am Hof sieht, eitlen Tands beflissen.

Nun denn, ihr Großen, die ihr Hochmuth eint
Und schnöde Ungebühr mit Sclavensinn
Und bald Halbgötter uns, bald Würmer scheint,

Ihr sprecht zum Herrn: O Majestät, nimm hin
All unser Sein! Dein heilig Angesicht
Zu schau'n, ist uns im Leid ein Hochgewinn!

Und sprecht zu uns: Wer bist du? armer Wicht,
Was macht dich kühn, vom König was zu bitten?
Mit leeren Händen zeigt man sich hier nicht.

Das sind der goldverbrämten Satelliten
Zwei Sprachen, zwei Gesichter, das die Art,
Zu schaukeln auf und nieder in der Mitten.

Die Sprößlein ihres Stamms nimmt jung und zart
Der Herr zu Pagen, steckt sie gleich den Alten
In Kronlivrée, eh' ihnen sproßt der Bart.

Wie herrlich im Palast sie sich entfalten,
Zum Schenkenamt und Kammerdienst bestellt,
Zum Fackeltragen und zum Bügelhalten,

Und Allem, was dem Erdengott gefällt,
Bis sie ins Feld ziehn zu Achillesthaten,
Die Jeder, der sie hört, für Fabel hält.

Und wie erst, wenn sie dann in fremden Staaten
Mit Secretair und Koch Gesandtenpflicht
Verseh'n, in Sachen, die nie fehl gerathen,

Wenn's Tag und Nacht nur auf dem Heerde nicht
Kalt wird, und man den rechten Koch erkoren,
Und Excellenz nur möglichst wenig spricht.

Und wieder heim ziehn Seine Hochgeboren
Zur Residenz, mit Lorbeern so geziert,
Daß schier der Kranz bedeckt die großen Ohren.

Sagt, welches Amt nun solchem Mann gebührt,
Der, groß in Krieg und Politik, den Bogen
Bei Hof, im Feld die Feder hat geführt?

Der gute Fürst, vom falschen Schein betrogen,
Ernennt zum Kanzler ihn, auf daß er hüte
Der Themis geiz'ge Heerde in den Togen.

Doch halt! Schon einen Schlimmern hat die Güte
Der Königin zu diesem Amt ersehn,
Ein dralles Bischöflein, ein flink Geblüte.

Sie wünscht — sofort ist Alles ungescheh'n.
Asträa muß — zu noch viel größrem Gram —
Die Wage in der Hand des Pfaffen sehn.

Da unserm Großen nun ein Andrer nahm
Die Siegelwürde listig weg vorm Munde,
Wie lohnt man sein Verdienst so wundersam?

Behängt ihn erst, zu heilen seine Wunde,
Mit Indiens Edelsteinen und Beryllen,
Drin glänzt ein Thier auf emaillirtem Grunde.

Ein Thier von Gold muß mit Respect erfüllen,
Und sinnige Symbolik, will ich meinen,
Ein Vieh auf eines andern Brust enthüllen.

Und weil ein jedes Land vorzieht die seinen,
Wird hier die Eule, dort der Elephant
Der höchste Lohn für ihresgleichen scheinen.

Doch mehr als viele Thiere wird ein Band
Verehrt, das man dem linken Bein verlieh,
Dort festgeschnallt mit Spangen von Demant;

So daß der linke Strumpf dem Träger nie
Kann schlotternd niederhängen von der Wade;
Mit breiter Schleife prangt das andre Knie.

Nun blinkt er wie ein Reitpferd zur Parade
Von Schlüsseln, Kreuz und Stern, vorm Antritt schon
Des Amts beraubt; doch ist es nicht sein Schade.

Denn in den hohen Rath zunächst dem Thron
Befördern ihn geschickte Gegenminen;
Ihm neigen sich die Niedrigen und Hoh'n.

Alsbald beginnt von Augen, Stirn und Mienen
Der Strahl verhängnißvoller Macht zu blitzen,
Und seiner Krallen wird er sich bedienen.

Er sieht, daß Andre mehr als er besitzen,
Und schäumt. Ein gold'nes Bräutlein wählt er eilig,
Auf fetter Mitgift recht bequem zu sitzen.

Reich, doch von niedrem Blut, trübt sie ihm freilich
Des alten Stammbaums Reine. Doch was macht
Die Beute zweier Städte nicht verzeihlich?

Denn ihr Papa hat es so weit gebracht
Durch kecken Wucher. Cajus zog er aus,
Und Titius und Sempronius rupft' er sacht.

Der Tochtermann verbietet ihm das Haus.
Nun ist die Frau dem großen Zeus entsprossen;
Ein goldner Regen half schon öfters aus.

Das schmutz'ge Gold hebt ihn hinauf die Sprossen,
Die durch sich selbst er nie erklommen wär';
Schon überglänzt er all die andern Großen.

An seinem üpp'gen Tisch erniedrigt er
Die schönen Geister, die die Albernheiten
Des gnäd'gen Herrn vergolden nach Begehr.

Und strahlend wie ein Gott nach allen Seiten
Erscheint er ihnen auf Fasanenschwingen;
Wer wagt noch, den Parnaß ihm zu bestreiten?

Leicht ist's, in die Akademie zu bringen.
Dort sitzt er, spuckt und lobt und stellt sich an,
Als hört er zu, und schnarcht vor allen Dingen

So gut wie Einer. Hört, wie unser Mann
Enkomien stammelt, wie sich ziertich runden
Die schönsten Phrasen, die man wünschen kann!

Doch sind dies nur zum Lachen leichte Sünden.
Es gilt ein größres Räthsel: wie's geschieht,
Daß ihn Verschwenden reich macht, zu ergründen.

Kein Genuese wagt, so auf Credit
Zu kaufen; Schulden läßt er Schulden sein;
So kommt man nicht zu kurz, wie Jeder sieht.

Nicht wenig bringt auch seine Kunst ihm ein,
Werthlose Waare theuer zu verhandeln:
Sich selbst. Wer ihn nicht kauft, büßt's hinterdrein.

Das edle Vorrecht, Andre zu mißhandeln,
Hat er bei Hof geschickt sich angemaßt.
Geschenke müssen seinen Grimm verwandeln.

Schwerer vergeht sich, wer die Zeit verpaßt,
Ihn zu vergolden, als wer Dolche wetzte;
Der Säumige sei auf Noth und Tod gefaßt.

Lacht nicht darüber! Mancher schon benetzte
Zu spät mit blut'gen Thränen seine Wangen,
Weil er des Mächt'gen Zorn geringe schätzte.

Den Busen ganz umgarnt er seinem bangen
Monarchen; denn wer thät' es ihm zuvor
In Ränken? und er prahlt, wenn sie gelangen.

Nur Wen'ge blicken dreist zu ihm empor,
Die schlimmer sind. Zwar höher stehen Viele,
Doch Keiner hat, wie er, des Königs Ohr.

Welch ein verruchter Weg half ihm zum Ziele?
Hört, wie er mit dem Abschaum der Bordelle
Gemeinschaft macht zu schnödem Gaukelspiele.

Einimpft er seiner Väter Stammbaum schnelle
Dies falsche Reis. Wen nimmt es Wunder heute,
Wie gut Noblesse sich und Schmutz geselle?

Den Jäger Seiner Excellenz erfreute
Zuerst dies Weib mit ihrer Liebesflamme,
Dann ließ er dem Gewerbe sie zur Beute.

Er trifft sie wieder eines Tags im Schlamme
Und nimmt sie bei sich auf und stutzt sie zu;
Reich ward auch er auf breitem Sündendamme.

Nun sieht sie Excellenz und brennt im Nu.
Der Jäger schwört, ein reines Mädchen sei's,
Sein Mühmchen, arm und elternlos dazu.

Sejan will sie für sich, um jeden Preis.
Dann, als er satt ist, wird zu Hofcabalen
Sie angelernt, die er zu spinnen weiß.

Denn zwischen den gekrönten Ehgemahlen
Herrscht solcher Frost, daß man des Königs Bette
Erwärmen muß mit Nebensonnen-Strahlen.

Sejan und Thais schüren in die Wette.
Der gute Fürst, der kaum mehr bricht die Frucht,
Schleppt sich geduldig mit der neuen Kette.

Flugs wird ein andrer großer Herr gesucht
Zum Mann für Thais, mit dem Vorbehalt,
Daß er sein Recht zu brauchen nie versucht.

Zu größrer Sicherheit schickt ihn alsbald
Der König, eine Landschaft auszusaugen,
Als Mann, Aktäon, Wittwer wohlbestallt.

So wächs't mein Held vor aller Großen Augen
Zum Gott, zum wahren Herrscher seines Herrn.
Dem Mächtigen muß jedes Mittel taugen.

Die Schaar der Neider schweigt und knirscht von fern.
Er lebt so hin, den alten Künsten trauend;
Der Zorn des Königs selbst brennt ihn nicht gern.

Allein die Hölle stürzt ihn, schon ergrauend,
Des Fürsten Leben, das dem Scheintod glich,
Und seines Hochmuths Netz zugleich zerhauend.

Verbannt vom neuen Herrscher, sieht er sich
Nur noch mit angeborner Niedrigkeit
Umgürtet und bewährt für Hieb und Stich

Von andern Schurken. Krank, gebeugt von Leid,
Schwachsinnig, alt und dürftig, von der Bühne
Des Lebens endlich ruft ihn ab die Zeit,

Minder berühmt als Herostrat und Phryne.

---

## II. Aus Vincenzo Monti's „Bassvilliana."

(Vergl. oben S. 595.)

### Der 21. Januar 1793.

Nun hat des Tages neunte Dienerin
Ihr Amt vollbracht, steigt ab vom Sonnenwagen
Und wirft den Zügel ihrer Schwester hin.

Da kommt, die Wolke dunkel umgeschlagen,
Der Engel mit dem Schatten ungesehn
Zur Stadt, die aller Sünden Fluch getragen.

Er schreitet tief gebeugt; in Thränen stehn
Die Himmelsaugen; die Geberden zeigen,
Daß bange Schauer durch die Brust ihm gehn.

Den Schatten neben ihm beklemmt es eigen,
Da er ihn weinen sieht, und dort ringsum
Die Stadt, beherrscht von grauenvollem
Schweigen.

Stumm ist der Glocken Erzklang, das Gesumm
Des Tagewerks, der Säge scharfes Wetzen,
Des Amboß und der Hämmer Pochen stumm.

Nur überall ein flüsterndes Entsetzen,
Ein Fragen, Augenwinken, eine Schwüle
Der Traurigkeit auf Gassen und auf Plätzen.

Von dumpfverworrnen Stimmen ein Gewühle —
Stimmen von frommen Müttern, die ans Herz
Die Kinder ziehn in bangem Vorgefühle;

Von Frauen, die den Männern straßenwärts
Den Ausgang wehren und die Schwelle sperren
Mit heißem Flehn und thränenvollem Schmerz.

Allein der Wahnsinn macht sich flugs zum Herren,
Mit Furienhand den Liebesbund zu brechen
Und aus dem Arm der Frau den Mann zu zerren.

Denn sieh, heranstürmt, tanzend einen frechen
Schamlosen Tanz von Thür zu Thür in Hast,
Ein Larvenschwarm, aufstachelnd zum Verbrechen.

Scheußlich zu schaun, vom alten Durst erfaßt
Nach grausen Menschenopfern, ziehn daher
Die Larven der Druiden, heut zu Gast

Bei einer Missethat, wie nimmermehr
Ihr schielend Aug auf größrem Gräul geruht,
Wie nie um schnöd'ren Mord frohlockt' ihr Heer.

Sie gehn in Kleidern roth von Menschenblut,
Ihr Haar tropft Blut und Eiter in den Sand
Bei jedem Schritt gleich sprühn'der Regenfluth.

Die Einen schwenken einen Fackelbrand,
Die Andern Schlangengeißeln in den Lüften,
Giftbecher winkt und Dolch aus Jener Hand.

Und mit den Nattern geißeln sie die Hüften
Und Stirnen aller Sterblichen, und heiß
Tobt's in den Adern auf von Glut und Giften.

Da stürzt aus seinen Häusern schaarenweis
Ein rasend Volk, und es entweicht erschüttert
Das Mitleid aus dem wildempörtem Kreis;

Da unter Rossehuf und Fußtritt zittert
Die Erde seufzend, dröhnend gehn die Wagen,
Daß banges Murren durch die Luft gewittert,

Wie wenn ans Ohr entfernte Donner schlagen,
Wie wenn ein heulend Meer zu Nacht ergrimmt,
Wie wenn sich brausend Winterstürme jagen.

Wie wird dir, Hugo*), da dein Herz vernimmt
Dies Schreckenslied, da deine Augen schauen
Die schwarze Fahne, die im Winde schwimmt?

Das schreckliche Gerüst, und hoch im Blauen
Das Beil, und dürstend nach dem großen Mord
Die Henker, die ihn rüsten ohne Grauen?

Und ihn, den guten, größten König dort,
Ein armes Lamm in gier'ger Wölfe Mitte,
Zum Räubertodbett schleppen sie ihn fort!

Doch er, mit heitrer Stirn und festem Schritte
Geht durch die Menge, die ihn stumm umgiebt,
Daß es den Felsen selbst das Herz zerschnitte,

*) Basseville.

Daß Stein' in Thränen schmölzen. Doch ihr bliebt,
Ihr Tieger Galliens, steinern wie zuvor.
Weh, wohin kam's! Und euch hat er geliebt?

Es weint die Sonne selbst im Trauerflor
Und möchte von der Stadt hinweg sich kehren,
Die Thebens Gräuel neu heraufbeschwor.

Die Lüfte weinen, die entsetzensschweren,
Und nieder steigen aus des Himmels Frieden
Die Seelen jetzt, an jeder Wimper Zähren;

Die Seelen, die durch selt'ne Treu' hienieden
Mit ihrem Blut erkauft das Paradies,
Weil sie sich nie von Gott und König schieden.

Da auf dem Kampf und Jammer Frankreichs ließ
Der Herr sein Auge ruhn, und weise wägt er,
Das Schicksal ab des sündigen Paris.

Hoch auf dem Stuhl der Schrecken thronend regt' er
Die goldne Wage jetzt, und rechts hinein
All seine Langmuth und Vergebung legt' er.

Links aber häuft' er alle, groß und klein,
Die Frevel dieser Stadt, und dennoch stand
Die Zunge zwischen beiden Schalen ein.

Bis dann hinzuthat des Allmächt'gen Hand
Das Todesurtheil und die letzte Stunde
Des hohen Dulders; und auf einmal schwand

Das Gleichgewicht. Mit Klirren fährt zum Grunde
Die schwere Schale, drin das Todesloos;
Auf schnellt die andre hoch zum Himmelsrunde.

In dem Momente naht des Capet Sproß
Dem Blutgerüst. Er blickt empor und schreitet
Fest nach der Leiter, ruhevoll und groß.

Und er ersteigt die Staffeln, ungeleitet,
Im Angesicht so hehre Majestät,
Daß Scheu den Henkern durch die Adern gleitet.

Schon an das Herz des Volks, das unten steht,
Pocht Mitleid, neu erwachend, zwar mit scheuer
Verstohlner Hand — noch aber nicht zu spät.

Doch da entfacht die alte Wuth zu neuer
Ein grauses Wunder. Das Gerüst erklimmen
Urplötzlich vier gespenst'ge Ungeheuer.

Mit blut'gen Dolchen sind bewehrt die Grimmen,
Ein Strick schnürt ihren Hals, wüst ihr Gebahren,
Starr ihr Gesicht, drin düstre Blicke glimmen.

Die Häupter sind umsträubt von wirren Haaren,
Wie Sommers eine reife Waizenflur,
Durch die Gewitterstürm dahingefahren.

Und auf der Stirn in dunkler Furchenspur
Trägt jeder seinen Namen eingegraben,
Namen — ein Graun für Fürsten und Natur.

Damiens und Ankarström voran. Sie haben
Sich Heinrichs Mörder, Ravaillac, gesellt;
Des vierten Hand verdeckt die Blutbuchstaben.

Von diesen vier Dämonen eng umstellt
Vollendet Capet, freundlos, doch gelassen
Den Weg zum Beil vom größten Thron der Welt.

Und wie am Kreuz der Dulder ohne Hassen
Erseufzend rief in himmlischem Verzeihn:
Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen;

Verzieh auch er den Stiftern seiner Pein
Und sprach: Laß, Herr, mein Volk, vom Wahn
verblendet,
Und meine Seele dir befohlen sein!

Allein gewaltsam, eh er noch geendet,
 Stößt der Gespenster eins mit zorn'ger Faust
 Ihn unters Beil, eins zieht ihn, eines schändet

Sein heilig Haupthaar, das es zerrt und zaus't,
 Dann naht das vierte, und zerhaut in Wuth
 Den Faden, daß das Beil herniedersaus't.

Da es gefallen, horch, mit Donnern thut
 Der Himmel jäh sich auf, die rothe Erde
 Erschwankt und furchtbar gährt die Meeresfluth.

Es bebt die Welt, und mit des Schrecks Geberde
 Sehn sich die Mächt'gen an, halb staunend noch,
 Und Ahnung schüttelt sie, was kommen werde.

Der Ost und Westen zittert. Er jedoch,
 Der celtische Barbar, lacht zu den Schmerzen
 Der Welt und trägt verstockt die Stirne hoch.

Freiheitverhärtet unter frechen Scherzen
 Eilt er, daß er die Händ' und Fahnen taucht
 Ins warme Blut aus seines Königs Herzen.

Und grollt, daß, wo der Vater jetzt verhaucht,
 Nicht auch des königlichen Sohns — o Schande! —
 Und seiner Mutter Blut gen Himmel raucht.

So schweift ein Rudel Löwen durch die Lande,
 Nur halb gesättigt vom zerrissenen Stier,
 Und leckt die blut'gen Lachen auf im Sande.

Dann schleichen sie mit lauernder Begier
 Der Kuh zur Hürde nach und ihrem Jungen,
 Und zähnewetzend heulen sie nach ihr.

Und sie, da das Gebrüll am Zaun erklungen,
 Bebt doppelt bang, und wähnt bei jedem Stoß
 Sich schon von jener Tatzen Wucht umrungen.

Indeß erhebt, der Erdenmühen los,
 Den Flug zum Himmel die erlauchte Seele
 Zurück zum Urquell, dem sie einst entfloß.

---

## III. Aus Alessandro Manzoni's Dichtungen.

(Vergl. oben S. 605.)

### Der fünfte Mai. (1821.)

Er war; so wie bewegungslos,
Nachdem der Mund erblaßte,
Die Hülle lag, uneingedenk
Welch einen Geist sie faßte,
So steht die Welt wie schlaggelähmt
Bei dieser Kunde still.
 Stumm denkt sie an den Todeskampf
 Des Einen, Schicksalsvollen,
 Und fragt, wann wohl ein Menschenfuß
 Auf ihre blut'gen Schollen
 Solch eines Daseins Riesenspur
 Von neuem drücken will.

Ihn sah die Mus' im Strahlenglanz
Des Throns und hat geschwiegen,
Und sah ihn, ewig wechselvoll,
Fallen, erstehn, erliegen;
Im Wortgeräusch der Tausende
Blieb ihre Lippe kalt.
 Jungfräulich rein vom Sclavenlob
 Und nie von Schmähung trunken
 Erhebt sie jetzt sich tief bewegt,
 Da solch ein Stern versunken,
 Und singt zur Urn' ein Todtenlied,
 Das nie vielleicht verhallt.

Vom Alpengrat zum Wüstensand,
Vom Manzanar zum Rheine
Unfehlbar traf sein Wetterschlag
Hart nach des Blitzes Scheine,
Von Scylla bis zum Tanais,
Von dem zu jenem Meer.
 War echt sein Ruhm? die Enkelwelt
 Entscheide dies! Wir neigen
 Die Stirne dem Allmächtigen,
 Dem es gefiel zu zeigen
 In ihm die hehre Schöpferkraft
 Gewalt'ger als bisher.

Die bange Lust, die stürmische,
Zu glühn von großen Planen,
Des Herzens Angst, das dienen soll
Durchbebt von Herrschaftsahnen,
Und endlich hascht die Palme, die
Zu hoffen Wahnsinn war:
 All das erfuhr er, strahlender
 Aus jeder Noth sich hebend,
 Nach Flucht und Sieg und Kaisermacht
 Sich ins Exil ergebend,
 Zwei Mal im Staub dahingestreckt,
 Zwei Mal auf dem Altar.

Auf trat er: zwei Jahrhunderte,
Die wilden Kampf sich drohten,
Auf ihn demüthig blickten sie,
Wie auf den Schicksalsboten;
Er heischte Ruh, und setzte sich
Als Schiedsmann zwischen sie.
 Er ging — und hat den Lebensrest
 Auf schmalem Strand beschlossen,
 Ein Ziel dem tiefsten Mitgefühl,
 Den schärfsten Neidgeschossen,
 Dem Haß, dem unauslöschlichen,
 Und treuster Sympathie.

Wie überm Haupt dem Scheiternden
Sich wälzt die Last der Wogen,
Die eben noch der Späherblick
Des Aermsten überflogen
Ersehnend ach, verzweiflungsvoll
Entfernten Rettungsstrand,
 So auf dem Geist ihm lastete
 Die Fluth von alten Bildern.
 Dann hub er an, wie manches Mal!
 Der Welt sich selbst zu schildern;
 Doch auf die ew'gen Blätter sank
 Ermattend stets die Hand.

O wie so oft, wenn thatenlos
Ein Tag begann zu dunkeln,
Die Arme auf der Brust gekreuzt,
Gesenkt des Auges Funkeln
Stand er, bis ihn Erinnerung
In ferne Zeiten trug.
 Er denkt an sein bewegliches
 Gezelt, gesprengte Schanzen,
 Die Sturmfluth seines Reiterheers,
 Im Sonnenblitz die Lanzen,
 Und an sein rasches Machtgebot
 Und seines Winks Vollzug.

Ach, wohl erlag dem Uebermaß
So ungeheurer Proben
Verzagt sein Geist; doch kräftiglich
Kam eine Hand von oben
Und trug den Müden mitleidsvoll
In leichtre Luft empor,
 Und führt ihn auf die blühenden,
 Die hoffnungsvollen Pfade

Zum Land, wo jeder Wunsch verstummt
Vorm Ueberschwang der Gnade,
Wo tief in leere Finsterniß
Der Weltruhm sich verlor.

O schöner, ew'ger, seliger
Triumphgewohnter Glaube,
Frohlockend zeichn' auch dieses auf:
Daß nie zuvor im Staube
Sich vor der Schmach von Golgatha
Gebeugt ein stolz'rer Muth.
Heiß' schweigen jedes Lästerwort,
Das diese Asche schändet!
Es hat der Gott, der stürzt und hebt,
Der Leid und Tröstung sendet,
Auf dem verlassnen Sterbebett
Ihm an der Brust geruht.

[I.—III. übers. v. P. Heyse.]

## IV. Aus Giacomo Leopardi's Dichtungen.

(Vergl. S. 608.)

### An Italien.

Mein Vaterland, ich seh' die Mauern, sehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor
Der Ahnen Eigenthum,
Nur seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer seh' ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Völker schmückte! Ja, die Stirn verlor,
Die Brust verlor, die nackte, ihre Zier.
Die Striemen dort, weh' Dir!
Die Beulen und das Blut! Wie bist Du häßlich,
Du schönste Frau! — Zur Welt ruf' ich hinaus,
Zum Himmel auf, sag' an:
Wer hat Dir das gethan? Und gräßlich, gräßlich,
Wie schwere Ketten ihr die Arm' umziehen!
Am Boden sitzet sie in Gram und Graus,
Die Locken wild zerstreut und schleierlos,
Und zwischen ihren Knieen
Verbirgt die Arm' ihr Angesicht und weint.
Ja, mein Italien, Dir blühet sonst kein Glück,
Geboren Du zum Loos
Der Weltherrschaft im Glück und Mißgeschick.

Wenn meine Augen glichen Wasserbächen,
Doch könnt' ich nun und nimmer,
G'nug weinen über Dein Loos und Deine Schmach,
Du, Herrin sonst, jetzt eine arme Magd.
Wohl schreiben oder sprechen
Muß, wer gedenkt an Deinen einst'gen Schimmer:
Groß war, klein ist sie! So sagt man und fragt:
Warum, warum? Wo ist die alte Kraft,
Wo Muth und Waffen, wo Beharrlichkeit?
Wo ist Dein Schwert? Sag' an!
Wer raubte Dir's? Wer hat Dich so erschlafft?
Wer zog im kühnen Streit
Dir ab den Mantel und der Stirne Band?
Wie fielst Du oder wann
Von Deiner Hoheit und so tief zur Erde?
Und Keiner von den Deinen hob die Hand,
Um Dich zu schützen? Waffen, Waffen! Ich
Allein will kämpfen, sterben ich für Dich.
Gieb Himmel, daß zum Brand
Mein Blut in jeder Brust Italiens werde.

Wo, wo sind Deine Söhne? Das Geklirre
Hör' ich von Waffen, Wagen, Zinken, Streitern.
In fremder Völker Gränzen
Ficht Deiner Söhne Schaar.
Merk' auf, merk' auf, Italien! Das Gewirre
Glaub' ich zu sehen, nein, seh's von Roß und Reitern
Und Rauch und Raub, und bloße Schwerter glänzen
Wie durch den Nebel Blitze.
Du schweigst und weinst, Dein zitternd Augenlicht
Vom zweifelhaften Ausgang abgewandt?
Italiens Jugend ficht
Für wen dort? Götter, schaut's von Eurem Sitze!
Italiens Stahl kämpft für ein fremdes Land.
Weh', wer im Kriege sterbend unterlegen,
Für theure Heimath, Gattin, Kinder nicht,
Nein, fremden Volkes wegen,
Und nicht kann sagen, wenn das Aug' ihm bricht:

Du Land, das mich gebar,
Das Leben, das Du gabst, bring' ich Dir dar!

[Uebers. v. Kannegießer.]

## V. Aus Giuseppe Giusti's Gedichten.

(Vergl. S. 611.)

### Sant' Ambrogio.*)

(1846.)

Eur' Excellenz sind schlecht auf mich zu sprechen
Um die paar Dutzendspäße, die ich schrieb,
Als wollt ich alle deutschen Hälse brechen,
Weil ich zum Pranger helfe jedem Dieb.
Nun hören Sie, zur Buße meiner Schwächen,
Was, da ich mich umher in Mailand trieb,
Zuletzt bis Sant' Ambrogio hin verschlagen,
Frühmorgens jüngst sich mit mir zugetragen.

Den jungen Sohn von einem jener ganz
Verdächt'gen Männer hatt' ich zum Begleiter,
Von jenem Sandro**), Autor des Romans
„Die zwei Verlobten", auch bekannt noch weiter.
Entsinnen Excellenz sich nicht des Manns
Und seines Buchs? Doch freilich, Ihr gescheidter,
Staatskluger Kopf — erhalt' ihn Gott bei Kräften! —
Ist todt für solchen Kram vor Staatsgeschäften.

Wir treten ein, und voll ist's von Soldaten,
Von jenen, die dem kalten Nord entstammt,
Als zum Exempel Böhmen und Kroaten,
Im Weinberg hier als Pfähle eingerammt.
Wie sie nur je auf der Parade thaten,
So pfahlgerade stehn sie insgesammt,
Den Flachsbart überm Maul die ganze Rotte,
Steif wie gegossen selbst vor ihrem Gotte.

Ich blieb beiseit; denn, sag' ich's Ihnen ehrlich:
So mitten in dies Volk hineingeschneit,
Verspürt' ich einen Ekel — leicht erklärlich
Sind Sie, Dank Ihrem Amt, davon befreit.
Es roch so schlecht, das Athmen ward beschwerlich,
Ja mit Verlaub von Ew. Herrlichkeit:
Die Kerzen in dem schönen Gotteshaus
Sahn förmlich nach gemeinem Unschlitt aus.

*) Die berühmte alte Basilika in Mailand.
**) Alessandro Manzoni.

Doch während am Altar der Priester eben
Sich anschickt, einzuweih'n das myst'sche Brod,
Beginnt Musik sich plötzlich zu erbeben,
Die süß den Busen mir zu sprengen droht.
Aus den Trompeten klingt ein schmerzlich Beben,
Ein Bittgesang, wie ihn aus tiefer Noth
Ein Volk emporstöhnt zu des Himmels Thoren,
Der Güter eingedenk, die es verloren.

Der Chor von Verdi war's, worin zum Herrn
Das Flehn der dürstenden Lombarden rauschte:
„O Herr, von unserm Heimathherde fern —"
Der tausend Herzen innig schon berauschte.
Verwandelt fühlt' ich meines Wesens Kern,
Und unwillkürlich jetzt, indem ich lauschte,
Mischt' ich mich in die Tölpelschaar aus Norden,
Als sei'n sie von den Unsrigen geworden.

Was wollen Excellenz! Schön war das Stück,
Einheimisch auch, und leidlich vorgetragen.
Ein Kunstnarr darf wohl einen Augenblick
Der Kunst zu Lieb nicht viel nach Scrupeln fragen.
Doch da es aus war und ich sacht zurück
Zum alten Platz mich dachte durchzuschlagen,
Da, recht noch einmal mir zum Possen, fing's
Von Neuem an. Aus diesen Mäulern rings

Erscholl ein deutsches Lied und lang und bang
Im heil'gen Raum erhob es sein Gefieder.
'S war ein Gebet; mir schien's ein Grabgesang,
So schwer und klagend wogt es auf und nieder.
Und noch verfolgt im Geist mich dieser Klang;
Mich wundert, wie trotz ihrer steifen Glieder
Wohllaut sich birgt in diesen Creaturen
Und Harmonie in diesen Holzfiguren.

Ach, jener Hymnus klang so süß beklommen,
Wie Lieder aus der Jugend, die das Herz,
Das einst von trauter Stimme sie vernommen,
Uns wieder vorsingt in des Lebens Schmerz.
Mir war's, als säh' ich meine Mutter kommen,
Ein Sehnen fühlt' ich Lieb- und Ruhewärts,
Ein Grau'n, verbannt zu sein in fremden Landen,
Daß tief in Träumen mir die Sinne schwanden.

Und als es schwieg, stand ich versunken lange,
Und aller herbe Grimm war sanft entschlafen.
Die reißt nun, sprach ich, dieser Kaiser, bange,
Daß sich Italien rühre und die Slaven,
Aus ihrer Hütte fort mit schnödem Zwange,
In Sclaverei uns bändigend durch Sclaven,
Und pferchte die Böhmen- und Kroatenheerde
Im Winter ein auf der Maremmenerde.

In hartem Joch der Mannszucht leben sie,
Stumm duldend, allverhöhnt und allverlassen,
Ein blindes Werkzeug seh'nder Despotie
Beim Raube, dessen Schmach sie selbst nicht fassen.
Und jener alte Haß, mit dem sich, nie
Versöhnt, die Deutschen und Lombarden hassen,
Nutzt dem, der trennend herrscht und nur erbangt,
Wenn nach Verbrüdrung Volk und Volk verlangt.

Die armen Bursche, in der Fremde hier,
Von allen angesehn mit scheelen Blicken!
Wer weiß, ob sie den Herrn nicht auch wie wir
Des Tages hundertmal zum Henker schicken;
Sie hassen ihn nicht minder, denk' ich mir.
Nun aber fort! Wend' ich nicht bald den Rücken,
Umarm' ich noch sammt seinem Haselstocke
Den Corporal dort, steif trotz einem Pflocke.

[Uebers. v. P. Heyse.]

# Verzeichniß

## der in diesem Werke aufgeführten italiänischen Dichter und Prosaiker.

[Anmerk. Den Namen derjenigen Schriftsteller, aus deren Werken übersetzte Proben in den betreffenden Abschnitten mitgetheilt sind, ist ein Sternchen (*) beigefügt.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.